Philosophische Bibliothek
Band 67

Kirchner's

Wörterbuch

der

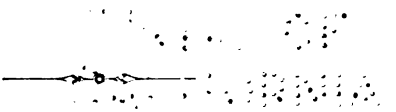
Philosophischen Grundbegriffe

Sechste Auflage

Dritte Neubearbeitung

von

Dr. Carl Michaëlis



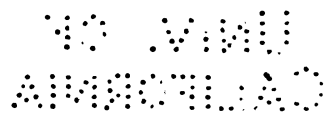
Leipzig 1911
Verlag von Felix Meiner

Digitized by Google

B43
K5
1911

"Οσῳ γὰρ πλέον ἐστὶ τὸ προσειλημμένον ἐκ φιλοσοφίας, τοσούτῳ μᾶλλον ἐνοχλεῖ τὸ ἀπολειπόμενον.

Plutarchos, de profect. in virtute 4.



Copyright 1911 by Felix Meiner in Leipzig.
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Digitized by Google

Aus dem Vorworte der ersten Auflage.

Mein Hauptstreben mußte darauf gerichtet sein, 1. die wichtigsten philosophischen Begriffe zu behandeln, 2. mich möglichster Kürze und Präzision zu befleißigen und 3. jeden wichtigen Begriff durch die Geschichte der Philosophie zu verfolgen.

Berlin 1886.

Friedrich Kirchner.

Aus dem Vorworte der vierten Auflage.

Die vierte Auflage des „Wörterbuchs der philosophischen Grundbegriffe" ist in der Weise bearbeitet, daß an dem Ziel, das Kirchner seiner Arbeit gesetzt hatte, festgehalten worden ist. Die historischen Nachweise sind vermehrt, Fehlerhaftes ist an sehr vielen Stellen verbessert, Überflüssiges ist oft gestrichen, Zusätze sind in großer Zahl hinzugekommen; wo es nötig schien, ist die Darstellung geändert und ihr eine größere Schärfe und Klarheit gegeben. Im ganzen erschien bei dem Wunsche, soviel wie möglich festzuhalten, doch so viel Umgestaltung ratsam, daß die vierte Auflage als eine Neubearbeitung bezeichnet werden mußte.

Berlin im Februar 1903.

Carl Michaëlis.

247585

Digitized by Google

Vorwort zur fünften Auflage.

Die vierte Auflage des „Wörterbuchs der philosophischen Grundbegriffe" hat eine freundliche Aufnahme gefunden und ist schnell vergriffen worden. Ich habe mich aber trotzdem überzeugt, daß das Buch einer weiteren gründlichen Umarbeitung unter Beachtung der in den Rezensionen gemachten Ausstellungen bedürfe. Der Sache wie dem Andenken Friedrich Kirchners glaubte ich nunmehr am besten zu dienen, indem ich den Wunsch, soviel wie möglich vom ursprünglichen Texte festzuhalten, aufgäbe, es allenthalben umarbeitete und die Verantwortung für den Inhalt selbst übernähme. Wohl weiß ich, daß auch nach dieser zweiten Umgestaltung noch recht viel verbesserungsbedürftig bleibt, und werde für jeden dahingehenden Wink dankbar sein. Wer auf vollständige historische Nachweise über die Fassung der Begriffe bei den einzelnen Philosophen Wert legt, ist nach wie vor auf das verdienstvolle Werk von R. Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, hinzuweisen, das nunmehr in 2. Auflage Berlin 1904 vorliegt.*) Auch sei ihm angelegentlich Franck, Dictionnaire des sciences philosophiques 1844 und James M. Baldwin, Dictionary of Philosophy and Psychology (New York, London. Macmillan. 1901.) empfohlen. Wer sich mit den einzelnen Philosophen beschäftigen will, benutze Noack, Philosophie-geschichtliches Lexikon (Leipzig 1879). Ich habe an dem Ziel festgehalten, gerundete kritische Begriffserörterungen und feste Definitionen zu geben. Mit meinem eigenen philosophischen Standpunkt, der bezüglich der Methode der des Empirismus, bezüglich des Abschlusses der Lebensanschauung der des Idealismus ist, habe ich möglichst zurückgehalten, ohne ihn zu verleugnen. Ungewollt und von selbst sind dabei aber in den historischen Nachweisungen immer wieder neben und vor anderen Platon, Aristoteles, Kant und Wundt in den Vordergrund getreten. Die anthropologisch-charakterologischen Artikel ganz zu streichen, wie ein Rezensent empfahl, habe ich mich noch nicht entschließen können; aber ich habe sie ganz kurz gestaltet.

Verpflichtet bin ich allen, welche die vierte Auflage einer Besprechung unterzogen haben, insbesondere den Herren Bruchmann, Goldstein, Goldbeck, Müller-Waldenburg,

*) 3. Aufl. 1910.

Digitized by Google

F. J. Schmidt, Wychgram und dem verstorbenen Herrn Weißenfels.

Bei der Neubearbeitung haben mich freundlichst unterstützt Herr Direktor Tschiersch, Herr Direktor Mellmann, Herr Prof. Ellinger, Herr Dr. Karl Schmidt, der Verfasser der Zeittafel, Frau Prof. Dinse und Fräulein Henriette Michaëlis, denen ich auf das verbindlichste danke.

Möge nun auch die fünfte Auflage des Buches sich innerhalb des Leserkreises, für den es bestimmt ist, alte Freunde bewahren und neue hinzuwerben.

Berlin im Juni 1907. **Carl Michaëlis.**

Vorwort zur sechsten Auflage.

Auch die fünfte Auflage des „Wörterbuchs der philosophischen Grundbegriffe" ist schnell vergriffen worden und hat eine sechste notwendig gemacht. Nur mit Bedenken übergebe ich sie der Öffentlichkeit. Ich habe mich mehr und mehr davon überzeugt, daß die Umarbeitung eines fremden Werkes schwieriger ist als die Herausgabe eines eigenen, und sah mich gezwungen, auf den ursprünglichen Text Kirchners keinerlei Rücksicht mehr zu nehmen. Viel dürfte von ihm nicht mehr stehen geblieben sein. Nach drei Richtungen war eine gründliche Umgestaltung des Wörterbuchs geboten: Die psychologischen Artikel mußten auf den Standpunkt der neueren Forschung gehoben werden, die Literatur der letzten Jahrzehnte mußte Berücksichtigung finden, und eine Reihe ergänzender Artikel war erforderlich, während andere als entbehrlich gestrichen werden konnten. Ich habe mich bemüht, diese dreifache Arbeit durchzuführen, und muß der Kritik das Urteil darüber überlassen, wie weit mir dies gelungen oder mißlungen ist. Vollständigkeit war bei einem Buche, das nicht für den Fachphilosophen bestimmt ist, sondern für Studierende und einen weiteren Leserkreis, nicht mein Ziel. Wer sich von der Art der Umarbeitung, die auch in dem Umfange des Buches hervortritt, durch Stichproben ein Bild machen will, den bitte ich, sich etwa Artikel wie Ding an sich, Druckempfindungen, Einfühlung, Gleichheit, Hegelianismus, Leibniz-Wolfische Philosophie, Neovitalismus, Pragmatismus, psychische Maßmethoden

Digitized by Google

Psychophysik, Sein, Weber-Fechnersches Gesetz, Werden, Wert anzusehen.

Zu Danke bin ich allen denen verpflichtet, die sich der Mühe unterzogen haben, die fünfte Auflage kritisch zu besprechen, namentlich den Herren Th. Achelis, K. Bruchmann, A. Buchenau, Th. Fritsch, E. Goldbeck, J. Goldstein, A. Matthias, Th. Matthias, E. Meumann, Ch. Michel, P. Ruthe, A. Schneider und Siebert-Fermersleben. Ich habe die Winke der Rezensenten, soweit es mir möglich war, berücksichtigt. Freilich den Artikel „Erscheinung" aus einem Wörterbuche der philosophischen Grundbegriffe zu streichen, ging mir gegen das Gewissen, und das Wörterbuch der Begriffe auch zu einem Wörterbuch der Philosophen zu erweitern, konnte ich mich nicht entschließen, weil es den Zweck des Buches umgestoßen hätte. Auch die Entdeckung eines Kritikers, daß mein Wörterbuch lediglich ein Kantlexikon wäre, hat mich in nichts fördern können.

Besonders bin ich den Herren verpflichtet, die mir nicht nur Ratschläge, sondern auch Beiträge zur Ausgestaltung und Verbesserung des Buches aufs liebenswürdigste zu Gebote gestellt haben. Ich nenne die Herren G. Ellinger, A. Fuchs, O. Fr. Gensichen, E. Goldbeck, D. Jacoby, Fr. Jonas, A. Leicht, F. Müller, M. Offner, P. Ruthe, K. Schmidt, M. Simon, G. K. Uphues, G. Vaihinger und Fräulein M. Kirschner. Am wuchtigsten haben mich R. Eucken und H. Krollick durch reiche, über das ganze Buch sich erstreckende, bedeutende Beiträge unterstützt, wofür ich den herzlichsten Dank schulde. R. Eucken hat aus seinen eigensten Forschungen gespendet. H. Krollick hat mir durch seine genaue Kenntnis der neuesten Literatur auf jeder Seite des Buches geholfen, war auch so freundlich, die Korrektur der Druckbogen mit zu übernehmen, wofür ich außer ihm auch wiederum Herrn Dr. K. Schmidt und Herrn Dir. Dr. Grundscheid zu danken habe. Herr Dr. K. Schmidt hat auch im Verein mit seiner Gattin die Zeittafel von neuem verbessert und bereichert.

Vieles wird auch in der sechsten Auflage noch verbesserungsbedürftig bleiben. Ich wäre schon jetzt beim Abschluß der Arbeit in der Lage, eine größere Anzahl Nachträge zu liefern, hebe sie aber für später auf, da das Buch schon ohne sie von 508, mit denen ich es übernahm, auf 1124 Seiten angewachsen ist.

Noch bemerke ich auf Wunsch, daß die Kantzitate nach den Originalausgaben gemacht sind.

Carl Michaëlis.

Digitized by Google

Den deutschen Studenten.

Digitized by Google

Digitized by Google

A.

A. In der Logik bezeichnet der Buchstabe **a** das allgemein bejahende kategorische Urteil (s. d.), z. B. Alle Käfer sind Gliederfüßer. Seine gebräuchliche Form ist: Alle S sind P. Das Begriffsverhältnis zwischen Subjekt und Prädikat kann im allgemein bejahenden kategorischen Urteil (**a**) ein doppeltes sein: 1. Entweder ist das Subjekt der Art-, das Prädikat der Gattungsbegriff, z. B. Alle Pflanzen sind Organismen, oder 2. das Subjekt und das Prädikat sind gleiche Arten oder gleiche Gattungen, also Begriffe, die nach Inhalt und Umfang übereinstimmen, z. B. Alle Kurven zweiten Grades sind Kegelschnitte. Ein Gedächtnisvers des Michael Psellos (um 1050) besagt: Asserit **a**, negat **e**, sed universaliter ambo; asserit **i**, negat **o**, sed particulariter ambo. Diese vier Buchstaben sind den Wörtern **affirmo** und **nego** entlehnt. — Vgl. Ueberweg, System d. Logik. 5. Aufl. Bonn 1882, § 71.

A ist **A**, bedeutet nach der verbreitetsten, von A. Baumgarten (1714—1762) stammenden Erklärung: Jedes (Etwas) ist, was es ist (omne subiectum est praedicatum sui = Jedes Subjekt ist sein eigenes Prädikat), oder auch: was ist, ist (quidquid est, illud est). Dieser Satz heißt in der Logik principium identitatis oder Grundsatz der Identität (s. d.). Er gilt meist als der oberste logische Grundsatz der Erkenntnis und drückt positiv die Denkforderung aus, daß jeder Begriff im Bewußtsein beim Urteilen und Schließen ohne Verschiebung seiner Bedeutung festgehalten werde, daß er bei seiner Wiederkehr als derselbe erkannt werde, daß somit alle entwickelte Erkenntnis in sich widerspruchlos übereinstimme. Aber er ist nur ein formaler logischer Satz, aus dem der Inhalt unserer Erkenntnis nicht abgeleitet werden kann und aus dem sich überhaupt nichts ohne fremde Zuhilfenahme entwickeln läßt. Selbst die (nach Kant) aus dem Grundsatz der Iden-

Digitized by Google

tität abgeleiteten analytischen Urteile wiederholen nicht schlechthin im Prädikate den Subjektsbegriff, sondern legen dem Subjektsbegriff ein in ihm liegendes Merkmal, es auswählend und aus anderen heraushebend, bei (vgl. Analyse). Rein identische Urteile kommen nur selten, relativ am häufigsten innerhalb mathematischer Schlüsse vor. Der wissenschaftlich fruchtbare Begriff ist nicht der der Identität (s. d.), sondern der der Gleichheit (s. d.), und die übliche Urteilsform hat die Gestalt A = B. Die Wolfische Schule im 18. Jahrhundert sah in dem Grundsatz der Identität fälschlich ein inhaltliches metaphysisches Prinzip, aus dem sie die gesamte Vernunfterkenntnis herleiten wollte, obwohl sie in der Bestimmung des Verhältnisses des Satzes vom zureichenden Grunde zu dem Prinzip der Identität schwankte (vgl. Grund). Kant (1724—1804) hat in seiner Kritik der reinen Vernunft (1781) diesen Wahn vernichtet und gezeigt, daß aus Vernunftprinzipien nur die Form, nicht der Inhalt unseres Wissens herstammt, daß auch der Grundsatz der Identität nur das Prinzip analytischer, aber nicht synthetischer Sätze sei. In der Philosophie J. G. Fichtes (1762—1814) steht der Satz A = A aber wieder an der Spitze des metaphysischen Systems und bezeichnet hier, daß das Ich die Grundlage alles Daseins ist, daß das Ich sich durch eine Tathandlung selber setzt. Negative selbständige Formulierungen des positiven Gedankens, der im Grundsatz der Identität liegt, sind in den Sätzen des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten gegeben. — Vgl. Contradictio, Identität, Negation, Übereinstimmung, Sein, Gleichheit. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl. Leipzig 1882, § 76. Sigwart, Logik I, S. 81 ff. E. Dühring, Natürliche Dialektik. Berlin 1865. S. 18—72. Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, I, S. 299.

Abänderung heißt eine Veränderung (s. d.), (d. h. ein Wechsel einzelner Eigenschaften (s. d.) oder Zustände (s. d.) eines Dinges, durch welchen sein Wesen nicht aufgehoben wird), insofern diese nur von menschlicher Seite her aus bestimmten Gründen oder mit bestimmten Absichten vorgenommen wird.

abalienieren (lat. abalienare) heißt entäußern, entfremden. Abalienation heißt Entäußerung, Geistesstörung.

Abart, Unterart, Spielart oder Rasse heißt in der Biologie die aus der Vererbung zufälliger Merkmale entstandene Unterform einer Art. Von Abarten spricht man da, wo sich innerhalb einer größeren Zahl ähnlicher Formen geringfügige und inkonstante

Digitized by Google

Unterschiede vorfinden, die durch die Existenz von Mittelformen an Bedeutung verlieren. — Vgl. Art, Darwinismus, Vererbung, Mutation.

Abasie-Astasie (gr.) heißt die durch hysterische Schwäche hervorgerufene Unfähigkeit Nervenkranker zu gehn und zu stehn. Der Kranke kann im Liegen mit seinen Beinen jede Bewegung ausführen, aber er kann nicht gehn und stehn. — Vgl. Hellpach, die Grenzwissenschaften der Psychologie, Leipzig 1902, S. 184.

Abbild (nhd. erst seit Haller gebräuchlich) heißt die anschauliche Wiedergabe eines Wesens. Platon (427—347) nennt die sinnlichen Dinge Abbilder (*ἐκτυπώματα*) der Ideen, der Urbilder (*παραδείγματα* Theaet. 176 E, Tim. 28 C). Plotinos (205—270) überträgt diese Beziehung auf das Verhältnis der Ideen zum Guten, doch legt er in das Verhältnis des Urbildes zum Abbilde das kausale Moment hinein. Das Urbild ist ihm die schöpferische Ursache des Abbildes. — Nach der Lehre des Epikuros (341—270), der sich an Demokritos anschließt, senden die realen Dinge Abbilder (*εἴδωλα, τύποι* Diog. Laert. X, § 46 ff.) aus, die den unmittelbaren Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung bilden. Inbezug auf diese Abbilder trügen die Sinne nie. Die Abbilder sind den wirklichen Gegenständen an Gestalt und Farbe gleich, aber sie können sich auf dem Wege von den Gegenständen zu den Sinnen verändern, so daß hierdurch Irrtümer möglich werden. Wilhelm von Occam (1270—1347) bezeichnete im Gegensatze zu dieser Auffassung die sinnlichen Vorstellungen als Zeichen der wirklichen Dinge.

Abbüßungsvertrag (lat. pactum expiatorium) heißt der Vertrag, durch den man sich verpflichtet, das einem andern zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, und durch den der Staatsbürger das Recht erhält, statt bei Gesetzesverletzung vom Staate ausgeschlossen zu werden, sich einem anderen kleinen Übel (der Strafe) zu unterwerfen. J. G. Fichte (1762—1814) erklärte den Abbüßungsvertrag für die Grundlage des Strafrechts und leugnete deshalb die Berechtigung der Todesstrafe. Aber er verkannte dabei, daß der Staat überhaupt nicht, wie er im Anschluß an Rousseau (1712—1778) annahm, allgemein aus einem Vertrage hervorgeht, sondern daß das einzelne Staatswesen meist natürlich und allmählich entsteht. — Vgl. Todesstrafe.

Abduktion (lat. abductio), eigtl. Wegführung, heißt in der Logik beim Schließen der Übergang von einem Satz zum andern.

Digitized by Google

Aberglaube (entstanden vielleicht aus Obergloube), auch Mißglaube (gr. *δεισιδαιμονία*, lat. superstitio), heißt seit dem 15. Jahrhundert im allgemeineren Sinne jeder falsche Glaube. Der Aberglaube stammt meist aus derselben Wurzel wie der anerkannte Glaube, genießt aber als irrig befundener Glaube nicht dessen Anerkennung. Im engeren Sinne ist der Aberglaube eine aus Schwäche der Einsicht und der Gesinnung hervorgehende, den Gesetzen der Erfahrung und des Denkens zuwiderlaufende Ansicht bezüglich des ursächlichen Zusammenhangs der Dinge. Es ist in dieser Bedeutung z. B. abergläubisch, das Geschick eines Menschen aus dem Stand der Sterne, oder einen Krieg aus dem Erscheinen eines Kometen, oder den Tod eines Menschen aus dem Zusammensein von dreizehn Personen an einer Tafel abzuleiten. Der Aberglaube entsteht zumeist, indem niedrige religiöse Vorstellungen zur Zeit des religiösen Fortschritts festgehalten werden, und beruht hauptsächlich auf dem Fortleben der Vorstellungen der Naturreligionen und des Volksglaubens, die teils dem Halbwissen, teils dem noch ungeschulten Schlußvermögen, teils der Phantasie entsprungen sind. Er entsteht andrerseits auch durch Neubildungen, die alten Vorstellungen gleichen oder auch durch das Spiel des Zufalls und erhält sich durch die Macht der Suggestion (s. d.) und Autosuggestion (s. d.). Er ist theoretisch, wenn er unsere Weltanschauung bestimmt, praktisch (z. B. volksmedizinisch), wenn er unsere Handlungsweise regelt und geheimnisvolle magische oder theurgische Künste erzeugt, die dem Menschen Einfluß auf das Geisterreich, auf übernatürliche Kräfte und selbst auf die Gottheit geben sollen. Manche abergläubische Ansicht oder Tat ist ziemlich harmlos, manche gefährlich, manche führt sogar zum Fanatismus und Verbrechen. Im allgemeinen erzeugt der Aberglaube Unruhe und Furcht. Die verschiedenen Formen des Aberglaubens aber sind belehrend für die Erkenntnis der menschlichen Natur und charakteristisch für die einzelnen Epochen der menschlichen Kulturgeschichte, daher auch oft für den Dichter anregend und stoffgerecht, wie Goethe wohl wußte, der es in seinen Balladen unternahm, manch wunderbares Märchen durch Dichterkünste wahr zu machen. Der aus dem Altertum und Mittelalter ererbte Aberglaube ist durch die Tätigkeit der Reformation und noch mehr durch die Bemühung der Aufklärung (s. d.) wesentlich beschränkt, aber keineswegs völlig beseitigt, dagegen im volkstümlichen Lied und durch die Romantik neu

Digitized by Google

belebt und hier oft psychologisch vertieft worden. Ein im Schwinden begriffener Aberglaube ist der Wetteraberglaube. Er weicht der Einsicht, die die Meteorologie verbreitet. Weitverbreitete Formen des Aberglaubens der Gegenwart sind hingegen der Spiritismus (s. d.), das Gesundbeten, die medizinischen Kuren nach Kneipp etc. — Vgl. Plutarchos, *Περὶ δεισιδαιμονίας* (de superstitione). Pfleiderer, Die Theorie des Aberglaubens, Berlin 1872. Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch, Berlin 1882. C. Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters, Basel 1884. Strümpell, Der Aberglaube, Leipzig 1890. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart (a. d. Dan.), Stuttgart 1898, 2. Aufl. 1908. v. Hansemann, Der Aberglaube in der Medizin, Leipzig 1903. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearb. v. E. H. Meyer, Berlin 1900. Hennig, Der moderne Spuk- und Geisterglaube, 1906. S. Freud, Zur Psychopathologie des Alltaglebens. 2. Aufl., Wien 1907. Wundt, Logik. 3. Aufl. 1906, I, S. 405.

Aberratio delicti (lat. = Abirrung des Vergehens), heißt die unbeabsichtigte Folge einer schlechten Handlung. Es ist eine ethische und juridische Streitfrage, ob sie dem Täter zuzurechnen oder nicht zuzurechnen sei.

Aberwitz (mhd. aberwitze, abewitze) heißt soviel als Unverstand. Stärkere Grade des Aberwitzes heißen Wahnwitz, Wahnsinn (s. d.).

Ab esse ad posse valet, a posse ad esse non valet consequentia (lat.) heißt: Vom Sein kann man auf das Können (oder von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit), nicht aber umgekehrt schließen. Diese logische Regel, welche eine modale Konsequenz ausdrückt (vgl. Modalität), besagt, daß aus der Gültigkeit des assertorischen (s. d.) Urteils die des problematischen (s. d.), aber nicht aus der Gültigkeit des problematischen die des assertorischen Urteils folgt. — Vgl. ab oportere etc.

Abfall heißt das plötzliche Aufgeben eines bisherigen Verhältnisses auf politischem, religiösem, philosophischem u. a. Gebiet seitens eines Menschen. War ein solches Verhältnis ein dem Menschen aufgezwungenes oder ein verwerfliches, so zeugt der Abfall (die Apostasie) oft von Charakter; war es ein gutes oder wird es ohne Grund aufgegeben, so ist der Abfall meist charakterlos. Philosophisch verwendet und von menschlichen Verhältnissen auf metaphysische übertragen ist

Digitized by Google

die Idee des Abfalls von Origenes (185—254), der einen präexistentianischen Sündenfall annimmt, durch den die im Zustand der Gleichheit und Freiheit geschaffenen Seelen sich zu demjenigen Zustand bestimmten, welchen ihre materielle Erdenexistenz darstellt, und von Schelling (1775—1854), welcher einen Abfall des Partikularwillens von dem Ursein des Universalwillens annimmt und die ganze Sinnenwelt aus einem Abfall von Gott herzuleiten versucht, bei dem die Seele sich in ihrer Selbstheit ergreift. — Vgl. Runze, Dogmatik, Leipzig 1898, § 66. Schelling, Religion und Philosophie, 1804.

abgekürzt (lat. decurtatus) heißt ein logischer Schluß oder ein Beweis, in dem in Abweichung von der Normalform ein oder mehrere selbstverständliche Glieder fortgelassen sind. — Vgl. Enthymem, Sorites und Kettenschluß.

abgeleitet heißen Begriffe oder Sätze oder Erkenntnisse, die aus andern gefolgert sind oder gefolgert werden können. So scheidet z. B. Kant (1724—1804) in unserer Erkenntnis die reinen Stammbegriffe des Verstandes, wie Substanz, Ursache, Gemeinschaft, die er Kategorien (s. d.) nennt, von den aus diesen abgeleiteten reinen Begriffen, die er Prädikabilien nennt. Zu den letzteren gehören z. B. die Begriffe der Kraft, der Handlung, des Leidens, des Entstehens und Vergehens, der Veränderung, der Gegenwart, des Widerstandes etc. — Vgl. Porisma, Corollarium.

abgemessen (präzis) heißt ein Begriff, der so genau bestimmt ist, daß in ihm, ohne daß ein Merkmal fehlt, keine zufälligen, keine abgeleiteten und keine überflüssigen, sondern nur wesentliche, ursprüngliche und unentbehrliche Merkmale aufgenommen sind.

Abgunst (früh nhd. Abergunst) heißt das Mißfallen eines Menschen an dem Wohlsein seines Mitmenschen. — Vgl. Neid.

abhängig heißt ein Gegenstand oder eine Person, deren Existenz oder Beschaffenheit durch einen anderen Gegenstand oder eine andere Person mitbestimmt ist. Es gibt z. B. eine logische, mathematische, physische, moralische, religiöse Abhängigkeit. In der Logik ist jeder Schlußsatz von den Prämissen nach Quantität und Qualität abhängig. Der besondere logische Ausdruck der Abhängigkeit ist das hypothetische Urteil (s. d.) Die mathematische Abhängigkeit findet ihren Ausdruck im Begriff der durch eine oder mehrere Variabeln bestimmten Funktion, z. B. $y = f(u, v)$. Physisch sind alle

Digitized by Google

Dinge, ja auch alle Personen von anderen abhängig, da alle unter dem Gesetze des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung stehen. Die moralische Abhängigkeit ist die Verbindlichkeit, d. h. die Verpflichtung, etwas zu tun. Schleiermacher (1768 bis 1834) nannte die Religion das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott. — Vgl. Herzog und Hauck, Realencyklopädie, 3. Aufl. (Abhängigkeitsgefühl). Wundt, Logik I, S. 561 ff.

Abiogenesis (neugeb. aus d. gr. ἀ = nicht, βίος = Leben, γένεσις = Entstehung), Urzeugung, heißt die erste Entstehung organischer Wesen aus unorganischem oder aus organischem, aber ungeformtem Bildungsstoffe. Die Beobachtungen und Versuche haben bisher die Möglichkeit einer solchen Urzeugung nicht erwiesen, aber für die Anhänger der Kant-Laplaceschen Hypothese ist die Urzeugung ein kosmologisches Postulat. Neuerdings versucht man um dieses Postulat durch die Theorie einer Panspermie (s. d.) herumzukommen, die aber an letzter Stelle doch vollkommen versagt. Das Wort Abiogenesis ist in der Gegenwart außer Gebrauch gekommen. Man redet jetzt von Generatio aequivoca (s. d).

Abklingen s. Anklingen.

Abneigung heißt die zur Gewohnheit gewordene Unlust an einem Gegenstande oder einer Person. Die Ehescheidung aus „unüberwindlicher Abneigung" wurde und wird noch vielfach von den Gesetzen zugelassen, ist aber nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch in Deutschland nicht mehr ein Scheidungsgrund.

Abnormität (von d. lat. abnormis = regelwidrig gebildet) heißt die Abweichung von der Regel im Dasein oder im Handeln. Im Dasein kann sie angeboren oder erworben, im Handeln dauernd oder vorübergehend sein.

Ab oportere ad esse valet, ab esse ad oportere non valet consequentia (lat.) heißt: Vom Müssen kann man auf das Sein (oder von der Notwendigkeit auf die Wirklichkeit), nicht aber umgekehrt schließen. Diese logische Regel, welche eine modale Konsequenz ausdrückt (vgl. Modalität) und besagt, daß aus der Gültigkeit des apodiktischen (s. d.) Urteils die des assertorischen (s. d.) aber nicht aus der Gültigkeit des assertorischen die des apodiktischen Urteils folgt, ergänzt die Regel: Ab esse ad posse valet, a posse ad esse non valet consequentia (s. d.).

ab ovo (lat. eigentlich: vom Ei), von Anfang einer Sache an, ist eine sprichwörtliche Redensart, die aus dem Lateinischen

Digitized by Google

stammt und von der römischen Mahlzeit hergenommen sein könnte, bei der man mit dem Ei (ovum) begann und mit den Äpfeln (mala) endigte (vollständig ob ovo usque ad mala bei Horatius, Sat. I, 3, 6 f.). Nach anderer und wohl wahrscheinlicherer Auffassung stammt die Redewendung ab ovo aus Horatius Ars poetica 147 f., wo gesagt ist, daß Homer den trojanischen Krieg nicht mit dem Zwillingsei der Leda beginnt (nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo, sondern den Hörer mitten in den Sachverhalt hineinversetzt, als ob letzterer bereits bekannt wäre (et medias in res non secus ac notas auditorem rapit). Namentlich erinnert die Stelle bei Wieland, Oberon 5, 14, 3 ff. „Die gute Mutter fängt beim Ei die Sache an und läßt es nicht am kleinsten Umstand fehlen", mehr an Horatius Ars poet. 147 f., als an Sat. I, 3, 6 f. (Vgl. H. v. Kleist, Amphitryon II, 1: „Ich unterdrücke meinen Zorn, gewinne die Geduld mir ab, noch einmal vom Ei den ganzen Hergang anzuhören." E. T. A. Hoffmann, Seltsame Leiden eines Theaterdirektors, Hempel IV, S. 26 Z. 30 f — „Ich habe weit ausgeholt — von Ledas Ei, das merk' ich").

Abráxas nannte der Gnostiker Basilides (2. Jahrhundert n. Chr.) die unter dem obersten Gott stehenden Weltgeister, die, gleich den Tagen des Jahres, 365 an Zahl sein sollten ($\alpha = 1$; $\beta = 2$; $\varrho = 100$; $\alpha = 1$; $\xi = 60$; $\alpha = 1$; $\sigma = 200$ im griechischen Ziffernsystem).

Abrichtung (Dressur) heißt die methodische Gewöhnung von lebenden Wesen, vor allem von Tieren durch Zwangmittel zu bestimmten Fertigkeiten, z. B. zum Tanzen, Springen, Apportieren usw. Die Abrichtung führt zum Verständnis des fremden Willens, zu Gehorsam und Gewandtheit, aber nicht zur Einsicht in die Dinge und zur Selbständigkeit des Handels. Auch die Menschen werden zum Stehen, Gehen, Essen, Trinken etc. abgerichtet. Der eigentliche bildende Unterricht ist aber von aller Abrichtung frei.

Abscheu (gr. *βδελυγμός*, lat. abominatio) heißt die heftige Abneigung gegen eine Sache oder eine Person in Verbindung mit dem Streben, sich davor zu bewahren oder sich davon zu befreien. Abscheu ist also das Gegenteil von Begierde (s. d.). — Vgl. Hass.

Abschreckungstheorie s. Strafe, Todesstrafe.

Absicht (gebräuchlich seit dem 17. Jahrh. für Absehen = Zielen mit dem Blick und dem Gedanken) heißt die Bestimmung des Willens zu einem Ziele. Die Absicht unterscheidet sich vom Zweck dadurch, daß unter jener meist die subjektive,

Digitized by Google

unter diesem meist die objektive Bestimmung des Willens verstanden wird. Nach dem Grade der Absichtlichkeit einer Tat richtet sich die Zurechnung. — Vgl. Zweck.

absolut (gr. *καθ' αὐτό*, lat. absolutus von absolvere), eigentl. losgelöst, bezeichnet das Losgelöstsein von den verschiedensten Beziehungen, so daß sich die Bedeutung des Wortes sehr mannigfaltig gestaltet hat. Die gebräuchlichsten Verwendungen des Wortes sind: 1. losgelöst von jeder Verbindung; der Gegensatz ist relativ (in Verbindung gesetzt); so redet man von absoluten und relativen Zahlen; jene, z. B. 5 oder a, sind Zahlen außerhalb jeder Rechnungsoperationen, diese, z. B. + 5 oder — a, sind ihrer Entstehung nach Glieder einer Additions- oder Subtraktionsaufgabe, Addenden oder Subtrahenden; 2. losgelöst von jeder Bedingung; der Gegensatz ist hypothetisch (bedingt), z. B. absolutes Gut, absolute Notwendigkeit, absolute Wahrheit; 3. losgelöst von jeder Abhängigkeit und Einschränkung; der Gegensatz ist beschränkt, abhängig, konstitutionell, determiniert; so spricht man von einer absoluten Freiheit, einer absoluten Herrschaft (Absolutismus) im Gegensatz zu der Willensunfreiheit (dem determinierten Willen), zur konstitutionellen Herrschaft; 4. losgelöst von jeder Empfindung; der Gegensatz ist empirisch, so heißt der von dem Mathematiker vorausgesetzte reine, unbewegliche Raum der absolute Raum im Gegensatz zu dem bewegten, mit Materie erfüllten Wahrnehmungsraume; ähnlich ist der Begriff der absoluten Zeit; 5. losgelöst von jeder Raum- oder Zeitbeziehung; der Gegensatz ist in räumlicher oder in zeitlicher Beziehung zu einem anderen; so bezeichnet philosophisch absolut seit der Zeit der Scholastik das, was in sich ist und nicht in und mit einem anderen ist; 6. losgelöst von jeder subjektiven Beimischung, in sich geschlossen, an sich; das absolute Ding, das Ding an sich bildet den Gegensatz zu dem von dem Subjekt, von dem menschlichen Bewußtsein erfaßten Ding, der Erscheinung; 7. losgelöst von allen Schranken der Zeit, des Raumes und des Irdischen überhaupt. In dieser Bedeutung versteht man unter dem Absoluten das Ewige, das Unendliche, den letzten Grund aller Erscheinungen, die Einheit von Natur und Geist, den Weltgrund, die höchste Wesenheit, Gott. Das Absolute, so gedacht, bildet den Gegensatz zum Endlichen, Vergänglichen, Irdischen, Geschaffenen. Der metaphysische Begriff des Absoluten be-

Digitized by Google

gegnet uns schon in der Philosophie der Neuplatoniker und der Scholastiker; aber Nicolaus Cusanus (1401—1464) verwendet zuerst den Ausdruck „absolutum“ dafür, und erst durch die Philosophie Fichtes und Schellings erlangte er allgemeine Geltung. Für Fichte (1762—1814) ist das Absolute das Ich, für Schelling (1775—1854) die Einheit von Idealem und Realem. — Vgl. relativ, hypothetisch, Empirie, Raum und Zeit, Metaphysik.

absondern s. abstrahieren.

absprechen heißt etwas abschätzig beurteilen oder auch jemandem etwas nicht zuerkennen.

ábstine et sústine (*ἀπέχου καὶ ἀνέχου*) heißt: Enthalte dich (der Genüsse) und ertrage (die Kränkungen). So lautete die ethische Forderung des Stoikers Epiktetos (in der 2. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr.), die wie fast alle ethischen Vorschriften der Stoiker nicht von Übertreibung und nicht von Einseitigkeit frei war. Nach Gellius, Noctes Att. XVII, 19, 6 lehrte Epiktetos: Wer die Worte *ἀνέχου* und *ἀπέχου* beherzigt und befolgt, der führt ein schuldfreies und zufriedenes Leben, es müßte hiernach also eigentlich in richtiger Reihenfolge heißen: sustine et abstine.

Abstinenz (lat. abstinentia), Enthaltsamkeit von den Genüssen, ist stets als moralisch-religiöse Selbsterziehung empfohlen worden, meist aber auf Grund der falschen Voraussetzung, daß die Seele sich dadurch von den Antrieben der Sinnlichkeit vollständig befreien könne. Die Abstinenz ist förderlich für den Charakter, soweit sie Selbstbeherrschung ist, aber wenig verdienstlich, soweit sie nur äußere Form ist, und schädlich, wenn sie auf die Spitze getrieben wird. In neuerer Zeit entwickelt sich eine Abstinenzbewegung, die gegen den übermäßigen Genuß des Alkohols ankämpft und der man, soweit sie nicht übertreibt, die Berechtigung nicht absprechen kann. Sie hat bereits auf manchen Erfolg hinzuweisen. Vgl. Askese.

Abstoßungskraft, Zurückstoßungskraft (vis repulsiva), heißt die bewegende Kraft, durch die eine Materie Ursache wird, eine andere von sich zu entfernen. Kant (1724—1804) schreibt in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft der Materie die Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zu. Vgl. Materie und Molekül.

abstrahieren (gr. *ἀφαιρεῖν*, lat. abstrahere), abziehen, absehen, heißt der Denkprozeß, durch den wir die Vorstel-

Digitized by Google

lungen von Einzeldingen unter bestimmten Gesichtspunkten durch Vergleichung vom Individuellen und Zufälligen befreien und die ihnen gemeinsamen wesentlichen d. h. durch logisches Motiv bestimmten Merkmale zu allgemeinen Begriffen zusammenfassen. Auf diesem Wege gelangt jede Wissenschaft, z. B. die Mathematik und die Naturwissenschaft, zu ihren Begriffen und Sätzen.

abstrakt (lat.), abgezogen, heißt im Sprachgebrauch der Logik ein Begriff, welcher durch Abstraktion (s. d.) gebildet ist, also von dem Individuellen und Zufälligen des Einzelobjekts durch Vergleichung mit anderen Einzelobjekten befreit ist und nur die einer Mehrheit von konkreten Dingen oder Vorstellungen gemeinsamen, wesentlichen (s. d.) Merkmale enthält. So ergibt die Vergleichung von Bäumen, Sträuchern, Blumen, Moosen usw. den abstrakten Begriff einer Pflanze, während wir durch Betrachtung des einzelnen Baumes nach allen seinen Merkmalen den konkreten Begriff einer Pflanze finden. Die Vergleichung verschiedener ausdauernder Holzgewächse, die Stamm und Krone besitzen, und die Zusammenfassung der ihnen gemeinsamen Merkmale ergibt den abstrakten Begriff Baum. Auf dieselbe Weise bilden wir Abstrakta auf dem Gebiete jeder Wissenschaft, z. B. Staat, Kirche, Tugend, Menschenliebe usw. Mit Ausnahme der Eigennamen bezeichnen alle Worte der Sprache abstrakte Begriffe; sie können aber auch von dem Sprechenden im occasionellen Gebrauch überall konkret gebraucht werden. (Vgl. Sprache.) Weil ein abstrakter Begriff nicht bloß von einem Gegenstand gilt, sondern als Merkmal in verschiedenen Dingen vorkommt, nennt man ihn auch einen allgemeineren oder höheren (vgl. die Stufenreihe der Begriffe: Sokrates, Athener, Grieche, Mensch). Verliert man bei der Bildung abstrakter Begriffe den konkreten Ausgangspunkt und die leitenden logischen Gesichtspunkte aus dem Auge, so wird der Begriff leer. Daher kann durch das beziehungslose Abstrahieren kein rechtes Wissen erlangt werden. Die Abstraktion erfolgt zwar zunächst durchaus unwillkürlich durch das unbeabsichtigte Aufmerken auf das Wichtige und Interessante in einer Wahrnehmung und in Zusammenhang mit der Reproduktion, aber auch beeinflußt durch die Muttersprache. Die Abstraktion kann aber zum gewollten Vorgang werden und ist sodann ein wichtiger Teil des wissenschaftlichen Denkens und Philosophierens. Ob und wie weit dem Abstrakten ein Wirkliches entspricht, ist eine der schwierigsten philosophischen Fragen. Der erste Philosoph, der die Kunst

Digitized by Google

des Abstrahierens praktisch übte und zwar auf ethischem, nicht auf mathematischem oder naturwissenschaftlichem Gebiete, war Sokrates (469—399). Aristoteles (384—322) stellte die Abstraktion (*ἀφαίρεσις*) der Determination (*πρόσθεσις*) (s. d.) entgegen (Met. XII, 2 p. 1077b 9f.), verstand aber auch unter dem Abstrakten die von der Materie losgelöste Form, z. B. die mathematische Größe (Analyt. post. I, 13 p. 81b 3 *τὰ ἐξ ἀφαιρέσεως λεγόμενα*). Die spätere Logik bildete namentlich in der Neuzeit das Verfahren des Abstrahierens methodisch aus. — Im Sprachgebrauche der Grammatik versteht man unter einem Abstractum in Anlehnung an den Begriff des Aristoteles von der losgelösten Form etwas, das als selbständig nur gedacht wird, während zur Bezeichnung für einen Gegenstand, der von Natur selbständig ist, Concretum genommen wird. — Vgl. Assoziation, Induktion, Nominalismus, Realismus. — Ueberweg, Logik, § 47 u. 51. Wundt, Logik. 3. Aufl. I, S. 443 ff. Eucken, Geistige Strömungen. Leipzig 1904, S. 52.

Abstraktion (gr. *ἀφαίρεσις*, lat. abstractio) heißt die Ausschließung des Individuellen und das Beibehalten des Wesentlichen und des Allgemeinen bei der Bildung eines Begriffes. Man unterscheidet quantitative und qualitative Abstraktion. Die quantitative Abstraktion bezieht sich auf die Form des Gegenstands, d. h. auf die Verbindung seiner Teile zu einem Ganzen; durch sie entstehen alle Zahl-, Raum- und alle Zeitbegriffe. Die qualitative Abstraktion dagegen führt zur Bildung der der Klassifikation dienenden Allgemeinbegriffe. Nach Wundt ist die Tätigkeit der Abstraktion analysierend (zerlegend) und zugleich entweder isolierend (abtrennend) oder generalisierend (allgemeine Begriffe oder Gesetze bildend). — Vgl. Determination. — Wundt, Logik. 3. Aufl., Bd. II, Leipzig 1907, S. 11—17.

abstrus (vom lat. abstrudere, wegstoßen) heißt eigentlich weggestoßen, dann versteckt, verborgen, dunkel, unverständlich.

Abstufungsmethoden s. psychische Maßmethoden.

Abstumpfung heißt der Zustand des menschlichen Gemütslebens, in dem Einwirkungen, die an sich geeignet sind, starke Gefühle auszulösen, nur schwache oder gar keine Gefühle hervorzurufen vermögen. Die Aufnahmefähigkeit der Menschen ist individuell und temporär verschieden; sie ist abhängig von der Begabung, dem Temperament (s. d.) und dem Alter des Menschen;

Digitized by Google

sie nimmt im allgemeinen mit dem höheren Alter ab, das eine gewisse Abstumpfung stets im Gefolge hat. Sie ist im einzelnen aber auch von den Umständen des Lebens abhängig, und in ihrem regelmäßigen Verlauf beruht die Abstumpfung auf dem Gesetze, daß manche Gefühle sich in ihrem Fortgang um so schneller verringern, je stärker sie ursprünglich gewesen sind. Schon Epikuros (341—372) hob gegen den Hedonismus des Aristippos (um 435—355) hervor, daß die höchste Lust jedesmal die kürzeste sei. Ähnlich ist es mit der Unlust. Strenge Strafmittel führen daher gewöhnlich schnelle Abstumpfung herbei.

absurd (lat. absurdus) heißt mißklingend, ungereimt, abgeschmackt, widersinnig; ad absurdum führen heißt jemandem durch einen Beweisgang einen versteckten logischen Widerspruch aufdecken, jemanden widerlegen. Ein Beweisgang, der vom Gegenteil des Wahren ausgeht, heißt seit Alexander Aphrodisiensis um 200 v. Chr. *ἡ εἰς τὸ ἀδύνατον ἄγουσα ἀπόδειξις* (deductio ad absurdum). — Absurde Zahlen heißen bei Michael Stifel (1486—1567) die negativen Zahlen. — Vgl. Paradoxie, Apagoge.

Abulie (gr. *ἀβουλία* = Unüberlegtheit), Willenlosigkeit, heißt die auf Verlangsamung oder Hemmung der physischen Vorgänge beruhende Willensschwäche. Der Kranke hat in diesem Zustande keine Lust zu arbeiten und kann zu keinem Entschluß und zu keiner Handlung gelangen, obgleich er — anders als der Blödsinnige — die Notwendigkeit dazu deutlich einsieht. — Vgl. Eschle, Die krankhafte Willensschwäche und die Aufgaben der erziehlichen Therapie 1904. Ribot, Les maladies de la volonté. 2. Aufl. Paris 1894.

ab universali ad particulare valet, a particulari ad universale non valet consequentia (lat.) heißt: Der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere ist gültig, der Schluß vom Besonderen auf das Allgemeine ist ungültig. Dieser Satz ist logisch richtig. Was von der Gattung gilt, muß auch von der Art gelten, nicht aber, was von der Art gilt, auch von der Gattung. Diese nicht zu bezweifelnde logische Regel erleidet jedoch im wirklichen Denken beim Prozeß der Induktion ihre psychologische Einschränkung. Manches Gesetz ist gefunden und manche Hypothese aufgestellt worden, indem faktisch vom Besonderen auf das Allgemeine geschlossen ist. — Vgl. Subalternation, Dictum de omni et nullo.

Abzählungsmethoden s. psychische Maßmethoden.

Digitized by Google

Acceleration (lat. acceleratio = Beschleunigung) heißt die Beschleunigung der Bewegung, d. h. der Zuwachs der Geschwindigkeit während einer Sekunde (vgl. Bewegung). Beschleunigung oder Verzögerung und Richtungsänderung sind die einzigen Veränderungen, die eine Bewegung erleidet. Wo sie eintreten, sucht man nach veranlassenden Ursachen. — Vgl. Dynamismus.

Acceptilation (lat. acceptilatio, vgl. Digest. 46,4) heißt in der Jurisprudenz eigentlich das Eintragen des Empfanges einer Schuldsumme. Der Begriff hat in der scholastischen Philosophie seinen Platz durch die Lehre des Duns Scotus (1265 bis 1308) gefunden, daß Gott die an sich nicht genügende Satisfaktion Christi aus freiem Erbarmen für ausreichend zur Tilgung der Sünde der Menschheit ansieht. Es hat Gott beliebt, daß der Tod des Unschuldigen das Lösegeld werde. Sein Willkürwille hat das Opfer Christi als ausreichend betrachtet. — Gegen die Idee der Acceptilation spricht aber der Gedanke, daß, wenn Gottes Willkür auch bei unzureichender Satisfaktion Erbarmen üben konnte, Gott auch ohne jede Schuldsühne vergeben konnte. — Vgl. Runze, Dogmatik. Leipzig 1898, § 86.

Accidenz, Akzidenz, (lat. accidens) heißt das nicht Selbständige (Unselbständige), das nicht Beharrende (Wechselnde), das nicht Wesentliche (Zufällige). — Man versteht demgemäß unter Accidenzen: 1. die anhaftenden Eigenschaften im Gegensatz zur selbständigen Substanz (so Aristoteles, Fichte u. a.); Aristoteles (384—22, Analyt. post. I 21 p. 83 a 24 ff.) unterscheidet von der Kategorie der Substanz alle übrigen Kategorien und faßt sie unter dem Namen *τὰ συμβεβηκότα* (Accidentia) zusammen; 2. die wechselnden Beziehungen im Gegensatz zur beharrlichen Substanz; Kants (1724—1804) erste Analogie der Erfahrung besagt demgemäß: „Bei allen Veränderungen in der Welt bleibt die Substanz, und nur die Accidenzen wechseln" (Kr. d. r. Vernunft, S. 184); 3. die nicht wesentlichen, nicht notwendigen Eigenschaften einer Subztanz im Gegensatz zu den wesentlichen (essentiellen), für den Begriff einer Substanz unentbehrlichen Merkmalen (so auch bei Aristoteles, Herbart u. a.); Aristot. sagt Met. 4. 30 p. 1025 a 14 *Συμβεβηκὸς λέγεται, ὃ ὑπάρχει μέν τινι καὶ ἀληθὲς εἰπεῖν οὐ μέντοι οὔτ' ἐξ ἀνάγκης οὔτ' ἐπὶ τὸ πολύ*: „Accidenz heißt, was einem Gegenstande zukommt und was man von ihm aussagen kann, aber was ihm nicht notwendig und nicht meistenteils zukommt."

Digitized by Google

accidenziell oder accidental bedeutet unselbständig, zufällig, unwesentlich, nebensächlich.

Accommodation (lat. accomodatio) heißt Anbequemung, Anpassung. Der Begriff wird auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gebraucht. Er ist z. B. physiologisch, wenn er die Einstellung des menschlichen Auges durch Krümmungsänderung der Kristallinse auf Gegenstände in verschiedenen Entfernungen (Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie II. 6. Aufl. Leipzig 1910, S. 544 f., S. 634 f.), pädagogisch, wenn er die Anpassung des Lehrers an die Fassungsgabe und den Standpunkt seiner Schüler bezeichnet. In der Descendenzlehre heißt Accommodation die durch die natürliche Zuchtwahl oder das „Überleben des Passendsten" bewirkte Anpassung der Lebewesen an die äußeren Lebensbedingungen. Die Pflanzen z. B. passen sich an die Elementareinflüsse, an die Höhenverhältnisse des Bodens, an die Wasserverhältnisse, an die Verhältnisse der Bodenzusammensetzung, an die Licht- und Wärmeverhältnisse, an die Wetterverhältnisse und an das Lebensganze an. Analoge Anpassungen finden in der Tierwelt statt. Herbert Spencers philosophisches System ist von dem Grundgedanken beherrscht, daß jedes Lebesystem der physischen und psychischen Welt sich um so sicherer und länger erhält, je besser es den Lebensbedingungen angepasst ist. Die Anpassung stellt die Harmonie zwischen den Bedürfnissen und Leistungen der Lebewesen und der Beschaffenheit ihrer Umgebung her. Sie ist die wirkliche Ursache der Zweckmäßigkeit der Organismen und der im Laufe ihrer Stammgeschichte entstandenen lebenfördernden Einrichtungen in der Tier- und Pflanzenwelt. — Vgl. Darwinismus, Evolution. — L. Plate, Selektionsprinzip. Leipzig 1908.

Acedie (gr. *ἀκήδεια*) heißt Trägheit, Lässigkeit. Der Ausdruck ist sehr gebräuchlich in der Scholastik gewesen, z. B. bei Thomas von Aquino (1225—1274). Jetzt ist er weniger üblich und bedeutet mehr Stumpfsinn als Trägheit. — Vgl. Schütz, Thomaslexikon. 2. Aufl. Paderborn 1895.

acervulus cerebri (lat.), Hirnsand, heißt der Inhalt der Zirbeldrüse (conarium), welcher aus phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk besteht (vgl. Zirbeldrüse).

acervus (lat. acervus eigentl. = Spreu), Haufen, (gr. *σωρίτης* = Haufenschluß von *σωρός* = Haufe), heißt ein Frage-Trugschluß (vitiosum interrogandi genus Cic. Acad. II, 29, 92), der durch die

Digitized by Google

Frage verwirrt, wie es möglich ist, daß viele Dinge zusammen eine Wirkung hervorbringen, die jedes einzelne von ihnen für sich nicht hervorbringt. Er geht auf Zenon von Elea (geb. zw. 490 und 485 v. Chr.) zurück, welcher behauptete, wenn ein Scheffel Korn beim Ausschütten ein Geräusch hervorbringe, so müsse auch jedes einzelne Korn und jeder kleinste Teil eines Korns ein Geräusch hervorbringen, was doch nicht wahr sei (vgl. Aristot. Phys. VII, 5 p. 250 b 19: *διὰ τοῦτο ὁ Ζήνωνος λόγος οὐκ ἀληθής, ὡς ψοφεῖ τῆς κέγχρου ὁτιοῦν μέρος*). Er erscheint bei dem Megariker Eubulides (4. Jahrh. v. Chr.), von der Wirkung auf die Masse übertragen, und zwar in der Form, daß gefragt wird, ob ein Korn einen Haufen bilde? Offenbar nicht. Zwei Körner? Nein. Drei? Nein. Schließlich würde mithin ein Kornhaufe überhaupt nicht zustande kommen, da man nicht angeben kann, wieviel Körner dazu gehören oder bei welcher Zahl die Vielheit beginnt. — Vgl. Diog. Laert. II, § 108; VII, § 82.

Achamoth (hebr. חָכְמוֹת, gr. *ἡ κάτω σοφία*) heißt bei dem Gnostiker Valentinus (c. 160 n. Chr.) die durch die Begierde zerrüttete Weisheit, welche ein Äon ist und sich aus sinnlicher Liebe, aus dem Pleroma (s. d.), dem gestalteten Chaos, der Fülle des geoffenbarten göttlichen Lebens, abirrend, in den göttlichen Abgrund stürzt und dadurch Mutter des Demiurgen (Weltbildners) wird. — Vgl. K. Haase, Kirchengeschichte § 78.

Achilleus heißt ein Trugschluß des Eleaten Zenon (geb. zw. 490 und 485 v. Chr.), durch den er zu beweisen versuchte, daß alle Bewegung nur Schein sei. Die Schildkröte, das langsamste der Tiere, behauptete er, könne nie von Achilleus, dem schnellsten Menschen, eingeholt werden, wenn sie auch nur den geringsten Vorsprung vor ihm hätte; denn der Abstand zwischen ihnen lasse sich bis ins Unendliche zerlegen, und Achilleus müsse immer erst dahin kommen, wo die Schildkröte eben gewesen sei. Der allgemeine in dem Beispiel liegende Gedanke ist, daß das sich langsamer bewegende Objekt nie von dem sich schneller bewegenden bei gleicher Bahn eingeholt werden kann, sobald das erstere die Bewegung von einem vor dem Ausgangspunkt des letzteren in der Richtung auf das Ziel vorausliegendem Ausgangspunkte gleichzeitig mit dem letzteren beginnt. Aber wird überhaupt Bewegung von verschiedener Geschwindigkeit angesetzt, so ist damit schon zugegeben, daß dieselben Räume in verschiedener Zeit durchlaufen werden können. Auch überschreitet der Grenzwert der Summe der konvergierenden Reihe, wie sie

Digitized by Google

durch die Bewegungen der Schildkröte dargestellt wird, wenn man sich die durchlaufene Strecke ins Unendliche zerlegt denkt, nie einen bestimmten endlichen Wert. — Vgl. Aristoteles Phys. VI, 9 p. 239 b 14 ff. *δεύτερος [λόγος περὶ κινήσεως Ζήνωνος] δ' ὁ καλούμενος Ἀχιλλεύς. ἔστι δ' οὗτος, ὅτι τὸ βραδύτερον οὐδέποτε καταληφθήσεται θέον ὑπὸ τοῦ ταχίστου· ἔμπροσθεν γὰρ ἀναγκαῖον ἐλθεῖν τὸ διῶκον, ὅθεν ὥρμησε τὸ φεῦγον, ὥστ' ἀεί τι προέχειν ἀναγκαῖον τὸ βραδύτερον.* — Vgl. Diog. Laert. IX, § 29.

achten (ahd. ahtôn, mhd. ahten) heißt, eine Person oder ihre Handlungsweise oder auch eine Sache um ihres Wertes willen anerkennen. Die Achtung ist oft nicht frei von Unlust; denn die Auffindung von Vorzügen an anderen Wesen bereitet uns zwar an sich Lust, weil wir Gutes vor uns haben, aber auch zugleich Unlust, weil unsere Selbstliebe darunter leidet. Kant (1724—1804) sagt daher: „Eigentlich ist die Achtung die Vorstellung von einem Werte, der meiner Selbstliebe Abbruch tut" (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten. I. Abschn.). Die Achtung bildet einen Gegensatz zur Neigung und zur Liebe. Kant verlangt, daß wir das Gute aus keinem andern Motiv tun sollen, als aus Achtung vor dem Sittengesetz (Kritik d. prakt. Vernunft, S. 126 ff.), und definiert dementsprechend die Achtung als die unmittelbare Bestimmung des Willens durch das Gesetz und das Bewußtsein derselben (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, I. Abschn.). J. H. v. Kirchmann (1802—1884) teilte alle Gefühle in die Lust- und die gewöhnlich sittlich genannten Achtungsgefühle.

Act (lat. actus), Akt, heißt die einzelne Handlung oder Tätigkeit.

Action (lat. actio) heißt die Tätigkeit im Gegensatz zum Leiden (Passion), oder die Wirkung im Gegensatz zur Gegenwirkung (Reaktion).

Activität (franz. activité), Aktivität, heißt die Fähigkeit zu wirken oder das tätige Verhalten, wogegen Passivität (fr. passivité) negativ die Unfähigkeit zu wirken oder das untätige Verhalten, positiv die bloße Aufnahmefähigkeit bedeutet. Den natürlichen Dingen ist vollkommene Activität ebensowenig eigen als vollständige Passivität, da alle Dinge in Wechselwirkung stehen und Aktion und Reaktion sich entsprechen. Die Ansicht des Aristoteles (384—322 v. Chr.) und der Scholastiker war aber, daß Gott purus actus, reine Tätigkeit, sei. — Der Gegensatz der Passivität und Activität spielt in der Affektlehre und Ethik Spinozas (1632—1677) eine wichtige Rolle. Die aktiven,

Digitized by Google

freudigen Affekte der Erkenntnis, die aus der Selbsttätigkeit der Seele erwachsen, führen den Menschen zur Freiheit, die passiven zur Knechtschaft. — Vgl. Dyroff, Einführ. i. d. Psychologie. Leipz. 1908, S. 109—128.

Actualität (gr. *ἐνέργεια*, mlat. actualitas von spätlat. actualis) heißt erstens die Wirklichkeit, insofern nur dasjenige wirklich ist, was sich betätigt; ihr Gegensatz ist die Potenzialität, d. h. die Möglichkeit. Zweitens versteht man unter Actualität die augenblickliche Bedeutsamkeit im Gegensatz zu dem historischen Werte. Unter Actualitätslehre versteht man, in Anlehnung an die erste Bedeutung des Wortes, diejenige philosophische Lehre, die das Wirkliche nicht im Substanziellen, sondern nur im Tätigsein, im Wirken sucht. Die Aktualitätstheorie kann sich metaphysisch oder psychologisch gestalten. Die Hauptvertreter der metaphysischen Actualitätstheorie sind Herakleitos 500 v. Chr., Hume (1711—1776), Fichte (1762—1814), Schelling (1775—1854), Hegel (1770—1831) und Schopenhauer (1788—1860) und in neuester Zeit Fr. Paulsen (1846 bis 1908). Auf psychologischem Gebiete vertritt die Aktualitätstheorie gegenwärtig vor allem Wundt (geb. 1832). — Vgl. Energie, Unendlich, Entelechie, Möglichkeit, Wirklichkeit. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 213. Wundt, Grundz. d. physiol. Psych. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 695, S. 758ff.

adaequat (lat. adaequatus) heißt gleichkommend, zureichend, angemessen. Eine Definition heißt adaequat, wenn sie einen Begriff zutreffend nach seinen wesentlichen Merkmalen bestimmt und weder zu weit, noch zu eng ist, eine Erkenntnis, wenn sie eine Sache bis ins einzelne richtig wiedergibt. Der Ausdruck adaequat ist scholastischen Ursprungs, beruht zunächst auf dualistischer Anschauung und bezeichnet die Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstand. So nennt Thomas von Aquino (1225—1274) die Wahrheit „adaequatio intellectus et rei". Der monistischen Weltanschauung haben das Wort adaequat Spinoza und Leibniz angepaßt, in deren Sprache uns der Ausdruck oft begegnet. Spinoza (1632—1677) definiert (Ethik II Def. 4): „Unter zureichender Vorstellung (idea adaequata) verstehe ich eine Vorstellung, welche, sofern sie in sich und ohne Beziehung auf den Gegenstand betrachtet wird, alle Eigenschaften oder inneren Bestimmungen einer wahren Vorstellung hat. Ich sage: Innere, um diejenige auszuschließen,

Digitized by Google

welche äußerlich ist, nämlich die Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Vorgestellten. Leibniz (1646—1716) erklärt (Betrachtungen üb. d. Erkenntnis, d. Wahrheit und d. Ideen 1684): „Wird jeder Bestandteil, der in einen deutlichen Begriff eingeht, wiederum in deutlicher Weise erkannt, wird also die Analysis bis ans letzte Ende durchgeführt, dann ist die Erkenntnis adaequat. Freilich weist unser menschliches Wissen hierfür vielleicht kein vollkommenes Beispiel auf; doch kommt ihr die Erkenntnis der Zahlen sehr nahe" (Philos. Bibl. Bd. 107, S. 24). — Vgl. angemessen, Reiz.

Adam Kadmon (hebr.) heißt bei den Kabbalisten der Urmensch, der himmlische Adam, das Vorbild der Menschheit und der irdischen Welt, der eingeborene Sohn Gottes und der Inbegriff der Ideen. Nach der Lehre des Isaak Luria (1534 bis 1572) strahlte vom Ensôf, dem unendlich erhabenen Lichte, zuerst das große Licht aus, welches Adam Kadmon genannt wird, sodann die Lichter, die an Gehirn, Schädel, Ohren, Nase, Mund und Stirn Adam Kadmons hängen, endlich die vier Welten Aziluth, Beriah, Jezirah und Asiah. Der Adam Kadmon hat an Aziluth seinen Körper, während die drei anderen Welten seine Gewänder sind. — Nach gnostischer Lehre ist Adam Kadmon der fast göttliche Äon, nach welchem Adam erst geschaffen wurde. — Vgl. Kabbâla.

Adamiten hießen gnostische Sektierer, welche im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. in Nord-Afrika, ferner Taboriten, welche 1421 in Böhmen aufgetreten sind und den Stand paradiesischer Unschuld durch völlige Nacktheit darstellen wollten, aber in grobe Unsittlichkeit verfielen.

Adaption (von lat. adaptare), richtiger **Adaptation** heißt die Anpassung eines Organs an Reizstärken, so z. B. der Netzhaut an die vorhandene Lichtstärke, vermöge deren das Auge im Dunklen lichtempfindlicher wird, im Hellen sich gegen Licht abstumpft, der Haut an Temperaturen. Man redet aber auch von einer Adaptation der Aufmerksamkeit an die Eindrücke, durch die das Überraschende unerwarteter Reize aufgehoben wird. — Vgl. Accommodation, Abstumpfung. — Wundt, Grundz. der phys. Psychol. 6. Aufl. Bd. I. Leipzig 1908, S. 488f.

Adept (franz. adepte von lat. adeptus = wer etwas erlangt hat) heißt ursprünglich ein Eingeweihter, welcher den Stein der Weisen, das höchste, geheimnisvolle Ziel der Alchimie, gefunden zu haben glaubt. Paracelsus (1493—1541) und andere

Digitized by Google

Schwärmer nannten sich so. Im allgemeinen heißt dann so jeder, der in eine Wissenschaft oder Kunst eingedrungen ist.

ad hominem (ergänze demonstratio, lat.) nennt man einen Beweis, der gemeinfaßlich und einleuchtend, der Fassungskraft des Hörers angepaßt ist, aber nicht allgemein gilt. — Vgl. Beweis.

Adiáphora (gr. *ἀδιάφορα* = nicht unterschieden, unausgezeichnet) heißen gleichgültige Dinge, Mitteldinge, Dinge, die zwischen Gutem und Bösem gelegen sind. Der Streit über die Frage, ob es Adiáphora gebe, durchzieht die Geschichte der Moral und der Religion. Die Kyniker lehrten, nur die Tugend sei ein Gut, nur die Schlechtigkeit ein Übel, alles andere sei ein Adiaphoron (Diog. Laert. VI, § 105 *τὰ μεταξὺ ἀρετῆς καὶ κακίας ἀδιάφορα λέγουσιν* [*Κυνικοί*]). Epikuros (341—270) verneinte dagegen, daß es Adiaphora gäbe. Nach der Lehre der Stoiker wiederum, die mit der der Kyniker übereinstimmte und durch die das Wort seine Verbreitung gefunden hat, ist die Tugend das einzige Gut, das Laster das einzige Übel; alles, was nicht Tugend oder Laster ist, z. B. das Leben, die Begabung, die Schönheit, die Gesundheit usw., ist ein Adiáphoron. Unter den Adiaphora unterschieden die Stoiker das Vorzuziehende, wie z. B. Leben, Gesundheit (*προηγμένον*), und das Abzuweisende (*ἀποπροηγμένον*), wie z. B. Tod, Krankheit, von dem schlechthin Gleichgültigen (*ἀδιάφορον* im engeren Sinne), wie der Zahl der Haare usw. (vgl. Cic. Paradox. 2. Diog. Laert. VII, § 127; VII, § 102 ff.). — In Wirklichkeit wird jeder Mensch je nach seiner Anlage, Erziehung, Gewöhnung, Individualität etwas Besonderes für gleichgültig erklären. Und in Zusammenhange mit anderen Dingen kann oft das an sich Gleichgültige bedeutungsvoll werden. — Vgl. Rigorismus.

ad impossibilia nemo obligatur oder Impossibilium nulla est obligatio (lat.) heißt: Zum Unmöglichen ist niemand verpflichtet. Der Satz trifft soweit zu, als das Sollen das Können zur Voraussetzung hat. Er kann aber natürlich nur da Anwendung finden, wo die Unmöglichkeit einer Leistung wirklich dargetan worden ist. — Vgl. ultra posse etc.

ad infinitum (lat.) heißt ins Unendliche; **ad indefinitum** dagegen heißt ins Unbestimmte. — Vgl. unendlich, Progreß, Regreß, infinit.

ad libitum (lat.) heißt nach Belieben.

ad oculos demonstrieren (lat.) heißt etwas so deutlich darlegen, daß man es wie mit den leiblichen Augen sieht.

Digitized by Google

Adrastea (gr. *Ἀδράστεια*) heißt die Unentrinnbare. So bezeichneten die Griechen das Schicksal, z. B. Platon Phaidr. p. 248 C. — Vgl. Schicksal.

ad turpia nemo obligatur (lat.) heißt: Zu Schändlichem kann niemand verpflichtet werden.

Advaita (sanskr.), Nichtdualismus, Monismus (s. d.), heißt eine philosophische Richtung des Brahmaismus, die seit dem 6. Jahrh. n. Chr. auftritt. Sie behauptet, die menschliche Seele sei identisch mit dem Brahman, der nicht als Person, sondern als Weltseele und ewiger Urgrund alles Seins zu denken sei.

Ähnlichkeit (nhd. abgel. von ähnlich, das erst im 16. Jhdt. vorkommt und dessen Nebenform einlich die Entstehung aus ein wahrscheinlich macht) heißt im allgemeinen die Übereinstimmung der Dinge in mehreren, Gleichheit die in allen Merkmalen. — In der Geometrie bezeichnet Ähnlichkeit die Übereinstimmung in der Gestalt, Gleichheit die Übereinstimmung in der Größe, Kongruenz die vollkommene Übereinstimmung. Das moderne mathematische Zeichen (∼) für ähnlich hat Leibniz (1646—1716) aus einem liegenden **s** (= similis) gebildet (vgl. Leibniz, Characteristica geometrica ed. Gerhardt, 3. Folge, Bd. V, S. 153: Similitudinem ita notabimus ∼). — Die Beziehung des Ähnlichen zueinander spielt im Geistesleben des Menschen eine wichtige Rolle. Es ist z. B. Sache des Witzes und des Scharfsinns, Ähnlichkeiten zwischen den verschiedensten Dingen instinktiv herauszufinden. Auf der Anwendung leicht faßbarer Ähnlichkeiten beruht auch vielfach der bildliche Ausdruck des Dichters. Vergleicht man dagegen, scharf denkend, die Dinge, um aus ihrer Ähnlichkeit etwas zu folgern, so zieht man einen Analogie-Schluß (vgl. Analogie). Mit solchen Schlüssen arbeitet besonders die Induktion (s. d.) innerhalb der Naturwissenschaft. — Die Tatsache, daß ähnliche Vorstellungen einander hervorrufen, erklärt uns einen Teil des Seelenlebens und begründet das Hauptgesetz der Assoziation (s. d.). — Daß Ähnliches nur durch Ähnliches erkannt werde, wurde von Pythagoras, Empedokles und Demokritos behauptet. — Platon (427 bis 347) und andere forderten als höchstes Moralprinzip die Ähnlichkeit mit Gott. — Vgl. Gleichheit.

Äon (gr. *αἰών*) heißt Ewigkeit, beständige Dauer. Bei dem Gnostiker Valentinus (160 n. Chr.) werden die Äonen

Digitized by Google

zu aus Gott geflossenen, ewigen Geister und göttlichen Wesenheiten, zu Abbildern Gottes und Urbildern alles geistigen Lebens, zu Mittelwesen zwischen dem göttlichen Urgrunde und dem Menschen, deren Inbegriff die Fülle (*πλήρωμα*) ist. — Vgl. Achamoth. — Haase, Kirchengeschichte § 78.

Äquilibrismus (nlt. von lat. aequilibrium = Gleichgewicht) heißt die scholastische Lehre, daß der Mensch nur dann frei handelt, wenn ein völliges Gleichgewicht aller Bestimmungsgründe des Willens in ihm stattfindet. Diese Lehre ist unhaltbar; denn abgesehen davon, daß ein solches Gleichgewicht kaum vorkommt, und wenn es vorkäme, schwer bestimmbar wäre, würde die Konsequenz des Gleichgewichts nur sein können, daß der Mensch gar nicht handelt, sondern untätig bleibt, wie Buridans Esel (s. d.) zwischen den Heubündeln. — Vgl. Determinismus, Freiheit.

Äquipollenz (gr. *ἰσοδυναμία*, nlt. aequipollentia aus dem lat. aequipollens = gleichkräftig), Gleichgeltung, nennt man in der Logik erstens das Verhältnis zweier Begriffe, deren Umfänge sich decken, wie z. B. des gleichseitigen und des gleichwinkligen Dreiecks. Wundt erklärt: „Gleiche Begriffe, die verschieden bezeichnet sind, heißen äquipollent.“ Äquipollenz nennt man zweitens seit Apuleius (2. Jhrdt. n. Chr.) das Verhältnis zweier Sätze, die dasselbe aber unter verschiedenen Formen aussagen, so daß der eine möglichst unmittelbar aus dem andern durch Transformation gewonnen oder gefolgert werden kann. So sind die Sätze: „Platon war der Lehrer des Aristoteles“ und: „Aristoteles war Platons Schüler“ äquipollent. Ferner heißen aber auch Urteile äquipollent, deren Qualität bei übereinstimmendem Sinne verschieden ist, z. B. Alle S sind P und kein S ist ein Nicht-P. Endlich rechnet man auch diejenigen Sätze zu den äquipollenten, welche zwar nicht unmittelbar, aber durch allgemein bekannte Zwischensätze auseinander gefolgert werden können und dasselbe besagen. So ist z. B. der Satz: „In diesem Dreieck ist das Quadrat über der einen Seite gleich der Summe der Quadrate über den beiden anderen“ äquipollent mit dem Satze: „Dies Dreieck ist rechtwinklig“. Äquipollente Sätze schließen einander stets ein, und aus der Wahrheit oder Falschheit des einen folgt die Wahrheit und Falschheit des anderen. — Vgl. alternieren, reziprok. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl. Leipzig 1882, § 96. Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, Bd. I, S. 123, S. 214 ff.

Digitized by Google

Äquivalenz (nlt. aus dem Lat. gebildet), Gleichwertigkeit, Wert-Ersatz, heißt die Einsetzung eines entsprechenden Wertes für einen anderen. So besteht, wenn durch Wärme mechanische Arbeit hervorgebracht wird, zwischen der verbrauchten Wärme und der geleisteten Arbeit ein festes Verhältnis (1 kg-Kalorie bringt eine mechanische Arbeit J = 428 mkg* hervor). Man redet daher seit Robert Mayer (Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur, Liebigs Annalen Bd. 42, 1842) von einer Äquivalenz der Arbeit und der Wärme oder kurz von einem Wärmeäquivalent. — Vgl. Kraft, Energie.

Ärger (nhd. um 1750 aus d. Niederdeutschen in die Schriftsprache gebracht von ärgern, mhd. érgern = verschlechtern) heißt die meist vorübergehende Gemütsverstimmung, in der sich ein leichterer Zorn mit einem leichteren Kummer verbindet. So ärgert man sich z. B. über schlechte Federn, einen versäumten Zug, über erfahrene Zurücksetzung, über Vorurteile, Moden usw. Der Ärger kann auch zur bleibenden Seelenstimmung werden.

Aërobat (gr. ἀεροβάτης) heißt Luftwandler, Seiltänzer, dann im spöttischen Sinne Ideolog, Phantast. So nennt Wieland (1733—1813) Platon den großen Aërobaten.

Ästhetik (neugeb. von gr. αἰσθητός = sinnlich wahrnehmbar) heißt zunächst die Lehre von der Sinneserkenntnis. In dieser ursprünglichen Bedeutung braucht Kant (1724—1804) das Wort in seiner Kritik der reinen Vernunft (1781), die aus der Aufgabe erwachsen ist, die Grenzen der Sinnlichkeit und des Verstandes zu bestimmen. Der erste Teil der Elementarlehre in diesem Werke trägt die Überschrift: Die transscendentale Ästhetik. Er bestimmt die Sinneserkenntnis als das Vermögen der Anschauungen, als Rezeptivität, und weist ihr als ihre reinen, allgemeinen und notwendigen, nicht aus der Erfahrung stammenden Formen Raum und Zeit zu, die im Gebiete der Erfahrung empirische Realität, aber über die Erfahrung hinaus keine Geltung besitzen und deren transscendentale Idealität daher behauptet werden muß. — Gewöhnlich aber und jetzt ausschließlich versteht man aber unter Ästhetik die Wissenschaft von denjenigen Gefühlen, welche durch das Schöne und das ihm Verwandte oder Entgegengesetzte hervorgerufen werden, und den Urteilen, die sich auf diese Gefühle gründen. Zur Wissenschaft erhoben und so benannt ward diese Disziplin

Digitized by Google

erst durch den Wolfianer A. G. Baumgarten (1714—1762) [„Aesthetica“ (1750—58)], den Vater der deutschen Ästhetik, der im Gegensatze zu dem von Platon abhängigen Engländer Shaftesbury (1671—1713), welcher die Sittlichkeit und Schönheit für verwandt und beide für eine Sache des Geschmacks ansah, eine schärfere vom Begriff der Sittlichkeit absehende Bestimmung des Schönen anstrebte und damit Kant vorarbeitete. Vor ihm wurde nur fragmentarisch oder beiläufig von den ästhetischen Begriffen gehandelt. So definiert z. B. Platon (427—347) das Schöne, den Hauptgegenstand der Ästhetik, (im Phaidros 250 B, D) als das Nachbild der Ideen, in deren Reich die Idee des Guten die herrschende ist, während er (im Philebos 64 E) Maß und Harmonie (*μετριότης, συμμετρία*) als Merkmale des Schönen nennt. Aber Platon sondert, wie in der Neuzeit Shaftesbury, das Schöne nirgends scharf vom Guten. Die Schönheit dient bei ihm nur ethisch-politischen Zwecken, und gegen die Kunst verhält er sich ablehnend. Aristoteles (384 bis 322) gibt in seiner Rhetorik, in seiner Poetik, dem bedeutendsten ästhetischen Werke des Altertums, und in anderen Schriften eine Reihe empirischer Regeln über das Schöne und die Definition der Tragödie. Er geht von einzelnen Beispielen des Schönen aus, prüft das allen Gemeinsame und findet es in der Ordnung, im richtigen Verhältnis der Teile, in der Begrenztheit und angemessenen Größe, in dem Zusammenhang und der Vollständigkeit, mithin in der Einheit im Mannigfaltigen, also in der Form der Dinge. Das Wesen der Kunst setzt er in die Nachahmung (*μίμησις*). (Vgl. Metaphys. XII, 3 p. 1078a 36 *τοῦ δὲ καλοῦ μέγιστα εἴδη τάξις καὶ συμμετρία καὶ τὸ ὡρισμένον.* Poet. 7, p. 1450b 36 *τὸ γὰρ καλὸν ἐν μεγέθει καὶ τάξει ἐστί, διὸ οὔτε πάμμικρον ἄν τι γένοιτο καλὸν ζῷον — οὔτε παμμέγεθες.*) Zur festbestimmten philosophischen Disziplin hat aber erst A. Baumgarten (1714—1762) die Ästhetik gemacht, indem er, von den Grundlehren der Philosophie Leibniz' und Wolfs und von französischen Anregungen (Dubos, Réflexions critiques sur la poésie et la peinture 1709 und Batteux, Les beaux arts réduits à un même principe 1746) ausgehend, die Ästhetik als Paralleldisziplin neben die Logik stellte. Wie diese das höhere Erkenntnisvermögen, das Begriffsvermögen, solle jene das niedere Erkenntnisvermögen, die sog. Sinnenerkenntnis, (Aesthetica est scientia cognitionis sensitivae) behandeln. Demgemäß lehrten die Ästhetiker der Wolfschen Schule (Eschen-

Digitized by Google

burg, Eberhard, Sulzer [Theorie d. schönen Künste 1771—74], Mendelssohn), daß die ästhetische Erkenntnis nur eine Vorstufe der intellektuellen sei. Zur Lehre vom Schönen ward aber für Baumgarten und seine Nachfolger die Ästhetik durch den optimistischen Gedanken der Leibnizschen Philosophie: In der Welt liegt der höchste Grad der Vollkommenheit, den der Schöpfer in sie hineinlegen konnte; erkennen wir diese Vollkommenheit begrifflich, so heißt sie Wahrheit, erkennen wir sie durch die Sinne, so heißt sie Schönheit; Schönheit ist also der Gegenstand der sinnlichen Erkenntnis. Die Lehre von der sinnlichen Erkenntnis wird daher nach der Annahme des Wolfianers durch die Beschaffenheit des Weltalls von selbst zur Schönheitslehre. Die Erklärung der Schönheit als sinnlich erkannter Vollkommenheit macht aber Baumgarten wie Aristoteles zum Formalisten; denn Vollkommenheit ist ihm die Übereinstimmung der einzelnen Teile eines Gegenstandes zum Ganzen, die Übereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit. Von Aristoteles entlehnt er auch das Prinzip der Nachahmung in der Kunst, aus dem er das Verbot des Heterokosmischen für den Künstler ableitet. Baumgartens Formalismus ist die Ästhetik des Rationalismus. — Um dieselbe Zeit griffen die Engländer in die Untersuchung über das Schöne ein und begründeten, indem sie den Blick auf die subjektiven Bedingungen der Schönheit richteten, die sensualistische Ästhetik. Hutcheson (1694—1747) schied niedere und höhere Sinne von einander und leitete die Empfindung des Schönen nur aus den letzteren, Gehör und Gesicht, ab. Home (1696—1782) führte diese Untersuchungen fort und wies nach, daß die ästhetischen Empfindungen frei von der Beimischung des Verlangens seien. Burke (1730—97) untersuchte die Ideen vom Schönen und Erhabenen und führte jene auf den Geselligkeitstrieb, diese auf den Selbsterhaltungstrieb zurück. Die Untersuchungen der englischen Ästhetiker wurden in Deutschland beachtet und wirkten auf Lessings Kunstkritik, Herders Theorien und besonders auf Kants philosophisches Denken in den Jahren 1760—1770 ein. Kant (1724—1804), in seiner Kritik der Urteilskraft (1790), der eigentlichen Grundlegung der älteren Ästhetik, findet das Schöne, das er scharf von dem Guten und Angenehmen trennt und das er auf die Verbindung der Urteilskraft mit dem Gefühlsvermögen gründet, in der ohne Begriff erfaßten Zweckmäßigkeit der Form, welche ein allgemeines und

Digitized by Google

notwendiges, uninteressiertes Wohlgefallen in uns errege. Den Grund, warum gewisse Dinge oder Verhältnisse dies tun, sieht er darin, daß bei der Vergleichung der Anschauung mit dem Verstande sich eine Lust an der Harmonie zwischen beiden herausstelle. Kants Standpunkt in der Ästhetik ist die Verbindung des (ethischen) Idealismus mit dem Rationalismus. Das Prinzip des Geschmacksurteils stammt aus reiner Vernunft (Rationalismus); aber nicht die Welt an sich ist schön, sondern der Mensch trägt den aus seiner Urteilskraft und seinem Lustgefühl entstandenen Begriff der Schönheit in die Welt hinein (Idealismus). Kant ergänzt jedoch seinen rationalistischen und idealistischen Grundgedanken, der der Schönheit zwar alle Bestimmtheit des Begriffs, nicht aber alle Bedeutung raubt, durch die Idee, daß die schönen und erhabenen Dinge wie Symbole des Sittlich-Guten wirken. Schiller (1759—1805) hatte 1789 in dem Gedichte „Die Künstler", dessen Idee die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit ist, sich der Ästhetik vor Kant angeschlossen. Später betonte er im Anschluß an Kant, der von Herder (Kalligone) bekämpft wurde, mehr die Form, „das Gefäß des Inhaltes"; das Gleichgewicht der sinnlichen und vernünftigen Tätigkeit hielt er für die Normalstimmung des Künstlers und die Geburtsstätte des Schönen. Schönheit ward ihm die Freiheit in der Erscheinung, die Natur in der Kunstmäßigkeit, die Versöhnung zwischen Verstand und Sinnlichkeit. Vor allem nahm Schiller aber die Idee Kants auf, daß das Schöne als Symbol des Sittlich-Guten wirke. Die Anmut tritt z. B. da in die Erscheinung, wo der Mensch die Vernunftpflichten und Naturtriebe zur Einheit und Harmonie und diese Harmonie zum Ausdruck gebracht hat. In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen (1794f.) bezeichnete Schiller die Schönheit als Objekt des Spieltriebes, eine Idee, die neuerdings K. Groos aufgenommen hat, dem der ästhetische Genuß das edelste Spiel ist, das der Mensch kennt. — Die Romantiker, die für den Künstler die Ironie, das Schweben über dem Stoffe, das freie Spiel und die Willkür in Anspruch nahmen, haben nur Aphorismen zur Ästhetik, aber nicht ein System der Ästhetik zustande gebracht. Schelling (1775—1854), der zur Romantik in nächster Beziehung stand, behauptete, indem er von dem Gedanken ausging, daß Natur und Geist, Ideales und Reales inbezug auf die Einheit des Absoluten identisch seien, das

Digitized by Google

Schöne sei dasjenige, dessen sinnliche Existenz durchweg dem Idealen entspreche, also die Einheit des Realen und Idealen. (Vgl. Schelling: Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur. 1807.) Diesen Gedanken, in dem die Ästhetik der Philosophie des Absoluten zum Ausdruck kam, führte Solger in seinem „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst" 1815, und auch M. Carrière, (Ästhetik. 1859) durch. — Hegel (1770—1831) („Ästhetik", herausgeg. von Hotho, 1835) dagegen schuf eine rein (logisch-) idealistische Ästhetik und bestimmte das Schöne als die Idee in der Form begrenzter Erscheinung, als das sinnliche Scheinen der Idee. Alles ist nur schön, soweit es von der Idee durchdrungen ist. Die Ästhetik umfaßt das ganze Reich des Schönen, alle Manifestierungen der Idee. Seine erste Existenz findet das Schöne in der Natur und, wie Fr. Th. Vischer (1807—1887; „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen" 1846—1857), der bedeutendste Ästhetiker der Hegelschen Schule, hinzufügt, in der Geschichte. Dort existiert es aber nur unbewußt, unvollständig und unvollkommen; bewußt wird es erst im sinnlichen Geiste, in der Phantasie, und sobald die Phantasie sich verwirklicht, entsteht die Kunst. Das Kunstwerk existiert, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos, wie ein Werk der Natur, aber es entstammt dem Geiste und ist eine Verkörperung der Idee. Die einzelnen Künste erscheinen als die stufenmäßige Herausarbeitung des Geistes aus der Materialität. Sie treten nacheinander als die symbolischen, klassischen und romantischen Künste hervor. Die bildenden Künste sind noch stumm und durchweg material; die Musik hält sich schon in der idealgesetzten Materialität des Tones, die Poesie dagegen bewegt sich auf fast rein geistigem Gebiete; sie ist der Übergang des Geistes zum reinen Denken. Die Sprache, deren sie sich bedient, ist kein sinnlicher Stoff, sondern nur das Vehikel des Geistes. — Herbart (1776—1841), dessen Philosophie im Grunde auf der Wolfs beruht, erneuerte den Formalismus der rationalistischen Ästhetik und dehnte Schillers Satz: „Die Vertilgung des Stoffes durch die Form ist das wahre Kunstgeheimnis des Meisters," auf die ganze praktische Philosophie aus: er verband eng Ethik und Ästhetik und bezeichnete die Ethik als einen Teil der allgemeinen Ästhetik, der Wissenschaft von den Werten, vom Gefallenden und Mißfallenden überhaupt (vgl. Herbart, Allg. prakt. Philos. 1805. Lehrb.

Digitized by Google

z. Einl. in d. Philos. 4. Aufl. 1837 und Rob. Zimmermann, Allg. Ästhetik als Formwissenschaft 1865). Die Ästhetik handelt demnach bei ihm von den Formen, durch welche ein Vorstellungsinhalt Gefallen oder Mißfallen hervorruft. Der Grund für das ästhetische Gefallen liegt nicht im Einfachen und nicht in den unverbundenen Teilen (der Materie) einer Vorstellung, sondern nur in deren Verbindung zu einem Ganzen (ihrer Form). Die Formen gefallen entweder wegen ihrer Stärke (Quantität), oder wegen ihres Inhalts (Qualität), d. h. es gefällt das Große und das Harmonische. Die Zusammenfassung beider in ein der Form des Charakteristischen entsprechendes Nachbild eines Vorbildes, das die Formen der Vollkommenheit (Größe, Fülle, Ordnung), des Einklangs, der Korrektheit und des abschließenden Ausgleichs an sich trägt, erzeugt das Schöne. Die Durchführung jeder einzelnen Elementarform innerhalb eines Gesamtbildes führt zu den abgeleiteten Formen des ästhetischen Reinheits-, Freiheits-, Wahrheits- und Vollkommenheitssystems.

Sonderwege in der Ästhetik gingen Jean Paul (1763 bis 1825; „Vorschule der Ästhetik“ 1804), der an Herder anknüpfte und in eigener Weise das Wesen des Lächerlichen, des Humors, der Ironie und des Witzes zu bestimmen suchte, A. Schopenhauer (1788—1860; „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Buch, 3. Aufl. 1859), der in der kausalitätslosen und willensfreien Kontemplation das Wesen der ästhetischen Betrachtung sah, die es mit dem interesselosen Schauen der Ideen, der Musterbilder der Dinge, zu tun habe, und E. v. Hartmann (1842—1906; „Philosophie des Schönen“ 1887), der von dem Gedanken ausging, daß die Schönheit nur in der subjektiven Erscheinung, aber nicht in der Außenwelt existiere, und einen konkreten Idealismus zu begründen versuchte, durch den der Idee und der Wirklichkeit ihr Recht zuteil werden sollte.

Der Ästhetik hat demnach, wie ihre Geschichte bis zur Grenze der neuesten Zeit, bis zu der wir sie verfolgten, zeigt, die angemessene Methode gefehlt. Sie ist zu sehr in den Bahnen der Metaphysik gewandelt, auch Kants Kritik der Urteilskraft und Vischers Ästhetik nicht ausgenommen. Ihre richtige Methode kann aber nur die empiristische sein, wie dies schon Lessing durchgefühlt hat. Die Ästhetik muß, um zu gesicherten Resultaten zu gelangen, nicht von der Metaphysik, sondern von der Erfahrung ausgehen; nicht der Begriff des Schönen, sondern das

Digitized by Google

Wesen der einzelnen Schönheit ist ihre Basis. Eine absolute Schönheit gibt es höchstens als Ideal; in der Wirklichkeit existiert stets nur das Schöne eines bestimmten Gegenstandes. Von der Beobachtung der einzelnen Naturschönheit und von der auf die Kunstgeschichte gegründeten Kritik einerseits hat alle ästhetische Forschung auszugehn. Denn jedes Naturprodukt trägt seine eigene Schönheit in sich, und jedes Kunstwerk ist national, historisch und individuell bestimmt. Andrerseits hat die Ästhetik das Wesen der Natur und des Menschen nach ihrer Allgemeinheit und Gesetzmäßigkeit durch Analyse unter vorläufigem Verzicht auf Normen zu untersuchen und darf hier selbst der experimentellen Untersuchung ihrer sinnlichen Unterlagen nicht entbehren. Auf biologischer und vor allem auch auf psychologischer und völkerpsychologischer Grundlage haben sich Untersuchungen über das allgemeine Wesen des künstlerischen Fühlens und Schaffens aufzubauen, die in eine Betrachtung der Künste im einzelnen auslaufen müssen. Die Gliederung der Ästhetik erfolgt, indem mit den Untersuchungen über die objektiven Grundlagen und subjektiven Elemente der Gefühle des Schönen und der ihm verwandten Gefühle und Gefühlskomplexe und ihre assoziativen und apperzeptiven Verbindungsformen begonnen, hierauf die Feststellung der ästhetischen Prinzipien vorgenommen, dann das Schöne der Natur und zuletzt das ganze Gebiet der Künste durchmessen wird. Auf diesem Wege sind bereits Fechner („Ästhetik von unten“. Vgl. Vorschule der Ästhetik. 2 Bde. 1876. 2. Aufl. Leipzig 1897), Wundt, Volkelt, Külpe, A. Lehmann, Meumann, Groos, Siebeck, Witasek, Th. Lipps usw. vorgegangen. Lipps insbesondere behandelt die Ästhetik als angewandte Psychologie, sucht ihre Formprinzipien auf und weist dem Begriffe der Einfühlung (s. d.) eine grundlegende Bedeutung in der Ästhetik zu. — Vgl. schön, Betrachtung. — H. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschland. München 1868. C. Köstlin, Ästhetik 1863 bis 1869, C. Lemcke, Populäre Ästhetik, 6. Aufl., Leipzig 1890. Stein, Entstehung d. neueren Ästh. Stuttgart 1866. J. Cohn, psychologische oder kritische Begründung der Ästhetik. Arch. für system. Philos. 1904. Allgemeine Ästhetik 1901. W. Dohrn, Die künstlerische Darstellung als Problem der Ästhetik. Hamburg 1910. Th. Lipps, Ästhetik, Psychologie des Schönen und der Kunst, 3 Bde. Hamburg 1903—1908. Volkelt, System der Ästhetik, 3 Bde. München 1910. Groos, Der ästhetische Genuß 1902. O. Külpe, Über die assoziat. Faktoren

Digitized by Google

d. ästhet. Eindrücke, 1899. Siebeck, Das Wesen d. ästhet. Anschauung, 1875. Witasek, Grundz. d. allgem. Ästhetik, 1904. Meumann, Die Grenzen d. psych. Ästhetik. Berlin 1905. Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Leipzig 1908. Th. Lipps u. R. M. Werner, Beiträge zur Ästhetik, 12 Bde. (Bd. XII 1908). A. Cornelius, Elementargesetze der bildenden Kunst. Leipzig 1908. Dilthey, Die drei Epochen der modernen Ästhetik. 1892. G. Grosse, Die Anfänge der Kunst. Freiburg 1894. Guyau, Les problèmes d' l'ésthétique contemporaine. Paris 1904. M. Dessoir, Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Leipzig 1906. Chr. Janarztky, G. A. Bürgers Ästhetik. Berlin 1908. H. Cohen, Kants Begründung der Ästhetik 1889. K. Berger, Schillers Ästhetik. Weimar 1894. Kühnemann, Kants und Schillers Begründung der Ästhetik. München 1895. B. K. Engel, Schiller als Denker. Prolegomena zu Schillers philosophischen Schriften. Berlin 1908. R. Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung, 2 Bde. Berlin 1896/98 2 A I. Das Schöne, das Erhabene, das Tragische. Berlin 1908. Günther Jacoby, Herders und Kants Ästhetik. Leipzig 1907. A. Lewkowitz, Hegels Ästhetik im Verhältnis zu Schiller. Leipzig 1910. E. Berend, Jean Pauls Ästhetik. Berlin 1909.

ästhetisch heißt in weiterer Bedeutung jeder Begriff, der in den Kreis der Ästhetik fällt, also außer dem Begriff des Schönen der Begriff des Anmutigen, des Reizenden, des Hübschen, des Niedlichen, des Komischen, des Häßlichen, des Furchtbaren, des Tragischen, des Erhabenen usw.; in engerer Bedeutung dagegen deckt sich der Begriff ästhetisch nur mit dem Begriff des Schönen, des Geschmackvollen. Kant (1724—1804) nennt in der Kritik d. r. V. eine Vorstellung ästhetisch, wenn ihr die Form der Sinnlichkeit anhängt und diese daher auf das Objekt, d. h. als Phänomen (s. d.), übertragen wird; in der Kritik der Urteilskraft heißt ihm dagegen dasjenige ästhetisch, dessen Bestimmungsgrund nicht anders als subjektiv sein kann.

Äther (gr. *αἰθήρ*), in der Theogonie des Hesiodos der Sohn des Erebos (Dunkel) und der Nyx (Nacht), der Kinder des Chaos, heißt zunächst bei den Griechen ein mythisches Wesen, eine der Grundmächte, aus denen die Welt entstanden sein soll; die orphischen Hymnen feiern den Äther als Weltseele. Später erscheint er in der Philosophie bei Anaxagoras (500 bis

Digitized by Google

428) als der warme, lichte und dünne Stoff, der durch die erste Kreisbewegung, die der Noous (s. d.) im Chaos hervorbrachte, von dem kalten, dunklen und schweren Stoff (der Luft, ἀήρ) abgesondert wurde, bei Platon (427—347) als die an die Erdatmosphäre angrenzende reinere Luft, und dann bei Aristoteles (384—322), im Gegensatz zu den vier Elementen, als die höchste unvergängliche fünfte Substanz (daher: Quintessenz!), als der gegensatzlose, ungewordene, unvergängliche, keiner Zunahme und Abnahme unterworfene, unveränderliche kreisförmig bewegte Himmelsstoff, aus dem die himmlischen Sphären und die Gestirne gebildet sind. Die Stoiker sahen in ihm das Feuer des himmlischen Umkreises, und die Neupythagoreer fügten ihn als fünftes Element den vier von Empedokles angenommenen Elementen, halb im Gegensetz zu Aristoteles, halb in Anschluß an die alte Akademie und Aristoteles, hinzu. —

Die moderne Physik nimmt an, daß ein überaus feiner und elastischer Stoff, der nach dem Vorbilde der Gase oder als ultragasförmig gedacht wird, durch den Weltraum und in den Zwischenräumen der kleinsten Teile des Körpers verbreitet sei, aus dessen Schwingungen sich die Erscheinungen des Lichts, der Elektrizität und dergl. erklären. Doch wird naturwissenschaftlich der Äther noch sehr verschieden gedeutet, und wir sind in der Hauptsache in Unkenntnis über seine Beschaffenheit. Nach Fresnel (1788 bis 1827) ist der Äther ein sehr elastisches Mittel von unkonstanter Dichtigkeit, während andere ihm konstante Dicke und veränderliche Elastizität beilegen. Nach Lord Kelvin (geb. 1824) ist er ein festes elastisches Mittel, dessen Starrheit $\frac{1}{10000000}$ des Stahls und dessen Dichte 1^{-17} des Wassers beträgt. Stockes (geb. 1819) gibt ihm die Konsistenz einer dünnen Gallerte, da er sich den Lichtschwingungen gegenüber als fester Körper verhält, bei dem allein transversale Schwingungen vorkommen. Im allgemeinen versteht man also heute unter Äther nichts als ein von Masse und Gewicht freies Ding, das Wärme, Elektrizität, Licht und Strahlung verbindet, ohne daß man weiß, welcher Art diese Verbindung ist. Die Hypothese von der Existenz des Äthers wird von der Wissenschaft festgehalten, nicht weil sie eine befriedigende Aufklärung der Tatsachen gibt, sondern weil man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen hat. Der unzulängliche Begriff des Äthers könnte nach Ostwalds Meinung durch den Begriff der Energie unter erheblichem Gewinne an Strenge und

Digitized by Google

Geschlossenheit der Darstellung ersetzt werden. — Vgl. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. 3. Aufl. Leipz. 1906, S. 150 f., S. 201. Systematische Philosophie (Hinneberg, Kultur d. Gegenwart, Teil I, Abt. VI). Berlin und Leipzig 1907, S. 164.

Ätherleib oder pneumatischen Leib nennt J. H. Fichte (1796—1879) mit anderen Spiritualisten den von der Seele unmittelbar gewirkten Leib; er versteht darunter nicht den äußerlichen, sichtbaren, tierischen, sondern einen inneren, unsichtbaren Geistleib (vgl. Fichtes „Anthropologie", S. 273 f.). Danach besteht also der Mensch aus Geist, Ätherleib und Außenleib. Ähnliches lehrte schon der Neuplatoniker Porphyrios (233—304)

Ätiologie (griech. *αἰτιολογία* = Beweisführung, von *αἰτία* = Ursache und *λόγος* = Wort, Lehre) heißt die Lehre von den Ursachen und Wirkungen der Dinge; sie gilt gewöhnlich als der zweite Teil der spekulativen Metaphysik, während der erste, die Ontologie, vom Wesen der Dinge und der dritte, die Teleologie, von ihrem Zwecke handelt.

Äußeres und **Inneres** sind Korrelate, d. h. Verhältnisbegriffe, die in Wechselbeziehung zueinander stehen. Das Äußere für uns ist zunächst unser Leib, das Innere unsere Seele; dann ist das Äußere alles, was wir mit den Sinnen wahrnehmen können, die Außenwelt, das Innere alles unmittelbar im Bewußtsein Erlebte, die Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, Affekte, Triebe usw. — Vgl. Außenwelt, Idealismus, Realismus.

Affekt (lat. affectus = Gemütszustand, gr. *πάθος*), Gemütsbewegung, heißt ein wie jedes Gefühl zwar vorübergehender, aber doch relativ dauernder aus einer Folge zusammenhängender stärkerer Einzelgefühle bestehender und sich als ein einheitliches Ganzes abhebender Gefühlsverlauf, welcher durch äußere Ursachen oder psychische Vorgänge veranlaßt wird und unseren geistigen und leiblichen Zustand intensiv beeinflußt. Vom Einzelgefühl unterscheidet sich der Affekt durch seine Zusammensetzung und seinen Verlauf. Aber jedes Einzelgefühl kann durch Steigerung seiner Intensität, durch die Länge seiner Dauer und durch einen bestimmten Wechsel in seinem Verlauf in einen Affekt übergehen. Die Affekte sind stärker und haben stets eine längere Dauer als die Durchschnittsgefühle; sie zeigen eine bestimmte Entwicklung, in welcher Anfangsgefühl, Vorstellungsverlauf und Endgefühl unterschieden werden können. Bewußtseinsstärke, Willen, Herztätigkeit, Blutumlauf, Atmung, Abson-

Digitized by Google

derung der Drüsen, Zwerchfellerschütterungen, Muskeltätigkeit und Gliederbewegungen, Ausdrucksbewegungen (s. d.) werden durch den Affekt beeinflußt und entweder gefördert oder gehemmt. Die Wucht, mit der die Affekte auftreten, und die Art, wie sie verlaufen, richtet sich einerseits nach der Konstitution, dem Temperament, der Erziehung und dem Bildungsstandpunkt des Menschen, andrerseits nach dem äußeren Anlaß. Von den Leidenschaften (s. d.) unterscheiden sich die Affekte durch ihre beschränktere Dauer und die Nichtmitwirkung des Triebes und der Gewohnheit bei ihrer Entstehung. Kant (1724—1804) definiert den Affekt als das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welche im Subjekt die Überlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle), nicht aufkommen läßt (Anthrop. § 70), oder als Überraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüts (animus sui compos) aufgehoben wird (§ 71). Wundt (geb. 1832) definiert den Affekt als eine zeitliche Folge von Gefühlen, die sich zu einem zusammenhängenden Verlaufe verbindet und sich gegenüber den vorausgegangenen und nachfolgenden Vorgängen als ein eigenartiges Ganzes absondert, das im allgemeinen zugleich intensivere Wirkungen auf das Subjekt ausübt, als ein einzelnes Gefühl (Grundr. d. Pychol. 9. Aufl. 1909, § 13,1, S. 204. Grundz. d. physiol. Psych., 5. Aufl., Leipzig 1903, Bd. III, S. 209ff.).

Man kann die Affekte mit Kant einteilen in sthenische (wackere), welche unser Lebensgefühl fördern, und asthenische (schmelzende), die es hemmen (Anthrop. § 73), oder mit Nahlowsky in aktive und passive oder mit Drobisch in Affekte der Überfüllung und Entleerung. Zu jenen gehören z. B. Zorn, Freude, Begeisterung, zu diesen Scham, Furcht, Verzweiflung. Jene sind dem Rausch, diese der Ohnmacht vergleichbar. Möglich ist auch eine Einteilung der Affekte in allgemeine und besondere. Jene bestehen in einem gesteigerten Gefühl der Lust und Unlust, ohne daß sie eine besondere Eigenart zeigen. Diese dagegen sind 1) Affekte der Erwartung: so Ungeduld, Hoffnung, Verzweiflung, Furcht, Schreck, Überraschung; 2) Affekte des ästhetischen Wohlgefallens und Mißfallens: so Bewunderung, Schwärmerei, Entzücken und ihr Gegenteil; 3) intellektuelle Affekte: so Verlegenheit, Verblüffung, Staunen, Begeisterung; 4) moralisch-religiöse Affekte: so Entrüstung, Rührung, Scham, Reue, Verzückung.

Digitized by Google

5) Selbstgefühlsaffekte: Mut, Übermut, Zorn, Kleinmut, Niedergeschlagenheit; 6) Antipathieaffekte: Neid, Schadenfreude, Groll und Ingrimm. Wundt scheidet die Affekte nach der Qualität in Lust- und Unlust-Affekte, nach der Intensität in schwache und starke, nach der Verlaufsform in plötzlich hereinbrechende, allmählich ansteigende und intermittierende. (Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., 1909, § 13,5, S. 207—218.) Alle Unterscheidung und Einteilung der Affekte trifft aber nur ihre typische Verlaufs- und Grundform. Jeder einzelne hat in Wirklichkeit einen individuell bestimmten Sonderverlauf.

Die Befreiung von Affekten kann einerseits dadurch geschehen, daß man die Anlässe dazu wirklich oder in der Vorstellung des Menschen beseitigt, oder andrerseits dadurch, daß der Mensch sich selbst zwingt und überwindet. Ist z. B. jemand in Zorn, so pflegt der Affekt sich zu lösen, wenn man ihm den Gegenstand, der ihn dazu reizt, aus den Augen oder aus dem Sinn schafft und indem man ihn mit anderen Vorstellungen lebhaft beschäftigt. Die Befreiung von den Affekten durch Selbstüberwindung war die ethische Grundforderung Spinozas (1632—1677), die Goethe sich zu eigen machte.

Die Bestimmung des Begriffs der Affekte hat vielfach geschwankt. Bald sind die Affekte enger nur als Gefühlszustände, als Gemütsbewegungen gefaßt worden, bald sind sie weiter auch als Willensvorgänge oder als die Wurzeln der Willensvorgänge gedacht, bald sind sie als vorübergehende, bald auch als dauernde Zustände definiert und dann mit den Leidenschaften (s. d.) gleichgesetzt worden. Vielfach greift die Erörterung über die Affekte in die Ethik ein.

Die Kyrenaiker (im 4. Jhrh. v. Chr.) unterschieden zwei Affekte (*πάθη*), nämlich *πόνος* und *ἡδονή*, Unlust und Lust, und sahen in jener eine reißende, in dieser eine sanfte Bewegung (*Κυρηναϊκοὶ — δύο πάθη ὑφίσταντο, πόνον καὶ ἡδονήν· τὴν μὲν λείαν κίνησιν, τὴν ἡδονήν, τὸν δὲ πόνον τραχεῖαν κίνησιν* Diog. Laert. II, 8, § 86). Die Lust ist nach der Lehre des Aristippos (um 435—355) das Ziel des Lebens. — Aristoteles (384 bis 322) definiert die Affekte als seelische Vorgänge, die mit Lust oder Unlust verbunden sind (*λέγω δὲ πάθη — οἷς ἕπεται ἡδονὴ ἢ λύπη.* Eth. Nicom. II, 4 p. 1105 b 21—23). Er zählt folgende Affekte auf: *ἐπιθυμία* (Begierde), *ὀργή* (Zorn), *φόβος* (Furcht), *θράσος* (Mut), *φθόνος* (Neid), *χαρά* (Freude), *φιλία* (Freundschaft), *μῖσος* (Haß), *πόθος* (Sehnsucht), *ζῆλος* (Eifer),

Digitized by Google

ἔλεος (Mitleid). Er ist sich aber auch bewußt, daß diese Seelenvorgänge mit körperlichen Zuständen verbunden sind (ἔοικε δὲ καὶ τὰ τῆς ψυχῆς πάθη πάντα εἶναι μετὰ σώματος) und führt als Beispiele solcher seelisch-körperlichen Vorgänge an: θυμός (Erregung), πραότης (Sanftmut), φόβος (Furcht), ἔλεος (Mitleid), θράσος (Mut), τὸ φιλεῖν (Liebe), τὸ μισεῖν (Haß) (de anim. I p. 403a 16—18). — Die Stoiker sahen von Zenon (350 bis 258) ab in den Affekten vernunftlose und naturwidrige Gemütsbewegungen oder das Maß überschreitende Trieberregungen. (Ἔστι δὲ αὐτὸ τὸ πάθος, κατὰ Ζήνωνα, ἡ ἄλογος καὶ παρὰ φύσιν ψυχῆς κίνησις ἢ ὁρμὴ πλεονάζουσα. Diog. Laert. VII, 63, § 110). Sie entspringen aus Fehlern des Urteils, aus falschen Meinungen über gegenwärtige oder zukünftige Güter und Übel. Aus der falschen Meinung über gegenwärtige Güter entspringt die Lust (ἡδονή), über zukünftige die Begierde (ἐπιθυμία); aus der falschen Meinung über gegenwärtige Übel entsteht die Bekümmernis (λύπη), über zukünftige die Furcht (φόβος): τοῦ πάθους — πρῶτα — εἶναι — τέσσαρα, ἐπιθυμίαν, φόβον, λύπην, ἡδονήν. ἐπιθυμίαν μὲν οὖν καὶ φόβον προηγεῖσθαι, τὴν μὲν πρὸς τὸ φαινόμενον ἀγαθόν, τὴν δὲ πρὸς τὸ φαινόμενον κακόν· ἐπιγίγνεσθαι δὲ τούτοις ἡδονὴν καὶ λύπην, ἡδονὴν μέν, ὅταν τυγχάνωμεν, ὧν ἐπιθυμοῦμεν, ἢ ἐκφύγωμεν, ἃ ἐφοβούμεθα, λύπην δὲ, ὅταν ἀποτυγχάνωμεν, ὧν ἐπιθυμοῦμεν, ἢ περιπέσωμεν, οἷς ἐφοβούμεθα (Stobaios Eclog. II, 166—168). Die Tugend wird nur erlangt durch Überwindung der Affekte. — Von den neueren Philosophen versteht Descartes (1596—1650), der mit den Stoikern die Affekte für Störungen der Seele ansieht und mit Bacon eine mechanisch-naturwissenschaftliche Theorie derselben anstrebt, unter den Affekten (passiones) „Vorstellungen oder Empfindungen oder Erregtheiten der Seele, die man nur auf sie selbst bezieht und die durch gewisse Bewegungen der Lebensgeister bewirkt, unterhalten und verstärkt werden“ (Pass. anim. I, 27). Er unterscheidet sechs Grundaffekte: Bewunderung, Liebe, Haß, Verlangen, Freude (Lust), Traurigkeit (Unlust). — Hobbes (1588—1679) versucht eine physiologische Ableitung der Affekte zu geben und unterscheidet als die Grundzustände drei attraktive Affekte, Lust, Liebe und Begierde, von drei repulsiven, Schmerz, Haß und Furcht. — Spinoza (1632—1677) nimmt als Grundaffekte nur die drei an: Verlangen, Freude, Traurigkeit und gründet auf die Lehre von den Affekten seine

Digitized by Google

Ethik. Er versteht unter den Affekten Zustände des Körpers, durch welche die Fähigkeit desselben zu handeln vermehrt oder vermindert, gefördert oder eingeschränkt wird, und zugleich die Ideen dieser Zustände (corporis affectiones quibus ipsius corporis agendi potentia augetur vel minuitur, iuvatur vel coërcetur, et simul harum affectionum ideas Eth. III, 3). Der den Affekten unterworfene Mensch ist unfrei. Der über die Affekte siegende Mensch ist frei. Diese Befreiung erfolgt durch die wahre Erkenntnis der Affekte, die in die intellektuelle Gottesliebe ausmündet (Eth. III—V). Kants und Wundts Einteilungen der Affekte sind bereits berührt. — Vgl. Wille. — Lotze, Medizinische Psychologie, 1852, S. 441f, Waitz, Psychologie 1849, § 44, Feuchtersleben, Diätetik der Seele VI—VIII. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegung, 1872. Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 5. Aufl., III, S. 209ff. W. Wundt, Zur Lehre von den Gemütsbewegungen. Philos. Stud., Bd. 6. Bain, the emotions and the will 1859. Ribot, Psychologie des sentiments 1896. Essai sur les passions, Paris 1907. A. Lehmann, Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. 1892. Th. Ziegler, Das Gefühl. 4. Aufl. Leipzig 1908.

Affektation (lat. affectatio) oder **Affektiertheit** heißt die Geziertheit in Rede und Handlung, durch die sich ein Mensch den Anschein zu geben versucht, Gefühle und Willensbestrebungen zu besitzen, die ihm fremd sind. — Vgl. Anmut.

Affektion (lat. affectio) heißt Zuneigung, ferner auch Zustandsänderung. In letzterer Bedeutung reden wir z. B. von einer Gemütsaffektion, Sinnesaffektion.

Affektionspreis (pretium affectionis) heißt der Wert, der einer Sache oder Leistung mit Rücksicht auf das Gefühl des Besitzers oder Leistenden zukommt. Der Gegensatz zum Affektionspreis ist entweder der Marktpreis (pretium, quo res plerumque venit) oder der objektive Wert (vera rei aestimatio). Der Marktpreis ist der Wert einer Sache in Rücksicht auf die allgemeinen menschlichen Neigungen und Bedürfnisse. Der objektive Wert beruht allein auf der Bedingung, daß eine Sache für sich selbst Zweck ist. Diese drei Werte stehen natürlich oft im Widerspruch. So kann z. B. eine objektiv und im Marktpreise wertlose Tasse, die wir von einem Vorfahren ererbt haben, für uns einen großen Affektionswert haben, oder es können alte Bücher und Kunstwerke einen viel höheren Marktpreis als objektiven Wert haben. Kant (1724—1804)

Digitized by Google

definiert Affektionspreis als „Äquivalent für ein Ding, das einem gewissen Geschmacke gemäß ist". „Das, was auch ohne ein Bedürfnis vorauszusetzen, einem gewissen Geschmacke, d. i. einem Wohlgefallen am bloßen zwecklosen Spiel unserer Gemütskräfte gemäß ist, hat einen Affektionspreis" (Kant, Grundlegung zur Metaph. d. Sitten, S. 77). — Vgl. Marktpreis, Preis, Wert.

Affektlosigkeit bedeutet soviel als Gemütsruhe, Freiheit von Affekten (s. d.). — Vgl. Apathie.

Affinität (lat. affinitas) heißt allgemein im engeren Sinne Verschwägerung, im weiteren Verwandtschaft. Logische Affinität heißt das Verhältnis von Begriffen, welche Nebenarten bilden, z. B. Rose und Brombeere, welche beide Rosaceen sind. — Psychologische oder erkenntnistheoretische Affinität heißt die Ähnlichkeit von Vorstellungen, insofern auf ihr die Assoziation beruht. — Kant (1724—1804) nennt Affinität den Grund der Möglichkeit der Assoziation des Mannigfaltigen, sofern er im Objekte liegt. Die Affinität ist empirisch, sofern sie wahrgenommen wird, transscendental, insofern alle Erscheinungen in einer durchgängigen Verknüpfung nach notwendigen Gesetzen stehen (Kr. d. r. V., S. 113 u. 114). — Chemische Affinität hieß und heißt noch der Grad der Leichtigkeit, mit der sich zwei Körper verbinden. Starke Affinität haben z. B. Kalium und Sauerstoff, schwache Magnesium und Sauerstoff, keine Gold und Sauerstoff. Die Bezeichnung ist insofern unglücklich gewählt, als gerade die sich am leichtesten verbindenden Körper sich chemisch am unähnlichsten sind. — In der Mathematik redet man von einer Affinität der Figuren. — Unter biologischer Affinität versteht man die Kontinuität der organischen Formen. Kant formuliert das Gesetz der biologischen Affinität dahin, daß es einen kontinuierlichen Übergang von einer jeden Art zu einer jeden Art durch stufenweises Wachstum der Verschiedenheit gebietet (Kr. d. r. V., S. 657). Fries (1773—1843) drückt es in den Worten aus: Jede zwei gegebenen Nebenarten grenzen so aneinander, daß sich ein steter Übergang von der einen zur andern denken läßt (System der Logik 2. Aufl., S. 116).

Affirmation (gr. *κατάφασις*, lat. affirmatio) heißt Bejahung und steht im Gegensatz zur Verneinung (gr. *ἀπόφασις*, lat. negatio). Affirmativ (lat. affirmativus) heißt ein Urteil, welches einem Subjekt ein Prädikat beilegt (S ist P), negativ dagegen heißt ein Urteil, das einem Subjekt ein Prä-

Digitized by Google

dikat abspricht (S ist nicht P). Aristoteles definiert: *Κατάφασις δέ ἐστιν ἀπόφανσίς τινος κατά τινος· ἀπόφασις δέ ἐστν ἀπόφανσίς τινος ἀπό τινος* (de interpret. 6, p. 17a 25). Diese wesentliche Beschaffenheit eines Urteils, einem Subjekte ein Prädikat beizulegen oder abzusprechen, oder vielmehr diese Grundbeziehung zweier Vorstellungen aufeinander (Verbindung und Trennung) heißt die Qualität des Urteils. Affirmation ist also eine der beiden Arten der Urteilsqualität. Die Affirmation (Bejahung) kann sich entweder auf den ganzen Umfang des Subjekts beziehen (alle S sind P) oder nur auf einen Teil (einige S sind P). Diese Beschaffenheit eines Urteils heißt seine Quantität. — Vgl. Negation, Urteil, Gleichheit, Qualität, Quantität.

affizieren (lat. afficio) heißt einen Eindruck machen, eine Zustandsänderung herbeiführen. Affizierbar sind z. B. die Sinne und das Gemüt des Menschen. Kant (1724 bis 1804) erklärt: „In Ansehung des Zustandes der Vorstellungen ist mein Gemüt entweder handelnd und zeigt Vermögen (facultas), oder es ist leidend und besteht in Empfänglichkeit (receptivitas). — Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüt leidend verhält, durch welche also das Subjekt affiziert wird (dieses mag sich nun selbst affizieren oder von einem Objekt affiziert werden), gehören zum sinnlichen, diejenigen aber, welche ein bloßes Tun (das Denken) enthalten, zum intellektuellen Erkenntnisvermögen (Anthropol. § 7).

Agathobiotik (neugeb. von gr. *ἀγαθός* = gut und *βιωτικός* = zum Leben gehörig) heißt soviel als Diätetik (s. d.).

Agathologie (neugeb. von gr. *ἀγαθολογέω* = Gutes reden) heißt die Lehre vom Guten oder von den Gütern; sie ist ein Teil der Ethik, welche gewöhnlich in die Lehre von den Pflichten, Tugenden und Gütern eingeteilt wird. Auch die Lehre vom höchsten Gut wird Agathologie genannt. — Vgl. A. Döring, Philos. Güterlehre, Berlin 1888.

Agens (von lat. ago = tätig sein; Plural: Agentien) heißt jedes Ding, sofern es sich betätigt, also eine Wirkung ausübt.

Ageusie (neugeb. aus dem Griech.) heißt Stumpfheit des Geschmacksorgans, **Ageustie** (gr. *ἀγευστία*) heißt Nüchternheit.

Agglutination (neugeb. v. lat. agglutinare = anleimen), Verleimung) der Vorstellungen, nennt Wundt (geb. 1832) die erste Stufe apperzeptiver (s. d.) Verbindung, bei welcher wir uns der Bestandteile des Verbundenen, wie z. B. bei der Vorstellung eines Kirchtums bewußt sind, aber aus denselben eine resul-

Digitized by Google

tierende Vorstellung gebildet haben. — Vgl. Sprache. — Wundt, Grundz. der phys. Psychol., 5. Aufl. Leipzig 1903, III, S. 583.

Aggregat (von lat. aggrego = anherden, zugesellen), eigentlich Anherdung (Bauernlatein), heißt allgemein ein durch nur lokale Annäherung seiner Teile entstandenes Ganzes, ein aus mehreren einzelnen Dingen, die ihre Selbständigkeit bewahren, zusammengesetztes Ganzes, z. B. ein Haufen Getreide, ein Inbegriff von Kenntnissen ohne systematische Einheit. (Vgl. Kant, Kr. d. r. V., S. 645.) — Die Physik bedient sich des Ausdrucks Aggregatzustände, um damit die Art der Zusammensetzung von Stoffteilen zu bezeichnen, und unterscheidet nach dem Grade der Kohäsion der Teile eines Körpers drei verschiedene Aggregatzustände (Formarten) der Körper: den festen, tropfbarflüssigen und luftförmigen. Feste Körper haben ein selbständiges Volumen und selbständige Gestalt, flüssige selbständiges Volumen, aber keine selbständige Gestalt, Gase kein selbständiges Volumen und keine selbständige Gestalt. — Vgl. Ostwald, Vorles. über Naturphil., Leipzig 1905, S. 200. Auerbach, Die Grundbegriffe d. mod. Naturlehre. Leipzig 1910, 3. Aufl., S. 106 ff.

Agnosie (gr. *ἀγνωσία*) heißt Unwissenheit. Bei Sokrates erscheint die Agnosie, die Sehnsucht nach dem Wissen, ausgedrückt durch den Satz: „Ich bin mir bewußt, daß ich in keinerlei Weise wissend bin", als Ausgangspunkt des Forschens. (Platon, Ap. 21 B *ἐγὼ — οὔτε μέγα, οὔτε σμικρὸν ξύνοιδα ἐμαυτῷ σοφὸς ὤν*). Bei den Neuplatonikern und Skeptikern ist die Agnosie das Endergebnis ihrer theoretischen Philosophie.

Agnostiker (engl. agnostic) heißen seit Huxley (1825 bis 1895) diejenigen, welche über die letzten Gründe alles Seins nichts zu wissen wünschen oder nichts behaupten, die also alle transscendentalen Fragen ablehnen. Agnostiker sind schon im Grunde die Skeptiker des Altertums, wie Pyrrhon von Elis (um 330 v. Chr.) gewesen (vgl. Skepsis). Der Ausdruck Agnostizismus ist aber erst im 19. Jahrh. n. Chr. geschaffen. Huxley, H. Spencer und Ch. Darwin z. B. bezeichneten sich als Agnostiker (vgl. Grosse, H. Spencers Lehre von dem Unerkennbaren, 1890). Auch Du Bois-Reymonds Standpunkt metaphysischen Fragen gegenüber, der durch die Worte „ignoramus, ignorabimus" ausgedrückt ist, ist der des Agnostizismus (über die Grenzen der Naturerkenntnis, 1872. Die sieben Welträtsel, 1882). Ebenso hat der Neukantianismus, insofern er an der Beschränkung des Wissens auf die

Digitized by Google

Erfahrung und an der Unerkennbarkeit des Wesens der Dinge festhält, eine nahe Beziehung zum Agnostizismus und kann als gnostischer Kritizismus oder als relativer Agnostizismus im Gegensatz zum absoluten Agnostizismus bezeichnet werden. — Vgl. Positivismus, Empiriokritizismus. — R. Flint, Agnosticism, 1903. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, 1904, S. 378. Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie, Leipzig 1904.

Agoraphobie (neugeb. von gr. *ἀγορά* = Markt und *φόβος* = Furcht), Platzfurcht, heißt eine stark hypochondrische Art der Nervosität, welche die damit behaftete Person unfähig macht, einen offenen Platz zu überschreiten. Beim Anblick des leeren Platzes packen den an Agoraphobie Leidenden die stärksten Unlustgefühle und eine zunehmende Schwäche. Seine Beine zittern, und er muß sich festhalten oder er sinkt hin. — Vgl. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie, Leipzig 1902, S: 394.

Agraphie (neugeb. von gr. *ἀ* = nicht und *γράφειν* = schreiben) heißt das infolge von Gehirnkrankheit eintretende Unvermögen, einen Gedanken schriftlich auszudrücken, trotzdem die Kontraktionsfähigkeit der beteiligten Muskeln fortbesteht. Die Ursache der Agraphie wird in der Verletzung eines unmittelbar über dem motorischen Zentrum in der Rinde der linken Großhirnhemisphäre liegenden Gebietes gesucht. — Vgl. Aphasie. — Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl. I. B. Leipzig 1908, S. 367.

Agrikultursystem (Physiokratismus) heißt diejenige volkswirtschaftliche Theorie, welche in der Ausbeutung des Bodens die einzige Quelle des Nationalwohlstandes sieht. Diese Lehre vertrat schon J. Locke (1632—1704), doch erst Frz. Quesnay (1694—1774) hat 1758 in seinem „Tableau économique" die Theorie ausführlich entwickelt. Ihre Anhänger bezeichneten sich auch als Ökonomisten oder Physiokraten; auch Turgot (1727—1781) gehörte zu ihnen. — Vgl. Guyot, Quesnay et la physiocratie. Paris 1896. Rougon, Les Physiocrates et la réglementation du taux de l'intérêt. Paris 1906.

Ahnung heißt die dunkle, auf objektiv und subjektiv unzureichende Gründe gestützte menschliche Voraussicht des Zukünftigen. Sie entspringt teils unwillkürlichen Analogieschlüssen (s. d.), teils Gemütsstimmungen und Einbildungen des Subjekts. Aus Ahnungen läßt sich daher wohl ein sicherer Schluß

Digitized by Google

auf die subjektive Verfassung des betreffenden Menschen, dagegen kein sicherer Schluß auf die Zukunft selbst und den Eintritt des Geahnten machen. Aber weil Analogieschlüsse zu richtigen Resultaten führen können und zuweilen dazu führen, und weil der Mensch unter den vielen Möglichkeiten auch wohl die wirklich später eintretende sich vorher ausdenkt oder richtig vorfühlt, so ist der Glaube an die Wahrheit und Bedeutung von Ahnungen uralt und volkstümlich. — Ahnung heißt andrerseits auch die dunkle Vorstellung von etwas Übersinnlichem. Goethe redete von Wesen, die wir ahnen, und von ahnenden Völkern. Jacobi (1743—1819) und Fries (1773—1843) haben die Ahnung dem begrifflichen Wissen entgegengesetzt als die nur aus Gefühlen stammende metaphysische Überzeugung von der Realität übersinnlicher Ideale. — Vgl. Fries, System d. Logik. 2. Aufl. Heidelberg 1819, S. 453.

Ahriman und **Ahuramazda** heißen in der persischen Religionslehre des Zoroaster die Gottheiten, die als Urheber des Bösen und des Guten gedacht werden.

Akademie (gr. *Ἀκαδήμεια*) hieß zunächst im Altertum der Hain des Heros Akademos, 6 Stadien weit von Athen, am Kephissos, dann die Schule Platons (427—347), der dort seine Anhänger um sich versammelte. Der Name ging hierauf auf einen Garten über, den Platon in der Nähe des Haines ankaufte. Platons Akademie (gegründet 387) war eine rechtlich geordnete Philosophengenossenschaft, in der nicht nur die Prinzipien der Philosophie erörtert, sondern auch bestimmte Einzelwissenschaften, wie Mathematik und Astronomie, gepflegt wurden. Die ältere, die erste Akademie (Platon, Speusippos, Xenokrates, Herakleides der Pontiker, Philippos von Opunt, Polemon, Krates, Krantor) war dogmatisch (s. d.), die mittlere, die zweite (Arkesilaos) und die dritte (Karneades), dagegen skeptisch, während die neuere Akademie, die vierte, die des Philon von Larissa, wieder dogmatisch wurde, und endlich die fünfte, bis 529 n. Chr. bestehende, die des Antiochos von Askalon, die platonische Philosophie mit der aristotelischen und stoischen verband. In der Renaissancezeit gründete Cosimo von Medici in Florenz 1440 auf Anregung des Georgios Gemistos Plethon aus Konstantinopel (geb. um 1355, gest. 1452), eine platonische Akademie, deren berühmtestes Mitglied Marsilius Ficinus (1433—1499) war. Ihre Auffassung Platons war wesentlich durch den Neuplatonismus

Digitized by Google

bestimmt. In der Neuzeit sind Akademien als Stätten zur Förderung der Wissenschaft, teils als Privatvereinigungen von Gelehrten, teils als staatliche Institute, in vielen Ländern begründet worden. — Vgl. Peripatetiker.

Akatalepsie (gr. *ἀκαταληψία*), Unbegreiflichkeit oder Aphasie (gr. *ἀφασία*) oder Epoché (gr. *ἐποχή*) ist die Bezeichnung für die Ansicht der skeptischen Richtung unter den Akademikern, es lasse sich das Wesen der Dinge nicht begreifen und aussprechen, und wir müßten daher mit unserm Urteil zurückhalten. — Vgl. Aphasie, Epoché, Aoristie. — Diog. Laert. IX, 11, § 107.

Akataphasie (neugeb. von griech.) hat man das entweder durch Hirnkrankheit veranlaßte oder im kindlichen Alter vorhandene Unvermögen, Sätze grammatisch richtig zu formen genannt.

Akl (arab.), Vernunftserkenntnis, heißt das dritte Erkenntniskriterium, das von den älteren arabischen Philosophen (Mutakallimûn) die ältesten (Mu'tazila) neben der sinnlichen Erfahrung und dem traditionellen Wissen als gültig anerkannten.

Akosmismus (neugeb. von gr. *ἀ* = nicht und *κόσμος* = Welt), Weltlosigkeit, Leugnung der Welt, kann man 1. den Pantheismus (s. d.) nennen, wenn er das All ganz in Gott aufgehen läßt (Eleaten, Spinoza), währen der im umgekehrten Falle zum Atheismus (Ed. v. Hartmann) wird; 2. den absoluten Idealismus (s d.), der die Realität der Außenwelt leugnet (Fichte); 3. den Spiritualismus (s. d.), der alles Körperliche als Erzeugnis des Geistes ansieht (Berkeley). — Vgl. Atheismus.

Akribie (gr. *ἀκρίβεια*) heißt die Genauigkeit, die Sorgfalt, die Gründlichkeit in der Forschung und Untersuchung. Man fordert sie besonders von dem Philologen.

Akrisie (gr. *ἀκρισία*) heißt Mangel an Urteil oder Prüfung.

akroamatisch (gr. *ἀκροαματικός*), auch akroatisch (gr. *ἀκροατικός*, Gellius Noct. Attic. XX, 5), eigtl. das Hörbare, das zum Anhören Eingerichtete, heißt 1. die geheime (esoterische), nur den Eingeweihten mündlich mitgeteilte Lehre, 2. die wissenschaftliche Lehre im Gegensatz zur allgemein verständlichen, 3. diejenige Lehrform, bei welcher der Lehrer nur vorträgt, der Schüler dagegen nur hört und nicht, wie bei der erotematischen oder sokratischen Methode, auch gefragt wird und antwortet. Der Ausdruck stammt aus dem späteren Altertum und ist von denjenigen philosophischen Schriften des Aristoteles hergenommen, die nur für die Hörer bestimmt waren. (Aul. Gell.

Digitized by Google

Noct. Att. XX, 5: in quibus philosophia remotior subtiliorque agitabatur, quaeque ad naturae contemplationes disceptationesque dialecticas pertinebant.) — Vgl. esoterisch, exoterisch.

Akrotismus (neugeb. von gr. ἀκρότης = das Äußerste, das Extrem) heißt das Streben nach dem Höchsten, die Erforschung der letzten Dinge. Der Ausdruck ist wenig gebräuchlich.

albern (mhd. alwære = einfältig) nennt man im Neuhochdeutschen alles einfältige, kindische, unweise Denken, Reden und Handeln. Albernheit ist ein Zeichen entweder von Unreife oder von Narrheit. Ursprünglich bezeichnet das Wort dagegen das offene, natürliche, gütige, freundliche Wesen (ahd. alawâri), hat aber schon im Mittelalter den üblen Nebensinn angenommen. Die Romantiker haben das Wort vergeblich wieder zu Ehren zu bringen versucht, nachdem es im Mittelalter seine tadelnde Bedeutung angenommen hatte. — Vgl. L. Tieck, Phantasus, 2. Aufl. Bd. I, S. 152: „Das Mägdlein da im leichten Kleid ist meine liebe Albernheit."

Alethophile (neugeb. aus dem Gr.) oder Philalethes (gr. φιλαλήθης) heißt der Wahrheitsfreund.

Alexandriner oder jüdisch-griechische Philosophen heißen diejenigen Philosophen, welche in Alexandria vom zweiten Jahrh. v. Chr. ab jüdische Theologie und griechische Philosophie miteinander verknüpften. Zu ihnen gehörten Aristobulos um 160 v. Chr. und Philon Iudaeus um 20 v. Chr. bis 45 n. Chr. Man wirft ihnen Synkretismus (s. d.) vor.

Alexandrismus, Alexandristen s. Averroïsmus.

Alexie (neugeb. von gr. ἀ = nicht und λέγειν = sagen), Wortblindheit, heißt die Unfähigkeit, geschriebene oder gedruckte Wortbilder zu verstehen. Die Ursache der Alexie sucht man in einer Verletzung eines zwischen dem allgemeinen Sehzentrum und dem akustischen Sprachzentrum gelegenen Gebietes in der Rinde der linken Großgehirnhemisphäre. — Vgl. Wundt, Grundz. d. phys. Psych. Bd. I. 6. Aufl. Leipzig 1908, S. 367.

Algorithmus (arab.), ist zunächst der Personenname des Arabers Muhammed Ibn Musa Alchwarizmi, dessen Rechenbuch (Anf. d. IX. Jahrh.) im Westen durch Übersetzungen verbreitet wurde. Er nahm in den lateinischen Übersetzungen des Buches die Form Algorithmi an. Später verstand man in Europa unter Algorithmus ein Rechenbuch oder die Rechenkunst. — Das Rechenbuch des Alchwarizmi vermittelte dem Abendland die Kenntnis der Null und des indisch-arabischen

Digitized by Google

Rechnens. Es bildete sich daher im 12. Jahrh. eine Schule der Algorithmiker, die den Sieg über die von Papst Gerbert (Sylvester II, 940—1003) herstammende Schule der Abacisten (von abacus = Rechenbrett) davontrug. — Unter logischem Algorithmus versteht man jetzt die in der Gegenwart eifrig betriebenen Versuche, die logischen Operationen durch ein besonderes Zeichensystem und Rechnungsverfahren zu ersetzen. Vertreter dieser Bestrebungen sind z. B. in Deutschland Schroeder, in England Mc-Coll, in Amerika Peirce, in Italien Peano u. a. — Vgl. Reinaud, Mémoire géographique etc. sur l'Inde. Paris 1849. Tropfke, Gesch. d. Elementarmathematik. Leipzig 1902/03, Teil I, S. 13 u. 14.

Alienation (lat. alienatio = Entfernung, Entäußerung) heißt die Geisteszerrüttung. — Vgl. abalienieren.

alieni iuris homo heißt ein Mensch von rechtlicher Unselbständigkeit; Gegensatz ist: sui iuris homo.

aliis ne feceris, quod tibi fieri non vis (lat.) heißt: Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu. Dieser Satz ist ein sehr einfaches und vielfach brauchbares negatives Moralprinzip. In positiver Wendung heißt es schon im Neuen Testament Matth. 7, 12 *πάντα οὖν, ὅσα ἂν θέλητε, ἵνα ποιῶσιν ὑμῖν οἱ ἄνθρωποι, οὕτως καὶ ὑμεῖς ποιεῖτε αὐτοῖς.*

All (ahd. mhd. al) oder Universum (lat.) heißt der Inbegriff der vorhandenen Dinge. Mit der Setzung dieses Begriffs überschreitet das Denken die Grenzen der Erfahrung. Im Griechischen heißt All: pān (*πᾶν*); daher nennen wir die Auffassung, welche das All-Eine (*ἓν καὶ πᾶν*) als Gott setzt, Pantheismus (s. d.). — Aristoteles Metaph. IV, 26 p. 1024 a 1—3 nennt All (*πᾶν*) ein Quantum mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende, bei dem die Stellung der Teile keinen Unterschied ausmacht, dagegen ein Ganzes (*ὅλον*) ein solches Quantum, bei dem die Stellung der Teile einen Unterschied ausmacht (*τοῦ ποσοῦ ἔχοντος ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ ἔσχατον, ὅσων μὲν μὴ ποιεῖ ἡ θέσις διαφοράν, πᾶν λέγεται, ὅσων δὲ ποιεῖ, ὅλον*). — Vgl. Hen kai pān, Kosmologie.

Allegorie (gr. *ἀλληγορία* = Andersreden, bildliche Redeweise) heißt im engeren Sinne die sprachliche Darstellung eines Gegenstandes oder Vorgangs durch einen sinnfälligen anderen, im weiteren Sinne überhaupt ein Bild, welches sich selber zeigt, aber auch zugleich ein anderes Sinnfälliges oder Gedankenhaftes darstellt. Die nicht nachahmenden Künste,

Digitized by Google

die Musik und die Architektur, letztere, soweit sie konstruktiv ist, sind keiner Allegorie fähig, wohl aber verwenden die nachahmenden, die Architektur in ihren dekorativen Schöpfungen, die Bildhauerkunst, die Malerei und vor allem die Poesie oft die Allegorie. Der poetische allegorische Ausdruck heißt auch bildliche Redeweise, Metapher. Die Poesie verwendet zu ihrem Ausdruck vergleichende, anthropomorphe und personifizierende Allegorieen; die vergleichende Allegorie vertauscht ähnliche Gegenstände derselben Art, die anthropomorphe verkörpert Geistiges, die personifizierende stellt Körperliches persönlich dar. Allegorische Dichtungsarten sind die Fabel und die Parabel.

allegorische Auslegung heißt (seit Origenes, 185—254) die Methode, die Bibel so auszulegen, daß den der religiösen Auffassung einer späteren Zeit, als die Entstehungszeiten der biblischen Schrift sind, widersprechenden Stellen ein anderer Sinn untergelegt wird; dabei wird aber natürlich die grammatisch-historische Methode verletzt. Aus übertriebener Ehrfurcht vor dem Buchstaben und dem historisch Gegebenen und aus Willkür entspringend, verfällt die allegorische Auslegung oft in Künstelei und Gewaltsamkeit.

Alleinheitslehre s. Pantheismus, Monismus.

Alleinherrschaft s. Staatsverfassung.

Allgegenwart (lat. omnipraesentia) bezeichnet in der christlichen Dogmatik diejenige göttliche Eigenschaft, kraft deren Gott an jedem Orte zugleich ist. Sie wird zu den operativen oder transeunten Eigenschaften Gottes gerechnet, die das Bestehen der Welt voraussetzen, und wird bald zu der Allmacht, bald zu der Allwissenheit in Beziehung gesetzt. Nach Schleiermacher (1768—1834) ist Gott durch seine Allgegenwart die alles Räumliche und den Raum selbst bedingende Ursächlichkeit. — Vgl. Allmacht, Gott.

allgemein (universal oder generell) heißt dasjenige, welches einer Gesamtheit von Gegenständen in gleicher Weise zukommt; das Allgemeine ist also je nach dem Umfang der Gesamtheit das der Art oder das der Gattung Angehörige. Sein Gegensatz ist das Besondere und in letzter Linie das Einzelne. Der Allgemeinbegriff (Klassenbegriff) faßt die Merkmale zusammen, welche einer Gesamtheit von Gegenständen zukommen, z. B. Vogel. Sein Gegensatz ist der Sonderbegriff, der Einzelbegriff, der die Merkmale des Individuums enthält, z. B. der Brocken, die Südsee, Sokrates. Die

Digitized by Google

Allgemeinheit bildet eine Stufenfolge der Begriffe, in der immer der eine Begriff allgemeiner ist als der andere. Weil dem weniger allgemeinen Begriff gewisse Merkmale eigentümlich sind, die der mehr allgemeine Begriff nicht enthält, kann man weder vom Einzelnen noch vom Besonderen auf das Allgemeine schließen, sondern nur vom Allgemeinen auf das Besondere und das Einzelne. Was von Sokrates gilt, gilt keineswegs von jedem Athener. Aber was von allen Athenern gilt, gilt auch von Sokrates. — Platon (427—347) und Aristoteles (384—322) schrieben dem Allgemeinen einen höheren Wert zu als dem Besonderen und Einzelnen; aber Platon lieh dem Allgemeinen gesonderte Existenz, Aristoteles suchte das Allgemeine im Einzelnen. Über den Streit der Scholastiker um die Universalien s. Universalien, Nominalismus, Conceptualismus, Realismus. — Vgl. Begriff, Urteil, Abstraktion. — Dyroff, Einführ. in d. Psychol. Leipzig 1908. S. 82.

allgemeiner Sinn s. Gefühlssinn, Druckempfindungen, Temperaturempfindungen, Schmerzempfindungen.

Allgenugsamkeit (mlat. aseïtas) bezeichnet in der christlichen Dogmatik Gottes völlige Unabhängigkeit von der Welt. Gott ist nur von sich (a se) abhängig. — Vgl. Aseität, Gott.

Allheit (Totalität) heißt eine Vielheit von Gegenständen, sofern sie als eine geschlossene Einheit gedacht wird, so daß neben ihr gleichartige Gegenstände nicht vorhanden sind, z. B. Volk, Menschheit, Welt. Kant (1724—1804) erklärt zu weit: Allheit ist „nichts anderes als die Vielheit als Einheit betrachtet" (Kr. d. r. V., II. Aufl., S. 111). Diese Erklärung bedarf des obigen einschränkendes Zusatzes.

Allmacht (omnipotentia) bedeutet in der christlichen Dogmatik das unbeschränkte Können Gottes. Nach Schleiermacher (1768—1834) faßt die Allmacht Gottes sich in den Sätzen zusammen: 1. Alles was ist und geschieht, kommt von Gott; 2. Alles was in Gott ist, wird verwirklicht. Gott ist also nach Umfang und Intensität absolute allwirksame Ursächlichkeit.

Allsinn nannte die Identitätsphilosophie Schellings (1775—1854) die Einheit von innerem und äußerem Sinne; der Allsinn sollte, über die Formen der Zeit und des Raumes hinausgerückt, eine unmittelbare Erkenntnis des allgemeinen Lebens der Dinge gewähren. Er sollte zwar eines besonderen Organs entbehren, aber doch als Komplement der Vernunft Verstand und Anschauung in sich vereinigen, weswegen er auch

Digitized by Google

„anschauender Verstand" genannt wurde. Schon bei Kant kommt die Idee eines intuitiven Verstandes vor, aber nur im Gegensatz zum menschlichen und nur problematisch gedacht. — Vgl. G. M. Klein, Anschauungs- und Denklehre. Bamberg 1818, § 77.

Allweisheit heißt in der christlichen Dogmatik die vollkommene Verbindung des Wissens und Wollens in Gott. Schleiermacher (1768—1834) bestimmte sie als Vollkommenheit der Liebe.

Allwissenheit (lat. omniscientia) heißt in der christlichen Dogmatik eine Eigenschaft Gottes, die Schleiermacher (1768 bis 1834) als die schlechthinige Geistigkeit der Allmacht erklärte.

Aloger (gr. ἄλογοι) hießen die Leugner der Logoslehre des Johannesevangeliums, die im 2. Jahrh. in Kleinasien ihren Sitz hatten; auch die Socinianer im 17. Jahrh. hießen so, weil sie in Christus nur einen wirklichen Menschen sahen.

alogisch (gr. ἄλογος) heißt unbegründet, unvernünftig.

altera pars Petri (lat.) heißt der zweite Teil der Logik (Institutiones dialecticae) von Petrus Ramus (1515—1572), welcher vom Urteil (de iudicio) handelt. Daher sagt man von einem beschränkten, urteillosen Menschen, ihm fehle die altera pars Petri. Die gewöhnlichere Ausdrucksweise, die auch Kant gebraucht, ist, es fehle an der secunda Petri. (Kant, Kr. d. r. V., S. 134 A.) — Vgl. Scharfsinn, Urteilskraft.

Alteration (franz. altération = Verschlimmerung) heißt die Veränderung zum Schlechteren, die Gemütsaufregung; alterieren heißt ändern, verschlechtern, aufregen.

alternieren (lat. alternare), heißt sich ablösen, miteinander wechseln; die Alternative ist die (peinliche) Wahl zwischen zwei Dingen; alternative Urteile heißen 1. solche die für einander gesetzt werden können, ohne daß ihr Sinn sich ändert, z. B. Brutus hat Cäsar ermordet, oder Cäsar ist durch Brutus gefallen; 2. Urteile von der Form S ist entweder P oder Q. — Vgl. Äquipollenz, Subalternation.

Altruismus (neugeb. v. franz. autrui [lat. alter, ital. altrui] = der andere, vivre pour autrui) nennt A. Comte (1798—1857) die aus der Liebe zum Nächsten hervorgehende Denk- und Handlungsweise. Der Altruismus ist der Gegensatz zum Egoismus. Naturgemäß geht beim Menschen durch seinen sozialen Trieb der Altruismus aus dem Egoismus hervor. Comte sieht in ihm die Moral der Zukunft, die als einziges sittliches Motiv des Handelns das Wohl des anderen anerkennen

Digitized by Google

wird. Seit 1889 besteht in Nantes eine Altruisten-Gesellschaft mit eigener Zeitschrift. Auch H. Spencer (1820—1903) vertritt den Standpunkt Comtes, den übrigens schon die englischen Moralisten des 18. Jahrhunderts eingenommen haben. Ein anderer Name für dieselbe Richtung ist Tuismus (s. d.). — Vgl. Pluralismus. — Dargun, Egoismus und Altruismus. Leipzig 1885.

Alyta (gr. *ἄλυτα*), unauflösliche Dinge heißen sowohl im allgemeinen die menschlichem Scharfsinn trotzenden Welträtsel, als auch insbesondere die Fangschlüsse der Megariker (Eukleides von Megara, Eubulides, Alexinos im 4. Jahrh. v. Chr.), die dadurch unauflöslich wurden, daß man auf jede Frage nur mit Ja oder Nein antworten durfte. Solche Fangschlüsse sind: der Lügner, der Versteckte oder der Verhüllte, die Elektra, der Kornhaufe, der Gehörnte, der Kahlkopf (s. die einzelnen Artikel).

a maiori ad minus (lat.), vom Größeren läßt sich aufs Kleinere schließen, ist eine gültige Schlußregel; aber es gilt nicht die umgekehrte Regel a minori ad maius.

Amentie (lat. amentia) heißt Sinnlosigkeit, Blödsinn.

amethodisch (gr. *ἀμέθοδος*) heißt ohne Ordnung, ohne Weg, ohne Plan, ohne Ziel.

Ambiguität (lat. ambiguitas) heißt diejenige Zweideutigkeit, welche logisch durch unklare Begriffe oder falsch angewendete Worte entsteht. — Vgl. Amphibolie.

Amnesie (neugeb. von gr. *ἀ* = nicht und dem Stamme *μνα* — des Verbums *μιμνήσκω*) heißt Nichterinnerung, Gedächtnisschwäche. Die Amnesie ist ein krankhafter Zustand, bei dem die Assimilationsfähigkeit aufgehoben, die Merkfähigkeit herabgesetzt und das Gedächtnis geschwächt ist. Es haftet kein neuer Eindruck mehr, und es leben nur die Jugenderinnerungen fort. Dieser krankhafte Zustand tritt oft bei alten Leuten auf. Im besonderen physiologischen Sinne heißt Amnesie die durch Verletzung des akustischen Sprachzentrums verursachte Unfähigkeit, die entsprechenden Worte für die Vorstellungen zu finden, obwohl die Fähigkeit der Artikulation, des Nachsprechens oder Lesens fortbesteht. Die Amnesie kann total sein und den ganzen Wortvorrat betreffen oder partiell und nur einzelne Wortklassen, wie z. B. die Eigennamen umfassen. — Vgl. Aphasie. — Wundt, Grundz. d. phys. Psych. Bd. I, 6. Aufl. Leipzig 1908, S. 366ff. Hell-

Digitized by Google

pach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie, Leipzig 1902, S. 313. — Amnestie (gr. ἀμνηστία) heißt absichtliches Vergessen, Verzeihung, Straferlassung.

Amnestik (neugeb. aus dem Gr. von ἄμνηστος = vergessen) heißt die Kunst des Vergessens; sie besteht darin, daß man seine Gedanken energisch von der betreffenden Sache ab- und einer anderen zuwendet. — Vgl. Mnemonik.

Amphibolie (gr. ἀμφιβολία = Beschießung von zwei Seiten, Doppeltangegriffensein) heißt allgemein der Doppelsinn der Worte und Gedanken, die Mehrdeutigkeit. Die Amphibolie kann entweder beabsichtigt sein, wie bei Orakeln, Witzen u. dgl., oder aus Versehen durch die Wahl mehrdeutiger Ausdrücke entstehn. — Amphibolie der (intellektuellen) Reflexionsbegriffe nennt Kant (1724—1804, Kr. d. r. V., S. 260—292) die Verwechslung der reinen Verstandesbegriffe mit den Erscheinungen, die Verwechslung des transscendentalen Verstandesgebrauchs mit dem empirischen; er führt aus, daß Leibniz, der die Sinnlichkeit nur für eine verworrene Vorstellungsart hielt, sich dieser Verwechslung schuldig gemacht habe, indem er alle Dinge nur als Verstandesobjekte erachtete und so begriffliche Einerleiheit für numerische Identität der Erscheinungen nahm, Einstimmigkeit der Begriffe als Beweis des Nichtvorhandenseins des realen Widerstreites ansah, die Dinge, indem er ihnen alle äußere Relation absprach, zu Monaden mit inneren Vorstellungskräften machte und Raum und Zeit nur zu einem Verhältnis der Substanzen herabsetzte, mit einem Worte, Inneres und Äußeres, Materie und Form verwechselte und die Erscheinungen intellektualisierte. — Amphibolie der moralischen Reflexionsbegriffe nennt Kant (Metaphysik der Sitten, II. Tl., § 16, S. 106 ff.) die Verwechslung der Pflichten gegen den Menschen mit Pflichten gegen andere Wesen. Nach Kants Auffassung hat der Mensch nur Pflichten gegen den Menschen, und zwar gegen sich selbst und gegen andere Menschen. Die vermeintlichen Pflichten gegen andere nicht menschliche Wesen, entweder gegen unpersönliche (außermenschliche, wie z. B. Mineralien, Pflanzen, Tiere) oder gegen persönliche, aber schlechterdings unsichtbare (übermenschliche, wie z. B. Engel, Gott) sind in Wahrheit nicht Pflichten gegen diese Wesen, sondern Pflichten des Menschen gegen sich selbst in Ansehung dieser Wesen. Der Hang zum Zerstören des Schönen in der Natur ist z. B. der Pflicht des Menschen gegen sich selbst zuwider, weil er

Digitized by Google

das Gefühl im Menschen schwächt oder vertilgt, was diejenige Stimmung der Sinnlichkeit vorbereitet, welche die Moralität befördert. Die Pflicht der Enthaltung von gewaltsamer und grausamer Behandlung der Tiere beruht darauf, daß durch Zuwiderhandeln gegen sie das Mitgefühl am menschlichen Leiden abgestumpft wird. Die vermeintlichen Pflichten des Menschen gegen Gott sind Pflichten des Menschen gegen sich selbst, die unumgänglich der Vernunft sich darbietende Idee Gottes auf das moralische Gesetz in uns anzuwenden. Religion zu haben ist Pflicht des Menschen gegen sich selbst.

Amphilogie (gr. *ἀμφιλογία*) heißt Streit, Wortstreit, Widerspruch.

Ampliation s. Restriktion.

Amusie (gr. *ἀμουσία*) heißt Mangel an Kunstsinn und Bildung; amusisch heißt ungebildet.

Anäresis (gr. *ἀναίρεσις*) heißt Wegräumung der Einwände, Widerlegung des Gegners.

Anästhesie (gr. *ἀναισθησία*) heißt allgemein Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit, Stumpfsinn. Im besonderen versteht man unter Anästhesie die Aufhebung der Tastempfindlichkeit des Hautsinnes bei verbleibender Schmerzempfindlichkeit. Hellpach (Die Grenzwissenschaft der Psychologie, Leipzig 1902, S. 221ff., S. 381) erweitert den Begriff dahin, daß dieser allgemein die Aufhebung irgend einer Sinnesempfindung bezeichnet. Als Krankheit beruht sie, so aufgefaßt, auf Nervenverletzung oder Hysterie. — Vgl. Hyperästhesie, Parästhesie, Analgesie.

Anagke (gr. *ἀνάγκη*), Ananke, heißt Zwangsschicksal. — Vgl. Schicksal.

Anagoge (gr. *ἀναγωγή*), eig. Hinaufführung, nennt man mit einem aus der Rhetorik stammenden Ausdrucke in der Theologie eine Art sinnbildlicher Schriftauslegung, welche, die buchstäbliche Deutung verschmähend, überall Höheres, Himmlisches in der Bibel sucht. Solche biblische Anagoge trieb z. B. der Alexandriner Philon (20 v. Chr. bis 45 n. Chr.) in einem Teil seiner Schriften, z. B. *νόμων ἱερῶν ἀλληγορίαι, περὶ γιγάντων, ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον.* Für Philon ist z. B. das Paradies das *ἡγεμονικόν* der Seele, der Baum des Lebens die Gottesfurcht, der Baum der Erkenntnis die *φρόνησις.* Die vier Ströme des Paradieses sind die vier Kardinaltugenden usw. — Vgl. Zeller, Die Philosophie der Griechen. Tl. V, S. 300 ff.

Digitized by Google

Analgesie (gr. *ἀναλγησία*) heißt Schmerzlosigkeit, Unempfindlichkeit. In der physiologischen Psychologie versteht man unter Analgesie die Aufhebung der Schmerzempfindlichkeit bei bleibender Tastempfindlichkeit. — Vgl. Anästhesie.

Analogie (gr. *ἀναλογία*) heißt Ähnlichkeit, Übereinstimmung in den Verhältnissen. Ihr Gegensatz ist Anomalie d. i. Regellosigkeit (s. d.). Im Altertum ward, seitdem die grammatische Wissenschaft entstanden war, heftig darüber gestritten, ob Analogie in den Sprachbildungen zu finden sei, oder ob dieselben nur Unregelmäßigkeiten zeigen. Für die Analogie trat namentlich Aristarchos von Samothrake (um 170 v. Chr.), für die Anomalie die ganze Schar der Stoiker und vor allem Krates von Mallos (2. Jahrh. v. Chr.) ein.

Analogieschluß (lat. ratiocinatio per analogiam oder argumentatio analogica) heißt ein Schluß, der aus der Gleichheit zweier Dinge in dieser und jener Hinsicht auf ihre Gleichheit überhaupt schließt; man schließt dabei: Dinge, die in mehreren Stücken übereinstimmen (analog sind), pflegen auch in den anderen und so schließlich in allen übereinzustimmen (analog zu sein). Der Analogieschluß ist also ein Schluß von einem Besonderen auf ein nebengeordnetes Besonderes oder ein Schluß aus der Ähnlichkeit. So schloß Kepler (1571—1630) aus der elliptischen Bahn des Mars, daß alle ihm ähnlichen Planeten ebensolche haben. Die Form des analogischen Schlusses ist:

M ist = a, b, c . . . n (= P.)
S ist = M in a und b
S ist = M auch in c, d . . . n (mithin = P.)

Es ist leicht einzusehen, daß die Analogieschlüsse unsicher sind, besonders wenn die analogen Merkmale unwesentlich sind. — Vgl. Induktion. — Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttg. 1906, I. Bd., S. 327—334.

Analogieen der Erfahrung heißen bei Kant (1724 bis 1804) die Grundsätze des Verstandes, welche aussprechen, wie aus Wahrnehmungen Einheit der Erfahrung entspringt. Ihr allgemeiner Grundsatz ist: Alle Erscheinungen stehen ihrem Dasein nach a priori unter Regeln der Bestimmung ihres Verhältnisses untereinander in einer Zeit. Da Beharrlichkeit, Folge und Zugleichsein die drei Modi der Zeit sind, so zerlegt sich der allgemeine Satz in folgende drei: 1. Alle Erscheinungen enthalten das Beharrliche (Substanz) als den Gegenstand selbst und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung, d. i. eine

Digitized by Google

Art, wie der Gegenstand existiert. 2. Alles was geschieht (anhebt zu sein), setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt. 3. Alle Substanzen, sofern sie zugleich sind, stehen in durchgängiger Gemeinschaft (d. i. Wechselwirkung untereinander). Kant, Kr. d. r. V., S. 176—218. — Mit diesen Analogien glaubte Kant den Humeschen Zweifel (vgl. Causalität) überwunden zu haben. Er hat aber kaum mehr nachgewiesen, als daß diese Sätze ideale Forderungen der wissenschaftlichen Forschung sind. — Vgl. E. Laas, Kants Analog. d. Erf. Berlin 1876).

Analogismus (gr. *ἀναλογισμός*) heißt der Schluß oder Beweis aus Analogie.

Análogon rationis (gr.-lat. = Vernunftähnliches) heißt nach Leibniz dasjenige am Tiere, was ihm mit dem Menschen gemein ist. Leibniz (1646—1716) sah in der Tierseele eine Monade gleich der menschlichen, die der deutlichen, von Gedächtnis begleiteten Vorstellung fähig ist; sie unterscheidet sich aber nach ihm von der des Menschen dadurch, daß an die Stelle der Einsicht in den vernünftigen Zusammenhang der Dinge die bloße Erwartung ähnlicher Fälle tritt (Monadologie, 26, 28).

Analysis (gr. *ἀνάλυσις*) oder Analyse, eig. Auflösung, heißt im Gegensatz zur Synthesis (s. d.) oder Synthese, der Zusammensetzung, die Zerlegung eines Begriffes in seine Merkmale, eines zusammengesetzten Ganzen in seine Bestandteile (vgl. Aristoteles Ethic. Nicom. III, 5 p. 1112 b 20 *ὁ γὰρ βουλευόμενος ἔοικε ζητεῖν καὶ ἀναλύειν τὸν εἰρημένον τρόπον ὥσπερ διάγραμμα*). Demgemäß ist eine Definition eine analytische Erklärung eines Begriffes. — Die Analyse des einzelnen Falles ist die Methode, die seit Galilei (1564—1641) statt der Vergleichung vieler Fälle zur Ermittelung kausaler Zusammenhänge angewandt wird. — Ein analytisches Urteil ist ein solches, in dem das Prädikat aus dem Begriffe des Subjekts unmittelbar durch Analyse als sein Merkmal entnommen ist, z. B. ein reguläres Polygon ist gleichseitig. Synthetische Urteile dagegen vermitteln die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat erst durch Vermittelung anderer Urteile, z. B. ein gleichseitiges Dreieck hat drei gleiche Winkel. Den Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile hat schon der Megariker Stilpon (380—300 v. Chr.), dann Dav. Hume (1711—1776) angedeutet (vgl. Plut. adv. Colot. 22 *τραγῳδίαν ἐπάγει τῷ Στίλπωνι καὶ τὸν βίον ἀναιρεῖσθαί φησιν λέγοντος, ἕτερον ἑτέρου μὴ κατηγορεῖσθαι*); be-

Digitized by Google

sonders hervorgehoben und klargelegt hat ihn zuerst Kant (1724—1804), der die analytischen Urteile auf den Satz der Identität zurückführte, für die synthetischen aber das Prinzip in der Möglichkeit der Erfahrung fand. Kr. d. r. V., S. 6f.: „In allen Urteilen, worinnen das Verhältnis eines Subjekts zum Prädikat gedacht wird — ist dieses Verhältnis auf zweierlei Art möglich. Entweder das Prädikat B gehöret zum Subjekt A als etwas, was in diesem Begriffe A (versteckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz außer dem Begriffe A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urteil analytisch, im andern synthetisch. Analytische Urteile — sind also diejenige, in welchen die Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt durch Identität, diejenige aber, in denen diese Verknüpfung ohne Identität gedacht ist, sollen synthetische Urteile heißen." Prolegomena z. e. jeden künftigen Metaphysik. Riga 1783, S. 24 ff.: „Allein Urteile mögen nun einen Ursprung haben, welchen sie wollen, — so gibt es doch einen Unterschied derselben, dem Inhalte nach, vermöge dessen sie entweder bloß erläuternd sind und zum Inhalte der Erkenntnis nichts hinzutun, oder erweiternd und die gegebene Erkenntnis vergrößern; die ersten werden analytische, die zweiten synthetische Urteile genannt werden können." „Analytische Urteile sagen im Prädikate nichts, als das, was im Begriffe des Subjekts schon wirklich, obgleich nicht so klar und mit gleichem Bewußtsein gedacht war", z. B. alle Körper sind ausgedehnt. „Dagegen enthält der Satz: einige Körper sind schwer, etwas im Prädikate, was in dem allgemeinen Begriffe vom Körper nicht wirklich gedacht wird, er vergrößert also meine Erkenntnis." — Aber der Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile ist nur logisch und erkenntnistheoretisch ein feststehender, psychologisch dagegen ein schwankender; denn was für uns heute ein synthetisches Urteil ist, ist morgen ein analytisches, und was für den Laien ein synthetisches, ist für den Kenner einer Sache ein analytisches Urteil. — Die analytische Methode geht vom Besonderen zum Allgemeinen, von dem Bedingten zu den Prinzipien, von denen das Gegebene abhängt (regressus a principiatis ad principia), während die synthetische vom Allgemeinen und von den Prinzipien ausgeht. Jene heißt auch die regressive, heuristische, diese die progressive, didaktische Methode. Den Regreß vom Bedingten

Digitized by Google

zur Bedingung nennt Kant qualitative Analysis, quantitative den Regreß vom Ganzen auf die Teile. — Vgl. Definition, Methode, Synthesis. — Wundt, Logik. 3. Aufl., Bd. II. Leipzig 1907, S. 1—11.

Analytiken (von gr. *ἀναλυτικός*) heißen bei Aristoteles (384—322) die Schriften, in denen die Logik behandelt wird; und zwar umfassen die ersten Analytiken (*ἀναλυτικὰ πρότερα*) den elementaren Teil der Logik, der sich mit den Schlüssen beschäftigt, während die zweiten Analytiken (*ἀναλυτικὰ ὕστερα*) die Beweislehre (Apodeiktik) und Erkenntnistheorie behandeln. — Kant (1724—1804) nennt transscendentale Analytik die Zergliederung unserer gesamten Erkenntnisse zu dem Zwecke, die Elemente der reinen Verstandeserkenntnis aufzusuchen (Kr. d. r. V., S. 64—292). Er scheidet sie in die Analytik der Begriffe, welche die Begriffe a priori aufsucht und ihre Möglichkeit erforscht (vgl. Kategorieen), und in die Analytik der Grundsätze, welche ein Kanon für die Urteilskraft sein soll, jene Verstandesbegriffe auf Erscheinungen anzuwenden.

Analytische Geometrie heißt seit Newton (1779 Geometria analytica, Gesamtausgabe von Horsley) die (1637) durch Descartes (1596—1650) für die Ebene begründete, vielleicht vor ihm schon (1629) von Fermat (1601—1665) erdachte, (1700) von Antoine Parent (1666—1716) auf den Raum erweiterte, auf der Einführung des Begriffs der veränderlichen Größen (Variabeln) in Unterscheidung von den unveränderlichen Größen (Konstanten) und auf der Verbindung der Algebra mit der Geometrie beruhende neuere Geometrie, die von gegebenen festen Linien in der Ebene (Abszisse und Ordinate x, y) und im Raume (Koordinatensystem x, y, z) ausgehend, die Punkte im Raume vermittelst ihres Abstandes von den gegebenen Linien zahlenmäßig bestimmt, eine gesetzmäßige Punktfolge durch algebraische Gleichungen darstellt, mit diesen Gleichungen rechnet und die aus ihnen gewonnenen Resultate wiederum geometrisch ausdeutet. In der Möglichkeit, auf algebraische Weise anzuordnen und fortzuschreiten, liegt der Wert der analytischen Geometrie. Die Gleichung eines Kreises, dessen Mittelpunkt der Anfangspunkt des Koordinatensystems ist, lautet z. B. in der jetzt üblichen Ausdrucksweise für ein rechtwinkliges Koordinatensystem: $x^2+y^2=r^2$, die Gleichung einer geraden Linie $y = ax + b$. Aus der Verbindung beider Gleichungen ergibt sich für den Punkt der

Digitized by Google

Kreisperipherie mit den Koordinaten x_1 und y_1 als Gleichung der Tangente an den Kreis $y y_1 + x x_1 = r^2$. — Die Tragweite der analytischen Geometrie ist eine sehr große, mit ihrer Hilfe ist die im Altertum gegebene Grenze der geometrischen Erkenntnis erheblich überschritten und die Möglichkeit gewonnen worden, Kurven und Flächen gesetzlich zu bestimmen, an die sich die griechische Geometrie nicht herangewagt hat. Auch auf die Mechanik, Optik und Astronomie usw. läßt sie sich anwenden. Aber über das Wesen des Raumes gibt die analytische Geometrie keinen Aufschluß, und es ist ein Mißbrauch, algebraische Formeln, die unter Zugrundelegung der euklidischen Geometrie aufgestellt sind, nach ihrer analytischen Entwicklung anders als im Sinne der zugrunde gelegten Geometrie ausdeuten zu wollen. Die Grundgedanken der analytischen Geometrie faßt Max Simon (Didaktik und Methodik des Rechnens und der Mathematik. 2. Aufl., München 1908, S. 133) so zusammen: „Vermöge der mit ihren Vorzeichen versehenen Abstände des Punktes von zwei festen, sich (senkrecht) durchschneidenden Achsen, der Koordinaten des Punktes, gelingt es, die doppelt unendliche Mannigfaltigkeit der Punkte in der Ebene mit der doppelt unendlichen Mannigfaltigkeit der Wertsysteme zweier unabhängiger Variabeln x und y in gegenseitig eindeutige Beziehung zu setzen; es wird dann jeder gesetzmäßigen Folge von Punkten eine gesetzmäßige Folge von Wertsystemen x, y entsprechen, d. h. jeder Kurve eine Gleichung und vice versa; anders ausgedrückt, das Gesetz der Kurve bestimmt geometrisch die Ordinate als Funktion der Abszisse, und diejenige algebraische Gleichung, welche dasselbe algebraisch leistet, kann die Kurve für die Wertbestimmung der Ordinaten und damit auch für die Ortsbestimmung des Punktes ersetzen. Das Wesen der Methode des Descartes besteht also darin: die Gesetzmäßigkeit geometrischer Gebilde in algebraische Gleichungen zwischen den Koordinaten umzusetzen, mit diesen nach den Regeln der Algebra zu rechnen und die gefundenen Resultate geometrisch zu deuten.“ Die systematische Form der analytischen Geometrie hat seit Descartes und namentlich im 19. Jahrhundert eine große Vervollkommnung erfahren. Diese wird durch Meyer Hirsch in seiner Sammlung geometrischer Aufgaben (1807) und durch Crelle (1821, Sammlung mathematischer Aufsätze, Bd. I) eingeleitet. — Vgl. J. Tropfke, Ge-

Digitized by Google

schichte der Elementar-Mathematik. 2 Bde., Lpz. 1902/3, Bd. II, S. 405—428. A. Voß, Über das Wesen der Mathematik, Leipzig u. Berlin 1908, S. 13f. — Wundt, Logik. 3. Aufl. Bd. II, Stuttg. 1907, S. 202—205.

Anamnese (gr. *ἀνάμνησις*) heißt Wiedererinnerung. Die Anamnese spielt in der Erkenntnislehre Platons (427—347) eine besondere Rolle. Die Erkenntnis der Wahrheit erfolgt nach seiner Auffassung durch Wiedererinnerung an ein früheres Leben mit Gott. Die Seele erinnert sich beim Denken an das, was sie in einem früheren höheren Dasein gewußt hat (Plat. Phaidr. 249 B f. *δεῖ γὰρ ἄνθρωπον ξυνιέναι κατ' εἶδος λεγόμενον, ἐκ πολλῶν ἰὸν αἰσθήσεων εἰς ἓν λογισμῷ ξυναιρούμενον· τοῦτο δέ ἐστιν ἀνάμνησις ἐκείνων, ἃ ποτ' εἶδεν ἡμῶν ἡ ψυχὴ συμπορευθεῖσα θεῷ καὶ ὑπεριδοῦσα, ἃ νῦν εἶναί φαμεν, καὶ ἀνακύψασα εἰς τὸ ὂν ὄντως*). — Vgl. Präexistenz, angeboren.

Anamnestik (von gr. *ἀναμνηστικός*) heißt Erinnerungskunst, Gedächtniskunst. — Vgl. Mnemonik.

Andacht (ahd. anadâht, mhd. andâht = Aufmerksamkeit) heißt eigentl. Aufmerksamkeit, dann Richtung unserer Gedanken auf göttliche Dinge. Kant definiert sie als „die Stimmung des Gemüts zur Empfänglichkeit Gott ergebener Gesinnungen", als „die Wirkung der moralischen Idee, subjektiv betrachtet" (Religion innerh. d. Grenzen d. bloßen Vernunft, 2. Aufl., 1794, S. 260, 307), während er unter Erbauung „die moralische Folge aus der Andacht auf das Subjekt" (S. 308) versteht. Ein im 19. Jahrhundert weit verbreitetes Werk war „Zschokkes Stunden der Andacht". Aarau 1809—16, „der vollkommenste Ausdruck des modernen Rationalismus." — Andächtelei heißt die entweder gedankenlose oder heuchlerische Übung der Andacht. Kant definiert: Andächtelei ist die Gewohnheit, statt Gott wohlgefälliger Handlungen (in Erfüllung aller Menschenpflichten) in der unmittelbaren Beschäftigung mit Gott durch Ehrfurchtsbezeigungen die Übung der Frömmigkeit zu sehen (S. 286).

angeboren (gr. *ἔμφυτος*, lat. innatus) heißt (im Gegensatz zu erworben, angelernt) alles, was der Mensch von Geburt an besitzt. Dies sind gewisse Triebe und Fähigkeiten. Die Philosophie nat aber auch vielfach bestimmte Vorstellungen, Ideen und Grundsätze für angeboren angesehen. Man nennt diese Lehre Nativismus (s. d.) Vertreter der nativistischen Lehre von den angeborenen Ideen waren z. B. Platon, Descartes, Male-

Digitized by Google

branche, Spinoza. Bekämpft hat die Lehre von den angeborenen Ideen vor allem Locke (1632—1704) im I. Buche seines Essay concerning human understanding (1689). In wesentlich anderer Gestalt erscheint die Lehre von den angeborenen Ideen bei Aristoteles (384 bis 322), der die allgemeinen Grundsätze und Begriffe nur dem Keime nach als in der Vernunft vorhanden annimmt, und bei Leibniz (1646—1716), der aus fertigen, angeborenen Ideen vielmehr Anlagen macht, die virtuell („virtuellement" = seulement en puissance et sans effect actuel = wirkungsfähig, ohne doch schon Wirkung auszuüben) gegeben sind. Ihm folgt Chr. Wolf (1679—1754), wenn er sagt: „Weil die Seele durch ihre ihr eigentümliche Kraft die Empfindungen hervorbringt, so kommen die Bilder und Begriffe der körperlichen Dinge nicht von außen hinein, sondern die Seele hat sie in der Tat schon in sich und wickelt sie nur gleichsam in einer mit dem Leibe zusammenstimmenden Ordnung aus ihrem Wesen heraus (Vernünft. Ged. I, § 819)." Bei Kant (1724—1804) erscheint die Lehre von den angeborenen Ideen umgewandelt in die Lehre vom a priori. A priori heißt dasjenige, was aus reiner Vernunft und nicht aus der Erfahrung stammt, nicht aber dasjenige, was zeitlich vor der Erfahrung vorhanden ist. Alle Vorstellungen sind erworben. Nicht Vorstellungen sind angeboren, sondern nur der Grund, der es möglich macht, daß die Vorstellungen so und nicht anders entstehen, ist angeboren. Ein Nativist ist also Kant, wie die Engländer vielfach fälschlich annehmen, nicht gewesen. — Angeborene Vorstellungen, Ideen, Grundsätze existieren in Wahrheit nicht; der ganze Vorrat unseres Bewußtseinsinhaltes entsteht in der Erfahrung; aber die Anlagen zu der Bewußtseinstätigkeit sind aus der Tätigkeit der vorausgegangenen Generationen entstanden und gehen durch Vererbung auf uns über. — Angeborene Rechte heißen solche, die der Mensch mit seiner Geburt erhält; dies sind teils natürliche (die sog. Menschenrechte), daß er z. B. lebe, frei sei usw., teils konventionelle, d. h. durch Übereinkunft ihm gegebene, z. B. daß das Kind seinen Vater beerbe u. dgl. — Vgl. Anlage, Vererbung. — Schuster, Giebt es unbewußte und ererbte Vorstellungen? Leipzig 1879.

angemessen (lat. adäquat) heißt eine Definition, die einen Begriff seinen wesentlichen Merkmalen nach bestimmt und weder zu weit noch zu eng ist; dies erkennt man daran,

Digitized by Google

daß sie sich sowohl einfach als auch durch Kontraposition umkehren läßt. So ist z. B. die Definition angemessen: Ein Dreieck ist eine dreiseitige Figur; denn man kann sagen: a) Jede dreiseitige Figur ist ein Dreieck und b) Nicht dreiseitige Figuren sind keine Dreiecke. Läßt sich irgend eine Instanz (begründeter Einwand) gegen eine Erklärung anführen, so ist diese unangemessen (inadäquat). So führte Diogenes (404—323) gegen Platons Definition, der Mensch sei ein zweibeiniges Tier ohne Federn, die Instanz eines gerupften Hahnes (vgl. Hahn des Diogenes) an und bewies so, daß die Definition zu weit war. — Angemessen heißt ferner eine Einteilung, die weder zu viel noch zu wenig Glieder hat, und ein Beweis, welcher weder zu viel noch zu wenig beweist. — Vgl. adäquat, Reiz.

angenehm (ahd. ginâmi, mhd. genæme) heißen im Gegensatz zum Schönen und Sittlichguten die Gegenstände der rein sinnlichen Lust, die nicht, wie die schönen Gegenstände einer geistigen Idee entsprechen, oder, wie das Sittlichgute, gewollt sind. Ob etwas angenehm oder unangenehm ist, entscheidet auf Grund der Empfindungen nur das Gefühl. Da nun dieses zwar im großen und ganzen bei allen Menschen gleich, bei jedem einzelnen Menschen aber auch individuell bestimmt ist, so läßt sich keine allgemeine Regel über das Angenehme aufstellen (de gustibus non est disputandum). Vielmehr erscheint sogar dasselbe demselben Menschen unter verschiedenen Verhältnissen angenehm oder unangenehm, je nachdem seine Stimmung oder körperliche Verfassung beschaffen ist. Selbst Schmerz kann unter Umständen Lust bereiten, z. B. wenn wir ihn einer höheren Idee zuliebe ertragen, oder wenn die sinnliche Unlust durch seelische Lust aufgehoben wird. Von dem Angenehmen hat Kant (1724—1804) ausführlich in der Kr. d. Urteilskraft, S. 7 ff. gehandelt. Ihm ist angenehm das, „was den Sinnen in der Empfindung gefällt". „Annehmlichkeit gilt auch für vernunftlose Tiere, Schönheit nur für Menschen, — das Gute aber für jedes vernünftige Wesen" (S. 15). — Vgl. gut, schön.

Angst (ahd. angust, mhd. angest, abgeleitet vielleicht von dem in enge enthaltenen Stamme) heißt die sich in äußeren Zeichen verratende stärkere Furcht in Verbindung mit dem Gefühle der Ohnmacht. Aus physischen oder psychischen Ursachen entspringend, übt sie auf den leiblichen und geistigen Menschen die heftigsten Wirkungen aus. Das Blut stockt, es drängt sich zum Herzen, die Muskeln werden schlaff, der Verstand

Digitized by Google

wird betäubt, die Phantasie füllt sich mit trüben Bildern, der Wille fühlt sich gelähmt, oder wir fühlen uns auch zu jäher Flucht getrieben. Die Angst gehört zu den ortlosen inneren Gefühlen. Die sog. Todesangst beruht auf der zunehmenden Lähmung der Atmungsmuskeln und des Herzens. — Vgl. Affekt, Bangigkeit, Furcht, Schreck. — Lähr, Die Angst. Berlin 1893. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. Leipzig 1908, S. 96ff.

animalisch (v. lat. animal = das Tier) heißt tierisch, den Tieren eigentümlich. Animalische Funktionen heißen die dem Tierleben eigenen Tätigkeiten, die hauptsächlich von dem Vorhandensein eines Nervensystems abhängen, nämlich willkürliche Bewegung, Empfindung, Gefühl und Bewußtsein; die vegetativen Funktionen dagegen, welche auch den Pflanzen zukommen und kein Nervensystem voraussetzen, sind Wachstum und Ernährung. — Animalität heißt Tierheit.

Animismus (v. lat. animus = Seele) heißt im engeren Sinne die philosophische Lehre G. E. Stahls (1660 bis 1734), daß die denkende Seele Lebensprinzip jeder Tätigkeit im Körper sei, also auch sein Wachstum bewirke und sich den Körper aufbaue (vgl. Lebenskraft). Mit dieser Lehre ist der Hylozoismus, Leibniz' Monadologie, der Vitalismus und v. Hartmanns Prinzip des Unbewußten verwandt. — Wundt (geb. 1832) versteht unter Animismus diejenige metaphysische Anschauung, welche von der Überzeugung des durchgängigen Zusammenhangs der psychischen Erscheinungen mit der Gesamtheit der Lebenserscheinungen ausgehend, die Seele als das Prinzip des Lebens auffaßt (Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 725 f). — In der Anthropologie bezeichnet Animismus den Glauben der Naturvölker an die Existenz seelischer Kräfte da, wo es sich um Wirkungen handelt, die sie auf mechanische Ursachen zurückzuführen außer stande sind. — Vgl. Borchert, Der Animismus. Freiberg 1900.

animós (lat. animosus) heißt leidenschaftlich erregt.

Animosität heißt Gereiztheit, leidenschaftliche Stimmung.

animus (lat.) heißt als Rechtsbegriff die Absicht, z. B. animus nocendi, iniuriandi, die Absicht zu schaden, zu beleidigen. Die ältere Psychologie hat, dem lateinischen Sprachgebrauch folgend, stellenweise animus (Geist) als die zeugende und handelnde Kraft von anima (Seele) als der empfindenden und empfangenden Kraft unterschieden. — Vgl. Absicht, Zweck.

Digitized by Google

Anklingen und **Abklingen** der Empfindungen. Die Gesichtsreize brauchen einige Zeit, um sich dem Bewußtsein vernehmlich zu machen. Man bezeichnet diesen Vorgang in der neueren Psychologie mit dem Ausdruck: Anklingen der Gesichtsempfindungen. Ebenso hinterlassen die Lichtreize auch nach ihrem Aufhören eine Nachwirkung. Die Lichtempfindung hält noch eine kurze Zeit in gleichem Empfindungszustande (Helligkeit und Farbenton) an, geht dann in entgegengesetzte Helligkeits- und Farbenbilder über, um schließlich zu entschwinden. Bei der Einwirkung kurz dauernder Lichtreize im Dunkeln kann sich dieser Verlauf mehrmals wiederholen. Man redet in diesem Falle von einem Abklingen der Gesichtsempfindungen und unterscheidet positive und negative, gleichfarbige und komplementäre Nachbilder der Empfindungen. Auch bei den Schallempfindungen findet ein Abklingen statt. — Vgl. Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl. Leipzig 1910. Bd. II, S. 196, 198, 111. Grundr. d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 6, 24 S. 83 f. Dyroff, Einf. in d. Psychol. Leipzig 1908, S. 25.

Anlagen (lat. indoles) heißen ursprüngliche, noch nicht ausgebildete Fähigkeiten, aus denen durch Übung Fertigkeiten (s. d.) entstehen können. Über ihr Wesen und ihre Entstehung sind zwei extreme Ansichten vorhanden gewesen. Locke (1632 bis 1704) und Beneke (1798—1854) leugneten das Angeborensein jeder Anlage und betrachteten den Geist des Neugeborenen als eine leere Tafel (tabula rasa), auf welche Erfahrung und Erziehung den Inhalt schreiben. Origenes (185—254) und Schelling (1775—1854) dagegen waren der Ansicht, die Seele sei durch einen Fall vor der Geburt so geworden, wie sie jetzt ist. Zwischen jenen Empirismus und diesen Mystizismus hat sich mit mehr Berechtigung die genetische Betrachtungsweise gestellt, welche im geistleiblichen Organismus eine erworbene und von den früheren Generationen auf die späteren vererbte Anlage zu gewissen Fertigkeiten erkennt. Es ist in der Tat unleugbar, daß jeder Mensch, abgesehen von den allgemeinen menschlichen Anlagen, durch sein Geschlecht, seine Konstitution und sein Temperament, durch das besonders geartete Verhältnis der einzelnen Seelenkräfte und der vegetativen und animalen Funktionen untereinander eine besondere individuelle Veranlagung mit auf die Welt bringt. Weil besonders Gedächtnis, Phantasie, Verstand, Gemüt und Triebe schon in

Digitized by Google

frühem Lebensalter individuell verschieden zu sein pflegen, so kann man von Kind auf an dem einzelnen Menschen eine besondere Empfänglichkeit für Wissenschaft, Kunst, sittliche und praktische Tätigkeit usw. beobachten. Natürlich finden sich auch bei ganzen Familien und Völkern gewisse, durch Gewöhnung, Klima, Bodenbeschaffenheit und Vererbung befestigte Anlagen. Ein höherer Grad von Anlage heißt Talent, der höchste: Genie. — Kant (1724—1804) versteht unter den Anlagen eines Wesens sowohl die Bestandstücke, die dazu erforderlich sind, als auch die Formen ihrer Verbindung, um ein solches Wesen zu sein. Die Anlage zum Bösen im Menschen führt er auf einen Hang (d. h. einen subjektiven Grund der Möglichkeit einer Neigung, sofern sie für die Menschheit überhaupt zufällig ist) zum Bösen zurück, der einen Vernunftursprung, nicht einen zeitlichen Ursprung hat (Rel. innerh. d. Gr. d. bloßen V., S. 19ff). — Die Vermögenspsychologie hat bei ihrem Versuche, die einzelnen psychischen Vorgänge zu beschreiben und zu ordnen, sich eine Reihe allgemeiner Begriffe wie Gedächtnis, Phantasie, Verstand, Wille geschaffen, die eine Übersicht erleichterten und es möglich machten, die individuellen Unterschiede der geistigen Anlage zu bestimmen. Durch die Annahme dieser Vermögen wird aber eine wirkliche Erklärung und Ableitung der psychischen Vorgänge nicht erreicht. — Vgl. Instinkt, Nativismus, Vererbung, angeboren. — Wundt, Grundz. d. physiolog. Psychol. 5. Aufl., Leipzig 1903, Bd. III, S. 628ff. Locher, Über Familienanlage und Erblichkeit. Zürich 1874. Beneke, Die Altersdisposition. Marburg 1879. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl., Leipzig 1908, S. 119.

anmaßend heißt derjenige, welcher durch sein anspruchsvolles und selbstbewußtes Auftreten die Anerkennung seines nicht wirklichen, sondern nur vermeintlichen Verdienstes oder Vorrechtes fordert.

Anmut (nhd.; spätmhd. der anmuot = die Lust, das Verlangen) heißt nach der Erklärung Schillers (1759—1805, Über Anmut und Würde 1793) die Schönheit der Bewegung. Den Begriff der Anmut stellt Schiller in einen Gegensatz zu dem Begriff der architektonischen Schönheit. Diese ist die allein durch Naturkräfte bestimmte Schönheit und besteht z. B. in einem glücklichen Verhältnis der Glieder, fließenden Umrissen, lieblichem Teint, zarter Haut, feinem und freiem Wuchs, wohlklingender Stimme usw.; sie ist nicht Verdienst des Menschen.

Digitized by Google

Die Anmut dagegen ist persönliches Verdienst. Sie liegt in demjenigen, was bei den beabsichtigten Bewegungen unabsichtlich ist, sie entsteht nur da, wo es der Mensch im Besitze der Freiheit zu einer höheren sittlichen Fertigkeit gebracht hat, wo Pflicht und Neigung in ihm zusammenstimmen und dieses innere Verhältnis, das nur der schönen Seele zufällt, zur Erscheinung kommt, während Würde da in die Erscheinung tritt, wo die Pflicht über die Neigung herrscht. Studierte Anmut aber ist Ziererei. — Vgl. Diez, Allgemeine Ästhetik, Leipzig 1906, S. 113ff. — Die Ästhetik versteht unter Anmut vielfach, abweichend von Schiller, auch einen geringeren Grad der menschlichen Schönheit, oder bildet den Gegensatz: „Anmut die äußere Erscheinung seelischer Schönheit, Schönheit dagegen die wohlgefällige äußere Erscheinung abgesehen von der inneren Beseelung". — Vgl. hübsch.

Annahme bedeutet in der Logik den Untersatz (vgl. Schluß) eines Schlusses (propositio minor oder assumptio), allgemeiner die Voraussetzung bei einem mathematischen Beweise oder die Benennung einer Unbekannten bei Lösung einer algebraischen Aufgabe. — Vgl. Hypothese.

Annex (lat. von annecto = anknüpfen) heißt Anhängsel.

Annihilation (neugeb. von lat. annihilo = zunichte machen). heißt Vernichtung, Aufhebung, Zerstörung.

Anöa (gr. *ἄνοια*) heißt Unverstand, Sinnlosigkeit, Verstandesschwäche, Blödsinn.

Anomalie (gr. *ἀνομαλία*) heißt allgemein die Abweichung von einer Regel; spezieller nennt man jede quantitative oder qualitative Abweichung von einem Naturgesetz Anomalie. — Vgl. Analogie.

Anomie (gr. *ἀνομία*) heißt Gesetzlosigkeit, Ungesetzlichkeit, Willkür, Zügellosigkeit.

Anordnung heißt die Herstellung oder auch das Vorhandensein einer zweckmäßigen Reihenfolge der Teile eines Ganzen; diese Reihenfolge wird bei wissenschaftlichen Werken durch die Logik, bei künstlerischen durch die Ästhetik vorgeschrieben. Sie entspringt logisch aus der Herrschaft eines führenden Gedankens über die verschiedenen Teile und aus Partitio (s. d.) oder Divisio (s. d.), ästhetisch aus den räumlichen und zeitlichen Gesetzen des Geschmacks. — Vgl. Disposition.

anorganisch ist der Gegensatz zu organisch (s. d.). Im allgemeinen scheidet man in der Natur das besonderen Ge-

Digitized by Google

setzen des Lebens unterworfene Reich des Organischen, das die Pflanzen, die Tiere und die Menschen umfaßt, von dem Reiche des Anorganischen, der Welt der leblosen Stoffe, die nur von den mathematischen, physikalischen und chemischen Gesetzen beherrscht wird. Aber nicht alle philosophischen Systeme erkennen diese Unterscheidung an. Was die chemischen Unterschiede der organischen und anorganischen Stoffe betrifft, so sind die ersteren komplizierte Kohlenstoffverbindungen, die künstlich herzustellen noch nicht völlig gelungen ist, deren künstlicher Herstellung man sich aber bereits stark genähert hat. — Den Begriff des Organischen und Anorganischen haben am schärfsten philosophisch zu bestimmen versucht Aristoteles (384—322) und Kant (1724—1804). — Vgl. Organismus.

Anpassung s. Accommodation.

Anreiz s. Motiv.

Anschaulichkeit besitzt ein Gegenstand der Außenwelt, wenn er in allen seinen einzelnen Teilen und zugleich als Ganzes leicht erfaßt, gedächtnismäßig bewahrt und ohne besondere Mühe treu reproduziert werden kann. Nicht jede Anschauung ist anschaulich. Alle geometrischen Figuren z. B. sind zwar Anschauungen (s. d.), aber nur die einfacheren und regelmäßigen sind von ihnen anschaulich. Ein Dreieck, ein Kreis ist anschaulich, ein Zwanzigeck ist nicht anschaulich. Die geometrischen Beweise beruhen auf der Konstruktion der Begriffe in der Anschauung, aber die zum Beweise erforderlichen Figuren sind oft sehr kompliziert und wenig anschaulich. Schopenhauers (1788—1860) Forderung, daß die Beweisfiguren immer einfach sein sollten, beruht auf einem Mißverständnis der Lehre Kants vom Wesen der Mathematik (Kant nennt die Mathematik die Vernunfterkenntnis aus der Konstruktion der Begriffe, d. h. aus der Darstellung der ihnen korrespondierenden Anschauungen, Kr. d. r. V., S. 713) und auf der Verwechslung von Anschauung und Anschaulichkeit. Sie ist unerfüllbar.

Anschauung (Intuition) oder Wahrnehmung bedeutet die unmittelbare Bewußtseinserfassung eines Gegebenen auf der Grundlage der Tätigkeit des Gesichtssinns, dann, allgemeiner, überhaupt auf der Grundlage der Tätigkeit der Sinne. Zum Zustandekommen einer Anschauung oder Wahrnehmung gehört 1. daß ein wirkliches Objekt vorhanden ist, 2. daß dieses eine Reizung unserer Sinnesorgane hervorruft, 3. daß aus dieser

Digitized by Google

Reizung Empfindungen erwachsen und sich miteinander assoziieren, 4. daß die Empfindungen in bestimmter extensiver Form (Raum und Zeit) zum Bewußtsein kommen. Die Anschauung gibt stets etwas Einzelnes, während Vorstellungen (s. d.) und Begriffe (s. d.), aus der Erneuerung und Verbindung einer Mehrheit von früheren Anschauungen hervorgegangen, stets ein Allgemeineres geben. Hierdurch bestimmt sich der Wert der Anschauung für die Erkenntnis. Anschauungen liefern uns den stofflichen Inhalt unseres Wissens, geordnet in den Formen des Raumes, der Zeit und der Bewegung; aber zum Glied unserer Erkenntnis werden sie erst, indem aus ihnen durch Apperzeptionsvorgänge unter Mitwirkung der sprachlichen Prozesse allgemeine Vorstellungen und begriffliche Formen entwickelt werden. Das Wissen selbst besteht nicht aus Anschauungen oder Wahrnehmungen, sondern aus dem daraus gewonnenen Allgemeinen. Kant hat dies Verhältnis durch die zwei Sätze: „Gedanken ohne Inhalt sind leer“ und „Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ ausgedrückt (Kr. d. r. V. S. 51). Die äußere Anschauung umfaßt die objektiven Dinge (im Raume und in der Zeit), die innere die subjektiven Vorgänge (in der Zeit); jene fällt unter das Gesetz der Gleichzeitigkeit, diese unter das der Aufeinanderfolge. Kant (1724—1804) unterscheidet außerdem die Anschauung a priori und a posteriori oder die reine und die empirische. Jene bezieht sich auf die reinen Raum- und Zeitformen, wie sie uns in den mathematischen Größen vorliegen, diese auf die in Raum und Zeit wahrnehmbaren, durch Empfindung gegebenen Erfahrungsgegenstände (vgl. Raum und Zeit). Die spekulativen Philosophen Fichte, Schelling und Hegel, reden noch von einer intellektuellen Anschauung. Fichte (1762—1814) versteht darunter das unmittelbare produktive Bewußtsein des handelnden Ichs, Schelling (1775—1854) den unbedingten Erkenntnisakt, in welchem Subjektives und Objektives zusammenfällt, das Wissen vom Absoluten, Hegel (1770—1831) das durch notwendige Gedankenbewegung erreichbare logische Wissen. Schelling streift damit jenes unmittelbare Anschauen Gottes, von welchem die Mystiker reden. Neuere Denker, wie Herbart (1776—1841), Beneke (1798—1854), H. Lotze (1817 bis 1881) u. a. erkennen nur die empirische Anschauung als Grundlage und Ausgangspunkt aller Philosophie an. — Künstlerische Anschauung heißt die Fähigkeit, sich Dinge und

Digitized by Google

Vorgänge nach ästhetischen Gesetzen vorzustellen. — Vgl. Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff.

an sich (gr. *καθ' αὑτό*, vgl. Aristot. Metaphys. IV, 18 p. 1022a 2b, lat. in re, in se, mit Zusatz von ipse) bildet allgemein den Gegensatz zu dem, was ein Ding mit Rücksicht auf ein anderes ist. Jeder Gegenstand und jedes Wesen kann entweder in Beziehung zu etwas anderem oder losgelöst von allen Beziehungen zu etwas anderem aufgefaßt werden. Aus der letzteren Auffassung ergibt sich der Allgemeinbegriff: „Ding an sich". „Ding an sich" nennt aber in engerer Bedeutung Kant (1724 bis 1804), indem er als das andere das sinnlich wahrnehmende Subjekt und in seiner weiteren Entwicklung das menschliche Bewußtsein ansetzt, einen von den menschlichen Erkenntnisformen der Sinnlichkeit oder des Bewußtseins unabhängigen Gegenstand, während er die Dinge, insofern sie durch die sinnliche Erkenntnis in Raum und Zeit erfaßt werden, Erscheinungen, und, soweit sie in die begrifflichen Formen der Kategorien gefaßt sind, Nooumena, nennt. Nach Kant erkennen wir die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen. — Vgl. Ding an sich, Erscheinung, Phaenomén, Nooumenon, absolut.

Anstand heißt allgemein das durch die Sitte oder durch die Sittlichkeit geregelte Benehmen. Die Sitte bestimmt mehr den äußerlichen, konventionellen, die Sittlichkeit den inneren, wahrhaften Anstand. Der erste entspringt aus der Gewöhnung und dem Umgange, der zweite aus dem Charakter des Menschen. Im besonderen heißt Anstand das von aller Verletzung des Schamgefühls freie Benehmen. — Vgl. unanständig.

Antagonismus (neugeb. von gr. *ἀνταγωνίζομαι* = wetteifern) heißt der Widerstreit der Kräfte in der körperlichen wie der geistigen Welt; kein Ding verhält sich nur leidend, sondern jedes Ding reagiert stets auf Einwirkungen (lex antagonismi). Auf dem Antagonismus der Kräfte beruht alles Leben in unserem Leibe und Geiste, in Staat, Kirche und Wissenschaft. Ausgesprochen ist diese Überzeugung zuerst von Herakleitos (um 500 v. Chr.), nach dem der Streit der Vater und Herr aller Dinge ist (Plutarch. de Isid. 48 *Ἡράκλειτος — πόλεμον ὀνομάζει πατέρα καὶ βασιλέα καὶ κύριον πάντων*). Nach Kant (1724—1804) vollzieht sich durch den Antagonismus der Kräfte die Entwicklung der Menschheit zum Staat (Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte); nach Fichte (1762—1814) ist der Antagonismus der Kräfte ein Ringen von Staat und Indi-

Digitized by Google

viduum, des ideellen objektiven Menschen und des empirischen subjektiven. — Vgl. Kampf um das Dasein.

Antanagogé (vom gr. *ἀντανάγω* = dagegen hinaufführen) heißt das Zurückschieben einer Beschuldigung auf ihren Urheber vermittelst einer geschickten Wendung.

antecedens (lat. = das Vorhergehende) und **consequens** (lat. = das Folgende) heißt metaphysisch soviel als Ursache und Wirkung. In logischen Schlüssen nennt man die Prämissen (Ober- und Untersatz) antecedentia, den Schlußsatz consequens und allgemein auch den Grund antecedens, die Folge consequens. — Vgl. Consequens, Ursache.

antemundan (neugeb. von lat. von ante = vor und mundus = Welt) heißt vorweltlich, präexistent.

anthropocentrisch, anthropozentrisch, (neugeb. von gr. *ἄνθρωπος* = Mensch und *κέντρον* = Mittelpunkt) nennt man diejenige Auffassung, welche den Menschen als das Zentrum der Welt ansieht, wie es die meisten Religionen, z. B. das Christentum, aber auch manche philosophische Systeme tun, z. B. im Altertum die Lehre des Sokrates, in der Neuzeit die Wolfische Philosophie. Auch in Kants (1724—1804) Erkenntnistheorie liegt eine neue eigentümliche anthropozentrische Wendung, indem sie lehrt, daß die menschliche Vernunft der Natur (sofern sie die Welt der Erscheinungen ist) die Formen und Grundgesetze vorschreibe. Am stärksten vertritt von den Neueren in seiner an Kant sich anlehnenden Philosophie den anthropozentrischen Standpunkt Wilhelm von Humboldt (1767—1835), dem sich die ganze Wissenschaft zu einer philosophisch-empirischen Menschenkenntnis zusammenfaßt. Die Lehre Spinozas (1632—1677) von Gott-Natur ist dagegen theozentrisch, und die gegenwärtige Naturwissenschaft führt ebenfalls seit Kopernikus, Kepler, Newton von der anthropozentrischen Weltbetrachtung ab. — Vgl. Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Deutsch. Leipzig 1900.

Anthropologie (neugeb. von gr. *ἀνθρωπολόγος* = von dem Menschen redend), die Lehre vom Menschen, bestimmt das Wesen des Menschen nach Leib und Seele und verfolgt seine Entstehung, Entwicklung und Verbreitung über die Erde durch den Lauf der Zeiten. Sie zerfällt je nach ihrem besonderen Gegenstande in die somatische Anthropologie (Anatomie und Physiologie), welche den Leib und seine Funktionen, die biologische, welche die Lebensvorgänge, die psychische,

Digitized by Google

welche die Seele des Menschen, und die sozialpolitische, welche das Verhältnis des Menschen zur Natur und zur Gesellschaft behandelt. Die erste und zweite dieser Wissenschaften sind naturwissenschaftliche Disziplinen, die dritte ist ein philosophisches, die vierte ein sprachwissenschaftliches und historisch-archäologisches Gebiet Die Anthropologie beruht also auf Forschungen der Naturwissenschaft, Philosophie, Sprachwissenschaft, Geschichte und Archäologie und ist für diese Wissenschaften, sowie für die Jurisprudenz und Theologie eine Mitarbeiterin (vgl. Völkerpsychologie).

Als Schöpfer der anthropologischen Wissenschaft kann Aristoteles (384—322) mit seinen Forschungen über den Leib, die Seele und die Staatenbildung des Menschen gelten. Von der alexandrinischen Schule beschäftigten sich mit ihr Herophilos (um 280 v. Chr.), der zuerst die Pulslehre aufstellte, und Erasistratos (um dieselbe Zeit), der nahe daran war, den Kreislauf des Blutes zu entdecken. Das Mittelalter kannte die anthropologische Forschung nicht. Erst Arnoldus v. Villanova (1235—1312), der die erste öffentliche Sektion zweier weiblicher Leichen in Bologna vornahm, begann wieder das Studium der Anthropologie. Die Naturphilosophen der Reformationszeit wie Paracelsus (1493—1541) und van Helmont (1577—1644) waren meist Theosophen und hatten nur geringes anthropologisches Interesse; doch wies um dieselbe Zeit Bacon v. Verulam (1561—1626) auf die Erfahrung als das beste Hilfsmittel der Forschung hin. Bacons Methode wandten dann J. Locke (1632—1704) und seine Schule auf die Seelenforschung an; doch verlor sich der Empirismus bald metaphysisch einseitig in den Sensualismus, Materialismus und Naturalismus, zu dem sich schon Hobbes (1588—1679) bekannt hatte und den auch Spinoza (1632—1677) auf anthropologischem Gebiete durchführte. Ihm gegenüber vertritt Descartes (1596 bis 1650) den dualistischen und vertreten Leibniz (1646 bis 1716) und Wolf (1679—1754) den idealistischen Standpunkt in der Menschenforschung. Durch Harvey (1578—1658), welcher den Blutumlauf (1619) entdeckte, wurde die neuere physiologische Richtung der Anthropologie in England begründet, der sich auch in Deutschland A. v. Haller (1708 bis 1777) anschloß, während in Frankreich der Vitalismus, d. h. die Annahme einer besonderen Lebenskraft, allgemein Anklang fand. Berühmte exakte Forscher auf dem Gebiete

Digitized by Google

der Anthropologie waren dann in Deutschland in der Zeit seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Peter Camper, Sömmering, Blumenbach, und später Morton, Retzius, Meigs, C. G. Carus, van der Hoeven, Huschke, Burdach, Joh. Müller und Virchow. Die erste systematische Einteilung des Menschengeschlechts in (3) Rassen machte Cuvier († 1832), während Ch. Bell († 1842) die moderne Nervenphysiologie begründete. Kant (1724—1804) schied zwischen physiologischer Menschenkenntnis, der Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, und pragmatischer Menschenkenntnis, der Erforschung dessen, was der Mensch als frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll, und gab 1798 seine „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" heraus, die noch auf der psychologischen Vermögenstheorie beruhte. Mannigfach förderten die Anthropologie die neueren Psychologen, die die Vermögenstheorie fallen ließen, Herbart, Beneke, Lotze, Waitz, Brentano, Fechner, Wundt u. a., indem sie die Psychologie naturwissenschaftlich und vergleichend bearbeiteten. Die vergleichende Methode der „Völkerpsychologie", wie Lazarus und Steinthal sie nannten, ward dann auf Religion, Sittlichkeit und Sprache übertragen, und die von Quételet begründete Statistik leistete vielfach willkommene Hilfe; eine ganz neue Betrachtungsweise endlich hat auch Darwins Theorie der Anthropologie gebracht. — Vgl. Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht 1798; Burdach, Anthropologie für das gebildete Publikum 1846; H. Lotze, Medizinische Psychologie 1852; A. Quételet, Physique sociale. Leipzig. Dtsch. von Ricke 1838; F. G. Klemm, Allgem. Kulturwissenschaft 1854; Th. Waitz, Anthr. der Naturvölker 1859 bis 1873; Huxley, Zeugnisse f. d. Stellung des Menschen in d. Natur (aus d. Engl.) 1863; Lyell, Das Alter d. Menschengeschlechts (aus d. Engl.); 1868. 2. Aufl. 1874; Bastian, Der Mensch in d. Geschichte 1860; Ch. Darwin, D. Abstammung d. Menschen 1871; Joh. Ranke, Der Mensch, 2. Aufl. Leipzig 1893/94; Lotze, Mikrokosmus. 3 Bde. 1856—1864, 5 Aufl. 1896 f.; Sokolowsky, Menschenkunde. 2. Aufl. Stuttgart 1901; E. M. Gray, Storia delle science anthropologiche, 1907. K. Breysig, Geschichte der Menschheit. I. Bd. 1907. Archiv für Anthropologie, herausgegeben von Ranke und Lindenschmit. Braunschweig 1866 ff. Zentralblatt f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte, herausgegeb. von Buschan. Stettin 1896 ff.

Digitized by Google

Anthropomorphismus (neugeb. aus dem Gr. von *ἀνθρωπόμορφος* = von menschlicher Gestalt) heißt im weiteren Sinne die Auffassung des Göttlichen in der Form des Menschlichen. So irrtümlich und unhaltbar diese Vorstellung ist — schon Xenophanes der Eleat (6. Jahrh. v. Chr.) bekämpfte den Anthropomorphismus, Clem. Alex. Strom. V, 601 C, Euseb. Praep. ev. XIII, 13 —, so natürlich ist sie für den Menschen, der alles von sich aus zu begreifen versucht. Der Anthropomorphismus im weiteren Sinne umfaßt den Anthropomorphismus im engeren Sinne und den Anthropopathismus (neugeb. von gr. *ἀνθρωποπάθεια* = Zustand menschlichen Empfindens) im weiteren und engeren Sinne. Der Mensch legt entweder Gott seinen Leib bei, den er vervielfältigt und steigert (Inder), oder verschönert und idealisiert (Hellenen) (Anthropomorphismus im engeren Sinne), oder er denkt sich Gott als menschlichen Geist mit seinen Äußerungen, Wille, Verstand, Liebe (Volksglaube) (Anthropopathismus im weiteren Sinne), oder er schreibt der Gottheit menschliche Affekte (s. d.) wie Zorn, Haß, Neid, Eifersucht zu (Anthropopathismus im engeren Sinne).

Kant (1724—1804) unterscheidet zwischen einem dogmatischen und einem symbolischen Anthropomorphismus. Der dogmatische Anthropomorphismus, den Kant verwirft, denkt sich Gott durch Eigenschaften, die der Sinnenwelt entlehnt sind, bestimmt, der symbolische, für den er sich erklärt, denkt sich Gott, ohne ihm irgend eine sinnliche Eigenschaft beizulegen, nur nach der Analogie von Gegenständen der Erfahrung, wie der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens und ermöglicht die Verbindung von Wissen und Glaube. „Wir halten uns auf der Grenzlinie alles erlaubten Vernunftgebrauchs, wenn wir unser Urteil bloß auf das Verhältnis einschränken, welches die Welt zu einem Wesen haben mag, dessen Begriff selbst außer aller Erkenntnis liegt, deren wir innerhalb der Welt fähig sind. Denn alsdann eignen wir dem höchsten Wesen keine von den Eigenschaften an sich selbst zu, durch die wir uns Gegenstände der Erfahrung denken, und vermeiden dadurch den dogmatischen Anthropomorphismus, wir legen sie aber dennoch dem Verhältnisse desselben zur Welt bei und erlauben uns einen symbolischen Anthropomorphismus, der in der Tat nur die Sprache und nicht das Objekt selbst angeht". (Kant, Proleg. § 58, S. 175. Kr. d. r. V., S. 695ff., Kr. d. pr. V., S. 244ff, Kr. d. U.

Digitized by Google

S. 254ff.). Für die Metaphysik hält auch Paulsen (1846 bis 1907) einen kritischen und reflektierten Anthropomorphismus, Deutung der Wirklichkeit aus dem eignen Innern, für die richtige Methode. — Vgl. Paulsen, Die Zukunftsaufgaben der Philos. in Hinneberg, Kultur d. Gegenwart I, VI, S. 405 und 311.

Anthropopathismus s. Anthropomorphismus

Anthropotheismus (neugeb. von gr. *ἄνθρωπος* und *θεός*) heißt Menschenvergötterung; so ist Hegels (1770 bis 1831) System genannt worden, insofern darin die logischen Kategorien des Menschen als Stufen der Weltentwicklung, ja der Selbstentfaltung Gottes gelten.

Anthropotheologie (neugeb. aus dem Griech.) heißt die Erkenntnis Gottes aus dem geistig-sittlichen Wesen des Menschen.

Antíchthōn (gr. *ἀντίχθων*), die Gegenerde, nannten die Pythagoreer einen Weltkörper, der sich der Erde gegenüber um das ruhende Zentralfeuer (*Διὸς φυλακή* Aristot. de cael. II, 13 p. 293b 3) bewegt. Die Pythagoreer ersannen ihn, um die Zehnzahl (1 Gegenerde, 2 Erde, 3 Mond, 4 Sonne, 5—9 Planeten, 10 Fixsternhimmel) der himmlischen Körper zwischen dem Feuer der Mitte und dem Feuer des Umkreises vollzumachen (Aristoteles de caelo II, 13 p. 293a 20 *Οἱ περὶ τὴν Ἰταλίαν καλούμενοι Πυθαγόρειοι — ἐπὶ — τοῦ μέσου πῦρ εἶναί φησι, τὴν δὲ γῆν ἓν τῶν ἄστρων οὖσαν κύκλῳ φερομένην περὶ τὸ μέσον νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν, ἔτι δὲ ἐναντίαν ταύτῃ κατασκευάζουσι γῆν, ἣν ἀντίχθονα ὄνομα καλοῦσιν.* — Met. I, 5 p. 986a 10 *καὶ τὰ φερόμενα κατὰ τὸν οὐρανὸν δέκα μὲν εἶναί φασιν, ὄντων δὲ ἐννέα μόνον τῶν φανερῶν διὰ τοῦτο δεκάτην τὴν ἀντίχθονα ποιοῦσιν*).

Anticipation (gr. *πρόληψις*, lat. anticipatio) heißt Vorwegnahme. Dieser Begriff findet sich zuerst bei den Stoikern und bei Epikuros (341—270). Bei den Stoikern hieß „Prolepsis" der natürlich und absichtslos aus der Wahrnehmung gebildete Allgemeinbegriff. (*Ἔστι δ' ἡ πρόληψις ἔννοια φυσικὴ τῶν καθόλου* Diog. Laert. VII, § 54.) Der Name erklärt sich entweder aus dem der stoischen Lehre allerdings widersprechenden Gedanken, daß der natürliche Allgemeinbegriff aus angeborner Anlage hervorgehe, oder daraus, daß er in den frühesten Lebensjahren erworben wird. Bei Epikuros ist Prolepsis die durch wiederholte Wahrnehmung, Erinnerung und Reproduktion gebildete Allgemeinvorstellung. Cicero (de nat. deor. I, 16, 43) übersetzt

Digitized by Google

den Begriff des Epikuros „Prolepsis“ durch anticipatio (id est anteceptam animo rei quandam informationem, sine qua nec intellegi quidquam, nec quaeri, nec disputari potest) und behauptet irrtümlich, daß das Wort *πρόληψις* zuerst von Epikuros für die insitae oder innatae cognitiones gebraucht worden sei, ib. 16, 44. — Kant (1724—1804) versteht unter Anticipation alle Erkenntnis, wodurch ich dasjenige, was zur empirischen Erkenntnis gehört, a priori erkennen und bestimmen kann (Kr. d. r. V. S. 166), und unter Anticipationen der Wahrnehmung das, was sich an jeder Empfindung als Empfindung überhaupt a priori erkennen läßt. (S. 167.) Der Grundsatz der Anticipation heißt bei Kant Kr. d. r. V. S. 166 so: „In allen Erscheinungen hat die Empfindung und das Reale, welches ihr an dem Gegenstande entspricht (realitas phaenomenon), eine intensive Größe, d. h. einen Grad. — Vgl. Prolepse.

Antilogie (gr. *ἀντιλογία*), Widerspruch, hieß bei den alten Skeptikern der Widerstreit der Gründe für und wider einen Satz. Pyrrhon von Elis (um 330 v. Chr.) sah von jeder dogmatischen Aussage über die Dinge ab, weil jeder Behauptung mit gleichem Rechte ein Widerspruch entgegengesetzt werden könnte (*Αἰνεσίδημος — οὐδέν φησιν ὁρίζειν, τὸν Πύρρωνα δογματικῶς, διὰ τὴν ἀντιλογίαν.* Diog. Laert. IX, § 106). — Vgl. Isosthenie.

Antilogismus (neugeb. von gr. *ἀντίλογος* = widersprechend) heißt allgemein der Widersinn oder, wo das Wort die besondere Bezeichnung für ein philosophisches System ist, die Feindschaft gegen die Vernunft.

Antimoralismus (neugeb. aus dem Lat.), Gegensatz zur Moral, heißt entweder ein System, welches die Moral in seinen Folgerungen zerstört, oder die praktische Unsittlichkeit. So ist z. B. der Fatalismus, Materialismus und F. Nietzsches Herrenmoral ein systematischer Antimoralismus, der Epikureismus dagegen oft ein praktischer Antimoralismus. — Vgl. Epikureismus. — F. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Leipzig 1886.

Antinomie (gr. *ἀντινομία*), eig. Widerstreit zweier Gesetze, heißt nach Kant (1724—1804) derjenige Widerstreit der reinen theoretischen Vernunft, in den sich diese bei ihrem Bestreben, sich die unbedingte Einheit der objektiven Bedingungen in der Erscheinung zu verschaffen, d. h. bei den kosmologischen Grundfragen, verwickelt. Hierbei entsteht eine natürliche Antithetik, sobald die Vernunft nach dem Grund-

Digitized by Google

satze: „Wenn das Bedingte gegeben ist, so ist auch die ganze Summe der Bedingungen, mithin das schlechthin Unbedingte gegeben, wodurch jenes allein möglich war", absolute Totalität fordert und dadurch die Kategorien zur Idee erweitert. Diese Antithetik stellt Kant in vier Sätzepaaren auf, deren ersten er Thesis, deren zweiten er Antithesis nennt: 1. a) Die Welt hat einen Anfang in der Zeit und ist dem Raume nach auch in Grenzen eingeschlossen; b) Die Welt hat keinen Anfang und keine Grenzen im Raume, sondern ist sowohl in Ansehung der Zeit als des Raumes unendlich. 2. a) Eine jede zusammengesetzte Substanz in der Welt besteht aus einfachen Teilen, und es existiert überall nichts als das Einfache, oder das, was aus diesem zusammengesetzt ist; b) Kein zusammengesetztes Ding in der Welt besteht aus einfachen Teilen, und es existiert überall nichts Einfaches in derselben. 3. a) Die Kausalität nach Gesetzen der Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen der Welt insgesamt abgeleitet werden können. Es ist noch eine Kausalität durch Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen notwendig; b) Es ist keine Freiheit, sondern alles in der Welt geschieht lediglich nach Gesetzen der Natur. 4. a) Zu der Welt gehört etwas, das, entweder als ihr Teil oder ihre Ursache, ein schlechthin notwendiges Wesen ist; b) Es existiert überall kein schlechthin notwendiges Wesen, weder in der Welt, noch außer der Welt, als ihre Ursache. (Kr. d. r. V., Transscendentale Dialektik, II. Buch, Zweites Hauptstück, S. 405—571. Die Darstellung der Proleg. § 50—54 s. unter Kosmologische Antinomie). Thesis und Antithesis lassen sich gleichmäßig indirekt durch Widerlegung des Gegensatzes beweisen, und die Vernunft scheint hier in einer verzweifelten Lage zu sein. Kant findet in seinem kritischen Idealismus durch die Unterscheidung von Erscheinungen und Dingen an sich die Lösung. Die beiden ersten Sätzepaare (die mathematischen Antinomieen) sind sowohl in Thesis wie in Antithesis falsch, da beide von der falschen Voraussetzung ausgehen, daß das Weltganze gegeben sei, während es uns nur aufgegeben, eine Idee ist. Die beiden letzten Sätzepaare (die dynamischen Antinomien) sind sowohl in Thesis als in Antithesis zulässig, wenn die Thesis auf Dinge an sich, die Antithesis auf Erscheinungen angewandt wird. Durch die Rettung der Thesis gewinnt Kant den Boden für seine praktische Philosophie, in der er sich auf einen idealistischen Standpunkt

Digitized by Google

stellt (Kr. d. r. V., S. 405 ff.). — Unter Antinomie der praktischen Vernunft versteht Kant den natürlichen Widerstreit, in den sich die Vernunft bezüglich der Idee des höchsten Gutes verwickelt. Im Begriffe des höchsten Gutes werden Tugend und Glückseligkeit als notwendig verbunden betrachtet. Und da diese Verbindung synthetisch als die Verknüpfung von Ursache und Wirkung gedacht werden muß, so muß entweder die Begierde nach Glückseligkeit die Bewegursache zu Maximen der Tugend (Thesis) oder die Maxime der Tugend die wirkende Ursache der Glückseligkeit sein (Antithesis). Das erste ist aber unmöglich, weil Maximen, die den Bestimmungsgrund des Willens in das Verlangen nach Glückseligkeit setzen, keine Tugend begründen können; das zweite ist ebenso unmöglich, weil alle praktische Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen in der Welt sich nicht nach moralischen Gesinnungen des Willens, sondern nach der Kenntnis der Naturgesetze und dem physischen Vermögen, sie zu seinen Absichten zu gebrauchen, richtet. Die Antinomie wird auch hier gehoben durch Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich. Die Thesis ist unbedingt falsch, die Antithesis ist nur für die Sinnenwelt falsch; für eine intelligible Welt dagegen kann der kausale Zusammenhang zwischen der Tugend als Ursache und der Glückseligkeit als Wirkung ohne Widerspruch bestehen (Kr. d. pr. V., S. 204 ff.). — Neuerdings hat geistreich die verschiedenen Ansichten über das Wesen der Materie Julius Schultz zu Antinomien zusammengestellt (Jul. Schultz, Die Bilder von der Materie, Göttingen 1905).

Antipathie (gr. *ἀντιπάθεια*) heißt die dunkel gefühlte, auf unbewußt bleibenden Gefühlen und Vorstellungen beruhende Abneigung gegen Dinge oder Personen, welche oft schon beim ersten Anblick des Objekts aus physischen oder psychischen Ursachen entspringt. Die Antipathie gegen Dinge beruht zum Teil auf der Struktur unserer Sinne; daher kommt z. B. die Abneigung gegen gewisse Gerüche. Die Antipathie gegen Personen beruht zum Teil auf Ideenverbindungen. Durch Erziehung und Ausbildung des Charakters kann der Mensch dazu kommen, die letzteren zu beherrschen. Ästhetische Antipathie besteht gegenüber dem Häßlichen. Den Gegensatz zur Antipathie bildet die Sympathie (s. d.). — Vgl. Idiosynkrasie.

Antiphlogistik (neugeb. von gr. *ἀντί* = gegen und *φλόξ* = Flamme) heißt die gegen Stahls Brennstofflehre (Phlo-

Digitized by Google

gistontheorie) 1777 aufgestellte Theorie Lavoisiers (1743 bis 1794), daß die Verbrennung in der Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff bestehe (sur la combustion en général). — Vgl. Phlogiston. — Ostwald, Leitlinien der Chemie, Leipzig 1906, S. 19 ff.

Antispiritualismus (aus dem Lat. geb.) wird der Materialismus in Rücksicht auf seinen Gegner, des Spiritualismus (s. d.), genannt.

Antistréphon (gr. *ἀντιστρέφων* = der Umkehrende, lat. reciprocus) heißt ein Beweis, der gegen den, welcher ihn braucht, umgekehrt werden kann. Ein Beispiel des Antistrephon ist folgendes: Euathlos, der Schüler des Protagoras (5. Jahrh. v. Chr.) hatte sich ausbedungen, diesem die Hälfte des Honorars erst dann zu bezahlen, wenn er einen Prozeß gewonnen hätte. Er führte aber keinen Prozeß, bezahlte also nicht. Da verklagte Protagoras den Euathlos und sagte im Termin: „Ich verklage dich auf Auszahlung der ausstehenden Hälfte des Honorars; verlierst du diesen Prozeß, so bezahlst du mich kraft des richterlichen Ausspruchs, gewinnst du ihn aber, so bezahlst du mich kraft unseres Vertrages.“ Euathlos aber gebrauchte den Antistrephon und sagte: „Ich bezahle nicht; denn, wenn ich den Prozeß gewinne, so bezahle ich dich nicht kraft des richterlichen Ausspruchs, verliere ich ihn, so bezahle ich dich nicht gemäß unserem Vertrage.“ Der Schiedsspruch der Richter lautete auf Vertagung „in diem longissimam“ (Gellius, Noct. Att. V, 10).

Antithetik (gr.) ist nach Kant (1724—1804) der Widerstreit der dem Scheine nach dogmatischen Erkenntnisse (thesis cum antithesi), ohne daß man einer vor der anderen einen vorzüglichen Anspruch auf Beifall beilegt (Kr. d. r. V., S. 420). — Transscendentale Antithetik nennt Kant die Untersuchung über die Antinomien der reinen Vernunft, ihre Ursachen und ihr Resultat (S. 421). — In der Rhetorik bezeichnet Antithetik die Gedankenentwicklung in Gegensätzen. Schillers Stil ist ein Beispiel antithetischer Gedankenführung. — Vgl. These, Antinomie.

Antwort s. Frage.

Anziehungskraft (Attraktion, Schwerkraft, Gravitation) heißt die Fern- und Zentralkraft, aus welcher man die Tatsache, daß die Körper sich nähern, zu erklären versucht. Sie wird allen Körpern zugeschrieben, ist aber ihrem Ursprung nach bisher nicht erklärt, obwohl es viel Versuche zu ihrer Ableitung,

Digitized by Google

wie z. B. die Stromtheorie von Huyghens, die Stoßtheorie von Thomas Young, die Isenkrahesche Ätherhagelschirmtheorie usw. gibt. Das Gesetz der Gravitation hat Newton (1642—1727) entdeckt (1665, ausgesprochen 1687 in den Naturalis philosophiae principia mathematica) und in dem Satze zusammengetaßt, daß sich alle Weltkörper im Verhältnis ihrer Masse und im umgekehrten Verhältnis des Quadrates ihrer Entfernung anziehen. Dieses Newtonsche Gravitationsgesetz schließt einige merkwürdige Konsequenzen in sich ein, die gewöhnlich nicht genügend beachtet werden: 1. Die Anziehung wird nicht beeinflußt durch die physikalische Beschaffenheit der Materie, sondern nur durch die Trägheit (s. d.) bestimmt. Das Verhältnis von Gravität und Trägheit ist für alle materiellen Teile unveränderlich und gleich groß. Trägheit und Gravität sind einander proportional. 2. Die Fernwirkung zweier materieller Teile wird durch die Anwesenheit der übrigen materiellen Teile nicht beeinflußt. 3. Die Fernwirkung hängt allein von dem jeweiligen Lagenverhältnis der materiellen Körper ab. Die Gravitation breitet sich hiernach mit unendlicher Geschwindigkeit aus. Diese mit der Idee der Gravitation verknüpften Gesetze sind nun durch die elektromagnetische Lichttheorie und die Radiumforschung theoretisch zweifelhaft geworden. Aber neuere Untersuchungen von Pekar und Fekete haben ergeben, daß für eine ganze Reihe sehr verschiedener Materialien (Platin, Magnalium, Kupfer, Wasser, kristallisiertes Kupfersulfat, Kupfersulfatlösung, Asbest und Talg) die Abweichung vom Gesetze der Proportionalität der Trägheit und Gravitation jedenfalls nicht größer als etwa $\frac{1}{200000000}$ ist. In keinem Falle ist also bisher eine bemerkbare Abweichung vom Gesetze der Proportionalität der Trägheit und Gravität experimentell entdeckt worden. — Kant hat 1756 (Monadologia physica) die Materie auf die beiden Kräfte der Attraktion und Repulsion zurückgeführt und diese Reduktion auch in der Zeit seiner kritischen Philosophie aufrechterhalten (Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft, Riga 1786). — Ostwald setzt an Stelle der Anziehungskraft den Begriff der Distanzenergie und erklärt es für ebensowenig rätselhaft, daß es eine Energie gibt, die von der Entfernung abhängig ist, wie daß eine andere Art der Energie vom Volumen und eine dritte von der Oberfläche und eine vierte von der Gestalt abhängig ist (Ostwald, Vorles. über

Digitized by Google

Naturphil. Leipzig 1905, S. 176 f., 194.) — Vgl. Abstoßung. — W. Preyer, Aprioriität des Gravitationsgesetzes, Köln 1880. O. Closs, Kepler und Newton und das Problem der Gravitation in der Kantischen, Schellingschen und Hegelschen Naturphilosophie, Heidelberg 1908.

Aoristie (gr. *ἀοριστία*), Unentschiedenheit, heißt ein Prinzip der älteren Skeptiker, z. B. des Pyrrhon v. Elis (zur Zeit Alexanders) und des Timon aus Phlius (325—235), welcher lehrte, die Dinge seien ohne feste Unterschiede, unbeständig und unbeurteilbar. Wir dürften daher weder unseren Wahrnehmungen noch unseren Vorstellungen glauben. Hieraus gehe die Pflicht, sich nicht zu entscheiden (*ἀφασία, ἐποχή, μηδὲν ὁρίζειν, ἀπροσθετεῖν*) hervor, und diese hätte die Unerschütterlichkeit des Gemütes (*ἀταραξία*) zur Folge. Aus den Sätzen *οὐδὲν ὁρίζω* „ich bestimme nichts", *πάντα ἀόριστα* „alles ist unbestimmt" ist der Begriff Aoristie abgeleitet (Diog. Laert. IX, § 104 ff.). — Vgl. Skepsis. — Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie. I. Bd. Leipzig 1904.

Apagogé (gr. *ἀπαγωγή*, lat. deductio) heißt nach Aristoteles (Analyt. prior. II, 25 p. 69 a 20) ein Schluß folgender Art: Wenn ein erster Begriff ein Merkmal eines zweiten Begriffs ist und es zwar nicht feststeht, daß der zweite Begriff ein Merkmal des dritten ist, aber dies doch gleich wahrscheinlich oder noch mehr wahrscheinlich ist, als der zu folgernde Schlußsatz (nämlich daß der erste ein Merkmal des dritten sei), so heißt das Schlußverfahren Apagoge; z. B.: Es sei 1 = lehrbar, 2 = Wissen, 3 = Gerechtigkeit. Dann steht fest: 1. das Wissen ist lehrbar, es steht aber nicht fest, 2. daß die Gerechtigkeit ein Wissen ist. Doch ist dies ebenso wahrscheinlich, oder wahrscheinlicher, als daß die Gerechtigkeit lehrbar ist. Wir schließen also, 3. daß die Gerechtigkeit lehrbar sei, durch den nicht sicher feststehenden zweiten Satz hindurch. Apagoge ist also ein Schluß aus sicherem Obersatz und einem Untersatz, der zwar nicht gewiß ist, aber mindestens ebenso gewiß oder gewisser ist als die Folgerung. Die Apagoge hat natürlich nichts völlig Überzeugendes an sich, sondern gehört zu den rhetorischen Schlüssen; ohne strenger Beweis zu sein, erweckt sie doch Glauben. — Apagogischer Beweis (demonstratio apagogica, *ἡ εἰς τὸ ἀδύνατον ἄγουσα ἀπόδειξις*, deductio ad absurdum) heißt s. a. indirekter Beweis, also dasjenige Schlußverfahren, vermittelst dessen man eine Behauptung so wider-

Digitized by Google

legt, daß man entweder in ihr selbst oder in den aus ihr sich ergebenden Folgerungen einen Widerspruch mit sicher feststehenden Wahrheiten nachweist. Der bloße apagogische Beweis ist aber nur ein Beweis von beschränktem Werte, ganz abgesehen von den Sophistereien, die dabei oft unterlaufen. Er führt zwar zur Gewißheit, aber nicht zur Einsicht in die Gründe. — Vgl. Beweis. — Wundt, Logik. Bd. II. 3. Aufl. Leipzig 1907, S. 78 ff.

Apathie (gr. *ἀπάθεια* = Unempfindlichkeit) heißt allgemein Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit. Diese kann eine Folge von seelischen Erregungen, wie z. B. Kummer, von Überanstrengung oder von anderen Ursachen sein und kann für kürzere Zeit oder dauernd eintreten und im letzteren Falle in Stumpfsinn übergehen. — Im moralischen Sinne bedeutet Apathie aber die Freiheit von Leidenschaften und Affekten, und diese moralische Apathie ist sowohl von den Stoikern und von einzelnen Skeptikern als auch von Spinoza als ethisches Ziel gefordert worden. Die Stoiker übertrieben die Forderung der Apathie dahin, daß sie auch die edlen Affekte (s. d.) verwarfen. Der Weise ist, wie die Stoiker lehren, affektlos, und die Tugend, negativ bestimmt, Apathie. Auch der Skeptiker Pyrrhon (zur Zeit Alexanders) empfahl die Apathie. Maximus v. Tyrus (unter den Antoninen) dagegen stellte den Gegensatz von Empathischem und Apathischem auf (*ἐμπαθές—ἀπαθές*); jenes kommt den Dämonen, Menschen und Tieren zu, dieses den Pflanzen und Steinen. Von Spinoza (1632—1677) wurde die Apathie als die Folge unserer Einsicht in den Kausalzusammenhang angesehen. Kant (1724—1804) verstand unter moralischer Apathie diejenige Affektlosigkeit, welche von der Indifferenz zu unterscheiden ist (Metaphys. d. Sitten, Tl. II. S. 52). — Im intellektuellen Sinne kann auch die objektiv wissenschaftliche Betrachtung Apathie heißen, weil sie ohne Vorurteil und Neigung (sine ira et studio) nach der Wahrheit forscht. — Vgl. Affekt.

Apeiron (gr. *ἄπειρον* = das Unermeßliche), das Unendliche, Unbegrenzte, nannte Anaximandros aus Milet (geb. 611 v. Chr.) den körperlichen Grundstoff, aus dem alles andere entstanden sei. Er dachte sich diesen unvergänglich und ungeschaffen (Aristot. Phys. III, 4 p. 203 b 13 *ἀθάνατον γὰρ καὶ ἀνώλεθρον, ὡς φησὶν ὁ Ἀναξίμανδρος*), ferner nach dem einstimmigen Zeugnis des Altertums quantitativ unendlich und

Digitized by Google

der Qualität nach wahrscheinlich nicht als ein Mittelding zwischen Wasser und Luft und auch nicht als Mischung verschiedener Stoffe, sondern als eigenschaftlosen Stoff, aus dem die jetzige Welt durch Ausscheiden der Gegensätze entstanden ist. Simpl. Phys. 111, a *λέγουσιν οἱ περὶ Ἀναξίμανδρον [τὸ ἄπειρον εἶναι] τὸ παρὰ τὰ στοιχεῖα, ἐξ οὗ τὰ στοιχεῖα γεννῶσιν.* — Vgl. Zeller, Die Philosophie d. Griechen, I, S. 156 ff.

Aphaeresis (gr. *ἀφαίρεσις*) heißt Abstraktion (so zuerst bei Aristoteles. Aristoteles de anima III, 4 p 429 b 18 redet von den abstrakten Dingen mit den Worten: *ἐπὶ τῶν ἐν ἀφαιρέσει ὄντων.* Aristot. Phys. I, 7 p. 190 b 5 *γίγνεται δὲ τὰ γιγνόμενα ἁπλῶς — ἀφαιρέσει οἷον ἐκ τοῦ λίθου ὁ Ἑρμῆς.* — Vgl. Abstraktion. — Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. Berlin 1842, zu § 36.

Aphasie (gr. *ἀφασία*), Sprachlosigkeit, heißt nach dem jetzigen Sprachgebrauche eine in verschiedenen Graden und Formen auftretende krankhafte Störung unseres Sprachvermögens. Bei der apoplektischen, durch Schlagfluß herbeigeführten Aphasie tritt eine Lähmung der Sprachwerkzeuge ein. Bei der Innervationsaphasie stellen sich Sprachstörungen in allen Graden, vom leichten Silbenstolpern bis zum vollständigen Unvermögen zu sprechen ein. Sie rührt, wie fast alle Störungen psychomotorischer Innervation, von Rindenerkrankung und zwar von Schädigungen in dem hinteren Abschnitt der linken dritten Stirnwindung her. Bei der amnestischen Aphasie ist die Erinnerung an die Bezeichnung der Gegenstände mehr oder minder gestört. Sie hat ihren Sitz an der ersten Schläfenwindung in der Rinde der linken Großhirnhemisphäre, namentlich an den beiden hinteren Dritteilen derselben, aber auch wohl an anderen Stellen des Gehirns (vgl. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902, S. 248 f. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. I Bd. Leipzig 1908, S. 365 f). — Die Skeptiker verstanden unter Aphasie die Enthaltung von zuversichtlichen Aussagen und Urteilen, welche aus der Einsicht in die Unmöglichkeit entspringt, etwas Bestimmtes zu behaupten. — Vgl. Akatalepsie, Aoristie, Epoché, Skepsis, Amnesie. — Kußmaul, Die Störungen der Sprache, 1885. Bastian, Über Aphasie und andere Sprachstörungen (a. d. Engl.), Leipzig 1902.

Apirie (gr. *ἀπειρία*) heißt entweder die Unerfahrenheit (von *ἄπειρος* = unerfahren) oder die Unbegrenztheit (von

Digitized by Google

ἄπειρος = unbegrenzt). Jene hat zum Gegensatz die Erfahrung (*ἐμπειρία*), diese die Begrenztheit (*περάτωσις*).

Apodeiktik s. Analytiken.

apodiktisch (v. gr. *ἀποδείκνυμι* = beweisen) heißt ein Urteil, mit dem sich das Bewußtsein seiner Unumstößlichkeit verbindet. Schon Aristoteles (384—322) lehrt, daß jedes Urteil entweder ein Sein, oder eine Notwendigkeit, oder eine Möglichkeit ausdrückt: *πᾶσα πρότασίς ἐστιν ἢ τοῦ ὑπάρχειν ἢ τοῦ ἐξ ἀνάγκης ὑπάρχειν ἢ τοῦ ἐνδέχεσθαι ὑπάρχειν*, Analyt. prior. I, 2 p. 25 a 1. Kant (1724—1804) teilt die Urteile der Modalität nach in problematische (S kann P sein), assertorische (S ist P) und apodiktische (S muß P sein) ein. Das apodiktische Urteil drückt eine logische Notwendigkeit aus (Kr. d. r. V. S. 70—76). So nennt Kant den Satz, daß der Raum drei Dimensionen habe, apodiktisch, weil er eine Vernunftnotwendigkeit und nicht empirisch erschlossen sei, — was freilich demjenigen als unrichtig erscheinen muß, der die geometrischen Sätze aus der Empirie ableitet. — Auch auf den Beweis wird das Beiwort apodiktisch angewandt; doch ist der Ausdruck „apodiktischer Beweis" eigentlich ein Pleonasmus; denn Beweis (s. d.) heißt apódeixis (*ἀπόδειξις*).

Aporém (gr. *ἀπόρημα*) heißt Schwierigkeit. Bei Aristoteles heißt so ein dialektischer Widerspruchsschluß (*συλλογισμὸς διαλεκτικὸς ἀντιφάσεως*, Aristot. Top. VIII, 11 p. 162 a 17), der die entgegengesetzten Möglichkeiten in Betracht zieht. — Aporematisch heißt s. v. a. zweifelhaft.

Aporetiker (gr. *ἀπορητικός* = zum Zweifel geneigt), Skeptiker (*σκεπτικοί*), Ephektiker (*ἐφεκτικοί*), Zetetiker (*ζητητικοί*), nannten sich die Schüler des Pyrrhon von Elis nach ihrer Lehre (Diog. Laert. IX, § 69). Man kann allgemein alle Philosophen in Dogmatiker und Aporetiker teilen. Jene halten die Welt für begreiflich, diese für rätselhaft (Diog. Laert. Prooem. 16). — Vgl. Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie, Leipzig 1904—8.

Aporie (gr. *ἀπορία*) heißt Zweifel, Ungewißheit, Verlegenheit, Schwierigkeit. Aristoteles (384—322) geht bei seinen Untersuchungen stets von Aporien aus und überlegt das Problem nach zwei Seiten hin. — Vgl. Skepsis.

a posteriori, a priori (lat.) heißt eigtl. von dem Späteren und von dem Früheren. Die beiden Begriffe spielen in der Logik, Psychologie und Erkenntnistheorie, vor allen aber bei der Frage, ob unser Wissen die sinnliche Erfahrung oder das Denken

Digitized by Google

zur eigentlichen Quelle habe, also in dem Streite des Empirismus und Rationalismus eine wichtige Rolle. Schon Aristoteles (384 bis 322) unterschied logisch das von Natur (τῇ φύσει) Frühere und Spätere (πρότερα, ὕστερα) voneinander und von dem für uns (πρὸς ἡμᾶς) Früheren und Späteren. Die Erkenntnis aus den Ursachen oder aus dem Allgemeinen ist ihm die Erkenntnis aus dem von Natur Früheren, für uns Späteren, die Erkenntnis aus den Wirkungen oder aus dem Besonderen der Sinne ist die Erkenntnis aus dem von Natur Späteren, für uns Früheren. (Vgl. Top. VI, 4 p. 141 a 23 ff. Analyt. post. I, 2 p. 71 b 34 ff. Phys. I, 1 p. 184 a 16 ff. Analyt. post. II, 19 p. 99 b 15 ff. Metaph. I, 1 p. 933 b 9 ff.) Die Scholastiker, wie z. B. Albertus Magnus (1193—1280), Thomas von Aquino (1225—1274), verstehen ebenfalls mit Aristoteles unter a posteriori (ex posterioribus) die Erkenntnis aus den Wirkungen (Folgen), unter a priori (ex prioribus) die aus den Ursachen (Gründen). Im 18. Jhrdt. versteht man vor Kant unter a priori die (angeborene) rein begriffliche, unter a posteriori die aus der Erfahrung geschöpfte (im Leben erworbene) Erkenntnis (so Leibniz, Wolf, Hume). Der Begriff ist, so geprägt, wesentlich ein psychologischer. Kant (1724—1804) gestaltete den Begriff streng erkenntnistheoretisch (transscendental-philosophisch) um und vertiefte ihn; er bezeichnete die empirische Erkenntnis, die ihre Quelle in der Erfahrung hat und nicht allgemein und notwendig ist, als a posteriori; a priori aber nannte er die davon unabhängige reine Vernunfterkenntnis, welcher Allgemeinheit und Notwendigkeit zukommen. Er versuchte nachzuweisen, daß nicht nur die gesamte Form unserer Erkenntnis, sondern auch das formale Sittengesetz, nach dem sich unsere Handlungen richten, sowie der sich darauf stützende Glaube und das formale Geschmacksprinzip a priori seien, während der Inhalt unseres Wissens, Handelns und Empfindens a posteriori sei. Bei Kant hat also das a priori und a posteriori nichts mit einem zeitlichen Vorausgehen und zeitlichen Folgen, nichts mit dem Gegensatz des Angeborenen und Erworbenen, nichts mit dem Entstehungsprozeß unserer Vorstellungen zu tun. Kant verwirft vielmehr das Präformationssystem der reinen Vernunft (Kr. d. r. V. 2. Aufl., S. 167) oder den Nativismus (s. d.), die Behauptung, daß es angeborene Begriffe gebe; er vertritt die Idee, daß die Begriffe a priori bei der Entwicklung der Erfahrung

Digitized by Google

die Erfahrung erst möglich machen (Epigenesis). Alle unsere Erkenntnis fängt nach ihm aber mit der Erfahrung an (vgl. angeboren). Ähnlich sagt J. G. Fichte (1762—1814), das, was lediglich durch das Wissen und nicht außer ihm durch das Ding gesetzt werde, heiße a priori. Die Existenz des a priori ist vielfach geleugnet worden, besonders von englischen Philosophen, wie z. B. von Stuart Mill (1806—1873). Herbert Spencer (1820—1903) hat versucht, den Gegensatz von Rationalismus und Empirismus durch den Evolutionsgedanken (Entwicklungsgedanken) zu überwinden. — Vgl. H. Cohen, Kants Theorie der Erfahrung. Berlin 1871. Die systematischen Begriffe in Kants vorkritischen Schriften. Marburg 1873. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 84 ff.

Apperzeption (nlat. u. franz. von ad und perceptio = das Innewerden) heißt im allgemeinen das aktive Denken im Gegensatz zu der passiven Perzeption (s. d.), die spontane und bewußte Denktätigkeit im Gegensatz zu der rezeptiven sinnlichen Wahrnehmung. Im speziellen hat der Begriff der Apperzeption vielfach geschwankt. Leibniz (1646—1716), der nicht alle Vorstellungstätigkeit für bewußte ansah, und der die Apperzeption in einen Gegensatz zu den unbewußten „petites perceptions" stellte, verstand unter ihr das Bewußtsein, die bewußte Aneignung einer Vorstellung. Kant (1724—1804) faßte die Apperzeption ebenfalls schlechthin als das Bewußtsein, ließ aber den Begriff unbewußter Vorstellungen fallen und schied die reine transscendentale oder ursprüngliche Apperzeption, das Selbstbewußtsein, das: „Ich denke", das alle Vorstellungen des einzelnen begleitet und in allem Wechsel des Bewußtseins ein und dasselbe ist, von der empirischen Apperzeption, dem Bewußtsein des Menschen von seinem jedesmaligen Zustande (Kr. d. r. V., II. Aufl., S. 132, § 16). Bei Leibniz liegt also das Schwergewicht auf dem Gegensatz von unbewußt und bewußt, bei Kant auf dem Gegensatz von rein und empirisch. Herbart (1776—1841) faßte die Apperzeption, anders als Leibniz und Kant, als die Aneignung und Verarbeitung neu aufzunehmender Vorstellungen durch ältere verbundene und ausgeglichene Vorstellungsmassen. Hier liegt also die Betonung auf dem Gegensatz alt und neu, verarbeitet und erst anzueignend. Steinthal (1823—1899) und Lazarus (1824—1903) bildeten den Herbartschen Begriff weiter aus. Steinthal z. B. unterschied die identifizierende,

Digitized by Google

subsumierende, harmonisierende und disharmonisierende Apperzeption. Wundt (geb. 1832) versteht unter Apperzeption (Grundr. d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1809, S. 252) den Einzelvorgang, durch den ein psychischer Inhalt zu klarer Auffassung kommt, die Erfassung einer Vorstellung durch die Aufmerksamkeit (s. d.). Er unterscheidet, bei Vergleichung des Bewußtseinsaktes mit einem inneren Sehen, Blickfeld und Blickpunkt des Bewußtseins. Die Apperzeption ist nach diesem Bilde der Eintritt einer Vorstellung in den Blickpunkt des Bewußtseins (Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 5. Aufl. Leipzig 1903, B. III, S. 333 ff; 341; 348 ff.). In Wundts Trennung der Apperzeption von der Perzeption ist also der Gegensatz des Vorhandenseins oder Fehlens des begleitenden Zustandes und einzelnen Aktes der Aufmerksamkeit (s. d.) von entscheidender Bedeutung. Man hat wegen der wichtigen Stellung, die der Apperzeptionsbegriff in Wundts Psychologie einnimmt, die ganze an ihn sich anschließende Richtung der Psychologie, die den Begriff der psychischen Tätigkeit festhält, im Gegensatze zur Assoziationspsychologie auch als Apperzeptionspsychologie bezeichnet. Neben dem Wundtschen Apperzeptionsbegriff, dem der Vorzug vor dem Herbartschen deswegen gegeben werden muß, weil er der bestimmtere ist und an die Begriffsformulierung von Leibniz und Kant anknüpft, ist gegenwärtig auch noch der Begriff der Apperzeption, wie ihn Herbart, Steinthal und Lazarus bestimmt haben, verbreitet. — Vgl. Otto Staude, Phil. Stud. I, S. 149 ff. K. Lange, Apperzeption. 1899. Nieden, Kritik der Apperzeptionstheorien von Leibniz, Kant, Herbart, Steinthal und Wundt. 1888.

apperzipieren heißt, dem Doppelbegriff, der mit Apperzeption verbunden ist, entsprechend, entweder mit Bewußtsein und Aufmerksamkeit erfassen oder neue Vorstellungen mit Hilfe älterer aufnehmen. — Vgl. Apperzeption.

Appetenz (lat. appetentia) heißt Begierde, Trieb.

Apprehension (lat. apprehensio = Erfassung, Verständnis) heißt das Begriffsvermögen; apprehendieren heißt begreifen. Die Apprehension spielt nach Kant, Kr. d. r. V., S. 98 ff., beim Zustandekommen der Vorstellungen eine grundlegende Rolle. Alle Vorstellungen sind der Zeit unterworfen, in der sie insgesamt geordnet, verknüpft und in Verhältnisse gebracht werden müssen. Sie entstehen durch ein Durchlaufen einer Mannigfaltigkeit in der Zeit und die Zusammenfassung derselben, die Syn-

Digitized by Google

thesis der Apprehension. Hieran schließt sich die Reproduktion in der Einbildung und die Rekognition im Begriffe.

Apraxie (gr. *ἀπραξία*) heißt allgemeiner Untätigkeit, Trägheit, dann auch bestimmter Verlust des Verständnisses für den Gebrauch der Dinge, Verkennen der Objekte. — Vgl. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. Leipzig 1908, S. 260.

a priori s. **a posteriori.**

Apsychie (gr. *ἀψυχία*) heißt Bewußtlosigkeit, Ohnmacht, Scheintod; apsychisch heißt unbeseelt.

Arbeit (ahd. mhd. arbeit = Mühsal, Not) heißt, soweit der Mensch als Ursache in Betracht kommt, die mit Anstrengung verbundene Tätigkeit, die auf einen nützlichen Zweck gerichtet ist. Die Arbeit steht im Gegensatz zur Erholung und zum Spiel (s. d.). Die Erholung vermeidet die Anstrengung, und das Spiel ist frei von einem nützlichen Zweck. — Im mechanischen Sinne ist Arbeit das Produkt aus der Kraft in den Weg ihres Angriffspunktes ($ps = \frac{m v^2}{2}$) oder nach der Definition Ostwalds: die Bewegung eines Körpers durch eine bestimmte Strecke gegen einen vorhandenen Widerstand. Ostwald empfiehlt, an R. Mayer anknüpfend, in der Mechanik, statt von dem Kraftbegriff, von dem Arbeitsbegriff auszugehen. Mathematisch gesprochen, erspart man sich dadurch eine Integration. — Vgl. Ostwald, Vorles. üb. Naturphil. Leipzig 1905, S. 156; 174. O. Nagel, Die Welt als Arbeit. Stuttgart 1909. 2. Aufl. 1910.

arbitrium liberum (lat.) heißt Willensfreiheit. — Vgl. Freiheit.

Archetyp (gr. *ἀρχέτυπον*) heißt Urbild, Muster, Original, Ideal; archetypisch heißt urbildlich, eigenartig.

Archeus od. **Archaeus** (gr. von *ἀρχεῖος* = obrigkeitlich, *ἀρχαῖος* = anfänglich), Herrscher, nennt Basilius (15. Jahrh.) das Zentralfeuer als Lebensprinzip der Vegetabilien, Paracelsus (1493—1541) und van Helmont († 1644) das Urprinzip des animalischen Lebens in den Einzelwesen, die individuelle Naturkraft. Paracelsus dachte den Archeus sich als ein übernatürliches Wesen in einem astralischen Leibe, van Helmont als Lebensgeist (aura vitalis), welcher den Samen der Dinge gestaltet und erhält.

Architektonik (neugeb. von gr. *ἀρχιτεκτονικός* = zur Baukunst gehörig) heißt in der philosophischen Terminologie die Systemlehre oder die Kunst, ein wissenschaftliches Lehrgebäude

Digitized by Google

synthetisch aufzuführen. Kant (1724—1804) nennt daher in der Kr. d. r. V. den dritten Abschnitt der transscendentalen Methodenlehre die Architektonik der reinen Vernunft (S. 833 bis 851) und erklärt: „Ich verstehe unter einer Architektonik die Kunst der Systeme. Weil die systematische Einheit dasjenige ist, was gemeine Erkenntnis allererst zur Wissenschaft, d. i. aus einem bloßen Aggregat derselben ein System macht, so ist Architektonik die Lehre des Scientifischen in unserer Erkenntnis überhaupt, und sie gehört also notwendig zur Methodenlehre."

Architektur (lat. architectura) heißt die Baukunst. Sie ist in dem System der Künste insofern die unterste, als sie am meisten mit den physischen Stoffen und Kräften zu ringen hat, aber darum auch andrerseits die oberste Kunst, insofern sie die größten Schwierigkeiten überwindet und dem Künstler durch die Schönheit und Erhabenheit seiner Werke am meisten Ehre zu bereiten imstande ist. Aus dem Bedürfnis der Menschen entstanden, die Erde als Wohnplatz zu benutzen, dient sie in ihren Schöpfungen Lebensforderungen und Zwecken der Menschheit. Ihre Werke sind daher nicht in jeder Hinsicht freie Kunstwerke. Der Kunstzweck muß sich bei ihnen mit dem Gebrauchszweck verbinden, ja selbst oft diesem unterordnen. Sie wächst also zur freien Kunst aus dem gebundenen Kunsthandwerk erst hervor; es darf ihr aber ihr Platz in dem System der freien Künste nicht versagt werden. Sie ist die wirklichste aller Künste, und die ausschließliche Verwendung fester Materialien, die, auf den Boden der Erde gesetzt, sicher dastehn sollen, bindet sie an die Gesetze der Mathematik und Physik, so daß die Grundformen ihrer Gestalten im allgemeinen regelmäßige, geometrische sein müssen. Sie gibt dem Raume feste Grenzen und macht ihn dadurch nutzbar, sichtbar und ästhetisch wirksam. So schafft sie Räume, aber nicht die Gestalten, die sich in dem Raume bewegen. Ihre wesentlichen Teile bedingen die konstruktive, auf dem rechten Verhältnis der Teile (Symmetrie, Proportion, goldener Schnitt usw.) beruhende Schönheit eines Bauwerkes und sind sämtlich Glieder von Raumgrenzen (Fundament, Wände, Träger, Pfeiler, Säulen, Decken, Gebälk, Gewölbe usw.). Zur Zierde der konstruktiven Glieder, in denen sich das Gegeneinander des Wirkens der mechanischen Kräfte offenbart, die die Materie beherrschen, verwendet sie entweder einen den geometrischen Formen an-

Digitized by Google

gepaßten, zum Teil aus der Technik erwachsenden oder einen freieren plastischen und malerischen Schmuck (dekorative Schönheit). In diesen Ornamenten, und auch in der Ausgestaltung ihrer Konstruktionsformen, kann sie zur mehr oder weniger getreu nachahmenden Kunst werden, doch wahrt sie sich in der Dekoration meist auch Freiheit und zeigt in ihren Formen, durch die sie ihren Werken das Stimmungsvolle verleiht, Kühnheit, Phantasie und Erfindungsgabe. Die Darstellung von Ideen bereitet der Baukunst mehr Schwierigkeit als anderen Künsten. Direkt kann die Baukunst nur Räumliches, nicht Zeitliches, nicht Bewegung und Ideenhaftes darstellen. Aber sie kann sich in ihren geometrischen Verhältnissen und ihren konstruktiven wie dekorativen Formen in die Zwecke, die sie darstellt, und in den Zeitgeist, den sie verkörpern will, sicher hineinfühlen und hineinleben und so Werke schaffen, die für alle ähnlichen Zwecke maßgebend werden und ein Zeitalter klarer und bestimmter als alle anderen gleichzeitigen Kunstwerke charakterisieren. Der Tempel der Griechen, der gotische Dom, der Palast des Renaissancezeitalters führen uns am sichersten in den Geist bestimmter Völker und Zeitalter ein. Die Architektur entwickelt und verändert sich also mit der Zeit und mit der Lebensweise der Menschheit und ist keineswegs eine stumme Kunst, sondern zeugt vom Geist der Zeiten und von den Ideen der Künstler. — Vgl. Goethe, Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach. Straßburg 1772. H. Wölfflin, Prolegomena zu e. Psychologie der Architektur, München 1886. H. Göller, Zur Ästhetik d. Architektur. Stuttgart 1886. Th. Lipps, Ästhet. Faktoren d. Raumanschauung. Leipzig 1891; Über einfachste Formen d. Raumkunst. München 1906; Raumästh. u. geometrisch-opt. Täuschungen. Leipzig 1897.

Archologie (aus d. Gr. geb.) heißt mit jetzt ungebräuchlichem Ausdruck Anfangs-, Grundlehre oder Fundamentalphilosophie.

Aretalog (gr. *ἀρεταλόγος*) heißt Tugendschwätzer. Die Aretalogen waren philosophische Spaßmacher, die gewerbsmäßig bei Gastmählern vornehmer Römer von ihren vorgeblichen Tugenden Beschreibungen machten, denen ihr Leben widersprach. Sie bildeten bei Augustus' Tafel z. B. eine Art Hofnarren. (Suet. Aug. 74 Ad communionem sermonis — interponebat — frequentius aretalogos.)

Aretalogie (v. gr. *ἀρετή*, Tugend und *λόγος* Lehre) heißt Tugendlehre; sie bildet einen Teil der Ethik (s. d.).

Digitized by Google

Arglist (mhd. arclist = Bosheit) heißt die Handlungsweise eines Menschen, der bei böser Gesinnung üble Zwecke mit schlauen Mitteln hinterlistig zum eignen Vorteil zu erreichen sucht.

Argument (lat. argumentum) heißt Beweis oder auch Beweisgrund, d. i. dasjenige am Beweise, worauf die Sicherheit des Beweises beruht. — Argumentum ad hominem heißt ein gemeinfaßlicher Beweis, der dem Verständnis des Hörers angepaßt ist, dagegen ad veritatem ein Beweis aus objektiven, allgemein anerkannten Gründen; argumentum e consensu gentium heißt der Beweis aus dem, was von allen Völkern zu allen Zeiten angenommen wird; argumentum a tuto heißt der Sicherheitsbeweis, in dem man sich für etwas entscheidet, das nicht bewiesen ist, nach der Maxime: Wenn die Annahme auch nichts hilft, so schadet sie auch nichts. So beweisen manche Menschen z. B. das Dasein Gottes a tuto dadurch, daß sie davon ausgehen, es sei immer sicherer, an Gott zu glauben, als ihn zu verwerfen. — Das argumentum a priori entnimmt seine Beweisgründe den Vernunftgesetzen, das argumentum a posteriori der Erfahrung. — Argumentum achilleum (vgl. Achilleus) heißt ein Trugschluß, argumentum e contrario ein aus Erwägung des Gegenteils sich ergebender Schluß. — Argumentieren heißt beweisen, schließen; Argumentation heißt Beweisführung, Schlußfolgerung; argumentös heißt reich an Stoff oder Beweisgründen. — Vgl. Beweis.

Argutien (lat. argutiae) nennt man die Spitzfindigkeit der Rede; argutiös heißt spitzfindig, argutieren heißt spitzfindig reden, schwatzen.

Aristotelismus. Unter Aristotelismus versteht man 1. die Philosophie des Aristoteles (384—322). Sie ist neben dem System Platons (427—347) das erste und einzige große Lehrgebäude der griechischen Philosophie und umfaßt die Analytik (Logik), die Metaphysik, die Naturphilosophie und Psychologie, die Ethik und Politik und die Ästhetik. Die Analytik (Logik), die in einer Reihe von Schriften des Aristoteles behandelt wird, welche man seit der byzantinischen Zeit unter dem Namen Organon zusammenfaßt (*κατηγορίαι, περὶ ἑρμηνείας, ἀναλυτικὰ πρότερα, ἀναλυτικὰ ὕστερα, τοπικά, περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων*), beruht auf Sokratisch-Platonischer Grundlage, ist Lehre von der wissenschaftlichen Methode, das Besondere aus dem Allgemeinen abzuleiten und umfaßt zum

Digitized by Google

ersten Male in systematischer Form die Lehre von den Kategorien, den durch die Existenzformen bedingten Grundbegriffen des Denkens (Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Haben, Tun und Leiden, *οὐσία* oder *τί ἐστι, ποσόν, ποιόν, πρός τι, πού, ποτέ, κεῖσθαι, ἔχειν, ποιεῖν* und *πάσχειν*), die Lehre von den Urteilen, die Lehre von den Schlüssen, die Beweislehre und die Grundlagen der Erkenntnistheorie (Apodeiktik). Im Mittelpunkte der Untersuchung steht die Lehre von den Schlüssen oder Syllogismen. Neben der Deduktion zieht sie aber auch die Induktion in Betracht. Die Aristotelische Logik ist trotz mancher Anfechtung und Einschränkung die Grundlage der Logik bis nahezu zur Gegenwart geblieben und auch noch für unsere Zeit ein empfehlenswertes historisches Orientierungsmittel. — Die Metaphysik des Aristoteles, die er selber erste Philosophie (*πρώτη φιλοσοφία*) nennt, ist in der *τὰ μετὰ τὰ φυσικά* betitelten Schrift enthalten und setzt sich mit Platon über das Verhältnis des Allgemeinen zum Einzelnen, der Idee zum Individuum auseinander. Nach Platon kommt der Idee höhere Existenz zu als dem Individuum, und das Allgemeine existiert als das wahrhaft Wirkliche, gesondert vom Einzelnen. Nach Aristoteles verdient das Allgemeine wohl einen höheren Wert als das Einzelne, hat aber keine gesonderte Existenz, existiert also nicht neben dem Vielen (*ἓν παρὰ τὰ πολλά*), sondern in dem Vielen (*ἓν κατὰ τῶν πολλῶν*). Die Metaphysik des Aristoteles bestimmt sodann die Prinzipien des Seins. Die Grundformen des Daseins sind: Form oder Wesen (*μορφή, εἶδος, ἡ κατὰ τὸν λόγον οὐσία, τὸ τί ἦν εἶναι*), Stoff (*ὕλη, τὸ ὑποκείμενον*), Ursache (*ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως*) und Zweck (*τὸ οὗ ἕνεκα*) (vgl. Met. I, 3, p. 983 a 26 ff); reduziert werden aber diese vier metaphysischen Prinzipien auf zwei: Form und Stoff. Der Stoff ist nicht, wie Platon annahm, ein Nichtseiendes, sondern die Möglichkeit oder Anlage (*δύναμις*), die Form ist die Vollendung der Anlage, das Wirkliche (*ἐντελέχεια, ἐνέργεια*). Die Form fällt wenigstens bei organischen Wesen mit Zweck und bewegender Ursache zusammen. Die Bewegung ist der Übergang vom Möglichen zum Wirklichen. Das Bewegende und selbst Unbewegte ist die stofflose ewige Form, Gott, der göttliche Verstand (*νοῦς*). — Die Naturphilosophie des Aristoteles, enthalten vor allem in der *φυσικὴ ἀκρόασις*, handelt von der stofflichen in Bewegung oder Veränderung begriffenen Welt. Die

Digitized by Google

Bewegung oder Veränderung besteht im Entstehn und Vergehn, in Zunahme und Abnahme, in qualitativer Wandlung und in der Ortsveränderung. Die Welt ist von endlicher Ausdehnung, aber ihrer Existenz nach ewig. Sie besteht aus dem Fixsternhimmel, der unmittelbar von der Gottheit bewegt wird, den Planetenhimmeln und der Erde, die im Mittelpunkt der Welt unbewegt ruht. Stofflich besteht die Welt aus dem Äther, dem Feuer, der Luft, dem Wasser und der Erde. Die Naturwesen bilden eine nach dem Prinzip der Zweckmäßigkeit gegliederte Stufenreihe von den Pflanzen zu den Tieren und zum Menschen. — In der Psychologie, enthalten in der Schrift *περὶ ψυχῆς*, bestimmt Aristoteles die Seele als die erste Entelechie des physischen Leibes, welcher Leben der Anlage nach besitzt, womit er sie als Vollendung oder Erfüllung im Gegensatz zur Anlage, aber auch als nicht immer tätig, wie der göttliche Verstand es ist, sondern als nur immer im Körper vorhanden bezeichnen will. Die Seele ist die Form, die Bewegungsursache und der Zweck des Leibes. Bei der Pflanze ist sie nur das Ernährungsvermögen (*τὸ θρεπτικόν*), beim Tiere umfaßt sie außerdem das Wahrnehmungsvermögen, das Begehrungsvermögen und das Bewegungsvermögen (*τὸ αἰσθητικόν, τὸ ὀρεκτικόν, τὸ κινητικὸν κατὰ τόπον*). Die menschliche Seele besitzt dazu den Verstand (*νοῦς*) und bildet einen Mikrokosmos (eine Welt im kleinen). Der Verstand ist göttlichen Ursprungs und unsterblich. — In der Ethik, enthalten in der, wahrscheinlich von dem Sohne des Aristoteles, Nikomachos, veröffentlichten Schrift *ἠθικὰ Νικομάχεια*, bezeichnet Aristoteles als das Ziel des menschlichen Strebens die Glückseligkeit (*εὐδαιμονία*). Sie wird erreicht durch die vernünftige und tugendhafte Tätigkeit der Seele. Die Tugend ist die aus natürlicher Anlage durch Handeln herausgebildete Fertigkeit, das Vernünftige zu wollen. Die einzelnen Tugenden sind entweder ethische oder dianoëtische. Die ethischen Tugenden wie Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, Hochherzigkeit, Milde, Wahrheit, Gewandtheit im geselligen Verkehr, Freundlichkeit und Gerechtigkeit, bestehen in der Besiegung der Begierden durch die Vernunft und sind stets ein Mittleres zwischen zwei Extremen. Die dianoëtischen Tugenden wie Vernunft, Wissenschaft, Kunst und praktische Einsicht sind die Ausbildungen der intellektuellen Anlagen des Menschen. — In der Politik, enthalten in der Schrift *πολιτικά*, bestimmt Aristoteles die Aufgabe des

Digitized by Google

Staates. Der Mensch ist von Natur ein politisches Wesen (*πολιτικὸν ζῷον*). Der Staat ist entstanden um des Lebens willen, hat aber seinen Zweck in dem sittlichen Leben, und seine Hauptpflicht ist die Erziehung der Bürger zur Tugend. — In der Ästhetik steht Aristoteles auf formalistischem Standpunkt (vgl. Ästhetik). Das Schöne liegt in der Form. Die Kunst, welche Nachahmung ist, dient nach ihm der Unterhaltung, der zeitweiligen Befreiung von Affekten und der sittlichen Bildung (vgl. Ueberweg, Grundriß d. Gesch. d. Phil. I, §§ 45—50, Zeller, Geschichte der griech. Philos., Bd. III. Grundriß der Geschichte der griech. Philos. 9. Aufl. von Lortzing. Leipzig 1909, §§ 52—64, S. 163—217). — Die Philosophie des Aristoteles ist demnach charakterisiert als logisch-begriffliche Verarbeitung des gesamten Wissensmaterials und Aufsuchung der obersten Prinzipien des Wissens. Ihr ganzes Streben ging darauf hin, die Sokratisch-Platonische Begriffsphilosophie zu einer die Erscheinungen, die Welt in ihrer ewigen Ordnung erklärenden spekulativen, methodisch geordneten Theorie umzubilden. Sie hat hierdurch, wie durch die Unterordnung der praktischen Vernunft unter die theoretische, und durch ihren dianoëtischen Tugendbegriff einen intellektualistischen Charakter angenommen (*ἡ θεωρία τὸ ἥδιστον καὶ ἄριστον.* Metaph. XII, 7 p. 1072 b 24). Dazu zeichnet sie sich aus durch ihre Universalität und durch die Fülle des empirischen Materials, das sie beherrscht und mit Scharfsinn ordnet. In der Metaphysik ist Aristoteles realistischer und nüchterner als Platon, der die Ideen hypostasiert und die Ideenlehre poetisch ausschmückt, aber durch die Wertstellung, die dem Allgemeinen und den Ideen auch bei Aristoteles zuteil wird, und durch seinen Gottesbegriff, der auf Anaxagoras zurückgeht, rückt sein System doch mehr in die Systeme des Idealismus als in die des Realismus ein, und durch die Anordnung der Welt nach dem Zweck-System wird sein System teleologischer Idealismus. In der Ethik ist Aristoteles Eudämonist, in der Ästhetik Formalist. Auf allen Gebieten der Philosophie hat er anregende Untersuchungen geführt, und für lange Zeiten, namentlich auch für das Mittelalter, ist er Ausgangspunkt der Philosophie geblieben. Auch in der Neuzeit hat er noch befruchtend, z. B. auf Leibniz, Wolf, Hegel, Herbart, Trendelenburg eingewirkt. Aber die empirischen Fundamente seiner Philosophie sind für die Gegen-

Digitized by Google

wart unzureichend geworden, und zur völligen Klärung der obersten Prinzipien hat es seine Philosophie nicht gebracht.

Goethe (1749—1832) charakterisiert Aristoteles in der Geschichte der Farbenlehre unter der Überschrift „Überliefertes" (Hempel XXXVI, S. 96) so: „Aristoteles — steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er den Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja, einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht" (vgl. Platonismus). Der Aristotelismus, als Philosophie des Aristoteles und als dominierende Weltphilosophie, ist erst durch den Kantianismus (s. d.) im Kerne überwunden worden.

Aristotelismus heißt 2. die Philosophie der Schüler des Aristoteles, d. h. die peripatetische Philosophie (vgl. Peripatetiker), die wesentlich an den Lehren des Meisters festhält.

Aristotelismus heißt 3. die auf die Logik und Naturlehre des Aristoteles gegründete, mit neuplatonischen Gedankenelementen gemischte, seit dem 9. Jahrh. n. Chr. sich entwickelnde arabische Philosophie, deren Hauptvertreter Avicenna (980 bis 1037) und Averroës (1126—1198) waren (vgl. Averroïsmus). Der arabischen Philosophie schloß sich die jüdische Philosophie des Mittelalters, vertreten durch Gabirol (geb. um 1020, † 1069 od. 70) und Maimonides (1135—1204), an.

Aristotelismus heißt 4. die christlich-scholastische Philosophie seit dem 12. Jahrh., die an die arabischen Bearbeitungen des Aristoteles anknüpft. Den Aristotelismus verband am innigsten mit der Kirchenlehre Thomas von Aquino (1225 bis 1274), dessen System das maßgebende für die katholische Kirche ward. — Vgl. Katholizismus und Philosophie und Neuthomismus.

Aristotelismus heißt 5. diejenige Strömung der Renaissancephilosophie, die die Lehre des Aristoteles, abgesondert von der Kirchenlehre, im 15. und 16. Jahrhundert zurückzugewinnen versuchte. Sie spaltete sich in die Schule der Alexandristen (s. d.), zu der vor allen Petrus Pomponatius (1462

Digitized by Google

bis 1530), und die der Averroïsten, zu der Achillinus (1463 bis 1518) und Niphus (1473—1546) gehörten. — Eine reinere Erkenntnis des Aristotelischen Systems zu gewinnen strebten humanistische Philologen wie Rudolf Agricola (1442—1485), Faber Stapulensis (1455—1507), Julius Caesar Scaliger (1484—1558). Aristoteliker in dieser Form war auch Melanchthon.

Aristotelismus heißt 6. die Philosophie Adolf Trendelenburgs (1802—1872), der aber selbständig eine konstruktive, durch den Zweck geleitete Bewegung in das System des Aristoteles einfügte.

Literaturnachweise zu Aristotelismus s. Ueberweg, Grundriß d. Geschichte d. Philosophie. 10. Aufl. Berlin 1910, § 46 bis 54 und Anhang zu § 46—54.

Arrhepsie (gr. *ἀρρεψία*, abgeleitet von *ἀ* = nicht und *ῥέπειν* = durch ein Übergewicht hinneigen), Gleichgewicht der Seele, Gemütsruhe, heißt der Gemütszustand, der durch die Zurückhaltung im Urteil von den Skeptikern angestrebt wurde (Diog. Laert. IX, § 74 *Διὰ τῆς οὖν Οὐδὲν ὁρίζομεν φωνῆς τὸ τῆς ἀρρεψίας πάθος δηλοῦται*). — Vgl. Aoristie, Aphasie, Epoché, Ataraxie.

Art (mhd. art = angeborene Beschaffenheit, gr. *εἶδος*, lat. species) heißt in — der Biologie die Gesamtheit verwandter Einzelwesen, welche ihre Eigenschaften aufeinander vererben können. L. Plate (Selektionsprinzip, Leipzig 1908, S. 317) definiert: „Zu einer Spezies gehören alle Individuen, welche sich andauernd fruchtbar untereinander fortpflanzen und voneinander erzeugt werden können und bei gleichen äußeren Bedingungen auf korrespondierenden Alters- und Generationsstufen annähernd dieselben Merkmale zeigen.“ Die Art ist den Individuen übergeordnet und von diesen nur durch die Zwischenstufen Abart oder Rasse, Unterart und Spielart oder Varietät getrennt; dagegen ist sie der Gattung untergeordnet. So bezeichnet die Art Leo (Löwe) eine Tierart, die eine Reihe von Spielarten (Löwe vom Senegal, Berberlöwe, Löwe vom Kap der guten Hoffnung und Abessinien, persischer Löwe, Löwe von Gudscherat) in sich einschließt, während die Gattung Felis (Katze) ist. Die Art ist also von den Kategorien der Systeme des Tier- und Pflanzenreichs die wichtigste, weil sie die elementare systematische Einheit ist, die in der Regel nicht weiter auflösbar ist. Zur Bestimmung der Art werden die Merkmale

Digitized by Google

verwendet, die noch bei einer großen Anzahl von Individuen konstant sind. Von den Arten der organischen Natur behaupteten John Ray († 1704), Karl Linné († 1778) und Georges Cuvier († 1832), sie seien die von Gott erschaffenen, voneinander abgeschlossenen und unveränderlichen Vereinigungen derjenigen Organismen, welche von denselben Eltern abstammen und einander ähnlich sind. Geoffroy Saint-Hilaire (1772—1844) und Lamarck (1744—1829) bestritten zuerst das Konstanzdogma. Ihnen folgte Darwin (1809—1882), der mit reichem Material die Abgeschlossenheit und Unveränderlichkeit (Konstanz) der Arten widerlegte und die Theorie ihrer allmählichen Entstehung aus Varietäten aufstellte. Die Arten sind konstant gewordene Varietäten (On the origin of species by means of natural selection 1859). Neuerdings streitet mit dem Darwinismus die Mutationstheorie. — Vgl. Darwinismus; Mutation. — Fr. v. Wagner, Tierkunde. Leipzig 1897. Nägeli, Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art. 2. Aufl. München 1865. — H. de Vries, Die Mutationstheorie. Leipzig 1901.

In der Logik heißt dagegen allgemein ein Begriff, der in einem höheren enthalten ist (z. B. Vogel in Tier), die Art, während der höhere Begriff die Gattung genannt wird. Das Verhältnis ist hier nur relativ. Der Artbegriff ist selbst wiederum für niedere Artbegriffe die Gattung; z. B. ist Vogel die Gattung, während Raub- und Wasservogel die Arten sind. Die Logik kennt hier keine Grenzen, da sich durch Hinzutun irgend eines Merkmals immer neue Arten bilden lassen, während in Wirklichkeit die Grenze da ist, wo Art und Individuum zusammenfallen. Logische Definitionen (s. d.) eines Begriffes bestehen in der Angabe des nächst höheren Gattungsbegriffes (genus proximum) und des Artunterschiedes (differentia specifica). — Vgl. Gattungsbegriffe, Einteilung, Klassifikation, Aristotelismus, Platonismus, Nominalismus, Realismus.

Artefakt (vom lat. ars = Kunst und facio = machen) heißt Kunstprodukt, Kunsterzeugnis, Kunstwerk. Sein Gegensatz ist Naturprodukt. — Vgl. Natur, Kunst.

Aseität (aseitas, mittelalt. von lat. a = von und se = sich abgeleitet = Vonsichselbstsein, Durchsichselbstsein), Allgenügsamkeit, bezeichnet seit Duns Scotus (1265 oder 1274 bis 1308), der das Wort gebildet hat, während es bei Thomas von Aquino noch nicht vorkommt, die vollständige Unab-

Digitized by Google

hängigkeit Gottes von allen Dingen außer ihm selbst in Ursache und Zweck, vermöge deren er den Grund seiner Existenz in sich selbst hat. In einem anderen Sinne bezeichnet Aseität die ursachlose Realität des menschlichen Handelns unter Voraussetzung der Willensfreiheit. — Vgl. Freiheit.

Asketik (v. gr. *ἀσκητικός* = arbeitsam) heißt eigentlich die Arbeitsübung, dann in abgeleiteter Bedeutung die Tugendübung. Man nennt so den Teil der Ethik, welcher von den Mitteln, tugendhaft zu werden, von der Bezähmung und Läuterung der Triebe und Begierden handelt. Im besonderen versteht man unter Asketik (oder Askese) die Lebensweise der Mönchsorden im Mittelalter, die sich bestrebten, die sinnliche Natur durch Weltflucht, Entsagung, Zucht, Kasteiung und beschauliches Leben nach Möglichkeit abzutöten, was ihnen nur unvollkommen gelingen konnte. — Vgl. O. Zöckler, Kritische Geschichte der Askese. Frankf. a. M. 1863. Askese und Mönchtum. 2 Bde. Frankf. a. M. 1897. J. Mayer, Die christliche Askese, 1894. Th. Häring, Das christliche Leben. 1906.

asomatisch (vom gr. *ἀσώματος* = unkörperlich) heißt körperlos, unkörperlich; Asómaton heißt ein körperloses Wesen, ein Geist, z. B. Gott. Für die Stoiker und Epikureer galt der obere Raum als asomatisch (Diog. Laert. VII, § 140 sagt von den Stoikern: *Ἔξωθεν αὐτοῦ* [= *τοῦ κόσμου*] *εἶναι τὸ κενὸν ἄπειρον. ὅπερ ἀσώματον εἶναι κτλ.*, X § 67, von Epikuros: *καθ' ἑαυτοῦ οὐκ ἔστι νοῆσαι τὸ ἀσώματον πλὴν ἐπὶ τοῦ κενοῦ*). — Asomátosis, heißt Körperlosigkeit.

Asophie (gr. *ἀσοφία*) heißt Mangel an Weisheit, Torheit.

Asot (gr. *ἄσωτος*) heißt Schwelger, Lüstling; **Asotie** heißt Schwelgerei.

assertorisch (v. lat. assertorius = das Urteil betreffend) heißt seiner Modalität (s. d.) nach dasjenige Urteil, welches ohne jeden Zusatz etwas als wahr oder wirklich behauptet oder leugnet, während das problematische Urteil etwas als möglich, das apodiktische Urteil etwas als notwendig hinstellt oder verneint. Das bejahende assertorische Urteil hat die Form S ist P, das bejahende problematische: S kann P sein, das bejahende apodiktische: S muß P sein. Ein Beispiel für das assertorische Urteil ist: Ellipsen sind Kegelschnitte. Kant definiert: Assertorische Urteile sind solche, da das Bejahen und Verneinen als wirklich betrachtet wird (Kr. d. r. V., S. 74). — Vgl. apodiktisch, problematisch.

Digitized by Google

Assimilation (lat. von ad und similis), eigentl. Verähnlichung, heißt allgemein die Aufnahme fremder Stoffe in einen Organismus und ihre Umwandlung in seine Substanz. — Die neuere Psychologie versteht unter Assimilationen der Vorstellungen diejenigen simultanen Assoziationen, die in der Veränderung gegebener psychischer Gebilde durch die Einwirkung von Elementen anderer Gebilde entstehen. (Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 16, 3, S. 274). Während durch Verschmelzungen aus den Elementen psychischer Prozesse die zusammengesetzten psychischen Gebilde überhaupt erst hervorgehen, sind bei den Assimilationen die Bestandteile, die sich miteinander verbinden, bereits zusammengesetzte psychische Gebilde. Solche Assimilationen finden in erster Linie dann statt, wenn durch einen neu in das Bewußtsein eintretenden Eindruck ein früherer sofort reproduziert wird, so daß beide sich zu einer einzigen gleichzeitigen Vorstellung verbinden. In zweiter Linie treten Assimilationen aber auch auf, indem reproduzierte Vorstellungen auf reproduzierte einwirken. Im ersteren Falle treten Bestandteile, die in dem neuen Eindruck fehlen, aus der reproduzierten Vorstellung in ihn hinein. Das Erinnerungsbild wird in das äußere Objekt hineinverlegt, wie es z. B. beständig geschieht, wenn wir einen Gegenstand unvollständig sehen oder hören, und doch als vollständiges Ganze auffassen. So übersehen wir z. B. beim Lesen Druckfehler und ergänzen beim Hören die nicht gehörten Laute Dabei werden auch einzelne Teile des Erinnerungsbildes durch den Sinneseindruck und ebenso ein Teil des Sinneseindrucks durch die reproduzierte Vorstellung ausgelöscht. Das durch Assimilation entstehende psychische Gebilde ist also keiner der Komponenten gleich, aber beiden ähnlich. Diese Assimilation ist bei der Bildung intensiver und räumlicher Vorstellungen, namentlich bei der Bildung von Vorstellungen der Größe, der Entfernung, der körperlichen Beschaffenheit von Gesichtsobjekten beständig wirksam und ist auch die Grundlage zur Bildung von Illusionen (s. d.). — Im zweiten Falle ist die Assimilation ein wirksamer Faktor in der Veränderung des Erinnerungsbildes und eine Grundlage der Phantasietätigkeit. Von der aktiven apperzeptiven Vorstellungsverbindung ist die Assimilation als passiver Vorgang klar geschieden. — Aber nicht nur auf sinnliche Eindrücke und Vorstellungen erstreckt sich die Assimilation, sondern auch Ein-

Digitized by Google

drücke, die von sinnlichen oder ästhetischen Elementargefühlen begleitet sind, führen häufig noch Gefühlswirkungen mit sich, die aus früheren Eindrücken herrühren und setzen also Assimilationsprozesse voraus. — Vgl. Einfühlung, Illusion, Phantasie, Assoziation, Verschmelzungen, Komplikationen, sukzessive Assoziationen. — Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 16, 6—11, S. 278—285. Grundz. d. phys. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 528 ff. Logik, 3. Aufl. Bd. I; 1906, S. 20—22.

Assoziation (aus dem Lat. von associare = beigesellen) heißt eigentl. Vergesellschaftung, gesellige Verbindung, Verknüpfung. — Ideenassoziation heißt diejenige natürliche Verbindung unserer Vorstellungen, welche ohne unseren Willen entsteht und die Wirkung hat, daß die Vorstellungen einander unwillkürlich hervorrufen. Schon Platon (427—347) und Aristoteles (384 bis 322) kennen sie, aber erst die neuere Psychologie hat sie gründlicher untersucht. Am allgemeinsten aufgefaßt, ist die Ideenassoziation im Wesen nicht unterschieden von dem, was man Phantasie nennt, sofern darunter das nicht durch Wille und Vernunft gelenkte Spiel unserer Vorstellungen gemeint ist. Das Phantasieren des Kindes, des Dichters und Musikers, der Witz und das Wortspiel des geistreichen Menschen, die Bilder und Gleichnisse des Redners, das Gedächtnis und die Erfindungskraft des Gelehrten — alles hängt von der Ideenassoziation ab. Trotz ihrer scheinbaren Regellosigkeit lassen sich für die in dieser Weise bestimmte Assoziation Gesetze aufstellen, nämlich 1. das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit (lex successionis et simultaneitatis): Vorstellungen, welche wir hintereinander oder zugleich empfangen, assoziieren sich und rufen einander hervor: So erinnern Orte an Ereignisse, welche dort vorgefallen sind, und gleichzeitige Ereignisse aneinander; Wenn jemand zwei Personen zugleich kennen gelernt hat, fällt ihm, sobald er die eine sieht, die andere ein; 2. das Gesetz der Ähnlichkeit und des Kontrastes (lex similitudinis et oppositionis): Einander ähnliche Vorstellungen von Personen, Sachen, Gegenden, Ereignissen rufen sich gegenseitig hervor; aber auch Gegensätze, z. B. die Vorstellung von Himmel und Hölle, Engeln und Teufeln, Tugenden und Lastern u. dgl. tun dasselbe; hierzu kommen auch noch die Korrelata, wie Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Ganzes und Teile, Subjekt und Objekt usw. Eine fruchtbare Ideenassoziation ist

Digitized by Google

die Voraussetzung alles künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens. — Strenger philosophisch gefaßt haben den Assoziationsbegriff die empiristischen Philosophen des 18. Jahrhunderts und ihre Nachfolger. Für sie ist nach dem Vorgange von Hartley (1704—1757) und David Hume (1711 bis 1776) Assoziation die passive psychische Verbindung der Vorstellungen und ihre Reproduktion. — Vgl. Hume, Inquiry concerning human understanding, Section III und Assoziationspsychologie. — Der so gefaßte Assoziationsbegriff war aber insofern nicht haltbar, als die von dem Empirismus bei der Assoziation als Einheiten zugrunde gelegten Vorstellungen keine Einheiten sind, sondern selbst aus Verbindungen hervorgehen, und auch insofern, als eine Reproduktion, im strengen Sinne genommen, eine unveränderte Wiederhervorbringung früherer Vorstellungen, überhaupt nicht stattfindet. Auch berücksichtigt der empiristische Assoziationsbegriff nicht genügend die Verbindung der Vorstellungen mit Gefühlen und Bestrebungen. — Neuere, wie Wundt (geb. 1832), haben deswegen den Assoziationsbegriff einer Berichtigung unterzogen, indem sie darunter die passive Verbindung der Elemente unseres Bewußtseinsinhaltes verstehen. Wundt scheidet sie in Verschmelzungen, Assimilationen, Complikationen und sukzessive Assoziationen. Die Verschmelzungen (s. d.) sind die festen Assoziationen psychischer Elemente je eines Sinnesgebietes, durch die alle in unserm Bewußtsein vorhandenen psychischen Gebilde erst entstehen. Durch die Assimilationen (s, d.) bilden sich Veränderungen gegebener psychischer Gebilde unter Einfluß der Elemente anderer Gebilde. Durch die Complikationen (s. d) verbinden sich psychische Gebilde disparater Sinnesgebiete, und durch die sukzessiven Assoziationen (s. d.) entstehen im Anschluß an die simultanen Verschmelzungen, Assimilationen und Complikationen Verbindungen zeitlich aufeinanderfolgender psychischer Gebilde (vgl. Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 16, S. 271—307. Grundz. d. phys. Psych. 5. Aufl. Leipzig 1903. Bd. III, S. 518ff). — Vgl. P. Stern, Einfühlung und Assoziation in der neueren Ästhetik. Hamburg 1898.

Assoziationspsychologie heißt eine Richtung der neueren Philosophie, die besonders in England entstanden ist, auf Hartley (1704—1757) und Hume (1711—1776) basiert und Männer wie James Mill (1775—1836), John Stuart Mill

Digitized by Google

(1806—1873), Herbert Spencer (1820—1903), Alexander Bain (1818—1903) und George Lewes (1817—78) zu ihren Vertretern gehabt und auch in Frankreich und Deutschland namhafte Anhänger gefunden hat. Die Schule der Assoziationspsychologen schließt die Metaphysik von der Psychologie aus, betrachtet diese als Erfahrungswissenschaft und hält sich an das Studium der Erscheinungen des Seelenlebens. Sie untersucht die psychischen Vorgänge beobachtend, experimentierend und vergleichend und beschränkt sich nicht auf das Leben des Erwachsenen oder des Menschen, sondern zieht jede menschliche Altersstufe und auch die niederen Organismen in die Untersuchung hinein. Es scheidet sie seit Hartley keine feste Grundlinie von der Physiologie. Sie findet in dem Bewußtsein eine ununterbrochene Reihe von Sinneswahrnehmungen, Vorstellungen, Willensregungen, Gefühlen usw. vor. Die Grundlage alles Seelenlebens sind ihr daher verschiedene und ähnliche Wahrnehmungen des muskularen, organischen, Geschmacks-, Geruchs-, Tast-, Gehörs- und Gesichtssinnes. Das Grundgesetz aller Seelenphänomene ist ihr aber das Assoziationsgesetz, das für den Assoziationspsychologen etwa dieselbe Bedeutung hat wie für den Physiker das Attraktionsgesetz. Durch Assoziation verbinden sich entweder gleichartige Seelenvorgänge, z. B. sinnliche Wahrnehmung mit sinnlicher Wahrnehmung, Vorstellung mit Vorstellung, oder ungleichartige, z. B. Wahrnehmung und Willensregung, Empfindung mit Vorstellung usw. Die Assoziation erfolgt 1. zwischen dem Ähnlichen, 2. zwischen dem, was sich (zeitlich und räumlich) berührt. Durch Assoziation entstehen 1. die Aufeinanderfolge, 2. die Gleichzeitigkeit. Die Aufeinanderfolge ist das eigentliche Leben des Bewußtseins. Die Gleichzeitigkeit erwächst aus ihr nur da, wo die Reihenfolge der Glieder umkehrbar ist. Die Kausalität ist nichts weiter als die konstante und gleichförmige Aufeinanderfolge. Das, was unveränderlich vorausgeht, heißt Ursache, was unveränderlich folgt, Wirkung. Die Gesamtheit aller Beziehungen der Aufeinanderfolge ist die Zeit, die Gesamtheit aller Beziehungen der Gleichzeitigkeit ist der Raum. Ihre Unendlichkeit ist nur der subjektive Zwang, über jede gegebene Grenze hinausgehn zu können. — Die Assoziationspsychologie, deren stärkere Seite bisher die Bearbeitung der Erkenntnis, deren schwächere Seite die Bearbeitung des Willens- und Gefühlslebens gewesen ist, läuft auf einen erkenntnistheoretischen Standpunkt hinaus, der als physiologisch und psychologisch umgestalteter Kantianismus bezeichnet werden kann. Sie sieht

Digitized by Google

in der Seele weder ein leeres Blatt, wie die Sensualisten es sehen, noch folgt sie den Rationalisten in der Lehre von den angeborenen Ideen und Fertigkeiten, noch sucht sie mit Kant auf dem Wege der Abstraktion ein Apriori zu finden; aber sie schreibt der Seele eine gesetzmäßige verbindende Tätigkeit zu. Die Assoziationspsychologie ist durch ihre empiristische und exakte Forschungsweise ein Fortschritt der Psychologie bezüglich der Methode gewesen, aber sie ist jetzt überholt durch Berichtigung ihres Grundbegriffes, durch strengere Gründung der Psychologie auf Physiologie, durch Ausbildung der Psychophysik und durch Neugestaltung des Apperzeptionsbegriffs, und sie hat die Schwäche aller positivistischen Richtungen in der Philosophie. Sie verkennt, daß in den metaphysischen Untersuchungen ein letzter Abschluß aller philosophischen Probleme zu suchen ist. Im Sinne der Apperzeptionspsychologie liefert die Assoziationspsychologie nur das Rohmaterial, aus dem erst unter der Wirkung der apperzeptiven Tätigkeit die Vorstellungen, Gedankenreihen und Gefühlskomplexe in voller Gestaltung hervorgehen. — Vgl. Th. Ribot, La psychologie anglaise contemporaine. Paris 1875. Hartley, Observations on man. London 1749. Priestley, Hartleys theory of human mind. London 1775. A. Bain, The senses and the intellect. London 1855, The emotions and the will. London 1859. G. Lewes, Problems of life and mind. London 1874—79. Herbert Spencer, Principles of Psychology 1855. 5. Aufl. 1890. L. Ferri, La psychologie de l'association depuis Hobbes jusqu'à nos jours. 1883. D. Markus, Assoziationstheorien im 18. Jahrh. 1901. H. Münsterberg, Grundzüge d. Psychologie, 1900. Th. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. 7. Aufl., 1904.

Assoziationstäuschungen heißen diejenigen normalen geometrisch-optischen Sinnestäuschungen, die auf den Gesetzen der Vorstellungsassoziationen beruhen. Eine Strecke oder ein Winkel von gegebener Größe wird z. B. neben einer bedeutend kleineren Strecke oder einem kleineren Winkel überschätzt. Vgl. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 10, 20a, S. 151f, § 16,9, S. 282. Grundz. d. physiol. Psychol. II. 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 575 ff.

Astasie (gr. *ἀστασία*) heißt Unstetheit, Unruhe; **astatisch** heißt unstet, unruhig. — Vgl. Abasie-Astasie.

Asthenie (gr. *ἀσθένεια*) heißt Kraftlosigkeit, körperliche oder geistige Schwäche; **asthenisch** heißt kraftlos, schwach. Asthenisch nennt Kant (1724—1804) eine Klasse der Affekte

Digitized by Google

(s. d.), nach einer Analogie mit Browns System, nämlich die Affekte, welche von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit sind. (Kant, Anthropol., § 73.) — Vgl. sthenisch.

Astraea (gr.-lat. = Sternenjungfrau) hieß die Göttin, die nach dem Mythus im goldenen Zeitalter als letzte unter den Menschen verweilte und dann bei Eintritt des ehernen Zeitalters zum Himmel ging (Ov. Met. I, 150). Kant (1724—1804) nennt so die Aufrichtigkeit und widmet ihr die Worte: „O Aufrichtigkeit, du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab?“ (Rel. innerh. d. Grenzen d. bloßen Vernunft. 2. Aufl., S. 295.)

Astralgeister hießen nach dem Glauben des Orients im Altertume Geister der Gestirne, nach dem Glauben des Mittelalters bald gefallene Engel, bald die Seelen Abgeschiedener, bald aus Feuer entstandene Geister.

Astralleib heißt nach Paracelsus (1493—1541) ein unsichtbarer und ungreifbarer Leib, der als tätige Kraft und Lebensgeist im irdischen Leibe waltet. Der moderne Occultismus, d. h. das Studium derjenigen geheimnisvollen Vorgänge des Seelenlebens (Hypnose, Somnambulismus usw.), die durch die uns bekannten Naturkräfte nicht genügend erklärt werden, hält an der Annahme der Existenz eines Astralleibes oder Metaorganismus im einzelnen Individuum fest. — Vgl. Schriften des Ges. für psych. Forschung I, 1893, S. 709 f., 714 f., 717 f. K. Kiesewetter, Geschichte des neueren Occultismus. 2. Aufl. Von R. Blum. Leipzig 1908.

Astrologie (gr. *ἀστρολογία*), ursprünglich von gleicher Bedeutung wie Astronomie, heißt später die angebliche Wissenschaft oder Kunst, aus den Sternen das Geschick der Menschen zu deuten. Dieser uralte, noch heute nicht vollständig überwundene Aberglaube blühte vom 14.—16. Jahrh., empfing aber durch das Kopernikanische System den Todesstoß, durch welches die Erde zum Planeten unter Planeten herabsank. — Vgl. Mensinger, Über ältere und neuere Astrologie. Berlin 1872. Häbler, Astrologie im Altertum. 1879. Meyer, Handbuch der Astrologie. Jena 1891. Thompson, The Reports of the Magicians and Astrologers of Nineveh and Babylon in the British Museum. 2 Bde. London 1900. Bouché-Leclercq, L'astrologie grecque. Paris 1899.

Digitized by Google

Ataraxie (gr. *ἀταραξία*) heißt Nichtbeunruhigtsein, Seelenruhe. Die alten Skeptiker, wie Pyrrhon von Elis (um 330 v. Chr.), suchten sie durch die Zurückhaltung im Urteil zu erreichen (vgl. Arrhepsie) und stellten sie als das ethische Ziel ihrer Philosophie auf. — Vgl. Skepsis, Aoristie, Aphasie, Epoché.

Atavismus (lat. von atavus = Vorfahr) heißt Rückschlag. Als Rückschlag bezeichnet man den Fall der Erblichkeit, bei dem gewisse körperliche und geistige Anlagen entfernter Ahnen in den späteren Nachkommen wieder hervortreten. Es gibt zwei Arten der Vererbung, die erhaltende (konservative), die darin besteht, daß ein Organismus die selbst ererbten Eigenschaften auf seine Nachkommen forterbt, und die fortschreitende (progressive), die dann stattfindet, wenn ein Organismus die selbst erworbenen Eigenschaften vererbt. Durch die erhaltende Vererbung können nun die Eigenschaften entweder schon auf die erste Generation der Nachkommen übergehen (ununterbrochene Vererbung) oder (gesetzmäßig oder gelegentlich) erst in einer späteren Generation oder bei einem einzelnen Individuum einer späteren Generation hervortreten. In diesem Falle redet man von einem Rückschlag oder Atavismus. — Vgl. Plate, Selektionsprinzip. Leipzig 1908.

Ataxie (gr. *ἀταξία* = Ordnungslosigkeit), heißt in der Physiologie die mangelnde Ordnung der Körperbewegungen bei erhaltener Kontraktionsenergie der motorischen Bahnen. Sie ist z. B. eine Folge anästhetischer (empfindungsloser) Zustände des Hautsinns. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., II. 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 41.

Atelie (gr. *ἀτέλεια*) heißt Zwecklosigkeit, Unzweckmäßigkeit.

Athambie (gr. *ἀθαμβία*) heißt Unerschrockenheit, von Furcht freie Seelenruhe. Demokritos († um 370 v. Chr.) betrachtete sie als das höchste Glück (Cic. de fin. V, 39, 87. Stobaios, Ecl. II, 76).

Athanasie (gr. *ἀθανασία*) heißt Unsterblichkeit. — Athanatismus heißt Verewigung, Vergötterung und Glaube an die Unsterblichkeit. — Athanatologie heißt Unsterblichkeitslehre.

Athaumasie (gr. *ἀθαυμασία, ἀθαυμασία*), Verwunderungslosigkeit (*οὐδὲν θαυμάζειν*) allem gegenüber, was überrascht und auffällig erscheint, wie z. B. die Ebbe und Flut, die feuerspeienden Berge, sah Zenon, der Stoiker (ca. 350 bis 258), als Kennzeichen des Weisen an, der durch die vollkommene Einsicht in das Wesen der Dinge zur Gemütsruhe

Digitized by Google

gekommen ist (Diog. Laert. VII, § 12f). Horatius nimmt diesen Gedanken auf Epist. I, 6, 1 Nil admirari prope res est una, Numici, solaque, quae possit facere et servare beatum. — Platon (427—347) dagegen sah in der Verwunderung den Anfang der Weisheit.

Atheismus (franz. athéisme v. gr. ἄθεος = gottlos), Gottlosigkeit, bezeichnete bei den Alten die Verachtung der vom Staat anerkannten Götter, so daß Anaxagoras, Sokrates, Aristoteles u. a., später auch, ehe das Christentum staatlich anerkannt war, die Christen des Atheismus beschuldigt wurden. Allgemeiner versteht man jetzt unter Atheismus die Leugnung des Daseins Gottes, und es gibt in dieser Bedeutung einen theoretischen und praktischen Atheismus. Der erstere leugnet Gottes Dasein auf Grund von Gedankenerwägungen, der letztere aus Gleichgültigkeit (Indifferentismus, s. d.). Die Wissenschaft hat es vor allem mit dem ersteren zu tun, der die einseitige Anerkennung der greif- und sichtbaren Realität ist, wie sie der naive Mensch erfaßt. Der Atheismus erwächst in der neueren Philosophie aus dem Sensualismus (Hume, Condillac, Bonnet), der als einzige Erkenntnisquelle die Sinnestätigkeit ansieht und in jedem psychischen Vorgang nichts als eine umgebildete Sinnesempfindung sucht, aus dem Skeptizismus (Hume), der jeden Glauben negiert, aus dem Positivismus (Comte), der alles metaphysische Wissen ablehnt, aus dem Naturalismus, der nur bei den Zeugnissen der Sinne und der äußeren Erfahrung stehen bleibt und außer der Kausalität und Natur nichts als wirklich anerkennt, aus dem Materialismus (Mechanismus und Dynamismus), der dem Körper die Existenz zuspricht und dem Allgemeinen, der Idee, dem Geiste die Existenz abspricht (Franz. Philos. des 18. Jahrh.), und aus der materialistischen Ethik (Hedonismus, Eudämonismus, Utilitarismus), die das Streben der Menschheit nur durch ihre natürlichen Bedürfnisse, Triebe und Anlagen bestimmt sein läßt. Aber alle diese methodischen, erkenntnistheoretischen, metaphysischen und ethischen Richtungen der neueren Philosophie erfassen die Welt und das Dasein unvollständig. Die Welt der äußeren Sinneserfahrung ist nicht mehr als ein Teil der wirklichen Welt, und die eigenen Methoden und Schlußfolgerungen der Erfahrungswissenschaften drängen über das äußere Sinnenbild der Natur hinaus. Die materielle Welt, für sich genommen, ist nichts anderes als die beharrliche Möglichkeit

Digitized by Google

der menschlichen Empfindung. und die Zergliederung der Außenwelt führt überall zu unlösbaren Schwierigkeiten, die uns die Grenzen äußerer Erfahrung zum Bewußtsein bringen. Das Weltbild ist, solange wir bei den bloßen Naturobjekten und Naturvorgängen stehen bleiben, die ja selbst nur Abstraktionen sind, stets abstrakt, lückenhaft und unbefriedigend und fordert zu Ergänzung aus psychischer Quelle heraus, ohne die unser Inneres nicht zur Ruhe kommt. Es gilt hier das Wort Bacons: Leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere, das Reinhold Hoppe (Die Elementarfragen der Philosophie. Berlin 1897, S. 83) so wendet: „Die Gottesleugnung beruht auf der Verschweigung von Tatsachen. Die Erfahrung der Existenz Gottes wächst mit jeder neuen Erkenntnis". Die kritische Philosophie Kants (1724—1804) hat dargetan, daß zwar theoretisch die Annahme des Daseins Gottes nicht erweisbar ist, daß sie aber auch nichts Unmögliches in sich enthält, und daß das praktische Bedürfnis des Menschen zu einem religiösen Gottesglauben führt, der moralisch handelnde Mensch also aus seiner eignen Tätigkeit zu der Idee Gottes geführt wird. Auf dem Boden dieser Kantischen Auffassung stehen auch die neueren idealistischen Systeme (Paulsen in Hinnebergs Kultur d. Ggw. I, VI, S. 411—417). Aber auch abgesehen von diesen und allen metaphysischen Erwägungen wird, wer ein inneres Leben, oder wer auch überhaupt nur ein Sein anerkennt, von da auch zu einer Anerkennung des Gottesbegriffs getrieben, sei es, daß er das Sein mit Gott identifiziert, oder sei es, daß er in Gott die Ursache des Seins sucht, und ein Goethe hat bekannt: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?" — Von den neueren philosophischen Systemen sind entschieden atheistisch das Schopenhauers, E. v. Hartmanns und Fr. Nietzsches. Hier ist der Ausgangspunkt der Pessimismus gewesen, der der Welt die Vollkommenheit abspricht und ihren Untergang fordert. Sie beruhen auf unberechtigten Ansprüchen des Individuums und auf falscher Bilanz der Freuden und Leiden des Daseins. — Mit dem Atheismus hängen zusammen die Versuche, einen religiösen Kultus „ohne Gott" herzustellen, wie sie die Epikureer, Holbach, die französ. Revolution (Être Suprême), Dav. Strauß, Aug. Comte u. a. angestellt haben. — Vgl. Unglaube, Gott, Skepsis. — Hume, Dial. concern. natural religion. 1779. Schleiermacher, Reden üb. d. Relig. 1799.

Digitized by Google

Ulrici, Gott u. d. Natur. Leipzig 1862. 3. Aufl. 1875. Blackie, Natural history of atheism. Edinburgh 1877. Romanes, Gedanken über Religion. Deutsch v. Dennert. Göttingen 1899. E. Häckel, Die Welträtsel. 7. Aufl. Bonn 1901. F. A. Lange, Gesch. d. Materialismus. 4. Aufl. 1881. A. J. Balfour, Die Grundlagen des Glaubens, deutsche Übersetzung von R. König. 1896. Reinhold Hoppe, Die Elementarfragen d. Philosophie. Berlin 1897. Joh. Müller, Von den Quellen des Lebens, 1905. R. Hönigswald, Religiöse Skepsis, 1908.

Athesmie (gr. *ἀθεσμία*) heißt Gesetzlosigkeit, Zügellosigkeit.

Atom, das (gr. *ἡ ἄτομος* = der unteilbare Stoffteil), das Unteilbare, heißt ursprünglich der kleinste, unzerlegbare Teil der Materie. Atome (ind. paramânu) wurden von griechischen und indischen Philosophen (Vaišeshika) als das eigentlich Reale der Welt angesehen und alle materiellen Körper als aus Atomen zusammengesetzt gedacht. Leukippos und Demokritos (im 5. Jahrh. v. Chr.), die Begründer der mehr aus der Theorie als aus der Erfahrung hervorgegangenen griechischen atomistischen Lehre des Altertums, definierten die Atome als kleinste, starre, unteilbare und undurchdringliche Körperchen (corpuscula), welche, ungeworden und unzerstörbar, sich in unendlicher Anzahl im leeren Raume befänden und sich nicht qualitativ, sondern nur quantitativ durch Gestalt, Lage und Anordnung voneinander unterschieden. Zwischen den Atomen befindet sich der leere Raum. Dieser ist die Voraussetzung für die Mehrheit der Atome und für ihre Bewegung, folglich für alle Veränderung. Den Atomen wohnt eine Bewegung seit Ewigkeit inne. Durch den Zusammenstoß von Atomen entstehen Komplexe und Wirbelbewegungen. Die gewöhnlichen Dinge sind nur Anhäufungen von Atomen. Die Lehre Demokrits erneuerte nach Platon und Aristoteles, die sie verwarfen, Epikuros (341 bis 270), legte aber der Bewegung der Atome eine kleine Abweichung von der senkrechten Richtung bei, um so die Verschiedenheit der Dinge und die Willensfreiheit zu erklären. Auch die Seele dachte er sich als aus materiellen Teilchen, wenn auch aus sehr feinen, glatten, runden und daher beweglichen zusammengesetzt. Die Wahrnehmungen beruhen nach ihm auf unendlich feinen stofflichen Abbildern der Dinge, die sich von ihnen ablösen und durch die Sinne in die Seele eindringen. Die Lehre Epikurs hat von den Römern nachdrücklich und mit

Digitized by Google

innerer Wärme T. Lucretius Carus (98—55) in seinem Gedichte: De rerum natura vertreten. Die griechisch-römische Atomistik sieht also in der Wirklichkeit ein System von unendlich vielen kleinsten selbständigen und unzerstörbaren körperlichen Substanzen, die trotz ihrer Selbständigkeit in einem festen Zusammenhange stehen. Sie kennt kein eigentliches Entstehen und Vergehen und keine eigentliche Qualität. Alles Qualitative führt sie auf Quantitatives zurück. Alles Sein schreibt sie den Atomen zu. Ein Werden sieht sie nur in der Verbindung und Trennung und in dem Wechsel der Lage der Atome. — Diese metaphysische Atomistik ward in der Neuzeit von Gassendi (1592—1655), Hobbes (1588 bis 1679), Diderot (1713—1784), Holbach (1723—1789) und jüngst von Voigt († 1895), Moleschott († 1893), Büchner († 1899) u. a. verteidigt.

Die moderne Physik und Chemie bedient sich ganz allgemein des philosophischen Hilfsbegriffs der Atome, und vielfach werden die Atome als das Wirkliche angesehen. Da aber die Teilung eines Körpers in kleinere Teile geometrisch ins Unendliche fortgesetzt werden kann, können die Atome vom kritischen Standpunkte nicht als wirkliche Grundbestandteile der realen Welt angesehen, sondern nur als Hilfsbegriffe der Forschung, als Denkmittel und Gedankensymbole betrachtet werden. Daher haben auch einzelne Philosophen die Atome überhaupt verworfen und statt ihrer entweder geistige Einheiten oder kleinste Substanzteilchen oder Kraftzentren (Monaden) angenommen. So Giordano Bruno (1548—1600), Leibniz (1646—1716), Herbart (1776—1841) und Lotze (1817 bis 1881). —

Nach neuester naturwissenschaftlicher Auffassung, die auf Beobachtung und Experiment beruht und aus der Erforschung elektrischer Entladungen in verdünnten Gasen und aus dem Studium radioaktiver Erscheinungen hervorgegangen ist, sind die Atome keineswegs unzerlegbare Einheiten; sie sind vielmehr Ansammlungen zahlreicher (positiv und) negativ geladener Teilchen, die Korpuskeln oder Monaden genannt werden, von der Größe 0,2 $\mu\mu$ [1 $\mu\mu$, d.h. Millimikron, $= \frac{1}{1\,000\,000}$ Millimeter]. Vielleicht besteht (nach J. J. Thomson) die Verschiedenheit der Atome nur in der verschiedenen Anzahl der Korpuskeln (s. d.), wodurch sich das verschiedene Gewicht der Atome erklären würde. Zusammen-

Digitized by Google

gehalten werden die Atome kraft der elektrischen Attraktion der Korpuskeln. Letztere befinden sich in Wirbelbewegung, wodurch die zentrifugale Kraft entsteht, welche das Zusammenstoßen dieser elektrischen Monaden verhindert. Wahrscheinlich besteht die Elektrizität nur in der Wirbelbewegung der Korpuskeln, und der universelle Bestandteil der Atome ist dann im negativen Elektron zu suchen. Negativ geladene Elektronen sendet auch das Radium aus, dessen β-Strahlen identisch mit Kathodenstrahlen sind. Das Atom als eine Ansammlung von Korpuskeln oder Elektronen enthält einen großen Vorrat von Energie (s. d.), der vielleicht in Zukunft, wenn es gelingt, den Zerfall von Atomen zu beschleunigen, als eine Kraftquelle benutzt werden kann, gegen die unsere jetzigen Kraftquellen sehr klein sind. — Im Elektron sieht also die Gegenwart den kleinsten Bestandteil der Materie. Eine Verknüpfung der Elektronentheorie mit der Äthertheorie bahnt sich zurzeit an und wird vielleicht noch zu einer Zerlegung des Elektrons führen. — Vgl. Materie, Dynamismus, Monadologie, Homoeomerien, Molekül, Korpuskeln, Elektronen, Ionen. — Fechner, Die physikal. und philos. Atomenlehre. 2. Aufl. Leipzig 1864. J. A. van 't Hoff, Die Lagerung der Atome im Raume. 3. Aufl. Braunschweig 1908. Loth. Meyer, Über die neuere Entwicklung der chemischen Atomlehre. Tübingen 1886. Roscoe und Harden, Die Entstehung d. Daltonschen Atomtheorie. Deutsch v. Kahlbaum. Leipzig 1898. K. Laßwitz, Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton. 2 Bde. Hamburg 1890. A. Drescher, Der Aufbau des Atoms und das Leben. Gießen 1908. F. W. Hinrichsen, Vorlesungen über chemische Atomistik. Leipzig 1908. W. Preyer, Atomistisch-mechanische Naturerklärung (Naturw. Tatsachen und Probleme). Berlin 1880. Le Bon, Die Entwicklung der Materie. Deutsch v. M. Icklé. Leipzig 1909. E. Rutherford, Die Atomentheorie in der Physik. Naturwiss. Rundschau Bd. XXIV, Nr. 38. (1909). G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. 2. Aufl. Leipzig 1908. Lord Kelvin, Vorles. üb. d. Molekulardynamik und die Theorie des Lichts. Deutsch v. Weinstein. Leipzig 1909.

Atopie (gr. *ἀτοπία*) heißt das Nicht-am-Platze-Sein, die Ungehörigkeit, die Unschicklichkeit.

Atremie (gr. *ἀτρεμία* = Unbeweglichkeit) heißt der nervöse Zustand, bei welchem die Kranken jahrelang das Bett

Digitized by Google

nicht verlassen und nicht zu gehn vermögen, obgleich ihre Bewegungsfähigkeit sonst normal ist.

Attraktion (lat. attractio) heißt Anziehung (s. d.).

Attribut (lat. von attribuo = beilegen) heißt eigentlich das Beigelegte, dann das Merkmal, die Eigenschaft, das Kennzeichen eines Dinges. Der Begriff Attribut deckt sich nicht mit dem Begriffe der *συμβεβηκότα* bei Aristoteles, der einen weiteren Umfang hat und alles Nichtsubstanzielle umfaßt; er findet seine Anwendung zunächst in der Grammatik der Römer im Sinne von Prädikat (Aussage) oder Attribut (Beifügung), in der Scholastik dient er dann zur Bezeichnung der Eigenschaften Gottes. Descartes (1596—1650) versteht unter Attributen, was der Substanz innewohnt, die wesentlichen nicht wechselnden Merkmale der Substanz (Princ. phil. I, 56). Bei Spinoza (1632—1677) hat das Attribut den Sinn, daß darunter die denknotwendigen Prädikate der Substanz verstanden sind, die der Verstand an der Substanz als deren Wesen ausmachend erfaßt. Die Substanz hat unendlich viele Attribute, aber unser Verstand kann nur zwei davon fassen, nämlich Denken (cogitatio) und Ausdehnung (extensio); denn alles, was er begreift, ist entweder etwas Denkendes oder Ausgedehntes. (Per attributum intelligo id, quod intellectus de substantia percipit tamquam eius essentiam constituens Eth. I. Def. 4). Diese Begriffsbestimmung Spinozas ist unklar und nicht widerspruchsfrei. Sie läßt zweifelhaft, ob nach Spinoza die Attribute der Substanz nur vom Verstande beigelegt werden und nur im Betrachter existierende Erkenntnisformen sind, oder ob sie als reale Eigenschaften der Substanz betrachtet werden müssen, aus denen diese besteht. Die letztere von K. Fischer (1824—1907) vertretene Ansicht kommt der Auffassung Spinozas jedenfalls näher als die erstere, welche J. E. Erdmann verteidigt hat. — In den bildenden Künsten sind Attribute dem Hauptgegenstande der Darstellung beigegebene Zeichen bestimmter Eigenschaften oder Zustände, also Symbole (s. d.), wie etwa der Blitz des Zeus, die Schlüssel des Petrus, das Schwert des Paulus. — In der neueren Grammatik bezeichnet Attribut (attributive Bestimmung) jede im Satze einem Substantivum hinzugefügte Bestimmung. Die attributive Bestimmung erscheint in verschiedenen Formen, z. B. als Adjektiv, Partizip, Pronomen, Numerale, als Substantiv im gleichen Kasus mit dem zu bestimmenden Substantiv, als Substantiv im Genetiv, als Substantiv mit einer Präposition usw. — Vgl. Allegorie.

Digitized by Google

Auffassung heißt die Aneignung einer Vorstellung oder eines Gedankens durch das individuelle Bewußtsein; Auffassungsvermögen heißt die Anlage dazu. Zur Auffassung, welche noch keine Beurteilung der Sache einschließt, gehört nicht bloß die Rezeptivität (Empfänglichkeit), sondern auch die Assoziation, die Reproduktion und apperzeptive Durcharbeitung. Von der Auffassung der Dinge, die etwas Individuelles an sich hat, hängt das Urteil und auch die Handlungsweise der einzelnen Menschen ab.

Aufklärung heißt das Streben des 18. Jahrhunderts, auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit, der Familie, der Erziehung, des Staates, der Kunst, der Wissenschaft, der Philosophie, Klarheit des Urteils durch vorurteilfreies, undogmatisches Denken zu verbreiten und Steigerung des Lebens und der Selbsttätigkeit durch Verneinung des Geschichtlichen und durch den Versuch der Neubegründung aller Lebensverhältnisse auf zeitlose Vernunft (Rationalismus) zu erreichen. Dies Streben verwirklichte sich durch strenge philosophische Betrachtung, populäre, d. h. leichtverständliche Darstellung der Wissenschaft und durch Bekämpfung der Vorurteile und des Aberglaubens. Nachdem schon Bacon (1561—1626), Hobbes (1588—1679), Spinoza (1632—1677) und Locke (1632 bis 1704) diese Geistesrichtung im 17. Jahrhundert vorbereitet hatten, wetteiferten im 18. Jahrh. englische, französische und deutsche Denker, nicht ohne lebhaften Gefühlsdrang, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes und der reinen Vernunft zu verbreiten. Zu ihnen gehören die „Freethinkers“ in England, die Enzyklopädisten in Frankreich und die Rationalisten in Deutschland, denen Männer wie Friedrich der Große, Lessing, Mendelssohn, Nicolai zuzugesellen sind. Ihre schwächste Seite hat die Aufklärung in dem Mangel an historischem Sinne gehabt. Als einzelne Denker, wie z. B. Bahrdt, Nicolai, Lamettrie und Holbach, ins Extrem gingen, alles Religiöse als Trug und alles Übersinnliche als Aberglauben bekämpften, kam die Aufklärung bei den Jüngeren im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in Mißkredit, und Hamann, Herder, Goethe und die Romantiker traten gegen sie auf. Namentlich haben die älteren Romantiker, die den Wert des Historischen erfaßten, der Richtung der Aufklärung ein Ende bereitet. Kant (1724—1804) nahm eine Mittelstellung ein. Er zeigte die Grenzen, in die alle Aufklärung gebannt ist, und die Leistungen, deren sie fähig ist. Im Kerne war er Rationalist, wie alle Vertreter der Auf-

Digitized by Google

klärungsidee. Aufklärung war ihm der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, und er rief der Welt als Wahlspruch der Aufklärung zu: Sapere aude! Habe Mut, dich deines eignen Verstandes zu bedienen! — Vgl. Rationalismus. — Kant: Was ist Aufklärung? (Dezemberheft der Bettinischen Monatsschrift 1784). Lecky, Gesch. d. Aufklärung in Europa. Deutsch. Leipzig 1873. 2. Aufl. 1885. W. Dilthey, Das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrh. 1892. Fr. Nitzsch, Die geschichtliche Bedeutung der Aufklärungstheologie. 1875. Fr. Paulsen, Aufklärung und Aufklärungspädagogik (Rein, Enzykl. Handb. d. Pädagogik). Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. 2 Bde. Berlin 1875—77.

Aufmerksamkeit (gr. *προσοχή*, lat. attentio) heißt die mehr oder weniger absichtliche (aktive) und anhaltende Hinwendung des Bewußtseins auf eine zu erwartende oder auch plötzlich hereinbrechende, mit einem Gefühlswerte verbundene Sinnesempfindung, Vorstellung oder Vorstellungsgruppe, durch welche diese leicht, klar und deutlich aufgefaßt wird. Voraussetzungen für die Aufmerksamkeit sind das auf dem Gefühlswerte des Eindrucks beruhende Interesse (s. d.), welches uns unwillkürlich anzieht und unseren Willen zu energischer Betätigung anspornt, und die Verwandtschaft der neu herantretenden Eindrücke mit den in der Seele schon vorhandenen Vorstellungen und Gefühlen. In dem Akte der Aufmerksamkeit vollzieht sich eine auf stärkere Willenstätigkeit beruhende Auswahl zwischen den der Seele sich darbietenden verschiedenen Eindrücken, durch die einzelne von ihnen zur Geltung kommen, die andern in den Hintergrund gerückt werden. Mit der Apperzeption hängt die Aufmerksamkeit in der Weise zusammen, daß unter der ersteren der einzelne Vorgang verstanden wird, durch den ein psychischer Inhalt zu klarer Auffassung gelangt, unter Aufmerksamkeit dagegen der durch eigentümliche Gefühle der Lust und Unlust, der Spannung und Lösung charakterisierte Gesamtzustand des Bewußtseins, der den Vorgang oder die Vorgänge der Apperzeption begleitet. (Wundt, Grundr. der Psychol. 9. Aufl., § 15,4, S. 252.) Die beim Zustandekommen der Aufmerksamkeit zusammenwirkenden Vorgänge sind folgende: In dem gleichzeitig vorhandenen Inhalte des Bewußtseins können einzelne Teile des Inhalts sich vor anderen durch ihre Klarheit auszeichnen. Nennt man mit einem optischen Bilde, das

Digitized by Google

Wundt gewählt hat, die Gesamtheit des gleichzeitig vorhandenen Bewußtseinsinhalts das Blickfeld des Bewußtseins, so kann derjenige Teil des Inhalts, der sich durch seine Klarheit auszeichnet und auf den die Aufmerksamkeit sich richtet, der Blickpunkt des Bewußtseins heißen. Die im Bewußtsein vorhandenen Inhalte wechseln nun beständig, kommen und gehen. Man kann also von einem Eintritt eines Inhalts in das Blickfeld (Perzeption) und weiter in den Blickpunkt (Apperzeption) des Bewußtseins reden. Die kommenden Vorstellungen rücken sämtlich in das Blickfeld ein; aber nicht alle in das Bewußtsein eingetretenen Vorstellungen gelangen auch in den Blickpunkt. Viele von ihnen gehen wieder aus dem Blickfeld heraus, ohne den Blickpunkt passiert zu haben. Nur diejenigen, die in den Blickpunkt gelangen, sind Gegenstand der Aufmerksamkeit und werden klar vom Bewußtsein erfaßt. Experimentell hat man an räumlichen Vorstellungen festgestellt, daß der Gesamtinhalt des Bewußtseins oder der Gesamtumfang des Blickfeldes etwa vierzig einfache Eindrücke im Maximum umfassen kann, während das Maximum des Umfangs des Blickpunktes oder das Maximum des Umfangs der Aufmerksamkeit sich auf sechs Eindrücke beschränkt. Der Umfang der Aufmerksamkeit geht also in einem gleichzeitigen Akte über die Beschränkung auf einen einzigen Eindruck beträchtlich hinaus, kann aber trotzdem eine beschränkte Anzahl von Eindrücken auch nicht überschreiten. In den sukzessiven Bewegungen der Aufmerksamkeit macht sich meist ein wiederholtes periodisches Schwanken bemerkbar. Der Bewußtseinszustand der Aufmerksamkeit erschöpft sich aber keineswegs in diesen intellektuellen Vorgängen und in dem Begriffe der Klarmachung von Bewußtseininhalten. Vielmehr ist er besonders scharf charakterisiert durch die die intellektuellen Vorgänge begleitenden Gefühls- und Willensvorgänge. Beim Eintritt eines Inhalts in das Bewußtsein machen sich sogar zuerst Gefühlselemente, die das Interesse erwecken, geltend und nähern sich dem Blickpunkt der Vorstellungselemente. Sie erzeugen Stimmungen der Lust oder Unlust und Spannungen, die dann bis zum Eintritt der Vorstellungen in den Blickpunkt des Bewußtseins meist Gefühlen der Lösung und Erfüllung weichen. Dabei sind die beiden Fälle zu unterscheiden, daß ein Inhalt, ohne irgend welche vorbereitende Gefühle im Bewußtsein anzutreffen, in dasselbe einbrechen, oder daß er dort auf vorbereitende Gefühle stoßen kann. Im ersteren Falle tritt durch

Digitized by Google

den mit einer unerwarteten Stärke eindringenden neuen Vorstellungsinhalt zunächst ein Gefühl der Unlust und des Erleidens ein, das aber dann einem anregenden Gefühl stärkerer Fähigkeit weicht und sich mit Empfindungen in den Muskelapparaten der zugehörigen Sinnesgebiete verbindet. Im letzteren Falle kommt dem Eintritt des Inhalts ins Blickfeld ein Gefühl der Erwartung, ein Interesse entgegen, welches seinen Eintritt erleichtert und beschleunigt und dann erst einem Gefühle der Erfüllung weicht, um bald wieder in ein Gefühl angeregter Tätigkeit und wachsender Spannung überzugehen, wodurch die periodischen Vorgänge erzeugt werden. Willensvorgänge, und zwar Trieb und Willkürhandlungen, begleiten diese Gefühlsvorgänge und, je nachdem die willkürliche Willenstätigkeit oder die Triebhandlung geringer oder größer ist, kann man von unwillkürlicher und willkürlicher oder besser von passiver und aktiver Aufmerksamkeit reden. (Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 331ff. Grundr. d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 15, S. 246—271. Ebbinghaus, Psychologie in Hinnebergs Kultur d. Ggwrt. I, VI, S. 205ff. Abriß der Psychol. 3. Aufl. v. Dürr, Leipzig 1910.) Für die Entwicklung des Denkens und des Selbstbewußtseins bildet die Aufmerksamkeit eine wichtige Grundlage. Aber zu angestrengte Aufmerksamkeit ermüdet, zu einseitige schädigt. — Die Aufmerksamkeit auf sich selber heißt Selbstbeobachtung. Aufmerksamkeit im sittlichen Sinne heißt s. a. Rücksichtnahme auf andere. — Vgl. Apperzeption. — Jean Paul, Levana § 133. Th. Ribot, Psychologie de l'attention. 1889. 6. Aufl. 1907. Deutsch v. Dietze. Leipzig 1908. K. A. Kreibig, Aufmerksamkeit. . 1900. E. Dürr, Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Leipzig 1908.

Aufopferung heißt die Verzichtleistung auf unser eigenes Wohl; sie ist die höchste Leistung der Liebe und bildet das Gegenteil von der Handlungsweise der uns angeborenen Selbstsucht. Je selbstloser die Aufopferung geschieht, desto wertvoller ist sie. Bisweilen steigert sie sich zur Hingabe des Lebens (Alkestis, Decius Mus, Winkelried, die Märtyrer). — Vgl. Altruismus.

Aufrechtsehen. Auf der Netzhaut entsteht beim Sehprozeß ein umgekehrtes verkleinertes Bild des vor dem Auge befindlichen Gegenstandes. Trotzdem sehen wir den Gegenstand unverkleinert und aufrecht. Die Erklärung dieses Vorgangs hat große Schwierigkeit gemacht; man hat ihn physikalisch,

Digitized by Google

physiologisch oder psychologisch zu deuten gesucht. Descartes (1596—1650) nahm eine die Umkehrung ausgleichende Nebeneinanderlagerung der Sehnervfasern im Gehirn an. Kepler (1571—1630) erklärte den Vorgang aus dem Gegensatze der Kategorien von Aktion und Passion. Locke (1632—1704), Priestley (1733—1804) u. Condillac (1715—1780) dachten, die Korrektur geschehe durch den Tastsinn. Volkmann (1822 bis 1877, Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes 1856) und Nagel (Das Sehen mit zwei Augen 1861) schrieben der Netzhaut die Fähigkeit zu, ihre Eindrücke nach der den eindringenden Strahlen entgegengesetzten Richtung zu projizieren, (Projektionstheorie). — Johannes Müller (1801—1858, Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes 1826) dem Ueberweg (1826—1871, Zeitschrift für rationale Medizin III, 5) folgte, stellte die nativistische und zugleich metaphysische Theorie auf, daß die Netzhaut sich selbst und die Bilder auf ihr in räumlicher Form und absoluter Größe empfände und daß daher die von uns gesehene Welt eine kleine auf den Kopf gestellte Welt innerhalb unseres Sehapparates sei, der eine viel größere, auf den Füßen stehende reale Welt, unabhängig von unserem Bewußtsein, gegenüberstehe. Demgegenüber ist aber als Tatsache festzustellen, daß das Verhältnis des Netzhautbildes zu der Richtungslokalisation des Sehobjektes eine Wirkung der Bewegungen des Auges und die Umkehrung des Netzhautbildes eine Wirkung der Eigenschaften des Auges ist, daß wir ferner zwar Gesichtsempfindungen, aber kein inneres Auge besitzen, um die Vorgänge auf der Netzhaut des äußeren Auges zu beobachten — der ungebildete Mensch weiß überhaupt nichts von der Existenz eines Netzhautbildes —, daß wir nicht Netzhautbilder wahrnehmen, sondern daß das Sehen darin besteht, daß der Sehende den qualitativ und intensiv bestimmten Inhalt seiner Netzhautempfindungen in gewissen Linien nach außen projiziert und in den Raum hineinversetzt. Wir sehen unmittelbar weder aufrecht noch umgekehrt, weder einfach noch doppelt; denn wir sehen zunächst weder Gestalten noch Gesichtsfelder, sondern haben nur Lichtempfindungen. Ebensowenig wissen die Gesichtsempfindungen etwas, vom Orte ihres Bildes auf der Netzhaut oder von der Lage der Netzhaut selbst. Das Netzhautbild ist außerdem noch doppelt, konkav, mosaikartig und von dem „blinden Fleck“ durchbrochen, was alles uns doch auch nicht stört. Erst aus assoziativen und intellektuellen

Digitized by Google

synthetischen Vorgängen, die sich mit den Sehempfindungen verbinden, entsteht der Sehvorgang selbst, und von der psychologischen Behandlung der Frage des Sehens sind die sich daran anschließenden metaphysischen Fragen zunächst ganz zu scheiden. — Vgl. Lokalzeichen, Raum und Zeit. — v. Helmholtz, Physiologische Optik, S. 64ff. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit, S. 128ff. Wundt, Grundriß der Psychologie, 9. Aufl. Leipzig 1909, § 10, 31; Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1910, B. II, S. 720ff; Lipps, Psycholog. Untersuchungen 1885, I. A. Witasek, Psychologie der Raumwahrnehmung des Auges. Heidelberg 1910.

aufrichtig heißt derjenige, welcher alles, was er sagt, mit Wahrhaftigkeit sagt, offenherzig derjenige, welcher unaufgefordert und freiwillig seine Gesinnung zu erkennen gibt, also von selbst die ganze Wahrheit bekennt, die er weiß. Die Gegensätze von Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit sind Verstellung, Heuchelei und Verschlossenheit (Kant, Rel. inn. d. Gr. d. bloß. V. 2. Aufl. S. 294).

Augenschein oder Evidenz bedeutet die über allen Zweifel erhabene, unmittelbare und anschauliche Gewißheit. Doch ist das Auge ebenso wie die anderen Sinne auch Täuschungen ausgesetzt. — Vgl. Sinnestäuschungen, Illusion, Halluzination, Vision.

Ausbildung heißt im weiteren Sinne die höchste zulässige Vervollkommnung einer Sache oder Person. Sie erfolgt künstlich und mechanisch, wo ein Ding äußerlich bearbeitet wird, natürlich und organisch, wo es sich von innen heraus entwickelt. Sie kann ferner physisch oder geistig sein. — Im engeren Sinne ist Ausbildung die höchste zulässige Entwicklung der Fähigkeiten und Anlagen des Menschen. Von der Bildung unterscheidet sich die Ausbildung durch ihre relative Vollendung.

Ausdehnung (lat. extensio) heißt die allen Körpern zukommende mathematische Eigenschaft der räumlichen Anordnung ihrer Teile. In der Ausdehnung, nicht in der Raumerfüllung durch tätige Kraft, sah Descartes (1596—1650) das Wesen der einen Substanz, der Materie, während er das Wesen der zweiten Substanz, des Geistes, in das Denken setzte. Auch Spinoza (1632—1677) bezeichnete als Wesen der Materie die Ausdehnung, setzte aber Ausdehnung und Denken zu Attributen einer einzigen Substanz herab. Leibniz (1646 bis

Digitized by Google

1716) setzte das Wesen der Substanz in die vorstellende Kraft und sah in der Ausdehnung nur eine Erscheinung, eine verworrene menschliche Vorstellung des Wirklichen. Nach Kant (1724—1804) ist die Ausdehnung Anschauung a priori und besitzt transscendentale Idealität, aber empirische Realität. — Die neuere Physik versteht im Gegensatz zur Mathematik unter Ausdehnung die Raumerfüllung, die entweder mechanisch oder dynamisch gedacht werden kann. — Ausdehnbarkeit bedeutet physikalisch die Fähigkeit der Körper, ohne Änderung ihrer Masse einen größeren Raum einzunehmen. — Vgl. Raum und Zeit, Materie.

Ausdehnungslehre nannte Hermann Graßmann (1809—1877) die von ihm begründete 1844 zuerst veröffentlichte neue mathematische Disziplin der extensiven Größe, welche die von allen empirischen räumlichen Anschauungen gelöste rein mathematische Raumwissenschaft sein wollte, als deren spezielle Anwendung auf den Erfahrungsraum erst die Geometrie gelten sollte. Sie verband den Begriff der stetig veränderlichen Größe mit dem Begriff der Verschiedenheiten oder Dimensionen, ohne sich an die drei Dimensionen unserer Erfahrung zu binden. In Graßmanns Ausdehnungslehre ist eine Funktionslehre in geometrischem Gewande mit geometrischen Namen gegeben, denen aber nur in speziellen Fällen geometrische Bilder entsprechen. Graßmann fand anfangs keine Leser und Rezensenten. Sein Buch wurde eingestampft. Erst die zweite Auflage (1862) brach sich Bahn. — Vgl. Cantor und Leskien in A. D. Biogr., Bd. IX, S. 595—598.

Ausdruck heißt die Darstellung von Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Ideen durch sinnliche Zeichen, wie Laute, Töne, Mienen, Gebärden, oder durch einen Stoff (Marmor, Erz u. dgl.). So ist z. B. die Sprache (s. d.) der Ausdruck unserer psychischen Erlebnisse, und jedes Gemälde oder Bildwerk der Ausdruck einer bestimmten Idee. — Vgl. Darstellung.

Ausdrucksbewegungen heißen diejenigen Bewegungen des Körpers, durch die sich die Gemütszustände kundtun und welche die Mitteilung letzterer zwischen verwandten Wesen ermöglichen. Sie sind teils unwillkürlich, teils willkürlich. Wundt (geb. 1832) führt die menschlichen Ausdrucksbewegungen nach ihrem Ursprunge auf drei Prinzipien zurück, das Prinzip der Innervationsänderung, das Prinzip der Assoziation verwandter Gefühle und das Prinzip der Beziehung der Bewegung zu

Digitized by Google

Sinnesvorstellungen (Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III S. 284 ff). Die Ausdrucksbewegungen sind vorübergehende Vorgänge, doch lassen sie ihre Spuren zurück und geben z. B. dem Gesicht des Menschen verbleibende feste Ausdruckszüge, aus denen die Geistes- und Gemütsverfassung des Individuums erschlossen werden kann. Ein Gesicht ist ausdrucksvoll, wenn sich das geistige Wesen des Menschen in ihm kundgibt. — Vgl. Innervation. — Ch. Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen. Deutsch v. V. Carus. Stuttgart 1872. A. Lehmann, Die körperlichen Äußerungen seelischer Zustände. Leipzig 1898—1901. Wundt, Völkerpsychologie. Bd. I. Die Sprache. 2. Aufl., Leipzig 1904. Tl. I, 1.

Ausdrucksmethode heißt diejenige experimentelle Methode der Psychologie, die die durch Variation der Reize oder der Erinnerungsvorstellungen hervorgerufenen, an Gefühle und Affekte gebundenen Schwankungen der Puls-, Atmungs- und Blutgefäßfüllung feststellt und hieraus grundlegende Ergebnisse für die Erforschung des Gefühls- und Affektlebens zu gewinnen versucht. — Vgl. Wundt, Grundz. d. phys. Psych. Bd. I, 6. Aufl., Leipzig 1908, S. 31—34.

Ausgelassenheit heißt die höchste Stufe der Lustigkeit, welche sich nicht innerhalb der Schranken der Zucht und Sitte hält.

Ausnahme (lat. exceptio) heißt die Aufhebung eines Gesetzes für den einzelnen Fall. Jede Ausnahme verringert die Gültigkeit eines Gesetzes. Werden die Ausnahmen zur Regel, so hört die Gesetzlichkeit des Vorganges auf. Vielfach entsteht aber der Schein der Ausnahme nur durch verkehrte Fassung des Gesetzes. So hat z. B. die ältere Sprachwissenschaft durch mangelhafte Fassung der Sprachgesetze fast überall Ausnahmen von den Regeln zulassen müssen, während die jetzige Sprachwissenschaft durch richtigere Fassung der Gesetze fast überall die Scheinbarkeit der Ausnahmen nachweisen kann. — Vgl. Gesetz, Hypothese.

Aussage heißt 1. Urteil (s. d.), 2. Zeugnis bezüglich einer Tatsache. — Vgl. Stern, Zur Psychologie der Aussage. 1902. Beiträge zur Psychologie der Aussage, herausgegeb. von L. W. Stern. 1903 ff.

Ausschließung des Dritten (lat. exclusio tertii) heißt die Nichtzulassung eines Mittleren zwischen zwei Entgegengesetzten. Bei kontradiktorischen (s. d.) Gegensätzen gilt die Regel: ter-

Digitized by Google

tium non datur (ein Drittes ist nicht vorhanden), die Sache ist entweder A oder Non-A. Dieser Satz vom ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi tertii seu medii) gilt aber auch nur bei kontradiktorisch, nicht bei konträr (s. d.) Entgegengesetztem. Es gibt z. B. zwischen gut und nicht-gut kein Drittes, wohl aber zwischen gut und böse. Im allgemeinen kann man also nur sagen: Gegensätze schließen sich aus (contraria mutuo se excludunt), aber nicht: Es sind nur zweigliedrige Gegensätze vorhanden. — Die Ausschließungssätze (propositiones exclusivae) behaupten 1. etwas von einem Subjekte mit Ausschließung aller anderen Subjekte, z. B. der Mensch allein besitzt die Kunst, oder 2. etwas mit Ausschließung eines Teils des Prädikates, z. B. außer zwei Punkten habe ich alle seine Bedingungen bewilligt. — Vgl. Wundt, Logik. I. Bd. 3. Aufl., Stuttgart 1906, S. 555 f.

Außenwelt heißt die Gesamtheit aller Dinge unserer sinnlichen Wahrnehmung, die sich uns in Raum und Zeit darbieten und die wir zu unserem Innern in einen Gegensatz stellen. Auf der Unterscheidung der Innenwelt von der Außenwelt beruht das Selbstbewußtsein und die Idee der Persönlichkeit einerseits und andrerseits die Idee der Gegenständlichkeit. Die Außenwelt ist aber im Gegensatz zur Innenwelt nur eine durch Abstraktion gewonnene Welt. Wir sehen, um sie zu gewinnen, von dem Psychischen ab, was jeder unserer wirklichen Vorstellungen anhaftet, und geben dem Inhalte unserer Wahrnehmung eine lediglich objektive Existenz. Der naive Realismus schreibt dieser Außenwelt die Existenz in vollem Umfange zu. Anders die Philosophie. Schon die Eleaten (c. 550—400) leugneten die Existenz der Vielheit, der Bewegung, des Werdens und der Veränderung. Die Atomisten Leukippos und Demokritos (im 5. Jahrh. v. Chr.) bestritten das Dasein des Qualitativen in der Außenwelt. Platon (427—347) sah in der Materie ein Nichtreales. Locke (1632—1704) schied die sekundären Eigenschaften (Licht, Farbe, Ton usw.) von den primären (Größe, Gestalt, Zahl, Lage, Bewegung, Ruhe) und erkannte nur die letzteren als wirkliche Eigenschaften der äußeren Dinge an. Berkeley (1685—1753) bekämpfte die Lehre von einer an sich existierenden Körperwelt und setzte das Sein derselben als gleichbedeutend mit dem Vorgestelltwerden (esse = percipi). Leibniz (1646—1716) dachte sich die wahrhaft existierenden Wesen als Monaden, d. h. als punktuelle

Digitized by Google

Seelenwesen mit der Kraft der Vorstellung. In der Außenwelt und allem Körperlichen sah er nur die aus Monaden bestehende Welt, die in verworrener Vorstellung als räumlich aufgefaßt werde. Nach Kant (1724—1804) ist die Außenwelt nicht Ding an sich, sondern Erscheinung (Phänomen). Es kommt ihr Realität, aber nur empirische Realität zu. Das Ansich der Dinge ist nur ein unbestimmbares x. Nach Fichte (1762—1814) ist die Außenwelt, das Nicht-Ich, nur eine Setzung des Ichs, das Material unseres Pflichtbegriffes. Nach Hegel (1770—1831) ist die Welt die sich logisch entwickelnde Vernunft. Der Natur kommt nur die Stellung zu, daß sie die absolute Vernunft in ihrer Selbstentäußerung, die Idee in der Form des Andersseins ist. So hat also die Philosophie besonders in ihren idealistischen Systemen die naive Vorstellung von der Außenwelt vielfach beschränkt und aufgehoben. Wundt (geb. 1832) führt die Scheidung von Ich und Außenwelt auf die Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt und diese auf die Sonderung des Selbstbewußtseins von dem übrigen Bewußtseinsinhalte zurück. (Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 15, 11—12, S. 269 f.) Ostwald sieht in der Außenwelt die Gesamtheit aller Dinge oder Objekte, die in äußeren Erlebnissen bestehen, d. h. in Erlebnissen, bei denen die Mitwirkung von außerhalb von uns vorhandenen Beziehungen angenommen wird, für deren Zustandekommen wir also nicht nur ausschließlich uns selbst verantwortlich machen. In dem Begriffe Außenwelt liegt nach seiner Auffassung keine räumliche Beziehung, sondern nur der Gedanke, daß ein Teil unserer Erlebnisse nicht unmittelbar von uns abhängig ist. Die moderne Physik, die im wesentlichen die Idee der Atomisten aufgenommen hat, führt alles Qualitative in der Außenwelt auf Quantitatives zurück und steht etwa auf dem Standpunkt, den Locke philosophisch fixiert hat. — Die Existenz einer objektiven Welt wird, ohne daß dadurch ihr Wesen erkannt wird, bewiesen durch das Unfreiwillige und Ungewollte unserer Sinneswahrnehmungen und durch das Vorhandensein altruistischer Gefühle. — Vgl. Ding an sich, Altruismus. — W. Freytag, Die Erkenntnis der Außenwelt. Halle 1904. A. Kiesel, Scheinwelt u. wirkliche Welt. Leipzig 1909. A. Riehl, Der philos. Kritizismus. 2 Bde. Leipzig 1879—1887. II, 2, S. 128 ff.

Autarchie (gr. *αὐταρχία*) heißt Selbstherrschaft. — Autarch heißt Selbstherrscher.

Digitized by Google

Autarkie (gr. *αὐτάρκεια*) heißt Selbstgenügsamkeit. Die Kyniker und Stoiker sprachen dem Weisen Autarkie zu, indem sie sich auf Sokrates (469—399) beriefen, welcher diese Tugend für den Grundstein aller Moral erklärte (Xenophon, Memor. IV, 5, 2 ff. Diog. Laert. VI, § 11; VII, § 127). Sokrates bekannte seine Überzeugung mit den Worten: „Nichts zu bedürfen ist göttlich, so wenig wie möglich zu bedürfen macht uns Gott am ähnlichsten" (*τὸ μὲν μηδενὸς δεῖσθαι θεῖον εἶναι, τὸ δὲ ὡς ἐλαχίστων ἐγγυτάτω τοῦ θείου.* Xenophon, Mem. I, 6, 10). — Vgl. Bedürfnislosigkeit, Ascïtät.

Authentie (gr. *αὐθεντία*) heißt zunächst (von Personen) die Machtvollkommenheit, dann (von Schriften) die durch Kritik festgestellte Echtheit. Authentisch heißt die Auslegung einer Schrift, welche nicht zu bestreiten ist und entweder mit den eigenen Worten des Verfassers (verba ipsissima) oder doch wenigstens in seinem Geiste geschieht. Im allgemeinen gilt der Grundsatz: Jeder ist der beste Ausleger seiner Worte (verborum suorum quisque optimus interpres). — Vgl. Kritik.

Autochirie (gr. *αὐτοχειρία*) heißt das Hand an sich selbst Legen, der Selbstmord. — Vgl. Selbstmord.

Autodidakt (gr. *αὐτοδίδακτος*), selbstgelehrt, heißt derjenige, welcher keinen regelrechten Unterricht genossen, sondern sich durch die Lektüre von Büchern, die Befolgung von Mustern, durch Beobachtung, Lebenserfahrung und eigene Denkarbeit selbst gebildet hat. Selbständigkeit, Mut, Kraft und Originalität sind die Vorzüge, Einseitigkeit, Selbstüberschätzung und Isoliertheit die Mängel des Autodidakten. Ein typisches Beispiel für den Autodidakten ist Benjamin Franklin gewesen.

Autodidachie (neugeb. von gr. *αὐτοδιδάσκομαι* = sich selbst lehren) heißt das Lernen ohne Lehrer.

autodynamisch (gr. *αὐτοδύναμος*) heißt selbstkräftig, durch sich selbst wirkend.

Autognosie (neugeb. von gr. *αὐτός* = selbst und dem Stamme *γνο* = erkennen) heißt Selbsterkenntnis, Selbstprüfung; autognostisch heißt auf Selbsterkenntnis beruhend.

Autohypnose (neugeb. aus dem Gr.) heißt die durch eine Person an sich selbst erzeugte Hypnose (s. d.).

Autokratie (gr. *αὐτοκράτεια*) heißt Selbst- oder Alleinherrschaft. Autokrator, Autokrat (russisch: Samoderžec, Titel des russischen Kaisers) heißt der Selbstherrscher.

Digitized by Google

Autoktonie (neugeb. von gr. *αὐτοκτόνος* = Selbstmörder) heißt Selbstmord (s. d.).

Automat (gr. *αὐτόματος*) heißt eigentlich von selbst gehend; daher wird so ein Kunstwerk genannt, welches irgend eine Bewegung scheinbar von selbst ausführt oder eine Tätigkeit eines Menschen oder Tieres nachahmt. Allgemeiner heißt es von selbst geschehend, zufällig; demgemäß nennt Aristoteles (384—322) *τὸ αὐτόματον* den Zufall (s. d.). Descartes (1596—1650) nannte die Tiere Automaten, indem er ihnen fälschlich die Seele absprach, und Spinoza (1632—1677) und Leibniz (1646—1716) bezeichneten so die menschliche Seele. — Automatisch heißen in der Physiologie Bewegungen im Tier- und Menschenkörper, die unabhängig von äußeren Reizen aus inneren Reizen in den motorischen Gebieten des Zentralorgans entstehen, z. B. der Herzschlag und die Bewegung der Blutgefäßmuskeln. — Vgl. Reflexbewegung.

Autonomie (gr. *αὐτονομία*), eigentl. Selbstgesetzgebung, heißt zunächst in der Politik das Recht eines Staates, sich selbst zu regieren, also die politische Unabhängigkeit, die Souveränität. In der Ethik bedeutet Autonomie die Selbständigkeit der sittlichen Gesetze, insbesondere gegenüber den religiösen Glaubenssätzen. Bei Kant (1724—1804) bedeutet es die Beschaffenheit des Willens, wodurch derselbe sich selbst (unabhängig von aller Beschaffenheit der Gegenstände des Wollens) ein Gesetz ist (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschn.), oder die Fähigkeit der Vernunft, sich selbst sittliche Gesetze zu geben, während Heteronomie der Zustand heißt, in welchem die Vernunft das Gesetz anderswoher empfängt, oder der Zustand, in dem der Wille irgend worin anders als in der Tauglichkeit seiner Maximen zu einer allgemeinen Gesetzgebung, mithin in der Beschaffenheit irgend eines seiner Objekte das Gesetz sucht, das ihn bestimmen soll (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, Abschn. 2). Die Autonomie des Willens ist daher nach Kant das alleinige Prinzip aller moralischen Gesetze und der ihnen entsprechenden Pflichten (Kr. d. pr. V., S. 58). Kants Kritik der praktischen Vernunft (1788) stellt die Frage, „ob reine Vernunft zur Bestimmung des Willens für sich allein zulange, oder ob sie nur als empirisch-bedingte ein Bestimmungsgrund derselben sein könne“ (S. 30), und Kant beantwortet diese Frage, die gleichbedeutend ist mit der Frage, ob der praktischen Vernunft

Digitized by Google

Autonomie zukomme, bejahend. Es gibt ein allgemeines Sittengesetz aus reiner Vernunft: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Aber die Autonomie der praktischen Vernunft, die Unabhängigkeit von den Begehrungen und Neigungen, ist nach Kant eine nur formale. Sobald der Wille auf ein bestimmtes Objekt des Begehrens gerichtet ist, ist die Bestimmung desselben empirisch und heteronomisch, durch das Prinzip der Selbstliebe oder eigenen Glückseligkeit gegeben. — Vgl. Freiheit, Determinismus. — C. Bache, Kants Prinzip d. Autonomie im Verhältnis zur Idee des Reichs d. Zwecke. Berlin 1909.

Autopsie (*gr. αὐτοψία*) heißt das Sehen mit eigenen Augen, die eigene Wahrnehmung im Gegensatz zu den Berichten anderer.

Autoritätsglaube heißt das Vertrauen auf das Urteil und die Einsicht anderer, auf für zuverlässig angesehene Männer, Bücher oder Zeugnisse. Dieser Glaube ist eine Unselbständigkeit der menschlichen Vernunft, und die Forderung, daß der Mensch sich Autoritäten blind füge, widerspricht den Gesetzen der Vernunft und des Gewissens. Ohne den Autoritätsglauben wäre jedoch alle historische Forschung unmöglich. Historische Tatsachen kann man nur auf Grund zuverlässiger Zeugnisse feststellen. Aber bei der Benutzung von Geschichtsquellen haben wir jedesmal erst zu prüfen, ob ihre Verfasser die Wahrheit sagen wollten und konnten. Der Autoritätsglaube hat außerhalb der geschichtlichen Forschung auch seine beschränkte Berechtigung, sowohl für die, welche selbst zu forschen und zu urteilen unfähig sind, für Unmündige, Kinder und Ungebildete, als auch sogar für die Forscher und Urteilsfähigen auf den Gebieten, auf denen sie selbst keine eigenen Untersuchungen anstellen können, bewährte Resultate aber bereits vorliegen. Für das sittliche Leben des Menschen ist der Autoritätsglaube im Kindesalter unentbehrlich, tritt aber in den reiferen Jahren mehr und mehr zurück.

Autós épha (*gr. αὐτὸς ἔφα*, lat. ipse dixit) heißt: „Er selbst hat es gesagt." Mit dieser Formel beriefen sich die Pythagoreer auf die Lehren ihres Meisters und entzogen sich der eigenen Begründung ihrer Behauptungen. Der Ausdruck kennzeichnet den blinden Autoritätsglauben, das iurare in verba magistri (s. d.). (Cic. de nat. deor. I, 5, 10: Pythagoreos ferunt, si quid affirmarent in disputando, cum ex iis quaereretur,

Digitized by Google

quare ita esset, respondere solitos: Ipse dixit. Ipse autem erat Pythagoras'. Schol. Aristoph. Nub. 196 *παρὰ Πυθαγορείοις τὸ αὐτὸς ἔφα, τουτέστιν ὁ Πυθαγόρας.*)

Autoskopie (neugeb. aus d. Gr.) ist s. v. w. Autopsie.

Autosuggestion (neugeb. aus d. Gr. u. Lat.) heißt die Selbsterzeugung der Suggestion zum Zweck der Hypnose (s. d.). — Vgl. Wundt, Grundr. d. Psych., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 18, 8, S. 336.

Autotelie (gr. *αὐτοτέλεια*) heißt die Selbständigkeit, Unabhängigkeit.

Autotheismus (neugeb. aus d. Gr.) heißt die Selbstvergötterung des Menschen. Dem Hegelschen System ist sie wiederholt vorgeworfen worden.

Averroïsmus. Im Zeitalter der Erneuerung der alten Philosophie teilten sich die Anhänger des Aristoteles in zwei Richtungen; die einen schlossen sich an den griechischen Erklärer des Aristoteles, Alexander von Aphrodisias (200 n. Chr.), der denselben naturalistisch ausgelegt, die anderen an den arabischen Erklärer Averroës (1126—1198) an, der Aristoteles pantheistisch aufgefaßt hatte und im Gegensatz zu dem platonisch-christlichen Dualismus den Monismus vertrat. Die ersteren nannte man Alexandristen und ihre Richtung Alexandrismus, die letzteren Averroïsten und ihre Richtung Averroïsmus. Die Alexandristen erklärten die Seele für sterblich, die Averroïsten dagegen behaupteten, der allen Menschen gemeinsame vernünftige Teil der Seele sei unsterblich. Der bedeutendste Alexandrist war Pietro Pomponazzi (1462—1530); die bedeutendsten Averroïsten waren dagegen Achillini († 1519) und Nifo (1473 bis 1546) in Padua. — Vgl. Aristotelismus. — Renan, Averroës et l'Averroïsme. 3. Aufl., Paris 1869.

Axiopistie (gr. *ἀξιοπιστία*) heißt Glaubwürdigkeit. — Vgl. Authentie.

Axiom (gr. *ἀξίωμα*), eigentlich Forderung, Grundsatz, heißt in weiterem Sinne ein unmittelbar einleuchtender Satz, der eines Beweises weder bedürftig noch fähig ist, der aber als Grundlage des Beweises für andere Sätze dient. So bestimmt den Begriff des Axioms Aristoteles (384—320, Analyt. post. I, 2 p. 72 a 14 ff *ἀμέσου δ' ἀρχῆς συλλογιστικῆς — λέγω, ἣν μὴ ἔστι δεῖξαι — ἣν δ' ἀνάγκη ἔχειν τὸν ὁτιοῦν μαθησόμενον, ἀξίωμα*). Solche Axiome oder Prinzipien (s. d.)

Digitized by Google

sind die Basis jeder Wissenschaft. Axiome der Logik sind z. B. der Satz der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten; sie sind für jeden Menschen, der zu denken vermag, trotz des Einspruchs der Romantiker, unbedingt gültig. — In engerem Sinne heißen dagegen Axiome im Gegensatz zu Prinzipien Sätze, die auf unmittelbarer Anschauung beruhen, während Prinzipien Denknotwendigkeit in sich einschließen. Die Mathematik und Physik beruhen auf solchen Axiomen, die Logik dagegen beruht auf Prinzipien. Kant (1724—1804) nimmt, wie es besser ist, den Begriff in dieser Beschränkung und definiert die Axiome als synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. h. anschaulicher Gewißheit (Kr. d. r. V. S. 732 f.). Sie fassen sich in dem Satze zusammen: „Alle Erscheinungen sind ihrer Anschauung nach extensive Größen". Auf sie gründen sich die Sätze der Geometrie (Kr. d. r. V. S. 162 f.). — Vgl. J. Schultz, Philosophie der Axiome. Göttingen 1899.

Aziluth s. Kabbâla.

B.

Bamalip heißt in der Logik der erste Modus der vierten Schlußfigur, welcher einen allgemein bejahenden Ober- und Untersatz und einen partikulär bejahenden Schlußsatz enthält. Er hat die Form PaM, MaS, SiP, z. B. Alle Hyperbeln sind Kegelschnitte; alle Kegelschnitte sind Kurven zweiten Grades; folglich sind einige Kurven zweiten Grades Hyperbeln. — Vgl. Schlußfiguren, Schlußmodi.

Bangigkeit heißt nach Kant (1724—1804) die Furcht über einen ein unbestimmtes Übel drohenden Gegenstand (Anthropologie, § 23).

Barbara bezeichnet in der Logik den ersten Modus der ersten Schlußfigur, in welchem alle 3 Sätze allgemein bejahend sind. Er hat die Form: MaP, SaM, SaP, z. B. Alle Vierecke, deren gegenüberliegende Winkel die Summe von 2 R haben, sind mit einem Kreis umschreibbar; alle Rechtecke sind Vierecke, deren gegenüberliegende Winkel die Summe von 2 R haben; alle Rechtecke sind mit einem Kreis umschreibbar. In Barbara drückt sich das Wesen der Subsumption am klarsten und natürlichsten aus. Der Mittelbegriff ist dem Ober-

Digitized by Google

begriff unter-, dem Unterbegriff übergeordnet. — Vgl. Schlußfiguren, Schlußmodi.

Barmherzigkeit (deutsche Nachbildung des lat. christlichen Begriffs misericordia) heißt das menschliche Mitgefühl, sofern es uns zur Linderung der Leiden eines fühlenden Wesens (Menschen oder Tieres) antreibt.

barock (fr. baroque) heißt eigtl. schiefrund, dann s. v. w. unregelmäßig, seltsam, wunderlich. Das Barocke als Kunststil und besonders als Baustil besteht in dem Widerspruch zwischen Zweck und Mittel, zwischen den Teilen und dem Ganzen, in der Aufhebung der natürlichen und geschlossenen Konstruktionsformen, in der Vermeidung der geraden Linie und in der Übertreibung und gewaltsamen Verschnörkelung des Dekorativen und ist geeignet, eine komische Wirkung hervorzubringen. Der Barockstil kam im 16. Jahrh. durch Bernini in der Baukunst auf und ist durch das Hineintragen des Schwülstigen und Unnatürlichen in die Renaissance charakterisiert. — Vgl. Wölfflin, Renaissance und Barock. München 1888. Schmarsow, Barock und Rokoko. Leipzig 1897.

Baroco heißt in der Logik der zweite Modus der zweiten Schlußfigur, welcher einen allgemein bejahenden Ober- und einen besonders verneinenden Unter- und Schlußsatz hat. Er hat die Form: PaM, SoM, SoP, z. B. Alles Gold hat Wert; einiges, was glänzt, hat keinen Wert; folglich ist einiges, was glänzt, nicht Gold. — Vgl. Schlußfiguren, Schlußmodi.

Barythymie (gr. *βαρυθυμία*) heißt Schwermut.

Bedeutungswandel heißt die allmähliche Veränderung der mit einem Lautbilde verbundenen Vorstellungen in einer Sprache. Der Bedeutungswandel ist eine der wichtigsten Erscheinungen im Leben der Sprache. Seine Möglichkeit liegt darin, daß ein Wort bei seiner Anwendung eine von der gewöhnlichen abweichende Bedeutung gewinnen kann, d. h. im Gegensatz der occasionellen Bedeutung zur usuellen. Die occasionelle Bedeutung ist gewöhnlich an Inhalt reicher und an Umfang enger als die usuelle. Der Zusatz des Artikels zu einem Substantiv, die gemeinsame Anschauung des Sprechenden und Hörenden, die Gemeinsamkeit ihrer Lebensbeziehungen, die Beziehung auf Vergangenes, der Zusammenhang der Rede usw. machen die Einengung der Bedeutung eines Wortes im occasionellen Gebrauch möglich. Andrerseits

Digitized by Google

können in der occasionellen Bedeutung eines Wortes aber auch gewisse Teile der usuellen Bedeutung ausgeschlossen sein, und so kann eine Erweiterung der Bedeutung eintreten, oder die occasionelle Bedeutung kann etwas, was mit dem usuellen Bedeutungsinhalt räumlich oder kausal verknüpft ist, mitverstehn. In allen occasionellen Bedeutungen liegt nun die Wurzel des Bedeutungswandels. Bei Wiederholung wird das Occasionelle allgemein, und bei der Überlieferung von einer Menschengeneration auf die andere erleidet es weitere Umbildung, z. B. durch die Verallgemeinerungen des Kindes. Der Bedeutungswandel schafft im Gegensatz zum Lautwandel, der an die Stelle einer Form die andere setzt, die mehrfache Bedeutung ein und desselben Wortes. (H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Aufl. 1909, Kap. IV.) Nach Wundt (geb. 1832) beruht „der Bedeutungswandel auf allmählich sich vollziehenden Veränderungen in denjenigen Assoziations- und Apperzeptionsbedingungen, welche die bei dem Hören oder Sprechen des Wortes in den Blickpunkt des Bewußtseins tretende Vorstellungskomplikation bestimmen. Er kann daher auch kurz als ein Prozeß bald mehr assoziativer, bald mehr apperzeptiver Verschiebung der mit der Lautvorstellung verbundenen Vorstellungskomponente der sprachlichen Komplikation bezeichnet werden" (Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 21, 5, S. 370). — Vgl. Sprache, Semasiologie. — Wundt, Völkerpsychologie. Bd. I. Die Sprache, 2. Aufl., Leipzig 1904, Tl. II, S. 449—609.

Bedingung (gr. *ὑπόθεσις*, lat. conditio) heißt ein erstes, das gegeben sein muß, damit ein zweites (das Bedingte, Conditionatum) dadurch gegeben wird. Bedingung und Bedingtes sind wechselbezügliche Begriffe (correlata), da die Bedingung nur insofern Bedingung ist, als ein Bedingtes vorhanden ist, und das Bedingte nur insofern bedingt ist, als eine Bedingung gegeben ist. Der eine Begriff fordert den anderen. Von der Bedingung und dem Bedingten gilt der Satz: Ist die Bedingung gesetzt, so ist auch das Bedingte gesetzt, und ist das Bedingte aufgehoben, so ist auch die Bedingung aufgehoben (posita conditione ponitur conditionatum, et sublato conditionato tollitur conditio). Aber dieser Satz läßt sich nicht allgemein umkehren, da ein Bedingtes nicht immer auf einer Bedingung, sondern oft auf mehreren Bedingungen beruht. — Das Bedingte ist von der Bedingung abhängig (s. d.). Die Abhängigkeit kann entweder innerhalb des Denkens oder

Digitized by Google

innerhalb der Wirklichkeit liegen. Im ersteren Falle redet man von einer logischen, im letzteren Falle von einer realen Bedingung. Eine logische Bedingung ist ein Gedanke, vermöge dessen ein anderer Gedanke notwendig ist. Eine reale Bedingung ist ein Wirkliches, vermöge dessen ein anderes Wirkliches notwendig ist. Auf dem Begriffe der logischen Bedingung beruhen die hypothetischen Urteile und Schlüsse (vgl. Hypothese). Die logische Bedingung heißt Grund (ratio), das logisch Bedingte heißt Folge (consequens). Auf dem Begriffe der realen Bedingung beruht die gesamte Physik. Die reale Bedingung heißt Ursache (causa), das real Bedingte Wirkung (effectus). — Der Begriff der Bedingung steht in naher Verwandtschaft zu dem Kausalitätsbegriff. Beide bezeichnen ein Verhältnis der Abhängigkeit. Trotzdem ist der Konditionalbegriff nicht mit dem Kausalitätsbegriff zu verwechseln. Kausale Verhältnisse beziehen sich auf das wirkliche oder als wirklich gedachte Einzelne. Im Konditionalbegriff erweitert sich der Kausalitätsbegriff und dient dazu, eine Summe von Fällen allgemeingesetzlich zu bestimmen, auch kann das Konditionalverhältnis von wirklichen oder als wirklich gedachten Fällen auch auf gewollte Fälle oder auf nur mögliche und sogar auf unmögliche (irreale) Verhältnisse übertragen werden. Zwischen Weil und Wenn ist also trotz ihrer nahen Verwandtschaft doch ein wesentlicher Unterschied. — Vgl. Grund, Folge, Ursache, Wirkung, Causalität, conditio sine, qua non. — Wundt, Logik, 3. Aufl., Stuttgart 1906, Bd. I, S. 192ff.

Bedürfnis. Von Natur ist der menschliche Organismus so beschaffen, daß seine Erhaltung an mannigfaltige reale Bedingungen (s. d.) geknüpft ist. Das aus dem Bewußtsein der realen Bedingungen, an welche die Erhaltung des Lebens geknüpft ist, entstehende Streben des Menschen nach Herstellung dieser Bedingungen heißt Bedürfnis. Die Bedürfnisse sind zahlreich; man kann sie qualitativ in körperliche und seelische einteilen. Gegenstände der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse sind: Bewegung, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Schutz usw., Gegenstände der Befriedigung seelischer Bedürfnisse: Betätigung, Erkenntnis, Ausdruck usw. Unter den seelischen Bedürfnissen kann man die intellektuellen, moralischen und ästhetischen voneinander sondern. Die Bedürfnisse unterscheiden sich quantitativ nach der Stärke, mit welcher sie sich geltend

Digitized by Google

machen, und nach dem Bedarf, d. h. nach der Menge wirtschaftlicher Güter, die zu ihrer Befriedigung erforderlich sind. Die Stärke der Bedürfnisse hängt von ihrer Intensität, ihrer Verbreitung und ihrer Dauer ab. Nach der Intensität unterscheidet man entbehrliche und unentbehrliche, absolute und relative, notwendige und freie, aufschiebbare und dringliche Bedürfnisse. Nach ihrer Verbreitung sind die Bedürfnisse allgemein menschliche, nationale, soziale und individuelle, nach ihrer Dauer ständige und vorübergehende. Nach dem Bedarf sind die Bedürfnisse bescheidene oder anspruchsvolle, beschränkte oder umfassende, einfache oder zusammengesetzte. Auch nach ihrer Entstehung unterscheiden sich die Bedürfnisse und sind in natürliche und künstliche oder konventionelle einzuteilen. Die Bedürfnisse haben ihre untere und obere Grenze; jene ist bestimmt durch das zur Erhaltung des Lebens Notwendige, diese ist bei den körperlichen Selbsterhaltungsbedürfnissen wohl durch die Natur bestimmt, aber meist verschiebbar, so daß der Mensch oft im Genuß die natürlichen Grenzen überschreitet; bei den seelischen Vervollkommnungsbedürfnissen ist sie ohne deutliche Grenze. Die Befriedigung der Bedürfnisse ist mit Genuß verknüpft, der bei den in Abständen immer wiederkehrenden körperlichen Bedürfnissen im Maße der Befriedigung verhältnismäßig schnell abstumpft, bei den den Menschen stetig begleitenden seelischen Bedürfnissen andauernder ist. Wenn ein Bedürfnis keine Befriedigung findet, entsteht ein Gefühl des Mangels oder eine Empfindung des Schmerzes. Die Geschichte der Bedürfnisse zeigt ihre stetige Vermehrung, zum Teil eine Veredlung, zum Teil eine Entartung ins Unnatürliche. Bei ihrer Mannigfaltigkeit ist für ein und dasselbe Subjekt gleichzeitig ein Wettstreit der Bedürfnisse oft unvermeidlich; doch pflegt in diesem Wettstreit eine Vergleichung ihrer Notwendigkeit und der Grad der Möglichkeit ihrer Befriedigung den Ausschlag zu geben. — Kant (1724—1804) definiert Bedürfnis sehr allgemein als das Verhältnis eines lebenden Menschen zu dem nötigen Gebrauche gewisser Mittel in Ansehung eines Zweckes und unterscheidet Bedürfnisse der Neigung, die lediglich in den Trieben der Sinnlichkeit begründet sind, und Bedürfnisse der reinen Vernunft, die in demjenigen bestehen, was zur Erreichung der Absichten der Vernunft notwendig ist. Die Bedürfnisse der

Digitized by Google

reinen Vernunft sind entweder solche der spekulativen oder solche der praktischen Vernunft. Die ersteren sind notwendige Probleme, die uns durch die Natur unserer Vernunft vorgelegt sind, die letzteren sind dasjenige, was notwendig als objektiv vorausgesetzt werden muß, um dem Sittengesetz subjektiven Effekt zu verschaffen. Das Bedürfnis ist also für Kant eine spekulative, im Wesen unseres Intellekts begründete oder eine praktische, in dem Begehrungsvermögen begründete subjektive Notwendigkeit (Kr. d. pr. V., S. 6, 56, 226, 253, 255—259). — Vgl. Mode, Interesse. — A. Döring, Philosophische Güterlehre. Berlin 1888. Lujo Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse. Sitzungsbericht d. Bayr. Akad. d. W. München 1908. F. Cuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen, 1907.

Bedürfnislosigkeit, die Freiheit von Bedürfnissen, ist vollkommen keinem Menschen eigen. Der Organismus wird nur erhalten durch die Befriedigung der Bedürfnisse, und kein Mensch kann, ohne z B. den Hunger und den Durst zu befriedigen, sein Leben erhalten. Unter Bedürfnislosigkeit hat man daher den möglichst niedrigen Grad der Bedürftigkeit verstanden, und diesen haben als ethisches Ziel Sokrates, die Cyniker und die Stoiker hingestellt. — Vgl. Autarkie.

Befehlsautomatie heißt die Willenshemmung des Hypnotisierten, welche mit der Hinwendung der Aufmerksamkeit auf den Hypnotiseur verbunden ist. — Vgl. Suggestion, Hypnose. — Wundt, Grundriß der Psychologie, 9. Aufl. Leipzig 1909, § 18,8, S. 336 f.

Begabung s. Anlage, Genie, Talent.

Begehren (gr. *ἐπιθυμεῖν*, lat. cupere) heißt das Streben, Lust durch die Verwirklichung eines Vorgestellten zu erlangen. Begehrungsvermögen heißt die Fähigkeit eines Wesens, seinen Vorstellungen Wirklichkeit zu verleihen und hierdurch der Lust teilhaftig zu werden. Dem Begehren steht das Verabscheuen gegenüber, und der Mensch bewegt sich zwischen dem Wünschen und Meiden, dem Streben und Widerstreben. Das Begehren richtet sich darauf, einen zukünftigen, als angenehm vorgestellten Zustand herbeizuführen, das Verabscheuen dagegen sucht einen unangenehmen zu vermeiden. Ohne die, wenn auch dunkle Vorstellung angenehmer und unangenehmer Zustände entsteht keins von beiden. Die ältere Psychologie unterschied ein höheres und ein niederes Begehrungsvermögen; die neuere unter-

Digitized by Google

scheidet ein materielles und ein intellektuelles. Jenes umfaßt die sinnlichen Triebe, dieses die geistigen. Das vernünftige Begehren heißt Wollen. Nach Aristoteles (384—322) entspringt das Begehren aus dem Fühlen. Es entsteht nicht ohne die Vorstellung eines begehrenswerten Gegenstandes, eines Gutes und setzt die Fähigkeit der körperlichen Ortsveränderung in Tätigkeit (de anim. II, 3 p. 414 b. 4 ff.). Kant (1724 bis 1804) definiert das Begehrungsvermögen als das Vermögen eines lebenden Wesens, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit ihres Gegenstandes zu sein oder doch sich selbst zur Bewirkung desselben zu bestimmen, mag das physische Vermögen zur Hervorbringung des begehrten Objekts hinreichend sein oder nicht (Kr. d. pr. V., S. 16, Anm., S. 29 bis 30). Wundt erklärt das Begehren als die aktive Reaktionsweise der Apperzeption, als die eine Gefühlrichtung des Triebes gegenüber äußeren Eindrücken. Begehren und Widerstreben bilden die Grundlage aller Willenshandlungen (Grundzüge d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908 ff. B. I, S. 414, B. II, S. 301, B. III, 5. Aufl., 1903, S. 246 ff.). — Vgl. Begierde, Trieb, Neigung, Wille.

Begeisterung (nhd. erst seit dem 18. Jahrh. gebräuchlich, gr. *ἐνθουσιασμός*, lat. inflammatio animi) heißt in der Vermögenspsychologie die durch lebhafte, sich willig hingebende Erfassung eines neu an uns herantretenden wertvollen Objektes oder bedeutenden Vorganges erzeugte Steigerung unserer geistigen und leiblichen Kräfte. Durch die Begeisterung wird die Einbildungskraft entfesselt, der Verstand geschärft, das Gefühl erwärmt, das Interesse gespannt und der Wille gestärkt. Die Menschen sind in sehr verschiedenem Grade der Begeisterung fähig; am meisten diejenigen, welche lebhafte Phantasie und ein tiefes Gemüt bei sanguinischem Temperament besitzen; doch artet Begeisterung ohne Reflexion und sittliche Willenskraft bei ihnen auch oft in Schwärmerei oder Wahnwitz aus. Die höheren Grade der Begeisterung äußern sich so, daß der Umgebung oft ein Geist oder ein Dämon aus dem begeisterten Menschen zu sprechen scheint; so erschienen ihrer Umgebung z. B. die Propheten und die ersten Christen. Nach ihrem Objekt kann man eine moralische, ästhetische, religiöse und politische Begeisterung unterscheiden. Die Begeisterung ist die Ursache mancher bedeutenden Leistung geworden. — Vgl. Inspiration, Genialität, Enthusiasmus.

Digitized by Google

Begierde (gr. *ἐπιθυμία*, lat. cupido) heißt in der Vermögenspsychologie im Unterschied von dem bezüglich des erstrebten Objekts unbewußten Triebe das bewußte Streben nach Erreichung eines als angenehm vorgestellten Objektes. Niemand begehrt etwas, wovon er keine Vorstellung hat (Ignoti nulla cupido). Die Begierden, die aktive Willenszustände sind, zerfallen in sinnliche (materielle) und geistige (intellektuelle), die letzteren wieder in unmittelbare und mittelbare. Das Gegenteil der Begierde heißt Abscheu oder Widerstreben. Jede Begierde hat Inhalt, Stärke und Rhythmus. Ihr Inhalt ist die Vorstellung des Begehrten und die Lust, welche man durch Gewinnung des Objekts zu erlangen wähnt. Ihre Stärke hängt ab von dem Triebe, aus dem sie hervorwächst, von der Wertschätzung des Begehrten und von den Hindernissen, welche man zu überwinden hat. Ihr Rhythmus ist das periodische Steigen und Sinken der Begierde, welches eintritt, wenn sie teilweise durch Befriedigung gestillt, teilweise von neuem aufgestachelt wird. Inhalt, Stärke und rhythmische Bewegung der Begierden sind bei den verschiedenen Personen verschieden und ändern sich mit dem Alter, der Lebensweise, dem Gedankenkreise jeder einzelnen Person. Der Zusammenhang von leiblichen und seelischen Vorgängen tritt bei der Begierde deutlich hervor; denn sie nimmt, wie jeder an sich beobachten kann, bald im Geiste, bald in der Sinnlichkeit ihren Ursprung, äußert sich aber sofort auch auf der anderen Seite. So erzeugt die Vorstellung leckerer Speisen eine erhöhte Absonderung der Speicheldrüsen, und der sinnliche Trieb nach Nahrung (Hunger) erweckt in uns alsbald Vorstellungen von Speisen. — Aristoteles erklärt die Begierde als ein durch sinnliches Wahrnehmen oder Anschauen hervorgerufenes Begehren (s. d.) und scheidet sie vom Willen, der die Subsumption des Einzelfalls unter einen allgemeinen Satz voraussetzt und von der praktischen Vernunft, die auf der Überlegung der besten Mittel zur Erreichung der Zwecke beruht. Nach Descartes (1596—1650, Passiones animae II, 86) ist die Begierde eine durch die Lebensgeister bewirkte Erregung der Seele, durch die sie bestimmt wird, für die Zukunft Dinge zu wollen, die sie sich als angenehm vorstellt; nach Spinoza (1632—1677 Ethica III, 9) ist die Begierde der bewußte Trieb (appetitus cum eiusdem conscientia), der Trieb aber das eigene Wesen des Menschen, insofern es sich in dem Zustande befindet, das zu tun, was seiner Erhaltung dient (ipsa hominis essentia,

Digitized by Google

quatenus ex data quacumque eius affectione determinata est ad ea agendum, quae ipsius conservationi inserviant). Nach Kant (1724—1804, Anthropologie, § 70) ist die Begierde (appetitio) die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjekts durch die Vorstellung von etwas Künftigem, als einer Wirkung derselben. Die zur Gewohnheit gewordene sinnliche Begierde heißt Neigung, das Begehren ohne Kraftaufwendung des Objekts ist der Wunsch. Nach Herbart (1776—1841), der das Wesen aller Seelenvorgänge im Vorstellen sieht, entstehen Begierden, wenn die Vorstellung irgend eines Gegenstandes im Bewußtsein zu steigen sucht, aber Hemmnissen begegnet. Das Bewußtwerden des Anstrebens einer Vorstellung oder einer Vorstellungsmasse gegen ihr widerstrebende Hemmnisse ist die Begierde. Der Begriff der Begierde als eines abgegrenzten Seelenvermögens hat in der neueren Psychologie seinen Platz verloren. — Vgl. praktisch, Begehren, Wille, Freiheit.

Begreifen, eigtl. Erfassen, heißt ein Ding oder einen Vorgang in seinem Zusammenhange, nach seinen Ursachen, seinem Wesen, seinem Zweck, seinen Beziehungen verstehen lernen. Begriffen ist also eine Sache nur dann, wenn wir nicht nur wissen, was sie ist, sondern warum sie so ist und wozu sie dient und wie sie mit allen anderen Dingen zusammenhängt. Der Stoiker Zenon († 258 v. Chr.) schilderte den Übergang von der Wahrnehmung zum Begreifen, indem er die Wahrnehmung mit den ausgestreckten Fingern, die Zustimmung mit der halbgeschlossenen Hand, das Begreifen mit der Faust und das Wissen mit beiden zusammengedrückten Fäusten verglich (Cicero, Acad. II, 47, 145). Nach Kant (1724—1804) gehören zum Begreifen Vernunftbegriffe, wie zum Verstehn Verstandesbegriffe. Das Begreifen ist also ein Vernunftgeschäft. Vollständig begreift man nur, was man a priori einsieht (Kr. d. r. Vern., II. Aufl., S. 367).

Begriff (gr. *λόγος, ἔννοια*, lat. conceptus, notio) heißt dasjenige psychische Gebilde, durch welches ein Mannigfaltiges zur einheitlichen Gedankenbeziehung verknüpft wird. In einem Begriff sind verschiedene Einzelvorstellungen (Merkmale) nicht bloß assoziativ zusammengefügt, wie in der Anschauung oder Wahrnehmung, sondern sie sind durch die aktiven Denkbeziehungen (Apperzeption) in Verbindung gesetzt, welche die Form ihrer Zusammengehörigkeit zum Ausdruck bringen. Daher führt nur Wille und Aufmerksamkeit, nur Denken und

Digitized by Google

Urteilen, nicht aber bloße Anschauung und passive Erfahrung, zur Bildung von Begriffen. Der Begriff ist somit nicht bloß die abgeschlossene Gesamtvorstellung, sondern er entsteht erst aus den Vorstellungen durch ihre Vergleichung und durch die Heraushebung des ihnen Gemeinsamen. Er ist also das Produkt einer Analyse der Einzeldinge durch Abstraktion und einer Synthese ihrer gemeinsamen Merkmale (notae) durch Determination und er bestimmt ein Allgemeines und nicht ein Einzelnes. Der Begriff Dreieck, Mensch, Pferd usw. ist z. B. nicht die Vorstellung eines einzelnen Dreiecks, eines Menschen, eines Pferdes usw. überhaupt, sondern die Gesamtvorstellung des Gemeinsamen vieler, in Einzelheiten verschiedener Dreiecke, Menschen, Pferde usw. Diese läßt sich freilich in jedem Falle, wo man sie veranschaulichen will, nur dadurch zur Ausführung bringen, daß man sich ein spezielles Dreieck usw. vorstellt. Darum ist, was die Logik einen Begriff nennt, mehr eine Denkforderung als eine stets in Wirklichkeit geübte Denkleistung. Wir denken den Begriff auf einmal oft nur durch die Forderung der Zusammenfassung aller der einzelnen Dinge, auf die wir ihn anwenden wollen, während wir ihn in der Bewußtmachung aller seiner einzelnen inhaltlichen Teilvorstellungen (Merkmale) und in seinen Anwendungen nur in einer Reihe sukzessiver Vorstellungen und Denkakte erfassen können. — Ein Begriff heißt (nach Herbart) klar (s. d.), wenn das Bewußtsein ihn von allen anderen bestimmt unterscheidet, im entgegengesetzten Falle dunkel (s. d.); er heißt deutlich (s. d.), wenn auch die einzelnen Merkmale klar vorgestellt werden, im entgegengesetzten Falle verworren (s. d., clare et distincte). Von Descartes (1596—1650) bis auf Kant (1724—1804) galt Klarheit und Deutlichkeit, worunter damals Bewußtheit und Unterscheidung von anderen Begriffen verstanden wurde, als Kriterium der Wahrheit; in der Tat wird dadurch die formale Richtigkeit des Denkens erreicht. — Man unterscheidet an jedem Begriff Inhalt (complexus) und Umfang (ambitus). Jener ist die Gesamtheit aller seiner Merkmale, dieser die Gesamtheit der unter ihm befaßten Dinge. Je reicher der Inhalt ist, d. h., je größer die Zahl der Merkmale eines Begriffes ist, desto enger ist sein Umfang, d. h., desto kleiner die Zahl der Dinge, die er umfaßt; jede Hinzufügung eines Merkmals beschränkt das Geltungsgebiet eines Begriffes. Während z. B. das Parallelogramm nur die Quadrate, Rechtecke, Rhomben und Rhomboiden umfaßt, ist der Umfang des Begriffes „Viereck“

Digitized by Google

größer, weil sein Inhalt kleiner ist, d. h., weil ihm das Merkmal des Parallelismus der Seitenpaare fehlt. Der Begriff, in dessen Umfang andere fallen, heißt in bezug auf diese der höhere oder übergeordnete; diese selbst heißen untergeordnet im Verhältnis zu dem übergeordneten, nebengeordnet im Verhältnis zueinander; die niederen haben bei engerem Umfang reicheren Inhalt. Nach den verschiedenen Stufen der Über- und Unterordnung der Begriffe scheidet man Reich, Kreis, Klasse, Ordnung, Familie, Gattung, Art, Abart, Spielart. — Dem Inhalte nach sind die Begriffe entweder verwandt (affin) oder nichtverwandt (disparat), je nachdem sie Merkmale gemeinsam haben oder nicht. So sind Eiche und Buche verwandte Begriffe, Ton und Farbe dagegen disparate. In bezug auf den Umfang heißen Begriffe, welche derselben Gattung angehören, homogén (aber spezifisch verschieden); die, welche kein Merkmal gemeinsam haben, heterogén (toto genere diversae). Begriffe, deren Umfang ganz derselbe ist, heißen Wechselbegriffe (aequipollentes, reciprocae), z. B. gleichseitiges und gleichwinkliges Dreieck. Begriffe kreuzen sich, wenn ihre Umfänge zum Teil ineinander fallen, wie Neger und Sklave; doch findet eine Kreuzung nur statt, wenn die Begriffe überhaupt vereinbar sind. Unvereinbar dagegen nennt man die Begriffe, welche demselben Gegenstand nicht in derselben Beziehung zugleich beigelegt werden können; und zwar unterscheidet man konträre Begriffe, d. h. solche, die nicht im Umfange des anderen liegen können, und kontradiktorische, d. h. solche, bei denen jeder Unterbegriff, der nicht im Umfange des einen liegt, in demjenigen des anderen liegen muß. So schließen die Begriffe schwarzes und braunes Pferd einander konträr, die Begriffe Sein und Nichtsein kontradiktorisch aus. Die Einteilung des Inhaltes eines Begriffs heißt Partitio, die des Umfanges Divisio. Die äußerste Grenzstellung nehmen unter den Begriffen einerseits die Kategorien, die allgemeinsten Begriffsformen, andrerseits die Individualbegriffe, die äußersten Sonderformen des Begriffs, ein. Das Ideal der Klassifikation durch Begriffe ist das wissenschaftliche System (s. d.), welches alle durch Erklärung und Einteilung auseinander abgeleiteten Begriffe enthält, wie es die Naturwissenschaften anstreben. — Den Wert der Begriffsbildung hat zuerst Sokrates (469—399) erkannt; seitdem hat, wie sehr auch die Wertbemessung der Begriffsbildung geschwankt

Digitized by Google

hat, kein Philosoph ihn völlig geleugnet. Platon (429—347) legte sodann den allgemeinen Begriffen Existenz bei und schuf so seine Ideenlehre. Nach Aristoteles (384—322), der die Ideenlehre Platons fallen ließ und den Begriff rein logisch bestimmte, ist der Begriff der Gedanke des eigentümlichen Wesens eines Dinges, und wird gebildet, indem das Allgemeine der Gattung durch die sämtlichen unterscheidenden Merkmale bestimmt wird (Analyt. post. II, 3 p. 90 b. 30 *ὁρισμὸς μὲν γὰρ τοῦ τί ἐστι καὶ οὐσίας. — οὐδὲν γὰρ ἕτερόν ἐστιν ἐν τῷ ὁρισμῷ πλὴν τό τε πρῶτον λεγόμενον γένος καὶ αἱ διαφοραί* Metaph. VII, 12 p. 1037, b. 29). Die Begriffsbildung ist also für Aristoteles das Mittel der Subsumption und Klassifikation. Locke (1632 bis 1704) leitete die Begriffe (Modi, Substanzen und Verhältnisbegriffe) aus der Erfahrung (Sensation und Reflexion) ab, Hume (1711—1776) sah in den Begriffen (ideas) nur Kopien von sinnlichen Eindrücken (impressions). Für Leibniz (1646 bis 1716) galt die begriffliche Erkenntnis als die eigentliche Erkenntnis, während ihm Sinneserkenntnis nur verworrene Erkenntnis war. In Anschluß an ihm faßte Herbart (1776—1841) die Philosophie als Bearbeitung der Begriffe auf. Kant (1724 bis 1804) erklärte den (diskursiven) Begriff für eine allgemeine, von mehreren Anschauungen abgezogene Vorstellung. Der Begriff bezieht sich nicht unmittelbar auf ein Objekt, sondern nur vermittelst der Vorstellung eines Merkmals, das vielen Dingen, deren Vorstellung er unter sich begreift, gemein sein kann. Er ist mithin Vorstellung von einer Vorstellung (Kritik d. r. V., S. 67 ff.). — Wundt (geb. 1832) sieht in den Begriffsvorstellungen Zerlegungsprodukte der Apperzeption, die durch die analytische Funktion des Urteils entstehen. Sie stehen zu andern dem nämlichen Ganzen angehörenden Teilvorstellungen in irgend einer der Beziehungen, die durch die Anwendung der allgemeinen Funktionen der Beziehung und Vergleichung auf Vorstellungsinhalte gewonnen werden (Grundriß d. Psychologie, 9. Aufl. Leipzig 1909, § 17, S. 327. Logik, 3. Aufl. Stuttgart 1906, Bd. I, S. 91—144. Dyroff, Einf. in die Psych. Leipzig 1908, S. 76 ff., 82 f., 88 f). — Vgl. Beiordnung. — R. Eucken, Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1892. M. Schlick, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen und philosophischen Begriffsbildung. Vierteljahreszeitschr. f. wiss. Philos. XXXIV, 2. Leipzig 1910.

Digitized by Google

Begriffsschrift s. characteristica universalis.

Behagen (von mhd. behagen = gefallen) heißt das dunkle Gefühl der Befriedigung durch das sinnfällig Angenehme der Gegenwart, wie es sich etwa in dem Gedanken ausspricht: „Wirklich ist es allerliebst auf der lieben Erde“ und von Goethe, zu dessen Seelenstimmungen das Behagen gehörte, in seinem Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen usw.“ poetisch ausgeführt ist.

Beharrungsvermögen oder Trägheit (vis inertiae) heißt die Eigenschaft der Materie, im Zustand der Ruhe oder im Zustand einer gleichförmigen und geradlinigen Bewegung unverändert zu bleiben, bis dieser durch irgend eine Kraft geändert wird. Alle Körper beharren in Ruhe, bis sie bewegt werden. Ein sich bewegender Körper würde sich ins Unendliche mit unveränderter Geschwindigkeit und Richtung fortbewegen, wenn ihn nicht Kräfte, z. B. die Reibung, zur Ruhe brächten, oder seine Geschwindigkeit und Richtung veränderten. Das Beharrungsgesetz, ein Postulat der Physik, war im Altertum unbekannt. Bei Galilei (1564—1641) hat es die Fassung: Ein Körper, der auf einer wagerechten Ebene in Bewegung gesetzt wird, würde sich, insofern kein Hindernis vorhanden ist, geradlinig und gleichförmig ohne Aufhören weiterbewegen, wenn die Ebene sich bis ins Unendliche ausdehnte. Wir fassen es jetzt allgemeiner (nach Newton) in die Form: Ein Körper, auf den keine Kraft wirkt, ändert seinen Bewegungszustand nicht, d. h. er verharrt in dem Zustande der Ruhe oder der gleichförmigen geradlinigen Bewegung. Ostwald sieht in dem Trägheitsgesetze nichts anderes als das Erhaltungsgesetz der Bewegungsenergie (Vorlesungen üb. Naturphilos., Leipzig 1905, S. 187 f). — Vgl. Substanz, Materie, Trägheit, Impuls, Bewegung, Geschichte. — Mach, Die Mechanik, Leipzig 1904, S. 140; Poske, Oberstufe der Naturlehre, Leipzig 1907, § 7 und § 14.

Beifall (gr. *συγκατάθεσις*, lat. assensio) heißt die Zustimmung, welche wir einem Urteil, einer Handlung oder einem Kunstwerk zuteil werden lassen, weil wir sie für wahr, gut oder schön halten. Die Skeptiker forderten, daß man den Beifall ganz zurückhielte (*ἐποχή*); doch ist das ebenso unmöglich wie die Forderung, gegen den Beifall der anderen Menschen ganz gleichgültig zu sein. — Vgl. Begreifen.

Digitized by Google

Beiordnung (lat. coordinatio) heißt das Verhältnis mehrerer Begriffe zueinander, welche ein und demselben höheren Begriff untergeordnet (subordiniert) sind; so sind z. B. Tier und Pflanze einander beigeordnet, aber dem Begriff Organismus untergeordnet. Wundt unterscheidet fünf Arten beigeordneter Begriffe: a) disjunkte (z. B. rot und blau), b) korrelate (z. B. Mann und Frau), c) konträre (z. B. weiß und schwarz), d) kontingente (z. B. weiß und gelb), e) interferierende (z. B. Neger und Sklave). (Logik, B. I, 3. Aufl. Stuttgart 1906, S. 115 f.)

Beispiel (ahd. mhd. bîspel, ags. bispell von spel = Rede, Erzählung, gr. *παράδειγμα*, lat. exemplum) heißt der einzelne aus der Erfahrung geschöpfte konkrete Fall, insofern er dazu dient, einen Begriff oder Satz durch eine Anschauung zu beleuchten oder eine allgemeine Regel durch eine einzelne Tatsache zu bestätigen. Das einzelne Beispiel beweist positiv wenig; es kann aber negativ beweisen, daß eine für allgemein gehaltene Regel auch Ausnahmen hat. Andrerseits haben viele Beispiele zusammen eine positive Beweiskraft (Induktion), mit der man sich auf manchen Gebieten begnügen muß. Besonders auf dem Gebiete des Lebens, der Erziehung, des Unterrichts, des Rechtes, der Kunst und der Wissenschaft haben Beispiele große Bedeutung, weil sie sowohl die Ausführbarkeit einer Vorschrift beweisen, als auch zur Nacheiferung anspornen. Jedoch beweisen noch so viele Beispiele der Unsittlichkeit nichts gegen die Gültigkeit der Moralgesetze, soweit diese in unserer Vernunft begründet sind. Im allgemeinen gilt von den Beispielen die Regel: exempla illustrant, non probant. (Beispiele erläutern, aber beweisen nicht.)

Bejahung s. Affirmation.

Bellscher Lehrsatz heißt der Satz, welcher die von Ch. Bell (1774—1842) gemachte Entdeckung ausdrückt, daß die Nerven eine doppelte Leitungsrichtung haben, daß die vorderen Wurzeln der aus dem Rückenmark hervortretenden Nerven aus motorischen, vom Gehirn wegleitenden, die hinteren aus sensiblen, zum Gehirn hinleitenden Nerven bestehen (Charles Bell, The nervous system of the human body. London 1830. Deutsch von Romberg. Berlin 1832). Diese Behauptung wurde die Basis der Nervenphysiologie. — Vgl. Wundt, Grundzüge der physiol. Psychologie, 6. Aufl., Leipzig 1908, B. I, S. 201.

bellum omnium contra omnes (lat. = Krieg aller mit allen) ist nach Hobbes (1588—1679) der der Gesell-

Digitized by Google

schafts- und Staatsbildung vorausgehende gesellschaftlose und staatlose Naturzustand, in dem die Menschheit nur von der Selbstsucht getrieben wird. Diese Theorie Hobbes' kann etwa als soziologischer Atomismus bezeichnet werden.

Beobachtung (lat. observatio) heißt allgemein der einzelne Akt der absichtlichen Hinlenkung gespannter Aufmerksamkeit (s. d.) auf einen Gegenstand, dann, auf naturwissenschaftlichem Gebiete, die methodisch, d. h. nach bestimmten Gesichtspunkten und Regeln vorgenommene Untersuchung eines Gegenstandes, wie er sich unmittelbar darbietet, ohne daß an ihm Veränderungen vorgenommen werden. Daher definiert Kant: „Erfahrung methodisch anstellen heißt (allein) beobachten" (Gebrauch teleol. Prinzipien in der Philos., Kants Werke, herausgegeben von v. Kirchmann VIII, S. 147). Sobald man dagegen das Objekt der Forschung willkürlich verändert oder in gewisse zu seiner Beobachtung geeignete Lagen bringt, geht die Beobachtung in das Experiment über. Die verschiedenen Wissenschaften verhalten sich verschieden zu Beobachtung und Experiment. Der Astronom z. B. kann nur beobachten, nicht experimentieren, weil er zwar seine Instrumente umlegen und ändern, die Zeiten und Orte auswählen, Fehler durch Rechnung eliminieren, aber die Gestirne selbst nicht künstlichen Veränderungen unterwerfen kann, während der Chemiker, Physiker, Botaniker, Zoologe usw. durch von ihm selbst ausgehende Änderungen der Stoffe Experimente anstellt. Beobachtung und Experiment sind die Hauptmittel der exakten Forschung. Hierauf hat zuerst Baco von Verulam (1561 1626) hingewiesen, der deshalb auch Vater der Naturwissenschaft genannt wird (De dignitate et augmentis scientiarum 1623, und Novum organum 1620). — Vgl. Sénébier, Sur l'art d'observer et de faire des expériences, 2. Aufl. Genf 1802, deutsch nach der ersten Auflage von Gmelin. 2 Bde. Leipzig 1776. John Herschel, A preliminary discourse on the study of natural philosophy. London 1831. Deutsch von Henrici (Über d. Studium der Naturwissenschaften). Göttingen 1836. John Stuart Mill, A system of logic ratiocinative and inductive. London 1843. Deutsch n. d. 5. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1862. W. Wundt, Logik, Bd. II, 3. Aufl. Stuttgart 1907, S. 415 f., S. 417—424. Koll, Theorie der Beobachtungsfehler. Berlin 1893.

Beschaulichkeit (lat. contemplatio) heißt in der Philosophie zunächst die Beschäftigung des Geistes mit sich selbst,

Digitized by Google

dann jede theoretische, spekulative Beschäftigung. Die Beschaulichkeit ist vielfach die Begleiterin der Askese gewesen (s. d. W.). — Vgl. Contemplation.

Bescheidenheit (mhd. bescheidenheit von bescheiden = erzählen, berichten), eigentl. der Verstand, das gebührliche, verständige, kluge Handeln (so in Vrîdancs Bescheidenheit ca. 1229), heißt die aus natürlicher, richtiger Selbsterkenntnis entspringende Mäßigung in der Selbstschätzung, den Ansprüchen und der Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit. Sie äußert sich in der bereitwilligen Anerkennung der Verdienste anderer und in der leichten Verzichtleistung auf eigene Ehrenbezeugungen und persönlichen Gewinn. Neben der natürlichen Bescheidenheit gibt es auch eine künstliche, auf Eitelkeit oder Kriecherei beruhende; auf solche affektierte Bescheidenheit läßt sich Goethes Wort aus dem Gedichte „Rechenschaft" anwenden: „Nur die Lumpe sind bescheiden". Wahre Bescheidenheit pflegt hingegen die Begleiterin wirklicher Verdienste zu sein. Was die Bescheidenheit im Verhältnis der Menschen zueinander ist, ist die Demut (s. d.) im Verhältnis des Menschen zu Gott. Kant (1724—1804) definiert die Bescheidenheit als die Mäßigung in Ansprüchen überhaupt, d. i. freiwillige Einschränkung der Selbstliebe eines Menschen durch die Selbstliebe anderer (Metaphys. d. Sitten Tl. II, S. 139).

Beschleunigung s. Acceleration, Bewegung.

Beschreibung (descriptio) heißt die geordnete Aufzählung der charakteristischen Merkmale eines Begriffes oder Dinges. Die Stoiker definierten sie als summarische Definition eines Gegenstandes (*ὑπογραφὴ δέ ἐστι λόγος τυπωδῶς εἰσάγων εἰς τὰ πράγματα ἢ ὅρος ἁπλούστερον τὴν τοῦ ὅρου δύναμιν προσενηνεγμένος*, Diog. Laert. VII, § 60). Kant bezeichnet sie als die Exposition eines Begriffes, sofern sie nicht präzis ist (Logik § 5). Viele moderne Naturforscher und Philosophen, wie Kirchhoff, Mach u. a., sind der Ansicht, die Wissenschaft hätte die Dinge und Erscheinungen nur vollständig und möglichst einfach zu beschreiben, nicht aber zu erklären. — Auch die deutsche Poesie hat im 18. Jahrh., der Theorie der Schweizer (Bodmer und Breitinger) folgend, es versucht in Nachahmung der Malerei, eine beschreibende Richtung zu schaffen, der z. B. auf lyrischem Gebiete Haller und E. v. Kleist gefolgt sind. Lessing (1729—1781) hat dieser Richtung durch die scharfe

Digitized by Google

Kritik seines Laokoon (1766) ein schnelles Ende bereitet. — Vgl. Definition, Erörterung, Entwicklung, Deklaration.

beseelt (gr. ἔμψυχος, lat. animatus) heißt im engeren Sinne alles, was eine Seele hat, d. h. der Mensch und das Tier. Da es aber schwer ist, eine Grenze vom Tier aus nach unten zu ziehen, so liegt es nahe, auch scheinbar leblosen Wesen eine Seele zuzuschreiben. Daher sprach Leibniz (1646—1716) auch den Pflanzen und überhaupt allen wirklichen Wesen, die er Monaden oder geradezu Seelen (âmes) nannte, Beseeltheit zu. Neuere Naturforscher, wie z. B. Th. Fechner, sind ihm vielfach gefolgt. Die Alten hielten auch zum Teil die Weltkörper für beseelte Tiere. — Vgl. Seele, Pflanzenseele.

sich besinnen heißt eine Vorstellung, die man gehabt hat, absichtlich durch Nachdenken und mit Anstrengung des Willens wieder ins Bewußtsein zurückrufen und sich der Übereinstimmung der ursprünglichen Vorstellung und der Erinnerungsbilder bewußt werden. — Vgl. Gedächtnis, Erinnerung, Aufmerksamkeit. — Dyroff, Einführ. in d. Psychol., Leipzig 1908, S. 49, 110ff., 121.

besonnen (Part. v. besinnen, eigentl. vorsichtig, überlegt, entschlossen) heißt derjenige Mensch, der sich seiner Aufgaben und Pflichten, sowie seiner Kräfte und Grenzen bewußt, daher frei von Unruhe, Einseitigkeit, Verworrenheit, Übertreibung und Leidenschaftlichkeit ist. Schopenhauer (1788 bis 1860) nennt die Besonnenheit die Wurzel aller theoretischen und praktischen Leistungen. Mit dem Verlust der Besonnenheit durch Überwiegen der sinnlichen Willensantriebe über die vernünftigen büßt der Mensch das richtige Urteil über sich selbst und über die Verhältnisse, die Ruhe des Gemüts und die Konsequenz im Handeln ein. Die Besonnenheit (Gesundsinnigkeit, σωφροσύνη) gehört bei Platon (427—347) zu dem engsten Kreise der Tugenden und ist die Tugend des begehrenden Teiles der Seele (ἐπιθυμητικόν). — Vgl. Kardinaltugenden.

Beständigkeit heißt die Ausdauer unserer Gesinnung, Denk- und Handlungsweise. Sie entspringt zum Teil aus dem Temperament, zum Teil aus der Erziehung und Charakterbildung. Da sie eine nur formale Eigenschaft ist, kann sie sich ebenso im Guten, als Treue und Ausdauer, wie im Schlechten, als Verstocktheit, Haß u. dergl., äußern.

beste Welt s. Optimismus.

Digitized by Google

bestimmt heißt in der Logik ein Begriff, von dem alles angegeben ist, was darin gedacht werden soll, der also gegen alle anderen Begriffe nach Umfang und Inhalt vollständig abgegrenzt ist. Die Bestimmung eines Begriffs erfolgt durch die Angabe seiner Unterarten (s. Einteilung) und des ihm übergeordneten Begriffes in Verbindung mit der Aufzählung seiner ihm als Art angehörenden Merkmale. Durch bestimmte Begriffe werden Verwechslungen vermieden. — Im psychologischen Sinne heißt der Wille bestimmt, sofern er von den Motiven abhängt und dem stärksten folgt. — In der Naturwissenschaft heißt bestimmen: ein Tier, eine Pflanze, ein Mineral der Familie, Gattung, Art oder Unterart einreihen, zu der es nach seinen Merkmalen gehört. Man muß dazu eine Reihe von Fragen beantworten, welcher von je zwei Gegensätzen dem zu bestimmenden Gegenstande als Merkmal angehört und welcher nicht, und steigt so von Reich, Kreis, Klasse immer weiter hinab bis zu Familie, Gattung, Art, Unterart (vgl. Lackowitz, Flora von Berlin u. d. Provinz Brandenburg. 9. Aufl. Berlin 1894. Vorwort). — Vgl. Determinismus, adaequat.

Bestimmung (lat. determinatio) heißt logisch die Hinzufügung eines Merkmals zu einem Begriff. Durch die Bestimmung wird aus dem allgemeinen Begriff ein minder allgemeiner gebildet; fügt man z. B. zu „Soldat“ das Merkmal „zu Pferde“, so wird jener Begriff reicher an Inhalt, aber ärmer an Umfang. Spinoza (1632—1677) faßte den Begriff der Determination nicht nur logisch, sondern auch metaphysisch und schloß von dem Wirklichen, der einen unendlichen Substanz, jede Bestimmung aus, indem er lehrte: omnis determinatio est negatio (jede Bestimmung ist eine Verneinung). Seine Behauptung hängt aber eng mit seiner Wertschätzung des Allgemeinen und Zurücksetzung des Individuellen zusammen. Jeder Schritt vom Allgemeinen der Substanz zum Individuellen des Modus ist für ihn ein Schritt von dem Wahren zum Falschen. Sein Standpunkt ist also der des Rationalismus. Der Empirist muß anders urteilen. Wohl wird er anerkennen, daß durch Hinzufügung eines Merkmals der Umfang begrenzt wird, aber er wird auch behaupten, daß dem Ding selbst neuer Inhalt positiv hinzugefügt wird. — Im moralischen Sinne heißt Bestimmung des Menschen der Zweck seines Daseins. — Vgl. höchstes Gut, Moralprinzip, Determination. — J. Fiske, Die Bestimmung des Menschen, dtsch. v. F. Kirchner, Leipzig 1890.

Digitized by Google

Bestimmungsgrund oder Motiv heißt logisch der Grund, welcher den Verstand zur Ableitung einer Folgerung, moralisch der Grund, der den Willen zum Handeln bestimmt. — Vgl. Beweggrund, Motiv.

bestürzt heißt derjenige, welcher durch plötzlichen Schreck der Besonnenheit beraubt ist. Die Bestürzung ist ein Affekt (s. d.).

betäubt heißt jemand, der Empfindung und Bewußtsein verloren hat. Die Betäubung kann entweder durch Nervenreize (Gerüche, Opium, narkotische Mittel, Gehirnerschütterung) oder durch Schreck entstehn. In der Moral heißt Betäubung s. v. w. die absichtliche Erstickung des Gewissens.

Betonung s. Ton.

Betrachtung heißt entweder eine allgemein menschliche oder eine wissenschaftliche oder eine praktische oder eine ästhetische Geistestätigkeit des Menschen. Betrachten heißt 1. allgemein, beobachten, forschen, untersuchen; 2. im besonderen, etwas mit Aufmerksamkeit (s. d.) genau ansehen oder auch anhören. Der Mensch betrachtet, was ihn interessiert. Die Betrachtung spielt ihre Rolle nicht nur in der exakten Naturwissenschaft, deren Hauptmittel Beobachtung und Experiment sind, sondern auch in der theoretischen Philosophie, welche das Wesen der Dinge zu erfassen strebt. 3. In der Moral heißt praktische Betrachtung die Abschätzung des Verhältnisses, in welchem ein Gegenstand zu uns steht. Diese Abschätzung kann sich entweder auf den Nutzen oder auf den sittlichen Wert des Gegenstandes richten. 4. Der Begriff der Betrachtung gehört endlich auch in die Ästhetik. Schön im engeren ästhetischen Sinne (vgl. schön) heißt nur ein mit den Sinnen wahrgenommenes, nicht ein bloß gedachtes Objekt; die sinnlichen Wahrnehmungen, auf die sich jedes ästhetische Urteil gründet, sind aber nur die der höheren Sinne, des Gesichts und Gehörs. Durch die niederen Sinne erfaßt der Mensch die Dinge nur leidend, empfindend; er bleibt mit ihnen eins. Durch die höheren Sinne aber stellt er sie außer sich, sondert seine Persönlichkeit von ihnen ab, betrachtet sie; es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit den Dingen eins auszumachen. „Die Betrachtung ist das erste liberale Verhältnis des Menschen zum Weltall, das ihn umgibt.“ Die ästhetische Betrachtung im besonderen schließt aber auch das Interesse an der Wirklichkeit des Gegen-

Digitized by Google

standes und jede Begehrlichkeit aus. Auf der Betrachtung beruht jedes ästhetische Urteil, nicht auf physischem Genuß und auch nicht auf moralischem Interesse. (So Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, Br. 25, 1794 und schon in dem Gedichte „Die Künstler" [1789]; und so jede Ästhetik außer der des Naturalismus.) Von der ästhetischen Betrachtung sagt Th. Lipps: „Es ist die spezifische, durch nichts in der Welt zu ersetzende Aufgabe der Kunst, daß sie — nicht nur etwas zu denken gibt, sondern Leben, nämlich positives Leben in eine Erscheinung bannt, so daß ich darin unmittelbar finde, fühle und genieße".

Betrug (lat. dolus) heißt im allgemeinen Sinne jede absichtliche Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit; im engeren Sinne eine gewinnsüchtige Täuschung des anderen.

Bettelstolz besitzt derjenige, der seinem Stolze durch äußeres Gepränge schmeicheln will, es jedoch nicht kann, ohne die Armseligkeit seiner Umstände zu zeigen.

Beweggrund oder Anreiz heißt der Vorstellungsbestandteil eines Motivs. Das Wort ist von Wieland für Motiv in Gebrauch gesetzt, wird aber jetzt von Motiv = Bestimmungsgrund geschieden. Der Beweggrund oder Anreiz ist noch nicht Bestimmungsgrund oder Motiv, sondern nur der Vorstellungsbestandteil, der beim Wollen eine Rolle spielen kann. Er wird erst dadurch zum Bestimmungsgrund oder Motiv, daß man sich durch ihn zum Wollen bestimmen läßt. — Vgl. Motiv, Wille, Bestimmungsgrund. — Dyroff, Einführ. in d. Psychol., S. 115.

Bewegung nennt man die mit der Zeit erfolgende Ortsveränderung eines Körpers oder das Übergehen eines materiellen Punktes aus einer räumlichen Lage in eine andere, Ruhe dagegen sein Verharren beim Zeitwechsel an demselben Orte oder in derselben räumlichen Lage. Man unterscheidet zunächst absolute und relative Bewegung und Ruhe. Jene ist die an sich gedachte Ortsveränderung eines Körpers oder sein an sich gedachtes Verharren an demselben Orte im unendlichen Raume, diese seine Ortsveränderung oder sein Verharren an demselben Orte in Beziehung auf andere Körper. Alle wahrnehmbare Bewegung und Ruhe ist aber in Wahrheit nur relativ; mit der theoretischen Idee der absoluten Bewegung und Ruhe überschreiten wir den Kreis der Erfahrung. Die relative Bewegung und Ruhe ist entweder wirklich oder

Digitized by Google

scheinbar. Wirklich heißt die Bewegung und Ruhe, wenn der bewegte Körper für bewegt und der ruhende für ruhend angesehen werden muß, scheinbar, wenn der bewegte Körper als ruhend und der ruhende als bewegt gilt. So ist die tägliche Bewegung der Erde um ihre Achse und die Ruhe des Fixsternenhimmels wirklich, die tägliche Sternbewegung aber und die Erdruhe scheinbar. Ob eine Bewegung scheinbar oder wirklich ist, ist oft sehr schwer festzustellen. So ist die Achsendrehung der Erde jahrtausendelang nicht als wirkliche Bewegung erfaßt worden, und es hat schwieriger Forschungen bedurft, sie nachzuweisen, und ebenso schwerer Kämpfe, die Wahrheit gegen das Vorurteil der Wissenschaft und des Glaubens zur Geltung zu bringen. Auch im Leben ist es nicht immer leicht, über Scheinbarkeit oder Wirklichkeit einer Bewegung zu urteilen. Denken wir uns z. B. auf ein Schiff versetzt, das auf dem Äquator von Osten nach Westen fährt, und denken wir uns ferner in ebenso schneller Bewegung, wie das Schiff fährt, auf demselben vom Bug zum Heck gehend. Wie steht es dann mit Bewegung und Ruhe? Wir bewegen uns scheinbar von Westen nach Osten — aber das Schiff fährt ebenso schnell von Osten nach Westen — also schließen wir, daß wir wirklich ruhen; aber wir bewegen uns ja nicht nur mit der Erdachsendrehung in bestimmter Geschwindigkeit von Westen nach Osten, sondern auch mit der Erde um die Sonne mit anderer Geschwindigkeit nach Westen und mit unserem ganzen Planetensystem in wieder anderer Geschwindigkeit und Richtung: Hier kümmern wir uns im alltäglichen Leben nur um das Nächstliegende und überlassen das Weitere dem wissenschaftlichen Forscher. — Zur Bestimmung jeder Bewegung gehört der vom Körper oder vielmehr seinem Schwerpunkt zurückgelegte Weg, die Bahn der Bewegung und die Zeitdauer der Bewegung. Geradlinig heißt die Bewegung eines Körpers, wenn derselbe seine Richtung während der Bewegung unverändert beibehält, krummlinig, wenn er sie stetig ändert. Gleichförmig heißt die Bewegung eines Körpers, wenn er stets in gleichen Zeiten gleiche Wegstrecken zurücklegt, ungleichförmig, wenn dies nicht der Fall ist. Aus der Kombination beider Gegensatzpaare ergibt sich die Vierzahl von Bewegungen: 1. Geradlinige gleichförmige, 2. geradlinige ungleichförmige, 3. krummlinige gleichförmige und 4. krummlinige ungleichförmige Bewegung. Bei den geradlinigen gleichförmigen Bewegungen

Digitized by Google

legt der bewegte Körper stets in gleichen Zeiten gleiche Strecken in derselben Richtung zurück. Geradlinig ungleichförmig heißt die Bewegung, wenn der bewegte Körper in gleichen Zeiten nicht gleiche Strecken in derselben Richtung zurücklegt. Der krummlinig gleichförmig bewegte Körper legt in gleichen Zeiten gleiche Strecken in verschiedener Richtung zurück, und der krummlinig ungleichförmig bewegte Körper legt in gleichen Zeiten nicht gleiche Strecken in verschiedener Richtung zurück. Eine ungleichförmige Bewegung heißt beschleunigt, wenn die in gleichen Zeiten zurückgelegten Wegstrecken stets wachsen, verzögert, wenn sie stets abnehmen. Das Verhältnis des in einem bestimmten Zeitabschnitte (der Sekunde) zurückgelegten Weges zur Größe dieses Zeitabschnittes heißt die Geschwindigkeit des Körpers. Gleichmäßig beschleunigt oder verzögert heißt die Bewegung eines Körpers, wenn seine Geschwindigkeit in gleichen Zeiten gleich viel zu- oder abnimmt. Besonders wichtige in der Physik oft zu behandelnde Bewegungsarten sind die Schwingung, die Drehung, die Wellenbewegung und die Strahlung. — Die Bewegung führen wir vom Standpunkt des Dynamismus (s. d.) aus in jedem Falle auf verursachende Kräfte zurück, und in den Bewegungen erforschen wir die Kräfte. Jede Änderung in dem Bewegungszustande eines Körpers leiten wir von einer Kraft ab. Wir fordern, daß kein bewegter Körper in Ruhe, kein ruhender in Bewegung geraten kann, ohne daß eine Kraft dies bewirkt (vgl. Beharrungsvermögen). Der Kinetiker sucht ohne Kräfte mit dem Begriff Impuls (s. d.) auszukommen. Einfach nennen wir die Bewegung, wenn wir sie auf eine Kraft, zusammengesetzt, wenn wir sie auf mehrere Kräfte zurückführen. Wirken auf einen Körper zwei Kräfte in gleicher Richtung, so ist die Geschwindigkeit gleich der Summe, wirken sie in entgegengesetzter Richtung, so ist die Geschwindigkeit gleich der Differenz derjenigen Geschwindigkeiten, welche beide Ursachen, einzeln wirkend, dem Körper erteilt haben würden. Wirken auf einen Körper zwei Kräfte, deren Richtungen einen Winkel bilden, so erfolgt die Bewegung in der Richtung und Größe der Diagonale desjenigen Parallelogramms, welches sich aus der Richtung und Größe der beiden Kräfte ziehen läßt (Parallelogramm der Kräfte). Eine Bewegung heißt frei, wenn ein Körper ungehindert der Wirkung der ihn bewegenden Kräfte folgen kann, unfrei, wenn ihm (wie bei einem

Digitized by Google

Eisenbahnzug oder den Teilen einer Maschine) eine feste Bahn vorgeschrieben ist. Unter der Größe der Bewegung versteht man die Gewalt, die ein bewegter Körper auf andere auszuüben vermag. Die Größe der Bewegung ist gleich dem Produkt aus der bewegten Masse und der Geschwindigkeit. — Die Bewegung ist ein Grundphänomen alles Geschehens in der Außenwelt. Frühzeitig hat sich daher der Blick der Naturforscher und Philosophen auf diesen Begriff gelenkt. Während unter den griechischen Philosophen Herakleitos (um 500) lehrte, daß sich alles in der Natur beständig bewege (*πάντα ῥεῖ*), haben die Eleaten (6. u. 5. Jahrh. v. Chr.) die Realität der Bewegung gänzlich geleugnet und die Bewegung für Sinnestrug erklärt; vor allem hat Zenon (geb. zw. 490 u. 485) die Lehre des Parmenides von der Nichtexistenz der Bewegung streng zu beweisen versucht. Aber seine Beweise schließen den mathematischen Fehler in sich ein, daß sie nicht beachten, daß die Summe einer unendlichen konvergierenden geometrischen Reihe unter einer endlichen Größe zurückbleibt. Anaxagoras (500 bis 428) sah die Bewegung nicht als eine dem Stoffe innewohnende Eigenschaft an, sondern als eine Wirkung einer vom Stoff zu trennenden Ursache, des Geistes (vgl. Nous). Aristoteles (384—322), der in der Bewegung den Übergang vom Möglichen zum Wirklichen sah (*ἡ τοῦ δυνάμει ὄντος ἐντελέχεια, ἥ τοιοῦτον κίνησίς ἐστιν*, Phys. III, 1 p. 201a 10f), unterschied vier Arten der Bewegung, Entstehen und Vergehen, Zunahme und Abnahme, Umwandlung und Ortsveränderung, erklärte die Bewegung für anfang- und endlos und führte sie auf einen unbewegten Beweger (Gott) zurück. Er hat aber das Wesen der Bewegung insofern nicht richtig verstanden, als er das Trägheitsgesetz nicht kannte und annahm, daß jeder einzelne bewegte Körper allmählich von selbst zur Ruhe käme. Thomas von Aquino (1225—1274) folgte bezüglich der Bewegungsursache Aristoteles. Auch Descartes (1596—1650), der in der Bewegung nur relative Ortsveränderung sah, betrachtete als Ursache der Bewegung Gott. Kant (1724—1804) hat in seiner Erstlingsschrift (Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte 1747) das Wesen der Bewegung, obwohl es in seiner Zeit bereits richtig erkannt war, noch mißdeutet, aber in seinen späteren Schriften, z. B. den Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, hat er es richtig bestimmt.

Digitized by Google

Die mehr oder weniger unbeweisbaren Spekulationen der Philosophen über die Bewegung wurden zuerst durch Galilei (1564—1641) und dann durch Newton (1642—1727) (Newtonsche leges motus) auf eine wissenschaftliche Grundlage gebracht.

Interessant, aber verfehlt ist Trendelenburgs (1802 bis 1872) Versuch, alles, sowohl das Sein als das Denken, auf die Bewegung (räumliche und konstruktive) zurückzuführen und den Raum und die Zeit aus der Bewegung, nicht umgekehrt die Bewegung aus dem Raum und der Zeit abzuleiten. — Vgl. Veränderung. — Newton, Philosophiae naturalis principia mathematica 1687. Laplace, Mécanique céleste 1799 f. Euler, Mechanica 1736. Möbius, Mechanik des Himmels, Lpz. 1843. Trendelenburg „Logische Untersuchungen", 3. Aufl. 1870. H. Planck, Das Bewegungsgesetz der Welt. 2. Aufl. Stuttgart 1908.

Bewegungen s. Körperbewegungen.

Bewegungsorgane. Die Fähigkeit der freien Ortsveränderung, bewirkt durch die Bewegung einzelner Körperteile, ist eine der wichtigsten Eigentümlichkeiten der tierischen Wesen. Zwar haben zahlreiche Tiere, wie Schwämme und Korallen, die Ortsbewegung aufgegeben, aber auch bei ihnen besteht die Bewegungsfähigkeit einzelner Körperteile fort, und der Laie unterscheidet meist nach dem Vorhandensein oder dem Fehlen freier Bewegungsfähigkeit die Zugehörigkeit der Organismen zum Tier- oder Pflanzenreiche. Den niederen tierischen Wesen dienen als Organe der Bewegung Zellfortsätze und Wimpernepithele, den höheren wesentlich die Muskulatur, die den Reiz von den motorischen Nerven erhält. Planktonpflanzen haben vielfach Schwimmorgane.

Beweis (erst nhd. von mhd. bewîsen = zeigen, belehren, gr. *ἀπόδειξις*, lat. argumentatio, demonstratio) heißt allgemein die Zurückführung eines Anzuerkennenden auf Anerkanntes oder, enger gefaßt, die Feststellung der Wahrheit eines (bejahenden oder verneinenden) Urteils. Diese Feststellung erfolgt durch Rückgang auf anerkannte Sätze und Ableitung des zu beweisenden Urteils durch Schlüsse aus diesen Sätzen. Beweis im engeren Sinne ist demnach die (syllogistische oder induktive) Ableitung eines Satzes aus unbezweifelten anderen Sätzen; es verbindet sich demnach beim Beweis in der Regel eine Anzahl von Schlüssen miteinander, so daß der Beweis umfangreicher und zusammengesetzter als ein Einzelschluß ist.

Digitized by Google

Man kann also den Beweis auch als eine Verbindung mehrerer Schlüsse bezeichnen. Der Beweis unterscheidet sich aber von den Polysyllogismen dadurch, daß die aneinandergefügten Schlüsse verschiedener Art sein können. Der zu beweisende Satz (thesis probanda) kann entweder ein Erfahrungs- oder ein Vernunftsatz sein. Die Beweisgründe (argumenta probandi), d. h. die Sätze, mit Hilfe deren bewiesen wird, werden gleichfalls entweder der Erfahrung entnommen und bestehen in Beobachtungen, Experimenten, Zeugnissen usw., oder sie stammen aus der Vernunft und ihren Gesetzen. Demnach unterscheidet man Erfahrungs- und Vernunftbeweise (induktive und deduktive, a posteriori und a priori, empirische und rationale). Die Sätze der Naturwissenschaft und der Geschichte werden meist induktiv, die Sätze der Mathematik meist deduktiv bewiesen. Der Art des Beweises (modus probandi) nach unterscheidet man den direkten oder ostensiven (demonstratio directa, ostensiva, *ἡ δεικτικὴ ἀπόδειξις*), welcher das zu Beweisende im geraden Gange aus vorausgeschickten Sätzen ableitet, von dem indirekten (demonstratio indirecta, *ἡ εἰς τὸ ἀδύνατον ἄγουσα ἀπόδειξις*) oder apagogischen Beweise, welcher darauf beruht, daß man das Gegenteil des zu Beweisenden zunächst als richtig annimmt, dann aber durch Folgerungen als falsch dartut und so die Richtigkeit des zu Beweisenden erschließt. Vermöge eines disjunktiven Obersatzes, welcher sämtliche positiven und negativen Möglichkeiten der betr. Sphäre erschöpft, kann der indirekte Beweis durch sukzessive Ausschließung aller anderen Möglichkeiten die übrigbleibende zur Gewißheit erheben. Er gibt aber nie eine Einsicht in die Gründe einer Wahrheit und wird meist nur bei der Umkehrung von bereits bewiesenen Sätzen oder bei dem Beweis verneinender Sätze angewandt. Der direkte Beweis ist progressiv oder regressiv, je nachdem er aus den Beweisgründen den zu beweisenden Satz (theorema) schrittweise folgert, oder diesen vorläufig als richtig voraussetzt und darauf schrittweise auf die unvermeidlichen Bedingungen zurückschließt, mit deren Wahrheit auch der fragliche Satz bewiesen ist. Die Beweiskraft (nervus probandi) hängt von den Beweisgründen ab; nur die sogenannten apodiktischen, d. h. die streng syllogistischen Beweise geben volle Gewißheit, die analogischen, induktiven und die oratorischen dagegen nur Wahrscheinlichkeit. Wissenschaftlich zulässig sind nur Beweise, die für alle Menschen

Digitized by Google

(ad omnes, *κατ' ἀλήθειαν*) gelten. Beweise, die nur für einen beschränkten Kreis von Menschen (ad hominem, *κατ' ἄνθρωπον*) Gültigkeit haben, entbehren jeder Berechtigung in der Wissenschaft. Im Rückgang des Schließens gelangt man stets zuletzt zu unbeweisbaren Grundsätzen, Prinzipien (s. d.) oder Axiomen (s. d.), so daß also jeder Beweis bis auf Prinzipien oder Axiome zurückgeführt, dann aber auf keine Weise fortgesetzt werden kann und, ohne das logische Bedürfnis voll zu befriedigen, abschließt. Diese Sachlage gibt dem Skeptizismus (s. d.) und Agnostizismus (s. d.) ein gewisses Recht und mahnt zur Vorsicht in den Behauptungen der Wissenschaft sowie zu steter Nachprüfung der Prinzipien und Axiome (vgl. Poincaré, Wissenschaft u. Hypothese, deutsch v. Lindemann. Leipzig 1904). — Wichtig beim Beweisen ist die Vermeidung von Fehlern. Die Beweisgründe dürfen weder an sich noch in bezug auf das Theorem ungehörig sein (ignoratio elenchi). Man darf nicht von einer falschen Prämisse ausgehen (*πρῶτον ψεῦδος*, error fundamentalis). Man darf nicht zu viel oder zu wenig beweisen wollen, (qui nimium [parum] probat, nihil probat). Ein anderer Fehler ist der Zirkel (circulus vitiosus, petitio principii, *τὸ ἐν ἀρχῇ αἰτεῖσθαι*, Diallele), bei dem das Theorem als Beweisgrund verwendet wird. Der Fehler des Hýsteron-Próteron (s. d.) entsteht, wenn man ein Argument verwendet, das schwieriger zu beweisen ist, als der Satz selbst. Beim apagogischen Beweis fehlt man, wenn man die Disjunktion unvollständig wählt. Bei der Verknüpfung der Glieder begeht man einen Sprung (saltus in demonstrando), wenn man notwendige Glieder ausläßt, dagegen eine Fälschung (fallacia falsi medii), wenn man falsche Glieder einschiebt. Unabsichtliche Fehler beim Beweisen heißen Fehlschlüsse (Paralogismen), absichtliche dagegen Trugschlüsse (Sophismen). — Aristoteles (384—322) definiert den Beweis als den direkten oder indirekten Schluß aus wahren Prämissen und Prinzipien (Top. I, 1 p. 100 a 27 *ἀπόδειξις μὲν οὖν ἐστίν, ὅταν ἐξ ἀληθῶν καὶ πρώτων ὁ συλλογισμὸς ᾖ ἢ ἐκ τοιούτων, ἃ διά τινων πρώτων καὶ ἀληθῶν τῆς περὶ αὐτὰ γνώσεως τὴν ἀρχὴν εἴληφεν*. Vgl. Analyt. post. I, 2, p. 71 b. 20). Kant (1724—1804) verlangt von jedem Beweise, daß er nicht überrede, sondern überzeuge, und daß sein Beweisgrund ein logischer Grund der Erkenntnis sei (Kr. d. U., § 90, S. 438). Fries (1773—1843) definiert: „Einen Satz beweisen heißt seine

Digitized by Google

Wahrheit aus der Wahrheit anderer Sätze ableiten." Für Ueberweg (1826—1871) ist der Beweis die Ableitung der materialen Wahrheit eines Urteils aus der materialen Wahrheit anderer Urteile. Sigwart (1830—1904) erklärt (Logik II, § 81): „Der Beweis eines Satzes ist die syllogistische Ableitung desselben aus anderen Sätzen, die als gewiß und notwendig erkannt sind, zuletzt also aus Definitionen und Axiomen". — Vgl. Ueberweg, Logik. Bonn 1882, § 135. Fries, System der Logik, 2. Aufl., Heidelberg 1819, § 72 ff. Wundt, Logik Bd. II, 3. Aufl., Stuttgart 1907, S. 65—85.

Bewußtsein (als Wort zuerst gebildet von Christian Wolf [1679—1754] und zugleich vom Gewissen deutlich unterschieden. Bei Wolf ist es noch meist in zwei Wörter getrennt: Bewußt sein, z. B. Vernünftige Ged. I, § 796) bedeutet zunächst den wachen Zustand des Menschen, in welchem er Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Strebungen in sich vorfindet (empirisches Bewußtsein). Das Bewußtsein besteht also darin, daß der Mensch überhaupt psychische Zustände und Vorgänge in sich vorfindet, kann aber seinem Grundwesen nach nicht weiter erklärt werden, da wir unbewußte Vorgänge uns nur nach den Eigenschaften, die sie im Bewußtsein annehmen, vorzustellen vermögen und somit die unterscheidenden Kennzeichen der bewußten und unbewußten Vorgänge und Zustände nicht angeben können. Aufgabe der Psychologie ist es, die im Bewußtsein stattfindenden Vorgänge (Empfindungen, Gefühle, assoziativen und apperzeptiven Verbindungen von Empfindungen und Gefühlen) aufzudecken und in ihre einfachsten und verwickelteren Funktionen zu verfolgen, sowie die begleitenden äußeren Umstände (Nervenvorgänge) festzustellen, unter denen das Bewußtsein vorkommt. Aber auch die Psychologie kann selbst mit Zuhilfenahme der Physiologie nicht das Wesen und die Ursachen des Bewußtseins aufdecken, und wir haben im Bewußtsein wohl den Ausgangspunkt, auf den wir das geistige Leben zurückführen können, aber für jenes selbst fehlt uns der weitere Ausgangspunkt. Insbesondere ist die Erklärung des Bewußtseins aus materiellen Vorgängen völlig unmöglich und hiermit dem Materialismus seine Grenze gesetzt (Wundt, Grundzüge der physiol. Psychologie, Bd. I, 6. Aufl., Leipzig 1908, S. 47 ff.; Bd. III, 5. Aufl., Leipzig 1903, S. 320 ff). — Aus dem empirischen Bewußtsein entwickelt sich durch Aufmerksamkeit und Willen das subjektive Be-

Digitized by Google

wußtsein; der Mensch wird sich namentlich mit Hilfe der beständigen Sinnesempfindungen und Bewegungsvorstellungen, die er von seinem eigenen Leibe empfängt, seiner selbst als Subjekt bewußt. Dieses Unterscheiden schreitet allmählich weiter fort; der Mensch unterscheidet sich als Subjekt von seinen Empfindungen, Vorstellungen usw., und diese wiederum unterscheidet er von den Dingen, durch welche jene erregt wurden. Indem sich der Mensch so als Subjekt, als Ich (s. d.) im Gegensatz zum Objekt, zum Nicht-Ich, erfaßt, erhebt er sich zum Selbstbewußtsein. Er erkennt die Summe von Seelenzuständen, welche er in sich vorfindet, als seine eigenen; er erfaßt sie ferner als Einheit und stellt sich über alle Zustände als den autonom mit ihnen schaltenden Herrn. Der erste Akt des Bewußtseins begreift also die Seelenzustände als Objekt, der zweite begreift sie als zugehörig zu einem Subjekt, der dritte erkennt, daß das Vorgestellte nur im vorstellenden Wesen, d. h. das Objekt im Subjekte, vorhanden ist. — Das Bewußtsein ist nun aber nicht nur eine Summe von inneren Zuständen und Vorgängen, sondern es ist eine Einheit, wenn auch eine sich allmählich verändernde Einheit, und als solche die Grundlage aller zusammenhängenden Erkenntnis, die uns mit der Wirklichkeit in Verbindung setzt. Aufgabe der Erkenntnistheorie ist es, die Beziehungen des Bewußtseins zu einer wirklichen Welt kritisch darzulegen. Hierfür ist Kants Kritik der reinen Vernunft das grundlegende Werk geworden. — Das Bewußtsein des einzelnen Menschen begleitet fast kontinuierlich das Leben, aber es ist doch kein völlig ununterbrochener Zusammenhang, sondern es wird unterbrochen durch Schlaf, Ohnmacht, Rausch, Vergessen, Fieber, Delirium, Wahnsinn. Auch hat man die einzelnen Bewußtseinszustände nach ihren verschiedenen Klarheitsgraden zu unterscheiden. Vor der Prägung des Ausdrucks Bewußtsein durch Chr. Wolf hat sich die Philosophie mit weniger bestimmten Begriffen wie Seele (*ψυχή*), Einsicht (*σύνεσις*), Denken (cogitatio), Apperzeption usw. beholfen. Auch Kant (1724—1804) verwendet noch Apperzeption neben Bewußtsein. Reinhold (1753—1823) stellt an die Spitze der Erkenntnistheorie den Satz des Bewußtseins: „Im Bewußtsein wird die Vorstellung vom Vorstellenden und Vorgestellten unterschieden und auf beides bezogen". Herbart (1776—1841) erklärte im Lehrb. d. Psychologie (1816), S. 16: „Man bedarf in der Psychologie durchaus eines Wortes, das die die Gesamtheit

Digitized by Google

alles gleichzeitigen wirklichen Vorstellens bezeichnet. Dafür findet sich auch kein anderes als das Wort Bewußtsein.“ Wundt (geb. 1832) definiert: „Da sich jedes psychische Gebilde aus einer Vielheit elementarer Vorgänge zusammensetzt, die weder sämtlich genau im selben Moment zu beginnen noch aufzuhören pflegen, so reicht der Zusammenhang, der die Elemente zu einem Ganzen verbindet, im allgemeinen stets über dieses hinaus, so daß verschiedene gleichzeitige wie sukzessive Gebilde selbst wieder, wenn auch loser, untereinander verbunden werden. Diesen weiteren Zusammenhang der psychischen Vorgänge nennen wir Bewußtsein“ (Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 15, 1, S. 246). — Vgl. Reflexion, Selbstbewußtsein, Apperzeption, Aufmerksamkeit. — G. Ulrich, Bewußtsein und Ichheit. Zeitschr. f. Philos. und philosoph. Kritik, Bd. 124, S. 58—79. J. Orth, Gefühl und Bewußtseinslage. 1903. R. Herberts, Bewußtsein, Unbewußtes, 1908. G. Uphues, Vom Bewußtsein. Osterwieck 1904. D. Draghicesco, Le problème de la conscience, Paris 1907. R. Odebrecht, Beiträge zu einer Systematik des reinen Bewußtseins. Magdeburg 1909. W. Wirth, Die experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. Braunschweig 1908. A. Rau, Das Wesen des menschlichen Verstandes und Bewußtseins. München 1910. H. Amshein, Kants Lehre vom Bewußtsein. Berlin 1909.

Beziehung heißt der psychische Vorgang, kraft dessen wir zwei Gebilde oder Vorgänge bewußt miteinander verbinden. Meist geht damit eine Vergleichung Hand in Hand. Die Beziehung ist eine der einfachsten Formen der Apperzeption. W. Wundt (geb. 1832) stellt drei Beziehungsgesetze auf: 1. das der Resultanten, 2. der Relationen und 3. der Kontraste (Grdr. der Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 22, S. 395 ff). — Vgl. Kategorieen, Relation.

Beziehungen. Methode der Beziehungen nennt Herbart (1776—1841) seine eigene metaphysische Methode. Sie besteht darin, daß die in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche beseitigt werden. Ergibt sich bei der Analyse eines Gegebenen ein Widerspruch zwischen Subjekt und Prädikat, so muß das Subjekt in mehrere Subjekte zerlegt und in dem Prädikat der Ausdruck für eine bestimmte Beziehung dieser Subjekte aufeinander gefunden werden. Hierdurch gelangt Herbart zu seinen Realen (s. d.) mit ihren Selbsterhal-

Digitized by Google

tungen als den wirklichen Wesen, überhaupt zu seiner gesamten Metaphysik.

Bienenfabel s. Maundeviles Bienenfabel.

Bildung bezeichnete bis auf Just. Möser (1720—1794) nur die körperliche Gestalt eines Wesens, seitdem bezeichnet es aber die edle Gestaltung des geistigen, gesellschaftlichen und sittlichen Lebens einer Person, und zwar zunächst im Gegensatz zur Ausstattung des Menschen durch die Natur, zur Roheit und Naivetät. Es liegt also in der Bildung des Menschen eine Anpassung an das Gegebene, an die Sitte, an die Kultur. Sodann liegt darin der Begriff einer gewissen Vervollkommnung, Abgeschlossenheit, Reifheit und Mustergültigkeit des menschlichen Wesens. Auch der Begriff der Vielseitigkeit ist von dem Begriff der Bildung nicht zu trennen. Ein gebildeter Arzt, Jurist, Lehrer usw. muß seine Wissenschaft beherrschen; aber er darf sich als Gebildeter nicht auf seinen Beruf beschränken. Der Gebildete besitzt nicht nur gründliche Fachkenntnis, sondern hat auch Sinn und Verständnis für alle wichtigen Gebiete menschlichen Strebens, für Wissenschaft und Kunst, für Religion und Politik, steht also mitten in den Kulturfragen seiner Zeit; und auch ohne besondere Fachkenntnis kann jemand gebildet sein, der für die menschlichen Interessen Sinn hat und die schuldige Rücksicht für die Mitmenschen hegt. Die höchste Stufe der Bildung ist die Humanität (s. d.), welche dünkelfrei zum Grundsatz den aus Terentius entnommenen Ciceronianischen Satz nimmt: homo sum, nil humani a me alienum puto. Diese umfaßt gleichmäßig die Bildung des Verstandes, des Gemütes und des Willens. Nicht nur eine Summe von Kenntnissen macht den Gebildeten, sondern moralische, ästhetische, philosophische und religiöse Reifheit, angebahnt durch Erziehung und zur zweiten Natur geworden durch das Leben, bilden den Inbegriff echter Bildung. Die Bildung findet aber ihre Grenze darin, daß sie weder geniale Anlagen des Menschen beeinträchtigen und zerstören, noch das Recht der Behauptung des eignen Charakters und der Persönlichkeit rauben darf. — Vgl. Kultur, Civilisation. — K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, 1884 ff. Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland. 2. Aufl. 1897. Das moderne Bildungswesen, in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I B, I S. 54 ff. Fr. Jodl, Was heißt Bildung? Wien 1909.

Digitized by Google

Bildungstrieb (lat. nisus formativus) nannte Blumenbach (1752—1840) das Formprinzip, welches in Pflanzen und Tieren die Materie organisiert und sich in der Erzeugung, Ernährung, Reproduktion und Heilung der Organismen geltend macht. Die neuere Naturforschung hat sich gegen die Annahme eines solchen Prinzips erklärt. — Der Begriff des Bildungstriebes ist nicht sehr verschieden von dem Begriff der „Lebenskraft" Liebigs, und es steckt in ihm der Gedanke, daß die biologischen Prozesse von den mechanischen, physikalischen und chemischen nach Kombination und Komplikation verschieden sind und ihrer eigenen Benennung bedürfen. Aber der Ausdruck Blumenbachs, der aus einer Zeit stammt, in der man allgemein von angeborenem Vermögen sprach, ist heutzutage aufgegeben. — Vgl. Vitalismus. — Blumenbach, Über den Bildungstrieb. Göttingen 1781, 3. Aufl., 1791. Suringer, De nisu formativo. Leiden 1824. H. Lotze, Medizinische Psychologie, Leipzig 1852. Frohschammer, Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses, München 1876.

Billigkeit (von mhd. billich = gemäß, geziemend) heißt die Geneigtheit, die Unvollkommenheiten des Rechts durch geeignete Maßregeln zu ergänzen. Der Billigdenkende wird also rechtlicher empfinden, als es der Buchstabe des Gesetzes vorschreibt. Die Billigkeit beim Rechtsakte zeigt sich z. B. in der Bereitwilligkeit, ein Gesetz da nicht anzuwenden, wo ein Fall eintritt, der von dem Gesetzgeber nicht vorausgesehen ist, oder auf den das Gesetz nicht paßt. Im Leben zeigt sich die Billigkeit in dem Streben, dem Guten und Bösen die rechte Vergeltung zu verschaffen und helfend und unterstützend einzugreifen, auch wo kein Gesetz es befiehlt, aber Sachlage und Person es angemessen erscheinen lassen. — Herbart (1776 bis 1841) rechnet die Billigkeit (neben der Idee der inneren Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens und des Rechtes) zu den praktischen Ideen, den Musterbegriffen, nach denen der wirkliche Geschmack über Wert und Unwert des Wollens urteilt, und findet ihre Wurzel in dem Mißfallen an der unvergoltenen Tat als einem gestörten Gleichgewicht. Die Idee der Billigkeit fordert nach ihm, daß keine Wohl- oder Übeltat unerwidert bleibt und ein gleiches Maß von Wohl oder Wehe auf den Täter zurückfällt, als er verursacht hat.

Biogenetisches Grundgesetz heißt das von Haeckel (geb. 1834) aufgestellte Gesetz: „Die Entwicklungsgeschichte eines

Digitized by Google

Tieres (Ontogenie) ist die kurze Rekapitulation seiner Stammesgeschichte (Phylogenie)". Es sollen danach die wichtigsten Organisationsstufen, welche die Vorfahren des einzelnen Tieres durchlaufen haben, wenn auch etwas modifiziert, in der Entwicklung des Tieres wieder auftreten. Der Mensch durchlaufe z. B. in seiner Entwicklungsgeschichte das Fischstadium, das Frosch-, das Perennibranchiatenstadium, der parasitische Krebs das Nauplius- und dann das Cyklopsstadium, weil ihre Vorfahren einmal fischähnlich, perennibranchiatenähnlich, nauplius- und cyklops-ähnlich gewesen seien. — Dem Gesetze, das nicht überall zutrifft und von Virchow verworfen worden ist, hat man auch mit Herbart und Ziller eine pädagogische Wendung dahin gegeben, daß die Erziehung des Einzelnen, die kulturhistorischen Stufen der Entwicklung der Vorfahren durchzumachen habe. — Vgl. Ontogenie, Phylogenie. — Hertwig, Zoologie. 4. Aufl. Jena, S. 30 ff. E. Häckel, Die Welträtsel. Stuttgart 1906. Generelle Morphologie. 2 Bde. Berlin 1906.

Biologie (neugeb. von gr. *βιολόγος* = Lebensdarsteller von *βίος* = Leben und *λόγος* = Lehre) heißt die Wissenschaft, die die Gesetze des organischen Lebens in allen gegenwärtigen und vergangenen Äußerungen umfaßt. Im engeren Sinne ist sie die Lehre von den Existenzbedingungen der Pflanzen und Tiere. Sie untersucht außerdem die Verbreitung der Organismen über die Erde, ihre Abhängigkeit von Klima und Bodenbeschaffenheit und die Veränderung ihrer Lebensweise und ihres Baus durch diese Faktoren. Im weiteren Sinne ist sie die gesamte Wissenschaft von den organischen Wesen, den Pflanzen und Tieren, und umfaßt die Botanik, Zoologie und einen Teil der Anthropologie. Der Ausdruck Biologie stammt von Lamarck (1774—1829), er ist aber erst in der Gegenwart allgemein gebräuchlich geworden. Die Wissenschaft selbst ist von Aristoteles (384—322) geschaffen (vgl. Organismus, Pflanze, Tier). Erneuert ist sie durch Wotton (1492 bis 1555), Cesalpino (1519—1603), Harvey (1578—1658), Haller (1708—1777), Linné (1707—1778), Darwin (1809 bis 1882) u. a. — Vgl. E. Rädl, Geschichte der biologischen Theorien. 2 Tle. Leipzig 1905/09. Parker, Vorlesungen über elementare Biologie, übersetzt von Hanstein. H. Spencer, The principles of biology. London 1898. W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 4. Aufl. Hamburg 1906. H. Simroth, Abriß der Biologie der Tiere. 2 Bde., Leipzig 1901.

Digitized by Google

R. H. Francé, Das Leben der Pflanze. Stuttgart 1905 ff. J. Reinke, Biologie und Philosophie. Berlin 1908. C. Zelinka, Alte und neue Probleme der Biologie. Czernowitz 1909. C. Matzdorff, Biologie. Breslau 1910.

Blödigkeit heißt die aus Mangel an Selbstvertrauen entspringende Schüchternheit im Verkehr mit anderen.

Blödsinn (nhd. seit dem 17. Jhdt. von mhd. blœde = gebrechlich, schwach, gr. ἄνοια, lat. stupiditas) heißt die hochgradige Schwäche des Geistes. Der Blödsinn hat verschiedene Stufen: die Dummheit, d. i. die Schwäche des Verstandes (die Albernheit, die kindische Auffassung der Dinge), den Stumpfsinn, der da entsteht, wo neben vorhandener Verstandesschwäche auch Gefühl und Wille wenig entwickelt sind, den Blödsinn im engeren Sinne, d. h. den völligen Mangel an Vorstellungen, Gefühlen und Bestrebungen, bei dem der Mensch zum Tiere herabgesunken ist. — Der Blödsinn ist entweder angeboren (Idiotismus) oder erworben (Dementia); der letztere tritt bei alten Leuten infolge von Hirnschwund (Puerilität) auf, oder er entsteht als Endstadium bei mannigfaltigen Gehirnkrankheiten. Auch fast alle Wahnsinns- und Tobsuchtsformen enden mit unheilbarem Blödsinn.

Bocardo heißt der fünfte Modus der dritten Schlußfigur mit besonders verneinendem Ober- und Schluß-, aber allgemein bejahendem Untersatz. Er hat die Form: MoP, MaS, SoP, z. B.: Einige ausgestellte Gemälde sind nicht verkauft. Alle ausgestellten Gemälde sind Kunstwerke ersten Ranges. Also sind einige Kunstwerke ersten Ranges nicht verkauft.

böse (ahd. bôsi = schlecht, unnütz, mhd. bœse von bôsa = Possen) heißt das Gegenteil von gut. Da nun unter gut nicht immer dasselbe, sondern bald das Nützliche, bald das Angenehme, bald das Schöne, bald das Sittliche verstanden wird, so hat auch der Begriff des Bösen vielseitige Bedeutung angenommen, und man spricht z. B. von einem bösen Geschwür, einer bösen Nachricht, einem bösen Gesicht und einem bösen Menschen. Im engeren Sinne ist aber böse soviel als unsittlich, unmoralisch. Das Wesen dieses Sittlich-Bösen besteht, soweit unser Verhältnis zu den Mitmenschen in Betracht kommt, vor allem in der Selbstsucht, in der rücksichtslosen Verfolgung des Selbsterhaltungtriebes. Dieser ist an sich natürlich; er äußert sich auch auf natürliche Weise in den Trieben nach Existenz, Nahrung, Eigentum,

Digitized by Google

Schmuck, Ehre, Macht usw. Solange wir diesen Trieben mit Maß, mit Vernunft und mit Berücksichtigung unserer Nebenmenschen folgen, kann unser Handeln nicht böse heißen. Erst die einseitige, egoistische Selbstbehauptung, welche den Forderungen der Sympathie und Gerechtigkeit widerspricht, ist böse. Das Sittlich-Böse hat aber außer in der Selbstsucht seinen Nährboden in allen Schwächen und Irrungen, die die natürliche menschliche Anlage zu normaler Entfaltung und Vervollkommnung hemmen und ablenken. — Den Ursprung des Bösen hat die Religion und Philosophie auf verschiedene Weise zu erklären versucht, ohne das Problem allgemeingültig lösen zu können. Der Parsismus leitet das Böse aus einem Weltprinzip ab und stellt dem Urheber des Guten, Ormuzd, den Urheber des Bösen, Ahriman, als von Anfang an existierend gegenüber. Dadurch wird aber der Begriff der Gottheit wesentlich eingeschränkt. Der Parsismus und der vom Parsismus beeinflußte und im 3. Jahrh. n. Chr. entstandene Manichäismus, der das Böse als selbständiges Prinzip ansieht, sind daher unvereinbar mit der reiferen Idee des Göttlichen. — Auch die Ableitung des Bösen durch Platon (427—347) aus der Materie (ὕλη) befriedigt nicht, weil das Böse dabei zu einem Negativen verflüchtigt und in den Stoff gelegt wird, während es doch positiv ist und vor allem in der Gesinnung, in der verkehrten Richtung des Willens liegt. — Ebensowenig genügt die Herleitung des Bösen aus der menschlichen Freiheit, mag man sie mit Origenes (185—254), Kant (1724 bis 1804) und Schelling (1775—1854) als transscendentalen Akt in einen Zustand vor der Geburt setzen, oder mit Augustinus (354—430), Schleiermacher (1768—1834) und Jul. Müller († 1875) in das Diesseits. Die Freiheit reicht nicht zu, um zu erklären, wie ein faktisch gutes Wesen böse werden konnte. Auch die Ableitung des Bösen aus einem Abfall von Gott, wie sie Plotinos (205—270) und Augustinus lehren, kann nicht als eine wirkliche Erklärung des Ursprungs des Bösen gelten; ebensowenig die Auffassung des Thomas von Aquino (1225—1274), der im Bösen ein Mittel zum Guten sieht, oder die Ableitung des Bösen aus Gott, wie sie Jakob Böhme (1575—1624), gestützt auf die Gegensätzlichkeit der Welt, die schon in Gott gesucht werden soll, unternimmt. — Ein andrer Versuch der Ableitung des Bösen findet sich in der indisch-neuplatonischen Ansicht

Digitized by Google

nach der zwar die gesamte Welt durch Emanation aus Gott hervorgeht, aber das Einzelne unberechtigt ist, sich als solches zu behaupten. Ähnlich behauptet Leibniz (1646—1716), in seiner Theodicee (1710), das Böse sei bei der Unvollkommenheit der Geschöpfe unvermeidlich, es habe mithin seinen Ursprung nicht in Gott, sondern in der Beschränktheit der endlichen Wesen. — Am ansprechendsten ist der Gedanke, den Ursprung des Bösen im Endlichen und Menschlich-Individuellen zu suchen und das Endliche mit dem Unvollkommenen, und das Menschlich-Individuelle mit der Selbstsucht zu identifizieren. Daran knüpft sich die ethische Forderung, das Böse zu überwinden. Der Naturzustand auf sozialem Gebiete darf nicht festgehalten, sondern muß zur Kultur veredelt werden, und der ethische Naturzustand muß einem höheren Zustande weichen (vgl. Bildung, Humanität). Von Natur ist der Mensch nicht das, was seine Entwicklung aus ihm machen kann. Dies zeigt die Betrachtung der menschlichen Entwicklung. Jedes Kind ist, solange es ohne Selbstbewußtsein ist, weder gut noch böse. Sobald aber der Selbsterhaltungstrieb erwacht, zeigen sich schlechte Eigenschaften, Selbstsucht, Trotz, Grausamkeit, Ungehorsamkeit usw. Da sich dann die Sinnlichkeit jahrelang entwickeln kann, ehe die Vernunft durch die Erziehung ausgebildet wird, so findet sich der zum Selbstbewußtsein erwachte Mensch zu seinem Schrecken in einem Zustande vor, den Kant das „radikale Böse“ genannt hat, der aber mit der menschlichen Entwicklung unvermeidlich verknüpft ist. Jetzt erst beginnt in dem Menschen der andauernde sittliche Kampf gegen das Böse. — Das Böse ist somit ein ethischer Begriff, der zugleich eine kulturhistorische Bedeutung hat. Was auf einer noch unerzogenen Stufe menschlicher Entwicklung erklärlich und entschuldbar ist, wird auf einer höheren Unsittlichkeit. Der verwandte metaphysische Begriff ist das Übel (s. d.). — Vgl. radikal, Theodicee. — Herbart, Gespräche ü. d. Böse. Königsb. 1818. Blasche, Das Böse im Einklang mit der Weltordnung. Leipzig 1827. Jul. Müller, Christl. Lehre v. d. Sünde. 3. Aufl. Breslau 1849. Fr. Paulsen, System der Ethik. 7. u. 8. Aufl. Stuttgart 1906. E. Fuchs, Gut und Böse. Wesen und Werden der Sittlichkeit. Tübingen 1908. B. C. Engel, Schiller als Denker. Berlin 1908. (Darin: Das Böse bei Kant und Schiller. S. 163 ff.) W. Anger, Die Stellung des Bösen in der Weltanschauung Schleiermachers. Jena 1909.

Digitized by Google

Brahma heißt in der indischen Philosophie, die namentlich in ihren Anfängen ein religiöses Gewand trägt und nicht auf der Grundlage der positiven Wissenschaft beruht, das All-Eine, das im eignen Selbst (âtman) liegt, „das über Hunger und Durst, über Kummer und Wirrsal, über Alter und Tod hinweg ist", in dem die Seele, wenn sie erkennt: Tat twam asi (Das bist du) (s. d.), der Pein des Wanderns überhoben, ihre Ruhe findet. Die Lehre vom Brahma findet sich vor in alten religiös-philosophischen Schriften der jungvedischen Epoche, die Upanishaden genannt werden. — Vgl. Pantheismus. — H. Oldenberg, Die Indische Philosophie in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, V, S. 32 f. A. Weber, Indische Literatur, S. 210—220. Griswold, Brahman. New-York 1902. S. Tattvabushan, The philosophy of Brahmism. London 1910.

Braidismus s. Hypnotismus.

Buridans Esel ist der Name des erdachten Beispiels, durch welches der Scholastiker Buridan (1300—1358) zu Paris seine Ansicht von der Unmöglichkeit der Willensfreiheit zu erläutern versucht haben soll. Es ist zur sprichwörtlichen Wendung geworden. Buridan soll, um seine Behauptung zu beweisen, das Beispiel eines hungrigen Esels gewählt haben, welcher, zwischen zwei gleich große, gleich beschaffene, in gleichem Abstande befindliche Heubündel gestellt ist und nun nach Buridans Ansicht sich nicht zu entscheiden vermag, von welchem Bündel er zuerst fressen soll, der daher verhungern muß. In Buridans Schriften findet sich dies Beispiel nicht; in der Ethik des Spinoza wird aber darauf angespielt. Vielleicht hat ein Gegner Buridans das Beispiel zu seiner Verspottung erfunden. Übrigens ist der durch das Beispiel veranschaulichte Gedanke nicht Buridans oder seines Gegners Eigentum. Schon Dante, Parad. IV, 1—3 sagt: „Zwischen zwei gleich entfernten und gleich anlockenden Speisen würde der Mensch eher Hungers sterben, als daß er bei der Willensfreiheit eine von ihnen zwischen die Zähne brächte", und Aristoteles (de caelo II, 13 p. 295 b 32) weist schon wie auf ein bekanntes Beispiel und Bild auf den „heftig Hungernden und Dürstenden hin, der gleich weit von Speise und Trank entfernt ist und der in Ruhe verharren muß". (Siehe Schopenhauers Schriften. Leipzig 1877. IV. 2. Aufl. S. 58.)

burlesk s. komisch.

Digitized by Google

C.

C bezeichnet in der Logik die Contraposition (s. d.), d. h. diejenige Umkehrung eines Urteils (Vertauschung von Subjekt und Prädikat), bei der außer der Relation zwischen Subjekt und Prädikat noch die Qualität (s. d.) des Urteils verändert wird, die Quantität (s. d.) dagegen beim allgemein bejahenden (a) und beim partikulär verneinenden (o) Urteil unverändert bleibt, beim allgemein verneinenden Urteil (e) dagegen verändert wird und die Modalität (s. d.) keine Änderung erleidet. Durch Contraposition wird aus a:e, aus e:i und aus o:i; i ist nicht kontraponierbar. In dem neu entstandenen Urteil wird das kontradiktorische Gegenteil des Prädikates des ursprünglichen Urteils Subjekt, woraus sich der Name Contraposition erklärt. Das bejahende Urteil: Alle Kreistangentenvierecke sind Vierecke, deren Gegenseitensummen einander gleich sind, wird z. B. durch Contraposition in das verneinende Urteil umgewandelt: Alle Vierecke, deren Gegenseitensummen einander nicht gleich sind, sind nicht Kreistangentenvierecke. — Innerhalb der scholastischen Namen für die Schlußmodi (s. d.) bezeichnet **c** das kontradiktorische Gegenteil des Schlußsatzes. Wenn man nämlich die Modi der zweiten und dritten Figur auf die der ersten Figur zurückführen will, so hat man bei denjenigen Schlußmodi, deren Namen ein **c** im Inlaut enthält (Baro**c**o und Bo**c**ardo) zunächst das kontradiktorische Gegenteil des Schlußsatzes für wahr anzunehmen und dann zu zeigen, daß diese Annahme mit einem Schluß nach Barbara (s. d.) in Widerspruch steht, daß sie mithin unmöglich ist und daß damit die Richtigkeit ihres kontradiktorischen Gegenteils, also des ursprünglichen Schlußsatzes, gesichert ist; **c** bedeutet demnach hier die Führung durch die dem Schlußsatz entgegengesetzte Behauptung oder durch das Unmögliche (ductio per contradictoriam propositionem sive per impossibile). Den Schluß z. B. nach Bocardo (s. d.): Einige Geladene sind nicht gekommen; alle Geladenen sind meine Freunde; folglich sind einige meiner Freunde nicht gekommen (Mo P, Ma S, So P), reduziere ich auf Barbara, indem ich zunächst das kontradiktorische Gegenteil von (So P): Einige meiner Freunde sind nicht gekommen, für wahr annehme, nämlich (Sa P): Alle meine Freunde sind gekommen. Nun würde aber aus diesem Satze (Sa P) und

Digitized by Google

aus dem Untersatze: Alle Geladenen sind meine Freunde (MaS) nach Barbara folgen: Alle Geladenen sind gekommen (MaP). Dieser Satz steht aber im Widerspruch zu dem Obersatz (MoP): Einige Geladene sind nicht gekommen. Also ist die Annahme, daß das kontradiktorische Gegenteil des Schlußsatzes von Bosardo, nämlich: Alle meine Freunde sind gekommen, richtig sei, falsch; daher muß der Schlußsatz in Bocardo: Einige meiner Freunde sind nicht gekommen, richtig sein. Ähnlich läßt sich Baroco (s. d.) auf Barbara zurückführen. — Vgl. Impossibilität. — Ueberweg, System der Logik, § 113.

In der Physik bedeutet **c** die Geschwindigkeit der Bewegung (celeritas), z. B. in der Formel: $c = \frac{s}{t}$, welche besagt, daß die Geschwindigkeit eines Körpers gleich dem Quotienten aus dem durchlaufenen Raume (s) und der durchlaufenen Zeit (t) ist.

Calculus Minervae heißt zunächst der Stein (= die Stimmabgabe) der Athena (Minerva), wodurch nach Aischylos (Eumen. 742/3) Orestes freigesprochen wurde, weil hiermit die Zahl der freisprechenden und die Zahl der verurteilenden Stimmen gleich wurde (*ἀνὴρ ὅδ' ἐκπέφευγεν αἵματος δίκην, ἴσον γάρ ἐστι τ' ἀρίθμημα τῶν πάλων*). Die Abstimmung der Minerva ist dargestellt auf dem corsinischen Silberbecher. Baumeister, Denkm. d. kl. Alt. n. 1316 (vgl. Christ, Gesch. d. griech. Lit. 3. Aufl., München 1898, S. 221). In weiterer Bedeutung bezeichnet calculus Minervae einen vom Zufall oder vom Lose abhängigen Spruch, den Zufall selbst oder auch ein Gottesgericht.

Calemes heißt der zweite Modus der vierten Schlußfigur, in dem der Obersatz allgemein bejaht, der Unter- und der Schlußsatz allgemein verneinen. Er hat die Form: PaM, MeS, SeP, z. B. Alle materiellen Güter sind trüglich; nichts Trügliches hat bleibenden Wert; also ist nichts, was bleibenden Wert hat, materielles Gut.

Calvus (lat.) der Kahlkopf, (gr. *φαλακρός*) heißt ein Fangschluß des Eubulides (4. Jahrh. v. Chr.). Er besteht in der Frage: „Wieviel Haare muß man jemandem ausziehen, damit er kahlköpfig wird?" — Vgl. Diog. Laert. II, § 108.

Camestres heißt der erste Modus der zweiten Schlußfigur, in dem der Obersatz allgemein bejahend, der Unter- und der

Digitized by Google

Schlußsatz allgemein verneinend sind. Er hat die Form: PaM, SeM, SeP, z. B. Alle Raubtiere fressen Fleisch; kein Wiederkäuer frißt Fleisch; folglich ist kein Wiederkäuer ein Raubtier.

Cardinaltugenden s. Kardinaltugenden.

Cartesianismus heißt die Lehre des Descartes (1596 bis 1650) und seiner Schüler. Sie beginnt skeptisch, aber ihren Wissensdrang und ihr Bedürfnis nach Gewißheit offenbarend, mit dem Zweifel an allem demjenigen Wissen, das vor dem philosophischen Denken erworben ist (de omnibus dubitandum), und schreibt der Philosophie eine rationalistische (geometrische) Methode vor. Sie geht (mit Augustinus) von der Selbst- und Seinsgewißheit des Denkens (cogito, ergo sum) zu der Aufstellung der Klarheit und Deutlichkeit als Kriteriums der Wahrheit (omne est verum, quod clare et distincte percipio); von da zu der Annahme allgemeiner Causalität (nihil ex nihilo fit), zu dem ontologisch geführten Nachweis der Existenz eines wahrhaftigen Gottes, der als unendliche Substanz aufgefaßt wird, und zu der dualistischen Aufstellung zweier endlichen Substanzen, der ausgedehnten (extensa) und denkenden (cogitans), der Materie und des Geistes; sie endigt in der mechanistischen, den Zweckbegriff ausschließenden Erklärung aller Naturvorgänge, die nur den Begriff von Druck und Stoß voraussetzt, die Fernkräfte verwirft und zu einer Äther- und Wirbeltheorie führt (vgl. Fontenelle, Sur la pluralité des mondes 1686), sowie in der Scheidung von Leib und Seele am Menschen. Aus dem Cartesianismus hat sich der Occasionalismus (s. d.) entwickelt. Der ethische Standpunkt des Cartesianismus hat eine individuelle, aristokratische Färbung und empfiehlt den Anschluß an Gesetze und Gewohnheiten, an gemäßigte und verbreitete Maximen. — Am charakteristischsten für den Cartesianismus ist der scharfe Dualismus von Geist und Körper, Seele und Leib. Dem Prinzip des influxus physicus (s. d.) gegenüber war diese Lehre des Cartesianismus ein Fortschritt, an sich aber eine unhaltbare Idee. Sie zu beseitigen, strebte die nachfolgende Philosophie (Spinoza, Leibniz, auch Kant). — Vgl. cogito, ergo sum. — K. Jungmann, René Descartes. Eine Einführung in seine Werke. Leipzig 1908. A. Kastil, Stud. z. neueren Erkenntnistheorie (I Descartes). Halle 1909. A. Bilharz, Descartes, Hume und Kant. Eine kritische Studie zur Geschichte der Philosophie. Wiesbaden 1910.

Casualismus (nlt.) s. Kasualismus.

Digitized by Google

Casuistik (franz. casuistique) s. Kasuistik.

causa sui (lat.), Selbstursache, nannten die Scholastiker Gott. Der Begriff drückt aus, daß Gott sich selbst geschaffen habe und durch nichts außer ihm selbst bedingt sei. Auch Suarez (1548—1617), Descartes (1596—1650), Spinoza (1632 bis 1677), Schelling (1775—1854) und Hegel (1770—1831) nahmen diesen Begriff auf. Fest geprägt hat ihn besonders Spinoza, der die causa sui und die Substanz (Gott und Natur, deus sive natura) einander gleich setzte. Die erste Definition des ersten Teiles seiner Ethik lautet: „Per causam sui intelligo id, cuius essentia involvit existentiam, sive id, cuius natura non potest concipi nisi existens". (Unter causa sui verstehe ich dasjenige, dessen Wesen die Existenz einschließt, oder dasjenige, dessen Natur als existierend vorgestellt werden muß.) Hieran schließt sich der Nachweis, daß die Substanz Gott, Natur und causa sui ist. Schelling lehrt, daß Gott in sich den Grund seiner Existenz hat. Hegel sieht in jeder Ursache eine causa sui, die sich in den endlichen Dingen auseinandergezogen hat. — Der Begriff der causa sui schließt den logischen Widerspruch in sich ein, daß durch ihn etwas zugleich als nicht existierend und als existierend gesetzt wird. Wenn die essentia Ursache der existentia sein soll, so müßte sie als Ursache schon existieren, während sie andrerseits, da durch sie erst die existentia verursacht wird, noch nicht existieren müßte. Ursache kann im Gegensatz zur Wirkung nur dasjenige heißen, was vor einem anderen als existierend gedacht werden muß. Vor allem aber beruht der Begriff der causa sui in dem Sinne genommen, daß er eine essentia involvens existentiam bezeichnet, auf einer fehlerhaften Definition des Daseins, nach der das Dasein zugleich mit dem Wesen eines Begriffs gegeben sein könnte. Erst Kant (1724—1804) hat in seiner Kritik der Beweisgründe des Daseins Gottes und vor allem des ontologischen Beweises (Kr. d. r. V., S. 592 bis 602) den richtigen Begriff des Daseins aufgestellt und nachgewiesen, daß das Dasein kein Merkmal des Begriffs, sondern absolute Position ist. Er hat hierdurch den Begriff causa sui aufgelöst. — Vgl. Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes. Königsberg 1763.

Causalität (nlt. causalitas, franz. causalité = Ursächlichkeit), Kausalität, bezeichnet das Verhältnis von Ursache (s. d.) und Wirkung. Auf dem Gesetz der Causalität, nach dem jede Wirkung

Digitized by Google

eine Ursache voraussetzt, beruht die Physik (physische Causalität). Das Causalitätsgesetz als Grundlage der Naturwissenschaft ist zuerst von Leukippos (5. Jahrh. v. Chr.) in der Form ausgesprochen: Nichts geschieht ohne Ursache, sondern alles geschieht kausal und mit Notwendigkeit: *οὐδὲν χρῆμα μάτην γίγνεται, ἀλλὰ πάντα ἐκ λόγου τε καὶ ὑπ' ἀνάγκης* (Stob. Eclog. I, 3, 160). Von den neueren Philosophen hat zuerst Descartes (1596—1650) auf die Allgemeingültigkeit des Causalitätsgesetzes hingewiesen (nihil ex nihilo fit). Die Gültigkeit des Causalbegriffs hat dagegen David Hume (1711—1777) in seinem Inquiry concerning human understanding (London 1748) bestritten: Die kausale Verbindung der Tatsachen wird uns nach Hume weder durch Schlüsse a priori, noch durch Erfahrungen gegeben. Alle Causalitätsschlüsse beruhen vielmehr nur auf der Gewohnheit. Der Verstand wird, wenn sich ähnliche Fälle wiederholen, durch die Gewohnheit bestimmt, bei Erscheinung einer Begebenheit diejenige, die sie regelmäßig begleitet, ebenfalls zu erwarten. Aber wir wissen nichts von dem inneren Band der sich begleitenden Begebenheiten. — Demgegenüber hat Kant (1724—1804) in seiner Kr. d. r. V. die Apriorität der Causalität und der anderen Kategorien nachzuweisen versucht. — Ebenso wie die Physik des Begriffes der Causalität bedarf, bedarf seiner auch die Psychologie (psychische Causalität) zur Erklärung der Willenshandlungen. Der aus der Assoziationspsychologie entstandene psychologische Materialismus (Münsterberg, Grundzüge der Psychologie Bd. I, 1900. Vorw. S. VIII) bestreitet freilich das Vorhandensein einer psychischen Causalität; aber die Psychologie kann dieses Begriffes kaum entbehren. — Vgl. Ursache, Zweck, Teleologie, Kategorie, Freiheit, Determinismus. — Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. 6. Aufl., I. Bd. Leipzig 1908, S. 7 ff. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 313 ff. Laas, Kausalität des Ich. Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. Bd. 4. A. Frenzel, Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaften. Leipzig 1905. R. Reinke, Die Kausalität. (Die Welt als Tat. Kap. V) 4. Aufl., Berlin 1905. C. Stumpf, Über das allgemeine Kausalgesetz. Berlin 1909. W. Wundt, Logik. 3. Aufl., Leipzig 1906, Bd. I, S. 574 ff. J. Peterson, Kausalität, Determinismus und Fatalismus. München 1909.

Causalnexus heißt die Verbindung der Vorgänge durch die Begriffe von Ursache und Wirkung. Die Nachweisung des

Digitized by Google

Causalnexus ist die Grundlage jeder wissenschaftlichen Betrachtung der Dinge.

Causalprinzip heißt der Grundsatz, nach dem jedes Ding seine Ursache haben muß: „Alles, was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt" (Kant, Kr. d. r. V., S. 189).

Cavillation (v. lat. cavillari = verspotten) heißt Trugschluß.

Celarent heißt der zweite Modus der ersten Schlußfigur, in dem der Obersatz allgemein verneint, der Untersatz allgemein bejaht und der Schlußsatz wieder allgemein verneint. Er hat die Form: MeP, SaM, SeP, z. B. Kein Körper ist ohne Gewicht; alle Gasarten sind Körper; folglich ist keine Gasart ohne Gewicht.

Cesare heißt der dritte Modus der zweiten Schlußfigur mit allgemein verneinendem Ober- und Schlußsatz und allgemein bejahendem Untersatz. Er hat die Form: PeM, SaM, SeP, z. B. Die Affekte beruhen nicht auf Vorsatz; die Tugenden beruhen auf Vorsatz; also sind die Tugenden nicht Affekte. (Arist. Eth. Nicom. II, 4 p. 1106 a 2 *ὀργιζόμεθα μὲν καὶ φοβούμεθα ἀπροαιρέτως, αἱ δὲ ἀρεταὶ προαιρέσεις τινές, [πάθη οὖν οὐκ εἰσιν αἱ ἀρεταί]*).

cessante causa cessat effectus (lat.), wenn die Ursache aufhört, hört die Wirkung auf, ist ein falscher mittelalterlicher Satz, der durch die richtige Fassung des Trägheitsgesetzes und des Begriffes der Bewegung umgestoßen ist. — Vgl. Beharrungsvermögen, Bewegung.

Chaos (gr. *χάος* v. *χαίνω* = gähne) bezeichnete bei den griechischen Dichterphilosophen den Urzustand der Welt, den man sich als rohe, ungestaltete, verworrene, ungeordnete Masse vorstellte (Ovid. Met. I, 7: rudis indigestaque moles). Man dachte sich, daß das Chaos erst später durch ein höheres Prinzip: Streit, Liebe, Verstand, Gott u. dgl. geordnet und gestaltet worden sei. Den Gegensatz zum Chaos bildete der Kosmos (gr. *κόσμος*), die gesetzlich geordnete Welt. — Vgl. Ektropismus.

Characteristica universalis (sc. ars) heißt allgemeines Zeichensystem. Leibniz (1646—1716) strebte danach, die philosophische Methode, um sie demonstrativ zu machen, in einen allgemeinen philosophischen Kalkül umzuwandeln und so ein unbedingt gültiges Begriffssystem mit einer wissenschaftlichen Universalsprache und Begriffsschrift zu schaffen, die in einem leicht verständlichen, den Begriffsinhalt sicher bezeichnenden

Digitized by Google

Zeichensystem bestände. Diese Universalsprache ist also ihrem Wesen nach eine Mathesis, ihrer Außenseite nach eine Characteristica universalis. In neuerer Zeit sind diese Bestrebungen von G. Frege wieder aufgenommen (vgl. G. Frege, Begriffsschrift 1879. Grundgesetze der Arithmetik 1893). Auch von England, Amerika und Italien sind ähnliche Versuche ausgegangen (Boole, Jevons, Mc-Coll, Peirce, Peano usw.). Immer bleibt aber der Kreis der Gedanken, die durch eine solche Universalsprache ausgedrückt werden können, ein beschränkter, und nur Spezialwissenschaften, wie die Mathematik und Chemie, bedienen sich bisher mit Erfolg eines solchen Hilfsmittels. — Vgl. Algorithmus, Ideographik.

Charakter (gr. *χαρακτήρ* = Prägewerkzeug, Gepräge, Merkzeichen, schon bei den Griechen vom technischen Gebiete auf das geistige übertragen, von *χαράσσω* = prägen) heißt allgemein die Willensart eines Menschen. Im weiteren Sinne hat jeder Mensch einen Charakter, auch der Charakterlose, dem Stärke des Willens fehlt und dessen schwankende Willensart es ist, unbeständig zu sein. Im engeren Sinne heißt Charakter dagegen soviel als bleibende Willensart, Willensstärke. Charakter im engeren Sinne ist demnach das bleibende Wesen des Menschen, wie es sich auf Grund angeborener Anlagen durch Gewöhnung und Erziehung und durch eigene Arbeit zu vernünftiger, zusammenhängender und fester Selbstbetätigung entwickelt hat. Der Charakter in dieser engeren Bedeutung zeigt sich in der Entschiedenheit und Folgerichtigkeit des Handelns nach Grundsätzen. Die Konsequenz kann Entschiedenheit im Guten oder Bösen sein. Einen guten Charakter besitzt nur der Mensch, der seinen Willen durch sittliche Grundsätze leiten läßt. Nur ein solcher bleibt von Zerrissenheit des Gemüts, Zerfahrenheit des Begehrens und Unschlüssigkeit im Handeln verschont, indem sich bei ihm Einsicht und Wille zur sittlichen Freiheit vereinigen. „Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt", sagt Goethe (Spr. in Pr. 587). Kant (1724 bis 1804) lehrt: „Von einem Menschen schlechthin sagen zu können: ‚er hat einen Charakter', heißt sehr viel von ihm nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt; denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt. Wenn man unter dieser Benennung überhaupt das versteht, wessen man sich zu ihm sicher zu versehen hat, es mag Gutes oder

Digitized by Google

Schlimmes sein, so pflegt man dazu zu setzen: er hat diesen oder jenen Charakter, und dann bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Charakter aber schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subjekt sich selbst an bestimmte praktische Prinzipien bindet, die es sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft sein dürften, so hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln (nicht wie ein Mückenschwarm bald hierher, bald dahin abzuspringen), etwas Schätzbares und Bewunderungswürdiges in sich, wie es dann noch etwas Seltenes ist. — Alle anderen guten und nutzbaren Eigenschaften (des Menschen) haben einen Preis — das Talent einen Marktpreis — das Temperament einen Affektionspreis —, aber der Charakter hat einen inneren Wert und ist über allen Preis erhaben" (Kant, Anthropologie, S. 264 f). — Aristoteles (384—322) gebraucht in seiner Poetik noch das Wort ἤθη statt χαρακτῆρες. Durch Theophrastos (um 372 bis 287), den Schüler des Aristoteles, findet das Wort Charakter seine philosophische Einführung und wird in ethischer und in literarisch-ästhetischer Beziehung verwandt. Im Mittelalter bezeichnete Charakter ein der Seele durch die Sakramente unverlierbar eingeprägtes Zeichen. Die allgemeine Verwendung des Wortes Charakter in seiner jetzigen Bedeutung datiert von La Bruyères Schrift: Les caractères de Théophraste et les mœurs de ce siècle. Paris 1687. Nach Herbart (1776—1841) ist der Charakter die Art der Entschlossenheit, das, was der Mensch will, verglichen mit dem, was er nicht will. Eine Anlage zur Charakterfestigkeit ist das Gedächtnis des Willens. — Vgl. Th. Ribot, Die Persönlichkeit. Deutsch v. E. Papst. Berlin 1894. Baumann, Über Willens- und Charakterbildung. Berlin 1897. Wille und Charakter. 1905. Adickes, Charakter und Weltanschauung. Tübingen 1907. R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, 3. Aufl., Leipzig 1904, S. 35 ff. H. Höffding, Psychologie in Umrissen auf Grundlage d. Erfahrung. Leipzig 1908. S. Smiles, Der Charakter. Deutsch v. H. Schmidt. Leipzig 1910.

charakterologisch heißt den Charakter betreffend. Charakterologie (namentlich durch Bahnsen [1830 bis 1881] in Aufnahme gekommen) heißt die Lehre vom Wesen und von dem Entwicklungsgang des Charakters. — Vgl. Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie, 2 Bde., Leipzig 1867.

Digitized by Google

Chemie heißt die Lehre von den Eigenschaften und Veränderungen des Stoffes der Körper. Sie ist als exakte Wissenschaft jung und hat ihre Methode, die Analyse und Synthese der Stoffe unter Kontrolle der Stoff- und Gewichtsverhältnisse, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen. Ihre Vorläuferin ist die Alchymie gewesen. Ihre enge Verknüpfung mit der Physik hat sie in neuerer Zeit in der physikalischen Chemie gefunden. — Vgl. Ostwald, Leitlinien der Chemie. Leipzig 1906. Die wissenschaftlichen Grundlagen der analytischen Chemie. 5. Aufl., Leipzig 1910.

chronometrische Hilfsmittel (Chronoskop, Chronograph) heißen elektrische Registrierapparate, welche bis auf $^1/_{1000}$ Sekunde sicher sowohl den Zeitpunkt eines Sinneseindrucks wie den Zeitpunkt der durch den Sinneseindruck hervorgerufenen Reaktionsbewegung des Beobachters angeben. Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, III, S. 383 ff.

circulus vitiosus heißt der logische Fehler, der beim Beweisen (circulus in probando) unterläuft, wenn das zu Beweisende wieder als Beweisgrund gebraucht wird, also wenn A durch B, B aber wieder durch A, oder wenn A durch B, B durch C, C durch D usw., D aber wieder durch A bewiesen wird, wenn z. B. der Beweis für Gottes Dasein aus der Bibel, der Beweis für die Glaubwürdigkeit der Bibel aber daraus, daß sie Gottes Wort enthält, abgeleitet wird. — Vgl. Ueberweg, System der Logik, § 137.

Civilisation heißt derjenige Zustand in der Entwicklung der einzelnen Völker und der Menschheit, in welchem sie die Barbarei überwunden haben, zu geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen aufgestiegen sind und geschichtliche Bedeutung gewinnen. Die Civilisation geht der vollen Kulturentwicklung eines Volkes voran und bildet die erste Stufe der Kultur. — Vgl. Kultur, Bildung.

clare et distincte (lat.) heißt klar und deutlich. Die Begriffe Klarheit und Deutlichkeit sind viel verwendet worden in den philosophischen Untersuchungen von Descartes, Leibniz und Herbart. Descartes (1596—1650), für den Klarheit und Deutlichkeit einer Erkenntnis das Kriterium ihrer Wahrheit war, definierte: Klar nenne ich die Erkenntnis, welche der aufmerksamen Seele gegenwärtig und offen ist, gleichwie

Digitized by Google

man das klar gesehen nennt, was dem Blick des Auges gegenwärtig ist und denselben ausreichend kräftig und offen in Bewegung setzt. Deutlich nenne ich die Erkenntnis, welche, bei vorhandener Klarheit, von allen anderen Erkenntnissen so unterschieden und abgegrenzt ist, daß sie nur Klares in sich enthält (Claram voco illam [perceptionem], quae menti attendenti praesens et aperta est, sicut ea clare a nobis videri dicimus, quae oculo intuenti praesentia satis fortiter et aperte illum movent; distinctam autem illam, quae quum clara sit, ab omnibus aliis ita seiuncta est et praecisa, ut nihil plane aliud, quam quod clarum est, in se contineat. Princ. philos. I, 45). Leibniz (1646—1716) erklärte: Klar heißt eine Erkenntnis die zur Erkenntnis des vorgestellten Gegenstandes ausreicht, deutlich, wenn ich die Merkmale, die ausreichen, um den Gegenstand von anderen zu unterscheiden, im einzelnen aufzählen kann, vorausgesetzt, daß der Gegenstand auch wirklich solche Merkmale und Bestandteile besitzt, in die sein Begriff zerlegt werden kann (clara — cognitio est, quum habeo, unde rem repraesentatam agnoscere possim, — distincta, quum possum notas ad rem ab aliis discernendam sufficientes separatim enumerare, licet res illa tales notas atque requisita revera habeat, in quae notio eius resolvi possit (Meditat. de cognitione, veritate et ideis 1664). Herbart (1776—1841) versteht dagegen unter Klarheit die Unterscheidung eines Begriffes von allen anderen Begriffen, unter Deutlichkeit die Unterscheidung der einzelnen Merkmale eines (zusammengesetzten) Begriffes voneinander. — Wundt (geb. 1832) versteht unter Klarheit die relativ günstigere Auffassung eines psychischen Inhalts, unter Deutlichkeit die in der Regel mit der Klarheit verbundene bestimmtere Abgrenzung gegenüber anderen psychischen Inhalten (Grundr. d. Psych., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 13, 4, S. 252). Der Klarheitsgrad eines psychischen Inhalts kann übrigens ebensowenig wie ein Intensitätsgrad oder Qualitätsgrad erklärt werden, sondern es kann nur auf ihn als auf eine unmittelbar wahrgenommene und selbständig veränderliche Eigenschaft der psychischen Inhalte hingewiesen werden (Grundz. der physiol. Psychol., I. Bd., 6. Aufl., Leipz. 1908, S. 541). Am verbreitesten dürfte heute noch immer die Herbartsche Auffassung beider Begriffe sein. — Vgl. deutlich, klar, verworren; dunkel, psychische Maßmethoden.

Classification (franz. classification) s. Klassifikation.

Digitized by Google

Coëfficient, Koeffizient (franz. coëfficient, nlt. coefficiens) mitwirkender Faktor, heißt der bestimmte Faktor in einem Produkt oder der konstante Bestandteil in einer Funktion, wenn außer diesem Faktor oder diesem Bestandteil noch andere allgemeine Faktoren oder variable (veränderliche) Bestandteile vorhanden sind.

Coëxistenz (franz. coexistence), auch Simultaneität, heißt das Zugleichsein, das gleichzeitige Zusammenbestehen. Die Coëxistenz ist eine der Eigenschaften, die allem Räumlichen beiwohnt. — Coëxistenz der Gegensätze an den Dingen, d. h. das gleichzeitige Vorkommen entgegengesetzter Eigenschaften an ein und demselben Dinge, nahm Herakleitos (um 500 v. Chr.) an. In der beständigen Veränderung der Dinge ist z. B. ein Ding zugleich warm im Verhältnis zu einem kälteren, und kalt im Verhältnis zu einem wärmeren.

Cölibat (lat. caelibatus) heißt Ehelosigkeit. Der Cölibat kann entweder ein freiwilliger oder ein erzwungener sein. Der Zwang kann im letzteren Falle ein politisch-sozialer, oder ein religiöser, oder ein physischer sein. Aus religiösen Gründen ist namentlich im Orient schon im frühen Mittelalter und dann aus kirchenpolitischen Gründen in der katholischen Kirche (seit 1074), nachdem schon lange die Virginität als besonders heilig galt, die Ehe der Geistlichkeit verworfen worden. (Non liberari potest ecclesia a servitute laïcorum, nisi liberantur clerici ab uxoribus. Greg.) Auch Philosophen haben oft die Ehe verschmäht, so die Epikureer, Spinoza, Leibniz, Kant und Schopenhauer. Die rein menschliche Entscheidung muß anders ausfallen als die konfessionelle. Abgesehen von den Fällen der physischen oder ökonomischen Unfähigkeit zu heiraten, ist kein Mensch lediglich aus sittlichen Gründen verpflichtet, ehelos zu bleiben. Die Ehe ist vielmehr die moralische Vervollkommnung, die der menschliche Geschlechtsverkehr angenommen hat, und der Normalzustand der Erwachsenen. Natur und Sitte legen aber bis jetzt bei Eingehung der Ehe dem Manne die Pflicht des Werbens, der Frau die passivere Haltung auf, so daß für die Frau die Ehelosigkeit schon die Zwangslage des Lebens ist, falls sie nicht geworben wird. In diesem Punkte sind Verschiebungen, soweit Konvention und Sitte in Betracht kommen, für die Zukunft wohl denkbar. — Vgl. Ehe.

cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich) lautet der Fundamentalsatz des Descartes (1596—1650), durch den er die Philosophie auf die Selbstgewißheit des Denkens ge-

Digitized by Google

gründet hat. Wie die Skeptiker Montaigne und Charron ging er bei Beginn seiner philosophischen Orientierung vom vollständigen Zweifel an allem in der Jugend erlernten Wissen aus; aber gerade durch dieses „methodologische Zweifeln" suchte er den festen Ausgangspunkt für die Philosophie, indem er schloß, daß der Mensch, wenn er auch alles in Zweifel ziehe, doch eins, nämlich daß er zweifelt, also denkt, dabei nicht bezweifeln könne. — Genau würde nun folgen: Ich denke, also wird gedacht; Cartesius aber wandte den Gedanken von der Tatsache des Denkens sofort auf ein denkendes, unausgedehntes substantielles Ich hin, dem er die Existenz beweislos zuschrieb, während nur die Existenz des eigenen Denkens für das zweifelnde Subjekt nachgewiesen war. Ähnliches wie der Fundamentalsatz des Descartes findet sich schon bei Augustinus (Soliloqu. 2, 1. Tu, qui vis te nosse, scis esse te? Scio. Unde scis? Nescio. Simplicem te sentis an multiplicem? Nescio. Moveri te scis? Nescio. Cogitare te scis? Scio.) — Vgl. Zweifel. — Novelle unter demselben Titel in G. v. Ompteda, „Vom Tode", 1893.

Coincidentia oppositorum, Zusammenfall der Gegensätze nahm schon Anaximandros von Milet (geb. um 611 v. Chr.) im Urstoff, dem Apeiron (*ἄπειρον*) an. Nikolaus von Kues (1401—1464) ließ diesen Zusammenfall in Gott stattfinden, der zugleich das absolut Größte und Kleinste sei. Ihm folgten Giordano Bruno (1548—1600) und Schelling (1775 bis 1854). — Vgl. docta ignorantia.

Collision (lat. collisio, von collidere = zusammenstoßen) s. Kollision.

Combination (mlt.) s. Kombination.

Common sense (engl.) s. Gemeinsinn.

comparativ (lat.) s. komparativ.

complex (lat. v. complecti) s. komplex.

Complexus heißt der Inhalt des Begriffes (s. d.). — Vgl. Zahl.

Complicationen, Komplikationen, nennt die neuere Psychologie nach dem Vorgange von Herbart und Wundt die simultanen Assoziationen zwischen psychischen Gebilden disparater Sinnesgebiete. Die meisten zusammengesetzten psychischen Gebilde vereinigen disparate Sinneseindrücke in sich, beruhen also auf Komplikationen. Doch sind die Komplikationen die loseste Form der simultanen Assoziationen, bewahren

Digitized by Google

aber andrerseits ihre simultane Einheit dadurch, daß unter den verbundenen psychischen Gebilden eines dominierend ist, und zwar ist bei den Verbindungen direkter Eindrücke mit reproduzierten Gebilden der direkte Eindruck der herrschende. Beim Sprechen dominieren z. B. die akustischen Elemente über die optischen Wortbilder; beim Lesen ist es umgekehrt. Vielfach verbinden sich mit dem Anblick sichtbarer Gegenstände leise reproduzierte Eindrücke der äußeren oder inneren Tastempfindungen. (Wundt, Grundr. d. Psych., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, 12, S. 285—286. Grundr. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903. III, S. 541 ff. Logik, 3. Aufl. Stuttgart 1906, Bd. I, S. 22—24. — Vgl. Assoziationen, Verschmelzungen, Assimilationen, sukzessive Assoziationen.

Conceptualismus (v. lat. conceptus = Zusammenfassung, Begriff) heißt diejenige Umwandlung des Nominalismus bezüglich der Auffassung des Wesens des Allgemeinen, welche durch Thomas v. Aquino (1225—1274) eingeleitet und durch Wilh. v. Occam († 1347) abgeschlossen wurde. Während der strengere Nominalismus Roscellins die Möglichkeit allgemeiner Vorstellungen überhaupt bestritt und die Begriffe nur auf die sprachliche Bezeichnung einer Mehrheit konkreter Vorstellungen durch die Einheit des Wortes zurückführte, trat der Conceptualismus für das Gegebensein allgemeiner Vorstellungen als psychischer Phänomene ein (universalia post rem). Thomas v. Aquino ließ, über den Conceptualismus hinausgehend und dem Realismus zuneigend, das Allgemeine außer in den Begriffen auch im göttliche Geiste und den Dingen gegeben sein, Wilh. v. Occam dagegen schrieb ihm streng conceptualistisch nur psychische Existenz zu. Auch nach dem Mittelalter ist der Gegensatz zwischen Nominalismus und Conceptualismus von neuem aufgetreten, indem Hobbes, Berkeley, Hume, Mill u. a. für den Nominalismus, Locke, Reid, Brown für den Conceptualismus Partei nahmen. So leugnet Hobbes (1588 bis 1679, de corpore 2, 10), daß die Allgemeinheit irgendwie im psychischen Prozesse zum Ausdruck gelange; Berkeley (1685—1753) bezweifelt die allgemeinen Ideen (Treat. conc. the princ. of hum. knowl. Introd. X—XIV). Locke (1632 bis 1704) hingegen spricht ausdrücklich von allgemeinen Ideen, die, aus den konkreten durch Loslösung von den Bestimmungen des Raumes, der Zeit und anderem, was sie zu Vorstellungen von einzelnen Dingen macht, entstanden, das den konkreten

Digitized by Google

Sinnesvorstellungen Gemeinsame zusammenfassen, und legt dem Erkenntnisvermögen geradezu die Funktion zur Bildung solcher Begriffe bei. (Locke, Essay concerning human understanding, III, 3, § 6.) — Vgl. Nominalismus, Universalien, Realismus.

conclusio (lat.) heißt Schluß oder Schlußsatz (s. d).

conclusio sequitur partem debiliorem (lat. der Schluß folgt dem schwächeren Teil) ist ein Satz der Logik, welcher besagt, daß, wenn eine der beiden Prämissen eines Syllogismus der schwächere Teil ist, d. h. negativ oder partikulär ist, auch der Schlußsatz es sein muß. — Vgl. Schluß.

concret (v. lat. concrescere = zusammenwachsen) s. konkret.

Concretianer heißen diejenigen Psychologen, welche annehmen, die Seele sei mit dem Leibe durch die ursprüngliche Erzeugung beider gleichsam zusammengewachsen. — Vgl. Traducianismus.

Concursus dei (lat.) heißt die Mitwirkung Gottes bei der Verbindung der Vorgänge in der Seele und dem Leibe des Menschen. Eine solche Mitwirkung nahmen die Occasionalisten Clauberg, Louis de la Forge, Cordemoy, Geulincx (1625 bis 1669) und Malebranche (1638—1715) an, da sie jeden unmittelbaren Einfluß der Seele und des Leibes aufeinander leugneten. Bei Gelegenheit des leiblichen Vorganges rufe Gott in der Seele die Vorstellung hervor, bei Gelegenheit des Wollens bewege Gott den Leib.

Conditio, sine qua non (lat.) heißt die unerläßliche Bedingung. Der Begriff gründet sich auf den Satz: Posita conditione ponitur conditionatum. (Wenn die Bedingung gesetzt ist, so ist auch das Bedingte gesetzt.) — Vgl. Bedingung.

Conformismus nennt O. v. d. Pfordten (Heidelberg 1910) seine Philosphie der normativen Werte. — Vgl. Wert.

conjunktive Urteile s. konjunktive Urteile.

Connex (lat. connexus) s. Konnex.

consecutiv (lat.) s. konsekutiv.

Consectarium (lat. consectarium) heißt Schlußsatz (s. d.), aber auch Folgesatz, Zusatz, Corollarium (s. d.) oder Porisma (s. d.).

Consensus gentium (lat.), die übereinstimmende Ansicht der Völker, heißt der Beweisgrund, dessen sich eine der Demonstrationen für das Dasein Gottes schon in der alten Philosophie (Cicero) und dann später oft bedient hat. Er schließt auf das Dasein Gottes aus der Allgemeinheit des Gottesglaubens.

Digitized by Google

Doch kommt ihm nur ein beschränktes Recht zu. Es ist zwar wahr, daß völlige Religionslosigkeit nur sehr selten selbst bei unzivilisierten Völkern vorkommt, aber die Gottesvorstellungen sind bei den verschiedenen Völkern so verschieden, daß sich aus dem allen Gemeinsamen keine brauchbare Gottesvorstellung ableiten läßt.

Consequenz (lat. consequentia von consequi = folgen) s. Konsequenz.

Constabilierte Harmonie nannte der Theosoph Em. v. Swedenborg (1688—1772) die Ordnung des mechanisch-organischen Weltsystems, das er in seiner Schrift Oeconomia regni animalis 1740 darstellte. — Vgl. prästabilierte Harmonie.

Constante (lat. die Beharrliche, Unveränderliche, c.), Konstante, heißt in allen mathematischen und philosophischen Formeln im Gegensatz zur Variabeln (Veränderlichen) diejenige Zahl, die sich nicht verändert.

Constitution (lat. constitutio) heißt die körperlich-seelische Beschaffenheit des Menschen. Sie wird sowohl durch die Größe, Stärke und Lebensfähigkeit der einzelnen Organe, als auch durch das Geschlecht und das Temperament (s. d.) von innen heraus, sowie durch die geographischen und klimatischen Verhältnisse, unter denen der Mensch lebt, von außen her bestimmt. — Vgl. Staatsverfassung.

constitutiv, konstitutiv (lat. constitutivus v. constituere = bestimmen), nennt man die wesentlichen Merkmale eines Begriffs; konstitutive Sätze ferner heißen die grundlegenden, objektiv gültigen Sätze einer Wissenschaft, während regulativ diejenigen Sätze genannt werden, welche nur die subjektive Richtschnur zur zweckmäßigen Behandlung eines Erkenntnisobjekts angeben. So ist z. B. nach der Auffassung Kants (1724—1804) die Naturzweckmäßigkeit ein regulatives, aber kein konstitutives Prinzip der Forschung, und so ist nach ihm der Gebrauch aller Ideen innerhalb der theoretischen Philosophie nur regulativ, nicht konstitutiv; dagegen ist der Satz: „Alles, was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt" ein konstitutives Prinzip der Naturforschung.

Construction (lat, constructio v. construere = zusammenstellen) s. Konstruktion.

Contemplation (lat. contemplatio = Betrachtung), Beschaulichkeit, heißt derjenige psychische Zustand, in dem sich der Geist von den äußeren Eindrücken und individuellen

Digitized by Google

Schranken freizumachen versucht, um sich in sein bleibendes Inneres, in das Reich Ideen oder in Gott zu versenken. — Vgl. Mystik.

Contiguität (lat. contiguitas = Angrenzung) heißt Berührung in Raum und Zeit. — Auf der Berührung in Raum und Zeit beruht das eine der Assoziationsgesetze, das z. B. Alexander Bain (1818—1903) im Anschluß an Hume (the mention of one appartment in a building naturally introduces an inquiry or discourse concerning the others [Contiguity] Inquir. Sect. III), Hartley und James Mill so ausdrückt: „Handlungen, Wahrnehmungen, Gefühlsregungen, die gleichzeitig entstehen oder sich unmittelbar folgen, haben das Bestreben, sich zusammen zu reproduzieren und so aneinander zu haften, so daß, wenn hinterdrein die eine ins Bewußtsein tritt, auch die andere mitvorgestellt wird."

contingent (lat. v. contingere = berühren), benachbart heißen solche Artbegriffe einer Gattung, die in einer Reihe von Gegensätzen einander nahestehen, wie gelb und weiß. — Vgl. Beiordnung. — Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, Bd. I, S. 132ff.

Contingenz (franz. contingence von lat. contingere = sich ereignen) heißt Zufälligkeit, Zufall, die Möglichkeit des Geschehens (Eintretens) und Nichtgeschehens (Nichteintretens). Den Gegensatz zu dem Begriffe der Contingenz bildet die Notwendigkeit (necessité) des Geschehens (Eintretens). Ob der Zufall ein Prinzip des Geschehens oder nur ein Prinzip der Betrachtung ist, ist noch heute strittig. Mit dem Begriffe des Zufalls arbeitet der kosmologische Beweis für das Dasein Gottes, der e contingentia mundi (aus der Zufälligkeit der Welt) folgendermaßen geführt wird: Die Welt im Einzelnen und als Ganzes ist nicht notwendig; nun aber muß man für sie als Ursache etwas Notwendiges annehmen, welches allbedingend, unbedingt und ein erstes ist; also verbürgt die zufällige Welt das Dasein eines absolut notwendigen, positiven und kausalen Wesens. In der Gedankenrichtung dieses Beweises fordern Aristoteles (384—322) und im Anschluß an ihn Leibniz (1646—1716) und Wolf (1679—1754) einen ersten Beweger, Cicero (106 bis 43 v. Chr.), Diodor v. Tarsus († 394) und Augustinus (354—430) eine zeitliche erste, allbedingende Ursache. Selbst Kant (1724—1804) hat trotz seiner kritischen Einwendungen gegen das kosmologische Argument ihm doch einen gewissen

Digitized by Google

Wert beigelegt. Die Schulform lautet: Alles Existierende muß eine Ursache haben, die entweder ein durch sich selbst notwendiges Wesen oder wieder verursacht ist, bis zuletzt auf eine nicht zufällige, sondern notwendige Ursache zurückgegriffen wird. Dieses Wesen muß als ein allerrealstes gedacht werden. Das Bedenkliche dieses Beweises liegt aber, wie Kant ausführt, namentlich darin, daß er die unendliche Kausalitätsreihe an einer Stelle willkürlich abbricht und daß die Identifizierung des schlechthin notwendigen Wesens mit dem allerrealsten ein unbewiesener Sprung ist (Kant, Kr. d. r. V., S. 603—620). Vgl. Zufall. — W. Windelband, Die Lehren vom Zufall. Berlin 1870. E. Boutroux, De la loi de contingence des lois de la nature. Paris. 4. Aufl., 1904.

Continuität (lat. continuitas) heißt Stetigkeit (s. d.); continuierlich heißt stetig.

Contradictio (lat. contradictio) heißt derjenige Widerspruch, der in der Bejahung und Verneinung ein und desselben Begriffes liegt. — Principium contradictionis heißt der Satz des Widerspruchs, d. h. der Satz, der die logische Unzulässigkeit des kontradiktorischen Widerspruchs ausdrückt. Er lautet nach der neueren, seit Leibniz (1646—1716) üblichen Fassung: „A ist nicht Nicht-A." „Ein und derselbe Begriff kann nicht das nämliche zugleich sein und nicht sein." Er ist die unmittelbare, aber durch die Negation hindurchführende Konsequenz des Identitätsgesetzes (s. d., vgl. A = A) und hat subjektive und objektive Gültigkeit: Widersprechendes kann nicht zusammen sein, ohne sich zu beschränken und aufzuheben. Hegel (1770—1831) hatte Unrecht, wenn er sagte, alles Existierende sei der daseiende Widerspruch. Aus dem Satze des Widerspruchs folgt der Satz vom „ausgeschlossenen Dritten" (s. d.). Contradictio in adjecto, der Widerspruch im Beigelegten, entsteht, wenn von einem Subjekt ein Prädikat ausgesagt wird, das ihm direkt widerspricht, z. B. der eckige Kreis, das hölzerne Eisen. — Vgl. Enthymem. — Wundt, Logik. 3. Aufl. I. Bd. Stuttgart 1906, S. 553 f.

contradiktorisch, kontradiktorisch, sich widersprechend, nennt man zwei entgegengesetzte Begriffe, von denen der eine die Verneinung des anderen ist: A und Non-A. Häufig ist in der Philosophie der mathematische Gegensatz der positiven und negativen Größen irrtümlich mit dem kontradiktorischen Gegensatz verwechselt worden. Zur Klärung dieser Begriffe hat zuerst bei-

Digitized by Google

getragen Kants (1724—1804) Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763.

Contraposition, Kontraposition, (spätlat. contrapositio = Gegensatz, eigentlich die Umwandlung eines Gliedes in sein kontradiktorisches Gegenteil) heißt in der Logik diejenige Umkehrung eines Urteils, bei welcher die Relation (Verhältnis von Subjekt und Prädikat, von Bedingung und Bedingtem) verändert wird, zugleich aber auch das zweite der ursprünglichen Glieder (das Prädikat) die Negation in sich aufnimmt, und die Qualität des Urteils sich ändert. — Im kategorischen Urteil wird also bei der Kontraposition das kontradiktorische Gegenteil des Prädikats zum Subjekt gemacht, und die Qualität des Urteils geht in die entgegengesetzte über; im hypothetischen wird das kontradiktorische Gegenteil des bedingten Satzes zum bedingenden, und an die Stelle einer bejahenden Verbindung zwischen beiden Urteilsgliedern tritt eine verneinende und umgekehrt. Aus dem allgemein bejahenden kategorischen Urteil wird also ein allgemein verneinendes, aus: Jedes S ist P: kein Non-P ist S, und aus dem allgemein bejahenden hypothetischen ein allgemein negierendes, aus: Jedesmal wenn A ist, ist B, niemals wenn B nicht ist, ist A. — Aus dem allgemein verneinenden kategorischen Urteil wird ein partikulär bejahendes, aus: Kein S ist P: Mindestens einige Nicht-P sind S, und aus dem allgemein verneinenden hypothetischen Urteil ein partikulär affirmierendes, aus: Niemals, wenn A ist, ist B: mindestens in einigen Fällen, wo B nicht ist, ist A. — Aus dem partikulär verneinenden kategorischen Urteil wird ein partikulär bejahendes, aus: Einige S sind nicht P: Einige Non-P sind S, und aus dem partikulär verneinenden hypothetischen Urteil ein partikulär bejahendes, aus: Zuweilen, wenn A ist, ist B nicht: Mindestens in einigen Fällen, wenn B nicht ist, ist A. Besonders bejahende Urteile lassen sich nicht kontraponieren. Also wird durch Kontraposition aus a: e; aus e: i; aus o: i; i ist nicht zu kontraponieren. Der Ausdruck Kontraposition geht auf Boëthius (480—525) zurück, der von einer conversio per contrapositionem (de syll. categ. 1, p. 587) redet.

contra principia negantem disputari non potest heißt: Gegen den, der die Prinzipien leugnet, läßt sich nicht streiten. Dieser Satz ist ein logischer Grundsatz für das wissenschaftliche Disputieren. Man muß sich zuerst mit dem Gegner über die Voraussetzungen einigen, auf Grund deren der

Digitized by Google

Streit entschieden werden soll. Es hilft z. B. nichts, mit einem Menschen zu disputieren, der unsere Vernunft für unfähig hält, die Wahrheit überhaupt zu erkennen.

conträr, konträr, (vom lat. contrarius = entgegengesetzt) heißen die Begriffe, welche innerhalb derselben Gattung am weitesten voneinander abliegen, z. B. Anfang und Ende, a und z, schwarz und weiß, groß und klein, alt und jung, während kontradiktorisch diejenigen heißen, deren einer den anderen einfach verneint, z. B. A und Non-A, sterblich und nicht sterblich. Kontradiktorische Gegensätze entstehen nur bei einer zweiteiligen Einteilung, konträre bei einer mehrteiligen. Ein Mensch ist z. B. lebend oder tot, ein lebendiger steht entweder im Kindheits-, Jugend-, Mannes- oder Greisenalter. Auf der Vermischung des konträren und kontradiktorischen Gegensatzes beruht die antithetisch-synthetische Methode Hegels. — Vgl. Beiordnung, contingent, disjunkt, interferierend, Hegelianismus. — R. Haym, Hegel und seine Zeit. Berlin 1857. Wundt, Logik. Bd. I. 3. Aufl. Stuttgart 1906, S. 132 f.

Contrast, Kontrast, (franz. contraste) heißt das Gegenüberstehen sich widersprechender oder stark voneinander abweichender Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen und Gefühle. Vorstellungspaare mit dem größeren Kontraste befinden sich in höherer Klarheit als solche mit dem geringeren Gegensatze. Jeder Kontrast erregt unsere Aufmerksamkeit, unterbricht die Eintönigkeit und ist mithin ein wichtiges ästhetisches Mittel. Der Kontrast von Empfindungen zeigt sich auf verschiedenen Sinnesgebieten, z. B. beim Gesichtsinne. Legt man zwei aus demselben mattschwarzen Papier geschnittene kongruente Figuren, die eine auf einen weißen, die andere auf einen grauen Untergrund, so erscheint das Schwarz der ersteren Figur dunkler als das der letzteren. Die Helligkeit, in der ein Lichteindruck empfunden wird, hängt also nicht nur von seiner eigenen Reizstärke, sondern auch von seiner Umgebung ab, und die Empfindung erscheint da stärker, wo der Gegensatz zwischen der Reizstärke des Objektes und der seiner Umgebung stärker ist. Man redet in diesem Falle von einem Kontrast der Empfindungen und bezeichnet alle Kontaktwirkungen der Lichterregung als Kontrasterscheinungen (Wundt, Grundr. d. physiol. Psychol. II. Bd. 6. Aufl. Leipzig 1910, S. 218 ff). Ebenso wie es einen Kontrast der Empfindungen gibt, gibt es einen Kontrast der Gefühle, dessen Begleitung vielleicht erst den

Digitized by Google

Unterschied der Empfindungen zu einem Gegensatze ausprägt (II. S. 236 ff).

Contrastgefühle heißen nach W. Wundt (geb. 1832) solche, in denen sich Lust und Unlust so mischt, daß bald diese, bald jene vorherrscht. Ein solches ist z. B. das Kitzelgefühl (Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. Bd. II, 6. Aufl. Leipzig 1910, S. 322 f. Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, S. 194).

Contrat social s. Staat.

Conversion, Konversion, (lat. conversio v. convertere = umkehren) heißt in der Logik diejenige Umkehrung eines Urteils, bei welcher die Relation (Beziehung von Subjekt und Prädikat, Bedingung und Bedingtem) verändert wird. Im kategorischen Urteil wird durch Konversion das Subjekt zum Prädikat und umgekehrt. Im hypothetischen Urteil wird der bedingende Satz zum bedingten und umgekehrt. Man unterscheidet zwei Arten der Konversion: 1. die einfache Umkehrung ohne Quantitätsänderung (conversio simplex); 2. die Umkehrung mit Veränderung der Quantität (conv. per accidens). Allgemein bejahende Urteile sind nur dann einfach umkehrbar, wenn sie reziprokabel sind, d. h. wenn P und S sich vollständig decken, z. B. Alle Fixsterne sind Sonnen — alle Sonnen sind Fixsterne. Allgemein bejahende Urteile, in welchen sich S und P nicht vollständig decken, sind nur unter Beschränkung der Quantität umkehrbar (conv. per accidens). Beispiel: Alle Eschen sind Bäume — einige Bäume sind Eschen. Allgemein verneinende Urteile sind rein umkehrbar; partikulär bejahende Urteile sind rein umkehrbar; aus partikulär verneinenden Urteilen kann durch Konversion überhaupt nichts gefolgert werden. Ein Gedächtnisvers hierfür lautet:

E, I simpliciter vertendo signa manebunt,
Ast A cum vertis, signa minora cape!

Er besagt: Kehrt man E, I einfach um, so bleibt die Quantität des Urteils, kehrt man A (per accidens) um, so ändert sie sich.

coordiniert heißt beigeordnet (s. Beiordnung).

Copula s. Satz.

copulativ (lat. copulativus v. copula = Verbindung), kopulativ, heißen diejenigen Urteile, welche nur ein Prädikat, aber mehrere Subjekte haben, z. B.: Sowohl die Germanen als auch die Romanen und Slawen sind Indogermanen. Die verneinende Form

Digitized by Google

heißt auch remotives Urteil, z. B.: Weder Herodes noch Pompejus verdienen den Beinamen des Großen. — Vgl. conjunctiv.

cornutus (lat.), der Gehörnte (gr. κερατίνης), heißt ein Fangschluß des Eubulides (4 Jhrdt. v. Chr.). Er besteht in der Frage: „Hast du deine Hörner verloren?" Bei Bejahung schließt sich die Folgerung an: „Also hast du Hörner gehabt"; bei Verneinung: „Also hast du sie noch". Der Name cornutus wird auch allgemein für einen Fangschluß gebraucht. — Vgl. Hörnerfrage, Dilemma.

Corollarium (lat. corollarium = Zugabe, Anhang) heißt ein Folgesatz oder Zusatz. Ist z. B. erwiesen, daß die drei Winkel eines Dreiecks = 2 R sind, so folgt daraus das Corollarium, daß nur ein Winkel im Dreieck ein rechter sein kann.

Corpuskeln s. Korpuskeln.

Corpuskularphilosophie heißt die Atomistik, weil sie Körperchen als letzte Bestandteile der Dinge annimmt. — Vgl. Korpuskeln.

Correspondenz der Geister, d. h. Verkehr der Geister auf übersinnliche Weise, wird von einigen Philosophen, wie Schopenhauer, J. H. Fichte, Ulrici, und Mystikern, wie Perty, Schubert u. a. angenommen. Die Möglichkeit einer solchen Correspondenz behaupten besonders die Spiritisten. Doch sind die Zeugen dafür meist fragwürdig in objektiver und subjektiver Hinsicht; zum Teil sind sie als Schwindler entlarvt worden, wie Slade. Die von den Geistern gegebenen sogenannten Offenbarungen sind durchweg höchst platt, ja oft absurd. So wird mit Kant (Träume eines Geistersehers usw., 1766 usw.) füglich jeder Vernünftige über die Frage im Klaren sein.

Correlata (Wechselbegriffe) heißen Begriffe, die, ohne daß sie kontradiktorische Gegensätze sind, miteinander so zusammenhängen, daß sie nicht ohne einander gedacht werden können. Solche Wechselbegriffe sind z. B. Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Zweck und Mittel, Gott und Welt, Leib und Seele, Stoff und Kraft, Mann und Weib. — Vgl. Beiordnung.

Creatianismus (neugeb. v. lat, creo = schaffe) heißt die von der alten Kirche (Arnobius, Ambrosius, Hilarius, Pelagius von Pictavium), später von Petrus Lombardus, Calvin, Calixtus, Musaeus und von Neueren, z. B. Nasse, vertretene Ansicht, wonach der Leib des Menschen von den Eltern gezeugt, die Seele aber von Gott oder einem Mittelwesen geschaffen und bei oder kurz vor der Geburt jenem eingehaucht werde. Die Idee

Digitized by Google

des Creatianismus widerspricht der Tatsache, daß sich die Geschichte der Seele bis in die Keimzelle zurückverfolgen läßt.

Credo, ut intelligam (lat. = Ich glaube, damit ich begreife) ist ein Satz des Anselm (1033—1109), der von Augustinus (354—430, Credimus, ut cognoscamus) hergenommen ist; er stellt die Forderung auf, daß die Glaubenslehre nicht nur als ein Gegebenes hingenommen, sondern in ihrem Vernunftgehalte begriffen werden soll. Er gibt der Theologie ein spekulatives Ziel und beherrscht die Scholastik. Im Gegensatz hierzu vertritt Wilhelm von Occam (1270—1347) den Standpunkt, daß es unmöglich ist, die Vernünftigkeit des Glaubens nachzuweisen. Die von Tertullianus (160—222) stammende Formel für diesen Standpunkt lautet: Credo, quia (ineptum) absurdum est (lat. = Ich glaube, weil es wider die Vernunft ist).

Criminalpsychologie heißt die gerichtliche Psychologie, welche diejenigen Fälle untersucht, in denen aus körperlichen, seelischen oder sittlichen Gründen die Zurechnung (s. d.) ganz oder teilweise ausgeschlossen scheint. Als medizinische Disziplin entstand diese Wissenschaft durch Metzger und Plattner in den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. und wurde durch Hoffbauer, Grohmann, Heinroth u. a. fortgebildet. — Vgl. Friedrich, System der gerichtl. Psychol., 3. Aufl. Regensburg 1852. Krafft-Ebing, Die zweifelhaften Geisteszustände vor dem Civilrichter. Erlangen 1873. Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie. 3. Aufl., Stuttgart 1892. Lombroso, Der Verbrecher. Deutsch von Fränkel. Hamburg 1897.

Crocodilinus sc. syllogismus s. Krokodilschluß.

culpós (lat. v. culpa = Schuld) heißt eine strafbare Handlung, die nicht aus böslicher Absicht, sondern aus Fahrlässigkeit hervorgegangen ist. Der Gegensatz ist dolós. — Vgl. Zurechnung, Dolus.

Cultur (lat. cultura) s. Kultur.

Cynismus (gr. *κυνισμός* v. *κύων* = Hund), richtiger Kynismus, heißt jetzt diejenige Auffassung und Führung des Lebens, welche alles verachtet, was über den Standpunkt des Bedürfnisses hinausgeht. Bequemlichkeit, Luxus, Anstand, Sitte, Kunst, Wissenschaft und Bildung sind in den Augen eines cynischen Menschen nichts; er gefällt sich vielmehr darin, sie geflissentlich zu verhöhnen. — Der Name Cyniker (Kyniker) stammt daher, daß Antisthenes (geb. 444 v. Chr.), der Schüler des Sokrates, das Haupt der älteren griechischen Kyniker, ca. 380 seine

Digitized by Google

Schule im Kynosarges, dem Gymnasium für Nichtvollathener, eröffnete, hat aber auch Bezug auf die Lebensweise der Kyniker und verdankt seine besondere Färbung dem Umstand, daß man Diogenes v. Sinope (404—323), den Schüler des Antisthenes, wegen seiner Gesinnung κύων (Hund) nannte. Außer diesen beiden gehört der älteren kynischen Schule noch Krates von Theben, dessen Gattin Hipparchia und deren Bruder Metrokles an. In der ersten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. war Bion von Borysthenes ein Wanderlehrer des Kynismus, und ein schwächerer Nachahmer von diesem wurde Teles. Zu den letzten Anhängern des älteren Kynismus im zweiten Drittel des 3. Jahrh. gehörten Menedemos und der Stoiker Menippos. Dann verlor sich der Kynismus im Stoizismus, aus dem er sich erst wieder im Anfang unserer Zeitrechnung abschied. Zu den jüngeren griechischen Kynikern im 1. Jahrh. n. Chr. gehörten Demetrios und Oinomaos, und im 2. Jahrh. Demonax, Peregrinos Proteus und Theagenes. Antisthenes war Schüler des Sophisten Gorgias und im höheren Alter Schüler des Sokrates. Er lehrte, daß die Tugend das einzige Gut sei, daß die Lust verderblich wirke, und verlegte die Tugend in die Selbstbeherrschung und Bedürfnislosigkeit. So forderte er Rückkehr zur Einfachheit des Naturzustandes. Diogenes von Sinope übertrieb die Grundsätze seines Lehrers und verwarf mit den Unsitten seiner Zeit auch ihre Sitte und Bildung, so daß er zu einem selbstgefälligen Sonderling wurde, der sich der Richtung seiner Zeit entgegenstellte, den jedoch der Spott seiner Zeitgenossen nicht abhielt, nach seiner Weise naturgemäß, aber einflußlos zu leben. — Aus dem Stoizismus, in den dann der bessere Kern der kynischen Lehre übergegangen war, entwickelte sich schließlich in dem jüngeren Kynismus wesentlich ein hochmütiges und müßiggängerisches Bettler- und Schmarotzertum. Einen Vertreter dieses Kynismus seiner Zeit verspottete z. B. Lukianos (120 bis um 190) in seinem Peregrinos Proteus. — Vgl. E. Zeller, Grundriß d. Geschichte d. griech. Philos., 2. Aufl. von Franz Lortzing. Leipzig 1909, § 37 u. 85.

Digitized by Google

D.

Daltonismus s. Farbenblindheit.

Daimonion nannte Sokrates (469—399) nicht einen Genius oder eine Persönlichkeit, sondern eine innere offenbarende Stimme, die ihn in entscheidenden Augenblicken warnte und von der Ausführung einer gefährlichen Absicht abhielt. (Nach Platon, Apol. 31 D äußerte sich das Daimonion nur als Verbot: *ἐμοὶ δὲ τοῦτ' ἔστιν ἐκ παιδὸς ἀρξάμενον φωνή τις γιγνομένη, ἡ ὅταν γένηται, ἀεὶ ἀποτρέπει με τοῦτο, ὃ ἂν μέλλω πράττειν, προτρέπει δὲ οὔποτε* und nach Xen. Mem. I, 1, 6 warnte das Daimonion *περὶ — τῶν ἀδήλων, ὅπως ἂν ἀποβήσοιτο*). Das Tatsächliche am Daimonion liegt also in einem vorahnenden Gefühl betreffs des Mißerfolges gewisser Handlungen, nicht in einer wissenschaftlichen Einsicht. Auch mit dem Gewissen hat das Daimonion des Sokrates nichts zu tun. — Vgl. Zeller, Grundr. d. Gesch. d. griech. Philos. 9. Aufl. von Franz Lortzing. Leipzig 1909, § 31, S. 97.

Dankbarkeit (von mhd. ahd. danc = Denken) heißt die Gesinnung eines Menschen, welcher empfangene Wohltaten anerkennt, sich ihrer erinnert und sie nach Kräften erwidert. Die Dankbarkeit ist verhältnismäßig selten zu finden; daher das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn". Selbstsucht, Vergeßlichkeit, Leichtsinn sind oft die Hemmnisse der Dankbarkeit, und Umstände verhindern sie oft, sich da, wo sie nicht gerade fehlt, zu äußern. Wohltat und Dankbarkeit sind nicht erzwingbar. Beide verlieren durch Zwang allen Wert. Wenn daher, obwohl die Wohltätigkeit an sich eine Tugend ist, derjenige „seinen Lohn dahin hat", der etwas Gutes tut, um Dank zu ernten, so ist andrerseits Undankbarkeit ein Zeichen von Hohlheit oder Roheit des Gemütes, und Dankbarkeit eine schöne, aber schwer zu übende Tugend. Kant (1724—1804) erklärt die Dankbarkeit als die Verehrung einer Person wegen einer uns erwiesenen Wohltat und nennt sie eine besonders heilige Pflicht (Metaphys. d. Sitten, Tl. II, S. 127f.).

Darapti heißt der erste Modus der dritten Schlußfigur, in dem die beiden Vordersätze allgemein bejahen, der Schlußsatz aber nur partikulär bejaht. Er hat die Form: MaP, MaS, SiP, z. B. Alle Cetaceen sind Wassertiere; alle Cetaceen sind Säugetiere; folglich sind mindestens einige Säugetiere Wassertiere.

Digitized by Google

Darii heißt der dritte Modus der ersten Schlußfigur mit allgemein bejahendem Obersatz und partikulär bejahendem Unter- und Schlußsatz. Er hat die Form: MaP, SiM, SiP, z. B. Alle nur durch 1 und sich selbst teilbare Zahlen sind Primzahlen; einige ungerade Zahlen lassen sich nur durch 1 und sich selbst teilen; also sind einige ungerade Zahlen Primzahlen.

Darstellung heißt die Tätigkeit oder die Wirkung der Tätigkeit, durch die man Ideen zur äußeren Anschauung bringt. In der Kunst z. B. werden bestimmte Ideen des Geistes aus der Wirklichkeit herausgehoben und auf Grund eigener Erlebnisse des schaffenden Künstlers in einer durch das Wesen der einzelnen Künste und die subjektive Auffassung des einzelnen Künstlers bedingten eigenen Weise zur Anschauung gebracht, um dadurch einen der Idee angemessenen Gefühlszustand hervorzurufen. Am besten erreichen dies Ziel die Plastik und Malerei durch Ton, Erz, Stein, Leinwand und Farben, weniger deutlich die Poesie und Musik durch Töne und Worte. Die letzteren müssen erst indirekt mittels der Laute oder Töne diejenigen Gedanken und Gefühle erregen, welche der den Augen dargestellte Gegenstand unmittelbar erregt. In der Deutlichkeit und Verständlichkeit der Darstellung übertreffen also die bildenden Künste die redenden, die ihnen andrerseits durch die Mannigfaltigkeit und Fülle des Darstellbaren bei weitem überlegen sind. — Vgl. Betrachtung. — Lessing, Laokoon. 1766. K. Fiedler, Der Ursprung der künstlerischen Tätigkeit. 1887. Meumann, Ästhetik der Gegenwart. Leipzig 1908, S. 80—105.

Darwinismus oder Darwinsche Theorie nennt man die von Ch. Darwin (1809—1882) aufgestellte Entwicklungslehre, nach der die Arten der Organismen nicht fertig auf einmal geschaffen wurden, sondern auseinander und nacheinander allmählich auf Grund der wechselnden Existenzbedingungen und der Anpassungsfähigkeit der Organismen entstanden sind. Die Arten sind nach Darwin konstant gewordene Varietäten oder Abarten (s. d.), zwischen denen die vermittelnden Übergänge ausgestorben sind, und die Wissenschaft hat eine vollständige Stammesgeschichte (Phylogenie s. d.), der Organismen aufzustellen. Als die bestimmenden Einflüsse bei der Entstehung der Arten betrachtet Darwin die Variabilität der Pflanzen- und Tier-Individuen, die Vererbung

Digitized by Google

(s. d.), die durch den Kampf ums Dasein (struggle for life) bewirkte natürliche Zuchtwahl oder Auslese (Selektion, s. d.), die Korrelation der Organe und die Wirkungen des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Glieder (Ch. Darwin, On the origin of species by means of natural selection. London 1859. — Volksausgabe von Heinrich Schmidt [Jena], Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl von Charles Darwin, Stuttgart s. a.). Bei seinen Vorgängern fand Darwin bereits die Lehre vor, daß die Veränderungen der Lebewesen zum großen Teil auf dem Einfluß der Außenwelt beruhen, daß der Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe fördernd oder hemmend auf die Entwicklung einwirkt, und daß die erworbenen Eigenschaften sich forterben. Darwin ergänzte die Untersuchung über die Variabilität und die Erblichkeit der Variationen durch ein reiches Erfahrungsmaterial und fügte die Gedanken der natürlichen Zuchtwahl und des Kampfes um das Dasein hinzu. Es ist so das Verdienst Darwins, das Dogma von der Konstanz der Arten definitiv umgestoßen und eine Betrachtungsweise in der Zoologie und Botanik zur Geltung gebracht zu haben, die das Seiende nicht als starre Form hinnimmt, sondern sein Wesen aus dem Werden begreifen lehrt. Der Grundgedanke einer allmählichen Entwicklung und Vervollkommnung der Organismen ist wissenschaftlich überaus fruchtbar und widerspricht auch in keiner Weise den religiösen Bedürfnissen. Die Theorie Darwins bedroht auch nicht, wie anfangs angenommen wurde, die Religion. Denn die schöpferische Tätigkeit Gottes erscheint, wie schon Newton im Kampf gegen den Mechanismus angedeutet hat, ebenso groß, ja noch größer, wenn die Natur entwicklungsfähig ist, wenn also, wie es der Darwinismus später gelehrt hat, fortwährend neue Stufen der Entwicklung erscheinen, als wenn die Natur konstant wäre, also die Arten am Anfang fest ins Dasein getreten wären. Und selbst wenn die Ursache einer Erscheinung noch so weit, bis in die Elemente aller Dinge zurückgeschoben wird, so bleiben wir doch damit nur innerhalb der endlichen Erscheinungswelt stehen. Mag die Entwicklung der Individuen von innen (nach Wallaces Evolutionstheorie) oder von außen (nach Darwins Selektionstheorie) kommen, die Frage eines Weltursprungs wird dadurch überhaupt nicht berührt. Die Schöpfung gewinnt nur an Würde und Bedeutung, sagt O. Peschel (1826 bis 1875), wenn sie die Kraft der Erneuerung und Entwicklung in sich selbst trägt. Der unbefangene Blick wird leicht

Digitized by Google

erkennen, daß die Züchtungslehre die Teleologie nicht einfach abweist. Doch hat die Darwinsche Theorie kein Recht, in das Gebiet der Wertunterschiede im Dasein überzugreifen. Das Wertvolle ist nicht dem Ertrag des kausalen Mechanismus gleichzusetzen, und die Gleichsetzung des Lebensfähigen und Zweckmäßigen ist eine unbewiesene Hypothese. Das Gebiet des Geistes, besonders das ethische, läßt sich nicht in bloßen Naturmechanismus auflösen. Denn die geistigen und ethischen Tatsachen sind nicht nur verschieden von den materiellen, sondern auch bedeutungsvoller als diese. Das Weltall, der Mensch mit einbegriffen, kann nicht in eine Mechanik der Atome verwandelt werden. Die Darwinsche Theorie muß sich auf das naturwissenschaftliche Gebiet beschränken und die Ethik als ein selbständiges, außerhalb ihres Forschungskreises liegendes Gebiet anerkennen. — Darwin hat Vorgänger gehabt, so z. B. Lamarck (1774—1829), der zu der Annahme einer stufenweise fortschreitenden Veränderung der Arten durch die Schwierigkeit, Arten und Spielarten voneinander zu unterscheiden, durch die Tatsache einer fast ununterbrochenen Stufenreihe in einzelnen Gruppen der Organismen und durch das Resultat von Züchtungen gebracht wurde. Die Lehre Lamarcks, der Lamarckismus, schließt in sich die Gedanken ein, daß neben den äußeren Einflüssen (Klima, Ernährung usw.) die Funktion der Organe für die Umbildung der Arten von größter Bedeutung ist (Funktions-Lamarckismus), und daß eine Vererbung erworbener Eigenschaften stattfindet (Vererbungs-Lamarckismus). Soweit ist er eine mechanische Theorie. Er gründet sich ferner auf die Gedanken, daß eine direkte Anpassungsfähigkeit der Organismen vorhanden ist (Adaptations-Lamarckismus) und daß jedes Bedürfnis die Mittel zu seiner Befriedigung hervorruft (Psycho-Lamarckismus). Insoweit ist er eine schwer zu rechtfertigende vitalistische Theorie. Aber auch der mechanische Lamarckismus reicht nicht zu, die ganze Vielgestaltigkeit der Organismen zu erklären. Vorgänger Darwins waren ferner Geoffroy Saint-Hilaire (1772—1844), nach dessen Auffassung die Arten nur Modifikationen eines allgemeinen Organisationsplanes sind, Leopold von Buch (1774—1853), der die Lehre aufstellte, daß sich aus Varietäten langsam Arten, die nicht mehr kreuzungsfähig wären, entwickelten, Herbert Spencer (1820—1904), der das Prinzip der Evolution durch die gesamte Philosophie durchführte u. a. m. Der Hauptver-

Digitized by Google

treter des Darwinismus in Deutschland ist bisher E. Haecke (geb. 1834) gewesen. Er gründete auf den Darwinismus seine eigene philosophische Theorie, die er mit viel zu weit und unbestimmt gewähltem Ausdruck Monismus (s. d.) nennt. Als Gegner des Darwinismus sind aufgetreten R. Chr. Planck, Joh. Huber, J. B. Meyer, Fr. Pfaff, C. Schmid, W. Schneider, A. Köllicker, K. E. Baer, J. Reinke u. a. m. — Vgl. Evolution, Mutation, Selektion, Descendenztheorie. — Anhänger: E. Häckel, Generelle Morphologie d. Organismen. 2 Bde. Berlin 1866. Natürliche Schöpfungsgeschichte. Berlin 1868. 10. Aufl. 1902. Anthropogonie. Leipzig 1875. 5. Aufl. 1903. Systematische Phylogonie. 3 Bde. Berlin 1894—96. Die Welträtsel. Bonn 1891. 7. Aufl. 1901. Der Monismus. Bonn 1893. 11.—12. Tausend 1905. L. Plate, Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung. Leipzig 1908. L. Büchner, Sechs Vorlesungen über die Darwinsche Theorie. Leipzig 1890. Zacharias, Katechismus des Darwinismus. Leipzig 1803. Carus Sterne, Werden und Vergehen. 4. Aufl. Berlin 1901. Bölscke, Entwicklungsgeschichte der Natur. Neudamm 1896. Haacke, Die Schöpfung der Tierwelt. Leipzig 1893. Fritz Müller, Für Darwin. Leipzig 1864. G. Jäger, Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Stuttgart 1869. Carneri, Sittlichkeit und Darwinismus. Wien 1871. O. Schmidt, Descendenztheorie und Darwinismus. Leipzig 1874. Seidlitz, Die Darwinsche Theorie. 2. Aufl. Leipzig 1875. Weißmann, Vorträge über Descendenztheorie. 2 Bde. Jena 1902. 2. Aufl. 1904. Wallace, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Deutsch v. A. B. Meyer. Erlangen 1870. Der Darwinismus. Deutsch v. Bruns. Braunschweig 1891. Romanes, Darwin and after Darwin. London 1892—97. Deutsch. 3 Bde. Leipzig 1892—97. Cope, The primary factors of evolution. Chicago 1896. J. Unbehaun, Versuch einer philosophischen Selektionstheorie. Jena 1896. Daiqué, Der Descendenzgedanke und seine Geschichte. 1902. Körber und Unold, Der Monismus. Zeitschr. f. einheitl. Weltanschauung und Kulturpolitik. Berlin 1906 ff. C. Schneider, Einführung in die Descendenztheorie. Jena 1906. Versuch einer Begründung der Descendenztheorie. Jena 1908. J. Classen, Vorlesungen über moderne Naturphilosophie. Hamburg 1908. R. Otto, Goethe u. Darwin. Göttingen 1909. G. Schwalbe, Über Darwins Werk. Stuttgart 1909. G. Becher, Der Darwinismus und die soziale Ethik.

Digitized by Google

Leipzig 1908. J. Ude, Der Darwinismus und sein Einfluß auf das moderne Geistesleben. Graz 1909. H. Stadler, Die Entwicklungslehre bis zu ihrem heutigen Stande. München 1910. — Gegner: K. Chr. Planck, Wahrheit und Falschheit des Darwinismus. Nördlingen 1872. Joh. Huber, Die Lehre Darwins. München 1871. J. B. Meyer, Philosophische Streitfragen. Bonn 1870. 2. Aufl. 1874. Fr. Pfaff, Die neuesten Forschungen und Theorien auf d. Gebiete d. Schöpfungsgeschichte. Frankfurt 1868. C. Schmid, Darwins Hypothese und ihr Verhalten zu Religion und Moral. Stuttgart 1869. W. Schneider, Die Sittlichkeit im Lichte der darwinschen Entwicklungslehre. Paderborn 1895. Wigand, Der Darwinismus. 3 Bde., Braunschweig 1873—76. Köllicker, Grundr. d. Entwicklungsgeschichte d. Menschheit u. d. höheren Tiere. Leipzig 1880. 2. Aufl. 1884. v. Bär, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Petersburg 1876. Eimer, Die Entstehung der Arten. Bd. I, Jena 1888, Bd. II u. III, Leipzig 1897—1901. A. Fleischmann, Die Descendenztheorie. Leipzig 1901. Die Darwinsche Theorie. Leipzig 1903. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus, 1905. Pauly, Darwinismus und Lamarckianismus, 1905. C. v. Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. München 1883. M. Wagner, Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Basel 1889. Reinke, Die Welt als Tat. Berlin 1899. 4. Aufl. 1905. Philosophie der Botanik. Leipzig 1905. E. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten, 2. Aufl., III, S. 331—374 („Wahrheit und Irrtum im Darwinismus").

Dasein (lat. existentia) heißt das Sein in der Wirklichkeit. Während das Sein allgemein nur s. a. Gesetztwerden, Gedachtsein ist, so z. B. bei allem Abstrakten, haben die realen Dinge der Außenwelt für den naiven Menschen Dasein und auch vom kritischen Standpunkt aus hält mancher Philosoph daran fast, daß es Dinge gäbe, die wirkliches Dasein unabhängig von ihrer Erfassung durch ein Subjekt besässen. Das Dasein ist fälschlich oft für ein Merkmal eines Begriffes angesehen worden, aber es ist kein Merkmal eines Begriffes, sondern besteht (nach Kant) in absoluter Position. Das Denken reicht nie dazu aus, ein Dasein nachzuweisen; vielmehr gehört zum Nachweis stets Empfindung, Wahrnehmung oder Zusammenhang mit Wahrnehmungen nach den Grundsätzen ihrer erfahrungmäßigen Verknüpfung. Ein Dasein hat nur (d. h. wirklich

Digitized by Google

ist nur) „was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der Empfindung) zusammenhängt“ (Kant, Kr. d. r. V., S. 218ff. und Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes. Königsberg 1763). — Vgl. Ding an sich, Objekt, Gegenstand, Wirklichkeit, Realität, Sein.

Datisi heißt der vierte Modus der dritten Schlußfigur mit allgemein bejahendem Obersatz, aber partikulär bejahendem Unter- und Schlußsatz. Er hat die Form: MaP, MiS, SiP, z. B. Alle Zahlen, die nur durch 1 und sich selbst teilbar sind, sind Primzahlen; einige Zahlen, die nur durch 1 und sich selbst teilbar sind, enthalten 7 Einer; also sind einige Zahlen, die 7 Einer enthalten, Primzahlen.

Dauer (nd, erst seit 1550 im nhd. verbreitet) heißt das unveränderte Dasein eines Gegenstandes im Fortschritt der Zeit. Die Zeit selbst ist beständiger Fluß, Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft; ihr kommt auch nicht einmal in dem Momente der Gegenwart Dauer zu. Ebensowenig kommt den Dingen abgesehen von aller Zeit Dauer zu. Nur den Dingen in der Zeit, dem Zeitinhalt, kann eine protensive (über Zeiten sich erstreckende) Größe zugeschrieben, mithin nur von ihnen eine Dauer ausgesagt werden. Das Bewußtsein von der Dauer eines Gegenstandes beruht auf dem gegensätzlichen Verhältnis, daß das Objekt mit seinem Inhalte verharrt, während der Vorstellende in seinem psychischen Inhalte sich ändert. Dies ist in besonders wirksamer Weise da der Fall, wo der Wunsch des Vorstellenden dem Zustande des Objekts widerstrebt, d. h. das Nochdasein einer Empfindung, eines Gefühls, einer Vorstellung der Erwartung einer anderen widerspricht. Unendliche Dauer heißt Ewigkeit. — Alle Dauer im Fluß des Werdens der Dinge leugnete Herakleitos von Ephesos (um 500 v. Chr.), während die Eleaten umgekehrt allen Wechsel und alle Veränderung für Sinnestrug erklärten. Kant (1724—1804) erklärt: „Durch das Beharrliche allein bekommt das Dasein in verschiedenen Teilen der Zeitreihe nacheinander eine Größe, die man Dauer nennt“ (Kr. d. r. V., S. 183). „Die Dauer besteht in dem Dasein der Erscheinungen in der Zeit, insofern die Zeit selbst als eine Größe genommen wird (S. 215). Von einer Größe einer Existenz (Dauer), die nicht in der Zeit stattfindet, können wir uns keinen Begriff machen (Kr. d. pr. V., S. 247f.).“ Nach Wundt (geb. 1832) entsteht der Begriff der Dauer durch Übertragung der Zeitvorstellung auf die Raumvorstellung. Innerhalb der bloßen

Digitized by Google

Zeitanschauung ist die Vorstellung einer absoluten Dauer schlechterdings unmöglich. Dauernd nennen wir einen Eindruck, dessen einzelne Zeitteile einander ihrem Empfindungs- und Gefühlsinhalt nach vollständig gleichen, so daß sie sich bloß durch ihr Verhältnis zum Vorstellenden unterscheiden (Grundr. d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 11, S. 173).

deductio ad absurdum, Apagoge.

Deduktion (gr. *ἀπαγωγή*, lat. deductio), eigentlich die Herabführung, die Ableitung, heißt diejenige Beweis- und Darstellungsmethode, welche das Besondere aus dem Allgemeinen ableitet. Das Hauptmittel dieser Ableitung ist der Syllogismus (s. d.). Sie ist also nur da in der Wissenschaft möglich, wo ein Allgemeines bereits gegeben ist. Da dieses aber nur durch Abstraktion und Induktion, mindestens durch die Abstraction der kunstlosen Erfahrung, gefunden wird, so fußt die Deduktion auf den Resultaten des Abstraktions- und Induktionsprozesses. Sie stellt die Abstraktionen und Induktionen in Definitionen, Gesetzen und Hypothesen zusammen, gliedert dann durch Einteilung den wissenschaftlichen Stoff nach den Verhältnissen der Über-, Unter- und Beiordnung. Sie setzt die allgemeinen Begriffe logisch in Beziehung zueinander und zieht aus ihnen Folgerungen oder leitet aus den gewonnenen Gesetzen syllogistisch die Tatsachen und ihre Erklärung ab. Sie kehrt nicht nur die Induktion um, sondern führt auch oft zu nicht vorausgesehenen Resultaten, durch welche die Erfahrung bereichert wird und die nachträglich ihre Bestätigung durch Beobachtung und Experiment finden. Sie ist die fruchtbare Methode der Mathematik und hat auch in der Naturwissenschaft, namentlich in der Physik (Mechanik), da ihren Platz, wo man bereits Erfahrungen gesammelt, Hypothesen aufgestellt und Prinzipien gewonnen hat. Für die Philosophie ist sie dagegen keine fruchtbare Methode. Die Philosophie ist nur durch die Induktion vorwärts gekommen, und auch in ihr könnte die Deduktion erst der Induktion folgen. Deduktive Systeme wie das Platons, Fichtes, Schellings, Hegels, Schopenhauers haben sich nicht bewährt. So ist der Versuch des Platon (427—347), den ganzen Kosmos aus der Idee, Fichtes (1762—1814) aus dem Ich, Schellings (1775—1854) aus dem Absoluten, Hegels (1770—1831) aus der absoluten Vernunft, Schopenhauers (1788—1860) aus dem Willen zu konstruieren, im Kerne mißt

Digitized by Google

lungen. — Vgl. Induktion, Logik, Aristotelismus. — Wundt, Logik, Bd. II. 3. Aufl., Stuttgart 1907, S. 30—38.

Deduktion, transscendentale. Der Kern der kantischen Vernunftkritik besteht darin, nachzuweisen, wie Begriffe a priori sich auf Objekte beziehen und, ohne aus der Erfahrung zu stammen, Gültigkeit von Gegenständen der Erfahrung erlangen können. Dieser Aufgabe dient im besonderen in der Kr. d. r. V. von dem II. Teil der Elementarlehre (Transsc. Logik) das zweite Hauptstück der ersten Abteilung (Transsc. Analytik), das sich, 1. Aufl., S. 84—130 und umgearbeitet 2. Aufl., S. 116—117, die transscendentale Deduktion der Kategorien nennt. Die transscendentale Deduktion ist ein synthetisches Schlußverfahren, durch welches auf die objektive Gültigkeit der reinen Verstandsbegriffe aus dem Gedanken heraus geschlossen wird, daß ohne sie das tatsächliche Erkennen unmöglich wäre. Kant sucht in dieser Deduktion nachzuweisen, daß diejenigen Anschauungen und Begriffe a priori, welche die Erfahrung erst möglich machen, nicht subjektive Erdichtungen sind, sondern als Bedingungen aller Erkenntnis von allen Objekten (freilich nur insofern sie Erscheinungen, nicht Dinge an sich sind) Gültigkeit haben müssen (vgl. Raum und Zeit, Kategorien). Seinem Beweise fehlt aber zweierlei, erstens der Nachweis der Notwendigkeit der Anschauungsformen und Kategorien im einzelnen, und zweitens der Nachweis einer Notwendigkeit der Erkenntnis überhaupt. Die Unmöglichkeit, diesen doppelten Nachweis anders als empirisch und in den Einschränkungen, die der Empirismus vorschreibt, zu geben, entscheidet über das Schicksal des kantischen Apriori, das in der starren Form, in der Kant es gibt, unhaltbar sein dürfte. Ein schlechthin Notwendiges und Allgemeines ist nicht nachzuweisen. — Vgl. Angeboren, a posteriori, Nativismus, Kategorien, Raum und Zeit.

definitio hybrida (lat. hibrida = Mischling, Blendling; das **y** ist fehlerhaft) heißt eine Erklärung, die aus zweierlei Ursprung hergeleitet ist, dann eine Erklärung, die das rechte Maß überschreitet und zu viel umfaßt.

Definition (gr. *ὁρισμός*, lat. definitio von definire = begrenzen, bestimmen) heißt in der Logik die geordnete und vollständige Darlegung des Inhalts eines Begriffs. Diese wird gewöhnlich möglichst kurz in der Form eines Urteils durch Setzung des zu definierenden Begriffs als Subjekt des Urteils

Digitized by Google

und durch Angabe des nächsten Gattungsbegriffs (genus proximum, *γένος πρῶτον*, Met. VI, 12 p. 1037 b 30) und des Artunterschiedes (differentia specifica, *διαφορὰ εἰδοποιός*, Aristot. Top. VI, 6 p 143 b 7 f.) als Prädikat des Urteils erreicht (definitio fit per genus proximum et differentiam specificam). Jede Definition in dieser Form enthält also als Subjekt den zu definierenden Begriff (definiendum), als Prädikat den in seine Merkmale nach Gattung und Artunterschied zerlegten Inhalt desselben (definiens); z B. das Parallelogramm (definiendum) ist ein Viereck (Gattung) mit parallelen Seitenpaaren (Artunterschied). Nicht immer wird in der Definition der nächste Gattungsbegriff, wie dies in der systematischen Zoologie und Botanik regelmäßig geschieht und in der Benennung (z. B. Rana esculenta, Morus alba) seit Linné zum Ausdruck kommt, sondern bisweilen auch ein entfernterer und höherer Gattungsbegriff zur Bestimmung des Subjektes verwandt. Wenn z. B. definiert wird: Eine Ellipse ist der geometrische Ort eines Punktes, dessen Entfernungen von zwei festen Punkten eine konstante Summe bilden, so ist hier statt des nächsten Gattungsbegriffs (Kegelschnitt, Kurve zweiten Grades) ein viel höherer Begriff (geometrischer Ort) in der Definition verwandt. So verfährt man aus pädagogischen Gründen dann, wenn der Unterschied des zu definierenden Begriffs im Verhältnis zu dem höheren Begriff leichter zu bestimmen ist als der Artunterschied im Verhältnis zum nächsten Gattungsbegriff. Aristoteles sagt daher auch *ὁ ὁρισμὸς ἐκ γένους καὶ διαφορῶν ἐστιν* (Top. I, 8 p. 103 b 15). — Die Definitionen zerfallen a) in Real- und Nominaldefinitionen (*ὁρισμός οὐσιώδης* und *ὀνοματώδης*), je nachdem dem zu Erklärenden zugleich mit der Erklärung reale Gültigkeit zugeschrieben werden oder nur der Gebrauch eines Wortes festgelegt werden soll (Aristoteles, Analyt. post. II, 7 p. 92 b 26 *ὁ ὁριζόμενος δείκνυσιν ἢ τί ἐστι ἢ τί σημαίνει τοὔνομα*) oder, wie Wundt unterscheidet, je nachdem es sich um die systematische Einreihung eines Begriffes oder nur um die Ersetzung eines weniger bekannten Wortes durch ein bekannteres handelt; b) in Essential- und distinguierende, je nachdem man die primären oder abgeleiteten Merkmale angibt; c) in Existential- und genetische Definitionen, je nachdem sie ein Objekt als fertig oder als entstehend darstellen. — Eine gute Definition ist nicht leicht. Sie muß 1. ein kategorisches Urteil sein, 2. den höheren Gattungsbegriff und den Artunterschied ohne jede Künstelei

Digitized by Google

geben, 3. die konstitutiven Merkmale enthalten. Sie muß 4. präzis, klar und adäquat sein, 5. kein aus einem anderen schon gegebenen ableitbares Merkmal enthalten und 6. Zirkel, Tautologien, Bilder und Einteilungen vermeiden. — Falsche Definitionen sind daher z. B. folgende: Psychologie ist Seelenlehre (Tautologie). Das Gute ist die Sonne im Reiche der Ideen (Bild statt Begriff). Ein Parallelogramm ist ein Viereck mit parallelen und gleichen Seitenpaaren (Definitio abundans). Größe ist das, was der Vermehrung und Verminderung fähig ist (Begriff für Anschauung, Hysteron-Proteron). Kegelschnitte sind Kurven, die entweder Kreise oder Ellipsen oder Parabeln oder Hyperbeln sind (Definition durch Aufzählung der untergeordneten Arten. Umfang statt Inhalt). Eine gute Definition ist dagegen die von Leibniz: Adulari est laudando mentiri, ut placeas laudato, denn sie kehrt sowohl das Allgemeine als in dem artbildenden Unterschied das Häßliche, was sich in der Schmeichelei schön macht und sich in der gemeinen Vorstellung des Begriffs verwischt, in scharfen Zügen hervor. — Statt der Definitionen bedient man sich auch oft weniger strenger Begriffsbestimmungen, wie der Beschreibung (descriptio), der Erörterung (expositio), der Entwicklung (explicatio), der Erläuterung (illustratio), indem man die Merkmale des Begriffs aufzählt, oder den Begriff von mehreren Seiten aus betrachtet, oder schrittweise in der Bestimmung vorgeht, oder den Begriff durch Beispiele veranschaulicht. Die Definition und die anderen Arten der Begriffsbestimmung faßt man unter dem Namen Deklaration (Erklärung) zusammen. Die Wichtigkeit und das Wesen der Definitionen hat zuerst Sokrates (469—399) erkannt (Arist. Met. XIII, 4, p. 1078b 27 *δύο γάρ ἐστιν, ἅ τις ἂν ἀποδοίη Σωκράτει δικαίως, τούς τ' ἐπακτικοὺς λόγους καὶ τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου*). Die Form der Definition hat zuerst Aristoteles (384—322) durch Hinweis auf Gattung und Artbegriff bestimmt (*ὁ ὁρισμὸς ἐκ γένους καὶ διαφορῶν ἐστιν.* Top. I, 8, p. 103b 15). — Vgl. Beschreibung, Erörterung, Entwicklung, Deklaration. — Ueberweg, System der Logik § 60ff. Wundt, Logik. Bd. II. 3. Aufl., Stuttgart 1907, S. 40—47.

Definitum heißt der erklärte Begriff oder das Subjekt des zu erklärenden Satzes.

Deisidaimonie (gr. *δεισιδαιμονία*) heißt Gottesfurcht, Dämonen- oder Gespensterfurcht, Aberglaube.

Deismus (nlt., geb. von deus = Gott) heißt diejenige reli-

Digitized by Google

giöse Weltanschauung, welche eine Gottheit als Urgrund aller Dinge annimmt, diese aber nicht, wie es der Theismus tut, als den persönlichen Regenten der Welt ansieht, und die zugleich alle geoffenbarte Religion zugunsten einer natürlichen verwirft. Der Deismus steht dem Naturalismus nahe; beide verwerfen die Wunder, die Weissagung, die übernatürliche Offenbarung und stellen die Vernunft als Norm der Religion auf. Der Naturalismus aber leugnet das Göttliche überhaupt, während der Deismus an der Existenz eines Göttlichen festhält. Deisten oder Freidenker (Freethinkers) nannte man demgemäß diejenigen, welche die natürliche Religion begründen wollten. Die bedeutendsten unter ihnen waren die Engländer Herbert v. Cherbury (1581—1648), Ch. Blount (1659—1693), der sich zuerst Deist nannte, John Toland (1670—1722), Graf Shaftesbury (1671—1713), Anthony Collins (1676 bis 1729), Matthew Tindal (1656—1733), der Franzose Voltaire (1694—1778), die Deutschen Bahrdt (1747—1792), Edelmann (1688—1767), Lessing (1729—1781), Mendelssohn (1729—1786). Der Deismus war aber überhaupt eine allgemein verbreitete Begleiterscheinung der Aufklärungsphilosophie, die zur Stütze ihrer moralischen Überzeugungen eines religiösen Glaubens bedurfte, der das Gemeinsame der christlichen Konfessionen und darüber hinaus der Religionen zusammenfaßte, Toleranz lehrte und sich dem Offenbarungsglauben gegenüber kritisch ablehnend verhielt, ohne zu einem historischen Verständnis desselben vordringen zu können. Er färbte sich bei Toland pantheistisch, bei Shaftesbury teleologisch, bei Voltaire und Kant moralisch. Kant (1724 bis 1804) definiert in engerer Weise kurz: „Der Deist glaubt einen Gott, der Theist aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam)". Kr. d. r. V., S. 633. — Vgl. Theismus. — Windelband, Die neuere Philosophie, in Hinneberg, Kult. d. Gegenwart I, V, S. 464ff. J. Locke, The reasonableness of christianity. London 1695. J. Toland, Christianity not mysterious. London 1696. M. Tindal, Christianity so old as the creation. London 1730. G. V. Lechler, Gesch. d. engl. Deismus. Stuttgart 1841. Pünjer, Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation. Braunschweig 1880. E. Crous, Die religionsphilosoph. Lehre Lockes und ihre Stellung zum Deismus seiner Zeit. Halle 1910.

Deklaration (lat.) heißt s. v. w. Begriffsbestimmung. Eine

Digitized by Google

Deklaration kann strenger sein und erfolgt dann in der Form der Definition, oder freier und wird dann zur Beschreibung oder Erörterung oder Entwicklung oder Erläuterung. — Vgl. Definition.

Dekoration (franz. décoration) heißt die Ausschmückung oder Verzierung eines Gegenstandes, die ihm gegeben wird, damit er ein zweckentsprechenderes, ein gefälligeres, ein ausdrucksvolleres Aussehen erhalte. Bei räumlich gestalteten Kunstwerken besteht die Dekoration in den Zutaten, die nicht unmittelbar organisch mit ihrer Idee zusammenhängen, sondern mehr zur feineren Gestaltung der einzelnen Glieder in ihren Teilen, zur Licht- und Schattengebung und zur Ausfüllung des gegebenen Raumes dienen. Besonders in der Baukunst ist zu scheiden zwischen konstruktiven Teilen und dekorativen (ornamentalen) Zutaten des Bauwerks. Jene sind die unentbehrlichen Bestandteile des Ganzen, wie etwa Mauern, Säulen, Pfeiler, Architrave, Bögen, Gewölbe, diese eine ästhetische Zugabe, wie Basis, Kapitäl, Kanellüren der Säulen, Gesimse, Triglyphenschlitze, Metopentafeln, Friese, Wandgemälde, Giebelgruppen, Maßwerk, Wimperge, Fialen, Krabben usw. Die Dekorationen erwachsen in ihren einfachsten Grundformen teilweise aus der Technik des Materials bei Gestaltung der einzelnen Teile hervor, teilweise sind sie eine vermannigfaltigende und verschönernde, Stimmung schaffende und Ideen andeutende Ausschmückung. Auch können die dekorativen Zutaten der Baukunst sich in der Form den Gestalten der konstruktiven Teile anpassen und sich innerhalb des geometrischen Figurenkreises halten, oder sie können, in selbständigeren Formen sich bewegend, die besondere Bestimmung eines Gebäudes deutlicher zum Ausdruck bringen. Ein völliger Mangel an aller Dekoration ist an einem Bauwerk, soweit es Kunstzwecken dient, ebenso unerträglich wie ein Zuviel. Doch ist das Verhältnis der verschiedenen Stilarten zur Dekoration ein sehr verschiedenes. — Vgl. G. Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. München 1860—63. 2. Aufl. 1878—79.

Demiurg (gr. *δημιουργός* = Werkmeister, Weltbildner) heißt schon bei Platon (427—347) der Weltbaumeister (*ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦ παντός* Platon Tim. V, 28B). Von Platon übernimmt den Begriff Plotinos (205—270), der den *νοῦς* mit dem Demiurgen identifiziert. Porphyrios (c. 233 bis

Digitized by Google

c. 304) verstand unter dem Demiurg nicht den *νοῦς*, sondern den höheren Teil der Weltseele. Ähnlich wie bei Plotinos ist in der Kosmologie der Gnostiker (s. Gnosis) der Demiurg der vom höchsten Gott unterschiedene Schöpfer der Sinnenwelt. Er ist der Vorsteher (*ἄρχων*) der untersten Stufe der Geisterwelt (*πλήρωμα*). Durch seine Berührung mit dem Chaos schuf er eine beseelte Körperwelt. Dem Menschen verlieh der höchste Gott, da der Demiurg ihm nur eine *ψυχή* geben konnte, noch die Vernunft (*πνεῦμα*). — Bei den Kirchenvätern heißt auch der Logos s. v. w. Demiurg. — In der Philosophie bezeichnet man jetzt noch allgemein die Gottheit so, wenn sie nicht als Schöpfer der Welt, sondern nur als Weltbaumeister gedacht wird.

Demokratie s. Staatsverfassung.

Demonstration (lat. demonstratio = Darlegung) heißt in der Logik ein Beweis, der aus der Anschauung gegeben wird (Fries, Logik, S. 438). Demonstrationen bilden den Gegensatz zu den diskursiven Beweisen, d. h. den Beweisen aus bloßen Begriffen (vgl. Kant, Kr. d. r. V., S. 834 Nur ein apodiktischer Beweis, sofern er intuitiv ist, kann Demonstration heißen). Wundt nimmt Demonstration im erweiterten Sinne allgemein für Beweisführung (Logik, II, S. 65). — Demonstrabel heißt aus der Anschauung beweisbar; demonstrandum heißt das zu Beweisende; quod erat demonstrandum heißt, was zu beweisen war. Unter allen Philosophen hat Christian Wolf (1679—1754) am eifrigsten danach gestrebt, die Philosophie in eine lediglich demonstrierende Wissenschaft nach dem Muster der Geometrie umzuwandeln. — Vgl. Beweis, Rationalismus.

Demut (ahd. diomuoti, mhd. diemuot, dêmuot, dessen erster Teil [dio, die, dê] die Bedeutung dienen hat. Das Wort entstammt dem christlichen Gedankenkreis.) heißt die aus dem Bewußtsein eigener Unvollkommenheit entspringende freiwillige Ergebenheit. Die aufrichtige Demut ist die Wurzel religiöser Gesinnung und ein Kennzeichen der Herzensbildung, die geheuchelte entspringt dem Egoismus oder der Eitelkeit. Von der Demut unterscheidet sich die ihr verwandte Bescheidenheit. Diese ist die aus richtiger Selbsterkenntnis entspringende Mäßigung in der Selbstschätzung, in den Ansprüchen und in der Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit (s. d.). Geulincx (1624—69) sah in der Demut die Grundtugend. Kant (1724—1804) erklärt die Demut (humilitas moralis) als das Bewußtsein und Gefühl der Geringfügigkeit des eigenen mora-

Digitized by Google

lischen Werts in Vergleichung mit dem Gesetz, während er Kriecherei (humilitas spuria) als die Entsagung alles Anspruchs auf irgend einen moralischen Wert seiner selbst in der Überredung sich eben dadurch einen geborgten zu erwerben, bestimmt (Metaphys. d. Sitten, Tl. II, S. 94 f.).

Denkart und **Denkungsart** sind zwei Ausdrücke, die häufig miteinander vertauscht worden sind, so daß ihre Unterscheidung eine unsichere ist. Sie ließen sich diktatorisch so unterscheiden, daß man mit dem ersten Ausdruck die Art und Weise bezeichnete, wie jemand die Denkgesetze (s. d.) anwendet, mit dem zweiten dagegen die Auffassung, welche man von den Lebensverhältnissen hat. Die beiden Ausdrücke verhielten sich dann wie die Begriffe Form und Inhalt zueinander. Hegel und Haeckel hätten eine verschiedene Denkart, ein Agrarier und ein Gewerbetreibender hätten eine verschiedene Denkungsart. Die Methode des Denkens bestimmte dann die Denkart, Umstände (wie Abstammung, Erziehung, Umgang, Beschäftigung) beeinflußten die Denkungsart. Es gäbe z. B. eine fromme und unfromme Denkungsart, aber keine fromme Denkart (doch sagt gerade Schiller: die Milch der frommen Denkart, Tell IV, 3). Die Denkart wäre rationalistisch oder empirisch, deduktiv oder induktiv, dogmatisch oder kritisch oder skeptisch, sie wäre eine Seite der Intelligenz, die Denkungsart dagegen eine Seite des Charakters des Menschen. — Im allgemeinen ist der Ausdruck Denkart aber jetzt wenig gebräuchlich, und geläufig nur der Ausdruck Denkungsart und zwar in der Bedeutung Sinnesart, Lebensauffassung. Die Unterscheidung beider Ausdrücke hat also etwas durchaus Künstliches an sich.

Denken (gr. *νοεῖν*, *φρονεῖν*, altlat. tongére, lat. cogitare, eigentlich: machen, daß etwas scheint, Faktitiv zu dünken) heißt in weiterem Sinne im Gegensatz zu der Empfindung und der Assoziation (s. d.) der Empfindungen, den passiven Erlebnissen des Bewußtseins, die Aktivität oder Selbstbetätigung (Spontaneität) des menschlichen Bewußtseins, im engeren Sinne im Gegensatz zum Erkennen das nicht unmittelbar von außen angeregte Vorstellen, während das Erkennen in der bewußten Erfassung der wirklich vorhandenen Gegenstände besteht. Beide geistige Tätigkeiten, Denken und Erkennen, bedingen jedoch einander. Das Erkennen ist nicht ohne Denken möglich, und das Denken nimmt stets seinen Ausgang von dem Wirklichen. Im engsten Sinne bedeutet Denken die ab-

Digitized by Google

strakte logische Trennung und Verbindung der Vorstellungen im Beziehen und Vergleichen, in Synthese und Analyse nach den Denkgesetzen (s. d.). Die durch Empfindung und Wahrnehmung gewonnenen Vorstellungen werden in reproduktiven Verbindungen festgehalten, erneuert und umgebildet, das Denken aber bearbeitet sie, unterstützt durch die Sprache und den in ihr liegenden Bedeutungswandel und geleitet von bestimmten herrschenden Vorstellungen, nach der durch ihre Qualität bedingten Notwendigkeit. Seine Hauptoperationen sind dabei: Apperzeption, Aufmerksamkeit, Abstraktion, Begriffsbildung, Urteilen und Schließen. Seine Vorzüge sind Widerspruchslosigkeit und Einheit, Klarheit und Deutlichkeit, Zusammenhang und Konsequenz. Dadurch erreicht es, sofern es sich auf sich selbst beschränkt, logische Richtigkeit, sofern es mit Außendingen zu tun hat, Wahrheit. — Platon (427—347) leitete alles Wissen aus dem begrifflichen Denken ab. Nach Aristoteles (384—322) unterscheidet sich der Mensch von niederen Wesen durch den Besitz der Denkkraft (*νοῦς*). Die Denkkraft ist unentstanden und unvergänglich und tritt von außen her (*θύραθεν*) in den Seelenkeim ein. Das Denkvermögen geht dem wirklichen Denken voran. Im tätigen Denken liegt reine Aktualität und wirkliche Schaffenskraft der Vernunft. Hobbes (1588—1679) schrieb dem Denken nur die Bedeutung zu, daß es ein Rechnen mit Begriffen sei, die selbst nur Zeichen für Dinge seien. An das Denken stellt er nur die Anforderung, daß es mit sich übereinstimmen müsse. Descartes (1596—1650) bestimmte das Denken allgemeiner als Bewußtseinstätigkeit und suchte in ihm das Unterscheidende des Geistes vom Körper. Nach Hume (1711—76) wird aller Stoff des Denkens durch die Erfahrung gegeben. Das Denken verbindet und formt nur diesen Stoff. Kant (1724—1804) sieht im Denken die spontane Handlung des Verstandes, welche Einheit des Bewußtseins in die Verknüpfung des Mannigfaltigen bringt (Kr. d. r. V., 2. Aufl., S. 304), oder das Erkenntnis durch Begriffe (Kr. d. r. V., S. 69) oder das Urteilen (Proleg., S. 88). Das Denken hat seinen Stoff in den Anschauungen. Ohne Anschauung ist das Denken nach ihm leeres Denken, aber nicht Erkenntnis. Wundt (geb. 1832) führt das Denken auf die Apperzeption zurück und setzt den Begriff des logischen Denkens in seine Spontaneität, Evidenz und Allgemeingültigkeit. — Vgl. parole intéri-

Digitized by Google

eure, Sprache, Apperzeption, cogito, ergo sum. — B. Erdmann, Umrisse zur Psychologie des Denkens. 2. Aufl., Tübingen 1908. J. M. Baldwin, Das Denken und die Dinge, oder Genetische Logik. Deutsch von F. G. Geisse. Leipz. 1908. Experimentelle Logik oder genetische Theorie des Denkens. Deutsch von Geisse. Leipzig 1910. Joh. Volkelt, Erfahrung und Denken. Hamb. u. Leipz. 1886. H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908. M. Cohn, Üb. d. Denken. Berlin 1909. M. Stern, Das Denken und sein Gegenstand. Münch. 1909. E. Ruckhaber, Des Daseins u. Denkens Mechanik u. Metamechanik. Nürnberg 1910. Wundt, Logik. 3. Aufl., Bd. I, Stuttgart 1906, S. 74—90.

Denkgesetze heißen die Gesetze, welche die gleichbleibenden Formen bestimmen, in denen sich unser Denken vollzieht. Sie gleichen den Naturgesetzen darin, daß sie die Gleichmäßigkeit des Geschehens zum Ausdruck bringen, während den juridischen und moralischen Gesetzen, welche freien Persönlichkeiten als Postulate eine Verpflichtung auferlegen, nicht unmittelbar natürliche Notwendigkeit beiwohnt. Da aber die Menschen durch Gefühle, Absichten und Vorurteile vielfach in ihrem Denken beeinflußt sind und aus Nachlässigkeit, Egoismus und Mangel an Methode falsche Begriffe, Urteile und Schlüsse bilden, so werden die Denkgesetze, obwohl sie den Naturgesetzen ähnlich sind, keineswegs immer befolgt und erleiden Ausnahmen, wie es bei den Naturgesetzen nicht der Fall ist. Die die Formen unseres Denkens regelnden Denkgesetze sind: 1. das Gesetz der Identität (s. d., vgl. A = A), 2. der Satz des Widerspruchs (vgl. Contradiction, Negation), 3. der Satz des ausgeschlossenen Dritten (vgl. tertium non datur), 4. der Satz vom zureichenden Grunde (vgl. Grund). Daran schließen sich dann die zahlreichen Gesetze der Kategorienlehre, der Lehre vom Begriff, Urteil und Schluß und der Methodenlehre. — Vgl. Gesetz. — Jos. Gayser, Einführung in die Psychologie der Denkvorgänge. Paderborn 1909.

Denklehre s. Logik.

Deontologie (v. gr. τὸ δέον = die Pflicht) heißt die Pflichtlehre, ein Teil der Ethik. Der Ausdruck ist zuerst von J. Bentham (1748—1832) gebraucht worden: „Deontology or the science of morality". London 1834 (nach Benthams Tode herausgegeben by J. Bowring).

Dependenz s. Abhängigkeit, Causalität.

Digitized by Google

Depression (lt. depressio, franz. dépression) und **Exaltation** (lt. exaltatio, franz. exaltation), d. h. übermäßige Gedrücktheit und Gehobenheit, heißen krankhafte Gemütszustände, in denen sich der Mensch entweder gehemmt oder überkräftig fühlt und meistens zwischen beiden Zuständen, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" schwankt.

Descendenztheorie s. Darwinismus.

Determination (gr. *πρόσθεσις*, lat. determinatio), eigentl. Begrenzung, heißt in der Logik die der Abstraktion (s. d.) entgegengesetzte Tätigkeit, welche einem Begriffe neue bestimmende Merkmale hinzufügt und dadurch zu einem dem Inhalt nach reicheren, dem Umfange nach engeren, dem Begriffe, von dem man ausgeht, untergeordneten Begriffe führt. Daß ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinierter Begriff ohne Widerspruch nicht auch durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, besagt der Satz des Widerspruchs (principium contradictionis). Die Determination geht nicht immer genau den umgekehrten Weg der Abstraktion; sie kann z. B. bei der Verbindung von Arten andere Verbindungen schaffen, als die, von denen die Abstraktion ausging, aber sie setzt stets Abstraktion voraus, und den zwei Formen der Abstraktion, der Isolation und Generalisation entsprechen bei der Determination die Kolligation und Spezifikation. — Vgl. Contradiction. — Wundt, Logik. 3. Aufl. Bd. II, Stuttgart 1907, S. 17—20.

Determinismus (fr. déterminisme = système de philosophie qui admet l'influence irrésistible des motifs) auch Prädeterminismus, heißt diejenige ethische Ansicht vom Wesen des menschlichen Willens, welche diesen in seinen Äußerungen durch bewußte oder unbewußte Ursachen bestimmt sein läßt, während der Indeterminismus unseren Willen für frei erklärt, mithin annimmt, daß er auch eine den bestimmenden Ursachen entgegengesetzte Richtung einschlagen oder zum absoluten kausalitätslosen Anfang eines Geschehens werden könne. Der Indeterminismus hat seine bestimmteste Ausprägung in der Lehre Kants von der intelligiblen Freiheit (s. d.) gefunden. Die roheste Form des Determinismus ist der Fatalismus (s. d.), der die Willensakte, wie alles andere Geschehen, von einer allgemeinen, blind wirkenden Notwendigkeit, dem Schicksal, beherrscht werden läßt. Einen solchen Fatalismus schließt der Islam in sich ein. Einen physischen Determinismus lehrten schon im Altertume die Stoiker, die einen durchgängigen Kausalzusammen-

Digitized by Google

hang in der gesamten Welt annahmen. Einen mechanischen Determinismus lehrt der sensualistische Mechanismus von Thomas Hobbes (1588—1679), der alle geistigen Handlungen auf sinnliche Eindrücke zurückführt und jede Handlung für notwendig ansieht, ebenso der Materialismus der Naturalisten, der den Menschen als eine bloße Maschine betrachtet. Einen metaphysischen Determinismus lehrte Spinoza (1632 bis 1677): Alles Geschehen ist durch die göttliche Natur kausal begründet, aus der mit mathematisch-logischer Notwendigkeit aller Wille seine Bestimmung empfängt. — Ähnlich nimmt Leibniz (1646—1716) an, daß der Wille gemäß der immanenten Kausalität und prästabilierten Harmonie der Monaden durch innere Beweggründe, die von Gott gegeben sind, bestimmt wird. Der psychologische Determinismus endlich, den Locke (1632 bis 1704) in Übereinstimmung mit seinem Empirismus geschaffen und auch Herbart (1776—1841) gemäß seiner assoziationspsychologischen Methode vertreten hat, hebt die praktische menschliche Freiheit und die Verantwortlichkeit keineswegs auf; denn er betrachtet das Wollen nicht als Folge äußerlich und mechanisch wirkender Ursachen, sondern als Ausdruck und Folge der inneren Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens selbst, einer psychischen Kausalität, für die freilich das Prinzip der quantitativen Äquivalenz von Ursache und Wirkung nicht nachgewiesen ist. Die Willensregung hängt mit der Apperzeption zusammen. Bei dem Willensakte wirken sowohl äußere Eindrücke als auch reproduzierte Vorstellungen, vor allem aber die ganze durch Erziehung, Leben und angeborene Anlagen entwickelte Persönlichkeit des Wollenden mit, so daß für den Beobachter oft der Schein eines freien, ursachlosen Handelns entstehn kann, weil oft bei der Entscheidung und Wahl des Wollenden und Handelnden der direkte Zusammenhang der Entscheidung und Wahl mit einer äußeren Ursache fehlt. Für die Existenz einer psychischen Kausalität spricht aber die Stetigkeit des gesamten Seelenlebens, die durchgängige Abhängigkeit des Wollens von Anreizen und Motiven, ferner der Umstand, daß gerade das entschiedenste Wollen sich seiner Beweggründe am deutlichsten bewußt ist, und daß der Begriff der Kausalität auf den Willensprozeß nicht minder angewendet werden muß als auf sonst irgend einen Vorgang. Und der Satz des Indeterminismus: „Ohne Freiheit keine Zurechnung“ kehrt sich gegen ihn selber. Denn die Zurechnung, indem sie den Faden der Kausalität verfolgt,

Digitized by Google

hört da auf, wo dieser abgerissen wird. Bestände zwischen dem Ich und seiner endgültigen Willensentscheidung kein Zusammenhang mehr, d. h. wäre für das Ich das Wollen, durch das die Handlung verursacht wird, ebenso willkürlich als ein anderes, so hörte jede Verantwortlichkeit des Ichs für dieses Wollen auf, und ein von allen Motiven unabhängiger Wille müßte als von auch sittlichen Motiven unabhängig gelten. Ohne die deterministische Gesetzmäßigkeit unserer Handlungen wäre die Rechtspflege wie die Erziehung unmöglich; jene allein begründet den historischen Pragmatismus, die exakte Auffassung individueller Entwicklung und die Moralstatistik. — Vgl. Freiheit, Buridans Esel. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 3. Aufl., Leipzig 1903, Bd. III, S. 313ff. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 363 ff., L. Traeger, Wille, Determinismus, Strafe. 1895.

deus sive natura s. Gott, Pantheismus, immanent.

deutlich (lat. distinctus) heißt nach Herbart ein (zusammengesetzter) Begriff, der nicht nur allen anderen Begriffen gegenüber scharf abgegrenzt, also klar, sondern auch durch die Feststellung und Unterscheidung seiner einzelnen Merkmale in sich bestimmt ist. Zur Deutlichkeit gelangt man also durch vollständige Begriffszergliederung. Der Gegensatz zur Deutlichkeit ist die Verworrenheit. Ein Begriff heißt verworren (s. d.), von dessen einzelnen Merkmalen wir keine klare Vorstellung haben. Von dem Herbartschen Begriff der Deutlichkeit weicht der anderer Philosophen ab. Descartes (1596—1650) nennt deutlich eine Erkenntnis (perceptio), die nicht nur klar, sondern von allen andern Erkenntnissen in dem Maße getrennt und geschieden ist, daß sie nur Klares an sich enthält (Princip. philos. I, 45). Nach Leibniz (1646—1716) heißt eine solche Vorstellung deutlich, „wie sie die Goldscheider vom Golde haben, auf Grund von Merkmalen nämlich und Untersuchungen, die hinreichen, die Sache von allen andern ähnlichen Körpern zu unterscheiden“. (Leibniz, Betracht. über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen 1664. Vgl. Philos. Bibl., Bd. 101, S. 23.) Leibniz unterschied die Sinneserkenntnis und die Verstandeserkenntnis als verworrene und deutliche Erkenntnis der Dinge. Kant (1724—1804) hob demgegenüber hervor, daß der Unterschied einer deutlichen und einer undeutlichen Vorstellung bloß logisch sei und nicht den Inhalt betreffe. Die undeutliche Vorstellung sei sich der mannigfaltigen Vorstellungen in

Digitized by Google

einem Gedanken nicht bewußt, während die deutliche Vorstellung sich durch Entwicklung ihrer bewußt macht. Die Leibniz-Wolfische Philosophie habe daher alle Untersuchungen über die Natur und den Ursprung unserer Erkenntnisse unter einen unrechten Gesichtspunkt gestellt, indem sie den Unterschied der Sinnlichkeit vom Intellektuellen bloß als logisch betrachtete, während er offenbar transscendental sei und nicht bloß die Form der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, sondern ihren Ursprung und Inhalt betreffe (Kr. d. r. V., S. 44/5). Wundt (geb. 1832) versteht unter der Deutlichkeit der Vorstellungen im Anschluß an Descartes und Leibniz die bestimmtere Abgrenzung gegenüber anderen psychischen Inhalten (Grundr. d. Psych., § 15, 4, S. 252). — Vgl. klar, dunkel, verworren, clare et distincte.

Dialektik (gr. *ἡ διαλεκτική* sc. *τέχνη*) heißt eigentlich die Kunst der Unterredung, dann in erweiterter Bedeutung die Kunst einer methodischen wissenschaftlichen Forschung, also das, was wir gewöhnlich Logik oder auch im engeren Sinne angewandte Logik nennen. Als Erfinder der Dialektik wird von Aristoteles Zenon der Eleate (5. Jahrh. v. Chr.) genannt. Die Sophisten (5. Jahrh. v. Chr.) verstanden dann unter Dialektik die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch Fang- und Fehlschlüsse zu täuschen. Hierdurch bekam der Begriff Dialektik einen üblen Sinn. Sokrates (469—399) gestaltete hierauf die Dialektik zur Kunst, mit anderen wissenschaftlich zu meditieren (Sokratische Methode), zur Kunst des Fragens und Antwortens um. Bei den Megarikern verwandelte sich die Dialektik in die Eristik (s. d.). Für Platon (427—347) war die Dialektik die Methode, einen Gegenstand begrifflich zu erforschen, und daher, da in den Begriffen die Wirklichkeit liegt, die Beschäftigung mit den Ideen. Die Dialektik ermittelt die Begriffe durch Definitionen, faßt das Einzelne zum Allgemeinen zusammen und scheidet das Allgemeine in seine verschiedenen Arten. Der Eros, welcher das Endliche zum Unendlichen zu erhöhen strebt, ist der philosophische Trieb. Das Mittel, die Wahrheit zu erlangen, ist die Dialektik, deren Form die Gesprächskunst ist. Da sie aber die Wahrheit sucht, so ist die Dialektik schließlich die Wissenschaft von dem wahrhaft Seienden, von den Ideen (Rep. VI, 511 B, Phil. 58 A). Aristoteles (384 bis 322) hingegen unterschied die wissenschaftlichen Beweise von

Digitized by Google

den bloß dialektischen und verstand unter letzteren nur Wahrscheinlichkeitsbeweise. Die Dialektik deckt die verschiedenen Seiten auf, von denen aus ein Gegenstand betrachtet werden kann, und dient daher namentlich zur Aufsuchung der verschiedentlichen Prinzipien (vgl. Aristot. Top. I, 2 p. 101 b 2 ff). So näherte sich der Begriff der Dialektik bei Aristoteles wieder dem der Sophistik. Auch den Stoikern galt sie als die Kunst, gut zu reden (*ἐπιστήμη τοῦ εὖ λέγειν*), zugleich aber auch als die Kunst der Erkenntnis des Wahren und Falschen (Diog. Laert. VII, § 41. Alex. Aphr., Top. 3). Für Kant (1724—1804) ist die Dialektik nicht die Kunst, sondern die Kritik des dialektischen Scheins; sie kritisiert die Ideen, die eine unmittelbare objektive Beziehung nicht haben, und sie entwickelt z. B. in der Lehre von den Antinomieen der reinen Vernunft den scheinbaren Widerstreit der Vernunft mit sich selbst inbezug auf die Welt als Ganzes und die das Geschehen in ihr betreffenden Fragen (Kr. d. r. V., S. 62 ff). Schleiermacher (1768—1834) und Hegel (1770—1831) hingegen sind zur platonischen Begriffsbestimmung der Dialektik zurückgekehrt. Schleiermacher betrachtet sie als eine Architektonik alles Wissens, als Organon für das richtige Verfahren im zusammenhängenden Fortschreiten alles Denkens und als Kriterium für jedes Einzeldenken, welches Wissen zu sein beansprucht. Hegel sieht in ihr die allein wissenschaftliche, dem Gegenstand der Erkenntnis selbst immanente Methode, deren Wesen darauf beruht, daß sie nicht bei den abstrakten Bestimmungen der Begriffe stehn bleibt, sondern über diese hinausgeht und dadurch den wahrhaft wissenschaftlichen Fortschritt zu gewinnen sucht. Sie ist die Aufzeigung der dem Gegenstand selbst innewohnenden Widersprüche; denn alles Endliche schlägt in sein eigenes Gegenteil um, damit es sich kraft dieser Diremption zu einer höheren, reicheren Einheit erhebe. Das dialektische Denken steht mithin zwischen dem abstrakt verständigen, welches an der sicheren Bestimmtheit der Begriffe festhält, und dem spekulativen Denken, das die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative betont, was in ihrer Auflösung und ihrem Übergehen enthalten ist. Die dialektische Methode betrachtet das Umschlagen jedes Begriffs in sein Gegenteil und die Vermittlung der Gegensätze zu der höheren Einheit (Thesis — Antithesis — Synthesis); in ihr ist sowohl der bloß unterscheidende Verstand, wie auch die bloß

Digitized by Google

die Unterschiede aufhebende negative Vernunft oder Skepsis als Moment enthalten. — Nach Hegel hat den Namen Dialektik E. Dühring in seiner natürlichen Dialektik. Berlin 1865, wieder aufgenommen. — Vgl. Maieutik, Logik, Hegelianismus, conträr, contradiktorisch. — H. Ulrici, Prinzip und Methode der Hegelsch. Philos. Halle 1841.

dialektische oder **eristische** Schule hieß die Schule der Megariker, die sich an Sokrates anschloß. Zu ihr gehörten Eukleides von Megara, Eubulides von Milet, Alexinos, Diodoros Kronos, Philon und Stilpon. Die Megariker verbanden die Lehre des Sokrates mit der Lehre der Eleaten und polemisierten mit Fangschlüssen gegen die Existenz der Bewegung.

Diallele (gr. *διάλληλος* sc. *τρόπος*), eigentl. der Schluß „durcheinander", der Zirkelschluß, heißt der Fehler im Schlußverfahren, der eintritt, wenn der zu beweisende Satz unmittelbar oder mittelbar als Beweisgrund verwendet wird. — Vgl. circulus vitiosus.

Diätetik (gr. *διαιτητική* sc. *τέχνη* von *δίαιτα* = Lebensweise) heißt die Lebenskunst, d. h. die Lehre von der vernunftmäßigen und gesundheitsmäßigen Lebensweise oder von der Selbsterziehung. Auf Grund der physiologischen, psychologischen und logischen Grundgesetze hat sie diejenigen Regeln zu entwickeln, deren Befolgung den Menschen gesund, vernünftig und sittlich macht. — Vgl. Makrobiotik — E. v. Feuchtersleben, Diätetik der Seele. Wien 1838 (mehr als 50 Auflagen). Fr. W. Förster, Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen. Berlin 1909. R. W. Emerson, Die Lebensführung. Deutsch v. F. Kwest. Halle 1909.

Dianoia (gr. *διάνοια*) heißt die Denkkraft. Dianöologie heißt die Denklehre (Schopenhauer). Dianoëtische Tugenden sind bei Aristoteles (384—322) die richtigen Betätigungen der denkenden Vernunft an sich und bezüglich der niederen Seelentätigkeiten: Vernunft, Wissenschaft, Kunst und praktische Einsicht. — Vgl. Kardinaltugenden.

Dichotomie (gr. *διχοτομία* von *δίχα* zweimal und *τομή* Einteilung) heißt im weiteren Sinne jede zweigliedrige Einteilung, z. B. die Einteilung des menschlichen Wesens in Leib und Seele, oder der Gestirne in Fixsterne und Planeten. Die Dichotomie im engeren Sinne zerlegt ein Ganzes in zwei

Digitized by Google

kontradiktorische (s. d.) Gegensätze, so daß ein Drittes daneben ausgeschlossen ist. — Vgl. Einteilung, Divisio, Partitio. — Wundt, Logik. Bd. II, 3. Aufl., Stuttgart 1907, S. 62 ff.

dictum de omni et nullo wird der logische Grundsatz genannt, welcher besagt: Was von Allem gilt, hat auch von dem Besonderen und Einzelnen Gültigkeit; was von Keinem gilt, gilt auch nicht von dem Besonderen und Einzelnen. Quidquid de omnibus valet, valet etiam de quibusdam et singulis; quidquid de nullo valet, nec de quibusdam vel singulis valet. Der Doppelsatz besagt also, daß aus der Wahrheit des allgemeinen kategorischen oder hypothetischen Urteils (SaP, SeP; immer, wenn A ist, ist B; niemals wenn A ist, ist B) die Wahrheit des besonderen kategorischen oder hypothetischen Urteils (SiP; SoP; einigemal wenn A ist, ist B; einigemal wenn A nicht ist, ist B) folgt. Weil alle Menschen irren, irrt auch der Weise, oder: Weil kein Mensch die Zukunft kennt, kann sie auch kein Dichter wissen. Zu ergänzen ist der Satz dahin, daß umgekehrt aus der Unwahrheit des besonderen Urteils die Unwahrheit des allgemeinen folgt, aber nicht aus der Unwahrheit des allgemeinen die Unwahrheit des besonderen. Übrigens heißt das dictum de omni, insofern man bei der Induktion von vielen Einzelheiten aufs Ganze schließt, auch dictum de exemplo, weil jedes Einzelding ein Beispiel der Gattung ist, unter der es steht, und den Satz de nullo nennt man auch de diverso, weil etwas, das von einem Dinge ganz verschieden ist, ihm auch nicht als Merkmal zukommen kann. — Vgl. nota notae est nota rei ipsius. — Fries, System d. Logik. 2. Aufl., Heidelberg 1819, S. 188 f.

Differenz (gr. *διαφορά*, lat. differentia), Verschiedenheit, heißt in der Logik ein aus dem beziehenden Denken entspringender Begriff, dessen Korrelat die Gleichheit (s. d.) ist. Individuelle Differenz heißt der Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Einzelding von der Art unterscheidet, spezifische Differenz (differentia specifica, *διαφορὰ εἰδοποιός*) heißt der Unterschied der eine Art von allen übrigen Arten der übergeordneten Gattung scheidet, generische Differenz heißt der Unterschied der unter einer Familie enthaltenen Gattungen. — In der Mathematik heißt Differenz der aus einer gegebenen Summe (Minuendus) und dem einen gegebenen Summandus (Subtrahendus) zu bestimmende zweite Summandus, also das Resultat der Subtraktion.

Digitized by Google

Differenzierung heißt in der Entwicklungslehre die Entstehung neuer Merkmale, durch die eine Reihe gleichartiger Wesen sich in der Fortentwicklung voneinander unterscheidet.

Dilemma (gr. *δίλημμα* = Doppelsatz von *δίς* = zweimal und *λῆμμα* = Satz), eigtl. zweiteilige Annahme, heißt in der Logik ein hypothetisch-disjunktiver Schluß, in dem der Obersatz ein hypothetisches Vorderglied und ein disjunktives Hinterglied hat, in dessen Untersatz aber die in dieser Disjunktion enthaltenen Fälle oder Folgen, und in dessen Schlußsatze somit auch das Vorderglied oder, was dasselbe ist, die Voraussetzung aufgehoben wird. Das Dilemma schließt so: Wenn A wäre, so müßte es entweder B oder C sein; nun ist es weder B noch C; also ist A überhaupt nicht. Ein Beispiel ist: Wenn eine reelle Quadratwurzel aus -4 ($= \sqrt{-4}$) existierte, so müßte sie entweder $+2$ oder -2 sein; nun ist sie aber weder $+2$, denn $(+2)^2$ ist $= +4$, noch -2, denn $(-2)^2$ ist ebenfalls $= +4$; also existiert keine reelle Quadratwurzel aus -4). Dieser aufhebende Schluß (Syllogismus modo tollente) führt leicht zu trügerischen Schlußsätzen (Cornutus, Krokodilschluß, Antistrephon, s. d.), wenn die Disjunktion im Obersatze unvollständig ist. Wenn er richtig sein soll, muß die Disjunktion im Obersatze vollständig sein. Ist die Disjunktion drei-, vier- oder vielgliedrig, so heißt der Schluß: Tri-, Tetra- und Polylemma. — Im allgemeineren Sinne heißt Dilemma eine schwierige Lage, die uns die Wahl zwischen zwei gleich unangenehmen Möglichkeiten aufnötigt.

Dimatis heißt der dritte Modus der vierten Schlußfigur, in dem der Ober- und der Schlußsatz besonders bejahen, der Untersatz aber allgemein bejaht. Er hat die Form: Pi M, Ma S, Si P, z. B. Einige Pflanzen sind giftig; alles Giftige ist gesundheitsschädlich; folglich ist einiges Gesundheitsschädliche Pflanze.

Dimension (lat.) heißt im engeren Sinne die Richtung einer geraden Linie, die mit anderen rechte Winkel bildet; in der Ebene lassen sich von einem Punkte aus nur zwei, im Raume drei solcher Linien konstruieren; geht man von der Ebene zur einfachen geraden Linie zurück, so fällt die eine Gerade fort; man sagt daher, den Sinn des Begriffes Dimension erweiternd und auch auf die einzelne gerade Linie, abgesehen von der Ebene, übertragend, diese habe eine Dimension (die Länge), die Ebene zwei (die Länge und die Breite),

Digitized by Google

der Raum drei Dimensionen (Länge, Breite, Höhe [Tiefe, Dicke]). Analytisch bestimmt wird ein Punkt in einer Geraden von einem gegebenen Punkte aus durch eine Variable (x), in der Ebene von dem Durchschnittspunkt zweier rechtwinkliger Geraden (Koordinaten) aus durch zwei (x, y), im Raume vom Durchschnittspunkt dreier rechtwinkliger Geraden aus durch drei voneinander unabhängige Variable (x, y, z). Analytisch kann nun der Gedanke weiter verfolgt werden und ein Punkt durch 4, 5, 6...n voneinander unabhängige Variable in seiner Lage bestimmt gedacht werden. So entsteht der Gedanke mehrdimensionaler Räume; doch entspricht der analytischen Formel keine unserem Bewußtsein mögliche Anschauung, und der empirisch gegebene Raum wird von diesem Gedanken nicht berührt. Der empirische Raum ist nur dreidimensional. Von dem als Spiritisten auftretenden Betrüger Slade betrogen, nahm dagegen Zöllner (Gesammelte Abh. 1878) vier Dimensionen des empirischen Raumes an. Schon H. More, ein englischer Theosoph, hat an die Erweiterung der Raumanschauung (Ende d. 17. Jahrh.) gedacht, dann im 18. der Pfarrer Fricker und F. C. Öttinger, um den Zustand der Seelen nach dem Tode (Hiob 11, 7—9; Eph. 3, 18) zu veranschaulichen. Auch Kant berührt in seinen frühesten Schriften die Idee eines andersartigen Raumes, als der empirische ist. Riemann (1826 bis 1866) suchte durch die vierte Dimension die Schwerkraft, Mach mehratomige Moleküle zu erklären, Zöllner deutete dadurch das Rätsel der Symmetrie, das Hellsehen der Hypnotisierten und die spiritistischen Phänomene. Besonders hat v. Helmholtz dazu beigetragen, daß man sich mit dem Begriffe der mehrdimensionalen Räume auch außerhalb der mathematischen Kreise beschäftigt hat. Von v. Helmholz stammen auch die Begriffe des zweidimensionalen Raumes und der Flächenwesen. — Vgl. v. Helmholtz, Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome. 1870. B. Erdmann, Die Axiome der Geometrie. Leipzig 1877. A. Levy, Die dritte Dimension. Bern 1908.

Ding (mhd. dinc, ahd. ding, ursprünglich = Gerichtsverhandlung, dann = Sache; gr. χρῆμα; lat. res; mlat. ens) heißt alles, was ohne Widerspruch Gegenstand des Bewußtseins werden kann. Chr. Wolf (1679—1754) definiert: „Alles, was möglich ist, es mag wirklich sein oder nicht, nennen wir ein Ding“ (Vernünft. Ged. I, § 16). — Solange das Ding nur in Ge-

Digitized by Google

danken, nicht auch in Wirklichkeit existiert, heißt es ein Gedankending (ens cogitabile). Wird ihm Wirklichkeit zugeschrieben, so heißt es ein reales Ding (ens reale). Das Gegenteil vom Gedankending ist das Unding (non ens), das des realen Dinges das Nichts (nihil). Ein gleichseitiges Tausendeck z. B. ist ein Gedankending, ein viereckiger Kreis ein Unding; die Sonne ist ein reales Ding, ein Messer ohne Klinge und Heft ein Nichts. Was die Phantasie erdichtet (ens imaginarium), existiert auch nicht, aber läßt sich doch wenigstens denken, z. B. Chimären, Feen, Gespenster, goldene Berge. — Der Positivismus setzt als Letztes in der Erkenntnis die Empfindung; ihm sind reale Dinge nur Gedankensymbole für Empfindungen. Der Kritizismus hat dagegen die Existenz realer Dinge verteidigt und als eine Bedingung aller Erfahrung angesehen. Ostwald erklärt die Dinge für äußere Erlebnisse, d. h. solche Erlebnisse, für deren Zustandekommen wir nicht ausschließlich uns selbst verantwortlich machen, sondern bei denen noch die Mitwirkung von außerhalb von uns vorhandenen Beziehungen angenommen wird.

In der Vorstellung eines Dinges wird immer eine Mehrzahl von Eindrücken zusammengefaßt. So vereinigen sich in der Vorstellung eines Apfels die Eindrücke bestimmter Farben mit denen der runden Form, der glatten Schale, des süßen Geschmacks usw. zu einem Ganzen. Die Psychologie zeigt, daß diese Verknüpfung nicht ursprünglich gegeben ist, sondern sich erst in der Erfahrung des einzelnen Menschen entwickelt. Unsere Dingbegriffe sind daher veränderlich. Die Naturwissenschaft setzt dafür Elektronen, Korpuskeln, Atome, Moleküle. Die Philosophie gestaltet den Begriff des Dinges zum Substanzbegriff um, der die Begriffe der Einheitlichkeit und Beharrlichkeit in sich einschließt. — Vgl. Substanz, Ding an sich.

Ding an sich heißt bei Kant (1724—1804), der sich dabei an Lockes Begriff „things in themselves“ (unabhängig von uns vorhandene Dinge) anschließt, im Gegensatz zu den Erscheinungen, das den Erscheinungen zugrunde liegende, außerhalb unseres Bewußtseins existierende Wirkliche, der übersinnliche Grund der Vorstellungen, das Ding in seiner von Anschauungs- und Denkformen unabhängigen Beschaffenheit. Das Ding an sich enthält nur den Grund, das Vorstellungsvermögen sinnlich zu bestimmen; aber es ist nicht wie die Empfindung der Stoff der empirischen Anschauung. Es ist vielmehr für

Digitized by Google

uns ein völlig unbekanntes x. Die Empfindung ist subjektiv; Raum und Zeit sind zwar allgemein, aber nicht etwas Reales oder den Dingen selbst Anhängendes, sondern nur Formen der äußeren und inneren Anschauung, in die sich die Empfindung fügt. Aus der transscendentalen Idealität von Raum und Zeit folgt, daß die räumlich und zeitlich bestimmten Dinge nur Vorstellungen unserer Sinnlichkeit sind, daß alle Objekte unserer Anschauung nichts als Erscheinungen (Phänómena) sind. Aber auch die reinen Verstandesbegriffe führen uns nicht zu einer Erkenntnis der Dinge an sich; denn ihr Gebrauch läßt sich nur in Beziehung auf eine mögliche Erfahrung rechtfertigen, ohne diese Beziehung sind sie leer und nicht deduzierbar. Ihr nicht in die Sinne fallende, völlig unbekannte Grund, das Ding an sich, ist auch durch die Kategorien nicht bestimmt. Daher faßt sich der transscendentale Idealismus Kants in der Lehre zusammen, daß wir überhaupt nur die Erscheinungen erkennen, daß aber die Dinge an sich für uns unerkennbar sind. Wohl wird durch die Kategorien ein über das einzelne Bewußtsein hinausgehendes sachliches Wissen von den Zusammenhängen des Gegebenen bedingt, aber nicht ein über das Bewußtsein überhaupt hinausgehendes Wissen. Die reinen Verstandesbegriffe haben keine Bedeutung, wenn sie von Gegenständen der Erfahrung abgehen und auf Dinge an sich bezogen werden wollen (Proleg., S. 70—104).

Der Kantsche Begriff Ding an sich setzt also erstens den Gegensatz Erscheinung, d. h. unmittelbarer Gegenstand der sinnlichen Vorstellung, voraus. Mit diesem steht und fällt er. „Der Verstand eben dadurch, daß er Erscheinungen annimmt, gesteht auch das Dasein von Dingen an sich selbst zu.“ Es ist der Begriff von etwas, insofern es nicht sinnlich vorgestellt wird. Zweitens schließt der Begriff Ding an sich die dem Positivismus, der nur Vorstellungen kennt, entgegengesetzte Annahme in sich ein, daß es nicht nur von unsern Sinnen, sondern auch von unserm Bewußtsein überhaupt unabhängige, durch dieses weder erzeugte noch veränderte Dinge gebe und daß die Empfindungen nicht das letzte ursprünglich Gegebene seien. Drittens fordert der Begriff Ding an sich, daß die Dinge an sich als Grund oder Ursache der Empfindungen betrachtet werden; er fordert also eine Beziehung des Begriffs der Kausalität in irgend einem Sinne über die Erfahrung hinaus. Er fordert viertens, ebenso wie bezüglich der Kausalität, eine

Digitized by Google

Beziehung der Kategorie der Wirklichkeit über die Erfahrung hinaus. Von einem Ding an sich kann nur gesprochen werden, wenn ein Dasein unabhängig von der Erfahrung festgestellt werden kann. Es wird bei Kant aber dadurch zu einem schwankenden und Doppelbegriff, daß in Kants Philosophie das Verhältnis von Sinnlichkeit und Verstand, Anschauung und Begriff nicht ganz sicher feststeht. Der Begriff der Erscheinung gründet sich zunächst nur auf den Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand, und Kant lehrte noch 1770, daß wir durch die Verstandesbegriffe die Dinge, wie sie sind, erkennen, während den Gegenstand der sinnlichen Erkenntnis die Erscheinungen bilden. Diese Lehre ist aber in der Kritik der reinen Vernunft aufgegeben. Nach der Kritik der reinen Vernunft erkennen wir auch durch die Kategorien nicht die Dinge an sich. Denn Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Aber Kant setzt dem Begriffe der Erscheinung nicht nur den Begriff des Dinges an sich, sondern auch den Begriff des Verstandesgegenstandes (Verstandeswesens), des Nooumenons gegenüber, der zwar an sich leer ist, aber mit einer nichtsinnlichen Anschauung verbunden Erkenntnis liefert, und nun denkt er sich problematisch den Begriff einer anderen als sinnlichen Anschauung, einer intellektuellen Anschauung, und erweitert durch den Gedanken der begrifflichen Erkenntnis in Verbindung mit intellektueller Anschauung den negativen Begriff des Nooumenons zu einem positiven und setzt ihn dem Begriff des Dinges an sich gleich (Kr. d. r. V., I. Aufl., S. 248, II. Aufl., S. 306 ff.). Daraus geht ein Doppelsinn des Begriffs des Dinges an sich hervor. Einerseits liegt er, negativ gedacht, ganz außerhalb alles Bewußtseins, andrerseits tritt er als positiver problematischer Begriff und Grenzbegriff, der für die praktische Philosophie besonders wichtig ist und in derselben eine Hauptstelle einnimmt, in das Bewußtsein ein. Einerseits ist er ganz unbestimmt, weder sinnlich, noch begrifflich, andrerseits ist er begrifflich und vom Verstande abhängig.

So liegen in dem Kantschen Begriff der Erscheinung und des Dinges an sich nicht nur große Schwierigkeiten, sondern auch innere Widersprüche, und er ist mit Recht als die Achillesferse der Kantischen Philosophie oder auch als ein hölzernes Eisen bezeichnet worden. Der Begriff der Erscheinung fordert den Nachweis, daß die durch Anwendung von Raum und Zeit gebildeten Anschauungen Erscheinungen von Dingen sind, und diesen Nachweis hat Kant in

Digitized by Google

der 1. Aufl. d. Kr. d. r. V. nicht gegeben, in der 2. hat er ihn zwar nachzuholen versucht (bei der Erörterung über das 2. Postulat des empirischen Denkens), aber auch nicht in unanfechtbarer Weise gegeben. Der Begriff des Dinges an sich zwingt aber ferner innerhalb der Kantischen Philosophie zu dem Widerspruch, Kausalität und modale Kategorien einerseits auf den Gebrauch innerhalb der Erfahrung zu beschränken, andrerseits zur Feststellung des Grenzbegriffes des Dinges an sich zu verwenden, und er erscheint in doppelter Gestalt als unbekanntes x und als Gegenstand der Kategorien in Verbindung mit intelligibler Anschauung. Er läßt es auch, insofern die Dinge an sich als unerkennbar bezeichnet werden, unbestimmt, ob er bei seiner idealistischen Verwendung etwa im Sinne der Ideenlehre Platons oder der Monadenlehre Leibniz' pluralistisch gefaßt werden soll, so daß von Dingen an sich geredet werden muß, wie dies in der transscendentalen Ästhetik geschieht, oder ob er etwa im Sinne Spinozas oder der nachkantischen Philosophie Fichtes, Schellings, Hegels, Schopenhauers monistisch gedacht werden soll, so daß nur von dem Dinge an sich geredet werden kann, wie dies in der transscendentalen Analytik geschieht. Das Widerspruchsvolle in den Kantschen Begriffen der Erscheinung und des Dinges an sich, das sich daraus erklärt, daß Kant von der Leibnizschen Philosophie ausging und zu Leibnizens Scheidung von Sinnlichkeit und Verstand, von Erfahrung und rationalem Erkennen nicht immer dieselbe Stellung einnahm, und daß er die Begriffe zunächst nur innerhalb der Erkenntnistheorie und dort schrittweise zum Austrag zu bringen versuchte, läßt sich, wie schon Jacobi erkannte, auf dem Boden der Kantischen Philosophie kaum beseitigen. Wir müssen an Stelle der Begriffe Erscheinung und Ding an sich, einer Begriffsscheidung, mit der wir einerseits aus dem Bewußtsein heraustreten, und andrerseits in demselben verharren, eine Scheidung nur innerhalb des Bewußtseins vollziehen. Das Wirkliche läßt sich nicht auf dem von Kant eingeschlagenen Wege der Scheidung von Erscheinung und Ding an sich, von Bewußtseinssphäre und Sphäre außerhalb des Bewußtseins, von Sinnlichkeit und Verstand finden, sondern es wird nur gewonnen als das von unserem Willen unabhängige, in der Erfahrung durch die Empfindung Gegebene und kann immer nur in den Formen des Bewußtseins erfaßt werden. Das Ding an sich ist, wie Schopenhauer (1788—1860) schon

Digitized by Google

bemerkte, für das Bewußtsein das Ding für mich, d. h. Objekte gibt es nur für Subjekte, und die Außenwelt wird von uns nach Maßgabe unserer Sinneswahrnehmung und in den Gesetzen unseres Verstandes erkannt. Der Begriff Ding an sich widerspricht also dem Begriff des Bewußtseins überhaupt und gehört nicht in die Erkenntnistheorie. — Vgl. An sich, Dasein, Erscheinung, Phänomén, Noumenon. — Riehl, Der philos. Kritizismus. Leipzig 1876, B. I, S. 423. Uphues, Kant und seine Vorgänger. Berlin 1906, S. 37 ff.

Diorismus (gr. *διορισμός* = Abgrenzung, lat. determinatio) heißt Begriffsbestimmung, Definition. Theophrastos schrieb (Diog. Laert. V, § 43) drei Bücher *διορισμῶν*.

direkt (lat. directus) heißt in gerader Linie, geradezu, unvermittelt, unmittelbar. Von einem Objekt sagt man z. B., daß es direkt gesehen wird, wenn es sich auf dem gelben Fleck der Netzhaut (im Netzhautzentrum) abbildet, während alle Objekte, deren Bilder seitlich (exzentrisch) gelegen sind, als indirekt gesehene bezeichnet werden (Wundt, Grundz. d. phys. Psych. II, 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 530 ff, S. 84 f. Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 10, S. 143).

Disamis heißt der dritte Modus der dritten Schlußfigur, in dem der Obersatz besonders, der Untersatz allgemein und der Schlußsatz wieder besonders bejaht. Er hat die Form: MiP, MaS, SiP, z. B. Einige neuhochdeutsche Deklinationen entsprechen den mittelhochdeutschen; alle neuhochdeutschen Deklinationen sind endungsarm; also sind einige endungsarme Deklinationen (bereits) im Mittelhochdeutschen vorhanden.

disjunkt (lat. von disiungere = scheiden), geschieden, heißen allgemein Begriffe, die innerhalb eines anderen Begriffs einen Gegensatz bilden, z. B. Mann und Weib (Mensch), Trapez und Parallelogramm (Viereck). Disjunkte Begriffe sind also im Umfang eines höheren Begriffs gelegene koordinierte, aber gegensätzlich erfaßte Arten eines Gattungsbegriffs. Das Verhältnis der Disjunktion ist die logische Grundlage der Einteilung. In einer Reihe von koordinierten Artbegriffen heißen aber disjunkt im engeren Sinne diejenigen, die nur einen Abstand voneinander haben, wie rot und blau, nicht diejenigen, die die äußersten Grenzen bilden. — Vgl. konträr, contingent, Korrelat, interferierend, Beiordnung.

Disjunktion (lat. disiunctio = Scheidung) heißt logische Entgegensetzung. — Vgl. Einteilung.

Digitized by Google

disjunktiv (lat. disiunctivus) heißt gegensätzlich. Disjunktive Urteile heißen solche Urteile, deren Prädikat oder Subjekt disjunktive Begriffe enthalten. Ihre Formel ist: A ist entweder B oder C; oder: entweder A oder B ist C. Der disjunktive Schluß ist derjenige, welcher durch eine bestimmte Aussage über das eine Trennungsglied etwas über das andere entscheidet:

A ist entweder B oder C;

nun ist A B;	nun ist A nicht B;
also ist A nicht C.	also ist A C.

Bekannt ist z. B. Leibniz' (1646—1716) Disjunktionsschluß: Wäre die bestehende Welt nicht die beste, so hätte Gott die beste Welt entweder nicht gekannt oder nicht schaffen können oder nicht schaffen wollen; alle drei Annahmen aber sind unhaltbar; folglich ist die bestehende Welt die beste von allen möglichen.

Diskrepanz (lat. discrepantia) heißt Abweichung, Mißhelligkeit, Zwiespalt.

diskret (lat. von discernere = absondern) heißt getrennt, abgesondert, unterschieden. Diskrete Größen heißen im Gegensatz zu den kontinuierlichen solche Größen, deren Teile voneinander abgesondert sind, während bei kontinuierlichen Größen alle Teile zusammenhängen. Eine gestrichelte oder punktierte gerade Linie z. B. ist eine diskrete, eine nicht unterbrochene gerade Linie dagegen eine kontinuierliche Größe. Die Reihe der ganzen Zahlen ist eine diskrete Größe, während die geometrischen Gebilde kontinuierliche Größen sind. Daß auch die Zahlenreihe kontinuierlich gemacht werden kann, hat Dedekind (geb. 1831) nachgewiesen. — Zu scheiden von dem aus dem Lat. stammenden Ausdruck ist der auf dem Franz. (discret) beruhende diskret. Dieser bedeutet: besonnen unterscheidend, umsichtig, taktvoll, maßvoll, zurückhaltend, verschwiegen. Dementsprechend bezeichnet Diskretion die angemessene Rücksicht in unserem Betragen auf Zeit und Umstände. — Vgl. Stetigkeit.

diskursiv (neugeb. v. lat. discursus = das Hin- und Herlaufen, die Besprechung, fr. discursif = zum Schließen befähigt) heißt begrifflich, logisch. Diskursiv ist der Gegensatz zu intuitiv, welches anschaulich, sinnlich heißt. Kant (1724—1804) stellt in der Kr. d. r. V. diskursiv und ästhetisch einander gegenüber. Eine diskursive Erkenntnis entsteht demnach aus Begriffen, die der Verstand verknüpft, während die ästhetische (oder intuitive) Erkenntnis auf Anschauungen beruht.

Digitized by Google

disparat heißen diejenigen Begriffe, welche unter keinem gemeinschaftlichen höheren Gattungsbegriffe stehen, also ohne Gleichheit des Inhalts sind und einem dritten Begriff zugleich als seine Merkmale beigelegt werden können, z. B. Mut und Schönheit. Ein Mensch kann z. B. zugleich Mut und Schönheit besitzen. — Disparate Urteile sind solche, deren Subjekte disparate Begriffe sind; z. B.: den Dachs im Loche beißt der Hund, Soldaten tut der Säbel kund. Die Zusammenstellung solcher Urteile wirkt meist komisch, wie im Leben die von disparaten Dingen.

Disposition (lat. dispositio) heißt Gemütsstimmung, Geneigtheit, Anlage. In anderer Bedeutung heißt es logische Anordnung eines wissenschaftlichen Stoffs. — Vgl. Anordnung.

Distinctio formalis (lat. = formaler Unterschied) heißt bei Duns Scotus (1265 oder 74—1308) die sachliche Verschiedenheit besonderer Seiten an einem Dinge. Durch distinctio formalis ist z. B. am Individuum der Wesensgrad der Gattung von dem Wesensgrad des Individuums unterschieden. — Vgl. Haecceität. — J. Werner, Duns Scotus. Wien 1880. Pluzanski, Essai sur la philosophie de Duns Scotus. Paris 1887. Seeberg, Die Theologie des Joh. Duns. Leipzig 1900.

distinkt (lat. distinctus) heißt unterschieden, deutlich. — Qui bene distinguit, bene docet, heißt: Wer gut unterscheidet, lehrt gut. Distinktion heißt klarmachendes Urteil, Unterscheidung. — Vgl. clare et distincte.

Divisio (gr. *διαίρεσις*, lat. divisio = Teilung) heißt die Einteilung des Umfangs eines Begriffs, also die Zerlegung der Gattung in Arten. Der Gegensatz der Divisio, also die Einteilung des Inhalts eines Begriffs heißt Partitio. Aristoteles (384—322, Top. VI, 6 p. 143 a 36) sagt: *Πᾶν γένος ταῖς ἀντιδιῃρημέναις διαφοραῖς διαιρεῖται, καθάπερ τὸ ζῷον τῷ πεζῷ καὶ τῷ πτηνῷ καὶ τῷ ἐνύδρῳ.* „Jede Gattung wird nach den einander entsprechenden Unterschieden eingeteilt, z. B. das Tier nach den Unterschieden des Landtiers, des Geflügels und des Wassertiers.“ — Vgl. Einteilung, Partitio, Anordnung. — Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. Berlin 1862, (§ 58), S. 18 u. 141f.

Docta ignorantia (lat. = das gelehrte Nichtwissen) heißt bei Nikolaus von Kues (1401—1464, de docta ignorantia 1440), mit einem schon bei Augustinus vorkommenden Ausdruck, unsere Erkenntnis des unfaßbaren Unendlichen

Digitized by Google

(Gott), in dem die Gegensätze zusammenfallen. Die Unfaßbarkeit des Unendlichen ist das zutreffende Wissen von Gott. Die docta ignorantia, die bewußt begründete Unwissenheit, bildet das dritte Erkenntnisprinzip, die intelligentia, während der Verstand (ratio), das zweite in der Mathematik herrschende Prinzip, die Gegensätze für unvereinbar nimmt und sich auf den Satz des Widerspruchs gründet, und der Sinn (sensus), das erste Prinzip, nur auf das Einzelne gerichtet ist. Ein viertes höchstes Erkenntnisprinzip ist bei Nikolaus von Kues die mystische Anschauung (visio sine comprehensione, intuitio, unio, filiatio). Auch Pascal braucht den Begriff: „ignorance savante". — Vgl. coincidentia oppositorum.

Dogmatismus (neugeb. aus d. Gr.) heißt zunächst das wissenschaftliche Lehrverfahren, welches von Grundsätzen ausgeht und aus diesen die Lehrsätze durch Beweise ableitet. So verfährt die Mathematik. Als Methode ist der Dogmatismus (= Rationalismus) dem Empirismus, der in der wissenschaftlichen Forschung von Beobachtung und Experimenten ausgeht, entgegengesetzt. — Unter Dogmatismus versteht man ferner nicht nur ein methodisches Verfahren, sondern eine bestimmte Stellungnahme im Streite über die Grenzen der menschlichen Vernunfttätigkeit, und so genommen, ist der Dogmatismus jede Philosophie, die den Erfahrungskreis überschreitet, ohne die Überschreitung vorher durch eine Prüfung der Erkenntniskraft gerechtfertigt zu haben. So heißt Dogmatiker oder Dogmatist derjenige Philosoph, welcher ein unbedingtes Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft besitzt und ohne Prüfung und Beweis gewisse allgemeine Sätze als Grundlage seines Systems aufstellt. Er gebraucht die Vernunft, ohne erst ihre Fähigkeit und ihre Grenze zu untersuchen, zu metaphysischen Behauptungen. Den Dogmatikern unter den Philosophen stehen die Skeptiker und Kritiker gegenüber. Die ersten zweifeln an der Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft überhaupt ohne Prüfung der menschlichen Erkenntniskraft, die zweiten fordern vor jedem Aufbau einer Erkenntnis erst die Aufstellung einer Erkenntnistheorie, welche die Natur und Grenzen unserer Vernunft zu prüfen hat. Dogmatiker sind Cartesius, Spinoza, Leibniz, Wolf und die Aufklärungsphilosophen des XVIII. Jahrhunderts, ferner Fichte, Schelling, Hegel gewesen (vgl. Kant, Kr. d. r. V. 2. Aufl. Vorrede, S. XXXV: „Dogmatismus ist — das dog-

Digitized by Google

matische Verfahren der reinen Vernunft ohne vorangehende Kritik ihres eigenen Vermögens"). Skeptiker war Hume, Kritiker waren Locke und Kant. Kant (1724—1804), der den Begriff in der Neuzeit geprägt hat, bezeichnet den Dogmatismus der Metaphysik als das Vorurteil, in ihr ohne Kritik der reinen Vernunft fortzukommen (Kr. d. r. V. 2. Aufl., Vorrede, S. XXX) oder als Anmaßung, mit einer reinen Erkenntnis aus Begriffen nach Prinzipien, wie sie die Vernunft längst im Gebrauch hat, ohne Erkundigung der Art und des Rechts, womit sie dazu gelangt ist, allein fortzukommen (S. XXXV). Dem Dogmatismus setzt er die Kritik entgegen.

Dolus (lat. dolus) heißt der widerrechtliche Wille, das wissentlich rechtswidrige Handeln im Gegensatz zur Fahrlässigkeit. Man unterscheidet noch praemeditatio, absichtliche, und dolus impetus, im Affekt geschehene Tat. Jene bedingt bei der Tötung eines Menschen den Mord, diese den Totschlag. — Vgl. culpós.

Dominanten (Herrscherin vom lat. dominor = herrschen) nennt Reinke zwecksetzende Kräfte in den Organismen, die den Energiestrom beherrschen. Sie schaffen eine Art von Beseelung, von Durchgeistigung der materiellen Substanz. In Reinkes Dominantentheorie liegt einer der deutlichsten Versuche der Gegenwart, eine naturwissenschaftliche Teleologie (s. d.) auf objektiven Idealismus in Anknüpfung an Leibniz zu begründen. Die Dominanten sollen ein Ausfluß einer kosmischen Intelligenz, eines Prinzips der Weltvernunft sein. — Von dominierenden Elementen redet man auch in der Psychologie. Dominierende (herrschende) Elemente machen sich bei den Assoziationen geltend, so bei intensiven Verschmelzungen z. B. von Tonempfindungen (Grundton eines Klanges), bei Komplikationen (Vorwiegen der akustischen Wortvorstellungen beim Sprechen) usw. — Vgl. Vitalismus, Neovitalismus.

Drama (gr. δρᾶμα) heißt die poetische Darstellung einer Handlung, d. h. einer solchen Begebenheit, die aus inneren Antrieben der menschlichen Seele hervorgeht, Menschen in Bewegung setzt, als Vorgang in der Außenwelt verläuft und auf den inneren Menschen wieder zurückwirkt. Während das Gebiet des epischen Dichters vor allem die Außenwelt, das des lyrischen Dichters die Innenwelt ist, stellt der dramatische Dichter die Außen- und Innenwelt in ihrem Zusammenhange und ihrer Wechselwirkung dar, so daß das Drama relativ die

Digitized by Google

vollständigste aller Dichtungen und damit überhaupt die höchste Leistung der Kunst ist. Das Drama ist inhaltlich ein zusammengezogenes Gesamtbild des subjektiven und objektiven menschlichen Daseins und Könnens. Seine Entstehungszeit fällt daher erst hinter die des Epos und der Lyrik, deren Wesen es vereinigt; es setzt vorgeschrittene Kulturzustände und höhere Kunstformen voraus. Das Drama stellt eine Handlung als gegenwärtig dar. Es gebraucht zur Darstellung einer zwischen einer Vielheit von Personen sich gegenwärtig abspielenden Handlung als Form den Dialog, die Wechselrede, in der sich das Innenleben der Personen offenbart, und in Verbindung mit der sich ihre äußere Tätigkeit abspielt. Die im Drama dargestellte Handlung muß in sich geschlossen und vollständg sein, d. h. sie muß einen solchen Inhalt und Umfang haben, daß ihre Entstehung aus den natürlichen Anfängen begreiflich gemacht, ihr Verlauf in allen Stufen der Entwicklung dargestellt und ihr Abschluß zu einem Punkte geführt wird, mit dem die menschliche Teilnahme an dem Vorgange von selbst aufhört. Die Handlung gliedert sich hierbei in natürliche Teile, die Vorfabel, den Konflikt und die Lösung des Konfliktes; spezieller angegeben, pflegt man dem Drama folgende Teile zuzuweisen: die Exposition, d. h. die Einführung in die Situation und in die Vorfabel, das erregende Moment, d. h. diejenige Begebenheit, durch welche die Personen zu Entschlüssen und Taten angeregt werden, die steigende Handlung, d. h. den sich entwickelnden Konflikt, den Höhepunkt, d. h. den Akt der größten Kraftanstrengung der gegeneinander ringenden Menschen und den Eintritt des den Ausgang bestimmenden Ereignisses, die sinkende Handlung, d. h. die Reihe von Begebenheiten, die uns dem Ausgang nahe führen, die Momente der letzten Spannung, d. h. die aufhaltenden Ereignisse, welche die Lösung noch für Augenblicke in andere Wege zu leiten scheinen, und die Lösung, d. h. den natürlichen Ausgang der Handlung.

Die in der Handlung liegende Einheit muß eine innere sein; Einheit des Ortes und der Zeit sind nur Nebensachen und keineswegs unbedingt notwendig; aber der innere pragmatische Zusammenhang der Teil-Begebenheiten, der aus ihnen eine einzige abgeschlossene Handlung macht, und die stetige Entwicklung darf nicht fehlen. Diese Einheit kann sich auch zuweilen zu der eines sittlichen Grundgedankens,

Digitized by Google

der Idee, steigern. In jedem Falle muß alles Episodenhafte vom Drama ausgeschlossen sein. Das Drama eignet sich am wenigsten zum Extravagieren der Dichtung. — Mit der Handlung verbindet sich im Drama die Charakteristik der Personen, die Darstellung der geistigen Welt, aus welcher die Motive des Handelns fließen und das äußere Getriebe des Lebens verständlich wird. Die Charakteristik kann indirekt gegeben werden, indem die Personen wesentlich nur handelnd und in Beziehung zu den mitwirkenden Personen dargestellt werden, dem Zuschauenden also die Aufgabe zufällt, sich ihr Wesen zurechtzulegen; oder sie kann direkt, durch die eigenen Reden der Person selbst, durch die Urteile der anderen, durch Kontrastfiguren gegeben sein. Auch steht dem dramatischen Dichter das Mittel zu Gebote, uns in Monologen der wichtigeren Personen in ihr Herz hineinschauen zu lassen. Die Charakteristik der Personen stuft sich naturgemäß nach ihrer Bedeutung für die Handlung ab. Die uns am meisten interessierenden, deren Schicksal der Kern der Gesamthandlung ist, die Helden oder Hauptpersonen, verlangen die sorgfältigste Charakteristik. Um sie gruppiert sich eine Reihe mehr oder minder wichtiger Nebenpersonen, die Partei des Helden. Andere treten dem Helden in den Weg, durchkreuzen seinen Willen, suchen ihm das Gelingen zu vereiteln; sie bilden die Gegenpartei, und so entwickelt sich Spiel und Gegenspiel. Auch hier verteilt sich das Interesse des Zuschauenden und demgemäß die Charakteristik stufenmäßig. — Zu scheiden ist zwischen dem antiken und modernen Drama. Jenes hat sich namentlich bei den Athenern vom 6. Jahrhundert ab entwickelt. Die Athener besaßen im 5. Jahrhundert ein ernstes Götter- und Heldendrama mit glücklichem oder unglücklichem Ausgange, die Tragödie (s. d.), ein heiteres mythologisches und politisch-satirisches Drama voll übermütiger Scherze, die Komödie (s. d.), und ein Drama mit ernsten Personen, die geneckt und umscherzt waren von den Satyrn, den heiteren Genossen des Bakchos, das Satyrdrama. Das griechische Drama war aus dem Dionysoskult hervorgegangen, bewahrte im allgemeinen seinen mythischen Schicksalsinhalt, stellte die Handlung über die Charakteristik und brachte es zu keiner einheitlichen Form, indem Dialoge und Chorlieder wechselten; nur die antike Komödie entwickelte sich allmählich zu reiner Kunstform und zu rein

Digitized by Google

menschlichem Inhalte (Menandros). — Das moderne Drama, das mit den kirchlichen Spielen (Oster-, Passions-, Weihnachtsspielen), den Moralitäten und Fastnachtspielen gegen Ende des Mittelalters beginnt, erleidet bald eine eingreifende Veränderung durch den Einfluß der antiken Vorbilder. Es entwickelt sich so ein Drama, in dem mehr und mehr die Charakteristik der Personen an Bedeutung gewinnt, dessen psychologischer Gehalt stetig wächst, das das Ringen der menschlichen Geisteskraft mit den Schranken des Daseins und den übermenschlichen Mächten darstellt. Im modernen Drama scheiden sich das Trauerspiel, ein ernstes Drama mit unglücklichem Ausgang (auch Tragödie genannt), das Schauspiel, ein ernstes Drama mit glücklichem Ausgang, und das Lustspiel, ein heiteres Drama mit glücklichem Ausgang. An der Pflege des Dramas haben in der Neuzeit alle gebildeten Völker Europas teilgenommen. — In den letzten Jahrzehnten hat das Suchen nach Neuem auch das Gebiet des Dramas ergriffen. Eine stark realistische Neigung mit pessimistischem Einschlag hat sich als Haupttendenz geltend gemacht und oft unter Preisgabe einer gewohnten Technik und geordneter Handlungsführung Charakterdramen voll düsterer Stimmung und ohne erhebende, aufrichtende Abschlußwirkung geschaffen, in denen sich eine neue Moral Bahn zu brechen versucht und die mit den sozialen, kulturhistorischen und philosophischen Problemen unserer Zeit ringen. (Ibsen, G. Hauptmann, Sudermann u. a. m.) Lyrische Stimmungsdramen hat Hofmannsthal geschaffen. — Vgl. Tragödie. — Aristoteles, Poetik (*περὶ ποιητικῆς*. In der Berl. Akademie-Ausg. des Aristoteles, Berlin 1831, p. 1447—1462). G. E. Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Hamburg 1767—69. Fr. Schiller, Über den Grund des Vergnügens an trag. Gegenständen, 1792. A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Heidelberg 1809, 2. Aufl. 1817. G. Freytag, Technik des Dramas. 9. Aufl., Leipzig 1901. J. L. Klein, Geschichte des Dramas. Leipzig 1865—76, 15. Bde. (unvollendet). M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhange mit der Kulturentwicklung. 3. Aufl., Leipzig 1877—86. R. Pröll, Geschichte des neueren Dramas. 3 Bde. Leipzig 1880—83. — O. Ludwig, Shakespearestudien, hrsgeb. v. Heydrich. Halle 1901. Studien. (B. 5 u. 6 d. ges. W. Leipzig 1891) und daraus: Die dramatischen Aufgaben der Zeit. Mein Wille und Weg. K. Weitbrecht, Das deutsche Drama. Berlin 1900. Creize-

Digitized by Google

nach, Geschichte des neueren Dramas. 3 Bde. Halle 1894—1903. Alb. Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt. Berlin 1908. Herm. Schlag, Das Drama. Wesen, Theorie u. Technik. Essen 1909.

Druckempfindungen nennt die Physiologie und Psychologie eins der vier Qualitätssysteme des allgemeinen Sinnes, welches nicht an einen bestimmten Nerv gebunden, sondern allen Teilen der Begrenzung des Körpers, der Haut, sowie den Muskeln, Gelenken und Sehnen und auch inneren Organen, wie dem Magen, dem Darm und den Lungen, dem Herzen eigen ist. Die Druckempfindungen werden ihrer Qualität nach von den drei anderen Empfindungssystemen des allgemeinen Sinnes, den Wärme-, Kälte- und Schmerzempfindungen unterschieden, obwohl sie mit diesen gleichzeitig verbunden und gemischt sein können; sie selbst lassen sich ihren Reizstellen nach scheiden in äußere und in innere Tastempfindungen und in Organempfindungen. Die äußeren Tastempfindungen zeigen Verschiedenheiten je nach den Hautstellen, auf die sie einwirken, besitzen also eine lokale Färbung; sie erscheinen auch verschieden, je nach der Art der Oberflächenbeschaffenheit der die Druckempfindungen durch ihren Reiz verursachenden Gegenstände, die man als glatte und rauhe, spitze und stumpfe, harte und weiche bezeichnet, wobei zwischen den Gegensätzen alle Übergänge stattfinden können. Auch erscheinen die äußeren Tastempfindungen verschieden, je nachdem auf die Haut feste oder flüssige oder luftförmige Körper einwirken, und je nachdem die Druckwirkung positiv drückend oder negativ ziehend sein kann. Trotzdem müssen die Druckempfindungen des Hautsinnes als ein einziges Qualitätssystem aufgefaßt werden. Denn die scheinbaren qualitativen Unterschiede sind wohl nur Wirkungen der verschiedenen räumlichen und zeitlichen Verteilung von Komplexen einfacher Empfindungen, die in ihrer reinen Qualität als einfache Empfindungen nicht verschieden sind. Die Druckempfindlichkeit der Haut gegen Druckreize ist an den einzelnen Stellen (Fingerspitzen, Lippen, Rücken, Schenkel, Arme usw.) eine ungleiche. Die Maximalpunkte der Reizbarkeit der Haut werden Druckpunkte genannt. Die Druckpunkte sind besonders dicht gedrängt an den Fingerspitzen, an der Hohlhandfläche und am Handballen bis zur Handwurzel. Die durchschnittliche Zahl der Druckpunkte auf 1 qcm Hautfläche wird auf 25 geschätzt. Von den inneren Reizungsstellen sind die Gelenke in hohem Maße, die Muskeln

Digitized by Google

und Sehnen nur in geringerem Maße für Druckreize empfänglich. Eine Druckempfindung des Hautsinnes wird als solche aber nur empfunden, wenn der Reiz auf eine bestimmte Stelle, dort eine Deformation bildend, einwirkt. Den gleichmäßig auf unsere ganze Oberfläche wirkenden nicht deformierenden Druck der Atmosphäre empfinden wir überhaupt nicht als Druck. Die Reizschwelle (s. d.) des Drucksinnes der Haut ist annähernd auf $\frac{1}{10000}$ Erg (s. d.), die Verhältnisschwelle (s. d.) auf $\frac{1}{20}$ geschätzt worden, während sie für die innere Tastempfindung $\frac{1}{40}$ beträgt. Die Minimalgröße einer Reizfläche, die zur Entstehung einer punktuellen Druckempfindung erforderlich ist, ist 0,001 qmm. Für unser Seelenleben haben die Druckempfindungen große Bedeutung. Zunächst geht aus ihnen in Verbindung mit Bewegungsempfindungen die Raumvorstellung hervor (vgl. Raum und Zeit); hierin wirken sie den Gesichtsempfindungen analog. Ferner vergewissern sie uns über die Existenz der Außenwelt. Druckempfindungen begleiten uns vom ersten bis zum letzten Moment des Daseins und gehen nicht wie die Empfindungen der Spezialsinne mit dem Verlust der einzelnen Organe zugrunde (Vgl. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6a, S. 56—59. Grundzüge d. physiol. Psych. Bd. II, 6. Aufl., Leipzig 1903, S. 1—51).

Druckpunkte s. Druckempfindungen.

Drucksinn s. Tastsinn.

Dualismus (nlt.-franz. von lat. dualis = zweifach) heißt diejenige Weltansicht, welche, im Gegensatz zum Monismus, zwei Prinzipien annimmt, und zwar entweder inbezug auf den Menschen oder inbezug auf Gott oder inbezug auf die Welt und das Dasein. Die erste Form des Dualismus heißt anthropologischer, die zweite theologischer, die dritte kosmologischer oder metaphysischer Dualismus. Der Ausdruck Dualismus ist durch Thomas Hyde (Historia religionis veterum Persarum 1700) im theologischen Sinne geschaffen und durch Bayle und Leibniz weiter verbreitet. Chr. Wolf (1679—1754) stellte den Ausdruck in Gegensatz zu Monismus und übertrug ihn auf das anthropologische Gebiet. Im metaphysischen Sinne gebraucht das Wort zuerst die Hegelsche Schule und hierauf die Schule Darwins.

Digitized by Google

Der anthropologische Dualismus sieht in Leib und Seele des Menschen zwei Wesen, die nicht bloß durch einen Gegensatz von Qualitäten, sondern auch durch die ganze Form ihrer Tätigkeit voneinander getrennt sind und weder eine Ableitung auseinander zulassen, noch eine gemeinsame Grundlage besitzen. Um diesen Gegensatz der Seele und des Leibes hervorzuheben, bedient sich der Dualismus der Prädikate: einfach und zusammengesetzt, übersinnlich und sinnlich, unbedingt und bedingt usw. Er stützt sich auf die Behauptung, daß die Verschiedenheit der Erscheinungen einen verschiedenartigen Träger fordere. Er fußt auch auf dem Gegensatz von Sinnlichkeit und Vernunft auf den Gebieten des Erkennens und des Begehrens. Auch glaubt er am besten das Vorhandensein von Irrtum und Sünde sowie die Existenz von apriorischen Wahrheiten und kategorischen Imperativen erklären zu können; er rühmt sich, die ursprüngliche und naive Ansicht zu sein. Gegen ihn aber ist geltend gemacht, daß die Prädikate, die er in Seele und Leib gegenüberstellt, sich nicht ausschließen. Übersinnlich ist z. B. alles am Leibesleben, was sich unsrer Wahrnehmung entzieht; und wenn die Körperwelt „bedingt" genannt wird, so wird hierdurch gerade der Monismus gefordert. Das Wesen des Geistes in die Freiheit, das des Leibes in die Notwendigkeit zu setzen, ist willkürlich und hinfällig. Und wenn aus der Verschiedenheit der Erscheinungen auf verschiedenartige Substanzen geschlossen wird, so ist dieser Schluß dadurch entkräftet, daß uns nur Vorstellungen, nicht die Dinge selbst durch unser Bewußtsein gegeben sind. Wir haben räumliche und zeitliche Vorstellungen von den Dingen; aber die Dinge sind nicht selbst räumlich, und die Vorstellung des Körpers ist auch nur Vorstellung. Der Rücksicht auf ethische Interessen darf kein Einfluß auf psychologische Theorien eingeräumt werden; und den Leib für den Irrtum verantwortlich zu machen ist deshalb unstatthaft, weil der Irrtum nur Sache des Urteils ist. Vor allem vermag der Dualismus nicht die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und besonders die Sinnesempfindung und Bewegung zu erklären. Der eigentliche anthropologische Dualismus beginnt in der Neuzeit erst mit Descartes (1596—1650) und ist von Leibniz (1646—1716) bekämpft, wirkt aber noch in Kant abgeschwächt nach; in neuerer Zeit haben ihn Krause, Günther, Ulrici u. a. vertreten. — Vgl. W. Volkmann,

Digitized by Google

Psychol. 4. Aufl. 1894, I, 102, 136. Flügel, Die Seelenfrage. Köthen 1878. R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, 3. Aufl., Leipzig 1904, S. 167 f.

Der theologische Dualismus nimmt zwei Urprinzipien der Dinge, ein gutes und ein böses, an, welche seit Ewigkeit im Streite liegen. Diese durch den Parsismus und Manichäismus vertretene Ansicht macht das Wesen Gottes innerlich widerspruchsvoll. — Vgl. böse, Determinismus, Freiheit.

Der kosmologische oder metaphysische Dualismus stellt zwei Grundwesen auf, aus denen alles Vorhandene bestehen soll, Geist und Materie (Anaxagoras) oder Denken und Ausdehnung (Cartesius), von denen er annimmt, daß nicht das eine auf das andere oder beide auf ein drittes zurückgeführt werden könnten. Aber dieses Stehenbleiben bei zwei Prinzipien hat etwas Unbefriedigendes an sich, und fast alle modernen philosophischen Versuche zielen darauf hin, ein einziges letztes Prinzip für die Lösung der Welträtsel zu finden und sich monistisch abzurunden. Das einzige ausgesprochen dualistische System eines bedeutenden neueren Philosophen ist nur der Cartesianismus (s. d.) gewesen, und wo die Systeme größerer Denker nicht voll monistisch ausfielen, da hat die Mit- und Nachwelt sofort die monistische Umbildung in die Hand genommen, wie es z. B. dem Kantianismus durch Fichte, Schelling und Hegel erging. — Vgl. Metaphysik, Monismus, Pluralismus. — J. Reinke, Die Welt als Tat. 4. Aufl., Berlin 1905. J. Kolten, Reinkes dualistische Weltanschauung. Frankfurt a. M. 1909. L. Stein, Doppelte Wahrheit. Dualismus oder Monismus? Berlin 1909.

Duldsamkeit (Toleranz) heißt die Anerkennung fremder Ansichten und Grundsätze, besonders auf religiösem und konfessionellem Gebiete. Die Toleranz ist eine Pflicht jedes einzelnen, der für sich das Recht eigener Überzeugung in Anspruch nimmt, wie auch des Staates, da keine Partei beweisen kann, im Besitze der Wahrheit zu sein, und jeder Mensch als moralische Person das Recht hat, religiös zu denken, was er will, wenn er damit nicht gegen das Strafgesetzbuch oder die Sittlichkeit verstößt. Wenn Glaube Glaube sein will, muß er frei und unerzwungen sein. Dann ist aber die Toleranz gegen andere seine logische Konsequenz. Echte Toleranz entspringt nicht aus Gleichgültigkeit gegen Religion und Moral, sondern aus Humanität und Einsicht. Die Toleranzidee hat

Digitized by Google

sich philosophisch in England und Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert entwickelt und zur Zeit unserer klassischen Dichtung auch in Deutschland ihre bedeutenden Vertreter, wie Lessing, gefunden (vgl. Lessings Nathan, 1779). In unserer verhetzten, gespaltenen, gruppenweise Sonderinteressen vertretenden und moralisch minderwertigen Gegenwart hat sie viele unwahrhaftige, sophistische und fanatische Gegner gefunden.

Dummheit heißt die Schwäche der Erkenntnisfähigkeit, welche sich in Mangel an Empfänglichkeit, an Denk- und Urteilskraft zeigt. Ursprünglich bezeichnet „tumpheit" die Weltunerfahrenheit, wie sie z. B. den jungen Parzival und Simplicissimus kennzeichnet. — Vgl. Geistesschwäche, Blödsinn.

dunkel (lat. obscurus) heißt der Gegensatz zu klar. Dunkel heißt nach Herbart (1776—1841) eine Vorstellung, wenn ihr Gegenstand für den Vorstellenden nicht genügend gegenwärtig und verständlich, sie selbst nicht genügend von anderen Vorstellungen gesondert ist. Leibniz (1646—1716) dagegen definierte: „Dunkel ist eine Vorstellung, wenn sie nicht genügt, um die vorgestellte Sache wiederzuerkennen, wie wenn ich mich einer Blume oder eines Tieres, das ich früher einmal gesehen habe, zwar erinnere, dies aber dennoch nicht so weit geht, daß ich es, falls es mir von neuem entgegentritt, wiedererkennen und von einem ihm ähnlichen unterscheiden kann." (Betracht. üb. die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen. 1664). — Vgl. clare et distincte, klar, deutlich, verworren.

Dynamik (gr. *δυναμική*, franz. dynamique, von gr. *δύναμις* = Kraft) heißt die Lehre von den Kräften, welche die Körper in Bewegung setzen. Sie handelt nicht nur von den aus der Erfahrung hervorgehenden Gesetzen der Bewegung, sondern auch vom Wesen der Kräfte. Im übertragenen Sinne kann man auch von einer Dynamik der psychischen Vorgänge reden. Herbarts Psychologie ist z. B. in dieser übertragenen Bedeutung Dynamik der Vorstellungen.

Dynamismus heißt im naturphilosophischen Sinne eine Form des Materialismus, sie bildet den Gegensatz zum Atomismus und zum Kinetismus. Während der Atomismus die Naturerscheinungen nur aus der Lage, Stellung und wechselnden Verbindung der Atome zu erklären versucht, erklärt der Dynamismus die Naturphänomene anthropomorphisierend aus qualitativ bestimmten Kräften, Abbildern des menschlichen Willens, durch deren Wirksamkeit die mathe-

Digitized by Google

matische Bestimmtheit der Natur verursacht wird. Er stützt sich vornehmlich auf die organischen Vorgänge, welche der Atomismus (s. d.) nicht zu erklären vermag. Während der Kinetismus mit dem Begriff der Bewegung und der Undurchdringlichkeit der Materie auszukommen versucht, führt der Dynamismus die Bewegungsänderungen auf Kräfte zurück. Der Dynamismus schreibt entweder den Erscheinungen gewisse ihnen innewohnende Kräfte zu, wie Kant der Materie Attraktion und Repulsion, Liebig den Organismen Lebenskraft, oder er setzt die Entstehung der Kräfte samt der mathematischen Bestimmtheit ihrer Wirkungsweisen auf das Konto der qualitativen Verhältnisse des den Phänomenen zugrunde liegenden x. Der strenge Dynamismus sucht unter Preisgabe der Ausdehnung und der Raumerfüllung durch die Atome mit bloßen Kraftpunkten oder Kraftzentren auszukommen. Die verschiedenen Ansichten des Dynamismus, Atomismus und Kinetismus sind aber auch vielfach als verbindungsfähig angesehen worden. Der Begriff der Kraft als Inhärenzbegriff ist dann als Korrelat eines Wesens betrachtet worden, das sein Träger ist, mag man es als Substanz, Monade oder Reales denken. Fechner hob hervor, daß gewisse Naturerscheinungen nur unter Annahme der Atome denkbar seien: die Farbenzerstreuung, Wärmeleitung und Wärmestrahlung. — In der Geschichte der Philosophie läßt sich auch der Gegensatz der Systeme Descartes' (1596—1650) und Leibniz' (1646—1716) auf die Ausdrücke Mechanismus und Dynamismus zurückführen. Das Wesen der körperlichen Substanz ist nach Descartes nur Ausdehnung, nach Leibniz dagegen tätige Kraft. — Vgl. Sein, Dasein, Gesetz. — Fechner, Die physikal. und philos. Atomenlehre. 2. Aufl. Leipzig 1864. Julius Schultz, Die Bilder von der Materie. Göttingen 1905. Ew. A. Boncke, Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage (Ein Beitrag zur Geschichte der dynamischen Denkrichtung und Gegensatzlehre). Stuttgart 1907.

Dyne (von gr. *δύνασθαι* = können) heißt diejenige Kraft (s. d.), welche einem Körper von der Masse 1 Gramm in 1 Sekunde eine Beschleunigung von 1 cm erteilt. Das Grammgewicht übt, da es in 1 Sekunde durch die Schwere eine Geschwindigkeit von 980 cm erlangt, einen Druck von 980 Dynen aus. Man sagte bisher gewöhnlich die Dyne. Ein Ausschuß der Deutschen physikalischen Gesellschaft hat dagegen in Ana-

Digitized by Google

logie von „das Erg“ empfohlen, „das Dyn“ zu sagen. (Vgl. Verh. d. D. Phys. Ges. 12. Jahrg. Nr. 11. 15. Juni 1910, S. 486.) — Vgl. Maß, Erg.

E.

E. In der Logik bezeichnet **e** ein allgemein verneinendes Urteil (Asserit a, negat **e**, sed universaliter ambo, asserit i, negat o, sed particulariter ambo), z. B. Kein Meister fällt vom Himmel. Die allgemeine Form des allgemein verneinenden Urteils ist: Alle S sind nicht P, oder: Kein S ist P. Das Begriffsverhältnis zwischen Subjekt und Prädikat ist im allgemein verneinenden Urteil das Verhältnis der völligen Ausschließung ihrer Sphären voneinander. Das allgemein verneinende Urteil ist der natürliche Ausdruck für die Scheidung der nicht vereinbaren Begriffe voneinander.

Edelmut heißt die Gesinnung desjenigen, der, von Niedrigkeit und Eigennutz frei, aus feinerem sittlichen Empfinden heraus sich getrieben fühlt, gut und hilfreich gegen andere zu sein und so das Göttliche in seinem Beispiele herzustellen. — Vgl. Goethes Gedicht: Das Göttliche: „Der edle Mensch sei hilfreich und gut. Unermüdet schaff' er das Nützliche, Rechte, sei uns ein Vorbild jener geahnten Wesen!“, Wielands Oberon: „Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.“ — Vgl. Großmut.

Egoismus (nlt. und franz. v. lat. ego = ich) heißt eigentlich Ichtum, Selbstsucht, Eigennutz. Man kann einen doppelten Egoismus unterscheiden, den theoretischen und den praktischen. Der theoretische Egoismus, jetzt gewöhnlich Solipsismus genannt, ist die Lehre, daß nur das eigene Ich existiere, und daß die übrige Welt nur Vorstellung des Ichs, Phänomen für dasselbe sei. Ein solcher Standpunkt ist z. B. die logische Konsequenz des Immaterialismus von Berkeley (1685—1753), der das Sein im Wahrgenommenwerden bestehn läßt (esse = percipi), obwohl Berkeley selbst diese Theorie nicht konsequent durchgebildet hat (Liebmann, Analysis der Wirklichkeit. Straßburg 1876, S. 19 ff. 3. Aufl. 1900); ein solcher Standpunkt ist auch die Konsequenz der Lehre Fichtes (1762—1814), soweit das Fichtesche Ich als persönliches Einzel-Ich gefaßt wird. Goethe läßt im Faust II, 2 den Baccalaureus Mephistopheles gegenüber

Digitized by Google

den sich zum Egotheismus (s. d.) steigernden Gedanken des Solipsismus vertreten: „Die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf; die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf; mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf; da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen, die Erde grünte, blühte mir entgegen" usw. Aller theoretischer Egoismus hat aber etwas Unpraktisches, im Leben Undurchführbares und dem natürlichen Gefühl Widersprechendes an sich. — Der praktische Egoismus ist nach Kant (Anthropologie, § 2) ein dreifacher, der logische, ästhetische und moralische. „Der logische Egoist hält es für unnötig, sein Urteil auch am Verstande anderer zu prüfen." „Der ästhetische Egoist ist derjenige, dem sein eigener Geschmack schon genügt." „Der moralische Egoist (ist) der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl als Eudämonist bloß im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt. Denn weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückseligkeit rechnet, so ist's gerade der Egoismus, der es so weit bringt, gar keinen Probierstein des echten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Prinzip sein muß. Alle Eudämonisten sind daher praktische Egoisten." Den moralischen, rücksichtslosen Egoismus meinen wir im allgemeinen, wenn wir das Wort Egoismus gebrauchen. Ihn vertreten von den Neueren Stirner, Ibsen, Nietzsche u. a. Vom Egoismus ist zu unterscheiden die Selbstliebe (vgl. Selbstliebe und Eigenwert). Dem Egoismus entgegengesetzt ist der Altruismus (s. d.) oder Tuismus (s. d.) oder nach Kant der Pluralismus (s. d.). Die ältere englische Schule der Volkswirtschaftslehre (Adam Smith) führt auf den Egoismus (self-interest) die Antriebe zur wirtschaftlichen Tätigkeit des einzelnen und somit das wirtschaftliche Leben überhaupt zurück, natürlich unter Anschluß des Ungesetzlichen und Unsittlichen.

Egotheismus (Neubildung aus dem Lat. u. Gr.) heißt Selbstvergötterung.

Ehe (gr. γάμος, lat. coniugium, ahd. êwa, mhd. ê, êwe = Gesetz) heißt die nach gesetzlichen Vorschriften eingegangene Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zu lebenslänglicher, geistig-leiblicher Gemeinschaft. Ihr physischer Zweck ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, ihr sittlicher die

Digitized by Google

Entfaltung der Liebe. Ihre Bestimmung kann sie vollständig nur erfüllen als Monogamie (Ehe eines Mannes mit einer Frau), nicht als Polygamie (Ehe eines Mannes mit mehreren Frauen). Sittlich ist eine Ehe nur dann, wenn zwei geistig und leiblich Mündige sich aus Liebe und mit Bewußtsein ihrer gesellschaftlichen und ehelichen Pflichten zu ausschließlicher Lebensgemeinschaft vereinigen. Die Ehe ist die Mutter der Kultur und Sittlichkeit. Denn aus ihr entspringt die Familie, die Achtung vor dem Weibe, der Staat; sie führt und pflegt die Sympathie und erfordert zahlreiche Tugenden: Selbstverleugnung, Geduld, Mäßigkeit, Offenheit, Wohlwollen, Versöhnlichkeit, Tatkraft und Treue. Da, juristisch angesehen, die Ehe ein Vertrag ist, so genügt zu ihrer Gültigkeit die öffentliche Bekanntmachung vor einem Beamten (Ziviltrauung); so urteilte auch bis 1563 die Kirche. Erst das Tridentiner Konzil in der Sessio 24 (Decretum: Tametsi) forderte die kirchliche Einsegnung, da die Ehe ein Sakrament sei. Die evangelische Kirche sieht in der Ehe kein Sakrament, aber ein sittlich-religiöses Verhältnis, und seit dem 17. Jahrhundert fiel in ihr der eigentliche Rechtsakt der Eheschließung, die Trauung, den Geistlichen zu, welche dies Recht bewahrt haben, bis die Gesetzgebungen des 19. Jahrhunderts dies Verhältnis aufgehoben haben. Obgleich seit 1875 in Deutschland, Belgien, Frankreich u. a. die Zivilehe legitim ist, hat sich bis vor kurzem trotzdem die Sitte ohne wesentlichen Abbruch erhalten, einen so wichtigen Schritt, wie das Heiraten ist, nicht ohne eine religiöse Feier (kirchliche Trauung) zu tun. — Vgl. Thom. Achelis, Die Entwicklung der Ehe. Berlin 1893. H. Meyer-Benfey, Die sittlichen Grundlagen der Ehe. Jena 1909. Westermarck, History of human mariage. 3. Aufl. London 1910. Deutsch. Jena 1893. Kohler, Zur Urgeschichte der Ehe. Stuttgart 1897.

Ehebruch (gr. *μοιχεία*, lat. adulterium) heißt die Verletzung der ehelichen Treue. Während der juridische Ehebruch in der vertragswidrigen Befriedigung des Geschlechtstriebes mit einem anderen als dem Gatten besteht, findet moralischer Ehebruch nach christlicher Auffassung schon da statt, wo der eine der Gatten sein Herz einer anderen Person zuwendet (Matth. 5, 28: *πᾶς ὁ βλέπων γυναῖκα πρὸς τὸ ἐπιθυμῆσαι αὐτῆς ἤδη ἐμοίχευσεν αὐτὴν ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ*).

Ehre heißt die Anerkennung unserer (wirklichen oder ver-

Digitized by Google

meintlichen) Vorzüge durch andere (existimatio). Da die Ehre eine Voraussetzung gedeihlicher Wirksamkeit des Menschen ist, so tut der Mensch nicht unrecht, nach Ehre zu streben, soweit er dadurch nicht höhere Pflichten versäumt. Es ist aber dabei zwischen äußerer und innerer Ehre zu unterscheiden. Leicht kann man durch das einseitige Trachten nach äußeren Ehren (Titel, Orden, Würden u. dgl.), die vor der Menge gelten, die Selbstachtung und die Achtung der Urteilsfähigen (honor, dignitas) einbüßen. Das wahre Ehrgefühl jagt daher nicht nach äußeren Ehrenzeichen, sondern begehrt nur nach dem, was wirklich ein Lob oder eine Tugend ist, und tröstet sich, falls es nicht anerkannt wird, mit dem Beifall seines Gewissens. Kann man nicht äußere und innere Ehre zugleich erlangen, so wird der bessere Mensch nur nach der inneren oder moralischen Ehre, nach der auf Selbstachtung gegründeten sittlichen Würde trachten. Auch zwischen der allgemein menschlichen und der bürgerlichen Ehre ist zu scheiden. Jene ist die dem Menschen als solchem zukommende Würde und Achtung, die nach den Grundsätzen der Moral von ihm sowohl beobachtet als auch beansprucht werden kann; diese ist die Achtung, die ihm als Rechtssubjekt gebührt, sei es überhaupt, sei es als Mitglied eines Standes (Familien-, Berufs-, Standes-, Nationalehre). Auch sie ist ein Gut, dessen Verletzung niemand dulden soll. Unter den Idealen des Lebens nennt von den deutschen Dichtern die Ehre zuerst Walter von der Vogelweide neben Reichtum und göttlicher Huld (diu zwei sint êre und varnde guot, daz dicke einander schaden tuot; daz dritte ist gotes hulde, der zweier übergulde. Lachmann 8, 14—17). Schopenhauer (1788—1860) widmet in den Aphorismen zur Lebensweisheit Kap. IV (Von dem, was einer vorstellt, Parerga u. Paralip., S. 382) dem Begriff der Ehre einen Abschnitt. Er definiert: Ehre ist objektiv die Meinung anderer von unserem Wert und subjektiv unsere Furcht vor dieser Meinung. — Vgl. Schande. — Eckstein, Die Ehre in Philosophie und Recht, 1888. F. Kattenbusch, Ehren und Ehre. Eine ethisch-soziologische Untersuchung. Gießen 1909.

Ehrerbietung heißt die durch Handlungen einem anderen erwiesene Hochachtung; verbindet sich mit ihr Anerkennung und Unterwürfigkeit, so heißt sie Ehrfurcht.

Ehrgefühl heißt das Gefühl für Ehre und Schande und die Gesinnung, welche auf Ehre hält. Es ist das Gefühl der so-

Digitized by Google

zialen Selbstachtung, welches uns antreibt, das Bild, welches andere von uns haben, fleckenlos zu erhalten oder, wenn nötig, wieder rein herzustellen. Aber das Ehrgefühl bleibt nicht dabei stehen, unser Abbild in anderen als ein Heiligtum (noli me tangere) zu hüten, sondern es verlangt auch, daß darauf äußerlich Wert gelegt, daß es geehrt werde. Das Ehrgefühl hat Stufen: „Das Kind begnügt sich, überhaupt geschätzt zu werden, etwa wie ein wertvolles Spielzeug; der Jüngling will als freie Persönlichkeit gelten und fordert es despotisch; der Mann mag, weil er sich in seinem Stande fühlt, als etwas Bestimmtes gelten." Aus dem Ehrgefühl wächst die Ehrliebe hervor, die Aristoteles zu den ein mittleres Maß bewahrenden ethischen Tugenden rechnet. — Vgl. W. Volkmann, Psychol. Cöthen 1885. II, 377. 4. Aufl. 1894. Lazarus, Leben der Seele (Ehre und Ruhm). 3. Aufl., Berlin 1883. Ackermann, Das Ehrgefühl im Dienste d. Erziehung, 1883. — Binding, Die Ehre und ihre Verletzlichkeit. Leipzig 1892.

Ehrgeiz heißt die übertriebene Begierde nach äußerer Ehre, nach Macht, Ansehen und Ruhm, die den Menschen treibt, sich in Mühen und Kämpfe zu stürzen. Wenn sich die Ehrliebe zur Leidenschaft des Ehrgeizes entwickelt, sinkt das Ehrgefühl zum sittlich gleichgültigen Selbstgefühl herab; denn dem Ehrgeizigen ist meist jedes Mittel recht; er schämt sich nicht, die Ehre durch Ehrlosigkeit zu erkaufen. Wie jede Leidenschaft, wächst der Ehrgeiz, je mehr er befriedigt wird, und macht daher den Menschen unglücklich.

Eid (gr. ὅρκος, lat. iusiurandum) heißt die feierliche, mit den für den Schwörenden stärksten Motiven verbundene Aussage. Da die menschliche Gesellschaft ohne Vertrauen, ohne Glauben an Treue und Wahrheit nicht bestehen kann, so ist der Eid eine der ältesten und wichtigsten Einrichtungen. Man beschwor schon frühe Verträge und Bündnisse; Obrigkeiten und Untertanen, Soldaten und Bürger verpflichteten sich für ihr Amt durch den Eid; besonders im Strafprozeß wurde der Eid angewandt. Gewöhnlich schwur man bei den Göttern oder bei Gott, doch auch bei anderen teuren Gegenständen, so die Hebräer bei ihrem Haupte, die Römer beim Genius des Kaisers, die Germanen bei ihrem Schwerte. Die Kirche verbot zuerst den Eid ganz, dann seinen Mißbrauch; Justinianus erlaubte nur, bei dem vom christlichen Glauben als heilig Verehrten zu schwören, und der Augsburger Religionsfriede setzte für

Digitized by Google

Protestanten und Katholiken die Formel fest: bei Gott und seinem heiligen Evangelium. Das Wesentliche am Eide ist jedenfalls die Anrufung Gottes als des allwissenden Richters; die Formel ist heute in verschiedenen Ländern verschieden. Die inneren Bedingungen eines echten Eides sind, daß er mit völliger Freiheit, Unterscheidungsfähigkeit, Aufrichtigkeit und zu einem gerechten Zweck geleistet werde.

Es gibt zwei Hauptarten des Eides: den Zeugniseid und den Gelöbniseid. Der erstere bezieht sich auf die Vergangenheit, der letztere auf die Zukunft. Jener versichert, daß etwas wahr sei (iusiurandum assertorium), oder daß man etwas für wahr halte, es von anderen glaubwürdigen Leuten gehört (i. credulitatis), oder daß man etwas nicht gesagt oder getan habe (i. purgatorium). Dieser umfaßt die Gelöbnisse, durch die man etwas zu tun verspricht (i. promissorium; z. B. der Krönungs-, Verfassungs-, Untertanen-, Amtseid). Kant (1724—1804) verwarf den Eid als Aberglauben, ebenso Fichte (1762—1814) als ein „übernatürliches, unbegreifliches und magisches Mittel, sich die Ahndung Gottes zuzuziehen wenn man falsch schwört". — Vgl. Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Eide. Göttingen 1824. Göschel, Der Eid nach seinem Prinzip, Begriff und Gebrauch 1837. Trechsel, Der Eid. Bern 1878. Hirzel, Der Eid. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Leipzig 1902.

Eifersucht (von mhd. îfer, das erst im 15. Jahrh. in Oberdeutschland aufkommt) heißt die mit Haß verknüpfte Furcht, den Besitz einer geliebten Person oder Sache mit einem anderen teilen oder an einen anderen verlieren zu müssen. Vom Neid unterscheidet sie sich dadurch, daß jener ein Gut einem anderen nicht gönnt, ohne es gerade selbst besitzen zu wollen, die Eifersucht aber den ausschließlichen Besitz beansprucht, auch dadurch, daß es sich beim Neide um ein allgemeines, öfter vorhandenes Gut, bei der Eifersucht um eine bestimmte einzelne Persönlichkeit oder um ein individuelles Gut handelt. Die Eifersucht kann sich auf jede Art von Gut beziehen: Gelehrte, Künstler, Helden, Könige können auf den Ruhm des anderen eifersüchtig sein; Freunde, Geschwister, Eltern auf die Liebe, welche den anderen gewidmet wird. Im engeren Sinne bezieht sich die Eifersucht aber nur auf die Geschlechtsliebe; Liebende und Gatten werden am leichtesten und heftigsten aufeinander eifersüchtig, da sie einander ausschließlich bean-

Digitized by Google

spruchen. Frauen verfallen diesem Affekt öfter als Männer, teils wegen ihrer größeren Reizbarkeit, teils wegen der größeren Freiheit der Männer, und die Eifersucht hat etwas Instinktives an sich, das der Ausschließlichkeit der Geschlechtsverhältnisse zum Schutze dient. So verderblich oft die Folgen dieser Leidenschaft sind, so ist es den Frauen auch keineswegs immer unangenehm, wenn ihre Liebhaber eifersüchtig sind; ja sie legen es wohl darauf an, sie dazu zu machen; denn Eifersucht zeugt von Liebe, wenn auch zugleich von Mißtrauen zu sich selbst und zu der Treue des Geliebten. Ein klassisches Beispiel für die Eifersucht (das grünäugige Ungeheuer, das mit dem Fraße spielt, von dem es lebt; the green ey'd monster, which doth mock the meads it feeds on) gibt Shakespeares Othello. Bekannt ist der Schleiermacher (1768—1834) zugeschriebene, freilich viel zu sehr verallgemeinernde Ausspruch: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, und Goethes Wort: Wie scharf der Trompete Schmettern, Ohr und Eingeweid zerreißend, anfaßt, also krallt sich Eifersucht im Busen fest des Mannes, der das nie vergißt, was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt (Faust II).

Eigenschaft (lat. attributum) heißt jedes einem Dinge oder Begriffe beigelegte Merkmal, durch welches seine bleibende Beschaffenheit bestimmt wird. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche werden unter Eigenschaften sowohl die einem Gegenstande dauernd angehörigen Merkmale als auch seine vorübergehenden Zustände verstanden. Im strengen wissenschaftlichen Sprachgebrauche sollten (mit Wundt) nur solche Merkmale als Eigenschaften gelten, die dauernd an einem Dinge haften. Man kann somit wohl wesentliche und zufällige Merkmale unterscheiden; aber nur jene verdienen vorzugsweise den Namen der Eigenschaften. Man unterscheidet ferner konstitutive, d. h. unabgeleitete wesentliche und konsekutive, d. h. abgeleitete wesentliche Eigenschaften, endlich eigentümliche, die einem Dinge allein zukommen, und gemeinsame, die es mit anderen teilt. Der Eigenschaftsbegriff ist das Korrelat des Substanzbegriffes. — Vgl. Substanz, Accidenz, Inhärenz. — Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906. Bd. I, S. 460—465.

Eigensinn heißt die Gesinnung, welche in hartnäckiger Verfolgung eines Grundsatzes oder eines Entschlusses ohne

Digitized by Google

Achtung auf Gegengründe oder Hemmnisse oder die Wertlosigkeit des Erstrebten zu Tage tritt. Der Eigensinn ist eine Übertreibung der Willensstärke, die dadurch zustande kommt, daß der Mensch sich wider bessere Einsicht an eine einmal gefaßte Idee oder Absicht anklammert, um nicht nachzugeben. Dadurch wird der Eigensinn zur Unwahrhaftigkeit des Menschen gegen sich selbst und zur intellektuellen Schwäche. Denn der eigensinnige Mensch täuscht sich selbst und entzieht sich durch Starrheit der Pflicht, zu prüfen und zu wählen, und die Lust, sich ohne zureichende Erwägung zu entschließen und bei dem unmotivierten Beschluß zu beharren (Hoc volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas, Juvenalis Sat. 6, 223), tritt gewöhnlich da hervor, wo sich ein Charakter unsicher fühlt. Einsichtsschwache, einseitige, unfertige und des plötzlichen Umschlags fähige Menschen sind die eigensinnigsten, während Verstandsschärfe, Vielseitigkeit der Einsicht und des Handelns und Konsequenz vor Eigensinn bewahrt. Der wahre Charakter hält seine Grundsätze beisammen und läßt sich je nach den Verhältnissen durch die Vernunft bestimmen, während der Eigensinnige blindes Vorgehn für Charakter nimmt. — Vgl. Wolff, Gemüt u. Charakter. Leipzig 1882.

Eigentum (lat. dominium) heißt alles, worauf jemand ein Recht durch Kauf, Erwerb, Geschenk oder Erbschaft erworben, oder worauf er mit Ausschluß eines anderen einen Anspruch hat. Er übt die ausschließliche rechtliche Herrschaft darüber aus; er kann es verändern, verschenken, verkaufen usw. Besitz hingegen heißt nur die tatsächliche Herrschaft über eine Sache. Das Eigentum kann Einzel- oder Gemeineigentum sein, je nachdem es einer Person oder einer Gemeinschaft von Personen gehört. Die Unverletzlichkeit des Eigentums bildet eine Hauptstütze der menschlichen Gesellschaft. Kant (1724—1804) definiert: „Das Rechtlich-Meine (meum iuris) ist dasjenige, womit ich so verbunden bin, daß der Gebrauch, den ein anderer ohne meine Einwilligung von ihm machen möchte, mich lädieren würde. Die subjektive Bedingung der Möglichkeit des Gebrauchs überhaupt ist der Besitz“ (Kant, Metaphysik der Sitten I, S. 55). Die natürliche Eigentums- oder sogenannte Persönlichkeitstheorie (Fichte, Stahl, Bluntschli) betrachtet das Eigentum als ein Urrecht der menschlichen Persönlichkeit, die Okkupationstheorie (vertreten von den Naturrechtslehrern des 17. und 18. Jahrhunderts) führt es auf erste Besitzergreifung

Digitized by Google

zurück, die Arbeitstheorie (Locke, Thiers, Bastiat) auf Arbeit, die Vertragstheorie (Grotius, Pufendorf, Kant) auf Vertrag und die Legaltheorie (Hobbes, Montesquieu, Bentham, Kant) auf positive Gesetze. Der Sozialismus fordert die Rückkehr zum Gemeineigentum. — Der Begriff des Eigentums als Rechtsbegriff ist ohne wesentliche Schwierigkeiten; als philosophischer Begriff ist er weit schwieriger. Als Eigentum könnte philosophisch nur gelten, was dauernder Besitz wäre und was man wahrhaft nutzte. Dauernder Besitz sind aber weder äußere Besitztümer, noch körperliche Eigenschaften, noch geistige Habe. Ein dauernder Besitz ist überhaupt nicht vorhanden. Darum ist selbst das die geistige Habe als wahre Habe der körperlichen und äußeren voranstellende philosophische Wort (des Bias) unzutreffend: Omnia mecum porto mea (Cicero, Paradoxa I, 1, 8), und nur Goethes Wort trifft zu: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nutzt, ist eine schwere Last. Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen." — Vgl. v. Savigny, Recht des Besitzes, 7. Aufl. v. Rudorff. Wien 1865. Laveleye, De la propriété et de ses formes primitives. Paris 1874. Deutsch v. Bücher (Ureigentum). Leipzig 1879. Mayer, Das Eigentum nach den verschiedenen Weltanschauungen. Freiburg 1871. Felix, Entwickelungsgeschichte des Eigentums. Bd. 1—4. Leipzig 1883—1903.

Eigentum ist Diebstahl (la propriété c'est le vol) behauptete Proudhon (1809—1865) in seinem Buche „Qu'est-ce que la propriété?" 1840. Doch hat Ähnliches schon Brissot 1780 gesagt. —

Eigenwert heißt der Wert, den wir als Persönlichkeit erworben haben. In der Herausbildung eines Eigenwertes der Person durch individuelle Vervollkommnung aller Gaben sieht August Döring (Philosophische Güterlehre. Berlin 1888. Die Lehre des Sokrates als soziales Reformsystem. München 1895) das höchste Gut und damit das ethische Ziel der Menschen. — Vgl. Selbstachtung.

Einbildung (gr. *φαντασία*) heißt entweder eine Vorstellung, der nichts in der realen Welt entspricht (imaginatio), oder eine unbegründete Meinung, die jemand von seinem eigenen Werte hat (arrogantia). — Vgl. Vision.

Einbildungskraft s. Phantasie.

Eindruck s. Impression.

Digitized by Google

Eindrucksmethode oder Reizmethode heißt diejenige experimentelle Methode der Psychologie, welche äußere Reize verwendet, um möglichst eindeutige und unmittelbare, an ihre Einwirkung gebundene Veränderungen der psychischen Zustände hervorzurufen. Sie findet ihre Anwendung auf Empfindungen und einfache Raum- und Zeitvorstellungen und variiert entweder den Reiz, oder zerlegt eine komplexe Reizwirkung in Teile, oder verbindet einfache Reize zu komplexen. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908, Bd. I, S. 29—31.

Einfachheit heißt der Gegensatz zur Mannigfaltigkeit und dem Zusammengesetztsein. Qualitativ einfach heißt dasjenige, was durch ein einziges Merkmal erfaßt wird, quantitativ einfach, was nicht aus Teilen besteht. Auf den Begriff der Einfachheit sind die philosophischen Begriffe der Atome, Monaden und Elemente aufgebaut. Eine wissenschaftliche Theorie heißt einfach, wenn sie Umstände und Schwierigkeiten nach Möglichkeit vermeidet, wie z. B. das Kopernikanische System im Gegensatz zum Ptolemäischen. In der Wissenschaft hat stets das Einfache den Vorzug vor dem Verwickelten. In der Kunst heißt einfach das von überflüssigen Zieraten Freigehaltene (Simplex sigillum veri). — Vgl. Begriff, Hypothese, Atom, Monade. — Wundt, Prinzip der Einfachheit in der Mechanik (in Wundts Logik II, S. 342—347. 3. Aufl. Stuttgart 1907).

Einfalt (lat. simplicitas) bezeichnet 1. eine gewisse Begrenztheit des Verstandes und Geradheit des Urteils, und, da diese den Kindern eigen ist, die echte Kindlichkeit, 2. die Abwesenheit von Ziererei, falscher Rücksichtnahme, Verstellung und Unredlichkeit (vgl. Naivetät). Wer einfältigen Verstandes ist, versteht es nicht, nach weitaussehenden und verwickelten Absichten zu handeln, wer einfältigen Herzens ist, will es nicht. Der Einfältige ist das Gegenteil vom Gewandten, Pfiffigen und Weltklugen. Sein Leben ist naturgemäß, ohne Luxus und Affektiertheit; seine Gesinnungen und Handlungen stehen, frei von allen Nebenabsichten, in Harmonie. — Die ästhetische Einfalt oder Einfachheit besteht im ungekünstelten Zusammenstimmen aller Teile eines Kunstwerkes. Sie gibt nie mehr, als der Zweck des Ganzen fordert; ihre Kunstmittel sind die natürlichsten; ihre Anordnung und Verbindung ist übersichtlich; sie ist frei von aller Überladung und Verschnörkelung. Solche Einfalt adelt die Werke aller wahren Genies. Sie herrschte in

Digitized by Google

der Kunstrichtung der Alten und fehlt in vielen Richtungen der modernen Kunst (vgl. Schillers Gedicht an Goethe: „Des falschen Anstands prunkende Gebärden verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist").

Einfühlung. Der hauptsächlich für die Ästhetik wichtige Begriff der Einfühlung ist schon im Kerne von Herder (1744 bis 1803) gefunden, der die Schönheit nicht in der Form des Gegenstandes, sondern in demjenigen am Gegenstande suchte, was „ausdrückend" ist (Kalligone); mit dem Namen „Einfühlung" ist er dann von der Romantik (Novalis) bezeichnet. Fr. Vischer (1807—87) hat ihn für die Erklärung der aesthetischen Auffassung als der aus dem dunkel ahnenden Leben des Gemüts erwachsenden symbolischen Betrachtung der Wirklichkeit verwendet. Auch von Lotze (1817—1881) ist er als Ursache des ästhetischen Gefallens betrachtet worden und von neueren Ästhetikern, wie Rob. Vischer und Joh. Volkelt, vor allem von Th. Lipps in den Vordergrund der ästhetischen Forschung gerückt. Die ästhetische Einfühlung, die von der alle unsere Wahrnehmungen begleitenden einfachen oder praktischen Einfühlung, als vollkommene sympatische durch die eigne Art der Wirklichkeit des Kunstwerkes bedingte Einfühlung zu unterscheiden ist, ist nach Lipps die Quelle des seelischen Inhalts des ästhetischen Objekts. Der Mensch legt bei der ästhetischen Betrachtung seine Selbsttätigkeit in das Objekt hinein. Die Einfühlung vollzieht sich zuerst bei der apperzeptiven Erfassung des Objekts. Das Mannigfaltige desselben zwingt zu einer inneren Bewegung und Tätigkeit, die, weil sie durch das Objekt angeregt ist, zum Objekte zu gehören scheint und diesem zugeschrieben wird, obwohl sie dem betrachtenden Menschen selbst angehört. An diese apperzeptive Einfühlung schließt sich die empirische oder Natureinfühlung an. Wir legen bei der ästhetischen Betrachtung unsere Bestrebungen und Kräfte in die Natur hinein und vermenschlichen dadurch das Objekt. Dazu kommt drittens die Stimmungseinfühlung. Jedes Erlebnis hat einen psychischen Charakter, eine bestimmte Art seines Ablaufes in der Seele. Die Weise, wie durch diesen psychischen Charakter die Seele erregt wird, hat die Tendenz, sich auszubreiten, eine allgemeine seelische Stimmung zu schaffen, und diese Stimmung, obwohl sie ein subjektives Erlebnis ist, wird ebenfalls, weil sie vom Objekt ausgeht, in dieses hineinverlegt, wie z. B. in die Far-

Digitized by Google

ben, Töne, Landschaften. Und endlich wird auch das Objekt erfüllt gedacht von der sinnlichen Erscheinung und den Lebensäußerungen des Menschen, so daß, was wir wahrnehmen, durch die Einfühlung in die sinnliche Erscheinung des Menschen symbolisch wird. Auf der positiven und negativen Einfühlung, auf der ästhetischen Sympathie und Antipathie beruhen die Begriffe des Schönen und Häßlichen, und Th. Lipps hat versucht, die verschiedenen Einfühlungen beim ästhetischen Genießen in alle ihre Arten und Unterarten hinein zu verfolgen und so die Tragweite des Einfühlungsprinzips aufzudecken (vgl. Th. Lipps in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 355 ff. Von der Form der ästhetischen Apperzeptionen, Leipzig 1902. Grundlegung der Ästhetik. Hamburg und Leipzig 1905). Ablehnend stehen der ästhetischen Einfühlungstheorie Witasek, Konrad Lange (Wesen der Kunst II, 384 ff.) und Ch. Lalo (Les sentiments ésthetiques. Paris 1910) gegenüber. Auch Meumann wendet gegen sie ein, daß die Einfühlung zwar bei den ästhetischen Eindrücken mitwirkt, aber wohl nur ein Bestandteil des ästhetischen Eindrucks ist, nicht den ganzen ästhetischen Eindruck ausmacht. — Vgl. W. Worringer, Abstraktion und Einfühlung. München 1909. A. Witasek, Grundzüge der allgemeinen Ästhetik. Leipzig 1904. E. Meumann, Die Grenzen der psychol. Ästhetik. Berlin 1905. Ästhetik der Gegenwart. Leipzig 1908. P. Stern, Einfühlung und Assoziation in der neueren Ästhetik. 1898. A. Prantl, Die Einfühlung. Leipzig 1910.

Einheit heißt nach dem allgemeinen Sprachgebrauch entweder das anschaulich gegebene Einzelne, oder ein in der Anschauung zusammengesetztes Ganzes, das jedoch das Bewußtsein in allen seinen Teilen auf einmal erfaßt und denkt. Die Einheit ist die Grundlage des Zählens und des Messens (vgl. Zahl). Jede Zahl geht aus der Variation dieses Begriffes hervor. — In der Ästhetik bezeichnet Einheit (in der Mannigfaltigkeit) die Zusammenstimmung der Teile eines schönen Gegenstandes in sich trotz ihres Gegensatzes und die Durchdringung des Gegenstandes durch eine verbindende, künstlerische Die Forderung der Einheit in der Mannigfaltigkeit ist eins der wichtigsten ästhetischen Formprinzipien. — Vgl. Monade, Drama, psychische Maßmethoden.

Einstellung nennt die neuere Psychologie die psychische

Digitized by Google

Tendenz, das besonders häufig Geleistete in die Verwirklichung abweichender Anforderungen, die an sie gestellt werden, hineinzutragen. Die ästhetische Einstellung schaltet bei der ästhetischen Betrachtung der Gegenstände die nicht ästhetischen Assoziationen aus (Meumann, Einf. in d. Ästh. Leipzig 1908, S. 19).

Einstellungsmethode heißt in der Psychologie diejenige Methode der psychischen Größenmessung, bei der man von zwei psychischen Größen A und B die eine A konstant läßt und die andere B solange variiert, bis sie entweder gleich A oder merklich kleiner oder merklich größer als A ist. — Vgl. psychische Maßmethoden, Abzählungsmethoden. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl, Leipzig 1908, Bd. I, S. 546 ff. Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 17 b.

Einteilung heißt die Zerlegung des Umfangs oder des Inhalts eines Begriffs. Man unterscheidet demnach zwei Arten der Einteilung, die Divisio und die Partitio. Divisio heißt die Einteilung des Umfangs eines Begriffs, d. h. also die Zerlegung der Gattung in Arten usw. Die Einteilungsglieder (membra divisionis) entstehen dadurch, daß der Gattungsbegriff (totum divisum) durch verschiedene Merkmale determiniert wird, welche in einer Reihe liegen, also ursprünglich selbst Determinationen eines der Merkmale sind, die sich in dem einzuteilenden Begriff vorfinden. Je nach der Zahl der Glieder heißt die Einteilung dichotomisch, trichotomisch oder polytomisch (zwei-, drei-, vielgliedrig). Das Merkmal des eingeteilten Begriffs, nach dessen Determination sich die Einteilung richtet, heißt Einteilungsgrund (principium dividendi, fundamentum divisionis); ohne Einteilungsgrund würden die Glieder nicht in einer Reihe der Unterordnung liegen. Für jeden Begriff gibt es natürlich so viel Einteilungsgründe als Merkmale. Der Begriff Mensch z. B. läßt sich nach Alter, Geschlecht, Stand, Farbe, Temperament usw. einteilen. Wendet man mehrere Einteilungsgründe zugleich an, so erhält man Kodivisionen, d. h. koordinierte Einteilungen. Die fortgesetzte Einteilung schon gewonnener Einteilungsglieder führt zur Subdivision (Unterteilung). Nur durch Anwendung aller Einteilungsgründe kann als Ergebnis und Gegenstück der Einteilung, die Klassifikation, erreicht werden, welche ein System, z. B. das der Botanik, Zoologie, darstellt. — Partitio heißt dagegen die Zerteilung des Inhalts eines Begriffs in die Merkmale. Die Partitio muß die vollständige Summe der wesentlichen Merkmale durchlaufen. Am besten bringt man also für die Durch-

Digitized by Google

führung der Partitio den Begriff in eine Definition und sondert nacheinander die einzelnen Merkmale aus. Bei einer Divisio enthält jedes Glied sämtliche Merkmale des eingeteilten Begriffs, bei einer Partitio enthält kein Glied das Wesen des Ganzen. — Hauptregeln einer guten Einteilung sind: 1. Sie darf weder zu eng, noch zu weit sein, d. h., es darf kein Glied zu viel oder zu wenig sein; 2. die Glieder müssen sich wirklich ausschließen. Es ist z. B. falsch, die Menschen in Gebildete und Arme einzuteilen; 3. Ober- und Unterabteilungen dürfen nicht vermischt werden; 4. die Einteilung muß fruchtbar sein. Es würde z. B. außer in einer Kostümkunde nichts nützen, die Menschen nach ihrer Kleidung einzuteilen; 5. sie muß erschöpfend sein, d. h., das Einteilungsprinzip muß durchgeführt werden; 6. sie muß auch stetig sein, um jeden Sprung (hiatus divisionis) zu vermeiden. — Vgl. Wundt, Logik, 3. Aufl., Bd. II. Stuttgart 1907, S. 47—64.

Einzelding s. Individuum.

Eitelkeit (v. ahd. îtal, mhd. îtel = leer, ledig, lat. vanus) bezeichnet objektiv die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Dinge, subjektiv dasjenige Selbstgefühl, welches sich auf wirkliche oder eingebildete wertlose Vorzüge stützt. Die subjektive Eitelkeit besteht in dem gewohnheitsmäßigen Verlangen nach fremder Bewunderung für Dinge, die nicht den wahren Wert des Menschen ausmachen, z. B. Schönheit, Orden, Titel, Reichtum u. dgl. Der Eitle sucht nur die äußeren Zeichen der Ehre ohne ihren inneren Gehalt, und buhlt förmlich um Anerkennung, während der Stolze sie verschmäht. Die Eitelkeit ist eine der verbreitetsten Charakterschwächen der Menschen. — Vgl. Stolz.

Ekel (lat. nausea, eigentl. = Seekrankheit) heißt in weiterer Bedeutung der heftige Grad des Widerwillens gegen ein Objekt, der mit körperlichem Übelbefinden verknüpft ist. In engerer Bedeutung heißt Ekel der entsprechende Zustand der Geschmacks- und Geruchsempfindung. Dieser kann als eine Halluzination der Magen- und Geschmacksnerven (nervus vagus und glossopharyngeus) betrachtet werden. Wundt (geb. 1832) definiert ihn als eine Muskelempfindung, deren Ausbreitung und Verlauf durch die antiperistaltischen Bewegungen der Schlingmuskeln des Ösophagus und des Magens bestimmt wird (Grundz. der physiol. Psychol. II, 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 60). — Sittlich ekelhaft heißt alles, was eine gemeine Denkart verrät.

Digitized by Google

Eklektiker (gr. ἐκλεκτικός = Auswähler von ἐκλέγειν) heißt derjenige, welcher weder selbst ein neues eigenes philosophisches System aufstellt, noch sich an einen einzelnen Philosophen anschließt, sondern von verschiedenen Systemen das Wahre oder das ihm als wahr Erscheinende auswählt. Der Name schließt gewöhnlich einen Tadel ein; denn die Bedingung alles Philosophierens ist Einheitlichkeit, Konsequenz und Systematik, wie sie uns bei Platon, Aristoteles, Spinoza, Kant, Hegel entgegentritt, und es ist ein Zeichen von Schwäche des Denkens, verschiedene im Grunde nicht gegeneinander ausgeglichene Gedanken zusammenzufügen. Wenn man andrerseits bedenkt, daß kein Philosoph allein im Besitzt der Wahrheit ist, daß die einseitige Verfolgung eines Prinzips oft in grobe Irrtümer führt, daß selbst die originellsten Systematiker nachweislich von anderen Anregungen empfangen haben und oft viele ihrer Gedanken nicht ihren Prinzipien, sondern anderen Quellen verdanken, so wird man den Eklektizismus wenigstens verständlich finden, falls er mit selbständigem und logischem Geiste geübt wird. So waren im Altertum die Akademiker Karneades, Philon von Larissa, Antiochos von Askalon, ferner Cicero, Plotinos, Proklos, in der Neuzeit die deutschen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert V. Cousin in Frankreich Eklektiker. — Der Name Eklektiker rührt von Potamon aus Alexandria (Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr.) her (Diog. Laert. Prooem. 21). — Vgl. Synkretismus.

Ekstase (gr. ἔκστασις), eigentlich das Außersichsein, Schwärmerei, heißt der höhere Grad der Begeisterung, in welchem der Mensch seine Phantasiebilder mit wirklichen Gegenständen verwechselt. Der Schwärmer hört Stimmen, sieht Gestalten, fühlt und schmeckt etwas, von dem nichts in der realen Wirklichkeit ist. In diesen an Wahnsinn grenzenden Zustand wird er durch körperliche Störungen, Nervenüberreizung oder Ausschweifung der Phantasie versetzt. — Nach Plotinos (205 bis 270) ist die Ekstase das Mittel der Vereinigung der Seele mit Gott, dem Alleinen, wobei alle Vielheit der Vorstellung aus dem Bewußtsein verschwindet. Der Mystiker Joh. v. Ruysbroek († 1381) hieß Doctor ecstaticus. — Vgl. Mystizismus. — B. A. Mayer, Die Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Illusionen. Wien 1867. Preyer, Die Entdeckung des Hypnotismus. Berlin 1881. Th. Achelis, Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. Berlin 1902.

Digitized by Google

Ektropie (in Parallele zu Entropie aus dem gr. ἐκτροπή == Hinauswendung, von G. Hirth gebildet: Die Ektropie der Keimsysteme. München 1900, aufgenommen von F. Auerbach, Ektropismus oder die physikalische Theorie des Lebens. Leipzig 1910) heißt im Gegensatz zu der zerstreuten, ausgeglichenen und gebundenen nicht mehr zur mechanischen Arbeit nutzbaren, entwerteten Energie (Entropie, s. d.) die gesammelte, gegensätzliche und freie zur mechanischen Arbeit nutzbare, gewertete Energie. Entropismus heißt die Tendenz der Natur zur Steigerung der Entropie, Ektropismus die entgegengesetzte Tendenz zur Steigerung der Ektropie. Der Endzustand, dem die Welt zustrebt, ist das Maximum der Entropie, der Anfangszustand der Welt muß als ein Maximum der Ektropie vorgestellt werden. Der Entropismus herrscht in der unorganischen Natur, der Ektropismus in der organischen und ist für diese charakteristisch: Das Leben ist die Organisation, die sich die Welt geschaffen hat zum Kampfe gegen die Entwertung der Energie.

Eleatismus. Die Eleaten, die ihren Namen von der Stadt Elea in Lukanien hatten, waren Philosophen dreier Menschenalter im 6. und 5. Jahrh. v. Chr. (ungefähr 550—450), welche die Lehre von der Einheit und Unveränderlichkeit des Seienden vertraten und die Existenz der Vielheit, der Bewegung und des Werdens ableugneten. Ihr ältester Vertreter Xenophanes von Kolophon (geb. c. 570) gab der Lehre eine theologische Form, indem er den griechischen Polytheismus und Anthropomorphismus bekämpfte, die Einheit, Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Geistigkeit des Göttlichen behauptete und das Weltall dem Göttlichen pantheistisch gleichsetzte. Der zweite Eleat, Parmenides (geb. etwa 540/39 in Elea), ein Schüler des Xenophanes, gestaltete die eleatische Lehre in eine metaphysische Theorie vom Sein und Nichtsein um. Nach ihm giebt es nur das Sein; es ist ungeworden, ewig, eins, unveränderlich und unbeweglich, eine den Raum kontinuierlich erfüllende Kugel, und Sein und Denken ist bei ihm ein und dasselbe. Das Nichtsein ist nicht. Es gibt kein Werden. Alles Viele und Wechselnde ist nur Schein und Redetrug, und alle Sinneserkenntnis ist nur Täuschung. Die dritte Generation bilden Zenon (geb. am Anfang des 5. Jahrh., blühend um 464/60) und Melissos (5. Jahrh.), die beide die Schüler des Parmenides waren. Sie sind die Dialektiker der eleatischen Schule und suchen die Lehre

Digitized by Google

des Parmenides indirekt durch Beweise gegen die Vielheit und Bewegung (wie den Achilleus, den fliegenden Pfeil, die Dichotomie usw., s. d.) zu stützen. Alle Eleaten haben also gemeinsam den Gegensatz zur Volksreligion, die Verwerfung des Erfahrungswissens, die Entwicklung der Begriffe des Seins und Nichtseins, die Leugnung der Vielheit und Bewegung und andrerseits die Unfähigkeit, zum reinen Idealismus vorzudringen. Innerhalb der griechischen Philosophie hat die Lehre der Eleaten am meisten auf Platon (427—347) eingewirkt, der mit ihr in der Forderung eines Seins und in der Verwerfung der Sinneserkenntnis übereinstimmte, hierauf aber seine Ideenlehre begründete. Von neueren philosophischen Theorien nähern sich stellenweise der eleatischen Philosophie der Spinozismus (s. d.) und die Metaphysik Herbarts (1776—1841). — Vgl. acervus, Achilleus, Fehlschluß, Trugschluß, Paralogismus. — H. Diels, Fragmente der Vorsokratiker. Berlin 1903.

Elektra vgl. Velatus.

Elektron (aus dem Gr.) nennt man die elektrische Einheit der Materie (s. d.). Das Atom wird, wenn Elektronen angenommen werden, als aus Korpuskeln (s. d.) oder aus Elektronen bestehend gedacht. Nach der elektromagnetischen Theorie entsteht auch das Licht nicht durch Vibration der Moleküle, sondern der Elektronen. Stoney hat die Ladung eines Korpuskels (s. d.) als ein Elektron bezeichnet. Die Elektronentheorie geht also von dem Gedanken einer atomistischen Struktur der Elektrizität aus. Elektronen sind ihr die kleinsten Elektrizitätsteile. Im freien Zustande als selbständige Teilchen sind bisher nur negative Elektronen nachgewiesen. Ein neutrales Gasmolekül besteht aus einer ponderablen Masse und aus einer Zahl von Elektronen. Durch Aufwand von Energie gelingt es, ein oder mehrere Elektronen von dem Molekül abzuspalten. Der Rest heißt ein positives Ion (vgl. Ionen). Umgibt sich das freigewordene Elektron mit neutralen Gasmolekülen, so entsteht das negative Ion. Positive und negative Ionen können selbständig eine Zeitlang existieren. Der Prozeß der Abspaltung heißt Ionisation, die Ursache Ionisator. — Vgl. Fr. Richarz, Anfangsgründe der Maxwellschen Theorie verknüpft mit der Elektronentheorie. Leipzig 1902. Mie, Die neuen Forschungen über Ionen u. Elektronen. Stuttgart 1903. F. Lindemann, Zur Elektronentheorie. München. Sitzungsbericht d. math.-phys. Kl. 1907 Heft 2. A. Sommerfeld,

Digitized by Google

Über die Bewegung der Elektronen. J. J. Laar, Lehrbuch der theoretischen Elektrochemie auf thermodynamischer Grundlage. Leipzig 1907. Wundt, Logik. 3 Aufl., Stuttgart 1907. Bd. II (Die Elektronentheorie, S. 544 ff.). A. Schäfer, Einführung in die Maxwellsche Theorie der Elektrizität und des Magnetismus. Leipzig 1907. H. Pellat, Cours d'électricité. Bd. III. Paris 1908. W. Wien, Über Elektronen. Leipzig 1909. F. Himstadt, Elektronen u. d. Konstitution d. Materie. Freiburg 1909. A. Righi, Die modernen Theorien der elektrischen Erscheinungen. Deutsch v. B. Dessen. 2. Aufl. Leipzig 1908. G. Mahler, Schülerversuche aus der Elektronentheorie, in Poske, Zeitschr. f. d. physik. Unterricht 1909.

Elemente (gr. *στοιχεῖον* = Grundstoff, lat. elementum) sind nach der älteren Auffassung die Ur- oder Grundstoffe der Körper, in welche diese aufgelöst werden können, welche aber selbst bezüglich ihrer Qualität nicht weiter zerlegt werden können. Schon die Naturphilosophen des Altertums haben sich bemüht, sie aufzufinden. Als gewöhnliche Zahl derselben galt im Altertum seit Empedokles (5. Jahrh.) vier, Feuer, Luft, Wasser und Erde. Aristoteles (384—322) nahm fünf an, zu den vier üblichen den Äther. Die Feststellung der Elemente ist aber erst der Chemie der Neuzeit seit Boyle (1661) gelungen; die heutige Naturwissenschaft faßt als Elemente solche Körper auf, die zu zerlegen bisher nicht gelungen ist und zählt gegen achtzig Elemente auf (vgl. L. Meyer, Die modernen Theorien der Chemie. 6. Aufl. Breslau 1896). Neuerdings dringt die Auffassung durch, daß die Elemente nicht, wie man bisher annahm, etwas für sich Bestehendes, Unzerstörbares sind, da es Ramsay und Soddy gelungen ist, nachzuweisen, daß Radium sich in Helium unter bedeutendem Energieverluste verwandelt. Viele Forscher nehmen weiter an, daß Radium aus dem es stets begleitenden Uran entstanden sei. Ferner hat Ramsay entdeckt, daß Radiumemanation in Verbindung mit Wasser sich in Neon und in Verbindung mit Kupfervitriollösung in Argon verwandelt. Da nun nachgewiesen ist (Lockyer), daß auf den Himmelskörpern mit sehr hoher Temperatur viel weniger Elemente von geringerer Dichte als auf der Erde vorhanden sind, so nennt Ostwald die Elemente auch Körper, welche unter allen bekannten Bedingungen nur hylotrope (den Stoff wechselnde) Phasen bilden können. — Psychische Elemente nennt W. Wundt die

Digitized by Google

einfachen Erfahrungsinhalte des Seelenlebens, nämlich Empfindungen und Gefühle. — Vgl. H. Diels, Elementum, eine Vorarbeit zum griech. u. lat. Thesaurus. Leipzig 1899. O. Gilbert, Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums. Leipzig 1907. Ostwald, Leitlinien der Chemie. Leipzig 1906.

Elenchus (gr. ἔλεγχος, lat. refutatio) bedeutet seit Aristoteles (384—322) den Gegenbeweis, die Widerlegung einer Behauptung durch Beweis des kontradiktorischen Gegenteils der Behauptung (ὁ ἔλεγχος ἀντιφάσεως συλλογισμός Arist. Analyt. prior. II, 20 p. 66b 11. De soph. el. 1 p. 165a 2 ἔλεγχος δὲ συλλογισμὸς μετ' ἀντιφάσεως τοῦ συμπεράσματος). Vielfach, z. B. bei Ramus, wird Elenchus auch allgemein als Ausdruck für den Beweis gebraucht. Ignoratio elenchi (ἡ τοῦ ἐλέγχου ἄγνοια) heißt derjenige Fehler im Beweisen, bei dem man das zu Beweisende außer acht läßt; mutatio (μεταβολή) elenchi oder fallacia dagegen heißt die bewußte Verrückung des Beweises. — Vgl. Ueberweg, System der Logik, § 136.

Eleutherismus oder Indeterminismus heißt die Lehre, daß der menschliche Wille frei sei. — Vgl. Freiheit, Voluntarismus, Determinismus.

Emanation (lat. emanatio von emano, gr. ἐκρέω = ausfließen), eigentlich Ausfluß, heißt die Lehre der Neuplatoniker (Plotinos), nach der die Welt durch Überfließen der göttlichen Fülle (πλήρωμα) mit innerer Notwendigkeit entstanden ist. Das von dem ursprünglich Vollkommenen Emanierte entfernt sich gradweise immer mehr davon und wird so immer unvollkommener. Ansätze zur Emanationslehre finden sich schon bei Philon (20 v. Chr. bis 45 n. Chr.). In der Scholastik bezeichnet Emanation göttliche Offenbarung überhaupt. Bei den Mystikern (Eckhart, Böhme) sind Nachwirkungen der Emanationslehre erkennbar. — Newton betrachtet in seiner Lichttheorie das Licht als Emanation der Lichtmaterie aus leuchtendem Körper. — Emanation heißt jetzt auch die Radioaktivität. — Vgl. böse, Theodicee, Elemente, Abbild. — R. Eucken, Geschichte der philosophischen Terminologie, 1904. S. 197.

Emotion (fr. émotion, engl. emotion) heißt soviel als Gemütsbewegung, Affekt (s. d.). — Vgl. H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908.

Empfindlichkeit (Sensibilität) heißt physiologisch die Ausstattung einer Körperstelle mit sensiblen Nervenfasern, psy-

Digitized by Google

chologisch ein hoher Grad von Empfänglichkeit des Menschen für unangenehme Empfindungen, besonders im Verhalten anderer uns gegenüber; Empfindsamkeit (Sentimentalität) oder Empfindelei hingegen heißt die Neigung, sich rührenden Vorstellungen und Empfindungen hinzugeben. Der Empfindliche wird leicht beleidigt, der Empfindsame gerührt. — Vgl. J. H. Campe, Über Empfindsamkeit und Empfindelei. Hamburg 1779.

Empfindungen (von ahd. intfindan) heißen die durch Nervenreize veranlaßten objektiven Elemente der Bewußtseinsinhalte. Die Empfindungen, z. B. die Ton-, die Wärme-, die Kälte-, die Druckempfindung, die erfahrungsmäßig durch die Einwirkung eines Äußeren auf das Innere, oder durch die Aufnahme eines Sinneseindruckes in die Seele entstehen, sind die durch körperliche Organe vermittelten objektiven Grundbestandteile der Bewußtseinsinhalte und bilden die psychisch einfache Sinnesqualität im Gegensatz zu den auf dieselbe Weise veranlaßten subjektiven Elementen, den Gefühlszuständen der Lust und Unlust und im Gegensatz zu den zusammengesetzten Empfindungskomplexen, den Vorstellungen. Zustande kommt die Empfindung dadurch, daß ein äußerer Reiz eine Nervenfaser erregt und diese Erregung ins Gehirn fortgepflanzt wird, wo sie sich in einen psychischen Inhalt umsetzt. Man hat physikalische und physiologische Empfindungsreize zu unterscheiden, je nachdem sie in der Außenwelt oder in unseren Organen entspringen. Die physiologischen zerfallen wieder in zentrale und peripherische; jene bestehen aus Vorgängen im Gehirn, diese aus solchen in den Sinnesorganen. Die Empfindungen sind nach Inhalt (Qualität) und Stärke (Intensität) verschieden. Jede Empfindung hat innerhalb eines bestimmten Inhalts einen bestimmten Stärkegrad. Der Stärkegrad kann bis zu einem höchsten und niedrigsten Punkt zu- und abnehmen. Das System der Stärkegrade bildet innerhalb einer Qualität (nach Wundt) ein geradliniges Kontinuum, während die Systeme der Qualitäten der Empfindungen gleichförmig, wie z. B. das der Druck- und Kälteempfindungen, oder mannigfaltig, wie das der Ton- und Farbenempfindungen, und eindimensional, wie das der Tonempfindungen, oder mehrdimensional, wie das zweidimensionale der Farbenempfindungen, sind. Während in diesen Beziehungen die Empfindungen und die Gefühle einander gleichen, unterscheiden sich die Empfindungen von den Gefühlen, mit denen sie nicht verwechselt werden dürfen, dadurch, daß jene inner-

Digitized by Google

halb einer Qualität Intensitätsunterschiede zeigen, die von Null an stetig nur in einer Richtung bis zur Maximalgrenze wachsen, indessen diese von Null an stets nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen als Lust und Unlust sich verändern. Die Empfindungsqualitäten werden also durch größte Unterschiede, die Gefühlsqualitäten durch größte Gegensätze begrenzt. — Die richtige Auffassung von der Entstehung der Empfindungen ist nur langsam zustande gekommen. Die Hauptarbeit hat erst das 19. Jahrhundert geleistet. Alkmaion von Kroton (5. Jahrh.) meinte, es drängen gewisse Ausflüsse von Dingen durch Poren in die Augen, Ohren usw.; Ähnliches lehrten Empedokles (484—424), Demokritos (460—370) und Anaxagoras (500—428); aber schon Aristoteles (384—322 v. Chr.) erkannte, daß nicht die Materie des Objekts in die Seele kommt, sondern nur dessen Form. Die Scholastik lehrte wieder einen physischen Einfluß (influxus physicus) der Dinge in die Seele. Descartes (1596—1650) dachte sich, daß sich der Reiz vom Organ durch die Nerven zum Gehirn fortpflanze und dort die vom Herzen aufsteigenden Lebensgeister bewege. Leibniz (1646—1716) betonte die Selbsttätigkeit der Seele und ließ die Empfindung aus dunklen Perzeptionen entstehen. Kant (1724—1804) leitete die Empfindung aus der passiven Sinnlichkeit ab, welche das empirische Material hergebe, während es erst durch die aprioriſche Kraft des Subjektes geformt werde. Die Kantsche Lehre von dem Aufbau unserer Vorstellungen aus dem Empfindungsinhalt ist durch v. Helmholtz (1821—1894) bezüglich der räumlichen Anschauung und des Gesichtssinnes angewendet und weitergebildet worden. Neuere Philosophen, wie Wundt, Lange und Spencer, fassen die Empfindung als subjektiv-innerliche Erscheinungsweise der objektiven Molekularbewegung in der Nervenfaser. — Vgl. Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Tastsinn, Sinne, Druckempfindung, Gemeinempfindung, Reize, Psychophysik. — J. G. Herder, Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Riga 1778. Tourtual, Die Sinne des Menschen, 1837. G. A. Spieß, Physiol. d. Nervensystems. Braunschw. 1844. W. Wundt, Grundzüge d. physiolog. Psychol., 6. Aufl. Leipzig 1908, Bd. I, S. 409ff., Grundriß d. Psychol., 9. Aufl. Leipzig 1909, § 5 und 6, S. 34 bis 91. A. Messer, Empfindung und Denken. Leipzig 1908.

Digitized by Google

Empirie (gr. ἐμπειρία, lat. experientia), Erfahrung, heißt zunächst jede aus der Assoziation von Empfindungen und Gefühlen hervorgegangene sinnliche Wahrnehmung, sodann die apperzeptive und systematische Verknüpfung der aus Wahrnehmungen und Gefühlskomplexen entstandenen Vorstellungen und Gefühlserlebnisse, welche wir durch Bearbeitung und innere Verbindung der psychischen Inhalte gewinnen. Diese Erfahrung, welche dem Hörensagen, der mündlichen und der schriftlichen Überlieferung gegenübersteht, hat wegen ihrer Tatsächlichkeit und relativen Allgemeinheit einen hohen Erkenntniswert. Das Erfahrungswissen beruht auf engster Verbindung der Empfindungs- und Gefühlsgrundlagen mit der sie zusammenfassenden und gestaltenden passiven psychischen und aktiven Denk-Tätigkeit. Kant (1724—1804) drückt diesen Zusammenhang in dem Satze aus: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind." Nur die Erfahrung allein und nicht die von der Erfahrung isolierte Denktätigkeit setzt uns mit der objektiven Welt in Verbindung. Die Methode der wissenschaftlichen Erfahrung ist die Abstraktion, Analogie und Induktion (s. d.). Die Vorzüge der Empirie sind ihre Gewißheit und Wahrheit, die Unmittelbarkeit der Eindrücke und die hieraus folgende relative Notwendigkeit des Inhalts. Ihre Mängel aber liegen in der Beschränkung ihrer Tragweite. Dieselben Dinge machen auf verschiedene Menschen oft einen verschiedenen Eindruck, und das Wesen der Dinge erfassen wir durch die Erfahrung nicht. Die Erfahrung hat etwas Persönliches an sich; ihr fehlt die volle Allgemeinheit; sie erschöpft auch nicht den Umfang des Wissens und befriedigt den Wissensdrang des Menschen nicht. Ihr fehlt ebenso die absolute Notwendigkeit, und wir erkennen durch sie nicht den Grund unserer Erkenntnis. Das sind aber im wesentlichen die Schranken unseres Wissens überhaupt. — Vgl. Sensualismus, Rationalismus, Empirismus. — A. Frenzel, Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaften. Wien 1905. R. Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung. 2. Aufl., 2 Bde. Leipzig 1908.

Empiriokritizismus s. Empirismus.

Empirismus (nlt.-franz., von gr. ἐμπειρία = Erfahrung) heißt diejenige methodische und erkenntnistheoretische Richtung in der Philosophie, für welche die Erfahrung die Quelle des Wissens ist. Nach der Auffassung des Empirismus ist die Beobachtung und das Experiment der Ausgangspunkt der Wissenschaft, von dem wir

Digitized by Google

durch Zusammenfassung zu allgemeineren Begriffen und Sätzen und höheren Prinzipien aufsteigen. Der Vernunft weist der Empirismus nicht den Ursprung, sondern nur die Formung, Ordnung und Gestaltung unseres Wissens zu. Der Empirismus fehlt im Altertum nicht. Sokrates (469—399) suchte die begriffliche Erkenntnis auf dem Wege der Induktion zu erlangen. Auch Platon (427—347) forderte zur Gewinnung der Ideen das Ausgehen von den Gegenständen der sinnlichen Erfahrung und vermittelte zwischen Apriorismus und Empirismus. Ebenso dient bei Aristoteles (384—322) die Induktion der Deduktion zur Grundlage. Der Stoizismus und Epikureismus erkennen den Empirismus als die Methode der Erkenntnis an. Auch im Mittelalter zeigt sich hier und da eine Hinneigung zum Empirismus, wie z. B. bei Roger Bacon († 1294) und bei Wilh. v. Occam (1270—1347). Aber erst in der Neuzeit dringt der Empirismus als philosophische Methode immer bestimmter und sicherer durch. Der Empirismus ist geradezu die eigentliche neuere philosophische Methode. England ist seine Heimat. Seine ersten Vertreter sind Bacon (1561—1626) und Locke (1632—1704). Er ist jetzt die philosophische Methode der meisten Vertreter der Naturwissenschaft geworden, und auch der größere Teil der neueren Philosophen hat sich ihm angeschlossen. In der Gestalt, die ihm Locke gegeben hat, scheidet er die äußere und innere Erfahrung, Sensation und Reflexion. In einseitigerer Form, die im Altertum schon durch Epikuros, in der Neuzeit durch Gassendi, Hobbes, Hume, Condillac, Bonnet usw. vertreten wird, erkennt er nur die Sinnestätigkeit als letzte Erkenntnisquelle an, so daß er jeden psychischen Vorgang als umgebildete Sinnesempfindung ansieht. Er nennt sich in dieser Form Sensualismus. In seiner reicheren Entfaltung und Ausgestaltung als kritischer Empirismus gründet er sich aber auf die Gesamtquelle der Erfahrung und übersieht auch nicht, daß Erfahrung nicht nur das Ergebnis der Wahrnehmung, sondern der gesamten passiven nnd aktiven geistigen Tätigkeit des Menschen ist. Die Erkenntnis, welche Rolle die geistige Arbeit beim Zustandekommen der Erfahrung spielt, führt dazu, im Gegensatz zu den englischen Begründern des Empirismus, der Vernunft und ihren apperzeptiven Verbindungen eine viel aktivere, wenn auch nicht schöpferische Leistung zuzuschreiben, die uns das Weltbild als ein den Gesetzen des Bewußtseins unterworfenes menschliches Wissen erkennen läßt,

Digitized by Google

uns vor platter materialistischer Weltanschauung, wie sie gewöhnlich die Folge des Sensualismus gewesen ist, bewahrt und uns gestattet, zuletzt hypothetisch den Erfahrungskreis in zusammenfassenden Ideen zu überschreiten und mit metaphysischen Gedanken abzuschließen. In dieser höher entwickelten Form ist der philosophische Empirismus die fruchtbare Methode der jetzigen Philosophie geworden, während kein Zweifel darüber herrschen kann, daß die Bahnen der entgegengesetzten Richtung, des Rationalismus, heutzutage verödet daliegen. — Neuerlich hat Rich. Avenarius (1843—96) ein System reiner Erfahrung mit eigenartiger Terminologie aufgestellt, welches er „Empiriokritizismus“ nannte. Die Empfindung ist ihm das einzige dem Inhalte nach, die Bewegung das einzige der Form nach objektiv Gegebene. Empfindung und Bewegung sind die Element, von denen allein der Inhalt und die Form des Seins abhängt. Er unterscheidet subjektive und objektive Erfahrung, das Erfahren als Charakter und als Inhalt. Aller Aussageinhalt des Menschen (die Reihe der sogenannten E-Werte) ist vom Zentralnervensystem (C), von den Umgebungsbestandteilen oder Reizen (R) und von den Wirkungen des Stoffwechsels (S) abhängig. Die Schwankungen und die Selbstbehauptung des System C bestimmen das Leben des Individuums. Es ist Aufgabe der Kritik der reinen Erfahrung, aus der naiven Erfahrung durch Ausschaltung alles Individuellen, was das erfahrende Subjekt in sie hineinlegt, die reine Erfahrung herzustellen. Die Weltbegriffe der Menschheit nähern sich bei einer genügend langen positiven Entwicklung einem rein empirischen Weltbegriff, und der das Welträtsel endgültig lösende Weltbegriff wird der sein, der nur reine Erfahrung zu seinem Inhalte hat. — Ein roher Empiriker heißt derjenige, welcher sich auf die Praxis beschränkt, ohne auf wissenschaftliche Theorien Rücksicht zu nehmen. — Empirém heißt ein Lehrsatz, dessen Wahrheit einzig auf Erfahrung beruht. — Empirische Wissenschaften sind die, welche vorzugsweise auf Beobachtung und Sammlung des Tatsächlichen angewiesen sind, z. B. Geschichte, Naturforschung, Medizin. — Vgl. Rationalismus, a posteriori, Sensualismus. — Avenarius, Philosophie als Denken der Welt, gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Leipzig 1876. 2. Aufl., Berlin 1903. Kritik der reinen Erfahrung. 2 Bde., Leipzig 1888—90. Der menschliche Weltbegriff. Leipzig 1891. 2. Aufl., 1905. Apelt,

Digitized by Google

Theorie der Induktion. Leipzig 1854. Fr. Paulsen, Versuch einer Entwicklungsgeschichte d. Kantischen Erkenntnistheorie. Leipzig 1875. Vorländer, Geschichte der Philosophie. 2 Bde. Leipzig 1903. Joh. Volkelt, Erfahrung und Denken. Hamburg u. Leipzig 1886. O. Külpe, Grundriß d. Psychologie. Leipzig 1893. Osc. Ewald, Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Berlin 1905. Petzold, Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung. 2 Bde., Leipzig 1904/6. Wundt, Logik. B. I, 3. Aufl., Stuttg. 1906, S. 317 ff. Hume, Traktat über die menschliche Natur (Treatise on human nature). Ein Versuch, die Methode der Erfahrung in die Geisteswissenschaften einzuführen. 2 Tle. übersetzt von Lipps. Hamburg 1908. S. Hassen, Individuelle Kausalität. Studien zum transscendentalen Empirismus. Berlin 1909.

Empyréum (nlt. vom gr. *ἔμπυρος* = brennend) bedeutet bei den alten Naturphilosophen den Feuerhimmel, d. h. den höchsten Ort, wo sich das Feuer, das leichteste Element sammeln und alle leuchtenden Phänomene am Himmel veranlassen soll. Im Mittelalter ist es s. v. w. Himmel. Bei Dante ist es das oberste Paradies (Par. 30—33). — Empyrëisch heißt himmlisch.

Encheíresis (gr. *ἐγχείρησις* = Angriff, Behandlungsweise) heißt in der medizinischen Sprache des Altertums die Art, wie eine Krankheit behandelt wird, in der modernen Naturwissenschaft die Experimentier- und Operationsweise des Alchimisten und Chemikers. Goethe, Faust I (Schülerszene), hat den Ausdruck encheiresis naturae gebildet, um damit die Forschungsweise des Chemikers zu bezeichnen, der die unerforschliche Tätigkeit der Natur, wodurch sie Leben schafft und fördert, ergründen möchte.

Encyklopädie (gr. *ἐγκύκλιος παιδεία*, Quint. I, 10, 1 orbis ille doctrinae, quam Graeci *ἐγκύκλιον παιδείαν* vocant; Aristoteles Eth. Nicom. I, 3 p. 1096a 3; de caelo I, 9 p. 279a 30), Enzyklopädie, eigtl. der Kreis der Kenntnisse, die allumfassende Unterweisung, bedeutete bei den Alten von Aristoteles (384 – 322) ab die Gesamtheit von Wissenschaften und Künsten, die jeder freigeborene Grieche und Römer kennen mußte. Er faßte sich im Mittelalter in den sieben freien Künsten zusammen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Wir reden jetzt dafür meist von einer allgemeinen Bildung (s. d.); doch spricht

Digitized by Google

man auch von einem enzyklopädischen (umfassenden) Wissen und Menschen, die solches besitzen, nennt man scherzhaft wandelnde Konversationslexika. Das erste enzyklopädische Werk soll Speusippos, Platons Schüler, verfaßt haben; ihm folgten Varro, Plinius d. Ä., Martianus Capella (5. Jahrh. n. Chr.), Stobaios, Suidas, Isidorus und Hrabanus Maurus; aber erst Vincenz v. Beauvais († 1264) mit seinem Speculum quadruplex: naturale, doctrinale (1250), historiale (1234), morale (wovon Teile unecht und später [1310—1320] verfaßt sind) und Bacon v. Verulam († 1626) begründeten die Enzyklopädie als Wissenschaftskunde (Instauratio magna: De dignitate et augmentis scientiarum; Novum Organum; Sylva sylvarum), der letztere auf philosophischer Grundlage. Aber dieser richtige Weg wurde in den folgenden Jahrhunderten nicht verfolgt, bis erst die französische Enzyklopädie (1751—1772) und in Deutschland Sulzers „Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften" (1745) das Thema wissenschaftlich behandelten. In den Enzyklopädien (der Ausdruck kam vom 16. Jahrh. ab in Gebrauch) entwickelte sich der eigentliche philosophische Gesichtspunkt in der Weise, daß unter Philosophie mehr und mehr die Beziehung der Wissenschaften untereinander mit Ausschluß der Metaphysik verstanden wurde (vgl. Positivismus). Eine neue Epoche in der Behandlung der Enzyklopädie wurde die Kantische Philosophie hervorgerufen, nach deren Prinzipien zuerst Joh. Jo. Eschenburg in seinem Lehrbuch der Wissenskunde. Berlin 1792, 3. Aufl. 1809 den Begriff dieser Wissenschaft neu bestimmte. Daneben kamen Enzyklopädien der einzelnen Wissenschaften auf, welche das Wichtigste daraus systematisch oder lexikalisch geordnet enthielten. Wichtige Enzyklopädien der Philosophie sind: Herbart, Einl. i. d. Philos. Königsb. 1813. Hegel, Encykl. d. philos. Wiss. Heidelberg 1817. L. Noack, Propädeutik der Philos. Weimar 1854. Jos. Beck, Philos. Propädeutik. Stuttg. 1851. Ad. Steudel, Philos. i. Umriß. Stuttg. 1877. O. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit. 3. Aufl., Straßburg 1900. Franck, Dictionaire des sciences philosophiques. 3. Aufl., Paris 1885. Baldwin, Dictionary of philosophy and psychology. 3 Bde. London 1901—1906. Fr. Paulsen, Einl. i. d. Philos., 15. Aufl. 1906. Külpe, Einleit. in die Philos. 1895. Paul Hinneberg, Kultur der Gegenwart (auf 40 Bde. berechnet). Leipzig, 1905 ff. W. Wundt, System d. Philosophie, 2 Bde. 3. Aufl.,

Digitized by Google

Leipzig 1907. Einleitung in die Philosophie. 4. Aufl., Leipzig 1906.

Encyklopädisten, Enzyklopädisten, heißen die Herausgeber und Mitarbeiter der Enzyklopädie (Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers. Paris 1751 bis 1772), welche, von Diderot (1713—1784) und d'Alembert (1717—1783) begründet, nicht bloß den ganzen Umfang menschlichen Wissens darstellte, sondern zugleich das gemeinsame Organ der französischen Freidenker war. Sie huldigten meist dem Sensualismus und Materialismus. Die berühmtesten sind: Diderot, Holbach (1723—1789), Rousseau (1712—1778,) Voltaire (1694—1778), d'Alembert. Allmählich bezeichnete das Wort Enzyklopädist jeden Anhänger dieser Richtung überhaupt, z. B. Condillac (1715—1780), Helvétius (1715—1771), La Mettrie (1709—1751), Cabanis (1757—1808), Destutt de Tracy (1754—1836) u. a. m. — Wichtig ist der Discours préliminaire (von d'Alembert), neuer Abdruck 1894, der nach Bacons Muster eine Übersicht über die Gliederung der Wissenschaft und die Beziehungen der einzelnen Wissenschaften zueinander giebt. — Vgl. Ducros, Les Encyclopédistes. Paris 1900.

Endelechie gr. *ἐνδελέχεια*, lat. continuatio) heißt Dauer, Fortsetzung. Es tritt aber auch dieser Ausdruck in Verwechslung mit Entelechie (s. d.), Verwirklichung, auf. So zunächst bei Cicero Tuscul. I, 10, 22, der die doppelte Verwechslung macht, das fünfte Element bei Aristoteles mit dem Geiste zu identifizieren, während es der Äther (s. d.) ist, und *ἐνδελέχεια* für *ἐντελέχεια* zu setzen: sic ipsum animum *ἐνδελέχειαν* appellat (Aristoteles) novo nomine quasi quandam continuatam motionem et perennem. Ihm folgt Melanchthon (Commentarius de anima. 1540 abgedr. Corpus reformatorum XIII, S. 1ff), der die folgende Begriffsbestimmung der Seele gibt: Anima est Endelechia prima corporis physici organici, potentia vitam habentis. Melanchthons Amtsgenosse in Wittenberg Veit Amerbach trat für *ἐντελέχεια* ein und verfeindete sich darüber mit ihm.

endlich s. unendlich.

Endursache s. Zweck.

Energie (gr. *ἐνέργεια*, lat. actio), Tätigkeit, bezeichnet bei Aristoteles (384—322) die Form der Dinge, die Vollendung, Ausbildung oder Erfüllung der Anlage, die dem Stoff eigen ist. Die Materie ist die Möglichkeit oder Anlage und als solche im relativen Sinne ein Nichtseiendes, das Nochnichtsein des

Digitized by Google

vollendeten Gebildes. Die Form (*ἐντελέχεια* oder *ἐνέργεια*) ist der Vollendungszustand und die wirkliche Tätigkeit des Vollendeten. Der Energie entgegengesetzt ist das Beraubtsein oder der Mangel (*στέρησις*). Durch immanente Selbstbewegung geht aus dem Zustande der Möglichkeit (*δύναμις*) oder des relativen Nichtseins der Zustand der Wirklichkeit (*ἐνέργεια*) hervor, und weil dadurch das Streben der Natur zum Ziele kommt, so ist die Form (*ἐνέργεια*) zugleich der Zweck der Natur. Aristoteles geht zwar zunächst von vier Prinzipien in der Metaphysik, dem Stoff, der Form, der Ursache und dem Zweck, aus (*ὕλη, εἶδος, ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, οὗ ἕνεκα*, causa materialis, formalis, efficiens und finalis), er faßt aber die Form, die Ursache und den Zweck auch in ein einziges metaphysisches Prinzip zusammen, so daß also nur zwei Prinzipien übrig bleiben, Stoff und Form, welche sich wie Möglichkeit und Wirklichkeit zueinander verhalten. — Im physikalischen Sinne versteht man unter Energie jetzt (Young [1773—1829] hat diesen Ausdruck eingeführt. Lectures on Natural Philosophy, Lecture VII. 1807; angewandt ist er schon vorher von d'Alembert in der Enzyklopädie [1785]) nach dem Vorgang Rankinés (1853) die Fähigkeit des Körpers, eine mechanische Arbeit zu leisten, oder den Arbeitsvorrat eines Körpers. Ostwald definiert sie als Arbeit, oder alles, was aus Arbeit entsteht oder sich in Arbeit umwandeln läßt (Vorles. über Naturphilos., S. 152 ff). Man unterscheidet aktuelle (kinetische, Bewegungsenergie) und potentielle (virtuelle, statische, Spannungsenergie) Energie. Aktuelle Energie (kinetische, Bewegungsenergie $^1/_2\ mv^2$) ist die einer bewegten Masse vermöge ihrer Geschwindigkeit eigene, auf irgend eine Weise direkt zu bestimmende Energie; sie wird durch die lebendige Kraft (d. h. durch die Fähigkeit einer mit Geschwindigkeit behafteten Masse, sich einer Kraft entgegengesetzt zu bewegen) gemessen. Potentielle (statische, Spannungsenergie, Energie der Lage und Anordnung, Summe der Spannkräfte) Energie ist diejenige, deren Größe nur so weit zu bestimmen ist, als sie aus aktueller Energiegröße entsteht oder in solche umgewandelt werden kann. Der Ausdruck potentielle Energie ist durch Rankiné eingeführt. Ein Beispiel der aktuellen Energie ist eine Masse m, welche die Geschwindigkeit v besitzt, durch welche sie in der der Fallbewegung entgegengesetzten Richtung so hoch zu steigen vermag, als sie fallen müßte, um die Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit v zu erlangen. Ein Beispiel der potentiellen Energie ist ein Gewicht p, das, in der Höhe h über dem Boden hängend, sinkend die Arbeit p·h zu leisten vermag. Andere Beispiele für die potentielle Energie sind: das gestaute Wasser eines Mühlenteiches, die gespannte Feder einer Taschenuhr, ein gespannter Bogen, die chemische Energie des Schießpulvers usw. Der Vorgang, bei welchem durch Leistung einer kleinen Arbeit eine große potentielle Energie veranlaßt wird, sich in mechanische Arbeit umzusetzen, heißt Auslösung der Energie. Die potentielle Energie einer aufgezogenen Uhrfeder setzt sich bei Auslösung allmählich in die Bewegungsenergie der sich drehenden Räder um, während umgekehrt die Bewegungsenergie eines emporgeworfenen Steines in Energie der Lage übergeht. Fällt der Stein, so tritt wieder der umgekehrte Prozeß ein. — Die Beobachtung, daß bei vielen Bewegungen in der Welt potentielle Energie in aktuelle umgesetzt wird, hat das Bedürfnis hervorgerufen, dieser Umsetzung auch da nachzuforschen, wo eine Ausnahme stattzufinden und lebendige Kraft verloren zu gehn schien. J. Robert Mayer (1842) und James Prescott Joule (1850) erkannten, daß z. B. die beim Stoß unelastischer Massen erzeugte Wärme der verlorenen aktuellen Energie entspräche, daß zwischen der erzeugten Wärmemenge und der aufgewendeten Arbeit ein festes und unveränderliches Verhältnis bestehe. Es ist eine Arbeit von 423,55 Kilogrammetern erforderlich, um 1 kg Wasser um 1^0 C. zu erwärmen (mechanisches Äquivalent der Wärmeeinheit). Durch v. Helmholtz (1821—1894) wurde diese Auffassung auf alle Gebiete der Physik und auf den ganzen Arbeitsvorrat der Welt übertragen (vgl. Helmholtz, Über die Erhaltung der Kraft 1847, auch in Ostwalds Klass. I, Leipzig 1889) und der Satz von der Erhaltung der Energie gewonnen, der besagt, daß die Summe der aktuellen und potentiellen Energie zu jeder Zeit konstant ist. Durch mechanische Arbeit werden lebendige Kraft, Wärmezustände, elektrische Zustände usw. hervorgerufen, die beim Verschwinden wieder nach festem Verhältnis in mechanische Arbeit umgesetzt werden. — Im anthropologischen Sinne bedeutet Energie soviel wie Willensanstrengung, Willensstärke. — Vgl. Maxwell, Matter and Motion, Substanz und Bewegung, übersetzt von E. v. Fleischl. Braunschweig 1881, Kap. V. E. Mach, Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Prag

Digitized by Google

1872. Zweiter Abdruck. Leipzig 1909. G. Helm, Die Lehre von der Energie. Leipzig 1887. Will. Thomson (Lord Kelvin), Mathematical and physical papers. 3 Bde., London 1882—90. G. Helm, Die Energetik nach ihrer geschichtl. Entwicklung. Leipzig 1898. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie 1901. 3. Aufl. 1905. Die Energie. Leipzig 1908. M. Planck, Das Prinzip der Erhaltung der Energie. 2. Aufl. Leipz. 1908. J. Reinke, Kraft, Energie, Materie und Energetik der Organismen (Einleit. in d. theoret. Biologie Kap. 16 u. 17). Berlin 1901. A. E. Haas, Die Entwicklungsgeschichte des Satzes von der Erhaltung der Kraft. Wien 1909. A. Stein, Die Lehre von der Energie. Leipzig 1909. H. Herz, Energie und seelische Richtkräfte. Leipzig 1909. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, übers. von Lindemann. Leipzig 1904. Fr. Liedes, Die psychische Energie und ihr Umsatz. Berlin 1910.

Enkekalymménos (gr. *ἐγκεκαλυμμένος*), der Verhüllte, s. Velatus.

Ensoph, das Unendliche, s. Kabbâla.

Entelechie (gr. *ἐντελέχεια* = Wirksamkeit, Verwirklichung, Vollkommenheit v. *ἐντελής* = vollkommen und *ἔχειν* = haben) bedeutet bei Aristoteles die Form (*εἶδος*), welche sich im Stoff betätigt und im Einzelwesen darstellt. Als Energie (s. d.) wird sie aufgefaßt, weil sie zugleich die wirkende Ursache (*ὅθεν ἡ κίνησις*) in sich schließt, als Entelechie aber, insofern das Ziel (*τέλος*) des Wirkens in ihr enthalten ist. Entelechie bedeutet also den Vollendungszustand, die Zweckrealisierung, wodurch ein abgeschlossenes Ganzes, ein vollendetes Einzelding zustande kommt. Daher heißt der lebendige Organismus und die denselben bildende Seele Entelechie (*ἐντελέχεια* vgl. Metaph. IX, 8. 3. Phys. III, 1. VIII, 1. De anima II, 1). Abstrakt gedacht und entsinnlicht, ohne *ὕλη*, als reine Form des denkenden Geistes, nennt Aristoteles die Form auch beharrliches wesentliches Sein (*τὸ τί ἦν εἶναι* Metaph. VII, 4—6, VII, 7), womit gesagt wird, daß dieser gedachte Begriff im Einzeldinge war, dessen Wesen konstituierend. — Demgemäß bezeichnet Aristoteles die Seele als „erste Entelechie (Verwirklichung) eines physischen Leibes, welcher der Möglichkeit nach Leben hat" de an. II, 1 p. 412 a 27. Sie ist Energie, sofern sie für ihre organische Verwirklichung tätig ist, Entelechie, sofern diese Verwirklichung im beseelten, organischen Leibe erreicht ist. Der aristotelische Begriff der Entelechie kehrt wieder bei

Digitized by Google

Thomas v. Aquino und Leibniz (Nouveaux Essais II, 21). — Vgl. Energie, Entelechie. — Alb. Schwegler, Die Metaphysik des Aristoteles. Tübingen 1847. Ancillon, Recherches critiques et philosophiques sur l'entélechie d'Aristote. Berlin 1804—11. G. Teichmüller, Begriff u. Arten der Entelechie (Aristot. Forsch. III).

Enthusiasmus (gr. *ἐνθουσιασμός*) oder Begeisterung, die Steigerung der geistigen und leiblichen Kräfte des von einer Idee lebhaft ergriffenen Menschen, unterscheidet sich von der Schwärmerei dadurch, daß er durch die Vernunft geleitet ist. Kant (1724—1804) nennt Enthusiasmus die Steigerung des lebhaften Anteils am Guten bis zum Affekt (Metaphys. d. Sitten, Teil II, S. 52). — Vgl. Offenbarung, Begeisterung. — Shaftesbury, Ein Brief üb. d. Enthusiasmus. Die Moralisten. Mit Einleit. v. Frischeisen-Köhler. Leipzig 1909.

Enthymém (gr. *ἐνθύμημα*, lat. syllogismus decurtatus) heißt eigentlich das Beherzigte, Überlegte, Erwogene. Dementsprechend heißt bei Aristoteles (384—322) Enthymem ein Wahrscheinlichkeitsschluß (*ἐνθύμημα μὲν οὖν ἐστὶ συλλογισμὸς ἐξ εἰκότων ἢ σημείων* Analyt. prior. II, 27 p. 70a. 10) und wird zu den rhetorischen Schlüssen gerechnet. Aber schon im Altertum hat sich der Begriff verschoben. Quintilianus († 100 n. Chr., Instit. orat. V, 10, 3) gibt an, daß einige Autoren das Enthymem einen unvollkommenen Schluß nennen (alii imperfectum syllogismum vocaverunt, quia nec distinctis nec totidem partibus concluderetur), und Boëthius (480—525, Op. ed. Basil., p. 684) definiert Enthymem als einen unvollständigen Schluß (Enthymema est imperfectus syllogismus i. e. oratio, in qua non omnibus antea propositionibus constitutis infertur festinata conclusio, ut si quis dicat: homo animal est; substantia igitur est). In dieser Bedeutung hat die neuere Logik den Begriff Enthymem seit Melanchthon (1497—1560) vom Altertum übernommen, ihn deutend als das im Gemüte Befindliche, das Zurückbehaltene. Man nennt also in der neueren Logik Enthymem einen verkürzten Schluß, bei dem eine Prämisse unterdrückt ist, aber in Gedanken ergänzt werden kann, und in dem drei Begriffe miteinander verbunden sind; z. B. Heute geht der Mond mit Sonnenuntergang auf; denn es ist Vollmond. Entweder wird der Obersatz im Sinne behalten: Epimenides ist ein Kreter, also ein Lügner; oder der Untersatz: Alle Kreter sind Lügner, also auch Epimenides; oder man zieht das Enthymem sogar

Digitized by Google

in einen Satz zusammen: Als Kreter ist Epimenides ein Lügner. Zu den Enthymemen rechnet man aber ferner noch folgende Klassen: 1. Entgegensetzungsschlüsse (ratiocinia oppositionis), durch die ein Satz aus dem andern vermöge des Gegensatzes beider gefolgert wird, und zwar a) Widerspruchsschlüsse (ratiocinia contradictionis): Die Diagonalen des Rhombus schneiden sich rechtwinklig, also nicht schiefwinklig; b) Widerstreitsschlüsse (ratiocinia contrarietatis): Der Peripheriewinkel auf dem Halbkreis ist ein rechter, also ist er kein stumpfer; 2. Gleichheitsschlüsse (ratiocinia aequipollentiae), worin ein Satz aus dem anderen gefolgert wird, der nur den Worten nach verschieden ist, z. B. Eine auf einem Kreisradius im Endpunkte senkrecht stehende gerade Linie ist eine Tangente, hat also mit der Kreisperipherie nur einen Punkt gemeinsam; 3. Unterordnungsschlüsse (ratiocinia subalternationis), welche einen Satz aus dem anderen vermöge der Unterordnung folgern, z. B. Alle Wissenschaften bilden den Geist, folglich auch die mathematischen. — Vgl. Epicherém. — Ueberweg, System der Logik, § 125. Fries, System der Logik. 2. Aufl., Heidelberg 1819, S. 274.

Entia sine necessitate non sunt multiplicanda (lat. die Dinge sind nicht ohne Not zu vervielfältigen) ist ein methodologischer Satz, welcher besagt, man habe nicht unnötigerweise neue Kräfte, Wesen usw. zur Erklärung einer Sache aufzustellen.

Entität (mlt. von ens = das Seiende, das Ding) ist ein veralteter scholastischer Ausdruck für das Wesen.

Entropie (gr. *ἐντροπία* = Wendung nach innen) wird in weiterem Sinne im Prozesse der Umwandlung einer Energie in eine andere diejenige Energie genannt, die nicht mehr nach außen zn mechanischer Arbeit nutzbar ist, weil sie zerstreut und ausgeglichen ist. Stellt man die Energie, wie es zulässig ist, dar als ein Produkt zweier Faktoren, eines Quantitätsfaktors und eines Intensitätsfaktors ($E = Q \cdot I$), so definiert sich die Entropie als der Quantitätsfaktor der Energie. Die Energie bleibt selbst konstant. Die Entropie aber vermehrt sich stets. Das Gesetz der allmählichen Vermehrung der Entropie ist das dritte Gesetz der Natur neben den Gesetzen der Erhaltung der Masse und der Energie (Erhaltungsgesetze), und es bestimmt das Ziel und die Einwirkung aller Naturprozesse. Es besagt, daß bei allen Vorgängen in der Natur die Wirkungsfähigkeit der Energie abnimmt und die

Digitized by Google

Quantität zunimmt. Das Energieprinzip reicht nicht zur eindeutigen Bestimmung der natürlichen Vorgänge aus. Von ihm aus betrachtet, erscheint der Anfangs- und der Endzustand in jedem Prozesse vollkommen gleichwertig. Das Prinzip der Vermehrung der Entropie zeigt dagegen eine Vorliebe der Natur für den Endzustand und bestimmt die natürlichen Vorgänge eindeutig. Wo die Entropie das Maximum ihrer zulässigen Größe erreicht hat, geschieht nichts mehr; denn die Energie ist zwar ihrer Menge nach unverändert geblieben, aber sie ist ausgeglichen und zerstreut und kann nicht zu mechanischer Arbeit verwendet werden.

Der Begriff Entropie hat seine erweiterte Bedeutung erst neuerdings empfangen. Ursprünglich bezeichnete Entropie (nach Clausius 1865) das Verhältnis der Wärmemenge zur absoluten Temperatur ($dS = \frac{dW}{T}$; $S - S_0 = S\frac{dW}{t}$), bei der sie einem Körper entzogen oder zugeführt wird, so daß der gesamte Entropieinhalt eines Körpers die Summe aller ihm jemals zugeführten (abzüglich der entzogenen) Wärmemengen, jede von ihnen (vor dem Addieren) dividiert durch die damals herrschende Temperatur, ist, und das Gesetz der Entropie bildete den zweiten Satz der mechanischen Wärmetheorie. Die Wärme bewegt sich durch Leitung kraft ihrer inneren Energie immer nur von den Stellen höherer Temperatur zu den Stellen niederer Temperatur, führt also einen Ausgleich der Temperaturunterschiede herbei. Dieser Prozeß ist nicht umkehrbar, weil die Wärme hierbei mechanische Arbeit leistet und für jede geleistete Arbeitseinheit eine proportionale Wärmemenge verloren geht und zur Arbeitsleistung ausgenutzt wird (Nutzeffekt); der übrige Teil geht auf die kälteren Stellen über und zerstreut sich. Die Entropie ist nur bei umkehrbaren (idealen) Prozessen konstant, aber bei allen nicht umkehrbaren (wirklichen) Prozessen nimmt sie stets zu, so daß die mechanische Energie immer mehr in Wärme umgewandelt wird und das Universum einem Wärmegleichgewichtszustande zustrebt, bei dem aller Unterschied der Temperatur ausgeglichen ist und damit Ruhe und Tod der allgemeine Zustand sind. — Vgl. F. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre, 3. Aufl., Leipzig 1910, S. 144ff. Die Weltherrin und ihr Schatten. Jena 1902, S. 56ff. Kanon der Physik. Leipzig 1899, S. 412ff., S. 322ff. M. Planck, Vorlesungen über

Digitized by Google

Thermodynamik. Leipzig 1897, S. 71—110. Das Bewegungsgesetz der Welt. Stuttgart 1908. — Vgl. Ektropie. — Wundt, Logik. Bd. II, 3. Aufl., Stuttgart 1907, S. 485.

Entschluß heißt der Abschluß des Erwägens zwischen zwei oder mehreren Möglichkeiten des Handelns. Aus dem Entschluß geht das feste Begehren oder Verabscheuen und das Handeln in bestimmter Richtung hervor. Alles Wollen schließt außer Gefühlen ein Denken in sich, das sich zuerst als Besinnen über das Motiv und den Zweck der Handlung darstellt; daran schließt sich die Erwägung, welche die Sicherheit, Zulänglichkeit und Opportunität der Mittel abwägt. Solange das Wollen noch nicht vollendet ist, heißt es Überlegung, Wunsch. Entscheidet sich der Mensch für die eine oder andere Möglichkeit, so tritt der Entschluß ein, welcher mithin ein Abschluß des Schwankens ist. Dadurch verwandelt sich das Begehren zum Wollen; der Entschluß macht es zur selbstbewußten, eigenen Tat des Ichs. Wundt (geb. 1832) bestimmt den Vorgang der Entschließung so: „Den der Handlung unmittelbar vorangehenden psychischen Vorgang des mehr oder weniger plötzlichen Herrschendwerdens des entscheidenden Motivs nennen wir bei den Willkürhandlungen im allgemeinen die Entscheidung, bei den Wahlhandlungen die Entschließung.“ Dieser Vorgang wird als Endergebnis betrachtet. Und weiter: „Während sich nun die Anfangsstadien eines Willensvorgangs von einem gewöhnlichen Affektverlauf nicht bestimmt unterscheiden, sind diese Endstadien von durchaus charakteristischer Beschaffenheit. Namentlich sind sie durch begleitende Gefühle ausgezeichnet, die außerhalb der Willensvorgänge nicht vorkommen und daher als die dem Willen spezifisch eigentümlichen Elemente betrachtet werden müssen. Diese Gefühle sind die der Entscheidung und der Entschließung, von denen sich das letztere von dem ersteren wohl nur durch eine größere Intensität unterscheidet“ (Wundt, Grundriß der Psychol., 9. Aufl. Leipzig 1909, § 14, S. 226). — Vgl. Handlung, Wollen, Motiv, Begehren. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. Bd. III, 5. Aufl., Leipzig 1903, S. 256, 306.

Entsetzen heißt derjenige passive Affekt, welcher aus dem plötzlichen Anblick einer übergroßen oder auch unerwarteten Gefahr entspringt und meist mit zeitweiliger Hemmung der Bewegungsorgane verbunden ist.

entstehn heißt sich aus dem Nichts in ein Etwas verwandeln.

Digitized by Google

Der Begriff der Entstehung überschreitet die Erfahrung. Sein Gegensatz ist das Vergehn. Zahlreiche Philosophen haben den Begriff des Entstehns und Vergehns verworfen: **Parmenides** (5. Jahrh. v. Chr.) leugnete die Möglichkeit des Entstehns und Vergehns (Parmenid. V, 62 ff.), während **Herakleitos** (um 500 v. Chr.) umgekehrt die Beharrlichkeit der Substanz in Abrede stellte und die Welt in einen ewigen Werdeprozeß umwandelte (*πάντα ῥεῖ*). **Empedokles** (484—424) nahm vier ungewordene und unvergängliche, qualitativ unveränderliche Substanzen an und führte das Entstehn und Vergehn der Einzeldinge auf die räumliche Bewegung, die Verbindung und Trennung zurück (V, 36 ff. *φύσις οὐδενός ἐστιν ἁπάντων θνητῶν, οὐδέ τις οὐλομένου θανάτοιο τελευτή, ἀλλὰ μόνον μῖξίς τε διάλλαξίς τε μιγέντων ἐστί*). Auch die **Atomisten Leukippos** (5. Jhdt. v. Chr.) und **Demokritos** (um 460 bis 360) sehen im Entstehn und Vergehn nur die Verbindung und Trennung kleiner ungewordener und unvergänglicher Bestandteile (Stob. Ecl. I, 414 *συγκρίσεις μὲν καὶ διακρίσεις εἰσάγουσι, γενέσεις δὲ καὶ φθορὰς οὐ κυρίως*). Ebenso erklärt **Anaxagoras** (500—428) das Entstehn und Vergehn für Zusammensetzung und Trennung (*οὐδὲν—χρῆμα γίνεται οὐδὲ ἀπόλλυται, ἀλλ' ἀπ' ἐόντων χρημάτων συμμίσγεταί τε καὶ διακρίνεται*). Nach **Aristoteles** (384—322) ist die Bewegung das Wirklichwerden des Möglichen, und das Entstehn und Vergehn ist eine Art der Bewegung, die aber nur die Einzeldinge betrifft und im Grunde auf der räumlichen Bewegung beruht (Gen. et Corr. I, 3 p. 318 a 23, I, 2 p. 317 a 20). **Kant** (1724—1804) lehrt, daß an den Substanzen nur Veränderung wahrgenommen werden kann, während das Entstehn oder Vergehn schlechthin, ohne daß es bloß eine Bestimmung des Beharrlichen betreffe, gar keine mögliche Wahrnehmung sein könne (Kr. d. r. V., S. 188). **Goethe** (1749—1832) nennt alles Vergängliche nur ein Gleichnis Während so in der Philosophie die Begriffe des Entstehns und Vergehns fast nur Auflösung erfahren haben, besteht der Begriff in der persönlichen Lebenserfahrung und im religiösen Glauben fort. — Vgl. Schöpfung, Veränderung, Bewegung.

Entwicklung (Evolution) bedeutet, bezogen auf **Begriffe**, die allmähliche Darlegung ihres Wesens nach Inhalt und Umfang ohne die strengere Form der Definition (vgl. Erörterung, Beschreibung, Definition), bezogen auf die **Natur**, die allmäh-

Digitized by Google

liche Ausbildung der Organismen nach Individuen und Stämmen. So entwickelt sich das menschliche Individuum, indem es stufenweise diejenige Größe und Stärke, diejenigen körperlichen und geistigen Vorzüge erlangt, welche in seiner Natur veranlagt sind. Vor allem aber redet man in der neueren Zeit von einer Entwicklung der Stämme. Die Formen der organischen Wesen sind früher andere gewesen als in der Gegenwart und werden vermutlich auch in der Zukunft sich ändern, sind also einer Abhängigkeit von der Zeit unterworfen. Hierin besteht ihre Entwicklung. Man redet also von einer ontogenetischen (individuellen) und einer phylogenetischen (Stammes-) Entwicklung. Die Entwicklung vollzieht sich entweder so, wie jede Veränderung, daß der eine Zustand in dem Maße zu sein aufhört, als der andere zu sein beginnt, oder so, daß eine beständige Bereicherung, Vermannigfaltigung und Vervollkommnung der Zustände eintritt. In beiderlei Weise hat man der Pflanzen- und Tierwelt, der Menschheit, und in Analogie damit auch der Erde und der Welt eine Entwicklung zugeschrieben. In der Wissenschaft der Gegenwart ist der Entwicklungsgedanke einer der förderlichsten und vorherrschenden geworden. In neuster Zeit hat F. Auerbach den Begriff der Entwicklung mit dem Begriffe der Ektropie in Verbindung gebracht und folgende Erklärung von Entwicklung gegeben: „Entwicklung ist die organisierte Fähigkeit, ektropisch zu wirken". — Vgl. Geschichte, Fortschritt, Evolution, Darwinismus, Mutation, Bewegung, Ektropie, Ontogenie, Phylogenie, Hegelianismus. — Maas, Einführung in die experimentelle Entwicklungsgeschichte. Wiesbaden 1903. P. Petersen, Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. Leipzig 1908. C. Stumpf, Leib u. Seele. Der Entwicklungsgedanke in der gegenw. Philosophie. Leipzig 1909. H. Meyer, Der Entwicklungsgedanke bei Aristoteles. Bonn 1909.

Entzücken heißt der höchste Grad der Freude, welcher den Geist gleichsam von der Leiblichkeit befreit. Entzückung oder Verzückung dagegen ist s. v. w. Ekstase (s. d.).

Epagogé (gr. ἐπαγωγή, lat. inductio) heißt 1. s. v. w. Induktion (s. d., Aristot. Analyt. prior. II, 23 p. 68 b 13 und Analyt. post. I, 18 p. 81 b), 2. das Gegenteil der Apagogé (s. d.), also ein Beweis, welcher die Wahrheit eines Satzes dadurch zu zeigen versucht, daß dargetan wird, das, was aus dem Satze folgt, sei wahr. Dieses Verfahren schließt also von den

Digitized by Google

Folgen auf den Grund; ihm haftet Unsicherheit an, und es führt nur zur Wahrscheinlichkeit. — Vgl. Induktion.

Ephektiker s. Aporetiker.

Epicherém (gr. *ἐπιχείρημα* — die richtigere Sprachform wäre Epichirem — lat. aggressio = der Angriff, der Versuch) heißt nach der Lehre der neueren Logik mit gänzlicher Verschiebung der natürlichen Bedeutung des Wortes eine Schlußform, welche entsteht, wenn eine oder beide der Prämissen eines einfachen Schlusses durch Hinzufügung von Gründen erweitert werden. Das Epicherem kann als ein erweiterter einfacher oder richtiger als ein verkürzter zusammengesetzter Schluß gelten. — Die Bedeutung des Ausdrucks Epicherem hat in der Sprache der Logiker lange geschwankt (vgl. Quintilianus, inst. orat. V, 10, 2ff). Bei Aristoteles (Top. VIII, 11 p. 162 a 16) heißt Epicherém, der Bedeutung des Wortes entsprechend, ein dialektischer Versuchsschluß, der das Wahre durch Prüfung entgegengesetzter Behauptungen (*τῷ ἐπιχειρεῖν*) und durch Verhandlung (*τῷ διαλέγεσθαι*) zu finden versucht (*ἐστὶ δὲ — ἐπιχείρημα — συλλογισμὸς διαλεκτικός*. Seine Gegensätze sind: das Philosophém, der apodiktische Schluß, das Sophisma, der Trugschluß und das Aporém, der dialektische Zweifel über das Gegenteil). Erst die neuere Logik gebraucht Epicherem ausschließlich in der oben bezeichneten Weise. Ein Beispiel ist: Was den Geist bildet, ist wertvoll, denn es ist unserer Bestimmung gemäß; die Astronomie bildet den Geist; denn sie reizt zum Nachdenken — also ist sie wertvoll. — Vgl. Enthymem.

Epigénesis. Um die Möglichkeit eines organisierten Wesens zu begreifen, reicht nach Kant (1724—1804) der Mechanismus der Natur nicht zu. Wenn nun das teleologische Prinzip der Erzeugung dieser Wesen angenommen wird, so heißt Prästabilismus die Annahme, daß in die anfänglichen Organismen durch die oberste Weltursache diejenige Anlage gebracht ist, vermittelst deren ein organisches Wesen seinesgleichen hervorbringt und die Spezies sich selbst erhält. Betrachtet nun der Prästabilismus jedes von seinesgleichen erzeugte organische Wesen als Produkt des ersteren, so heißt diese Auffassung System der Epigenesis oder der generischen Präformation (Kant, Kr. d. U., Teil II, § 81, S. 369 ff.). Der Begriff der Epigenesis, wie ihn Kant gibt, ist geschaffen von dem Zoologen Caspar Friedrich Wolff (1735—1794). Dieser trat der durch Hallers Autorität zur Herrschaft ge-

Digitized by Google

langten Präformationslehre entgegen, wahrte in seiner Theoria generationis (1759) die Rechte der Beobachtung gegenüber der Spekulation und stellte den Satz auf, daß der lebende Organismus nicht im Keime vorgebildet ist, sondern erst in der Embryonalentwicklung entsteht (Epigenesis). — Vgl. Burckhardt, Geschichte der Zoologie. Leipzig 1907, S. 102.

Epikureismus heißt gewöhnlich die Lebensweise eines Menschen, der dem Sinnengenuß huldigt. Aber der Vorwurf, so gelebt zu haben, ist, insofern er gegen Epikuros selbst und seine echten Anhänger gerichtet worden ist, ungerecht, wenn er auch schon frühe von ihren Gegnern, den Stoikern, erhoben wurde. — Epikureismus heißt in der Geschichte der Philosophie die Lehre des Epikuros (geb. 341, gest. um 270) und seiner Schüler. Sie besteht in der Unterordnung der Logik unter die Physik und der Physik unter die Ethik. Epikuros leitet unsere Erkenntnis aus der Sinneswahrnehmung ab, deren Gegenstand nicht die Dinge selbst, sondern deren Ausflüsse oder Abbilder sind, und die selbst nie trügt. Er folgt dem Atomismus Demokrits, der nur dahin von ihm abgeändert ist, daß den Atomen Schwere, senkrechte Fallbewegung und die Fähigkeit einer Abweichung von dieser Bewegung zugeschrieben wird, und begründet einen Eudämonismus, der aus dem Hedonismus Aristipps abgeleitet ist. Das höchste Gut ist für Epikuros nicht die einzelne Lust, sondern die Glückseligkeit, das lustvolle Leben. Die Physik Epikurs hat der modernen Physik vorgearbeitet, die Ethik Epikurs ist der christlichen gewichen.

Episyllogismus (neugeb. aus dem Griech.) heißt Nachschluß. Dadurch, daß einfache Schlüsse mit Hilfe gemeinsamer Glieder verbunden werden, entsteht ein zusammengesetzter Schluß, der Polysyllogismus genannt wird. Die regelmäßige Form des Polysyllogismus ist die, daß der Schlußsatz des ersten Schlusses Prämisse im zweiten Schlusse wird und so fort; dann heißt derjenige Syllogismus, in dem der zwei aufeinanderfolgenden Syllogismen gemeinsame Satz Prämisse ist, Episyllogismus (Nachschluß), während derjenige, worin er Schlußsatz (Konklusion) ist, Prosyllogismus (Vorschluß) genannt wird. Der Fortgang vom Prosyllogismus zum Episyllogismus heißt episyllogistisch oder progressiv oder synthetisch, der umgekehrte prosyllogistisch oder regressiv oder analytisch. Boëthius († 525) führt folgendes Beispiel eines progressiven Polysyl-

Digitized by Google

logismus an (de consol. philos. 4, 7): Was fördert, ist gut; was übt oder bessert, fördert; also, was übt oder bessert, ist gut (Syllogismus); — das Mißgeschick, welches den Guten trifft, dient ihm entweder (wenn er ein Weiser ist) zur Übung oder (wenn er ein Fortschreitender ist) zur Besserung. (Ergänze aus dem Syllogismus als Obersatz: Was übt oder bessert, ist gut.) Folglich ist das Mißgeschick, welches den Guten trifft, gut. (Episyllogismus.) — Vgl. Ueberweg, System der Logik, § 124.

Epoché (gr. ἐποχή) heißt die Enthaltung vom Urteil. Diese Zurückhaltung forderten die Skeptiker, Epikureer und Anhänger des Arkesilaos vom Weisen. — Vgl. Akatalepsie, Aphasie. — Epóche (dasselbe Wort, aber zum Lehnwort geworden, daher deutsch betont) heißt in der Geschichte ein Haltepunkt, mit welchem ein neuer Abschnitt beginnt, auch ein wichtiger Moment überhaupt. Daher sagt man von bedeutenden Menschen, daß sie Epoche machen. Hieraus hat sich die Bedeutung Zeitabschnitt, Periode entwickelt, die jetzt die vorherrschende ist.

Epos (gr. ἔπος), eigentl. Wort, Rede, Gedicht, heißt die poetische Erzählung von wichtigen vergangenen Begebenheiten, die sich unter Menschen zugetragen haben. Der Dichter selbst tritt im Epos nur insofern, als die Erzählung sein Werk ist und die Worte seine Art und Kunst verraten, hervor, mit seinen eigenen Erlebnissen bleibt er aus seiner Dichtung fort und erzählt die Begebenheiten und Erlebnisse anderer Personen, wie sie sich von selbst gemacht und zugetragen haben. Der Charakter des Epos ist daher mittelbare Darstellung und Objektivität (vgl. Lyrik, Drama). Eingestreute Reflexionen im Epos, die der Dichter unmittelbar selbst gibt, sind unepisch und Stilfehler, die sich allerdings bei höfischen Dichtern des Mittelalters sehr häufig (z. B. bei Wirnt von Gravenberg) und bei Wieland (1733—1813) bis zum Überdruß vorfinden. In den vom Epos dargestellten Begebenheiten erscheint der Mensch zwar handelnd, aber mehr durch die feste Weltordnung gebunden und von der Gesamtheit getragen, als im Drama. Das Menschengeschick ist sein Geschick, er kann es nicht ändern und kämpft dagegen nicht an. Faustnaturen sind keine epischen Helden. Hingegen gehören Achilleus, Hektor, Siegfried, Gestalten, die ihr Geschick erfüllen, ins Epos. Das Bild der Begebenheiten ist im Epos ausführlich gehalten. Es

Digitized by Google

treten viele Personen, Fürsten und ihre Völker, vornehme Führer und ihre Scharen, bedeutende Menschen und ihre Zeitgenossen auf. Die Erzählung durchläuft längere Zeiten und gliedert sich in eine Reihe von Einzelbegebenheiten. Sie verweilt gerne bei den einzelnen Gegenständen. Sie liebt den ruhigen Gang und Fortschritt und erschöpft anschaulich oft das Einzelne, stillhaltend und verweilend, in allen seinen Momenten und Zügen. So ist Breite das Kennzeichen epischen Stils, dagegen straffe Spannung dem Epos fremd. — Die epische Poesie umfaßt ihrem Wesen nach drei Gattungen: a) das eine Idealwelt mit der wirklichen Welt verschmelzende, also zweiweltige, nationale Volksepos (Götter- und Heldenepos), b) das nachahmende, fremde Stoffe verarbeitende zweiweltige oder einweltige Kunstepos (römisches Epos, religiöse Epen des Mittelalters, höfische Epen, Legenden, Märchen) und c) das die Realwelt und den wirklichen Verlauf der Dinge darstellende einweltige moderne Epos (Roman und Novelle). Dagegen kann das philosophische Epos, das eine bestimmte Lebensauffassung gedankenhaft zur Darstellung bringt, wie z. B. Byrons Child Harold oder Hamerlings Ahasver, nur als eine dem Wesen des Epos widersprechende verfehlte Form gelten. — Vgl. W. v. Humboldt, Über Goethes „Hermann und Dorothea". 1799 (verfaßt 1797). Fr. Vischer, Ästhetik. Stuttgart 1857, III, 2, 5, §§ 865—883. Victor Hehn, Über Goethes Hermann und Dorothea. Stuttgart 1893. M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung usw. 5 Bde. Leipzig 1863—1873.

Erblichkeit s. Selektion.

Erdichtung (lat. fictio) heißt im logischen Sinne eine grundlose Voraussetzung, eine unbegründete Hypothese, im moralischen eine Unwahrheit, Lüge, im ästhetischen die Betätigung einer lebhaften und fruchtbaren Phantasie.

Erfahrung s. Empirie.

Erfahrungswissenschaften bilden den Gegensatz zu den Vernunftwissenschaften. Der Gegensatz zeigt sich in den Beispielen der Geschichte und Mathematik; doch ist die Gegenüberstellung im Grunde nicht aufrecht zu erhalten. Auch die Geschichte schöpft aus der menschlichen Vernunft, und die letzten Grundlagen der Mathematik stammen aus der Erfahrung. — Vgl. Geschichte.

Digitized by Google

Erfindung heißt diejenige schöpferische Tätigkeit des Menschen, durch die er etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt, Entdeckung dagegen nur das Auffinden eines Gegenstandes, welcher bereits vorhanden, aber noch unbekannt war. Erfindungen und Entdeckungen sind bisweilen Sache des Zufalls (s. d.), meist aber Ergebnis der Forschung und geistreicher Kombination; doch setzen die Erfindungen stets bestimmte neue Bedürfnisse, die einer Zeit erwachsen, und Höhenstand der Wissenschaft voraus, und die Geschichte der Erfindungen, die zugleich die Geschichte der Steigerung der menschlichen Bedürfnisse wie die Geschichte der Entwicklung der Wissenschaft ist, zeigt eigentümliche Gesetze der Stufenfolge. — Vgl. F. Reuleaux, Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. 9 Bde. 8. Aufl. Leipzig 1889—1893. Feldhaus, Lexikon der Erfindungen und Entdeckungen. Heidelberg 1903.

Erg (von gr. ἔργον = Arbeit, Werk) heißt die Arbeit, die eine Dyne (s. d.) leistet, indem sie einen Körper um 1 cm in ihrer Richtung fortbewegt. Auf der Erde leistet man also beim Heben eines g um 1 cm 980 Erg. Ein Meterkilogramm (mkg) ist gleich 98 000 000 Erg. — Vgl. Maß.

Ergebung heißt in der christlichen Glaubenslehre die auf dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott beruhende Bereitwilligkeit, sich in seine Schickungen zu fügen. Sie unterscheidet sich durch Freudigkeit, Rührigkeit und Einsicht von der den Schmerz fliehenden, einsichtsarmen Ataraxie (Unerschütterlichkeit) der Stoiker, ebenso von der passiven stumpfsinnigen Unterwerfung des Fatalismus, nicht minder von der affektfliehenden, das Persönliche preisgebenden Resignation des Pantheisten und der hoffnungslosen am Gemeinen klebenden Gleichgültigkeit des Materialisten. Schon in Platons „Phaidon“ und in Sophokles' „Oidipous auf Kolónos“ finden sich Spuren dieser Ergebung, deren klassischer Ausdruck Hiobs Wort ist: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Hiob 1, 21. Von der Demut (s. d.) unterscheidet sich die Ergebenheit dadurch, daß jene das Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit, diese die Anerkennung der göttlichen Macht zum Ausgangspunkt hat.

erhaben (eigentl. Partizip v. erheben) heißt in der Ästhetik das Große, insofern es das Gemüt und den Gedanken von den Schranken des Irdischen zum Unendlichen und Ewigen hinführt. Es erscheint als ein anschauliches Unendliches,

Digitized by Google

obgleich es in Wirklichkeit nur ein Begrenztes ist. — Kant (1724—1804, Krit. d. Urteilskraft) nimmt an, daß der erhabene Gegenstand sinnlich nur als ein Begrenztes erscheine, und daß der Gedanke der Unendlichkeit im Gegensatz zu dem Objekte erst von dem urteilenden Menschen gefaßt werde, also nur im Subjekte vorhanden, nicht im Objekte gegeben sei; er sagt: „Erhaben ist, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüts beweiset, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft“ (Kr. d. U., S. 84). Dem Erhabenen schreibt Kant daher eine größere Subjektivität zu als dem Schönen. Schönheit ist Zweckmäßigkeit der Form des Gegenstandes für das Subjekt, Erhabenheit dagegen Zweckmäßigkeit des Subjekts hinsichtlich des Gegenstandes. Das Schöne beruht auf objektiven Verhältnissen des Gegenstandes, das Erhabene läßt sich nicht auf solche objektiven Merkmale zurückführen. Das Schöne ist Gegenstand eines unmittelbaren Wohlgefallens, das Erhabene ruft zunächst durch den sinnlichen Anblick eine Hemmung und dann erst eine stärkere Ergießung der Lebenskräfte hervor, sobald die Vernunftidee in uns rege wird. — Aber die Kantische Definition, die sich auch Schiller und Schopenhauer im wesentlichen angeeignet haben, widerspricht dem tatsächlichen Vorgang. Der angeschaute Gegenstand wird durch seine Größe oder Kraft unmittelbar Bild und Symbol des Unendlichen, und das Gefühl des Erhabenen ist einheitlich und schließt nicht im zeitlichen Prozeß und Wechsel den Widerstreit der Lust und Unlust in sich ein, sondern führt unmittelbar eine Spannung und Kraftsteigerung herbei (vgl. Kant, Kritik d. Urteilskraft, S. 73—129 und H. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschland. München 1868, S. 324ff). — Man kann das Erhabene mit Kant in ein mathematisch und ein dynamisch Erhabenes, d. h. in ein Erhabenes der räumlichen und zeitlichen Form und in ein Erhabenes der Kraft einteilen. Das mathematisch Erhabene wirkt durch seine Ausdehnung, das dynamisch Erhabene durch seine Macht. Beispiele des Erhabenen sind der Sternenhimmel, die Wüste, hohe Felsen, das Meer, der Sturm. Am erhabensten erscheint uns der sittliche Charakter, welcher über die Macht des Schicksals triumphiert, selbst wenn er leiblich untergeht. Kant nennt zwei Dinge, die vor allem den Eindruck der Erhabenheit hervorbringen, den bestirnten Himmel über uns und das Sittengesetz in uns: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht,

Digitized by Google

je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir (Kr. d. pr. V., S. 288). Bekannt ist der Ausspruch Napoleons I: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt" (Du sublime au ridicule il n'y a qu' un pas. Dez. 1812). Im Mittelalter war der Sinn für das Erhabene noch wenig entwickelt. Walthers Dichtung kennt nur das Liebliche in der Natur. Erst in der Neuzeit ist seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts der Sinn für das Erhabene erwacht. Haller ist der erste Dichter, der die Erhabenheit der Alpenwelt preist. — Vgl. Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Königsberg 1764. Schiller, Vom Erhabenen. 1792/93. Über das Pathetische. 1793. Über das Erhabene. 1801. B. C. Engel, Schiller als Denker. Berlin 1908 (III, 4). Lipps, Ästhetik. Psychologie des Schönen und der Kunst. Hamburg und Leipzig 1903 ff. Bd. II. R. Zimmermann, Ästhetik. 1865. Fr. Th. Vischer, Über das Erhabene und Komische. Stuttgart 1837.

Erhaltung s. Energie.

Erinnerung heißt nach der Auffassung der Vermögenspsychologie die Fähigkeit des Geistes, Vorstellungen, die früher einmal in der Seele gewesen sind, zu erneuern und wiederzuerkennen, ohne daß der Gegenstand selbst in Wirklichkeit vor unsere Sinne tritt. Vom Gedächtnis unterscheidet sich die Erinnerung dadurch, daß jenes die Fähigkeit zur unwillkürlichen, unmittelbaren, diese die Fähigkeit zur absichtlichen, mittelbaren Reproduktion und Wiedererkennung früherer Vorstellungen, jenes mehr passiv, diese mehr aktiv ist. Was die Erinnerung reproduziert, bringt sie als persönliches Erlebnis, während das Gedächtnis Fremdes bewahrt. Schon Platon und Aristoteles machten diesen Unterschied (*μνήμη* und *ἀνάμνησις*). Die Erinnerungsbilder sind im Vergleich zu den ursprünglichen Bildern vielfach unvollständig und lückenhaft, andrerseits aber auch durch Zusätze und subjektive Auffassung bereichert und verändert. — Die Erinnerungsvorgänge gehören nach der neueren Psychologie zu den sukzessiven Assoziationen. Sie beruhen auf sukzessiven Wiedererkennungs- und Erkennungsvorgängen. Der Akt der Auffassung und der Akt der Wiedererkennung ist bei der Erinnerung dadurch um eine gewisse Zeit voneinander getrennt, daß eine sofortige simultane Assoziation zwischen dem reproduzierenden Vorgang und dem repro-

Digitized by Google

duzierten bestimmter Hindernisse wegen nicht stattfinden kann. Werden nämlich bei einem Wiedererkennungsvorgange die Hindernisse sofortiger Assoziation so groß, daß die der neueren Wahrnehmung widerstreitenden Vorstellungselemente sich zu einem besonderen Vorstellungsbilde vereinigen, das direkt auf einen früheren Eindruck bezogen wird, so wird der einfache Wiedererkennungsakt zu einem Erinnerungsvorgang. Die auf diese Weise zur Apperzeption gelangende Vorstellung heißt eine Erinnerungsvorstellung oder ein Erinnerungsbild. In dem Erinnerungsbilde nimmt also der reproduzierende Eindruck nur eine untergeordnete Stellung ein, während die von ihm mehr oder minder abweichenden früheren Eindrücke in ihm vorherrschen und das Erinnerungsbild zu einem reproduktiven machen. Die Rückbeziehung der Erinnerungsvorstellung auf frühere Eindrücke ist von einem eigentümlichen Gefühl, dem auf Gleichheits- und Berührungsbeziehungen beruhenden Erinnerungsgefühl begleitet, das dem Bekanntheitsgefühl verwandt ist, aber von ihm infolge der großen Zahl dunkel bewußter Komplikationen, die sich an das Auftreten des Erinnerungsbildes anschließt, abweicht. Bei der verwickelten Art der Erinnerungsvorgänge ist es natürlich, daß diese nicht wie die Vermögenspsychologie angenommen hat, treue und nur schwächere Abbilder der Sinneswahrnehmung, sondern vielmehr unvollständige Abbilder liefern, die aber bei den einzelnen Menschen große individuelle Verschiedenheiten zeigen und es gestatten, richtig verstanden, von einer mehr oder weniger treuen, umfassenden, leichten, von Raum-, Zeit-, Wort-Erinnerung usw. zu reden. — Vgl. Assoziation, Reproduktion, Gedächtnis. — Jean Paul, Levana, § 141 ff. Ebbinghaus, Psychologie in Hinnebergs Kultur d. Gegenwart. I, VI, S. 216. Wundt, Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 16 b, 18—22, S. 293—307. Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl., Leipzig 1903, Bd. III, S. 112 ff, S. 513 ff.

Eristik (gr. *ἐριστική* sc. *τέχνη*) heißt die Streit-, Disputierkunst. Eristiker hießen die Megariker, d. h. die Anhänger des Eukleides von Megara, eines Schülers des Sokrates († 399 v. Chr.), wegen ihrer Neigung zum Streiten. Eukleides von Megara stellte die Lehre auf, daß das Gute eins sei trotz verschiedener Namen (*ἓν τὸ ἀγαθὸν ἀπεφαίνετο πολλοῖς ὀνόμασι καλούμενον* Diog. Laert. II, § 106). Er verband also die eleatische Lehre mit der sokratischen und beharrte somit

Digitized by Google

auf einem Prinzip, das keiner reicheren Entwicklung fähig, aber zum Ausgange für eine vielseitige Polemik geeignet war. Eristisch heißt streitsüchtig. — Vgl. Dialektik, dialektische Schule.

Erkenntlichkeit heißt die Bereitwilligkeit, die uns erwiesenen Wohltaten als solche anzuerkennen und dies durch die Tat zu beweisen, während Dankbarkeit mehr nur den Gemütszustand ausdrückt, in welchem man der genossenen Wohltaten gedenkt.

Erkenntnis heißt das Gesamtergebnis der Bewußtseinstätigkeit des Menschen, insoweit wir durch diese Tätigkeit zu der Wirklichkeit in feste Beziehung treten. Der zusammengesetzte Vorgang des Erkennens hat, in seine wichtigsten Stadien zusammengefaßt, folgende erfahrungsmäßige Stufen: durch Nervenreize entstehen die Empfindungen, welche durch Assoziationen verbunden und durch die apperzeptive Tätigkeit, durch die ihnen zugewendete Aufmerksamkeit zu Wahrnehmungen werden. Von den Wahrnehmungen bleiben im Geiste Bilder zurück, die Vorstellungen. Zur Erkenntnis werden die Vorstellungen dadurch, daß unser Geist die festen Beziehungen zwischen Vorstellungen und vorgestellten Gegenständen herausfindet und in Urteilen ausspricht. Die einzelnen Vorstellungen verbinden sich ebenso wie die Empfindungen assoziativ und apperzeptiv miteinander, werden zu Begriffen gestaltet, indem sie in ihre Merkmale zerlegt und nach den wichtigsten neu zusammengefaßt und in neuen Urteilen vereinigt werden; so wird allmählich eine Verbindung und eine Ordnung des gesamten Bewußtseinsinhalts hergestellt, die uns mit der Wirklichkeit in sicheren Zusammenhang setzt. Die Mittel, die unser Geist bei dieser Arbeit verwendet, sind mannigfach. Er empfängt Eindrücke, gestaltet sie zu Wahrnehmungen, ergänzt die Wahrnehmungen, erneuert die Vorstellungen und gliedert die Bewußtseinsmasse gemäß den Denkgesetzen. Er schafft sich ordnende Kategorien, wie die des Subjektes und Objektes, der Zahl, der Substantialität, der Kausalität und des Zweckes. Daraus bildet er Schlüsse, und vermittelst ihrer beweist er die Wahrheit oder Unwahrheit eines Urteils auf deduktivem oder induktivem Wege. Er bedient sich vor allem des Hilfsmittels der Zeichen und der Sprache. Das Resultat aller dieser Tätigkeit ist nicht, daß sich die Wirklichkeit in uns abspiegelt. Der Bewußtseinsinhalt ist weder die Wirklichkeit selbst noch ihr

Digitized by Google

Abbild, sondern er ist ein seinen eigenen Gesetzen unterworfenes Gebilde; aber unsere Erkenntnis bezieht sich in einer kritisch festzustellenden Weise auf die Wirklichkeit, und das feste Band zwischen beiden ist in der Empfindung und Wahrnehmung gegeben, auf deren Boden die ganze menschliche Erkenntnis fußt. Es ist eine Hauptaufgabe der Philosophie, der sie sich namentlich seit Locke (1632 bis 1704), Hume (1711—1776) und Kant (1724—1804) unterzogen hat, Ursprung, Gesetze, Giltigkeit, Grenzen und Wesen der menschlichen Erkenntnis zu untersuchen. Diese Erkenntnistheorie steht teils zu der Psychologie, teils zu der Logik, teils zu der Metaphysik und teils zu den einzelnen Wissenschaften, wie Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, in naher Beziehung. Descartes (1596—1650), Spinoza (1632—1677), Leibniz (1646—1716) hatten in der neueren Philosophie metaphysische Systeme aus Prinzipien mit Hilfe der konstruktiven Methode der Mathematik aufzustellen versucht. Gegen diese Metaphysik richtete sich kritisch die Erkenntnistheorie Lockes, der den psychischen Ursprung der Vorstellungen aufsuchte, Humes, der den Erkenntniswert der Erfahrung festzustellen unternahm, und Kants, der das Problem am tiefsten und umfassendsten aufgriff und am klarsten auf die Feststellung der objektiven Giltigkeit anschaulicher und begrifflicher Synthesen (synthetischer Sätze a priori) drang. In der Gegenwart ist die Erkenntnistheorie, die Lehre von dem Ursprung und den Grenzen des Erkennens, zu einer kritischen Prüfung aller Wissenschaften, vor allem der Mathematik und Naturwissenschaft in ihren Grundlagen geworden. — Vgl. Locke, An essay concerning human understanding, 1669. Hume, Enquiry concerning human understanding. 1748. Deutsch v. Salzer 1755. Kant, Kritik der reinen Vernunft, 1781. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, 1783. Beneke, Erkenntnislehre, Jena 1820. Drobisch, Logik. 3. Aufl., Leipzig 1863. W. Schuppe, Das menschliche Denken. Berlin 1870. W. Schuppe, Erkenntnistheoretische Logik. Bonn 1878. Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik. 2. Aufl., Berlin 1895. Bergmann, Die Grundprobleme der Logik. 2. Aufl., Berlin 1895. O. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit. 3. Aufl. Straßburg 1900. W. Wundt, Logik. 2 Bde., 3. Aufl., Stuttgart 1906—1907. Sigwart, Logik. 2 Bde., 3. Aufl., Tübingen 1904. Geschichte der

Digitized by Google

Philosophie als Erkenntniskritik. Halle 1909. A. Messer, Einführung in die Erkennntistheorie. Leipzig 1909. Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig 1888—90. Mach, Die Analogie der Empfindungen. 5. Aufl., Jena 1906. Poincaré, La science et l'hypothèse, deutsch von Lindemann, Leipzig 1906. W. Heymans, Die Gesetze und Elemente des wissensch. Denkens. 2 Bde., Leyden 1900—1904. A. Riehl, Der philos. Kritizismus. 2 Bde. Leipzig 1876—1887. Logik und Erkenntnistheorie (system. Philos. von Dilthey, Riehl usw., Leipzig 1907, I, VI, S. 73—102). M. Apel, Die Grundprobleme der Erkenntnistheorie. Berlin 1908. R. Eisler, Einführung in die Erkenntnistheorie. Leipzig 1907. Richert, Der Gegenstand der Erkenntnis. Tübingen 1904. J. Cohn, Voraussetzungen und Ziele des Erkennens. Leipzig 1908. A. H. Lorentz, Ergebnisse und Probleme der Erkenntnistheorie. 2. Aufl., Leipzig 1908. E. Cassirer, Das Erkenntnisproblem. Berlin 1909. L. Nelson, Über das sogenannte Erkenntnisproblem. Göttingen 1908. J. Schultz, Die drei Welten der Erkenntnistheorie. Göttingen 1907. E. Stölzel, Die Behandlung des Erkenntnisproblems bei Platon. Halle 1907. Volkmann, Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturw., 1896. Ziehen, Psycholog. Erkenntnistheorie. 2. Aufl. 1907. O. Caspari, Das Erkenntnisproblem. Hamburg 1909. Uphues, Erkenntnistheoretische Psychologie. Halle 1909. P. Schwartzkopff, Das Wesen der Erkenntnis. Heidelberg 1909. G. Hörring, Einführung in d. Erkenntnistheorie. Leipzig 1909.

Erlaubt ist nach Kant (1724—1804) „die Handlung, die mit der Autonomie des Willens zusammen bestehen kann" (Grundleg. zur Metaph. d. Sitten, 2. Abschnitt); unerlaubt ist die Handlung, die nicht mit der Autonomie des Willens stimmt.

Erlebnis heißt nach Ostwald jeder Inhalt unseres Bewußtseins, insofern er von anderen derartigen Inhalten unterschieden wird. Der Begriff Erlebnis ist nach Ostwald der allgemeinste Begriff, auf den sich die Naturphilosophie stützt.

Ermüdung s. Schlaf.

Ernst bedeutet im Gegensatz zum Scherz die Wahrhaftigkeit einer Aussage und die unmittelbar erreichte Übereinstimmung der Aussage mit ihrem Gegenstande. Im Gegensatz zur Heiterkeit ist Ernst die gehaltene, gemessene,

Digitized by Google

planvolle, schaffende Gemüts- und Willensführung, die aus der Hingabe an die Lebenszwecke und aus der Überzeugung vom Werte des Lebens und der Pflicht der Arbeit entspringt. Ein ernsthafter Charakter läßt sich mithin durch momentane Eindrücke und Täuschungen über die Wirklichkeit nicht beirren, spielt nicht mit dem Dasein, sondern zeigt Eifer und Stetigkeit in der Verfolgung seiner Absichten und Würde im äußeren Auftreten. Goethe erbte von seinem Vater „Des Lebens ernstes Führen", Schiller urteilt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" uud wußte aus Erfahrung: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born".

Erörterung heißt in der Logik die vielseitige Betrachtung eines Gegenstandes oder Begriffs ohne die strengere, erschöpfende Form der Definition. — Vgl. Beschreibung, Entwicklung, Definition, Deklaration.

Eros s. Liebe.

Erotematisch (gr. *ἐρωτηματικός* = in Fragen vorgetragen) heißt in Frageform. Man nennt erotematisch die Lehrform eines Unterrichts, bei dem der Unterrichtende fragt und der Unterrichtete antwortet. Den Gegensatz zur erotematischen Lehrform bildet die akroamatische (zum Anhören eingerichtete, vortragende), bei der nur der Unterrichtende vorträgt und der Unterrichtete lediglich zuhört. Die erotematische Lehrform hat ihre Vorzüge darin, daß sie einen anregenden geistigen Austausch zwischen dem Lehrenden und dem Lernenden schafft und den Lehrer befähigt, sich in die Denkweise des Schülers hineinzufinden und sie individuell zu behandeln, den Schüler zwingt, sich zu betätigen und ihm Lust an der Arbeit und die Freude des eigenen Findens bereitet. Sie ist aber nur da anwendbar, wo bei dem Schüler ein bestimmtes Maß von Wissen schon vorauszusetzen ist. — Vgl. Frage.

Erregbarkeit (Irritabilität) heißt in der Physiologie die Fähigkeit des tierischen Organismus, auf Reize von außen oder innen durch Empfindung und Bewegung zu antworten (reagieren). Die Erregbarkeit ist gebunden an die Nerven, von denen die Wirkung auf die Muskeln übergeht. Jede äußere Einwirkung auf Nervenelemente, die deren Funktion irgendwie anregt oder fördert, also jeder Reiz hat entweder seinen Sitz in den die Nervenelemente umgebenden Geweben oder Organen, oder entsteht aus physikalischen oder chemischen Einwirkungen,

Digitized by Google

die von der den Organismus umgebenden Außenwelt ausgehen, also in inneren oder äußeren Reizen. Für die durch äußere Reize veranlaßten Vorgänge in den Nervenfasern wird die der Untersuchung zugänglichste Wirkung, die Muskelzuckung, zum Maß der inneren Vorgänge benutzt, und aus experimentellen Untersuchungen ergibt sich, daß der Bewegungsvorgang der Reizung im allgemeinen ein verhältnismäßig langsamer ist und von einem Punkt zum andern ausgelöst wird. Bei jedem Reizungsvorgange machen sich zwei einander entgegengesetzte Wirkungen in der Nervenfaser geltend, erregende, die auf die Erzeugung äußerer Arbeit gerichtet sind und hemmende, welche die freiwerdende Arbeit wieder zu binden streben. Der Verlauf der Reizung zeigt im allgemeinen drei Stadien, das der Unerregtheit, das der wachsenden und dann wieder abnehmenden Erregbarkeit, wobei wiederkehrende Perioden nicht ausgeschlossen sind. Bei allen diesen Vorgängen bleibt der Arbeitsvorrat oder die innere Molekulararbeit der Nerven unverändert, während die positive und negative äußere Molekulararbeit sich beständig ausgleicht. — In der Psychologie hat der Begriff Erregung seinen Platz außerhalb der Psychophysik innerhalb der Lehre von den Gefühlen. Wundt teilt der einen von den drei möglichen Richtungen nach die Gefühle in erregende und beruhigende; die rote Farbe wirkt z. B. erregend, die blaue beruhigend. — Vgl. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908, B. I, S. 105 ff. Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 7, 7, S. 99 ff. — Vgl. Reizbarkeit.

Erscheinung (gr. *φαινόμενον*) heißt ein Gegenstand, sofern er von den Sinnen aufgefaßt wird. Die Erscheinung darf nicht mit dem Schein verwechselt werden, welchem als Täuschung nichts Wirkliches außerhalb unseres Geistes entspricht, während wir die Erscheinung auf ein Wirkliches beziehen. Da die Dinge nicht selbst in unser Bewußtsein eintreten, sondern unser Bewußtsein nur Vorstellungen besitzt, so kann die ganze Welt, in der wir uns bewegen, sofern die Vorstellungen auf Dinge bezogen werden, nur als objektiver Vorstellungsinhalt gelten. Aber als objektiver Inhalt oder als Erscheinung deutet er auf ein Sein hin. Dem Begriff der Erscheinung ist bei Kant der Begriff des Dinges an sich (s. d), d. h. der Begriff des von unseren Sinnen und überhaupt von unserem Bewußtsein unabhängigen Dinges, entgegengesetzt. Kant (1724—1804) definiert Erscheinung als den

Digitized by Google

„unbestimmten Gegenstand einer empirischen Anschauung“ (Kr. d. r. V., S. 20). „Alle äußeren Erscheinungen sind im Raume und nach den Verhältnissen des Raumes a priori bestimmt.“ „Alle Erscheinungen überhaupt, d. i. alle Gegenstände der Sinne sind in der Zeit und stehen notwendiger Weise in Verhältnissen der Zeit“ (Kr. d. r. V., S. 34). Das Hauptresultat der Kantischen in der Kritik der reinen Vernunft gegebenen Erkenntnistheorie ist, daß dasjenige, was nicht Erscheinung ist, kein Gegenstand der Erfahrung sein kann, daß wir also die Dinge nicht erkennen, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen. Hierin besteht Kants Phänomenalismus (Kant, Kr. d. r. V., S. 246). Der Begriff des Dinges an sich als Gegensatz zu dem Begriffe der Erscheinung ist aber kaum in der Kantischen Fassung haltbar; denn wir kommen mit Begriffen nie über unser Bewußtsein hinaus. Die Scheidung des Subjektes und Objektes muß vielmehr immer innerhalb des Bewußtseins vollzogen werden. — Im Gegensatz zu den Erscheinungen heißen Gegenstände, sofern sie nur begrifflich aufgefaßt sind, Nooumena. — Die erste Unterscheidung der Erkenntnis durch die Sinne und der Erkenntnis durch den Verstand, verbunden mit der Mahnung, nicht dieser, sondern nur jener zu vertrauen, rührt im Altertum von dem Eleaten Parmenides (5. Jahrhundert v. Chr.) her: „Laß nicht in solcherlei Bahn von der Macht der Gewohnheit dich drängen, spielen zu lassen den schweifenden Blick und den Schall des Gehöres und den Geschmack. Der Verstand erfülle allein die Entscheidung“ (33ff). An die Eleaten anknüpfend, scheidet dann Platon (427—347) schärfer zwischen sinnlicher und begrifflicher Erkenntnis und gründet das Wissen nur auf die letztere In der neueren Philosophie ist dieselbe Unterscheidung von Leibniz (1646—1716) aufgenommen, der die Erscheinung für die verworrene Vorstellung eines Dinges an sich ansieht, und von Kant (1724—1804) weitergeführt und kritisch dahin berichtigt worden, daß er den Begriff der Verworrenheit gänzlich von dem Begriff der Erscheinung trennte. Die moderne Naturwissenschaft und mit ihr die realistische Philosophie geht mit Kant von der Überzeugung aus, daß die sinnliche Erscheinung in gesetzmäßiger Weise dem wahren Sein entspricht, insoweit von jener auf dieses geschlossen werden kann. — In einem anderen Sinne heißt Erscheinung s. v. w. Vision, Illusion oder Halluzination (s. d.). — Vgl. an sich, Ding an sich, Phänomen, Phä-

Digitized by Google

nomenalismus, Nooumenon. — Uphues, Kant und seine Vorgänger. Berlin 1906.

Erschleichung (lat. subreptio) heißt jeder versteckte Beweisfehler, sofern der Hinblick auf das gewünschte Resultat zu ihm verleitet, ferner die beweislose Aufnahme eines durch die Grundannahmen nicht mitgegebenen Begriffs in ein System. Diesem Fehler sind alle Systematiker ausgesetzt, die aus einem oder wenigen Prinzipien ihr ganzes System ableiten wollen, ohne daß das Besondere, welches unter jenes Allgemeine zu subsumieren ist, anderweitig, sei es empirisch, sei es hypothetisch, hinzugenommen wird. Insbesondere hat die rationalistische Methode nie zum Aufbau eines Systems genügt, und alle Rationalisten haben unbewußte Erschleichungen, Entlehnungen aus der Erfahrung nötig gehabt. Aus dem Begriffe der Substanz läßt sich z. B. nie ohne Zuhilfenahme der Erfahrung der Gegensatz von Ausdehnung und Denken, aus dem Begriffe der Anschauung nie der Gegensatz von Raum und Zeit, aus dem Begriffe der transscendentalen synthetischen Einheit der Apperzeption nie die Kategorientafel im einzelnen ohne Erschleichung ableiten. — Vgl. Petitio principii.

Erwartung heißt derjenige Zustand, der in uns entsteht, wenn durch sich uns aufdrängende Vorstellungen künftiger Ereignisse unsere Aufmerksamkeit erregt ist und wir in Unruhe versetzt sind. Je nach der Klarheit der künftigen Vorstellung ist die Erwartung bestimmt oder unbestimmt; je nach der Art der Unruhe, die lustvoll oder peinvoll sein kann, heißt sie Hoffnung oder Furcht; nach dem Grade seiner Bildung erwartet der Mensch weniger oder mehr; daher die größere Ungeduld ungebildeter Menschen bei unliebsamen Verzögerungen. Die Erregung und Befriedigung von Erwartungen bringt in unser Leben einen angenehmen Rhythmus; wer nichts mehr zu erwarten hat, wird leicht lebensüberdrüssig. Je bestimmter die Erwartung wird, desto ungeduldiger werden wir; daher erscheint der Rhythmus des Lebens mit dessen Fortschritt beschleunigt. Was und wie man erwartet, hängt von des Menschen Individualität, Erziehung und Beruf ab. Dringende Erwartung verfälscht oft unser Urteil. Man hält für möglich, ja notwendig, was man erwartet. Getäuschte Erwartung verwandelt oft Angenehmes in Unangenehmes, Gleichgültiges in Verabscheutes. Das Kind erwacht, wenn die Wärterin aufhört zu singen, der Müller, wenn seine Mühle plötzlich stillsteht. Mancher ästhe-

Digitized by Google

tische Genuß beruht auf dem Wechsel von Befriedigungen und Enttäuschungen, z. B. bei musikalischen Variationen, bei der Fuge, beim Roman. Aus unbestimmten Erwartungen entspringt die Langeweile (s. d.). Die Ungeduld der Erwartung spricht sich meist durch Instinktbewegungen aus, die ebenso zwecklos sind wie die auf- und abwogenden Vorstellungen, z. B. Trommeln, Schaukeln, Hin- und Hergehn u. dgl. — Vgl. Aufmerksamkeit. — Wundt, Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 11, 4—5, S. 176 ff. Grundz. d. physiol. Psychol. Bd. III, 5. Aufl., Leipzig 1903, S. 306 f, S. 346 ff, S. 536 f. Dyroff, Einführung in d. Psychol. Leipzig 1908, S. 98, S. 122.

Erziehung heißt die Erhebung der Jugend zur Höhe der Kulturstufe, auf der sie im Leben stehn soll, ihre Ausbildung zu einem sittlichen Können und Wollen, durch das sie zum Verständnis, zur Fortführung und zur Ergänzung der von den älteren Generationen überkommenen Aufgaben des Kulturlebens befähigt wird. Die Voraussetzung der Erziehung sind bildungsfähige heranwachsende Individuen, ihre Mittel der gesamte Kulturinhalt einer Zeit, ihr Ziel die ethisch-kulturelle Befähigung der Erwachsenen. Die mehr eine Kunstlehre als eine reine Theorie bildende Wissenschaft, welche sich mit den Fragen der Erziehung beschäftigt, heißt Pädagogik; sie gründet sich auf die Anthropologie (Physiologie und Psychologie), Ethik und die gesamte Wissenschaft und alle Beziehungen des Lebens. Da niemand an den Kulturaufgaben seiner Zeit mitarbeiten kann, wenn er sie nicht kennt, so gehört zur Erziehung der Unterricht, welcher den Zögling mit bestimmten Kenntnissen und Ideen zu erfüllen hat; hierdurch allein wird der Zögling in die fruchtbare Beziehung zur Außenwelt und den Mitmenschen gestellt. Doch dürfen die Kenntnisse und im besonderen einseitige Wissenskreise wie der mathematisch-naturwissenschaftliche oder der historisch-sprachliche nicht zum alleinigen Gegenstand der Erziehung gemacht werden, wie diejenigen wollen, welche die praktische Vorbereitung für einen Beruf mit Erziehung verwechseln. Vielmehr hat die Erziehung zugleich die Bedingungen zu berücksichtigen, unter denen ein sittlicher Charakter entstehn und sich befestigen kann. Auch jeder Standeserziehung haftet eine Enge und Beschränktheit an, die ihren Wert auf ein niederes Niveau herabsetzt. Ohne eine gewisse Weite und Allgemeinheit ist keine wahre Erziehung denkbar. Sie muß

Digitized by Google

sich auf Körper und Geist, Intellekt und Willen richten, und sie erfolgt, indem in die natürliche Anlage (Temperament, Konstitution, Triebleben und Geistesgaben) der Einfluß der Umgebung, in welcher ein Mensch aufwächst, die Lebensordnung, das fremde Beispiel, die Gewöhnung, der Umgang und die eigene Erfahrung eingreifen. Zu diesen Faktoren kommt die Zucht hinzu, welche teils abhaltend (negativ, Regierung), teils fördernd (positiv, Zucht im engeren Sinne) wirkt, und der bildende, erziehliche Unterricht, der die Jugend mit den Kulturaufgaben bekannt macht und ihr die innere Einheit des Wesens zu verleihen sucht, welche die Voraussetzung nützlicher Tätigkeit, helfender Förderung der Kulturzwecke der Menschheit und des eigenen Glückes ist. Möglich ist es, bei der Erziehung mehr die Ausbildung des Individuums oder mehr die Eingewöhnung in die Lebensgemeinschaft der Menschen ins Auge zu fassen und so mehr die Idee einer Individualpädagogik zu verfolgen, wie dies z. B. Rousseau und Herbart getan haben, oder eine Sozialpädagogik durchzuführen, wie dies z. B. Platon, Fichte, Natorp u. a. gefordert haben. Abzuweisen ist nach Münch aller Individualismus, der mit dem Egoismus sich nahe verwandt erweist, aber auch solcher Sozialismus, der nicht die individuellen Kräfte in ihrer Eigenart und Abstufung sich entwickeln lassen will. Denn nur durch wohlentwickelte und differenzierte Individuen kann auch die Gesellschaft als solche sich ein wertvolles Leben sichern. — Jedes Volk hat seine eigene Art der Jugenderziehung ausgebildet. Auf die Erziehung haben außer den Schulmännern, Gelehrten und Theologen (Erasmus, Luther, Trotzendorf, Sturm, Neander, Ratichius, Comenius, Fénelon, Francke, Basedow, Hecker, Campe, Salzmann, v. Rochow, Pestalozzi, Fröbel usw.) die Philosophen und führenden Geister stets ihr Augenmerk gerichtet, im Altertum besonders Platon, Quintilianus, in neuerer Zeit Montaigne, Locke, Rousseau, Herder, Kant, Fichte, W. v. Humboldt, Herbart, Hegel, Schleiermacher, Beneke, Rosenkranz u. a. m. Auch Goethe behandelt pädagogische Fragen in Wilhelm Meisters Wanderjahren, Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, Jean Paul (1763—1825) in der Levana usw. — Vgl. Psychologie, Ethik. — Waitz, Allgemeine Pädagogik. 3. Aufl., Braunschw. 1852. Strümpell, Psychologische Pädagogik. Leipzig 1880. Ziller, Allgem. Pädagogik. 2. Aufl., Leipzig 1884. K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung. 5 Bde. in 10 Teilen. Stuttgart 1884

Digitized by Google

bis 1902. Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland. 1895. 12. Aufl. 1906. Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik. München 1895. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. Langensalza 1900 ff. Letourneau, L'évolution de l'éducation dans les diverses races humaines. Paris 1898. R. Lehmann, Erziehung und Erzieher. Berlin 1901. Die großen Erzieher. Berlin 1907 ff. (Münch, Levana; Willmann, Aristoteles; Heubaum, Pestalozzi). Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München 1902 ff. Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? 5. Aufl., Berlin 1904. A. Biese, Pädagogik und Poesie. 2. Aufl. Berlin 1908. Neue Folge. Berlin 1905. W. Münch, Pädagogik (Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 313—348). P. Natorp, Philosophie und Pädagogik. Marburg 1908. A. Stößner, Lehrbuch der pädagogischen Psychologie. Leipzig 1909. Fr. W. Förster, Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen. Berlin 1909. W. Münch, Kultur und Erziehung. München 1909. P. Natorp, Sozialpädagogik. Stuttgart 1909. Voigt, Das Erziehungsideal in Fichtes Reden an d. deutsche Nation. Gotha 1909. E. Dürr, Einführung in die Pädagogik. Leipzig 1910. G. Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Leipzig 1910.

esoterisch (gr. ἐσωτερικός = innerlich) heißt für Eingeweihte bestimmt. Sein Gegensatz ist exoterisch (allgemeinverständlich, s. d.). Die beiden Begriffe gelten zunächst von den Schriften des Aristoteles (384—322), die teilweise streng wissenschaftlich, teilweise populär waren. — Vgl akroamatisch.

Ethik (gr. τὰ ἠθικά von τὸ ἦθος = Sitte, Gesinnungsart) oder Moralphilosophie (lat. pars philosophiae moralis) oder praktische Philosophie oder Sittenlehre heißt die Wissenschaft vom Sittlich-Guten und -Bösen. Auf historischer, anthropologischer, psychologischer und metaphysischer Grundlage untersucht die Ethik, soweit sie als philosophische Wissenschaft angesehen werden kann und nicht lediglich religiösen oder mystischen Ursprungs ist, das Wollen und Handeln des Menschen, und ihre Entwicklung hat, nachdem sie im Altertum durch Sokrates (469—399) und Platon (427—347) geschaffen war, mit den übrigen Teilen der Philosophie, namentlich mit der Metaphysik, gleichen Schritt gehalten. Die verschiedenen Auffassungen des Sittlich-Guten und -Bösen entsprechen daher den

Digitized by Google

verschiedenen metaphysischen Standpunkten. Eine naturalistische (empiristische), alle Metaphysik von sich weisende, oder auf dem Boden des metaphysischen Realismus stehende Ethik läßt das Streben des Menschen ausschließlich durch seine natürlichen Bedürfnisse, Triebe und Anlagen bestimmt sein. Sie berechnet den Wert der einzelnen Handlungen nach dem Maße der Lust, der Lebensbetätigung, des Nutzens, den diese dem einzelnen oder der Gesellschaft bringen. Sie hat als Hedonismus (Lustlehre), Eudämonismus (Glückseligkeitslehre, s. d.) und Utilitarismus (Nützlichkeitslehre) ihre reiche Entfaltung gefunden, und sie erklärt die menschlichen Handlungen mehr, als sie ihren Gang zu beeinflussen strebt. Ihre Gesetze sind im Kern Naturgesetze, nicht Imperative, und setzen für den Begriff der Verbindlichkeit den der Naturnotwendigkeit. Sie hat ihre Vertreter im Altertum und in der Neuzeit, in Sokrates, in den Kyrenaikern (Aristippos), in Aristoteles, den Epikureern, Gassendi, Hobbes, Leibniz, den Encyklopädisten, Feuerbach und namentlich in England (Bentham, Stuart Mill, Spencer usw.) gefunden. Sie hat sowohl eine Güter- als auch eine Tugendlehre ausgebildet. — Demgegenüber hat sich eine idealistische (rationalistische) Ethik gebildet, welche die Antriebe des Handelns in der Vernunft und in der Gesinnung des Menschen sucht und diese als Pflichten den natürlichen Trieben und Bedürfnissen des Lebens entgegenstellt und normativ oder imperativisch (als Pflichtenlehre) die Einschränkung der Natur durch die Vernunft verlangt. Sie ist entweder rein formalistisch, wo das Urteil über Gut und Böse nur von der Art, wie die Bestimmung des Willens erfolgt, abhängig gemacht wird (so bei den deutschen Aufklärungsphilosophen [Vollkommenheitsideal], Kant [kategorischer Imperativ], Fichte [Ideal der Selbstbestimmung] und Herbart [einfache, absolut gefallende Willensverhältnisse]), oder teleologisch, wo der Inhalt und Zweck der Handlung mit in Rechnung gezogen ist (so bei Platon, im Christentum, im nachkantischen Idealismus). Innerhalb der idealistischen Ethik ist, abgesehen von den Gegensätzen der individualistischen und der sozialen Ethik, der intellektualistischen und voluntaristischen Ethik, durch die Stellung, in welche der Wille zum Kausalitätsgesetz gebracht wird, der Gegensatz des Determinismus (s. d.) und Indeterminismus entstanden, aber für beide, so weit sie idealistisch sind, ist das Sittengesetz dem Naturgesetz

Digitized by Google

entgegengesetzt. Abseits von aller übrigen idealistischen Ethik steht die negativ-pessimistisch-quietistische und atheistische Ethik Schopenhauers mit ihrer indischen Verneinung des Willens zum Leben. — Die dritte Richtung der Ethik beruht auf der absoluten oder Identitätsphilosophie. In ihr kann von einer Bevorzugung des Natürlichen oder der Vernunft keine Rede sein. Sitten- und Naturgesetz müssen innerlich verwandt und im Wesen eins sein. Die Scheidung von Gut und Böse verliert in ihr meist die Schärfe. Als unfertiger, dualistisch gehaltener Vorläufer dieser Ethik kann im Altertum die aus dem Kynismus hervorgegangene, Güter- und Pflichtenlehre vereinigende stoische Ethik gelten, die einerseits naturgemäßes, andrerseits vernunftgemäßes Handeln und die Überwindung der Affekte forderte, und deren Nachwirkung noch bei Descartes zu verspüren ist. Ihr erster klarer Vertreter in der Neuzeit ist Spinoza gewesen, der das Sittliche in der Ablenkung vom Einzelnen zum Zusammenhang des Ganzen, vom Vergänglichen zum Ewigen (sub specie aeternitatis), vom Modus zur Substanz, von den passiven Affekten zu den tätigen suchte, aber die sittliche Tätigkeit (wie Sokrates, Platon, Aristoteles) wesentlich als intellektuellen Vorgang auffaßte und das höchste ethische Prinzip in der intellektuellen Liebe zu Gott (amor intellectualis dei) suchte. Ein zweiter Vertreter dieser ethischen Richtung ist Goethe, der im wesentlichen das Ethische aus der Entwicklung des Einzelnen auf Grund der angeborenen Individualität fand und in den Gesetzen der Sittlichkeit eine Realität und den Ausdruck der normalen Bedingungen individueller und gesellschaftlicher Entwicklung sah. Rein-Menschliches ist ihm zugleich Sittliches, und Sittliches ein Hauptteil der menschlichen Natur. Auch Schleiermacher, der in der Ethik die Güter-, Pflichten- und Tugendlehre zu vereinigen suchte, strebte einen Ausgleich zwischen Natur- und Sittengesetz an. Besondere Wege geht dagegen die Ethik v. Hartmanns mit ihrer pessimistischen Erlösung des Absoluten vom Dasein und ihrem optimistischen Gegenzug der Steigerung der Intelligenz und Kultur zur Erreichung des negativen Ziels. Und die neueste sogenannte Ethik, die Ethik Nietzsches mit ihrer Massenverachtung, ihrem Willen zur Macht, ihrer Herrenmoral, ihrem Zukunftsbild des Übermenschen, ihrer blonden Bestie ist wohl nicht, wie sie es zu sein vorgibt, eine Umwertung aller Werte, sondern eine Aufhebung

Digitized by Google

der sittlichen Werte, eine Ersetzung der Moral durch Gewalt, ein Zusammenbruch der Ethik überhaupt. Jenseits von Gut und Böse beginnt keine neue Ethik, sondern hört die Ethik einfach auf. —

Allen diesen Richtungen der Ethik gegenüber bahnt sich eine von metaphysischen Prinzipien freie, auf empirischer Grundlage und exakter Forschung beruhende, Entwicklungslehre und Soziologie berücksichtigende Ethik neuerdings an, die, wie es schon Platon, Aristoteles, Hegel und andere anerkannt haben, alle Gebiete des Handelns und der individuellen wie sozialen Betätigung der Menschheit, besonders auch die der Sprache, der Religion, des Rechts-, Staats- und Gesellschaftslebens zu umfassen strebt. Sie hat richtig erkannt, daß nur durch die vollständige und gründliche Berücksichtigung aller Erscheinungen und Entwicklungsstufen des sittlichen Lebens die Aufgabe der Ethik gelöst werden kann. Sie muß freilich als normative Wissenschaft zur Aufstellung allgemeiner Postulate des Willens schreiten, tut dies aber erst auf Grund der in der Kulturgeschichte vorliegenden tatsächlichen Verhältnisse. Diese Ethik dürfte die wissenschaftliche Ethik der Zukunft werden. Sie bewahrt in ihrem normativen Teile manches vom größten deutschen Ethiker Kant, bricht aber mit dessen einseitigem und unhaltbarem Rationalismus in der philosophischen Methode. — Vgl. Eudämonismus, Determinismus, Freiheit. — Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Riga 1788. J. G. Fichte, System d. Sittenlehre. 1798. Schleiermacher, Kritik d. bisherigen Sittenlehre. 1808. Stäudlin, Gesch. der Moralphilos. 1823. Ed. v. Hartmann, Phänomenol. d. sittl. Bewußtseins. Berlin 1880. Laas, Idealistische und positivistische Ethik. Berlin 1882. Jodl, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. 2 Bde. Stuttgart 1882/89. Koestlin, Gesch. der Ethik I. Bd. Tübingen 1887. Wundt, Ethik. 3. Aufl. 2 Bde. Stuttg. 1903. Fr. Paulsen, System der Ethik. 2 Bde. 6. Aufl. Berlin 1903. Ethik (Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 282 bis 312.) Th. Achelis, Ethik. 3. Aufl., Leipzig 1903. Hensel, Die Hauptprobleme der Ethik. 1903. Lipps, Die ethisch. Grundfragen. 1905. Max Wundt, Geschichte d. griechischen Ethik Bd. I. Leipzig 1908. W. Fränkel, Grundriß der Ethik. Gießen 1908. E. Becher, Die Grundlagen der Ethik. Köln 1908. P. C. Franz, Idealistische Sittenlehre. Leipz. 1909. Ben Crote, Filosofia della pratica. Economia ed etica. Bari 1909. E. Dürr, Grundzüge d. Ethik. Heidelberg 1909. H. Sidgwick, Die

Digitized by Google

Methode der Ethik. Deutsch v. Bauer. Leipzig 1909. M. Wittmann, Die Grundfragen der Ethik. Kempten 1909. E. v. Hartmann, System der Philosophie VI (Grundriß der ethischen Prinzipienlehre). Sachsa 1909. E. Westermark, The origin and development of the moral ideas. London 1908. W. Herrmann, Ethik. 4. Aufl. Tübingen 1910.

Ethikotheologie oder Moraltheologie heißt nach Kant (1724—1804) der Versuch, aus dem moralischen Zwecke vernünftiger Wesen in der Natur (der nach Kant a priori erkannt werden kann) auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften zu schließen, während die Physikotheologie (s. d.) aus den Zwecken der Natur denselben Schluß zu machen versucht. Kant ist der Überzeugung, daß die Moraltheologie im Gegensatz zur Physikotheologie uns zur Erfassung eines Endzwecks des Daseins der Welt führt. Die Moraltheologie, die eine moralische Teleologie (s. d.) ist, ergänzt also den Mangel der physischen Teleologie und begründet allererst eine Theologie. Kant nennt daher Gottes Dasein ein Postulat der reinen praktischen Vernunft, d. h. etwas, das man aus theoretischen Gründen zwar nicht wissen könne, woran man aber aus praktischen Gründen glauben müsse (Kant, Kr. d. U., § 85, S. 395, § 86, S. 405ff.) — Vgl. Gott.

ethisch (gr. von *ἦθος*, Sitte) heißt sittlich, die Sittenlehre betreffend.

ethisieren heißt sittlich machen, der Ethik gemäß gestalten.

Ethos (gr. *ἦθος*) heißt Sitte, sittliche Gemüts- und Denkungsart, auch Charakter, im Gegensatz zum Pathos, der wechselnden Sinnesart.

Eubiotik (neugeb. vom gr. *εὐβίωτος* = gutlebend) ist ein wenig gebräuchlicher, synonymer Ausdruck für Diätetik (s. d.).

Eubulie (gr. *εὐβουλία*) heißt Klugheit, Einsicht.

Eubulides' Sophisma s. Velatus und Sophisma.

Eudämonie (gr. *εὐδαιμονία*) heißt Glückseligkeit, Wohlbehagen. — Vgl. Glück.

Eudämonismus (gr. *εὐδαιμονισμός*) heißt seit Kant (1724—1804) diejenige Richtung in der Ethik, welche die Glückseligkeit zum letzten Ziel alles Strebens, zum Maßstab des Guten und Schlechten, mithin zum Moralprinzip macht. Eudämonist heißt ein Anhänger dieser Ansicht. Da aber das Glück in sehr verschiedenen Dingen gesucht werden kann, so unterscheidet man gröberen und feineren Eudämonismus, und da als Ziel des Han-

Digitized by Google

delns nicht nur das eigene Wohlbefinden, sondern auch das des Mitmenschen gelten kann, so zweigt sich vom Eudämonismus als besondere Richtung der Utilitarismus (s. d.) ab. Der gröbere Eudämonismus, auch Hedonismus (Lustlehre) genannt, hält den Sinnengenuß für das Höchste. Dieser Ansicht huldigten der Kyrenaiker Aristippos, ein Teil der Epikureer und einige Encyklopädisten, wie Helvetius, Holbach usw. Der feinere Eudämonismus sucht das Glück in der Schmerzlosigkeit, in Macht und Ehre, in Reisen, in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft usw. Dieser Standpunkt wird durch Demokritos, Aristoteles, Epikuros, Leibniz, Strauß und andere vertreten. — Der Eudämonismus hat darin recht, daß er als Tatsache annimmt, daß der Mensch nach Glückseligkeit strebe und daß ein Motiv unseres Wollens die Lust sei. Aber zum ethischen Grundprinzip eignet sich das eudämonistische Prinzip nicht, weil es das Ethische viel zu eng und zu individualistisch bestimmt. Kant (1724—1804) verwarf daher rigoristisch jedes ethische Prinzip, das Rücksicht auf unser Glück nimmt, als unsittlich, und forderte, man solle den Begriff des Guten nur aus dem Pflichtbegriff ableiten. Aber seine Stellung war ebenso einseitig wie die des Eudämonismus und nur eine Konsequenz seines Formalismus in der praktischen Philosophie. Dieser zwang ihn, bei einem nur die Form des Wollens bestimmenden Sittengesetze stehen zu bleiben. Kant spricht es aber selbst klar aus, daß alle materialen praktischen Prinzipien unter das allgemeine Prinzip der Selbstliebe oder der eigenen Glückseligkeit gehören (Kr. d. prakt. V. I, 1, § 3, S. 40). — Vgl. Edm. Pfleiderer, Eudämonismus und Egoismus. Leipzig 1880. Wundt, Ethik. 3. Aufl., Stuttgart 1908.

Euhemerismus (nach Euhemeros um 300 v. Chr. benannt) heißt die Lehre, daß die Verehrung der Götter aus der Apotheose verdienter Männer entstanden sei. Die „heilige Geschichte" (*ἱερὰ ἀναγραφή*) von Euhemeros, in der diese Lehre entwickelt war, ist von Diodoros (V, 42 ff.) benutzt worden und in Fragmenten der lateinischen Übersetzung des Dichters Ennius vorhanden. — Vgl. Block, Euhémère, son livre et sa doctrine. Mons 1876.

Eukolie (gr. *εὐκολία*) heißt Heiterkeit, Zufriedenheit; bei den Stoikern galt sie als Charaktereigenschaft des Weisen Ihr Gegensatz ist Dyskolie, Unzufriedenheit.

Eukrasie (gr. *εὐκρασία*) heißt gute Mischung der Säfte

Digitized by Google

des Körpers, also gute Konstitution, dann glückliches, heiteres Temperament. Ihr Gegenteil ist Dyskrasie.

Euthanasie (gr. *εὐθανασία*) heißt ein leichter, sanfter Tod oder aber die Kunst des Arztes, dem Sterbenden den Tod zu erleichtern. Euthanasie bedeutet auch die Kunst, gut zu sterben, die eine ethisch-ästhetische Forderung des Altertums war. Kant (1724—1804) gebraucht den Ausdruck Euthanasie bezüglich der Moral: „Wenn Eudämonie statt der Eleutheronomie zum Grundsatze aufgestellt wird, so ist die Folge davon Euthanasie aller Moral" (Metaph. d. Sitten. Tl. II, Vorrede, S. IX).

Evidenz (lat. evidentia) heißt überzeugende Darstellung, Gewißheit bringende Deutlichkeit, und bezeichnet die entweder unmittelbar durch Anschauung, wie in der Mathematik, oder mittelbar durch unwiderlegliche Beweisführung, wie in der Philosophie erreichte Gewißheit. — Vgl. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, S. 76ff.

Evolution (franz. évolution) heißt Entwicklung, Fortschritt. Evolutionstheorie heißt daher diejenige Weltauffassung, welche annimmt, daß im Weltall eine gesetzmäßige Entwicklung stattfindet. Ein besonders wichtiger Teil der Entwicklungslehre ist die Abstammungslehre. Man versteht darunter die Lehre von der stufenmäßigen Entwicklung der organischen Natur (vgl. Darwinismus). Herbert Spencer (1820—1903) hat das Evolutionsgesetz zum leitenden Grundgedanken seines gesamten philosophischen Systems gemacht. Das Wesen der Evolution besteht nach seiner Erklärung in einer Vereinigung des Stoffes (integration of matter) und der Ausbreitung der Bewegung (dissipation of motion), wobei der Stoff eine sich steigernde Differenzierung und Gliederung erhält. Der entgegengesetzte Vorgang ist der der Dissolution. Spencer überträgt das Evolutionsgesetz auch von der Natur auf die Seele und auf gesellschaftliche und ethische Verhältnisse der Menschheit. Er wendet es auf die Entstehung der Welten, des Lebens, des Gedankens, der Wissenschaft, Kunst, Zivilisation usw. an, bei den Problemen der Soziologie allerdings nicht ohne Zwang. Als Vorgänger Spencers können Aristoteles, Leibniz, Herder, Hegel u. a. gelten. — Aristoteles lehrte eine teleologische Entwicklung des Weltalls. Leibniz dachte sich die Monaden als eine Stufenfolge. Herder und Hegel wandten den Begriff der Entwicklung auf das Weltganze an und führten ihn in die Geisteswissenschaften ein. Auch E. v. Hartmanns System ist Evolutionsmus. — Vgl. Fortschritt, Darwinismus, Hegelianis-

Digitized by Google

mus, Entwicklung, Entropie, Ektropie. — H. Spencer, System of synthetic philosophy. London 1860ff. Th. Ribot, La psychologie anglaise contemporaine. Paris 1875, S. 160—247. P. Häberlin, Herbert Spencers Grundlagen der Philosophie. Eine kritische Studie. Leipzig 1908. K. Schwarze, Herbert Spencer. Leipzig 1909.

Ewigkeit, das Gegenteil von Zeitlichkeit, Vergänglichkeit, bezeichnet die unendliche Dauer in der Zeit ohne Anfang und ohne Ende. Auch die Zeit selbst wird anfang- und endlos gedacht und als ewig bezeichnet. Die Ewigkeit ist nur ein Denkbegriff. Wir können uns die Ewigkeit nicht anschaulich vorstellen, weil wir nur begrenzte Zeiten überschauen. — Die Ewigkeit der Welt behaupteten die Hylozoisten und die Pantheisten und auch einzelne spekulative Theologen, z. B. Origenes, Schleiermacher, Dorner u. a. Der Begriff der Ewigkeit Gottes ist von dem Begriffe Gottes nicht zu trennen. Faßt man mit Kant die Zeit als bloß subjektive Form der Anschauung, so ist die Ewigkeit soviel als Zeitlosigkeit, das der subjektiven Zeitform entgegengesetzte intelligible Wesen der Dinge. Wundt nennt die (zeitlose) Ewigkeit einen wunderbaren Doppelbegriff, der auf die Unmöglichkeit hinweist, jemals aus unseren Vorstellungen die Zeit zu entfernen (Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 476).

exakt (franz. exact) heißt vollendet, wissenschaftlich genau. Daher nennt man exakte Wissenschaften diejenigen, welche sich nicht mit Spekulationen, Wahrscheinlichkeiten, Hypothesen u. dgl. begnügen, sondern nach mathematisch genau bestimmten und streng bewiesenen Erkenntnissen streben. Da dies nur bei Objekten möglich ist, deren Erkenntnis an meßbare Größenverhältnisse gebunden ist, so ist zunächst nur die Mathematik und deren Anwendung, Physik, Astronomie, Mechanik usw., exakte Wissenschaft. Herbart rechnete auch die Psychologie dazu, war aber nicht imstande, ein Maß für Seelenvorgänge zu schaffen. Dies hat erst in einer gewissen Beschränkung die Psychophysik geschaffen. — Vgl. Maß, psychische Maßmethoden. — K. Frenzel, Über die Grundlagen der exakten Naturwissenschaft. Leipzig u. Wien 1905. W. Wundt, Logik. II. Bd., 3. Aufl., Stuttgart 1907 (Logik der exakten Wissenschaften).

Exaltation (lat. exaltatio, franz. exaltation) s. Depression.

Exhaustionsmethode heißt nlt. die Methode griechischer Mathematiker durch ein- und umbeschriebene Vielecke den Inhalt einer krummlinigen Figur zu erschöpfen. Zuerst scheint

Digitized by Google

sie von Hippokrates v. Chios um 440 v. Chr. für den Beweis, daß Kreisflächen sich wie die Quadrate ihrer Durchmesser verhalten, verwandt worden zu sein. — Vgl. H. Hankel, Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter. Leipzig 1874, S. 122ff.

Existenz (franz. existence) heißt s. v. w. Dasein.

exoterisch (gr. ἐξωτερικός) heißt für Nichteingeweihte bestimmt, populär, volksmäßig. Der Ausdruck wird vor allem von einem Teil der Schriften und Lehren des Aristoteles (384—322) gebraucht. So überliefert Cicero, de fin. V, 5, 12 von Theophrastos und Aristoteles: De summo autem bono quia duo genera librorum sunt, unum populariter scriptum, quod ἐξωτερικόν appellabant, alterum limatius, quod in commentariis reliquerunt, non semper idem dicere videntur. Nach Gellius, Noctes Attic. XX, 5, 2 bezogen sich die exoterischen Schriften des Aristoteles auf die Rhetorik, Topik und Politik (ἐξωτερικά dicebantur, quae ad rhetoricas meditationes facultatemque argutiarum civiliumque rerum notitiam conducebant). — Vgl. Aristot. Polit. VII, 1 p. 1323 a 21. Eth. Nicom. VI, 4 p. 1140 a 1. Eth. Nicom. I, 13 p. 1102 a 26. Metaphys. XII, 1 p. 2076 a 28. Der Gegensatz von exoterisch ist esoterisch (s. d.). — Vgl. akroamatisch.

Experiment (lat. experimentum), Versuch, heißt dasjenige Verfahren des Naturforschers, bei welchem er selbsttätig in den gewöhnlichen Gang der Erscheinungen eingreift und nach seiner Willkür die Naturkräfte unter Bedingungen mit- oder gegeneinander wirken läßt, unter denen sie gerade jetzt nicht oder überhaupt selten oder nie zusammengetroffen wären. Das Experiment verbindet oder trennt Naturkräfte miteinander. Auf der systematischen Verwendung des Experiments beruhen die großen Fortschritte der Naturforschung in der Neuzeit. In den letzten Jahrzehnten ist auch außerhalb der Naturwissenschaften das Experiment vielfach in Anwendung gekommen, so auf dem Gebiete der psychologischen, pädagogischen und ästhetischen Forschung (Weber, Fechner, J. G. Müller, Wundt, Lipps, Stumpf, Meumann usw.). Die alten und vor allem die mittelalterlichen Philosophen unterschätzten die Bedeutung der Experimente; daher blieb ihre Kenntnis der Natur, trotz ihres Scharfsinnes, beschränkt. Erst Bacon von Verulam (1561—1626) wies energisch auf ihre Wichtigkeit in seinem Novum Organon hin. Ihm folgte der gesamte Empirismus. — Vgl. Empirismus. —

Digitized by Google

Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908. B, I, S. 3ff.

Experimentum crucis (lat.) heißt ein entscheidender Versuch. Der Ausdruck stammt von Bacon (1561—1626) her. Auf das experimentum crucis bezieht sich eine der Regeln oder prärogativen Instanzen, die bei der Beurteilung der Tatsachen zum Zweck neuer Entdeckungen zur Anwendung kommen sollen. Bacon äußert sich im Novum Organon, II, Art. 36 so: „Zu den vornehmsten Fällen rechne ich vierzehntens die Fälle des Kreuzes, indem ich dieses Wort von den Kreuzen hernehme, welche an Scheidewegen aufgerichtet sind, um die sich trennenden Wege zu zeigen. Ich nenne solche Fälle auch entscheidende oder Urteilsfälle und manchmal Orakel- oder Gebotsfälle. Es verhält sich mit ihnen folgendermaßen: Oft schwankt der Verstand bei Untersuchung einer Eigenschaft, welche von zweien oder mehreren Eigenschaften er als die Ursache der in Frage befindlichen Eigenschaft ansehen soll, weil gewöhnlich und häufig mehrere Eigenschaften zusammenwirken. Hier zeigen nun diese Kreuzesfälle die zuverlässige und unauflösliche Verbindung einer dieser Eigenschaften mit der in Frage stehenden, während die andere trennbar ist und in ihrer Verbindung wechselt. Dadurch entscheidet sich die Sache, und jene erstere Eigenschaft gilt als die Ursache, die andere wird beseitigt. Deshalb sind solche Fälle sehr aufklärend und von großer Bedeutung; der Lauf der Untersuchung hört mitunter bei ihnen auf, und die Untersuchung ist mit ihnen abgeschlossen."

Experimentum in corpore vili heißt Versuch an einem wertlosen Körper, z. B. eine an einem zum Tode Verurteilten im Interesse der Wissenschaft ausgeführte Operation.

explicite (v. lat. explicitus) heißt entwickelt, auseinandergefaltet. Sein Gegensatz ist implicite, unentwickelt, eingeschlossen.

ex pure (mere) negativis et particularibus nihil sequitur ist eine logische Regel, welche besagt, daß aus rein negativen oder partikulären Prämissen sich kein gültiger Schlußsatz ableiten läßt. — Vgl. Ueberweg, System der Logik, § 106.

Digitized by Google

F.

Fallacien (lat. fallaciae = Täuschungen v. fallo = betrüge, täusche) heißen die formal unrichtigen Schlüsse. Sie sind entweder Fehlschlüsse (Paralogismen), wenn sie auf Irrtum beruhen, oder Trugschlüsse (Sophismen), wenn sie mit der Absicht zu täuschen gebildet sind. — Vgl. Fehlschluß, Trugschluß, Paralogismus, Sophisma.

falsch (mhd. Neubildung aus gifalscôn = fälschen, von mlt. falsicare = fälschen von lat. falsus) heißt das Gegenteil von richtig. Falsch nennt man allgemein das Erfundene, Vorgebliche, dem Tatbestand Widersprechende, mag die Abweichung unabsichtlich (durch Irrtum) oder absichtlich (durch Betrug oder Heuchelei) veranlaßt worden sein. In der Logik heißt Falschheit soviel als Wahrheitswidrigkeit. In der Moral heißt Falschheit die Gesinnung, welche die absichtliche Täuschung des Mitmenschen über die eigene Denkweise durch unwahre Äußerungen um des eigenen Vorteils willen erstrebt.

Familie (vom lat. familia, bei den Römern die Hausgenossenschaft, die sich aus den Kindern, dem Gesinde und den Sklaven zusammensetzt,) heißt jetzt die durch Geschlechtsvereinigung von Mann und Weib gestiftete Gemeinschaft der Eltern und Kinder, welche durch gleiche Interessen, Gefühle und Gesinnungen zusammengehalten wird. Die Familie, besonders wenn sie auf Monogamie beruht, weckt die gegenseitige Liebe bei ihren Angehörigen und das Autoritätsgefühl bei den Kindern; sie führt zur Bändigung der egoistischen Triebe und zur neidlosen Anerkennung der Verdienste der anderen und ist die Grundlage aller Kultur, besonders der Sitte, Religion und der Gesellschaft, des Staates. Durch sie werden die nachhaltigsten Einflüsse auf die heranwachsende Generation unwillkürlich durch die Sitte und absichtlich durch die Erziehung ausgeübt. Die Auflösung des Familienlebens ist daher stets das Symptom allgemeiner sozialer Verderbnis. — Vgl. Ehe. — Riehl, Die Familie. 11. Aufl., Stuttgart 1897. Schmoller, Die Urgeschichte der Familie (Jahrbuch für Gesetzgebung). Leipzig 1899.

Fanatismus (franz. fanatisme, vom lat. fanum, Tempel, eigtl. Glaubensschwärmerei) heißt die leidenschaftliche Begeisterung für etwas Heiliges, ferner ein religiöses, politisches, sozia-

Digitized by Google

les, wissenschaftliches System, eine Kunstrichtung, welche den Menschen zur rücksichtslosen Feindschaft und zu Gewalttätigkeiten gegen Andersdenkende hinreißt. Der Gegensatz zum Fanatismus ist der Indifferentismus; zwischen beiden steht die Toleranz (s. d.).

Farbenblindheit, Dyschromatopsie oder Daltonismus (nach dem Entdecker Dalton 1794 benannt) besteht darin, daß dem damit Behafteten die Empfindungsfähigkeit für alle oder für bestimmte Farben fehlt (z. B. Rotblindheit, Grünblindheit), oder für bestimmte Farben in schwächerem Grade eigen ist, als für andere. Der erste Zustand heißt totale, der zweite partielle, der dritte unvollständige Farbenblindheit. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 6. Aufl., Leipzig 1910, B. II, S. 236 ff. Grundr. d. Psych., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, S. 87 u. 88).

Fatalismus (nlt. v. lat. fatalis = verhängnisvoll) heißt diejenige Ansicht, nach der alle Vorgänge im Weltall und alle Erlebnisse des Menschen durch ein unabwendbares Schicksal vorherbestimmt sind; der Fatalismus glaubt, was auch geschehe, was der Mensch auch tue, möge er gut oder böse handeln, das Verhängte geschehe notwendig, während der Determinismus den menschlichen Willen als mitbestimmend anerkennt. Die fatalistische Ansicht, die gegenwärtig noch vom Islam vertreten wird, ist die Übertreibung der Wahrheit, daß alle Weltprozesse und alle menschlichen Handlungen ursächlich bestimmt sind. In Wirklichkeit besteht ein Zusammenwirken physischer, psychischer und moralischer Gesetze im Entwicklungsgang des Universums und des einzelnen Menschen, mit dem sehr wohl der Besitz eines Freiheitsgefühls seitens des Menschen vereinbar ist, aber es besteht nicht eine blinde und unheimliche Macht, welche vorher die Reihenfolge der Ereignisse festsetzte. Die Folgen des Fatalismus im Islam sind einerseits anfänglich kühner Todesmut und stetiger schneller Aufschwung, andrerseits später Resignation, Erschlaffung und Kulturniedergang gewesen. Zu ähnlichen Auffassungen wie der Fatalismus kann auch der Pantheismus, der das Individuum zu Aktionen oder Modalitäten des All-Einen macht, führen, ebenso der Materialismus und Naturalismus, der die menschlichen Handlungen nur als Resultate physischer Antriebe betrachtet, und dem der Weltlauf nur ein Produkt der Naturgesetze ist. Daher hat auch die stoische Physik, die zugleich pantheistisch und materia-

Digitized by Google

listisch war, die Lehre von einem Fatum (εἱμαρμένη) in sich aufgenommen; aber da sie auch teleologisch war, identifizierte sie das Fatum mit der Vorsehung (πρόνοια). — Vgl. Freiheit, Determinismus, Prädestination, Prädeterminismus, Schicksal. — J. Petersen, Kausalität, Indeterminismus und Fatalismus. München 1909. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 544.

Fechners psycho-physisches Gesetz s. Webersches Gesetz.

Fehlschluß (Paralogismus) heißt ein formal unrichtiger Schluß, der auf einem Irrtum beruht. Er entsteht entweder aus der Mißachtung der für die Schlüsse geltenden Regeln oder aus der Mehrdeutigkeit eines Begriffs, vor allem des Mittelbegriffs. Ein Paralogismus entsteht z. B., wenn in der ersten Schlußfigur (s. d.) ein negativer Untersatz gesetzt oder in der zweiten Figur beide Prämissen affirmativ gewählt oder in der dritten Figur der Schlußsatz zum allgemeinen Urteil gemacht wird oder, wenn versteckterweise statt dreier vier Begriffe in dem Schlusse miteinander verbunden werden (quaternio terminorum). — Vgl. Fallacien, Paralogismus, Trugschluß. — Ueberweg, System der Logik, § 126.

Felapton heißt der zweite Modus der dritten Schlußfigur, in dem der Obersatz allgemein verneint, der Untersatz allgemein bejaht und der Schlußsatz besonders verneint. Seine Form ist: MeP, MaS, SoM, z. B. Kein Rind hat obere Vorderzähne; alle Rinder sind Zweihufer; folglich haben einige Zweihufer keine oberen Vorderzähne.

Ferio heißt der vierte Modus der ersten Schlußfigur, in dem der Obersatz allgemein verneint, der Untersatz besonders bejaht und der Schlußsatz besonders verneint. Seine Form ist: MeP, SiM, SoP, z. B. Kein mittelhochdeutsches männliches Wort erweitert im Plural den Stamm durch die Endung -er; einige neuhochdeutsche Wörter mit der Erweiterungssilbe -er im Plural sind (dem Ursprung nach) mittelhochdeutsche männliche Wörter (z. B. Wald, Geist, Leib); also hatten einige neuhochdeutsche Wörter mit der Erweiterungssilbe er im Plural im Mittelhochdeutschen nicht die Erweiterungssilbe -er (der geist, die geiste; der walt, die walde; der lîp, die lîbe).

Ferison heißt der sechste Modus der dritten Schlußfigur mit derselben Quantität und Qualität wie in Ferio (s. d.). Seine Form ist: MeP, MiS, SoP, z. B. Kein Wiederkäuer (außer dem

Digitized by Google

Kamel) hat obere Vorderzähne; einige Wiederkäuer sind Tiere mit Eckzähnen; also haben einige Tiere mit Eckzähnen keine oberen Vorderzähne.

Fernkraft s. Attraktion, Anziehungskraft, Abstoßungskraft.

Fertigkeit (eigentlich Bereitschaft zur Fahrt, von mhd. vertec, abgel. von vart) heißt die durch Übung erworbene Leichtigkeit in der Ausübung einer Tätigkeit. Kant (1724 bis 1804) definiert: Fertigkeit ist eine Leichtigkeit zu handeln und eine subjektive Vollkommenheit der Willkür (Metaphys. d. Sitten, Teil II, S. 49). — Vgl. Gewohnheit, Übung, Tugend.

Fesapo heißt der vierte Modus der vierten Schlußfigur mit allgemein verneinendem Obersatz, allgemein bejahendem Unter- und besonders verneinendem Schlußsatz. Seine Form ist: PeM, MaS, SoP, z. B. Kein Wesen kann zu nichts zerfallen. Was so zerfällt, ist immer Schein. Manch Schein kann drum nicht Wesen sein. [Den Schein, Freund, meide lieber allen].

Festino heißt der dritte Schlußmodus der zweiten Figur mit allgemein verneinendem Obersatz, besonders bejahendem Untersatz und besonders verneinendem Schlußsatz. Seine Form ist: PeM, SiM, SoP, z. B. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild entfalten"; einige Naturprozesse (z. B. bei der Entstehung der Organismen) führen zu kunstvollen Gebilden. In einigen Naturprozessen verrät sich kein sinnloses Walten roher Kräfte (Ueberweg, Systemder Logik, § 113).

Fetischismus oder Fetismus (von portugies. Feitiço = Zauberei) heißt eine der niedrigsten Stufen der Religion, auf der der Mensch einen sinnlichen Gegenstand, dem er Zauberkraft zuschreibt, unmittelbar zu seinem Gott macht, aber fortwirft, wenn er ihn nicht willfährig findet. Ein glänzender Scherben, eine Pflanze, ein Kunstobjekt ist dem Neger Afrikas nicht Symbol, sondern Talisman, nicht Zeichen für ein Übersinnliches, sondern Träger desselben, ja Gott selbst. Wer jenen zu sich steckt, hat diesen und befreit sich dadurch, wenigstens in einem Punkte, von der Abhängigkeit gegenüber der Natur. Der Fetischismus ist die roheste Art des Polytheismus. — In der Lehre von den Geisteskrankheiten heißt Fetischismus der Zustand krankhafter Erregung, in dem der Anblick einzelner Körperteile oder Kleidungsstücke triebartig den Befallenen zwingt, sich in Besitz dieser Dinge (wie z. B. eines Zopfes, eines Taschentuches usw.) zu setzen. — Vgl. Fr. Schultze,

Digitized by Google

Der Fetischismus. Leipzig 1871. Wundt, Grundriß d. Psychologie, 9. Aufl., Leipzig 1909, § 21, 9, S. 374. G. Wagner, Die heidnischen Kulturregionen und der Fetischismus. Heidelberg 1899. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902, S. 333.

Fiat justitia et pereat mundus (Es walte Gerechtigkeit, mag auch die Welt untergehen, wahrscheinlich ein Ausspruch Kaiser Ferdinands I, 1556—1564) ist ein Satz, den zwar der Richter zu befolgen hat, aber nicht der Mensch allgemein gegen seinen Mitmenschen anwenden kann. Denn höher als die Gerechtigkeit (s. d.) steht die Billigkeit (s. d.), die Liebe (s. d.) und die Gnade (s. d.).

fixe Idee (v. lat. fixus = fest) heißt jede sich uns immer wieder aufdrängende oder festgewurzelte falsche Vorstellung, die keiner Berichtigung zugänglich ist. Sie wurde früher als die Folge einer Art von Geisteskrankheit, welche man Monomanie nannte, angesehen, und hat das Eigentümliche, daß sich um jene fixe Idee alle anderen Gedanken und Bestrebungen gruppieren, ja daß der Kranke ganz logisch daneben denkt und handelt, so daß man ihn so lange für ganz vernünftig hält, als jenes Gebiet nicht berührt wird. Die neuere Psychiatrie führt die fixen Ideen auf eine allgemeine Störung des psychischen Zustandes zurück. Abgesehen von dem Zustand der Geisteskrankheit, können sich aber auch bei gesunden Menschen irrtümliche Ideen durch zufällige Einwirkungen festsetzen, an denen die Person stetig festhält. — Vgl. Kraepelin, Psychiatrie. Leipzig 1909, Bd, I, S. 317.

Folge (von ahd. folgên, mhd. volgen, vielleicht zusammengesetzt aus fola gân = voll gehen, zum Ziel gehen; gr. ἀκολούθησις, lat. consecutio) bedeutet zunächst dasjenige, was nach einem anderen stattfindet; der Begriff der Folge ist also der eines Zeitverhältnisses. Da aber häufig das einer Erscheinung Vorangehende zugleich der Grund oder die Ursache dafür ist, so hat jenes ursprünglich zeitliche Verhältnis eine logische Bedeutung bekommen — aus: „post hoc" ist: „propter hoc" geworden — und zwar die Bedeutung, daß die Folge nun ein Zweites bezeichnet, das nur unter Voraussetzung eines Ersten, des Grundes, denkbar ist. Grund und Folge (ratio und consecutio) sind Korrelate, d. h. etwas ist nur Grund, sofern es Folgen hat, und Folge heißt etwas nur, sofern es in anderem begründet ist. Insofern hat jede Folge etwas Hypo-

Digitized by Google

thetisches, Unbefriedigendes an sich. Aber erst seitdem der Satz vom zureichenden Grunde gefunden und damit die Tragweite der Verhältnisse von Grund und Folge erkannt ist, kann von wissenschaftlicher Erkenntnis die Rede sein. Man scheidet nun ferner im philosophischen Sprachgebrauche Grund und Folge von Ursache und Wirkung. Die ersteren Begriffe bezeichnen ein Denk-, die letzteren ein reales Verhältnis. — Folgerung heißt das, was man aus dem Vorhergehenden ableitet; folgerichtig (konsequent) heißt ein Gedanke oder ein Gedankenprozeß, in dem das Gefolgerte wirklich aus dem als Grund Gesetzten folgt. Ist das nicht der Fall, so nennt man den Schluß folgewidrig. — Vgl. Grund, Ursache, Wirkung.

Form oder Gestalt (aus lat. forma, species, gr. *εἶδος*, *μορφή*) heißt das Gegenteil und Korrelat von Stoff (Materie) oder von Inhalt und bedeutet im allgemeinen die Gesamtheit der bestimmten Zusammensetzungsverhältnisse, in welchen ein Objekt zur Erscheinung kommt. Form ist also überall da, wo ein Ganzes sich aus Teilen zusammensetzt, wo ein Mannigfaltiges zu einem Einheitlichen wird, mag es sich um ein Objekt der Außenwelt, oder um einen psychischen Vorgang handeln. Form ist die Art der Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit, oder wie Kant definiert, „die Art, wie die Bestandstücke eines Wesens in einem Dinge verknüpft sind“ (Kr. d. r. V. S. 266). Am deutlichsten tritt die Form uns in Zahl, Raum und Zeit entgegen. — Der Gegensatz von Stoff und Form beschäftigte die Philosophie zu allen Zeiten. Die ältesten griechischen Naturphilosophen, die Hylozoisten, trennten Stoff und Form noch nicht, erfaßten aber das Dasein wesentlich von der stofflichen Seite (Wasser, Luft). Herakleitos von Ephesos (um 500 vor Chr.) erkannte im Gegensatz zum Stoff (Feuer) zuerst die beständige Formveränderung der Welt. Die Pythagoreer reduzierten das Dasein auf die Form der Zahl. Empedokles (um 490—430) und Anaxagoras (500—428) stellten Stoff und formende Kräfte in Gegensatz zueinander, während die Eleaten in einseitiger Metaphysik, abseits von den übrigen Philosophen, sich nur mit dem logischen Begriff des Seins beschäftigten. Die Verbindung der Lehre der Eleaten mit der des Herakleitos, die von Sokrates angeregte Abstraktion der Begriffe aus den Einzelvorstellungen, die ästhetische Wertschätzung der künstlerischen Form, welche dem Marmor erst Leben verleiht, die personifizierende Richtung unserer Phan-

Digitized by Google

tasie und die mythologische Tradition von einem erst durch den Demiurgen geformten Chaos führten Platon (427—347) zu seiner Ideenlehre (s. d.), welche die Formen als hoch über dem Stoffe schwebende, selbstgenugsame Urbilder aller Vollkommenheit ansah. Da, mit ihnen verglichen, die wirklichen Dinge mangelhaft erschienen, so gewannen dadurch die Formen an Wert. Auch Aristoteles (384—322), legte den Ideen, obgleich er sie nicht als vor und neben den Dingen, sondern in ihnen existierend dachte, doch alles Wesen, alles wahrhafte Sein an den Dingen bei. Die Materie ist, sofern sie nicht geformt ist, überhaupt nichts Wirkliches, sondern nur Möglichkeit. Die Formen sind das Wesentliche, der Stoff nur die Anlage. Aristoteles setzte zwar vier Prinzipien an: Stoff, Ursache der Bewegung, Zweck, Form, aber er reduzierte diese vier auch, namentlich, wo es sich um die organische Welt handelte, auf die zwei Prinzipien Stoff und Form, die also das Dasein ausmachen, und zwar so, daß die Form das höhere Prinzip ist. Wie Platon und Aristoteles den Wert der Form überschätzten, so verfuhr auch die rationalistische und idealistische Philosophie der Neuzeit. Sie hat vielfach eine einseitige Auffassung in der Naturphilosophie, Metaphysik, Logik, Ethik und Ästhetik geschaffen, die wir mit dem Namen Formalismus (s. d.) charakterisieren, während der Empirismus und Realismus und namentlich der Materialismus der Neuzeit die Überschätzung des Wertes des Stoffes herbeigeführt hat. Auch Kant (1724—1804), der nach einem Ausgleich zwischen beiden Bewertungen strebte, hielt sich von der Überschätzung der Form, in der er das apriorische Element unserer Vernunft sah, nicht frei. Die Sinnlichkeit gibt uns nach seiner Auffassung in der Empfindung einen ungeordneten Stoff, den erst die Anschauung durch die Raum- und Zeitform und der Verstand durch seine Kategorien zu ordnen hat. In die Natur bringt erst die Vernunft mit ihren Formen Ordnung hinein. Kants Ethik und Ästhetik waren ganz formalistisch. Bei Hegel (1770—1831) wurde das Spiel der logischen Formen sogar zum Selbstentwicklungsprozeß des Absoluten. Aber gerade dieser Panlogismus trug zur Untersuchung des Verhältnisses von Form und Stoff bei. Auf die einseitige Überschätzung der Form durch Hegel folgte die einseitige Unterschätzung derselben durch die Naturwissenschaft. Am richtigsten betrachtet man beide als denknotwendige Wechselbegriffe, welche nicht ohne einander sein

Digitized by Google

oder gedacht werden können und welche miteinander die Grundlage unserer Erkenntnis bilden. — Vgl. Materie, Formalismus, Ästhetik. — Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. Leipzig 1902, 3. Aufl., 1905. F. Groß, Form und Materie der Erkenntnis in der transscendentalen Ästhetik. Leipzig 1910.

formal heißt alles, was sich auf die Form eines Gegenstandes bezieht, ohne seinen Inhalt oder Stoff zu bestimmen. So steht z. B. die formale Logik der metaphysischen Logik gegenüber. Jene hat es nur mit formalen Begriffen und formaler Wahrheit zu tun, diese will das Wesen und die Bedingungen des Daseins erforschen. Formale, logische und moralische Prinzipien bestimmen die Art und Weise, nicht den Inhalt unseres Denkens und Handelns. Die formale Wahrheit liegt nur in der Folgerichtigkeit unserer Erkenntnisse und beruht auf den Gesetzen des reinen Denkens. Das formale Recht ist die allgemeine Befugnis jedes vernünftigen Wesens, mit Freiheit die Außenwelt zu bestimmen.

Formalismus heißt im Leben ein sich genau, oft peinlich nach bestimmten konventionellen Regeln richtendes Verhalten, welches korrekt, aber für sich allein herz- und gemütlos ist. — In der Wissenschaft heißt Formalismus diejenige oft recht engherzige Richtung, die in der Form das Wesen der Dinge sieht. — Der logische Formalismus sieht von dem Inhalt des Gedachten ganz ab und betrachtet nur die Denkformen. Er feiert seinen Triumph in der spitzfindigen Syllogistik. — Der ethische Formalismus läßt den Wert des Handelns nur von der Art, wie sich der Wille bestimmt, ob autonom oder heteronom, nicht von dem Inhalt und den Folgen des Geschehens abhängen und wird leicht zum sittlichen Rigorismus. — Der ästhetische Formalismus sucht das Schöne nur in der Form des Objekts und nicht zugleich, wie es nötig ist, im Stoff, Inhalt, in der Aufgabe, Idee. Er schafft meist nur unfruchtbare Kunstkritik. Sein Gegensatz ist der Realismus (s. d.). — Der Formalismus ist die Einseitigkeit, der aller Rationalismus verfallen muß und immer wieder von Aristoteles bis auf Hegel verfallen ist, und damit im Grunde der Keim zum Tode des wahren philosophischen Geistes. — Vgl. Rationalismus. — Ad. Hildebrand, Das Problem der Form in der bildenden Kunst. Straßburg 1910.

Digitized by Google

Fortschritt bedeutet seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die allmähliche Vervollkommnung. Ob die Natur und das Menschengeschlecht bei ihren Veränderungen fortschreiten oder nicht, ist nicht leicht zu entscheiden. Es ist dies ein Hauptproblem der Geschichtsphilosophie. Manche Geschichtsphilosophen leugnen den Fortschritt ab, indem sie den Werdeprozeß entweder dem Kreislauf oder der Wellenlinie vergleichen und sich darauf berufen, daß alles schon einmal dagewesen sei, ja daß die Menschen heute schlechter seien als früher. Dieser Ansicht steht aber die Tatsache gegenüber, daß zwar im allgemeinen die Naturgesetze und die Triebe, Gefühle und Bestrebungen der Menschen seit Anfang der Natur und des Menschengeschlechts dieselben geblieben sind, daß aber unleugbar in der Natur eine Vermannigfaltigung der Arten und in der Kultur, d. h. in der Beherrschung der Natur durch den Menschen, eine stetige Ausdehnung stattgefunden hat, und nicht nur das menschliche Wissen, sondern, was wichtiger ist, seine Fähigkeit zu denken, seine Art, die Dinge zu begreifen, sich gesteigert hat, seine Gefühle verfeinert, seine Ideen gereift und seine Triebe veredelt worden sind, endlich daß die Glückseligkeit der Menschen extensiv und intensiv gewachsen ist. Heutzutage befinden sich mehr Individuen in einem menschenwürdigen Dasein als früher, und ihre Ansprüche an das Leben sind höher. So wird man von einem Fortschritt in Natur- und Menschengeschichte, wenn auch nicht im transscendenten Sinne, reden dürfen. — Dieser Fortschritt der Natur und Menschheit ist freilich nicht in gerader Linie erfolgt. Mit den Fortschritten sind auch Rückschritte verbunden. — Siehe Entwicklung, Evolution, Hegelianismus, Entropie, Ektropie, Kultur, Civilisation, Erziehung. — Vgl. J. G. v. Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit 1784—1791 und Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, Leipzig 1904, S. 192. H. Rickert, Geschichtsphilosophie. Freiburg i. Br. 1902.

Frage heißt die Äußerung eines Sprechenden mit der Aufforderung an den Hörenden, Antwort zu erteilen. Die Antwort kann entweder das Stattfinden oder Nichtstattfinden eines Vorgangs (affirmative und negative Entscheidungsfragen) oder einen einzelnen Punkt innerhalb eines Vorgangs betreffen (Ergänzungs-, Bestimmungsfragen). Die Frage kann kategorisch oder hypothetisch oder disjunktiv gestaltet

Digitized by Google

sein, sie kann direkt oder indirekt erfolgen. Der Fragende kann aber nie den Imperativ des Verbs anwenden, weil die Frage schon an sich eine besondere Aufforderung, nämlich die, Auskunft zu geben, in sich einschließt. Allgemeiner heißt in der Philosophie auch Frage soviel als ungelöstes Problem. — Vgl. erotematisch. — Reinstein, Die Frage im Unterricht. Neue Ausgabe. Leipzig 1886.

Freidenker (nachgebildet dem engl. freethinker im 18. Jhdt.) s. Deismus.

Freigebigkeit (lat. liberalitas, mhd. milte) heißt die Gesinnung dessen, der, ohne zu verschwenden, reiche Wohltätigkeit übt. Die Freigebigkeit, die schon von Aristoteles (384 bis 322) zu den ethischen Tugenden der richtigen Mitte gerechnet wird, ist die von den Dichtern am meisten gepriesene Tugend der Fürsten des Mittelalters. Ihr Gegensatz ist der Geiz.

Freiheit, im weitesten Sinne, ist die einem Wesen gegebene Möglichkeit, so zu handeln, wie es will. In dieser weitesten Fassung schließt die Freiheit auch die Willkür in sich ein und bildet den Gegensatz sowohl zur Notwendigkeit wie zum Zwange.

Enger gefaßt, wie es gewöhnlich geschieht, ist die Freiheit die Möglichkeit der Selbstbestimmung eines vernünftigen Wesens im Gegensatze zur Abhängigkeit von fremder Macht. Derjenige Mensch handelt frei, für dessen Handlungen die Ursachen in ihm selbst liegen und nicht in fremden Gewalten. So gedacht, ist die Freiheit dem Zwange, aber nicht der Notwendigkeit entgegengesetzt.

Die Freiheit kann nun eine vollständige (absolute, metaphysische) oder eine beschränkte (relative) sein. Zur Annahme einer absoluten oder metaphysischen Freiheit muß konsequenter Weise der streng idealistische Standpunkt führen, der die Außenwelt als eine Setzung des Subjektes und das mit Selbsttätigkeit begabte Ich als die einzige unmittelbare Wirklichkeit ansieht. Eine solche Freiheit hat Fichte (1762—1814), von Kants praktischer Philosophie ausgehend, gelehrt, während Spinoza (1632—1677), der andere Denker, von dem Fichte beeinflußt ist, den entgegengesetzten Standpunkt einnahm, die Wirklichkeit in Gott-Natur und den notwendigen Gesetzen suchte und dem Menschen die metaphysische Freiheit absprach. Auch Schopenhauer (1788—1860) nimmt wie Fichte eine metaphysische Freiheit an. Er rückt aber die Freiheit aus dem Gebiete des

Digitized by Google

Handelns, in dem der Satz des Grundes herrscht, in eine höhere, unserer Erkenntnis schwerer zugängliche transscendente Region hinaus. Indem er den Willen, den er sich blind und ziellos vorstellt, als das metaphysische Prinzip auffaßt und dem Menschen diesen Willen als intelligiblen Charakter angeboren sein läßt, führt er aus: „Jedes Ding wirkt gemäß seiner Beschaffenheit, und sein auf Ursachen erfolgendes Wirken gibt diese Beschaffenheit kund. Jeder Mensch handelt nach dem, wie er ist, und die demgemäß jedesmal notwendige Handlung wird im individuellen Fall allein durch die Motive bestimmt. Die Freiheit, welche daher im Operari nicht anzutreffen sein kann, muß im Esse liegen. Es ist ein Grundirrtum, ein *ὕστερον πρότερον* aller Zeiten gewesen, die Notwendigkeit dem Esse und die Freiheit dem Operari beizulegen. Umgekehrt, im Esse allein liegt die Freiheit; aber aus ihm und den Motiven folgt das Operari mit Notwendigkeit, und an dem, was wir tun, erkennen wir, was wir sind. Hierauf, und nicht auf dem vermeinten libero arbitrio indifferentiae, beruht das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und die moralische Tendenz des Lebens“ (Über d. Freiheit des menschlichen Willens. Werke. 2. Aufl., Leipzig 1877, Bd. IV, S. 47). Auch in der Konsequenz der Humeschen metaphysischen Gedanken hätte, da Hume (1711 bis 1776) die Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes bestreitet, die Annahme einer metaphysischen Freiheit liegen müssen; aber Hume hat diese Konsequenz nicht gezogen, sondern huldigt vielmehr, rein empirischen Betrachtungen folgend, einem psychologischen Determinismus.

Innerhalb der relativen Freiheit ist zu scheiden zwischen äußerer und innerer Freiheit, der Unabhängigkeit von äußeren und inneren Gewalten, die die Möglichkeit der Selbstbestimmung aufheben. Die äußere Freiheit ist entweder eine okkasionelle oder physische oder nationale oder soziale oder politische Freiheit. Die okkasionelle Freiheit ist die jeweilige Nichtexistenz äußerer beschränkender und hindernder Umstände für die Person, wie Kerker und Fessel; ihr Gegensatz ist die Gefangenschaft, Fesselung und Ähnliches. Die physische Freiheit ist Möglichkeit des Gebrauchs der körperlichen Werkzeuge beim Handeln; ihr Gegensatz ist Ohnmacht, Hemmung, Lähmung usw. Die nationale Freiheit ist da vorhanden, wo ein Volk, gleichviel wie es regiert wird, seine Angelegenheiten durch sich selbst bestimmen kann und nicht von einer anderen Nation ab-

Digitized by Google

hängig ist. Nationale Unfreiheit ist dagegen da vorhanden, wo ein Volk unter das Joch eines anderen gerät. Ein solcher Zustand ist der Zustand vieler Völker in der Weltgeschichte gewesen, so der Mittelmeervölker nach Unterwerfung unter die römische Republik, so der Iren in Großbritannien in der Jetztzeit. Aus der nationalen Unfreiheit hat sich vielfach die soziale Unfreiheit, die Ausnutzung der Kräfte eines zum dienenden Stande herabgedrückten, unterjochten Volkes, das Sklaventum und Schutzbürgertum (Metöken), ein jetzt wesentlich überwundener Zustand, entwickelt. Sein Gegensatz, die soziale Freiheit, ist die rechtliche Zugehörigkeit eines Menschen zu den Staatsbürgern. Die politische Freiheit entsteht nur bei besonderer Gestaltung des Staatswesens und ist die Unabhängigkeit des einzelnen Bürgers von der Gewalt eines Einzelnen, einer Gruppe von Menschen oder einem Stande. Ein solche Freiheit gewährender Staat ist, im Gegensatz zur Monarchie, Tyrannis, Oligarchie, Aristokratie usw., ein Freistaat, eine Republik, wie z. B. die Schweiz, Frankreich, die amerikanische Union. —

Der die Philosophie aber am meisten beschäftigende Begriff der Freiheit ist der Begriff der inneren Freiheit, der Willensfreiheit, der Möglichkeit, aus reiner Selbstbestimmung sich zu entschließen und zu handeln. Die Frage, ob der menschliche Wille sich selbst bestimmen könne, autonom sei, oder ob er von fremden Mächten bestimmt werde, unfrei, heteronom sei, hat die Philosophie zu allen Zeiten beschäftigt und hat im allgemeinen drei verschiedene Antworten hervorgerufen. Entweder haben Philosophen den Willen für autonom erklärt, und diese Autonomie als den Gegensatz zur Ursächlichkeit, als die Aufhebung des Kausalitätsgesetzes für den Willen angesehen, oder sie haben den Willen für heteronom und alles Handeln lediglich für verursacht erklärt, wie die Vorgänge in der Natur es sind, oder sie haben die Selbstbestimmung des Willens nicht geleugnet, aber die Freiheit des Willens nicht für den Gegensatz zur Ursächlichkeit, sondern für eine bestimmte Form der Verursachung genommen. Der erste Standpunkt heißt Indeterminismus, der zweite Determinismus, der dritte psychologischer Determinismus. Im einzelnen haben diese Standpunkte durch das Eingreifen religiöser Lehren und individueller Auffassung mannigfaltige Färbung angenommen. Scharf hat den Indeterminismus Kant (1724—1804) innerhalb der Metaphysik vertreten. Zwar steht nach seiner Lehre die Natur

Digitized by Google

unter der Herrschaft des Kausalitätsgesetzes, und das menschliche Handeln, insofern es in die Erscheinung tritt, ist ebenfalls diesem Gesetz unterworfen, so daß ein psychologischer Determinismus berechtigt ist. Aber der Mensch ist Bürger zweier Welten, einer sichtbaren und einer intelligiblen, und als Bürger der letzteren besitzt er völlige Willensfreiheit. Metaphysisch ist daher der Indeterminismus notwendig. Die intelligible Freiheit ist die Fähigkeit des Menschen, eine Kette des Geschehens, die nur, insofern sie in die Erscheinung tritt, nach Naturgesetzen abläuft, ursachlos durch Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit der praktischen Vernunft zu beginnen, und auf die Existenz dieser Freiheit gründet sich das Sittengesetz mit seiner Überordnung der Pflicht über die Neigung und mit seiner Forderung: Du sollst, denn du kannst, und der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit der Seele als Postulate der praktischen Vernunft. Überboten wird Kant im Indeterminismus noch von Lotze (vgl. Mikrokosmus I S. 283 ff.), der sogar das liberum arbitrium verteidigt. Auf ähnlichem Standpunkt wie Kant steht auch Aristoteles (384—322). Er erklärt den Menschen für die Quelle seiner Taten (*ἔοικε δή, καθάπερ εἴρηται, ἄνθρωπος εἶναι ἀρχὴ τῶν πράξεων* Arist. Eth. Nicom. III, 5 p. 1112 b 31) und definiert das freiwillige Handeln als die bewußte Selbstbestimmung (*Ὅντος δὲ ἀκουσίου τοῦ βίᾳ καὶ δι' ἄγνοιαν, τὸ ἑκούσιον δόξειεν ἂν εἶναι, οὗ ἡ ἀρχὴ ἐν αὐτῷ εἰδότι τὰ καθ' ἕκαστα, ἐν οἷς ἡ πρᾶξις.* Eth. Nic. III, 3 p. 1111 a 22). Der Indeterminismus begnügt sich aber meist damit, nicht wie Kant eine intelligible Freiheit, sondern nur eine Wahlfreiheit des Willens, bei verschiedenen Möglichkeiten des Handelns, anzunehmen. Einen solchen Indeterminismus vertritt z. B. Platon (427—347), wenn er sagt: „Die Tugend untersteht keinem Herrn, und je nachdem jeder sie ehrt oder mißachtet, wird er mehr oder weniger von ihr besitzen. Die Schuld fällt dem Wählenden zu. Gott trägt keine Schuld“ (*ἀρετὴ δὲ ἀδέσποτον, ἣν τιμῶν καὶ ἀτιμάζων πλέον καὶ ἔλαττον αὐτῆς ἕκαστος ἕξει. αἰτία ἑλομένου. θεὸς ἀναίτιος.* Rep. X, 15, 617 E). Von den neueren Philosophen ist außer Fichte und Kant vor allem Descartes (1596—1650) Anhänger des Indeterminismus. Er nimmt eine unbeschränkte Wahlfreiheit des Willens an und rechnet sie zu den angeborenen und verbreitetsten Begriffen („Daß aber unser Wille Freiheit besitzt, und daß wir vielem willkürlich zustimmen oder

Digitized by Google

nicht zustimmen können, ist so offenkundig, daß es unter die obersten und allgemeinsten Begriffe, die uns angeboren sind, zu rechnen ist" Princ. phil. I, 39). Der Indeterminismus, der sich auf die Wahlfreiheit bei der Möglichkeit verschiedener Handlungen stützt und behauptet, daß die Verantwortlichkeit der menschlichen Handlung nur im Zusammenhange mit seiner Auffassung nachgewiesen werden könne, übersieht aber, daß die Antriebe des Willens keineswegs immer eine Wahl in sich schließen, und daß bei stattfindender Wahl der Wille tatsächlich unter dem Einfluß mannigfaltiger äußerer und innerer Bestimmungsgründe steht, und endlich, daß eine Verantwortlichkeit auch im Zusammenhange mit anderen Theorien angenommen werden kann. Der Wille steht, wo eine wirkliche Wahl stattfindet, stets unter dem Einfluß von Motiven und dem Charakter der wählenden Person. Die Möglichkeit, verschieden zu wählen, ist oft vorhanden; aber die wirkliche Entscheidung erfolgt stets kausal. Insbesondere ist Kants Annahme einer intelligiblen Freiheit auf eine in Wirklichkeit nicht zutreffende Scheidung der empirischen Willenstätigkeit und der reinen Vernunfttätigkeit des Menschen begründet. Kant hat nicht die Frage im Auge gehabt, wie der Mensch, dessen Wille nach Inhalt und Ziel bestimmt ist, handele, sondern nur, wie reine Vernunft den Willen bestimme. Er kommt daher mit seinen Untersuchungen nur zu einem formalen inhaltlosen Moralprinzip. Nur durch seine einseitige und isolierende Fragestellung ist er zur Theorie der intelligiblen Freiheit des Willens genötigt. Wer nicht, wie Kant, das Apriori ins Auge faßt, sondern den ganzen Menschen, wird zu einer Lehre von der intelligiblen Freiheit keine Veranlassung finden. — Vertreter des Determinismus sind im Altertum die Stoiker gewesen. Nach ihrer Auffassung erfolgt in der Welt alles vermöge eines natürlichen und unveränderlichen Zusammenhangs von Ursachen und Wirkungen; eine Freiheit des Willens könne darum nicht bestehn. Die Stoiker nahmen sogar eine alles beherrschende εἱμαρμένη (Vorherbestimmung, Schicksal, Fatum) an (Zeller, Die Phil. d. Gr., IV, S. 144, 146, 148, 151). Das Mittelalter mit seiner Prädestinationslehre und seinem Dogma von der Erbsünde denkt wesentlich deterministisch. So ist z. B. Thomas von Aquino (1225—1274) Determinist. Duns Scotus (1265 (74)—1308) dagegen ist Indeterminist. Der menschliche Wille ist nach seiner Auffassung nicht durch den Verstand determiniert,

Digitized by Google

sondern vermag ohne bestimmenden Grund zu wählen. In der Neuzeit vertreten den Determinismus (außer Spinoza) Hobbes, Leibniz und die Materialisten. Nach Hobbes (1588 bis 1678) sind alle Erscheinungen Körperbewegungen, die mit mechanischer Notwendigkeit vonstatten gehen; auch die sittlichen Erscheinungen unterliegen ebenso wie die physischen dem Gesetz der mechanischen Kausalität. Aus sinnlichen Eindrücken gehen die Gefühle der Lust und Unlust, aus diesen gehen die Affekte und Begehrungen und aus dem Sieg der einen Begehrung über andere geht der Wille hervor, der daher nicht frei genannt werden kann. Auch Leibniz (1646 bis 1716) erklärt den Willen für determiniert, sucht aber auch in dieser Frage wie in andern konziliatorisch zu vermitteln. Der Wille unterliegt wie jede einzelne Monade und wie das Weltganze einer Vorherbestimmung. Wir sind in unserm Wollen niemals indifferent und werden auch niemals von gleich starken Bestimmungsgründen nach entgegengesetzten Seiten getrieben. Der Mensch wählt immer das, wozu ihn eine an Stärke überwiegende Neigung hinzieht. Unsere Willensakte sind das natürliche Ergebnis unserer Individualität und ihrer Entwicklung, wie diese in Rücksicht auf das Weltganze angelegt ist (vgl. Zeller, Gesch. d. deutschen Phil., München 1875, S. 118ff.). Aber Leibniz schließt auch bei der Willensbestimmung jeden von außen her durch den Naturmechanismus gegebenen Zwang aus. Auch der gesamte Materialismus der Neuzeit tritt in innerer Konsequenz für den Determinismus ein. Aber soweit der Determinismus lediglich äußere Bestimmungsgründe für den Willen ansetzt, wie dies bei den Materialisten geschieht, während Leibniz schon einen freieren Blick besaß, beruht er auf ungenügender Beobachtung der Vorgänge; denn die Willensbestimmung erfolgt ebensosehr durch innere wie durch äußere Bestimmungsgründe, und der psychische Charakter des Menschen hat oft den größeren Anteil an der Bestimmung als das den äußeren Bestimmungsgrund bildende Motiv, oft sogar den einzigen. Auch hebt der konsequente Determinismus in der Tat die praktische Willensfreiheit und die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen auf und setzt sich dadurch in Widerspruch zur natürlichen Auffassung.

Der einzige den Tatsachen entsprechende und die Vorgänge richtig erklärende Standpunkt bleibt darum der des psychologischen Determinismus, der den Willen als zu-

Digitized by Google

gleich durch äußere und innere Ursachen, durch Motive und psychische Ursachen, vor allem durch den ganzen Charakter des Menschen bestimmt ansieht, der das Gesetz der Willensbestimmung nicht als einen Gegensatz zum kausalen Geschehen betrachtet, sondern der Kausalität der Außenwelt eine innere Kausalität, für die freilich das Gesetz der Äquivalenz von Ursache und Wirkung noch nicht aufgestellt werden kann, an die Seite setzt und sowohl die Selbstbestimmung des Willens, die praktische Freiheit, wie auch die Verantwortlichkeit zu erklären vermag, indem er alle Zufälligkeit im Gebiete des Handelns aufhebt und zugleich allen fatalistischen Ansichten ein Ende macht. Die Hauptvertreter dieses psychologischen Determinismus sind Locke und die englischen Empiristen sowie Herbart und Wundt. Locke (1632—1704) sieht den Willen selbst als nicht frei an. Der Wille wird stets durch ein Verlangen in Bewegung gesetzt und der Entschluß durch ein Urteil der Vernunft bestimmt. Aber es steht in der Macht des Menschen, eine Überlegung anzustellen und ihr die Richtung zu geben. Die Freiheit liegt zwar nicht im Willen, sie ist ein Vermögen, wie der Wille es auch ist; aber die Freiheit liegt in der Person des Menschen und kommt bei den Überlegungen zur Geltung, so daß eine sittliche Verantwortlichkeit des Menschen besteht (Locke, Versuch ü. den menschl. Verstand II, 21, §§ 4—73). Herbart (1776—1841) betrachtet die innere Freiheit als die Einstimmigkeit des Willens mit dem eigenen Urteile. Das Wollen hängt nach seiner Auffassung von der Einsicht ab und wird durch die Vorstellungen und den Charakter des Menschen bestimmt. Freiheit ist nur die Bestimmbarkeit des Willens durch Motive und den Charakter, und eine Freiheit, die der Kausalität entgegengesetzt wäre, existiert nicht. Am schärfsten hat Wundt (geb. 1832) den Begriff des psychologischen Determinismus entwickelt und für die Willensbestimmung die inneren Ursachen und eine geistige Kausalität ohne das Prinzip der Äquivalenz von Ursache und Wirkung aufgestellt (Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 313 ff). Es ergibt sich hiernach, daß der Mensch beim Handeln bald durch Motive getrieben wird und dann nicht frei ist, bald durch seinen Charakter bestimmt wird und dann frei handelt, daß aber Willensfreiheit nicht die Fähigkeit ursachlosen oder grundlosen oder gar gesetzlosen Handelns, sondern die Möglichkeit der Willensbestimmung aus psycho-

Digitized by Google

logischer Notwendigkeit, unabhängig von äußerem Zwange, ist. Die Freiheit ist kein dauernder Zustand des Willens, sondern muß in jedem Falle auf dem Boden des Charakters errungen werden, so daß Goethes Wort zutrifft: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." (Faust) — Vgl. Determinismus, Willkür, Zurechnung, Notwendigkeit. — Drobisch, Die moral. Statistik und Willensfreiheit. Leipzig 1867. J. C. Fischer, Die Freiheit des menschlichen Willens. Leipzig 1871. H. Sommer, Freiheit des Willens. Berlin 1880. Michaelis, Die Willensfreiheit. Berlin 1896. Förster, Willensfreiheit u. sittliche Verantwortlichkeit. Berlin 1898. E. A. Schröder, Das Recht der Freiheit. Leipzig 1901. Calde Meyer, Versuch einer theoretischen u. praktischen Erklärung der Willensfreiheit, 1903. L. Müffelmann, Das Problem der Willensfreiheit in d. neusten deutschen Philosophie, 1902. Pfister, Die Willensfreiheit. 1903. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 303ff. W. Windelband, Über Willensfreiheit. 2. Aufl. Tübingen 1905. K. Joël, Der freie Wille. München 1908. K. Kolb, Menschliches u. göttliches Vorherwissen. Freiburg i. Br. 1908. J. Wahn (Z. f. Phil. u. philos. Kr. Bd. 94). Ohnelt-Newin (Z. f. Phil. u. phil. Kr. Bd. 114). K. Zickendraht, Der Streit zwischen Erasmus u. Luther üb. d. Willensfreiheit. Lpz. 1909. J. Verwegen, Das Problem der Willensfreiheit in der Scholastik. Heidelberg 1909.

Fremdsuggestion heißt im Gegensatz zur Autosuggestion (s. d.) die Mitteilung einer von starken Gefühlen begleiteten Vorstellung durch den Befehl einer fremden Person. — Vgl. Hypnose u. Suggestion. — Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 18, 8, S. 336.

Fresison heißt der fünfte Schlußmodus der vierten Figur mit allgemein verneinendem Obersatz, mit besonders bejahendem Untersatz und besonders verneinendem Schlußsatz. Seine Form ist: PeM, MiS, SoP, z. B. Wahrheit ist kein Wahn; mancher Wahn beglückt; also ist manches, was beglückt, nicht Wahrheit.

Freude (ahd. frewida, mhd. vröude, abgel. von froh) heißt der vorübergehende Zustand des gesteigerten Lustgefühls. Die Freude gehört zu den aktiven (sthenischen) Affekten (s. d.), welche aus einer Füllung unseres Gemüts entspringen. Ihr Gegenteil ist die

Digitized by Google

Betrübnis. Die Freude äußert sich in verstärker Herz- und Muskel- und gesteigerter Vorstellungstätigkeit. Je nach Temperament, Bildung und Lebenslage empfinden die Menschen über die verschiedensten Dinge Freude. Descartes (1596 bis 1650. Passiones Anim. II, 61 und II, 91) definiert: „Die Betrachtung eines gegenwärtigen Guts erweckt in uns Freude. Die Freude ist eine angenehme Gemütsbewegung über den Genuß eines Guts, welches die Gehirneindrücke der Seele als das ihrige darstellen." Spinoza (1632—1677) erklärt (Eth. III, 11): „Unter Fröhlichkeit werde ich den leidenden Zustand verstehen, durch den die Seele zu einer größeren Vollkommenheit übergeht (Eth. III, 18, 2). Die Freude ist eine Fröhlichkeit, welche aus dem Bilde einer vergangenen Sache entstanden ist, über deren Erfolg wir zweifelten." Kant (1724 bis 1804 Anthrop., § 73, S. 207) definiert: „Das Gefühl, welches das Subjekt antreibt in dem Zustande, darin es ist, zu bleiben, ist angenehm. — Als Affekt heißt es Freude." — Freudigkeit dagegen ist kein Affekt, sondern eine angenehme, unbestimmte Empfindung, welche dem Bewußtsein allgemeiner Lebensförderung entstammt. „Die Freudigkeit", läßt Goethe im „Götz" den Bruder Martin sagen, „ist die Mutter aller Tugenden."

Freundschaft (lat. amicitia, gr. *φιλία*) heißt das freigewählte gesellige Verhältnis und die geistige Verbindung meist gleichstehender Personen, welche, auf Zuneigung, Achtung und Gleichartigkeit ihrer Interessen gegründet, sich durch herzliche Teilnahme füreinander, durch gefälliges Benehmen, freundliche Worte und freiwillige Dienste äußert. Liebe bindet Personen verschiedenen Geschlechts, Freundschaft meist nur Personen gleichen Geschlechtes. Aristoteles (Eth. Nic. 8, 1—9, 12 p. 1155—1172) definiert die Freundschaft als Verhältnis eines gegenseitigen, beiden Teilen bewußten Wohlwollens zweier Menschen (*εὔνοιαν ἐν ἀντιπεπονθόσι φιλίαν εἶναι. ἢ προσθετέον μὴ λανθάνουσαν* Eth. Nicom. VIII, 2 p. 1155 b 33) und unterscheidet drei Arten Freundschaft: die um des Vergnügens willen (Zech-, Spiel-, Jugendfreundschaften), die um des Nutzens willen (politische, gelehrte, kommerzielle) und die um der Tugend willen geschlossene. Die dritte Art (ethische Freundschaft) entspricht am meisten dem Ideal, wenn auch die anderen dem Charakter förderlich sein können. Am häufigsten sind die Jugendfreundschaften, welche den besten Lebensabschnitt verklären; freilich dauern sie oft nicht lange. Die

Digitized by Google

Freundschaften des Nutzens währen meist so lange wie dieser selbst. Diejenigen der Tugend, welche der gemeinsamen Begeisterung für das Gute und Wahre entspringen, sind am beständigsten. Die Freundschaften zeigen nationale und historische Unterschiede. Bei den Griechen und Römern treten die Männerfreundschaften aus Hochschätzung hervor, bei den Germanen die Freundschaften auf Leben und Tod. Im 18. Jahrhundert bildeten sich in literarischen Kreisen weichliche Busenfreundschaften und ästhetische Parteifreundschaften aus, an denen unser Jahrhundert kein Gefallen mehr finden kann. Berühmte Freundschaftspaare in Dichtung und Wirklichkeit sind: Achilleus und Patroklos, Orestes und Pylades, David und Jonathan, Damon und Phintias (vgl. Schillers „Bürgschaft"), Scipio und Lälius, Konradin und Friedrich, Ernst v. Schwaben und Werner v. Kyburg, Ludwig v. Bayern und Friedrich der Schöne, Egmont und Oranien, Carlos und Marquis Posa, Schiller und Goethe. Über die Freundschaft schrieb im Altertum außer Aristoteles und Theophrastos auch Cicero (Laelius). — Vgl. Stäudlin, Geschichte d. Vorstellungen von der Freundschaft. Hannover 1826. Lazarus, Leben der Seele. Berlin 1883—85.

Frömmigkeit (abgeleitet von fromm, ahd. fruma, mhd. vrum, eigentlich = der Nutzen) heißt die durch das Gefühl der Abhängigkeit vom Göttlichen hervorgerufene Tiefe, Reinheit und Dankbarkeit der Gesinnung. Diese Gesinnung führt alles Sein und Geschehen in Natur, Geschichte und im persönlichen Leben, wie nicht minder alle moralischen Gebote auf Gott als das letzte Prinzip zurück. In dem frommen Gemüte wird die Vorstellung Gottes zum Mittelpunkte aller Vorstellungen, Gefühle und Entschlüsse und erregt im Ich, wenn dies nicht in Harmonie mit jener ist, Unlust (Furcht vor Gott), sobald es aber sich in Harmonie mit jener fühlt, Lust (Gottseligkeit). Goethe schildert die Frömmigkeit mit den Worten: In unsers Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträtselnd sich den ewig Ungenannten; wir heißen's: fromm sein. (Trilogie der Leidenschaft. Elegie, Strophe 14.) Kant (1724—1804) versteht unter Frömmigkeit eine passive Verehrung des göttlichen Gesetzes. Ihrem Wesen nach kann die Frömmigkeit gleich tief und stark sein, wie man sich auch Gott dabei vorstellt: ein Buddhist, ein Jude, ein Katholik und ein Protestant können gleich fromm sein. Wahre Frömmigkeit beweist sich in milder und sanfter

Digitized by Google

Gesinnung, in Taten der Nächstenliebe und in der Moral. — Frömmelei dagegen ist die aus Furcht oder Selbstsucht entspringende Affektion der Frömmigkeit. — Vgl. Schleiermacher, Reden über die Religion. 1799. Ziller, Allgem. phil. Ethik. Langensalza 1880.

Fundamentalphilosophie, Erste Philosophie, Metaphysik, heißt die allgemeinste Grundlehre der Philosophie, die freilich am schwersten aufzustellen ist und für den Empiristen erst das Endergebnis langer mühseliger Einzelforschungen sein kann. — Vgl. Metaphysik.

Funktion (lat. functio = Verrichtung) heißt in der Philosophie die Tätigkeitsweise eines geistigen oder körperlichen Organs, in der Mathematik ein Ausdruck, der mit der Veränderung einzelner in ihm enthaltenen Größen sich selbst verändert. Der mathematische Funktionsbegriff drückt also das Verhältnis der Abhängigkeit von Größen untereinander aus und steht mit den Kausalitätsbegriffen in enger Beziehung.

Furcht (ahd. forahta, mhd. vorhte) heißt der Affekt heftiger Unlust, der aus der Erwartung eines wirklich oder vermeintlich drohenden, künftigen Übels entspringt. Der das Gegenteil der Hoffnung bildende Affekt der Furcht ist passiv (asthenisch) und entstammt aus plötzlicher Herabdrückung des Gemüts. Die Furcht jagt das Blut zum Herzen; daher das Erbleichen und der beschleunigte Herzschlag; sie läßt den Atem stocken und die Haare sich sträuben; sie lähmt den Willen und hemmt unsere Vorstellungen und Worte. Furcht kann sogar zuweilen tödlich werden. Was Furcht erregt, heißt furchtbar. Die Furcht ist ein den lebenden Wesen natürlicher Affekt, dem der am meisten verfällt, der die lebhafteste Phantasie hat. Stufen der Furcht sind Besorgnis, Bangigkeit, Angst und Verzagtheit. Furcht beim plötzlichen Hereinbrechen der Gefahr heißt Erschrecken, Grausen und Entsetzen. Ihr ist auch der Mutigste ausgesetzt, weil auch ihn das Gefühl seiner Ohnmacht durch Überraschung überfallen kann. Geneigtheit zur Furcht heißt Furchtsamkeit. Diese kann physisch, geistig oder moralisch sein. Im Umgang mit Menschen erscheint die mäßige Furchtsamkeit als Schüchternheit. Dauernde Furcht wird zur Sorge. — Aristoteles (384—322) definiert die Furcht als die Unlust oder Unruhe, die aus der Vorstellung eines zukünftigen vernichtenden oder eines Unlust bereitenden Übels entspringt (ἔστω δὲ φόβος λύπη τις ἢ ταραχὴ ἐκ φαντασίας

Digitized by Google

μέλλοντος κακοῦ ἢ φθαρτικοῦ ἢ λυπηροῦ Rhetor. II, 5 p. 1382a 21). Descartes (1596—1650) sieht in der Furcht die Vorstellung der geringeren Wahrscheinlichkeit, ein Gut zu erlangen oder ein Übel abzuwenden (Pass. anim. II, 58). Nach Spinoza (1632—1677) ist die Furcht die unbeständige Traurigkeit, welche aus der Vorstellung einer zukünftigen oder vergangenen Sache entsteht, über deren Ausgang wir bis zu einem gewissen Grade zweifeln (Ethic. III Def. 13). Kant (1724—1804) nennt Furcht den Abscheu vor Gefahr und bezeichnet Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen als Grade derselben (Anthropologie, § 74). Wundt (geb. 1832) bezeichnet Hoffnung und Furcht als Verbindung spannender Affekte mit Lust- und Unlustgefühlen und in veränderlicher Weise zugleich mit exzitierender und deprimierender Gefühlsrichtung (Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 13, S. 215. Grundz. d. physiol. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903. Bd. III, S. 221 ff). — Vgl. Schreck, Hoffnung. — Mosso, Über die Furcht. Deutsch v. Finger. Leipzig 1889.

G.

Galenische Schlußfigur heißt die vierte und letzte, wie man nach einem Zeugnis des Averröes annimmt, von dem Arzt Galenos (131—200) aufgestellte Figur des kategorischen Schlusses, welche in ihren Prämissen die Konversion der ersten ist. Ihre Form ist: P ist M, M ist S; folglich: S ist P. Sie hat fünf Modi, Bamalip, Calemes, Dimatis, Fesapo und Fresison (s. d.). Nur unter folgenden Bedingungen sind ihre Schlüsse gültig: 1. Mit einem bejahenden Obersatz muß ein allgemeiner Untersatz verbunden sein; 2. bei einer verneinenden Prämisse muß der Obersatz allgemein sein; 3. wenn eine Prämisse partikulär oder der Untersatz bejahend ist, wird der Schlußsatz partikulär. Die Schlußweise dieser ganzen Figur ist unnatürlich. Sie liefert nur halbe Wahrheit. — Vgl. Schluß.

Gattungsbegriffe heißen in der Logik solche Begriffe, die mehrere in den wesentlichen Eigenschaften übereinstimmende Begriffe zusammenfassen. Die zusammengefaßten Begriffe heißen im Gegensatz zu dem zusammenfassenden die Arten. Die Gattung hat größeren Umfang als die Art, die Art größeren Inhalt als

Digitized by Google

die Gattung. Die Zusammenfassung kann sowohl bei abstrakten wie bei konkreten Begriffen stattfinden. Werden Gattungen zusammengefaßt, so entstehen Familien und darüber hinaus durch die Zusammenfassungen immer größerer Umfänge: Ordnungen, Klassen, Kreise, Reiche. — Bei der Anwendung dieser stufenmäßigen Folge der Begriffsüberordnungen und Begriffsunterordnungen auf die Erscheinungen der organischen Natur erhält das Verhältnis der Gattung zur Art einen festeren Platz durch einen genetischen Nebensinn, und zwar bezeichnet Art eine nicht unveränderliche, aber zunächst fest erscheinende Stufe der Wesen, nämlich derjenigen, die aus gleichartigen Samen oder von gleichartigen Eltern abstammen und ihre Eigenschaften aufeinander vererben, während die Gattung die verschiedenen Arten zusammenfaßt. So sind die Hauskatze, die Wildkatze, der Löwe, der Tiger und Luchs verschiedene Arten; die zusammenfassende Gattung ist die der Feliden (Katzen), während die Ordnung durch die Carnivoren (Raubtiere), die Klasse durch die Mammalien (Säugetiere) gebildet wird. Bei logischer Anwendung der Stufenfolge der Begriffe wird dagegen allgemeiner jeder übergeordnete Begriff im Verhältnis zum untergeordneten Gattung, und jeder untergeordnete im Verhältnis zum übergeordneten Art genannt, so daß hier der Art und Gattung kein unverrückbarer Platz in dem System der allgemeinen Begriffe zufällt. — Eins der wichtigsten Probleme der Philosophie des Altertums und des Mittelalters war die Frage nach dem Werte der Gattungsbegriffe für die Erkenntnis und nach ihrer Beziehung auf die Wirklichkeit. Die gegensätzliche Stellung zu diesem Problem scheidet im Altertum Platon und Aristoteles, im Mittelalter die Realisten und Nominalisten voneinander. Eine eigentümliche Bedeutung für die von dem Dienste des Willens befreiende Kontemplation und künstlerische Schöpfung hat Schopenhauer (1788—1860) im Anschluß an die Platonische Ideenlehre den Gattungsbegriffen als Stufen der Objektivierung des Willens zugeschrieben. — Vgl. Art, Darwinismus, Einteilung, Klassifikation, Mutation, Realismus, Nominalismus, Aristotelismus, Platonismus.

Gattungstrieb s. Trieb.

Gebärden (ahd. gibârida, mhd. gebærde, lat. gestus) heißen diejenigen Trieb- und willkürlichen Ausdrucksbewegungen, welche Gemütsbewegungen widerspiegeln und als Zeichen innerer Zu-

Digitized by Google

stände von anderen Wesen ähnlicher Art verstanden werden. Je nachdem das Unwillkürliche oder Willkürliche in ihnen überwiegt, redet man von natürlichen und von mimischen (konventionellen, künstlichen, künstlerischen) Gebärden. Letztere fallen namentlich den Schauspielern, Geistlichen und Rednern zu. Die echte künstlerische Gebärde ist von der eigenen Person losgelöst und maßvoll, dem Gegenstand oder dem Charakter der vorgestellten Person entsprechend. Eine besondere Art der Gebärdensprache, bei der die Triebbewegungen in willkürliche übergehen und die Gebärden zum Hilfsmittel absichtlicher Mitteilung werden, ist die Fingersprache (Daktylologie), welche mittelst der Fingerbewegung die Begriffe nach ihren wesentlichen Merkmalen andeutet. Als ihr Erfinder gilt der Spanier Bonet, 1620, der aber sein Alphabet einer Schrift des Johann Baptista Portas, De furtivis litterarum notis, entlehnt hat. Die Abstrakta bereiten dabei natürlich große Schwierigkeit. Viele Gebärden hat der Mensch mit dem Tier gemein. — Vgl. Körperbewegungen. — Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Tieren. Deutsch v. Carus. Stuttgart 1872. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 5. Aufl. Leipzig 1903. Bd. III, S. 284 ff.

Gebot heißt nach Kant (1724—1804) die Vorstellung eines objektiven Prinzips, sofern es für einen Willen nötigend ist (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschnitt).

Gedächtnis (lat. memoria) heißt nach der Auffassung der Vermögenspsychologie das Vermögen des Geistes, Vorstellungen, die aus dem Bewußtsein entschwunden sind, wieder hervorzurufen (zu reproduzieren) und wiederzuerkennen. Von der Erinnerung (s. d.) unterscheidet die Vermögenspsychologie das Gedächtnis dadurch, daß sie jene als das Vermögen einer willkürlichen, dieses als das Vermögen einer unwillkürlichen Reproduktion ansieht und dem Gedächtnis die Fähigkeit zuschreibt, auch fremde Stoffe, der Erinnerung nur die Fähigkeit beimißt, eigene Erlebnisse zu reproduzieren, von der Phantasie dadurch, daß diese als die Kraft gedacht wird, die Vorstellungen zu verändern und in neue apperzeptive Verbindungen zu bringen, das Gedächtnis dagegen als das Vermögen, sie unverändert und in ihrer assoziativen Ordnung zu reproduzieren. Ein Vorzug des Gedächtnisses ist also nach der gewöhnlichen Auffassung die Treue. Diese hängt von der Stärke der ursprünglichen Auffassung, vom Interesse an der Sache und von der Wieder-

Digitized by Google

holung desselben Eindruckes ab. Neben der Treue bilden die Dauerhaftigkeit, Leichtigkeit und Vielseitigkeit andere Vorzüge des Gedächtnisses. Die sogenannten besonderen Gedächtnisse für Zahlen, Namen u. dgl. hängen von dem Interesse, von der Gewöhnung und von der individuellen Bevorzugung der Empfindungsarten (Gesichtsempfindungen, Gehörsempfindungen, Bewegungsempfindungen — visueller (optischer) Typus, auditiver (akustischer) Typus, motorischer Typus) ab. Für das geistige Leben, seinen Zusammenhang, seine Einheitlichkeit ist das Gedächtnis von hoher Bedeutung. Bei Kindern ist ein starkes Gedächtnis das erste Zeichen von Begabung, bei Erwachsenen aber nicht; denn wo viel Gedächtnis ist, pflegt weniger Urteilskraft zu sein. Die Abnahme des Gedächtnisses entspringt entweder aus dem Alter oder aus Gehirnkrankheit. Kant (1724—1804) definierte das Gedächtnis, Erinnerung und Gedächtnis nicht unterscheidend, als Vermögen, vormalige Vorstellungen willkürlich zu reproduzieren; memorieren bezeichnete für ihn, etwas methodisch ins Gedächtnis fassen. Er unterschied mechanisches, ingeniöses und judiziöses Memorieren. Das erste beruht nach seiner Auffassung auf Wiederholung, das zweite auf Assoziation, das dritte auf Einreihung der Vorstellung in ein System (Kant, Anthropologie I, § 31, S. 92ff.). Beispiele von Menschen mit ausgezeichnetem Gedächtnis sind Themistokles, welcher die Namen aller athenischen Bürger kannte, Scaliger, der den Homer in 21 Tagen auswendig lernte, Leibniz und Euler, welcher die Äneide, Giambattista Giuliani, der Dantes Divina Commedia, und Hugo Grotius, welcher das ganze Corpus iuris auswendig wußte.

Die neuere Psychologie führt jeden Gedächtnisvorgang auf Erinnerungsassoziationen zurück (vgl. Erinnerung) und unterscheidet Merkfähigkeit und Erinnerungsfertigkeit (Kräpelin, Psychiatrie. Leipzig 1909, I, S. 254ff.). Sie versteht unter Gedächtnis die Summe der Wirkungen aller Erinnerungsassoziationen in Beziehung zu den ursprünglichen Eindrücken und schließt sich damit der Vermögenspsychologie äußerlich an. Sie fordert aber für jeden einzelnen Summanden in dieser Summe eine besondere Analyse seiner Entstehung. Für die experimentelle Analyse der Gedächtniserscheinungen hat die neuere Psychologie besondere Methoden ausgebildet, nämlich 1. die Lernmethode, die entweder a) als Memoriermethode in der Wiederholung bedeutungsloser Silben, Wörter oder Sätze bis zum Auswendigwissen, oder b) als Treffmethode in der ein-

Digitized by Google

oder mehrmaligen Darbietung gewisser Kombinationen von Silben in Gesichtsbildern besteht, auf die die Wiederholung eines Teiles der Kombination erfolgt, um das Fehlende reproduzieren zu lassen, und 2. die Wiedererkennungsmethode, die einen Eindruck darbietet, ihn nach gegebener Zeit wiederholt oder durch einen abweichenden ersetzt, und an den Fehlern, die bei der Wiedererkennung begangen werden, die Gedächtnisleistung bestimmt und die entweder a) als die Methode der variierten Wiederholung aus einem Normalreiz (s. d.) und einem Vergleichsreiz (s. d.) die Unterschiedsschwelle (s. d.) bestimmt oder b) als Methode der identischen Reihen einer Reihe von Eindrücken, die durch kurze Intervalle getrennt sind, nach einer längeren Zwischenzeit dieselbe Reihe folgen läßt und dann die Anzahl der als richtig wiedererkannten Glieder bestimmt. — Vgl. Jean Paul, Levana, § 141 ff. E. Hering, Über das Gedächtnis als allgemeine Funktion der Materie. Wien 1870. J. Huber, Das Gedächtnis. München 1878. Ribot, Les maladies de la mémoire. Paris 1881. Deutsch. Hamburg 1882. Forel, Das Gedächtnis und seine Abnormitäten. Zürich 1885. Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 16, 18ff., S. 293ff. Grundz. der physiol. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903. Bd. III, S. 583 ff. Ebbinghaus, Psychologie in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 208f. Über das Gedächtnis, 1885. Fauth, Das Gedächtnis. Berlin 1898. G. E. Müller u. Pitzecker, Experimentelle Beiträge zur Lehre vom Gedächtnis. Berlin 1900. Th. Ziehen, Das Gedächtnis. Berlin 1908. E. Meumann, Ökonomie und Technik des Gedächtnisses. Experimentelle Untersuchungen. 2. Aufl. (v. Über Ökonomie und Technik des Lernens). Leipzig 1908. H. Bergson, Materie und Gedächtnis. Essays zur Beziehung zwischen Körper und Geist. Übersetzung. Einführung von W. Windelband, Jena 1908. M. Offner, Das Gedächtnis. Berlin 1909. A. Wreschner, Das Gedächtnis im Lichte des Experiments, 2. Aufl., Zürich 1910.

Gedächtniskunst s. Memorieren, Mnemotechnik, Erinnerung.

Gedanke heißt das Erzeugnis eines Denkaktes (s. Denken). Gedankenlosigkeit bedeutet entweder Mangel an Herrschaft über die dem Bewußtsein sich aufdrängenden Vorstellungen oder Langsamkeit im Ablauf der Vorstellungen und Begriffe oder endlich Mangel an selbständigen Gedanken.

Digitized by Google

Gedankenlesen (engl. mind-reading) heißt die durch Brown zuerst 1875, dann durch Cumberland geübte Fertigkeit die Gedanken eines anderen durch Berührung zu erfassen, welche wahrscheinlich auf der Beobachtung der feinsten Muskelbewegungen des Mediums beruht. Es müßte also eigentlich Muskellesen heißen. Preyer hat das Vorkommen solcher ideomotorischen Zuckungen durch seinen Palmographen nachgewiesen. — Vgl. Preyer, Die Erklärung des Gedankenlesens. Leipzig 1886.

Geduld (abgel. von dulden) heißt die Selbstbeherrschung im Leiden, die ruhige, entschlossene Hinnahme von Übeln, Anstrengungen und Widerwärtigkeiten, die wir entweder mit unsrer Macht nicht abwenden können oder aus Pflichtgefühl nicht abweisen wollen.

Gefühle heißen in der neueren Psychologie die subjektiven Elemente unseres Bewußtseinsinhalts, welche wie die objektiven Elemente, die Empfindungen, sich im einzelnen durch ihre Qualität und Intensität voneinander unterscheiden, aber im Gegensatz zu jenen nicht durch größte Unterschiede, sondern durch größte Gegensätze begrenzt werden. Die Empfindungen (s. d.) bieten innerhalb ein und derselben Qualität regelmäßig Intensitätsunterschiede dar, die von einem Minimum aus in einer Richtung zu einem Maximum aufsteigen; die Gefühle dagegen entwickeln sich von einem Null- oder Indifferenzpunkte aus regelmäßig nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen, wobei sie zu immer stärker kontrastierenden Gefühlen werden. Irrtümlich werden die Gefühle oft mit den Empfindungen überhaupt oder im besonderen mit den Empfindungen des Tastsinnes verwechselt, und der ältere Sprachgebrauch wirft nicht nur beide Ausdrücke unterschiedlos durcheinander, sondern versteht auch unter Gefühlen neben den Elementen die komplexen Gebilde des Bewußtseins. Aber die neuere Psychologie scheidet Gefühle und Empfindungen und ebenso Elemente und erst durch Assoziation gebildete Komplexe der Elemente mit größter Schärfe voneinander. So wenig zwar Gefühle und Gefühlskomplexe in dem Verlaufe unseres Seelenlebens isoliert für sich auftreten, so sehr sie Begleiterscheinungen von Empfindungen und Vorstellungen sind — man nennt sie daher auch Gefühlstöne der Empfindung —, so richtig trennt sie doch die Analyse als besondere subjektive Elemente unseres Erfahrungsinhalts von den objektiven Elementen des Empfindungs- und

Digitized by Google

Vorstellungsinhalts. Diese bringen uns die objektiven Verhältnisse der Wirklichkeit, jene die Zustände unserer eigenen Person zum Bewußtsein. Auf den Empfindungen baut sich in uns die Erkenntnis der Welt auf, die Gefühle bestimmen die Bewertung der von der Außenwelt herrührenden Eindrücke und treiben uns zur Erhaltung und Vervollkommnung des eigenen Organismus und der Menschheit. An die Empfindungen schließen sich also als eigenartige Begleiterscheinungen die Gefühle der Lust und Unlust, der Beruhigung und Erregung, der Lösung und Spannung an und bilden die Hauptklassen einfacher sinnlicher Gefühle, aus denen sich in beständiger Wechselwirkung mit den Erkenntnis- und Willensvorgängen die aus Partialgefühlen entstehenden mannigfaltigen zusammengesetzten niederen und höheren intellektuellen, ästhetischen und ethischen Gefühlskomplexe herausbilden, die zeitweise zu Gemeingefühlen (s. d.), zu Stimmungen (s. d.) und zu Affekten (s. d.) anwachsen. Die einfachen und zusammengesetzten Gefühle sind eigenartigen Gesetzen unterworfen. Sie vermindern sich mit der Dauer und stumpfen sich durch Wiederholung ab. Sie entwickeln sich vom Nullpunkt in zwei Richtungen, aber die angenehmen Gefühle schlagen an einer bestimmten Grenze bei weiterer Steigerung in ihr Gegenteil um, während schwache unangenehme Gefühle unter Umständen noch angenehm wirken können. Lust und Unlust hat also etwas Relatives an sich. Herabgesetzte Unlust wird als Lust empfunden und umgekehrt. Derselbe Anlaß bereitet verschiedenen Menschen verschiedene Lust oder Unlust und denselben Menschen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Lagen verschiedene Gefühle. Die Gefühle haben auch ihre Geschichte. Das komplexe Nationalgefühl z. B. stammt aus dem Altertum; das Gefühl der Sündenzerknirschung aus dem Mittelalter; das Landschaftsgefühl entwickelt sich vom Anfang des 18. Jahrhunderts ab. — Die Erklärung der Gefühle hat der Psychologie viel Schwierigkeiten bereitet, und ihre Analyse ist noch unfertig. Vor Kant unterschied man, obwohl schon Aristoteles (384—322) die Gefühle der Lust und Unlust, allerdings nur in der Analyse des animalischen Teils der Seele, auszusondern versucht hatte (De an. III, 7 p. 431 a 9 ff), im allgemeinen nur Vorstellen und Begehren und dementsprechend theoretische und praktische Philosophie. Kant (1724—1804) leitete nach Sulzers (1720 bis 1779) Vorgange, dem auch Mendelssohn (1729—1786) und Tetens (1736—1807) folgten, die Gefühle aus einem be-

Digitized by Google

sonderen Vermögen der Seele ab, dem Vermögen der Lust und Unlust (vgl. Kant, Von der Einteilung der Philosophie, Einleitung in die Kr. d. Urteilskraft, S. XI—LVI, Anthropologie I, § 57—59, S. 169—202). Da aber, abgesehen von der Unhaltbarkeit der Vermögenstheorie, wie die neuere Psychologie zeigt, Gefühle nicht gesondert von den Empfindungen und Vorstellungen entstehen, so kann den Gefühlen keine andere Existenz und kein anderer Ursprung zugeschrieben werden als den übrigen psychischen Elementen, und die Annahme eines besonderen Gefühlsvermögens erscheint unberechtigt. Nur die psychologische Analyse sondert, und zwar mit Recht, die Gefühle von den übrigen psychischen Vorgängen ab. — Vgl. Biunde, Empirische Psychologie III, S. 72f. George, Psychologie. Berlin 1851. Horwich, Psychologische Analysen. 2 Bde., 1872—1878. Lehmann, Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühllebens. Aus dem Dänischen. Leipzig 1892. Wundt, Grundzüge der physiol. Psychologie. B. II., 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 274—383; Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909. §§ 5, 7, 12. Nahlowsky, Das Gefühlsleben. 2. Aufl., Leipzig 1894. Lipps, Vom Fühlen, Wollen und Denken. Leipzig 1902. Th. Ribot, Psychologie der Gefühle. Deutsch von Ufer. Altenburg 1903. Anton Palme, J. G. Sulzers Psychologie und die Anfänge der Dreivermögenslehre. Berlin 1905. Theob. Ziegler, Das Gefühl. Leipzig 1908. Ebbinghaus, Psychologie in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 203f. C. Albrich, Leibniz' Lehre vom Gefühl. Leipzig 1909. Fr. Kammerer, Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen achtzehnten Jahrhundert. Berlin 1909. P. Dubois, Vernunft und Gefühl. Bern 1910.

gefühllos im eigentlichen Sinne, d. h. der Fähigkeit zu fühlen beraubt, ist kein tierisches und menschliches Wesen; im hyperbolischen Sinne heißt so der Grausame und der Egoist.

Gefühlssinn nannte man früher den Sinn, der jetzt der allgemeine Sinn genannt wird. Er erstreckt sich über die ganze Hautfläche des Menschen. Rousseau sagt von ihm: „Das Gefühl ist über die ganze Oberfläche unseres Körpers verbreitet, um uns gleichsam wie ein beständiger Wachtposten von allem, was ihn verletzen könnte, in Kenntnis zu setzen“ (Rousseau, Emil, B. II, 197). Er umfaßt aber auch außerdem eine große Anzahl innerer Organe (Schleimhäute, Muskeln, Sehnen, Knochen, Gelenke, Drüsen, Magen, Därme, Lungen usw.), er

Digitized by Google

liefert uns die Empfindungen des Drucks, der Kälte, der Wärme und des Schmerzes. Die Druckempfindungen der Haut, der Gelenke und Muskeln werden gewöhnlich als äußere und innere Tastempfindungen, die übrigen Empfindungen des allgemeinen Sinnes als Gemeinempfindungen bezeichnet (Wundt, Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909. § 6, S. 56ff). — Vgl. Gemeinempfindungen, Schmerzempfindungen, Temperaturempfindungen, Druckempfindungen, Tastempfindungen.

Gefühlswert s. Affektionspreis.

gegeben heißt alles, was ohne unseren Willen in unser Bewußtsein mittelst des Sinnenreizes und der Empfindung und ihrer Begleiterscheinungen eintritt.

Gegensatz (oppositio) heißt entweder das Verhältnis zweier Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen, oder das Verhältnis zweier Urteile, die beide zwar unwahr, aber nicht beide zugleich wahr sein können. Der Gegensatz ist entweder kontradiktorisch (Widerspruch, s. d.), wenn er der Gegensatz der Bejahung und Verneinung ist, d. h. wenn nicht nur die Wahrheit des einen Teils die Falschheit des anderen bedingt, sondern auch die Falschheit des einen die Wahrheit des anderen, oder konträr, wenn nur das erstere Verhältnis stattfindet. — Vgl. konträr und contradiktorisch.

Gegenständlichkeit des Erkennens findet nach Kant (1724—1804, Kr. d. r. V., I. Aufl.) da statt, wo die Empfindungen denjenigen Verbindungen untereinander unterworfen sind, die die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sind, also dem Raum, der Zeit und den Kategorien.

Gehirn und Seele s. Seelensitz.

Gehör (lat. auditus, gr. ἀκοή) heißt derjenige Sinn, welcher, gereizt durch die schwingende, auf die Luft übertragene Bewegung der schallerregenden Materie, uns die Empfindungen von Schällen, d, h. von Geräuschen, Tönen und Klängen vermittelt. Ein Hören findet nur da statt, wo Bewegung und das körperliche Organ des Ohres vorhanden ist. Das Gehör ist wie der allgemeine Sinn (s. d.) ein mechanischer Sinn. Im Gehörorgan findet keine Umgestaltung des erregenden Reizes statt. Die Reizschwelle (s. d.) des Gehörsinnes beträgt für Töne nach dem jetzigen Stande der experimentellen Untersuchungen bei günstigstem objektivem Reize $\frac{1}{10000000}$ Erg,

Digitized by Google

die Verhältnisschwelle (s. d.) für momentane Geräusche $\frac{1}{10}$. Die Gehörsempfindungen unterscheiden sich durch ihre Entstehungsart, ihre Qualität, ihre Intensität und ihre Zeitdauer voneinander. Der durch einfache regelmäßige periodische Schwingungen, die von 12—16 Doppelschwingungen in der Sekunde bis zu 40000—50000 reichen, hervorgebrachte Schall ist der Ton; der Klang ist die Zusammenfassung mehrerer Töne (Obertöne), deren Schwingungszahlen kleinste Vielfache eines ihm zugrunde liegenden Tones (Grundton) sind; das Geräusch dagegen entsteht durch nichtperiodische Bewegungen und ist Empfindungskomplex. Es lassen sich jedoch einfache Geräusche als Gehörsempfindungen ansetzen, die als Elemente der Komplexe entstehen, wenn Schallwellen kürzere Zeit wirken, als daß sie eine Tonempfindung hervorrufen könnten. Die Töne und Klänge ordnen wir nach ihrer Qualität (Tonhöhe) zu einem System von Oktaven, d. h. von je sieben Tonstufen, und stellen die Verhältnisse ihres Zusammenklanges (Harmonie) und ihres Mißklanges (Disharmonie) für gleichzeitige oder aufeinanderfolgende Töne und Klänge fest. Harmonische Töne erregen unser Wohlgefallen, disharmonische nicht; heftiger rhythmischer Lärm spricht nur robuste Naturen an, zartere werden dadurch ebenso wie durch regelloses Gesumme und schrille Töne peinlich erregt. Die Musik ist dagegen die älteste und auf das Gemüt am stärksten einwirkende Kunst. Sie gründet sich auf die harmonischen Verhältnisse und Unterschiede der Töne in Zeitdauer und Intensität. Akustische Täuschungen, die oft zu Halluzinationen Anlaß geben, entstehen durch Abnormitäten des Blutlaufs im Hirn oder im inneren Ohr, durch Ermüdung oder Schwäche der Nerven oder durch entotische (im Ohre selbst entspringende) Geräusche (d. h. Knacken, Sausen u. dgl.). Das Gehör ist ein höherer, durch den Umfang seiner Empfindungsfähigkeit für das Geistesleben des Menschen und die Erfassung einer objektiven Welt bedeutungsvoller Sinn, auf dem ein großer Teil unserer Erkenntnis der Dinge beruht. Ein Vorzug der menschlichen Organisation besteht darin, daß wir Laute und Töne nicht nur vernehmen, sondern auch mit unseren eigenen Organen im reichsten Maße hervorbringen können. Dem passiven Gehörsinne korrespondiert daher das aktive Sprachvermögen, das sich nur da entwickelt, wo der Gehörsinn vorhanden ist, bei dem Taubgeborenen aber, trotz aller physischen Fähigkeit

Digitized by Google

zum Sprechen, nicht zur Funktion kommt. Im Gegensatz zu dem Gesicht setzt uns aber das Gehör nur mit dem Näherliegenden, Terrestrischen, nicht mit dem Fernen, Kosmischen in Verbindung. Erst seit dem letzten Jahrhundert hat die Erfindung geeigneter Apparate (Telephon, erfunden von Reis 1860, usw.) es möglich gemacht, Töne und gesprochene Worte auf weite terrestrische Entfernungen zu übermitteln. Über die Erdatmosphäre reicht aber auch jetzt nicht die Tonvermittlung hinaus, und die pythagoreische Lehre von der Sphärenharmonie (s. d.), die das Ohr des Weisen hinieden vernimmt, ist eine Selbsttäuschung gewesen. — Vgl. H. v. Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen. 5. Aufl. 1896. Preyer, Die fünf Sinne des Menschen. Leipzig 1870. Die Grenzen der Tonwahrnehmung. Leipzig 1876. Tyndall, Der Schall. Deutsch. 3. Aufl. Braunschweig 1897. Ebbinghaus, Grundz. der Psychol., Bd. I., Leipzig 1902. Stumpf, Tonpsychologie. 2 Bde. Leipzig 1883—90. E. Mangold, Unsere Sinnesorgane. Leipzig 1909, S. 75—104.

Gehörnte s. cornutus.

Geist (gr. *πνεῦμα*, lat. spiritus, hebr. רוּחַ = Hauch, Atem) ist ein Ausdruck, der in seiner Bedeutung vielfach geschwankt hat. In anthropologischer Bedeutung wird er entweder in gleichem Sinne wie Seele (s. d.) gebraucht, so daß dann die Gegensätze beider, Leib und Körper auch als gleichbedeutend gelten oder aber der Geist wird von der Seele unterschieden, und die Seele wird dann als Inbegriff aller inneren Zustände, der höheren, wie der niederen, genommen, während der Geist nur als ein Teil der Seele, nur als der Träger der höheren Zustände, des Denkens und der Persönlichkeit, gedacht wird. Andrerseits werden aber auch Seele und Geist nur als verschiedene Grade ein und desselben Wesens angesehen, so daß z. B. den Tieren nur eine Seele, den Menschen ein Geist beigelegt wird. Im allgemeinen Sinne gewinnt der Geist eine Bedeutung unabhängig von Seele. Man versteht dann unter Körper das äußere Sein der Dinge und unter Geist ihr inneres Sein. Der Geist in dieser Bedeutung kann als Einzelwesen gedacht werden, das aber nicht mehr an die Persönlichkeit gebunden ist, oder er kann als der gemeinsame Kern oder das Wesen der Dinge abgesehen von aller äußeren Erscheinungsform gedacht werden, wobei dann die Seele zur individuellen Form des Geistes wird. In dieser Gestalt wird er einer der

Digitized by Google

Grundbegriffe des Dualismus und der letzte Grundbegriff aller Systeme des Idealismus. Den Idealisten veranlaßt unser Bewußtseinsleben den Begriff der materiellen Welt, der Außenwelt, durch den Begriff der Innenwelt zu ergänzen und in diesem den tieferen Kern unseres Daseins zu suchen. Der Geist kann in den Systemen des Idealismus entweder als Substanz oder als Energie, entweder streng monistisch oder auch pluralistisch aufgefaßt werden. Wie man ihn denken will, hängt wesentlich von dem Werte, den man diesen einzelnen Kategorien beilegt, ab. Auch den göttlichen Geist kann man sich entweder als unendliche Substanz oder als höchste Energie und zwecksetzenden Willen denken. In neuerer Zeit ist aber der altchristliche Begriff des göttlichen Geistes als Substanz in den Hintergrund getreten. — Da der Geist auch als Lebensprinzip angesehen wird, so legt man im übertragenen Sinne nicht bloß dem einzelnen Menschen, sondern auch Gemeinschaften einen Geist bei; man spricht vom Geist einer Schule, Kirche, vom Geist eines Zeitalters, d. h. von seiner Denkweise. Ferner stellt man den Geist, als lebendigen Inhalt, dem Buchstaben, der toten äußeren Form entgegen. Je nachdem ein Mensch viel oder wenig Geist zeigt, heißt er geistig, geistvoll resp. geistesarm, geistlos. Geistreich heißt s. v. w. witzig; geistlich bedeutet soviel als kirchlich. Ein schöner Geist (bel esprit) heißt ein Freund der Literatur und Kunst; einen starken Geist nennt man einen Freidenker. — Scharf geschieden hat Leib und Seele vor allem Platon und das Christentum, und Platon dachte sich die Seele aus Geist und Körper gemischt. Aristoteles (384—322) hat dem *θρεπτικόν* (der Ernährungskraft), dem *αἰσθητικόν* (der Empfindungskraft), dem *ὀρεκτικόν* (der Begehrungskraft) und *κινητικὸν κατὰ τόπον* (der Bewegungskraft), die der Mensch mit dem Tiere gemeinsam hat, den *νοῦς* (den Geist) als höheres menschliches Vermögen entgegengestellt. Bei Kant (1724 bis 1804) ist der Geist ein unbekanntes und unbegreifliches Etwas, von dem wir weiter nichts wissen, als daß es das Subjekt unserer Gedanken ist. In der Philosophie Hegels (1770 bis 1831) dominiert der Begriff des Geistes als des Wesens der Dinge. Die Welt ist die logische Entwicklung des göttlichen Geistes, die aus der geschichtlichen Entfaltung der menschlichen Gattungsvernunft zu begreifen ist. Wundt (geb. 1832) definiert in Rücksicht auf die Psychologie: „Der Geist ist wie die Seele das Subjekt der inneren Erfahrung, aber unter

Digitized by Google

Abstraktion von den Beziehungen dieses Subjektes zu einem leiblichen Wesen". — Vgl. Seele, Nous, Geistesleben. — Wundt, Grundr. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Bd. I, Leipzig 1908, S. 9—16. P. Apel, Geist und Materie. 2. Aufl. Berlin 1905.

Geisterlehre u. Geisterseherei s. Spiritismus.

Geisteskrankheiten (Seelen- oder Gemütskrankheiten) heißen abnorme Zustände des Geisteslebens, in denen auf Grund physiologischer Störungen einzelne Seelenprozesse (Sinnestätigkeit, Vorstellen, Fühlen, Wollen und Handeln) entweder abnorm verlaufen oder miteinander in Widerspruch stehen. Die Grenze zwischen gesundem und ungesundem Seelenleben ist unsicher und fließend. Als Typen, die schon die Grenze der Psychose (Seelenkrankheit) bilden, gelten: 1. Die Verengung des Vorstellungskreises. 2. Die große Zerstreutheit. 3. Die Heftigkeit des Wollens und Fühlens. 4. Die fixen Ideen. 5. Das Schlafwandeln und der magnetische Schlaf. 6. Die Halluzinationen und Visionen. — Die Geistesstörungen im engeren Sinne zerfallen in solche der Depression und solche der Exaltation; dort zeigt sich übermäßige Herabstimmung, hier Überspannung des Seelenlebens. A. Typen der Depression sind: 1. Die Hypochondrie und Hysterie. 2. Die Melancholie. 3. Die Monomanie. B. Typen der Exaltation: 1. Die Manie oder Narrheit. 2. Die Tobsucht. 3. Die Verrücktheit. — Die Ursachen der Psychose sind mannigfach: Bald sind es Natureinflüsse, bald die Geschlechtsreife, bald die klimakterischen Jahre, bald die Konstitution, bald die Erblichkeit, bald das Leben in großen Städten, bald anstrengender Beruf und Stand, bald Sorgen und Leidenschaften, die zur Geisteskrankheit führen. Kraepelin unterscheidet die Zustandsbilder der Geistesstörung von den ihnen zu Grunde liegenden Geisteskrankheiten und sondert die letzteren nach ihren Ursachen in exogene (aus äußeren Ursachen wie Hirnverletzungen, Hirnerkrankungen, Vergiftungen und Infektionen stammende), aus körperlichen Ursachen stammende (wie senile und praesenile arteriosklerotische), aus Stoffwechselerkrankungen stammende (wie thyreogenes Irresein, endogene Verblödung, Epilepsie), psychogene (wie Hysterie) und endogene (aus angeborener Veranlagung stammende, wie die Paranoia usw.), weist aber auch darauf hin, wie unsicher die Abgrenzung der Geisteskrankheiten bisher noch ist und wie es

Digitized by Google

vorläufig als unmöglich betrachtet werden muß, ein klares System der Geisteskrankheiten aufzustellen. Eine eigene, auf der Wundtschen Psychologie beruhende Klassifikation der Geisteskrankheiten, die scharf zwischen Neurosen und Psychosen scheidet, gibt Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902. — Vgl. Geistesleben. — Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie. Berlin 1844ff. Hohnbaum, Psych. Gesundheit und Irrsinn. Berlin 1845. Wachsmuth, Allgem. Pathol. der Seele. Frankfurt 1859. J. Weiß, Kompend. d. Psychiatrie. Wien 1882. Ziehen, Psychiatrie. 2. Aufl. Leipzig 1902. v. Krafft-Ebing, Psychiatrie. 7. Aufl. Stuttgart 1903. Verworn, Die Mechanik des Geisteslebens. Leipzig 1908. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1909 bis 1910.

Geistesleben heißt nach R. Eucken (geb. 1846) ein Leben, das über dem Gegensatz von Subjekt und Objekt steht. Es ist die selbständig gewordene und mit einem eigentümlichen Inhalte ausgestattete Innerlichkeit und besteht in einem Lebensprozeß, der für den Menschen zugleich Tatsache und Aufgabe ist und die Grundlage der geschichtlichen Entwicklung bildet. Die Klarlegung des Begriffes des Geisteslebens hat mit Kant begonnen. — Vgl. Objekt. — R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904. S. 11—37. Die Einheit d. Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit. Leipzig 1888. Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens. Leipzig 1908. E. J. Swift, Mind in the making, a study of mental development. New York 1908. L. Busse, Geist u. Körper, Seele u. Leib. Leipzig. H. Dreyer, Der Begriff Geist in der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. Berlin 1908. R. Eisler, Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens. Leipzig 1908. E. Hallesby, Der menschliche Geist. Leipzig 1909. E. Hammann, Der menschliche Geist. Leipzig 1909. A. J. Giß, Die menschliche Geistestätigkeit Bd. I. Leipzig 1910.

Geistesschwäche (dementia, imbecillitas, debilitas) heißt die krankhaft verminderte Intelligenz. Sie tritt als Blöd-, Stumpf-, Schwachsinn, Dummheit, Einfalt auf und zeigt sich in Gedächtnis-, Urteilsschwäche, Gedankenarmut, gemütlicher Verordnung und Verlust der Selbständigkeit im Denken und Handeln. Einfalt, Dummheit, Schwachsinn, Stumpfsinn und Blödsinn bilden eine Stufenreihe. Dummheit und Schwachsinn

Digitized by Google

sind verschiedene Stufen der Schwäche der Erkenntnis, Stumpfsinn ist dagegen die Schwäche nicht nur der Intelligenz, sondern vielmehr aller Seelenprozesse, Blödsinn die höchste Stufe des Stumpfsinns. Ursachen der Geistesschwäche sind entweder die angeborene Schwäche (Idiotismus), welche auf abnormer Gehirn-, Schädel- oder Sinnesbildung beruht, oder die sekundäre, eine Folge von Gehirnkrankheiten oder vom Alter (senile Schwäche). Geistesschwäche ist immer mit physiologischen und psychischen Abweichungen vom normalen Zustande verbunden. — Vgl. Bekahn, Über den angeborenen und früh erworbenen Schwachsinn. Braunschweig 1904. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909—1910. I. B., S. 521ff.

Geisteswissenschaften heißen nach Dilthey diejenigen Wissenschaften, welche die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zu ihrem Gegenstande haben (Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I, Leipzig 1883). — Vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl. 1898. Einleitung, S. 1—20. Dilthey, Über das Wesen der Geisteswissenschaften und ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften. Sitzungsber. d. Preuß. Ak. d. W. 7. Januar 1909, Nr. 1. Wundt, Logik, 3. Aufl., Stuttgart 1908. Bd. III, 1, S. 1—302 (Grundlagen, System, Prinzipien und Methode der Geisteswissenschaften.) Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, II.

Geiz (ahd. mhd. gît), die Ausartung der Sparsamkeit, heißt der leidenschaftliche Trieb nach Gütern, welcher, Zweck und Mittel verwechselnd, den Besitz nur um des Besitzes willen begehrt, nicht, um für sich oder andere daraus Nutzen zu ziehen. Der Geizhals (gieriger Hals) selbst genießt nichts von seinem Besitz; er genießt höchstens in der Einbildung, nie in der Wirklichkeit, was ihm sein Geld verschaffen könnte. In der Sucht, sich die Mittel für ein frohes Leben zu sammeln, verabsäumt er, das Leben zu nutzen. Dieses völlige Zurückweichen des Zweckbegehrens hinter das Begehren des Mittels tritt am leichtesten gegenüber dem Gelde, dem Allmittel, auf. Leidenschaften schützen bis zu einem gewissen Grade vor dem Geize oder heilen davon. Darum ist die Jugend seltener geizig; dagegen disponiert das Alter, das durch ein langes Leben den Wert des Geldes erkannt hat, mehr zum Geize. Kant (1724—1804) unterscheidet habsüchtigen Geiz (Erweiterung des Erwerbs der Mittel zum Wohlleben über die Schranken des wahren Bedürfnisses), kargen Geiz (Knickerei oder Knauserei) die

Digitized by Google

Vernachlässigung der Liebespflichten gegen andere, und Geiz als Verletzung der Pflichten gegen sich selbst, der in der Verengerung des eigenen Genusses der Mittel zum Wohlleben unter das Maß des wahren eigenen Bedürfnisses besteht (Metaph. d. Sitten Tl. II, S. 88f.). — Vgl. Molière, „L'Avare" (Musterschilderung des Geizes als Knauserei).

Gemeinempfindungen nennt man in der neueren Psychologie entweder (Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, S. 56 ff) die Empfindungen der äußeren Haut und der inneren Organe mit Ausschluß der äußeren und inneren Tastempfindungen, d. h. der durch die äußere Haut vermittelten und der durch die Spannungen und Bewegungen der Muskeln, der Gelenke und Sehnen entstehenden Druckempfindungen oder (Wundt, Grundz. d. phys. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1910, Bd. II, S. 2) die aus inneren Reizen entstehenden Empfindungen der inneren Organe mit Ausschluß derjenigen Empfindungen, die zwar in inneren Reizen ihren Grund haben, aber durch die Bewegung der Tastorgane sowie durch die Kraftleistungen ihrer Muskeln ausgelöst werden. Nach der ersten Begriffsbestimmung gehören zu den Gemeinempfindungen alle äußeren und inneren Wärme-, Kälte- und Schmerzempfindungen und auch alle inneren Druckempfindungen, die an andere Organe als die Muskeln, Sehnen und Gelenke geknüpft sind z. B. an Magen, Darm, Lungen usw. Nach der zweiten Begriffsbestimmung gehören zu den Gemeinempfindungen nicht die Wärme- und Kälteempfindungen und die Schmerzempfindungen der Haut, der Sehnen, Muskeln und Gelenke, sondern nur diejenigen Druck-, Wärme-, Kälte und Schmerzempfindungen, die aus innneren Reizen hervorgehen und in dem physiologischen oder pathologischen Zustand der Organe begründet sind. Die letztere Scheidung.

Über die Wärme- und Kälteempfindungen s. Temperaturempfindungen, über die Schmerzempfindungen (s. d.). Abgesehen von den reinen Temperatur- und Schmerzempfindungen beruhen auf Gemeinempfindungen als ihren Elementen, Empfindungskomplexe wie die des Kitzels, Juckens, Fröstelns, Schauderns, des Hungers und Durstes, des Ekels, Schwindels, der Anstrengung und Ermüdung. In diesen Komplexen liegen Tast-, Schmerz- und Temperaturempfindungen gemischt zum Teil über weitere Stellen verbreitet, und auch von bestimmten Sinnen ausgelöst, meist aber von inneren Reizen hervorgerufen und

Digitized by Google

nur zum Teil durch periphere Organe veranlaßt. Empfindungen sind hierbei von Mitempfindungen und Reflexempfindungen begleitet. — Vgl. Wundt, Grundr. d. physiol. Psych. II. Bd. 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 1—51. Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, S. 56—59.

gemein-niedrig heißt nach Schiller das Gegenteil des Erhabenen. Gemein heißt alles, was nicht zu dem Geiste spricht und kein anderes als sinnliches Interesse erregt. Niedrig heißt alles, was nicht nur den Mangel des Geistreichen und Edlen, sondern Roheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. — Vgl. Schillers 1793/4 verfaßten, 1802 gedruckten Aufsatz: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Gemeinsinn heißt 1. der gesunde Menschenverstand (common sense, sensus communis), wie man ihn bei jedem natürlichen Menschen antrifft; 2. das Gemeingefühl (s. Gemeinempfindung); 3. der Gemeingeist, entweder a) objektiv der ein Gemeinwesen beherrschende Geist (s. Geist), b) subjektiv die uneigennützige Hingebung an das Ganze (Bürgertugend) im Gegensatz zum Egoismus und zur Engherzigkeit. — Vgl. Gefühlssinn.

Gemüt (ahd. gimuoti, mhd. gemüete) heißt die durch die Gesamtheit der Gefühls- und Willenserregungen erworbene Einheit und Bestimmtheit des Seelenlebens. Eine feste begriffliche Prägung hat das Wort in der Philosophie nicht empfangen. Aber der Ursprung seiner vertieften Bedeutung liegt in der Mystik, und Fichte (1762—1814) hat in seinen Reden an die deutsche Nation zuerst Geist und Gemüt geschieden (Schluß der 4. Rede) und die Deutschen als Volk des Gemütes bezeichnet. Das Gemüt bildet den Gegensatz zur Intelligenz, welche der Gesamtzustand des Erkenntnislebens des Menschen ist und ihn in Beziehung zur Außenwelt setzt. Im Gemüte besitzt und genießt die Seele sich selbst und tritt noch nicht aus sich heraus; es bildet ihr innerstes Leben. Die Grundlage der jedesmaligen Gemütsstimmung ist das Gemeingefühl. — In prägnantem Sinne heißt ein Mensch von reichem Innenleben gemütvoll, während gemütlos sowohl der rohe Mensch als auch der Mensch, dessen Innenleben arm ist, heißt. Die Art und Weise, wie sich die Gefühle und Neigungen eines Menschen ausbilden, macht seine Gemütsart aus, welche trübe oder heiter, furchtsam oder tapfer, bösartig oder gutartig sein kann.

Digitized by Google

Dementsprechend definiert Kant: „Der Mensch hat ein gut Gemüt, bedeutet: er ist nicht störrisch, sondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht besänftigt und hegt keinen Groll (ist negativ gut)“ (Kant, Anthrop. II, 1, S. 254). Gemütlichkeit sprechen wir dem zu, welcher, ohne die Absicht dazu zu haben oder zu zeigen, durch sein Benehmen andere im geselligen Verkehr in eine angenehme Gemütsstimmung versetzt. Gemütsbewegungen sind alle stärkeren, oft plötzlich ausbrechenden Veränderungen der Stimmung, also heftige Gefühle, Affekte, Begierden und Leidenschaften. Das Gegenteil davon ist die Gemütsruhe, die nicht in der Gefühllosigkeit, sondern in der Harmonie der Gefühle und Bestrebungen besteht. — Vgl. Temperament, Charakter, Naturell, Affekte, Apathie, Ataraxie, Geisteskrankheiten. — Eucken, Geschichte der philosoph. Terminologie. Leipzig 1878, S. 211.

Generatio aequivoca (primaria, spontanea), Urzeugung (Archigonie), d. h. die elternlose Entstehung organischer Wesen aus unorganischem Stoffe, wurde von den alten Zoologen als Tatsache angenommen. Der gegensätzliche Begriff ist Tokogonie (Elternzeugung). Aristoteles glaubte an die generatio aequivoca selbst höher organisierter Tiere, wie der Aale und Frösche. Durch genaue Beobachtung und Experimente wurde diese Theorie im 17. und 18. Jahrhundert gestürzt, und sie ist in der Gegenwart sogar bezüglich der Protozoen widerlegt. Das Resultat aller neueren Untersuchungen ist, daß die derzeitige Existenz einer Urzeugung nicht bewiesen ist. Wer aber die Kant-Laplacesche Hypothese über die Bildung unserer Erde annimmt, ist gezwungen, zuzugeben, daß das Leben auf der Erde nicht von Anfang an als Leben der Tier- und Pflanzenwelt vorhanden gewesen sein kann, sondern erst im Laufe der Entwicklung aus den unorganischen Stoffen entstanden sein muß. So wird die Hypothese von der generatio aequivoca zu einem Postulat der Wissenschaft, das aber nicht dahin ausgedehnt werden kann, daß auch jetzt noch Urzeugung existieren muß. Allgemein anerkannt ist dies Postulat keineswegs. Lord Kelvin (gest. 1909) z. B. erklärt: „Die Wissenschaft liefert ein ungeheures Material an induktiven Beweisen gegen die generatio aequivoca“ und Svante Arrhenius versucht die Idee der Generatio aequivoca durch die Idee der Panspermie entbehrlich zu machen. — Vgl. Abiogenesis, Panspermie, Darwinismus. — R. Hertwig, Lehrb. d. Zoologie 1897, S. 112ff.

Digitized by Google

Generifikation (nlt. generificatio) heißt die Zurückführung der Arten auf Gattungen. — Vgl. Spezifikation, Gattungsbegriffe, Division.

generisch (franz. générique) und **spezifisch** (franz. spécifique) heißt ein Merkmal, je nachdem es dem Begriffe einer Gattung oder einer Art zukommt. — Vgl. Erklärung, Begriff.

genetisch (v. gr. γένεσις = Ursprung, Entstehung) heißt zum Ursprung, zur Erzeugung einer Sache gehörig; eine genetische Erklärung gibt nicht die Merkmale eines fertigen Begriffs an, sondern leitet das Wesen des Begriffs aus der Entstehung seines Objektes ab. Die genetische Methode stellt den Bildungs- und Entwicklungsgang eines Wissensstoffes dar. In der Psychologie z. B. leitet sie die zusammengesetzten seelischen Phänomene aus ihren Elementen, die Tätigkeiten der Seele aus ihrem Ursprunge nach allgemeinen Gesetzen ab und führt so zu einem Verständnis der verwickeltsten Vorgänge des Seelenlebens. Ohne die genetische Methode kann keine Erfahrungswissenschaft auf die Höhe gebracht werden. Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Geographie, Sprachwissenschaft, Psychologie usw. haben sich alle in der Neuzeit die genetische Methode angeeignet und die bloß deskriptive (beschreibende) Methode aufgegeben. Erst hierdurch sind sie zu wahren Wissenschaften geworden. Das Sein begreift sich nur aus dem Werden. — Schon Herder (1744—1803) hat die genetische Methode in der Behandlung der Literatur der kritischen Methode Lessings entgegengesetzt. — Vgl. W. Volkmann, Lehrb. der Psychol. 4. Aufl., I, § 3. Köthen 1894. Spencer, Principles of Psychology I, § 61. London 1885.

Genie (franz. génie, v. lat. genius), eigtl. der Schöpfergeist, die Schöpfungskraft, bedeutet seit der unserer klassischen Dichtungsepoche vorausgehenden Zeit die außergewöhnliche natürliche individuelle Begabung, welche Originelles und Musterhaftes hervorbringt. Die Grundlage des Genies ist die schöpferische Phantasie, welche eine Fülle von Anschauungen sicher bewahrt, Vorstellungen leicht erzeugt, verbindet und wieder zur anschaulichen Darstellung bringt. Daher rührt die Lebhaftigkeit und Kühnheit, die Klarheit, Schnelligkeit und Objektivität und der nie rastende Schöpfungsdrang des Genies, seine Abneigung gegen starre, feste Normen, das äußerlich Unvermittelte, Überschwengliche, oft Unverständliche seines Schaffens. Fehlt es ihm an Schulung, an der Fähigkeit der

Digitized by Google

Einschränkung, so verwildert es leicht und zerfällt mit dem Leben und sich selbst. Zur vollen Entwicklung bedarf es der Selbstbeherrschung, wie sie z. B. Goethe sich erwarb. Daher kommt es, daß sich die größten Genies auch durch Fleiß ausgezeichnet haben, so außer Goethe Raffael, Michel Angelo, Shakespeare. (Vgl. F. A. Wolf: „Genie ist Fleiß!" und Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung I, § 36). Die schöpferische Tätigkeit des Genies kann sich auf allen Gebieten des praktischen Schaffens und der Wissenschaft zeigen, vor allem aber und im engsten Sinne ausschließlich auf dem Gebiete der Kunst. Das Genie ist aber meist einseitig und beschränkt sich auf ein bestimmtes Gebiet, so weit dieses auch innerhalb seiner Grenzen sein mag. Sogenannte Universalgenies mit Vollständigkeit aller menschlichen Gaben gibt es selten. Von universaler Begabung waren aber Aristoteles, Leonardo da Vinci, Leibniz, Goethe. Kant (1724—1804) definiert Genie als das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt oder als die angeborene Gemütsanlage (ingenium), durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt und fügt den Satz hinzu, daß schöne Künste notwendig als Künste des Genies betrachtet werden müssen, und daß zur Beurteilung schöner Gegenstände, als solcher, (nur) Geschmack, zur schönen Kunst selbst aber d. i. zur Hervorbringung solcher Gegenstände Genie erfordert wird. — Vgl. Kr. d. Urteilskr. § 46, S. 178 ff. Anthropologie I, § 64, S. 187. — Goethe spricht sich über Genie folgendermaßen aus: „Alles was das Genie als Genie tut, geschieht unbewußt. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überredung aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach uns noch dergestalt heraufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt" (6. April 1801). In neuerer Zeit hat man im Gegensatz zu der Auffassung, die im Genie eine normale Steigerung der natürlichen Begabung sieht (Kant, Goethe, Séailles, Wundt, Meumann u. a. m.), im Genie eine pathologische Seite zu entdecken und die Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn oder von Genialität oder verbrecherischer Anlage nachzuweisen versucht (Fr. v. Hausegger, Dilthey, Dessoir, P. J. Möbius, Lombroso u. a. m.). — Vgl. Talent. — Schiller, Der Genius. Hildebrand in Grimms Wörterbuch unter Genie.

Digitized by Google

W. Dilthey, Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. Leipzig 1886. Die Einbildungskraft des Dichters. Leipzig 1887. K. Fiedler, Der Ursprung der künstlerischen Tätigkeit, 1887. Lombroso, Der geniale Mensch. Übersetzt von Fränkel, Hamburg 1890. Ergänzungen 1894. F. Brentano, Das Genie. Leipzig 1892. Fr. v. Hausegger, Die künstlerische Persönlichkeit, 1897. Das Jenseits des Künstlers, 1899. P. J. Möbius, Über das Pathologische bei Goethe, 1898. Über Schopenhauer, 1899. Über Kunst und Künstler, 1901. Über das Pathologische bei Nietzsche, 1902. Gystrow, Soziologie des Genies. Berlin 1900. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenw. 1904, S. 305. Türck, Der geniale Mensch. 6. Aufl. Berlin 1903. 7. Aufl. 1910. G. Séailles, Das künstlerische Genie. Deutsch von M. Borst. Leipzig 1904. Wundt, Völkerpsychologie. Bd. II, 1. Leipzig 1903. A. Reibmus, Die Entwicklungsgeschichte des Talentes u. Genies, I. München 1908. E. Meumann, Einführung in die Ästhetik. Leipzig 1908. A. Reibmayr, Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. 2 Bde. München 1908. G. Wendel, Über das Genie. Straßburg 1909. Fr. Gallis, Genie und Vererbung. Deutsch von Neurath. Leipzig 1910.

geocentrisch, geozentrisch (aus d. Gr. u. Lat. geb.), heißt vom Mittelpunkt der Erde aus gesehen. Der Ausdruck ist in der Astronomie seit dem 16. Jahrh. entstanden und bezeichnet zunächst den Ort eines Gestirnes in jeder bestimmten Zeit für einen im Mittelpunkt der Erde gedachten Beobachter im Gegensatz zu einem auf einem bestimmten Punkt der Erdoberfläche befindlichen Beobachter. Sodann wird der Begriff geocentrisch im Gegensatz zu heliocentrisch (vom Mittelpunkt der Sonne aus gesehen) gebraucht. Es ist eine wichtige Aufgabe der Astronomie, die Lage (Länge und Breite) eines Planeten gegen den Mittelpunkt der Erde aus der Lage des Planeten gegen den Mittelpunkt der Sonne und umgekehrt zu berechnen. In neuerer Zeit werden die Ausdrücke geocentrisch und heliocentrisch von den entgegengesetzten Weltsystemen gebraucht. Geocentrisch heißt das von Ptolemaios (im 2. Jahrh. n. Chr.) vertretene Weltsystem, welches, im Gegensatz zu dem die Sonne als Mittelpunkt des Planetensystems betrachtenden heliocentrischen Weltsystem des Kopernikus, die Erde als Mittelpunkt der Welt ansah. Bei dem ersten Gebrauch des Wortes handelt es sich also um die Mittelpunkte von Erde und

Digitized by Google

Sonne, beim zweiten um die Erde und Sonne als Mittelpunkt.

Geogonie heißt die Lehre von der Entstehung der Erde. Sie setzt da ein, wo die Kosmologie (s. d.) aufhört. Ihre wichtigsten Hypothesen sind folgende: Die Erde war bei ihrer Entstehung ein feurig-flüssiger Ball, von dem sich durch Rotation erst später die Masse des Mondes ablöste. Alle jetzt festen Stoffe waren zu dieser Zeit auf der Erde dampfförmig oder flüssig. Der Ball kühlte sich allmählich ab, und die Oberfläche desselben begann zu erstarren, seine Wasserdampfhülle kondensierte sich und schlug sich nieder. Die Oberfläche bekam durch Zusammenschrumpfen des Innern Risse, Sprünge und Einbrüche, durch die die Säure hervorquoll, und in die das Wasser als Meer drang. Meer und Landmassen schieden sich auf der Oberfläche, vielfach die Herrschaft an einzelnen Stellen wechselnd. Wo das Meer ursprünglich war, ließ es eine Schlammschicht zurück. Anfangs beherrschten nur physikalische und chemische Kräfte den Erdball. Bei genügender Abkühlung trat das organische Leben hinzu durch generatio aequivoca (s. d.) oder, wie Arrhenius meint, durch Panspermie (s. d.). Pflanzen entstanden und Tiere, gebunden an das Sonnenlicht und die Sonnenwärme. Und schließlich brachte es der Mensch zur Herrschaft hier auf Erden und griff mit seiner Kraft umgestaltend ein (vgl. Anthropologie). Eng an die Geogonie schließt sich die Geologie an, die in exakter Forschung die Oberflächenschichten der Erde untersucht und daraus die Entwicklungsgeschichte der Erdoberfläche ableitet.

Geometrie s. Mathematik.

Geometrisch-optische Täuschungen s. Richtungstäuschungen und Streckentäuschungen.

Gerechtigkeit heißt diejenige Tugend, welche in dem Bestreben des Menschen besteht, jedem das Seine zuteil werden zu lassen. Chr. Wolf (1679—1754) definiert: Iustitia virtus est, qua ius suum cuique tribuitur (Eth. II, § 576). Sie hat eine negative und eine positive Seite: jene zeigt sich darin, daß man den andern nicht verletzt (neminem laede), diese darin, daß man dem anderen gibt, was ihm zukommt (suum cuique tribue). Vgl. Kant, Metaphys. d. Sitten, I. Einleitung, S. XLIII ff. — Schon in der Natur kann man vielleicht einen gewissen Grad von Gerechtigkeit wahrnehmen, insofern man der Ansicht ist, daß sie jedes Ding seinem Zweck zuführt. Soweit dies der

Digitized by Google

Fall ist, kann man Gerechtigkeit die Existenzform des Universums nennen. Vgl. Schiller: „Die Natur ist ewig gerecht." — Das eigentliche Gebiet der Gerechtigkeit ist das menschliche Handeln. Die Alten rechneten die Gerechtigkeit zu den vier Kardinaltugenden (s. d.), neigten aber dazu, in ihr die Summe aller Tugenden zu sehen. Schon der Dichter Theognis (um 500 v. Chr.) sagt V. 147, in der Gerechtigkeit sei alle Tugend befaßt (*ἐν δὲ δικαιοσύνῃ συλλήβδην πᾶσ' ἀρετή' στιν*). Platon (427 bis 347) sah in ihr die allgemeine Tugend, die nicht einem besonderen Teil der Seele angehört, sondern darin besteht, daß jeder Teil der Seele die ihm eigentümliche Aufgabe erfüllt. Bei Aristoteles (384—322) ist die Gerechtigkeit die vollkommenste unter den ethischen Tugenden (Eth. Nicomach. V. 5—6); sie umfaßt im allgemeineren Sinne alle anderen ethischen Tugenden, soweit sie sich auf den Nebenmenschen beziehen (*ἡ μὲν οὖν κατὰ τὴν ὅλην ἀρετὴν τεταγμένη δικαιοσύνη καὶ ἀδικία ἡ μὲν τῆς ὅλης ἀρετῆς οὖσα χρῆσις πρὸς ἄλλον, ἡ δὲ τῆς κακίας* Aristot. Eth. Nicom. V, 5 p. 1130 b 18). Im engeren Sinne ist sie die Tugend, die das Angemessene bezüglich Gewinns und Nachteils herstellt. Sie ist entweder distributiv (*ἓν μέν ἐστι εἶδος τὸ ἐν ταῖς διανομαῖς* p. 1130 b 31), sofern sie sich auf die Austeilung von Gütern und Ehren bezieht, oder kommutativ, (*διορθωτικόν*), sofern sie freiwillige oder unfreiwillige Ausgleichung im Verkehr (*τὸ δὲ λοιπὸν ἓν τὸ διορθωτικόν, ὃ γίγνεται ἐν τοῖς συναλλάγμασιν καὶ τοῖς ἑκουσίοις καὶ τοῖς ἀκουσίοις* Eth. Nicom. V, 6 p. 1131 b 25), bei Verträgen oder im Strafverfahren herstellt. Im N. T. steht ebenfalls oft Gerechtigkeit für Tugend überhaupt, z. B. Matth. 5, 17 ff., 7, 12. In neuerer Zeit faßt man sie mehr im engeren Sinne auf. Herbart (1776—1841) rechnet sie zu den praktischen Ideen oder Musterbegriffen und läßt sie aus dem Mißfallen am Streite hervorgehen. Fr. Paulsen (1846—1907) definiert sie als Selbstbeschränkung in der Verfolgung der eigenen Interessen durch die Rücksicht auf die Interessen der menschlichen Umgebung. — Vgl. G. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Leipzig 1910.

Geruch (von riechen, ahd. richhan, mhd. riechen = rauchen, dampfen, duften, den Duft empfinden; im mhd. ist der Ausdruck für Geruch empfinden smecken; lat. olfactus, gr. *ὄσφρησις*) heißt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche derjenige unter den Spezialsinnen des Menschen, durch den wir luft- und dampf-

Digitized by Google

artige Ausdünstungen von Körpern wahrnehmen. Die Geruchsempfindung entsteht beim Durchziehen der mit Düften gesättigten atmosphärischen Luft durch die Nase und beruht auf der hierdurch entstehenden Reizung der in der Nase befindlichen Endorgane des Riechnervs, der Riechzellen. Die Geruchsempfindungen unterscheiden sich durch ihre Intensität und Qualität. Die Intensität der Empfindung hängt von den den Reiz veranlassenden Substanzen selbst, vom Umfang der gereizten Stelle des Riechnervs, von der Dauer des Riechens und von der individuellen Veranlagung des Subjekts ab. Zu den wirksamsten Richstoffen gehören Moschus und Merkaptan. Die Endorgane des Richnervs selbst nehmen nur einen Raum von 10—12 mm Durchmesser im obersten Bezirk der oberen Nasenmuschel ein. Die Qualitätsunterschiede der Geruchsempfindungen sind noch wenig erforscht. Sie sind sehr mannigfaltig und durch Übergänge vermittelt, aber sprachlich nur sehr unvollkommen meist nach den Stoffen, von denen die sie veranlassenden Reize ausgehen, bezeichnet. Zwaardemaaker unterscheidet im Anschluß an Linné ätherische (Ananas, Wein), aromatische (Kampher, Anis), balsamische (Jasmin, Vanille), ambrosische (Amber, Moschus), lauchartige (Zwiebel, Fisch), brenzlige (Kaffee, Tabakrauch), bocksartige (Schweiß, Katzenharn), widerliche (narkotische, Wanzengerüche) und ekelhafte Gerüche (Verwesungs-, Fäkalgerüche) als Hauptarten der Gerüche. Doch ist hiermit die Frage, welche Gerüche elementare Empfindungen sind, keineswegs gelöst. Die Geruchsreize können isoliert wirken oder sich auch mit Geschmacks- und Druckreizen vermischen, die, um reine Gerüche zu ergeben, zu eliminieren sind. Die reinen Gerüche können jeder für sich oder in Verbindung miteinander auf das Riechorgan einwirken. In geeigneten Mischungsverhältnissen können sie sich kompensieren, z. B. Kautschuck- und Wachsgeruch oder Tolubalsamgeruch, vielleicht durch die neutrale Hemmung der Empfindungen. So wichtig der Geruchssinn dem Subjekte für die Auffindung nützlicher und für die Abwehr schädlicher Stoffe ist, zumal er nicht nur bei unmittelbarer Berührung der Stoffe mit dem Sinnesorgan, wie der Geschmackssinn, sondern schon, wenn die Stoffe noch entfernt sind, in Funktion tritt, so unentwickelt und unerzogen ist er doch beim Menschen und so wenig psychologische oder ästhetische Bedeutung hat er für uns, weil wir seine Empfindungen nicht unmittelbar in Zeit- und Raum-

Digitized by Google

form einordnen und also mit Hilfe dieses Sinnes nicht direkt Objekte erfassen, auch die einzelnen Qualitäten der Geruchsempfindung bisher nicht in bestimmte Beziehungen zueinander zu bringen und zu klassifizieren vermögen. Aber frühere Vorstellungsreihen und namentlich auch frühere Stimmungen werden uns öfters durch Geruch (so z. B. von Weihrauch und Leichenduft) ins Gedächtnis gerufen. Auch im Traume können uns Geruchsvorstellungen entstehen. Der Geruchssinn steht auch in naher Beziehung zum Geschmackssinn, und Gerüche gewähren einen Vorgeschmack und reizen die Eßlust. Bei vielen Tieren, z. B. dem Hund, Wild und Kamel, den Insekten spielt der Geruchssinn für das Erkenntnisleben eine viel größere Rolle als beim Menschen. — In neuester Zeit hat Jäger den Geruch als das wichtigste Mittel zur Menschenkenntnis gepriesen. — Vgl. A. Bain, The senses and the intellect. London 1868. G. Jäger, Die Entdeckung der Seele. Leipzig 1879. Bernstein, Die fünf Sinne. 2. Aufl. Leipzig 1889. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908, I, S. 413ff. Grundriß d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 6, 12, S. 65. Gießler, Wegweiser zu einer Psychologie des Geruches. Hamburg 1894. Zwaardemaker, Physiologie des Geruches. 1895. Nagel, Vergleichende physiologische und anatomische Untersuchungen über den Geruchs- und Geschmackssinn. Stuttgart 1894. R. Salinger, Zur Psychologie des Geruchssinns. Sonntagsbeil. zur Voss. Zeitung 1910, Nr. 17 u. 18.

Geschehen s. Werden.

Geschichte (von geschehen) heißt, unmittelbar und objektiv erfaßt, die Summe von Veränderungen und Entwicklungen, welche einzelne Dinge oder Personen während ihres Daseins erleiden. Im allgemeinen hat also jedes einzelne Ding seine Geschichte, ein Baum, ein Stein, die Erde usf.; denn alles verändert sich fortwährend. Im engeren Sinne aber hat nur der Mensch eine Geschichte; denn er allein erlebt die Veränderungen durch sein Selbstbewußtsein und bestimmt sie durch seine Freiheit. Zunächst hat nur jeder einzelne Mensch seine Geschichte. Aber die Geschichte erweitert sich zu derjenigen einer Familie, eines Geschlechts, einer Stadt, eines Landes, eines Menschenalters, eines Jahrhunderts, ja der ganzen Menschheit. Von der Geschichte des Einzelnen können wir also stufenweise bis zur Geschichte der Menschheit aufsteigen. Diese umfaßt nicht bloß die Entwicklung der Indi-

Digitized by Google

viduen und der Völker, also die Entwicklung der Personen und Personengemeinschaften, sondern auch die aller Tätigkeitsgebiete, welche der Mensch auszuüben gelernt hat, z. B. des Ackerbaus, des Handels, der Industrie, des Staatswesens, des Rechts, der Kunst, der Religion, der Wissenschaft usf. Jedes Zeitalter in der Entwicklung der Menschheit bildet eine bestimmte Stufe, und der Mensch erscheint auf solcher Stufe als abhängig von der Vergangenheit und bestimmt durch die vorausgegangene Geschichte. Andrerseits hat jede Zeit ihre eigenen Aufgaben und macht wie die vorausgegangenen Zeiten einen Fortschritt und wird ein die Folgezeit mitbestimmender Faktor. Es geht aus diesem Verhältnis im allgemeinen eine Schwierigkeit für die lebenden Menschen hervor, ein Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen dem Bestehenden und dem erst zu Schaffenden, zwischen der Fessel, die die Vergangenheit bildet, und dem Drang nach Freiheit, und denkende Zeitalter nehmen auch bestimmte Stellung zur Frage vom Werte und der Bedeutung des Geschichtlichen. Und gerade in der Gegenwart macht sich das Bedürfnis einer solchen Stellungnahme besonders geltend. Das 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung und des Rationalismus, versuchte unbekümmert um die Vergangenheit sich das Leben auf abstrakter, vernünftiger Grundlage neu zu gestalten, verlor aber dabei den Reichtum des Lebens aus der Hand und gelangte nur zu unhaltbaren Schöpfungen. Das 19. Jahrhundert, das saeculum historicum, entwickelte nach dem Zusammenbruch des Rationalismus die historische Denkweise der Menschheit und gewann damit das tiefere Verständnis für die Gegenwart, schuf sich aber durch sein historisches Denken eine Schranke im eigenen Schaffen, eine schwer zu bewältigende Last und eine einengende Unfreiheit. Eucken (Geistige Strömungen der Gegenwart, Leipzig 1904, S. 252ff.) faßt daher das Problem dahin zusammen: „Wir können die Geschichte weder festhalten, noch entbehren; wir geraten ins Leere, wo wir sie abschütteln, wir verfallen in ein Schattenleben, wo wir uns ihr anschmiegen. Die Durchschnittsart mag sich demgegenüber mit Kompromissen behelfen und sich ein Mittelding von Freiheit und Knechtschaft gefallen lassen, eine energische Denkweise wird die Unmöglichkeit eines Kompromisses durchschauen und auf einer inneren Überwindung des Gegensatzes bestehen.“ Die innere Überwindung des Gegensatzes sucht Eucken in einer Erhebung über die Zeit, in dem Streben nach Entfaltung einer

Digitized by Google

zeitüberlegenen Geistigkeit, zu der in der Geschichte Anweisungen, Aufforderungen und Möglichkeiten liegen, die aber selbst vom Zeitlichen zum Beharrlichen, zum Ewigen vordringt. In der Geschichte muß Vergängliches und Unvergängliches geschieden, aus ihr eine geistige Gegenwart herausgehoben und so aus der Vergangenheit ein Stück einer zeitüberlegenen Gegenwart gemacht werden, das in einer durchgreifenden Umwälzung, einem Aufsteigen einer neuen Art des Lebens besteht. — Die Geschichte mittelbar und subjektiv erfaßt, ist die Erforschung und Darstellung des objektiven Geschehens; diese umfaßt im weitesten Sinne als Universalgeschichte zugleich alle Gebiete des menschlichen Lebens und der Kultur in- und nebeneinander; da eine solche Zusammenfassung aber meist zu umfangreich wird und die Fähigkeit des Darstellers oder Lesers übersteigt, so hat man gewöhnlich die einzelnen Gebiete der Kultur in besonderen Darstellungen behandelt, und wir unterscheiden Staats-, Rechts-, Kirchen-, Kunst-, Literatur-, Handelsgeschichte usw. Ein Zweig der Geschichte ist auch der der Philosophie. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat man auf die Kenntnis der Entwicklung der geistigen Kultur immer mehr Gewicht gelegt, und zuerst haben Voltaire († 1778) und Herder († 1803) auf die gesonderte Darstellung derselben hingewiesen. Neben dieser Geschichte der Geisteskultur hat die individualistische (politische) Geschichte ihr volles Recht, und beide Zweige der Geschichtswissenschaft haben sich im 19. Jahrhundert kräftig entwickelt. Die politische Geschichte wird in ihrem weitesten Umfang Weltgeschichte genannt. Sie faßt die Geschichte der einzelnen Völker zu einem Gesamtbilde zusammen. Die Aufgabe der Geschichtsforschung besteht darin, sowohl die allgemeinen Bedingungen des Lebens und Handelns der Menschheit, als auch die besonderen Bedingungen eines jeden einzelnen Zeitraums und jeder einzelnen Kulturstufe bis zu den individuellen Faktoren des einzelnen Menschenlebens festzustellen. Andere Wissenschaften, wie die Mathematik, die Naturwissenschaft die Philosophie, suchen in den Erscheinungen das Gleichbleibende, das Gesetz, und beschäftigen sich nicht mit dem Einzelnen. Sie verfahren also generalisierend. Die Geschichte ist individualisierende Kulturwissenschaft und beschäftigt sich gerade mit dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Ereignis, wie sie gegeben sind, und jeder Historiker behandelt sein Ob-

Digitized by Google

jekt stets individualisierend, es als ein einmal zu bestimmter Zeit und an bestimmter Stelle Gegebenes betrachtend. „Dort ein Erfassen sub specie aeternitatis, hier sub specie temporis; dort eine absolute, hier eine relative Behandlungsweise“ (Eucken in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 247). Und für die Geschichte kommen auch neben den allgemeinen kausalen Faktoren des Geschehens der Zufall und der freie Wille mit in Betracht, die in der Geschichte neue Kausalreihen einleiten und herbeiführen, die wieder ihrerseits andere Kausalreihen als Gegenwirkung hervorrufen. Auf dem Zusammenwirken dieser Faktoren beruht die Wirklichkeit des Daseins mit ihrer großen Mannigfaltigkeit, und sie hat der Historiker darzulegen und bezüglich seiner Werte für die Kultur zu bestimmen, indem er das einzelne Geschehen im Zusammenhang mit dem Vorausgegangenen und mit der gleichen Umwelt betrachtet. Die uns geläufige Einteilung der Geschichte in Geschichte des Altertums (historia antiqua), des Mittelalters (historia medii aevi) und der Neuzeit (historia novi) hat sich an Stelle einer älteren durch Hieronymus (340—420) zur Anerkennung gebrachten aus dem Buche David entnommenen in vier Monarchien, erst seit Christoph Cellarius (1634—1707) durchgesetzt. — Die Philosophie der Geschichte — der Ausdruck philosophie de l'histoire rührt von Voltaire (1694—1778) her, der Begriff ist von Wegelin in den Schriften der Berliner Akademie von 1770—1776 klargelegt; eingebürgert ist er durch Herders (1744—1803) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784—1791) und vor allem durch Hegels (1770—1831) Geschichtsphilosophie — entsteht aus der Universal- und Weltgeschichte, wenn diese die Zustände des genannten Menschengeschlechts, wie sie sich im Laufe der Zeiten gestaltet haben, in aufsteigender Entwicklung darlegt. Sie untersucht das Wesen der Geschichte im Unterschied von der Natur, stellt die Gesetze ihres Ursprungs und die treibenden Kräfte ihrer Entwicklung auf und hebt die Ideen und Ziele hervor, von welchen bedeutende Individuen, ganze Perioden und Völker geleitet worden sind. Sie geht von der Universalgeschichte aus, sucht die Prinzipien des geschichtlichen Lebens auf und hat eine Logik der Geschichtswissenschaft zu begründen versucht. Sie darf nicht dazu führen, die Geschichte zu konstruieren, wie das Hegel getan hat, besteht aber doch zu Recht, soweit es Allgemeines in der Geschichte gibt. Mit

Digitized by Google

Leibniz (1646—1716) setzt sie ein, nachdem schon viel früher durch Macchiavelli (1469—1527) eine naturphilosophische Auffassung der Geschichte vertreten war, empfängt in Frankreich durch Montesquieu (1689—1755) und Turgot (1727 bis 1781) Förderung, wird in Deutschland durch Herder, der die Geschichte teleologisch auffaßte, mit dem Humanitätsideal und durch Hegel (1770—1831) mit dem System des logischen Idealismus in Verbindung gesetzt, weicht dann einer empirischen und agnostizistischen Richtung, wie sie durch Comte, St. Mill, Schopenhauer u. a. vertreten wird, um in neuerer Zeit wieder durch Männer wie Lamprecht, Rickert, Windelband, Eucken aufgenommen und gefördert und in verschiedenen zum Teil sich bekämpfenden Richtungen ausgebildet zu werden. Den Sinn für geschichtliche Auffassung hat vor allem die Romantik geschaffen und für die Geschichtsphilosophie hat der Idealismus am meisten geleistet. — Vgl. Völkerpsychologie. — Lessing, Erziehung d. Menschengeschl. 1781. Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit. 1784ff. Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? 1784. Kant, Ideen zu einer allgem. Gesch. in weltbürgerl. Absicht. 1784. W. v. Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Berlin 1822. Hegel, Phänomenologie. 1832. Vorlesungen über die Philos. d. Geschichte, herausgegeb. von G. Gans. 1837. Gervinus, Grundzüge der Historik. Leipzig 1837. Lotze, Mikrokosmos. 3. Aufl. 1882. Jhering, Geist des römischen Rechts. 5. Aufl. Leipzig 1878—91. Niebuhr, Römische Geschichte. Berlin 1811—1832. Savigny, Geschichte d. römischen Rechts im Mittelalter. Heidelberg 1815—1831. Lazarus, Über die Idee in der Geschichte. Berlin 1865. Bernheim, Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie. Göttingen 1880. Biedermann, Philosophie der Geschichte. Prag 1884. J. G. Droysen, Grundriß der Historik. 3. Aufl. 1882. R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte 1878 bis 1893. Stephensen, Zur Philosophie der Geschichte. Basel 1894. O. Lorentz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Berlin 1876—1891. Treeman, The methods of historical study. London 1886. Lacombe, De l'histoire considérée comme science. Paris 1894. K Lamprecht, Die kulturhistorische Methode. 1900. H. Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. 1892. H. Rickert, Die Grenzen d. naturwissenschaftl. Begriffsbildung (1896—1902). H. Rickert,

Digitized by Google

Geschichtsphilosophie. Heidelberg 1904. G. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. 2. Aufl. 1905. Windelband, Naturwissenschaft und Geschichte. 1894. Bernheim, Lehrbuch d. historischen Methode. Leipzig 1903. E. Spranger, Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Berlin 1905. M. Norden, Der Sinn d. Geschichte. Berlin 1909. R. Siebert, Die Bedeutung der Geschichtsphilosophie in Rud. Euckens Weltanschauung. Halle 1909. Eucken, Philosophie der Geschichte (in Hinneberg, Kultur d. Gegenwart I, 6, S. 247 bis 281). Menke-Rückert, Goethe als Geschichtsphilosoph (S. R. M. Meyer, Archiv für Kulturgeschichte VI, 2). Telcuier, Voltaire philosophe. Paris 1908. O. Pfleiderer, Schillers Geschichtsphilosophie. München 1909. F. Lederbogen, Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Leipzig 1908.

Geschichte der Philosophie. Wie jede Wissenschaft, hat auch die Philosophie (s. d.) ihre Geschichte, d. h. sie hat eine Summe allmählicher Entwicklungsstufen bildende Veränderungen durchgemacht. Diese haben (vgl. Fortschritt) zu einer immer schärferen Ausgestaltung ihres Wesens geführt. Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte des menschlichen Ringens nach zusammenhängender, widerspruchsloser Erkenntnis des Weltganzen. Und wenn diese Erkenntnishöhe von dem Menschen auch nie vollständig erreicht wird, wenn auch kein Philosoph unfehlbar, kein System unangreifbar ist, so ruht die Menschheit doch nicht, die alten Probleme immer aufs neue zu untersuchen, neue Fragen aufzuwerfen und, was die Einzelwissenschaften an neuen Gedanken gewinnen, zur Begründung einer haltbaren Weltanschauung zu verwerten. Oft ist geurteilt worden, daß die Geschichte der Philosophie uns in der Denkarbeit der Menschheit nur ein Bild der Penelope gebe, die das Gewand webt und wieder auftrennt. Was ein Zeitalter an Philosophie schaffe, löse das andere wieder auf. Wer aber schärfer zusieht, erkennt doch den Fortschritt, die Entwicklung, die Vertiefung und die Ausdehnung der Probleme. Rein negierend stehen sich die einzelnen Philosophen doch nicht gegenüber. Nur wird oft, was ein Zeitalter als das Ganze nimmt, später als bloßes Glied des Wissens erkannt. Wiederholt ist auch von einzelnen Philosophen das von ihnen selbst aufgestellte System als der Abschluß aller Philosophie bezeichnet werden. Immer aber hat die Nachwelt anders geurteilt und die Um- und Fortbildung der vorhandenen Systeme in Angriff genommen. An der Entwicklung

Digitized by Google

der Philosophie sind hauptsächlich im Altertum die Griechen und Römer, im Mittelalter und in der Renaissancezeit die Italiener, die Franzosen, die Deutschen und die Engländer, in der Neuzeit die Franzosen, Engländer und Deutschen beteiligt gewesen. Neuerdings zeigt sich aber auch wieder in Italien frisches philosophisches Streben. Auch die Inder, die Araber, die Chinesen und die Japaner haben Zeitalter philosophischer Forschung erlebt. Die angemessene Darstellung dieser Entwicklung ist weder bloß empirisch, noch skeptisch, noch konstruierend; die empirische Darstellung häuft Wissensstoff, ohne den Gang der Entwicklung aufzuzeigen; die skeptische hält die Geschichte für ein zweckloses Hin und Her von Willkürlichkeiten; die konstruierende zwängt jedes System in das Schema vorgefaßter Begriffe. Demgegenüber wird nur die kritische Darstellung den einzelnen historischen Erscheinungen gerecht, indem sie zunächst die Ansichten der einzelnen Philosophen möglichst objektiv darstellt, dann ihren Gedankengang nachzuphilosophieren und auf die Folgerichtigkeit durchzuprüfen und endlich die Beziehungen zu anderen Symptomen und zu der Kulturentwicklung zu ermitteln und das Bleibende herauszuschälen versucht. — Quellen dieser Geschichte sind die noch vorhandenen Schriften der Philosophen, ihrer Schüler, Gegner und Zeitgenossen. Wichtige Werke zum Studium der Geschichte der Philosophie sind: Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 3 Bde. Berlin 1833—1836. H. Ritter, Gesch. d. Phil. 12 Bde. Hamburg 1836—53. Ueberweg-Heinze, Gesch. d. Phil. 10. Aufl. von K. Praechter. Berlin 1907. Joh. Ed. Erdmann, Grundriß d. Gesch. d. Philos. 2 Bde. 4. Aufl. bearb. von B. Erdmann. Berlin 1895/6. A. Schwegler, Geschichte d. Philosophie im Umriß. 16. Aufl. v. R. Koeber. Stuttgart 1905. Ed. Zeller, Die Philos. d. Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 3 Bde. 4. Aufl. 1889. Ed. Zeller, Geschichte der deutschen Phil. seit Leibniz. München 1875. Ed. Zeller, Grundr. der Geschichte der griech. Philosophie. 9. Aufl. v. Lortzing. Leipzig 1908. W. Windelband, Geschichte d. neueren Philosophie. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1892. 2. Aufl. 1900. 3. Aufl. 1903. R. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1898. 6. Aufl. Leipzig 1908. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. 9 Bde. 5. Aufl. 1904ff. Vorländer, Geschichte der Philosophie. 2 Bde. Leipz. 1903. Bernheim, Geschichtsforschung und Geschichtsphilo-

Digitized by Google

sophie. Göttingen 1880. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1892. Windelband, Geschichte und Naturwissenschaft. 5. Aufl. Tübingen 1910. A. Dyroff, Beiträge zur Geschichte der Philosophie. 1 Heft. Bonn 1908. Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, V u. VI. C. Stumpf und P. Menzer, Tafeln zur Geschichte der Philosophie. 3. Aufl. Berlin 1909. W. Windelband, Die Philosophie im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhdts. Tübingen 1909. Deter, Abriß der Geschichte der Philosophie. 9. Aufl. v. Frischeisen-Köhler. Berlin 1910. W. Kinkel, Geschichte d. Philosophie als Einleitung in das System d. Philos. (Thales bis Sophisten) II (Sokrates bis Platon). Gießen 1906—1908. Th. Gomperz, Griechische Denker. Leipzig 1909. L. Noack, Philosophie-geschichtl. Lexikon. 1879. A. Franck, Dictionnaire des sciences philosophiques. Paris 1885. J. M. Baldwin, Dictionary of philos. and psychol. London 1901. R. Eisler, Wörterb. d. philosoph. Begriffe. 3. Aufl., Berlin 1910.

Geschlechtscharakter heißt die Mann und Weib voneinander unterscheidende, vom Geschlecht abhängige Eigentümlichkeit der Menschen. So wie sich dieser Unterschied bisher aus der Natur und der Stellung von Mann und Frau in der Geschichte ergeben hat, ist er etwa folgender: Der Mann hat ansehnlicheren Knochenbau, stärkeres Muskelsystem, weitere Brust, größere Lungen, schärfere Umrisse und größere Maße des Körpers als das Weib. Der männliche Körper ist im ganzen höher, kräftiger, fester, zäher, eckiger, der weibliche dagegen kleiner, schwächer, weicher und runder. Diesem leiblichen Unterschied entspricht der seelische. Der Mann ist im allgemeinen unternehmender, begehrlicher, offener, aufstrebender und aufbrausender als das Weib, während dieses mehr in sich gekehrt, bescheiden, rücksichtsvoll, listig, verschlossen und ruhig ist. Beim Manne wiegt die Auffassungsgabe und der Verstand, beim Weibe das Gemüt und die Phantasie vor; jenen bezeichnet Universalität, dieses Individualität; der Mann steht den Dingen mehr aktiv, die Frau mehr passiv gegenüber; er kämpft für Freiheit, Recht und Wahrheit, sie für Sitte, Überlieferung und Schönheit; er ist energisch, produktiv, selbständig, sie hingebend, reproduktiv, anschließend. Er macht die Geschichte, sie lehnt sich an die Natur an; sein ganzes Seelenleben ist ausgeprägter als das ihre; er richtet sich aufs Allgemeine, Ganze, Große, während sie das Einzelne, Kleine hegt und pflegt. — Die moderne Frauenbewegung läßt diesen

Digitized by Google

Unterschied nicht mehr gelten. Es ist auch zuzugeben, daß vieles, was als Geschlechtscharakter gegolten hat und noch gilt, mehr Produkt der sozialen Verhältnisse als der Natur ist. Das Weib fordert jetzt, dem Manne gleich oder ebenbürtig zu werden. Führen diese Bestrebungen auf sozialem, pädagogischem und wissenschaftlichem Gebiet zum Ziele, so wird eine seelische Umstimmung des Weibes eintreten müssen, die auf alle Verhältnisse zurückwirken muß. Jedenfalls liegt in der Frauenfrage nicht nur eine soziale Frage, sondern auch eine Frage von großer kulturgeschichtlicher Tragweite vor. Es ist Tatsache, daß die Frau wohl, wie in den Zeiten des Rittertums, hie und da übertriebene Verehrung seitens des Mannes erfahren hat; aber ihre gerechte und von aller Schwärmerei freie Einschätzung hat sie trotzdem noch nicht gefunden. In der Kulturarbeit hat sie nur eine untergeordnete Nebenstellung einnehmen und den Bahnen des Mannes folgen dürfen. Alles drängt dahin, ihr einen größeren Anteil zu gewähren. Prüfstein für diese Bewegung wird aber sein müssen, ob die Frau imstande ist, der Kultur der Menschheit aus sich heraus etwas Neues zu geben. Soweit die Frauen nur den Bahnen der Männer folgen und einfach deren Bildungsformen auf sich übertragen, hat die Frauenbewegung nur einen beschränkteren Wert und kann nur vom Standpunkte des Menschenrechtes aus gebilligt werden. — Nach Aristoteles verhalten sich die Geschlechter wie Form und Stoff, wie Seele und Leib; den Mann vergleicht er dem Löwen, das Weib dem Panther. Jedes Geschlecht ist besonderen leiblichen und seelischen Krankheiten ausgesetzt, hat seine eigentümlichen Vorzüge, Schwächen und Leidenschaften. Der Mann ist mehr dem Zorn, der Wut und Raserei, das Weib der Lust, Eifersucht und Melancholie unterworfen. — Vgl. Rousseau, Emile, Buch V. Schillers Gedicht Würde der Frauen. Jean Paul, Levana § 81ff. W. v. Humboldt, Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Form. Über die männliche und weibliche Form. 1794. H. Lotze, Mikrokosmos III, S. 370f. Helene Lange, Die Frau (Zeitschrift). Ellis, Man and woman. 4. Aufl. Philadelphia 1904. Deutsch von Kurella. Leipzig 1895. Studies in the psychology of sex. Philadelphia 1901. Deutsch: Das Geschlechtsgefühl. Würzburg 1903. Weininger, Geschlecht und Charakter. 2. Aufl., Wien 1904. S. Freud, 3 Abhandlungen zur Sexualtheorie. 2. Aufl. Wien 1910.

Digitized by Google

Geschmack (mhd. gesmac, erstens der von einem Gegenstande ausgehende Geruch, und daneben die von einem Gegenstande ausgehende Wirkung auf die Zunge, zweitens der Sinn des Geruchs und der Sinn des Geschmacks, drittens erst seit dem 17. Jahrh. als Übersetzung des spanischen gusto die künstlerische Richtung und die Fähigkeit künstlerisch zu empfinden, gr. γεῦσις, lat. gustus) heißt in physiologischer und psychologischer Bedeutung jetzt der Sinn, welcher uns die Empfindungen des Süßen, Sauren, Bittern, Salzigen, Alkalischen und Metallischen der Gegenstände vermittelt, sobald chemische Reize von Stoffen in löslicher Form das Empfindungsorgan berühren. Dieses Empfindungsorgan besteht aus den Endgebilden des Geschmacksnervs, den sogenannten Schmeckzellen oder Schmeckbechern, die auf der Zungenschleimhaut liegen. Schmeckfähigkeit besitzt beim erwachsenen Menschen die Außenseite der Zunge, außer der Mitte ihrer oberen Fläche und außer der ganzen unteren Fläche, ferner der weiche Gaumen und meist auch das Gaumensegel und das Zäpfchen, seltener auch ein Teil des harten Gaumens. Beim Kinde ist auch der mittlere Teil der Zungenoberfläche Geschmackorgan. Am empfindlichsten für die Geschmackreize ist die Randzone der Zunge. Von ihr aus nimmt nach der Mitte der oberen Zungenfläche die Empfindlichkeit in Zonen, die dem Rande der Zunge parallel sind (Isochymen v. gr. ἴσος gleich und χυμός Geschmack), stufenmäßig ab. Innerhalb jeder dieser Zonen ist die Empfindlichkeit annähernd konstant. Ferner ist in jeder dieser Zonen die Empfindlichkeit am größten für Süß an der Zungenspitze, für Bitter an der Zungenbasis, für Sauer an der Mitte des Zungenrandes, während die Empfindlichkeit für Salzig in allen Teilen ein und derselben Zone annähernd gleich ist. Die Empfindlichkeit des weichen Gaumens für die verschiedenen Stoffreize ist annähernd der der Zungenbasis gleich. Mit den Geschmacksempfindungen verbinden sich in der Regel Geruchsempfindungen (aromatischer, würziger Geschmack) und Druck- und Temperaturempfindungen (stechender, brennender Geschmack), die man dadurch ausschließen kann, daß man die Nase mit Wasser füllt oder mit Kokain ausspült, die Zunge mit Kokainlösung bepinselt und die Geschmackstoffe in ihrer Temperatur an die Eigenwärme der Mundhöhle anpaßt. Etwaige Mitwirkungen von Gesichtsvorstellungen, die gewöhnlich vorhanden sind, lassen sich durch Schließen der Augen eliminieren. Die

Digitized by Google

Geschmacksreize können isoliert wirken, oder sich miteinander mischen. Bei der Mischung erscheinen Süß und Salzig als komplementär. Bei geeigneten Mischungsverhältnissen entsteht durch die Kompensation innerhalb der Schmeckzellen eine fade Empfindung. Bei den Mischungen anderer Komponenten tritt nur teilweise eine Kompensation ein. Auch wird eine Geschmackempfindung durch eine andere unmittelbar vorausgehende unter Umständen in ihrer Intensität verstärkt. Ein säuerlicher Wein schmeckt z. B. viel saurer als sonst nach Genuß einer süßen Speise. Manche Substanzen hinterlassen auch, nachdem sie verschluckt sind, noch einen längere Zeit andauernden Geschmack.

Der Geschmackssinn gehört bei dem Menschen zu den niederen, meist unentwickelten Sinnen; sein Empfindungskreis ist eng, und für die Ausbildung der höheren Fähigkeiten leistet er dem Menschen fast nichts, da bei ihm die unterscheidbaren Qualitäten nur unvollkommen in wechselseitige Beziehungen zu setzen sind; nur für die Auswahl der Nahrungsmittel ist er wichtig. Durch Übung kann er verfeinert, durch Gewöhnung aber auch erheblich abgestumpft werden. Er kann als eine Differenzierung des Hautsinnes nach der Richtung der Anpassung an die mit der Nahrungsaufnahme verbundenen Tastreize angesehen werden. Bei vielen Tierarten ist der Geschmackssinn wichtiger als beim Menschen. Geschmacksaufhebung und -täuschung kommt in Krankheiten und Geistesstörungen vor. — Vgl. Bernstein, Die fünf Sinne. Leipzig 1875. Wundt, Grundzüge d. phys. Psych. 6. Aufl., Leipzig 1910, B. II, S. 58—69. Grundriß d. Psych. § 6, 13, S. 66. Frankl-Hochwart, Die nervösen Erkrankungen des Geschmacks- und Geruchssinnes. Wien 1897. — Als ästhetischer Begriff ist der Geschmack subjektiv die Fähigkeit, das Schöne zu beurteilen und vom Häßlichen zu unterscheiden, also das ästhetische Urteilsvermögen, objektiv der Inbegriff der ästhetischen Urteile, die daraus hervorgehen, daß gewisse Dinge, unabhängig vom Nutzen und von der Begierde, dem geistigen Menschen möglichst unmittelbar und uninteressiert gefallen. Der Satz: de gustibus non est disputandum (über den Geschmack läßt sich nicht streiten) bezieht sich daher weniger auf das Schöne als auf das Angenehme, welches in stärkerem Maße dem subjektiven Fühlen anheimgegeben ist. Jedoch ist auch der ästhetische Geschmack im Laufe der Geschichte Wandlungen unterworfen und selbst beim einzelnen Menschen wechselt in den verschiedenen Altersstufen das Ge-

Digitized by Google

fühl für das Schöne. Die Kunstschöpfungen haben ihre Zeiten, und nur Kunstschöpfungen von höchster Vollendung überdauern die Epochen des abweichenden Geschmacks. — Kant definiert den Geschmack als das Vermögen der ästhetischen Urteilskraft, allgemeingültig zu wählen (Anthropologie I, § 64, S. 186), oder als das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen ohne alles Interesse (Kr. d. Urt. I § 5, S. 16). Daß in der übertragenen ästhetischen Bedeutung von Geschmack ein sprachlicher Fehler liege, ist eine unrichtige Behauptung, Obersteiners (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens 1906). Die Benennung ästhetischer Gefühle nach starker sinnlicher Empfindung ist allgemein üblich. — Vgl. Ästhetik. — W. Nagel, Vergleichende Untersuchungen über den Geruchs- und Geschmackssinn und ihre Organe. Stuttgart 1894. Oehrwall, Skandinarisches Archiv für Psychologie. B. II. Kinow, Philos. Studien. B. 9. W. Sternberg, Geschmack und Geruch. Berlin 1906. E. Mangold, Unsere Sinnesorgane. Leipzig 1909.

Geschwindigkeit s. Bewegung.

Gesellschaftslehre s. sozial.

Gesetz (abgel. von setzen; gr. *νόμος*, lat. lex) heißt im allgemeinen der Ausdruck des in einer Reihe von Vorgängen Wiederkehrenden oder einer Regel, wonach etwas zu geschehen hat. Kant definiert Gesetze als Prinzipien der Notwendigkeit dessen, was zum Dasein eines Dinges gehört (Metaph. Anfangsgr. der Naturw., Vorrede, S. VII). Goethe betont: „Gesetze bewahren die lebend'gen Schätze, aus welchen sich das All geschmückt" (Vermächtnis 1829). Die Notwendigkeit, deren Ausdruck im Gesetz ist, ist entweder eine physische oder eine psychische oder eine logische oder eine moralische oder eine juridische. Es gibt daher Natur-, Seelen-, Denk-, Sitten- und Rechtsgesetze. Im Sprachgebrauch ist der älteste Begriff des Gesetzes der juridische gewesen. Er ist vom menschlichen Handeln zur Natur gewandert, hat hier eine neue Gestalt genommen und kehrt mit ihr zum Menschen zurück, um dort sein Dasein in ein neues Licht zu rücken (Eucken, Geistige Strömungen, 1904, S. 151). Der Ausdruck Naturgesetz bezeichnet zunächst nicht das Gesetz der Außenwelt, sondern das ungeschriebene Gesetz der menschlichen Natur (*ἄγραφος νόμος*). Erst bei den Stoikern wird der Name auf die Natur übertragen.

Digitized by Google

Lukrez kennt den Ausdruck leges naturae im Sinne unseres Ausdrucks Naturgesetze. Aber erst die Neuzeit benennt allgemein die Gesetze des Geschehens Naturgesetze (vgl. Zeller, Über Begriff und Begründung der sittlichen Gesetze. 1883). Die Natur- und Seelengesetze sind Gesetze, von denen es keine Abweichung gibt; es steht nicht in jemandes Belieben, sich von ihnen frei zu machen. Sie sind vielmehr Formeln für die Stetigkeit des Geschehens in der Natur und in der Seele, für den Verlauf gewisser gleichbleibender Verhältnisse; in ihnen fällt Notwendigkeit und Tatsächlichkeit zusammen. Es ist z. B. ein Gesetz, daß Eisen im Sauerstoff oxydiert, d. h. es ist eine stets beobachtete Tatsache, daß Eisen durch Sauerstoff eine bestimmte Veränderung erleidet, oder Sauerstoff hat die Eigenschaft, d. h. die Kraft, Eisen zu zersetzen; ebenso verhält es sich mit den Fallgesetzen, mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie usw. — es sind Ausdrücke für Vorgänge, die unter denselben Bedingungen immer wieder eintreten. Auch die Sprachgesetze schließen sich den Natur- und Seelengesetzen an und zeigen dieselbe Ausnahmelosigkeit wie jene. (Siehe Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl., Halle 1898.) — Anders steht es mit den Denk-, Sitten- und Rechtsgesetzen, welche sich auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Moral, der Geschichte, des Staates, also innerhalb der menschlichen Kulturarbeit betätigen. Diese sind von den Menschen geschaffen und aufgestellt, damit sie von Menschen anerkannt und befolgt werden. Weil diese aber Wesen mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung sind, so steht es bei ihnen, ob sie den Gesetzen gehorchen wollen oder nicht. Daher ist es begreiflich, daß sie oft dasjenige, was ihnen die Gesetze gebieten, übertreten, indem sie ihren Trieben, Interessen, Gefühlen oder Gewohnheiten folgen. Darauf beruhen alle Fehler in der wissenschaftlichen Forschung, alle moralischen Gebrechen, alle Verstöße gegen die Ordnung des Staates. Der Unterschied zwischen den Natur- und Seelengesetzen einerseits und den logischen, moralischen, juridischen Gesetzen andrerseits besteht also darin, daß jene eine Notwendigkeit, diese nur eine Verpflichtung in sich schließen; jene müssen, diese sollen befolgt werden; jene sind der Ausdruck der objektiven Verhältnisse, diese wenden sich an den Willen des Menschen. Daß jene unter denselben Bedingungen nicht zur Geltung kommen sollten, ist ebenso unmöglich, als daß diese nicht übertreten werden sollten. Damit

Digitized by Google

hängt ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Arten der Gesetze zusammen. Jene sind insgesamt induktiv, diese zum Teil deduktiv gefunden, d. h. jene sind durch (vielleicht nicht immer zureichende und nie völlig abzuschließende) Beobachtung gewonnen, diese hingegen nicht allein aus der Erfahrung, sondern auch aus der (von Irrtum und der Willkür nicht immer freien) Vernunft abgeleitet. Ein Naturgesetz, welches auch nur durch eine Instanz nicht bewährt wird, wird umgestaltet; ein Vernunftgesetz kann gültig bleiben, auch wenn es hundertmal übertreten würde, sofern nur kein Irrtum bei seiner Aufstellung untergelaufen ist. Was die Vernunft als recht anerkannt hat, bleibt so, selbst wenn es Tausende von Menschen, ja zeitweilig selbst die meisten derselben nicht anerkennen. Andrerseits zeigt sich bei tieferer Betrachtung doch auch wieder eine weitgehende Übereinstimmung zwischen beiden Arten von Gesetzen. Beide bestehen in der Bestimmung eines Besonderen durch ein Allgemeines. Beide werden von den Menschen durch ihre Erkenntnistätigkeit gefunden und aufgestellt, beide werden von ihnen fort und fort umgestaltet entsprechend dem Stand ihrer Erkenntnis und dem Fortschritte ihrer Sittlichkeit. Die Vernunftgesetze ferner, welche wir für die menschliche Gesellschaft aufstellen, beruhen auch auf der Natur, vornehmlich auf der über die ganze Erde verbreiteten und in den wesentlichen Zügen überall gleichartigen Menschennatur, ebenso wie die Naturgesetze, welche wir finden, schließlich auch als Beweise einer objektiven Vernunft gelten können, und eine geschichtliche Entwicklung zeigen sowohl die Natur- wie die Vernunftgesetze. — Vgl. Natur, Zweckmäßigkeit, Notwendigkeit, Hypothese. — Aars, Haben die Naturgesetze Wirklichkeit? Christiania 1907. Windelband, Zum Begriff des Gesetzes. Vortrag auf dem III. internationalen Kongreß für Philosophie in Heidelberg 1908. A. Arndt, Über die Einheit d. Gesetze. Heidelberg 1908.

Gesicht (gr. ὄψις, lat. visus) heißt nach dem gewöhnlichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauche der Sinn, durch welchen wir unmittelbar die Empfindungen des Lichts und der Farbe in verschiedenen Qualitäten und Intensitäten und mittelbar die Vorstellungen von den Gestalten beleuchteter Gegenstände erlangen. Die Reizschwelle (s. d.) des Gesichtssinnes beträgt nach dem jetzigen Stand der experimentellen Untersuchungen bei günstigstem objektivem Reize $\frac{1}{100\,000\,000}$ Erg,

Digitized by Google

die Verhältnisschwelle (s. d.) ist für weißes Licht $\frac{1}{100}$. Die farblosen Lichtempfindungen bilden ein eindimensionales System mit den Qualitäten Schwarz, Grau, Weiß, die zugleich Intensitätsstufen oder Helligkeitsgrade darstellen. Die Farbenempfindungen Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett, denen Purpur zwischen Rot und Violett hinzuzufügen ist, bilden ein kontinuierliches System, das sich in der Form eines Kreises (Farbenkreis) anordnen läßt und in dem jede zwei benachbarte Farben verwandte Farben, jede zwei einander gegenüberliegende Farben Gegenfarben (Komplementärfarben) sind, die, miteinander gemischt, Weiß ergeben, so Rot und Grünblau, Orange und Blau, Gelb und Indigoblau, Gelbgrün und Violett, in dem ferner von drei aufeinander folgenden Farben die mittlere stets aus der Verbindung der beiden angrenzenden herzustellen ist, z. B. Orange aus Rot und Gelb, und in dem jede einzelne Farbe ihre verschiedenen Abstufungen (Farbentöne), ihre verschiedenen Helligkeitsstufen und Sättigungsgrade besitzt. In dem Farbensystem ist jede einzelne Farbe nicht eine Einheit, sondern eine Vielheit qualitativ abgestufter Farben und zwischen den einzelnen mit einem Namen bezeichneten Farben sind Übergänge vorhanden, so daß keine von ihnen scharfe Grenzen hat und das ganze Farbensystem kontinuierlich ist. Auch hat kein Farbengebiet eine als solche deutlich erkennbare Mittelstufe. Jede Farbe hat aber auch verschiedene Helligkeitsstufen, die höchste, wenn sie sich annähernd zu reinem weißen Lichte aufhellt, die niedrigste, wenn sie sich reinem Schwarz nähert. Ebenso hat jede Farbe ihre verschiedenen Sättigungsgrade, indem sie ohne Abänderung der Helligkeitsstufe sich den Gliedern der farblosen Lichtempfindungen annähert und in diese übergeht. Auf dem Gesichtssinne beruht außer auf dem Tastsinne (allgemeinen Sinne) die Entstehung der Raumvorstellung (vgl. Raum und Zeit). Ergebnis der an die Gesichtsempfindung sich anschließenden Bewußtseinstätigkeit ist es, daß wir die Dinge mit zwei Augen einfach und aufrecht (vgl. Aufrechtsehen), in bestimmter Gestalt, Größe, Entfernung und Richtung sehen. Das Bewußtsein erhebt die Licht- und Farbenempfindungen mittelbar zu einer Vorstellung. Unmittelbar empfunden wird nur Licht und Farbe. Größe, Entfernung, Richtung, Gestalt und Bewegung sind alles innerlich hinzutretende Formbestimmungen, die wir nicht empfinden, sondern

Digitized by Google

die eine Verbindung der Empfindungselemente voraussetzen. Daß der Sehnerv nur Farben- und Lichtempfindungen vermittelt, welcherlei auch die auf ihn wirkenden Reize sein mögen, schrieb man früher nach Johannes Müller und v. Helmholtz einer spezifischen Energie des Sehnervs zu. Wundt (geb. 1832) dagegen nimmt an, daß die bestimmte Form des Reizes auf die Sinnesorgane die Empfindung in erster Linie bestimme, in zweiter die durch Anpassung an diese Reize entstehende Eigentümlichkeit der Aufnahmeapparate für die Reize. Der physikalische Reiz erleidet für die chemischen Sinne (Gesicht, Geschmack, Geruch) in den Endgebilden Veränderungen. Der Molekularvorgang in der Nervenfaser nimmt diese Veränderungen auf und richtet sich nach der besonderen Erregungsform der peripherischen Endgebilde (Transformationsapparate), erleidet aber selbst in seinem Verlauf keine qualitative Änderung. Die Empfindungen sind darum verschieden, weil die Molekularvorgänge selbst verschieden sind. — Das die Lichtempfindungen durch seine Reize hervorrufende objektive Licht beruht wie der objektive Schall auf den Schwingungen materieller Teile, die zwischen 450 u. 790 Billionen in der Sekunde betragen. Von dem durch das Spektrum zerlegten weißen Sonnenlichte hat das rote Licht die geringste, das violette Licht die höchste Schwingungszahl. Den höchsten Helligkeitsgrad hat bei Tage das gelbe Licht, in der Dämmerung das grüne Licht (Purkinjesches Phänomen). Das menschliche Auge, dessen wesentliche Bestandteile der Sehnerv und die Linse sind, besitzt einen Dunkel- und einen Hellapparat. Der erstere besteht aus den mehr in der Peripherie der Netzhaut verbreiteten Stäbchen mit dem Sehpurpur. Er vermittelt nur ein schwaches Weiß und Blauweiß und ermöglicht ein Sehen in der Dämmerung und im Dunkeln, der letztere besteht aus den in der Mitte der Netzhaut verbreiteten Zapfen. Er dient dem Farbensehen und ermöglicht das Sehen im Hellen.

Hauptvorzüge des Gesichtssinnes vor den übrigen Sinnen bestehen in der Empfänglichkeit der Fasern des Sehnervs für die Reize und in der Fähigkeit, die Empfindung durch die Bewegung des Auges abzuändern. Auch ist die Bedeutung des Gesichtssinnes für das menschliche Seelenleben eine sehr große. Der vorwiegend in den Dienst des Lebens gestellte Gesichtssinn erschließt mit seinem großen Umfange von Empfindungsfähigkeit uns die Welt mit Deutlichkeit und Anschaulichkeit bis

Digitized by Google

in kosmische Fernen, er ermöglicht die Grundprozeße des Geistes, das Vergleichen und Unterscheiden; er ist ebenso verwendbar im praktischen Leben wie in der Wissenschaft und in der Kunst. Der Verlust des Gesichts trifft den Menschen am schwersten. Aber das Gesicht übt seine Tätigkeit nur aus, wo die Quelle des Lichts physisch gegeben ist. Im Finstern können wir nur unvollkommen oder gar nicht sehen, während das Gehör in der Dunkelheit ebenso funktioniert wie bei Tage. Ferner können wir mit den Organen unseres Körpers nicht Licht und Farben willkürlich hervorbringen, während wir Laute und Töne mit unseren Organen erzeugen können. Dem Gehör korrespondiert die menschliche Sprache, aber dem Gesicht entspricht keine optische Produktion des Menschen. — Das Auge ist vielfach (optischen) Täuschungen ausgesetzt. — Vgl. Sinne, Farbenblindheit, Adaption, optische Täusckungen. — Purkinje, Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne 1819 bis 1823. E. Hering, Zur Lehre vom Lichtsinne. Wien 1878. v. Helmholtz, Physiologische Optik. 2. Aufl., Hamburg u. Leipzig 1896. Kries, Abhandlungen zur Physiologie der Gesichtsempfindungen. 2 Hefte. Hamburg 1897 und 1902. Stilling, Psychologie der Gesichtsvorstellung nach Kants Theorie der Erfahrung. Wien 1901. Rühlmann, Über Farbensehen und Materie. 2. Aufl. München 1902. Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6. Grundz. der physiol. Psychol. 6. Aufl., B. II. Leipzig 1910, S. 145—273. E. Mangold, Unsere Sinnesorgane. Leipzig 1909.

In einem anderen, übertragenen Sinne heißt Gesicht (Plural: Gesichte) s. v. w. Vision, s. d.

Gesinnung heißt die festgewordene Denkweise des Menschen aus der die Bestimmungsgründe seines Handelns entspringen. Moralisch heißt die Gesinnung, wenn die Sittlichkeit selbst der Beweggrund der Handlungen ist (Kant, Kr. d. pr. V., S. 225). Die Gesinnung bildet als innere Ursache einen Gegensatz zur Handlung, der äußeren Wirkung, und gilt als Maßstab der Sittlichkeit in Religion und Philosophie. Kant (1724—1804) betont, daß bei der sittlichen Beurteilung der Handlung eines Menschen das Gewicht auf die Gesinnung zu legen ist, aus der sie entspringt, nicht auf den Erfolg, den sie bringt. — Rechtlich heißt die Gesinnung eines Menschen, die mit dem Rechtsgesetze, sittlich gut die mit dem Sittengesetze übereinstimmt, sittlich böse, die ihm widerspricht.

Digitized by Google

Gesinnungslos heißt ein Mensch, der keine sittlichen Grundsätze des Handelns kennt.

Gespensterglaube s. Spiritismus.

gewiß nennen wir dasjenige, von dessen Wahrheit wir überzeugt sind; je nachdem wir uns dabei auf subjektiv oder objektiv zureichende Gründe stützen, ist etwas für uns allein gewiß, oder wir fordern, daß es auch für andere und allgemein gewiß sei. So sind z. B. alle Glaubenserfahrungen zwar für den, der sie gemacht hat, etwas Gewisses; sie gelten aber nicht in gleichem Grade für andere und begründen kein allgemeines Wissen. Ein niederer Grad der Gewißheit ist die Wahrscheinlichkeit. Über sie führt z. B. alle Induktion bezüglich des Allgemeinen nicht hinaus. Alle Gewißheit ist ferner eine unmittelbare, sofern sie sich auf Empfindungen und Tatsachen, oder eine mittelbare, sofern sie sich auf Begriffe und Schlüsse gründet. Den Ausdruck der letzten, fundamentalsten Tatsachen bilden die Prinzipien, Axiome und Hypothesen, welche eines Beweises nicht fähig sind. Auf sie müssen alle Beweise schließlich zurückgehen, wenn sie stichhaltig sein sollen. Damit erweist sich alle Gewißheit doch nur als eine relative. Manche Gewißheit, die für alle Zeiten gefunden zu sein schien, wird im Fortgang der Wissenschaft umgestaltet und verändert. — Vgl. Beweis, Hypothese, Denkgesetz, Grund. — Windelband, Über die Gewißheit der Erkenntnis. Berlin 1873. Poincaré, Wissenschaft u. Hypothese, übersetzt v. Lindemann. Leipzig 1904.

Gewissen (mhd. gewizzen, ahd. giwizzani, von wissen, Nachbildung von lat. conscientia, gr. *συνείδησις*, zuerst bei Demokritos) heißt die Gesamtheit aller bei einer Willensentscheidung mitwirkenden inneren Bestimmungsgründe oder das Bewußtsein und Wissen von dem, was wir in jedem Falle zu tun oder zu lassen haben. Das Gewissen ist nicht, wie oft angenommen wird, angeboren, sondern entwickelt sich langsam in den einzelnen Menschen. Seine Grundlage sind soziale Instinkte. Zu diesen tritt aber durch die Entwicklung der Intelligenz des Menschen, durch seine Beziehung zur Umgebung und durch seine Erziehung die Erkenntnis der Sitte und des Rechtes hinzu, und religiöse Ideen gesellen sich dieser Erkenntnis bei und geben ihr eine tiefere Bedeutung. Je nach dem Alter und nach der intellektuellen und moralischen Bildung des Einzelnen äußert sich das Gewissen entweder als

Digitized by Google

ein dunkles Gefühl der Unlust, sobald er in Versuchung zum Bösen gerät, oder als klares Bewußtsein der Pflicht. Die Regungen des Gewissens gehen der Tat voran, sie begleiten sie und wirken als Reflexion über die Tat auch nach derselben fort. Vor der Tat sind sie, je nachdem diese gut oder böse ist, ratend oder warnend (Gewissensskrupel), in derselben fördernd oder hemmend, nachher lobend oder tadelnd (Gewissensbisse). Es betreffen dieselben immer den Einzelfall und die Einzelperson; daher rührt auch der subjektive Charakter des Gewissens, der es ungeeignet macht, als allgemeine Norm zu dienen. Niemand, auch der Frömmste und Klügste nicht, hat mithin das Recht, sein Gewissen anderen zum Gesetz zu machen. Bei jedem entwickelt es sich individuell. Je nach unserer Anlage, Erziehung und Lebensführung ist unser Gewissen stark oder schwach, eng oder weit, zart oder stumpf. Da es die subjektive Vernunft des Einzelnen ist, sofern sie über objektiv Sittliches urteilt, so kann es natürlich auch irren, und einzelne wie ganze Völker haben für recht gehalten, was wir heute verwerfen. Aus Gewissenhaftigkeit hat vielleicht Calvin den Servet verbrannt, Ravaillac Heinrich IV. ermordet; aus Gewissenhaftigkeit haben ganze Völker ihre Eltern erschlagen, ihre Feinde verzehrt u. dgl. m. Daraus folgt, daß das Gewissen steter Erziehung bedarf und daß es für sich allein nicht als die Grundlage des ethischen Handelns gelten kann. Kant (1724—1804) erklärt das Gewissen für angeboren und nennt es ein Bewußtsein, das für sich selbst Pflicht ist (Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft IV, § 4, S. 237). Er definiert: „Gewissen ist die dem Menschen in jedem Falle eines Gesetzes seine Pflicht zum Lossprechen oder Verurteilen vorhaltende praktische Vernunft“ (Metaphys. d. Sitten Tl. II, S. 37). J. G. Fichte (1762—1814) bezeichnet es als das unmittelbare Bewußtsein unserer bestimmten Pflicht, Hegel (1770—1831) als den seiner als der absoluten Wahrheit und des Seins unmittelbar gewissen Geist, H. Ulrici (1806 bis 1884) als das ins Bewußtsein getretene Gefühl des Sollens, Schopenhauer (1788—1860) als die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit uns selbst. Theologen wie Wuttke, Rothe, Schmid, v. Oettingen bezeichnen es als die im vernünftigen Selbstbewußtsein gegebene Offenbarung Gottes, eine Definition, die vor der Analyse nicht standhält. Fr. Paulsen (1846—1908) erklärt das Gewissen für die Funktion, wo-

Digitized by Google

durch der Einzelne sein Handeln durch die objektive Sittlichkeit kontrolliert, mithin als das Wissen des Einzelnen um die objektive Sittlichkeit und sein inneres Verhältnis zu ihr. Er scheidet das „gute“ und das „richtige“ Gewissen voneinander. Das gute Gewissen besteht in der subjektiven Überzeugtheit des einzelnen Menschen, die sehr wohl dem Irrtum ausgesetzt sein kann, das richtige Gewissen besteht in objektiv richtigem Handeln, in der Richtung auf das höchste Gut, die vollkommene Gestaltung des menschlichen Lebens (Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 282ff). — Vgl. Sollen, Reue. — Stäudlin, Gesch. der Lehre vom Gewissen. Halle 1824. Kähler, Das Gewissen, Ethische Untersuchungen. Halle 1878. Rée, Die Entstehung des Gewissens. Berlin 1885. A. Döring, Philosophische Güterlehre. Berlin 1888. Elsenhans, Wesen und Entstehung des Gewissens. Leipzig 1894. Dransfeld, Der Zusammenhang des Wissens mit dem Gewissen. 1887. Wohlrabe, Kants Lehre vom Gewissen. Gewissen und Gewissensbildung. Gotha 1883. J. Friedmann, Die Lehre vom Gewissen in den Systemen des ethischen Idealismus. Budapest 1904.

gewissenhaft heißt derjenige, der bei seinen Handlungen streng seinem Gewissen folgt. Gewissensfälle sind Lagen des Menschen, in denen er handeln muß, ohne über die Moralität der Handlung zur Klarheit zu kommen. — Vgl. Kollision der Pflichten und Kasuistik.

Gewissensfreiheit heißt das Recht des Menschen, in seinen Reden und Handlungen seiner eigenen Überzeugung zu folgen. Dieses Recht darf keinem Menschen verkümmert werden, am wenigsten auf moralischem und religiösem Gebiete, wenn dadurch das Wohl anderer oder der Gesellschaft überhaupt nicht geschädigt wird. Freilich hat derjenige, welcher seinem Gewissen folgt, auch die Nachteile zu tragen, welche ihm Vorurteil, Parteihaß, Herrschsucht und Tyrannei bereiten. Der Gegensatz zur Gewissensfreiheit ist der Gewissenszwang. — Vgl. Gedankenfreiheit.

Gewissenslosigkeit heißt die Gesinnung dessen, dem die sittliche Beurteilung des eignen Tuns und Lassens ferne liegt. Ein weites Gewissen schreibt man dem zu, dem es mit sittlichen Erwägungen nicht rechter Ernst ist.

Gewissensfälle heißen diejenigen Fälle, in denen der Mensch nicht mit Bestimmtheit zu erkennen vermag, was Recht und Unrecht ist. — Vgl. Kasuistik.

Digitized by Google

Gewohnheit (von ahd. mhd. giwon, gewon = gefällig, gr. *συνήθεια*, lat. consuetudo) heißt die durch öftere Wiederholung desselben Vorstellens und Tuns entstandene Neigung und innerliche Notwendigkeit, unter gleicher Veranlassung dasselbe ohne besondere Willensanstrengung, vorzustellen und zu tun (vgl. Kant, Metaphys. d. Sitten. Teil II, S. 49). Jene Wiederholung heißt Gewöhnung und kann willkürlich oder unwillkürlich sein. Auf der durch Gewöhnung erworbenen Gewohnheit, welche die willkürlichen Bewegungen in unwillkürliche, die Entschließungen in Triebe umwandelt, und die uns zur zweiten Natur wird, beruhen alle leiblichen und geistigen Geschicklichkeiten. Durch Gewohnheit lernen wir stehen, laufen, turnen, reiten, sprechen, zeichnen, schreiben. Gewohnheitsmäßig gebrauchen wir gewisse Formeln des Grußes, der Konversation und Korrespondenz. Auf Gewohnheit beruht fast alles Tun der Menschen im Beruf und Verkehr, ja oft auch ihre Moral und Religion. Da die Gewohnheit alles Geistige allmählich mechanisiert, d. h. alles Willkürliche in Unwillkürliches verwandelt, ist sie von höchster Wichtigkeit für die Erziehung. Ebenso wichtig ist sie für die Moral; denn Gewohnheit macht uns zum Herrn oder zum Sklaven der Dinge, je nachdem wir uns zum Guten oder zum Schlechten gewöhnen. Hume (1711—1776) hat versucht, alle Kausalitätsschlüsse auf Gewohnheit zurückzuführen (Inquiry concerning human understanding, Sect IV). Kant (1724—1804) hat ihn in der Kr. d. r. V. zu widerlegen versucht.

Glaube (mhd. geloube, ahd. giloubo = das Gutheißen, gr. *πίστις*, lat. fides) heißt allgemein im subjektiven Sinne Sinne die auf subjektiv zureichende Gründe gestützte Überzeugung von der Wirklichkeit irgend eines Dinges oder Vorgangs und im objektiven Sinne Inhalt und Gegenstand einer Überzeugung, von der man wie von einer Realität berührt ist. Der Glaube steht also zwischen Meinen und Wissen: während jenes eine zufällige, unmaßgebliche Ansicht, dieses eine subjektiv und objektiv begründete Erkenntnis ist, gewährt der Glaube nur eine rein persönliche Gewißheit, welche sich entweder auf Autoritäten (Eltern, Lehrer, Überlieferung, Schriften), oder auch auf die eigenen Bedürfnisse und Erfahrungen des Subjekts stützt oder auch durch Wünsche und Bedürfnisse veranlaßt ist. Die Gewißheit der Meinung ist problematisch, die des Wissens apodiktisch, die des Glaubens asser-

Digitized by Google

torisch. Der Glaube behauptet einfach, ohne sich durch Gegengründe irre machen zu lassen; er wird sogar durch Widerspruch meist noch befestigt. Obgleich er einer objektiven Begründung nicht fähig ist, pflegt der Glaube dem Wissen an Überzeugungskraft keineswegs nachzustehen. Glaube heißt daher auch die Zuversicht, die der Herzenshingabe entspringt. So glaubt der Freund an den Freund, das Kind an die Eltern, der Schüler an den Lehrer. Diesem rein ethischen Glauben ist der spezifisch religiöse verwandt, welcher die Realität übersinnlicher Dinge auf Grund von Autoritäten und persönlicher Erfahrung und Hoffnung und die Existenz Gottes behauptet. Dieser erscheint wieder als positiver Glaube (fides, quae creditur) und als Eigenglaube (fides, qua creditur). Das Kind ist leichtgläubig; ebenso sind es die Völker in ihrer Jugendzeit. Jeder Einzelne erlebt aber bei fortschreitender Entwicklung den Zusammenbruch mancher Glaubensvorstellungen seiner Kindheit, und die Völker können in ihrer geschichtlichen Entwicklung den Glauben der Vorzeit nicht wahren.

Der menschliche Geist kommt in seiner geschichtlichen Entwicklung immer mehr über sich selbst und die Welt zur Klarheit, und ein Widerspruch zwischen religiösem Glauben und Wissen ist unvermeidlich. Der Glaube liebt Wunder und Geheimnisse, das Wissen kann sie nicht dulden; der Glaube erkennt übernatürlich geoffenbarte, unfehlbare Urkunden als Norm an, die wissenschaftliche Kritik betrachtet sie nur als eine von Menschen allmählich verfaßte Schriftensammlung. Die historische, psychologische und naturwissenschaftliche Forschung gestaltet die Weltanschauung vielfach um. Daraus erwächst für den Einzelnen wie für ganze Zeiten die schwere Aufgabe, Glauben und Wissen, die in Zwiespalt geraten sind, wieder in Einklang zu setzen und zu untersuchen, was sich von dem Kindesglauben gegenüber reiferer Weltanschauung als haltbar erweise. Die Kritik drängt zu der Frage, was Haupt-, was Nebensache, was Kern, was Schale sei. Der religiöse Glaube ist aber von höchster Bedeutung für das Gemüt und die Moral; er ist die auf moralische Gründe gestützte Überzeugung von demjenigen, was zu wissen zwar unmöglich, aber anzunehmen subjektiv notwendig ist und Halt gibt. Auch für das Wissen hat der Glaube Wichtigkeit. Zunächst müssen wir unseren Sinnen glauben, dann den Eltern und Lehrern, ferner den Büchern. In historischen Fragen haben wir den besten Zeugen zu glauben, in natur-

Digitized by Google

wissenschaftlichen denjenigen, welche von uns nicht auszuführende Experimente angestellt haben. Endlich verläuft alles Wissen zuletzt in metaphysischen Glauben, d. h. in unbeweisbare Annahmen (Hypothesen). Die Axiome unserer Vernunft wie die psychologischen und kosmologischen Probleme enden schließlich in Hypothesen.

Innerhalb des Christentums hat den Begriff des Glaubens zuerst Clemens Alexandrinus († 220 n. Chr.) fixiert als *πρόληψις διανοίας* (Strom. II, 4, 17) und seinen Wert höher geschätzt als die Erkenntnis (*κυριώτερον οὖν τῆς ἐπιστήμης ἡ πίστις* Strom. II, 4, 15). Für die neuere Philosophie hat Locke (1632—1704) den Begriff in feste Form gebracht. „In dem Gegensatz zum Glauben fasse ich — die Vernunft nur als Mittel auf, um die Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit solcher Sätze oder Wahrheiten darzulegen, zu denen man durch Ableitungen aus solchen Vorstellungen gelangt, welche durch den Gebrauch der natürlichen Fähigkeiten erlangt werden, d. h. durch Sinnes- und Selbstwahrnehmung. Der Glaube ist dagegen die Zustimmung zu Sätzen, welche nicht auf diese Weise aus der Vernunft abgeleitet sind, sondern bei denen man sich auf die Glaubwürdigkeit des Sprechenden verläßt, der sie von Gott auf eine außerordentliche Art mitgeteilt erhalten hat. Diese Art, den Menschen Wahrheiten mitzuteilen, heißt Offenbarung“ (Essay conc. hum. underst. IV, 18, § 2). Nach Kant (1724—1804) ist Glauben ein Fürwahrhalten, das subjektiv zureichend ist und zugleich für objektiv unzureichend gehalten wird (Kr. d. r. V., S. 822), und Glaube (als habitus, nicht als actus) ist die moralische Denkungsart der Vernunft im Fürwahrhalten desjenigen, was für die theoretische Erkenntnis unzugänglich ist (Kr. d. U., S. 456). — Vgl. Ulrici, Glauben und Wissen. Leipzig 1858. G. Wobbermin, Der christliche Glaube und sein Verhältnis zur heutigen Philosophie und Naturwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1908. Ebbinghaus, in Hinneberg, Kultur d. Gegenwart I, VI, S. 223—233. Wundt, Völkerpsychologie II, 1905. Titius, Religion und Naturwissenschaft, 1904. Dauriac, Croyance et réalité. Paris 1889. Fechner, Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Leipzig 1863. 2. Aufl., Leipzig 1910. R. A. Lipsius, Philosophie und Religion. Leipzig 1885. F. R. Lipsius, Glauben u. Wissen. Leipzig 1897. — G. Wendschuh, Verhältnis des Glaubens zum Wissen. Leipzig 1909. Wundt, Völkerpsychologie. Bd. IV. (Mythus und Religion). Teil I, 2. Aufl. Leipzig 1910.

Digitized by Google

Gleichgewichtssinn oder statischen Sinn nennen neuere Psychologen den Sinn, auf dessen Empfindungen die Vorstellungen der Bewegung und Haltung des Kopfes und indirekt des Körpers überhaupt beruhen, und dessen Organ beim Menschen die Bogengänge und Ampullen des Ohrlabyrinths und die Otolithensäckchen des mittleren Ohres und bei niederen Tieren die Hörgrübchen mit ihren Hörsteinchen sind. Bei Reizungen und Verletzungen dieser Organe stellen sich nicht Hörstörungen, sondern Störungen der Haltung und Bewegung ein, die den beim Drehschwindel entstehenden Störungen ähnlich sind; diese Organe werden auch nicht von dem Gehörnerven, sondern von einem andern, damit zusammenliegenden Nerven versorgt. Der bei den Bewegungen des Kopfes wirksame Reiz ist wahrscheinlich der Druck, den die Labyrinthflüssigkeit auf die an den häutigen Kanälen vorhandenen Nervenenden übt, und das Organ des Gleichgewichtsinnes ist als eine Art inneren Tastorganes anzusehen. Nach Wundts Auffassung sind dem Bogenlabyrinth und die ihm äquivalenten tonischen Sinnesorgane niederer Tiere, soweit die letzteren nicht gleichzeitig Gehörsfunktionen besitzen, Dependenzen des Tastsinns, eine Art innerer Tastorgane, in dieser Beziehung den Gelenken am nächsten verwandt. Einen sechsten Sinn kann man in ihnen nicht sehen, da ein eigenes Qualitätssystem von Empfindungen für diese Organe nicht nachweisbar ist. — Vgl. Schwindel, Ataraxie. — Flourens, Expériences sur les canaux semi-circulaires de l'oreille dans les oiseaux. Mém. de l'Institut 1830. Ebbinghaus, Psychologie in Hinnebergs Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 197 ff. Wundt, Grundzüge d. physiolog. Psychologie. 6. Aufl. Leipzig 1910, II, S. 502 ff. Mangold, Unsere Sinnesorgane. Leipzig 1909, S. 140 ff.

Gleichheit (gr. *ἰσότης*, lat. aequalitas). Der Begriff Gleichheit gehört zu den grundlegenden, am schwierigsten abzuleitenden Begriffen der menschlichen Erkenntnis und wird daher meist ohne jede Erklärung eingeführt und benutzt, oder durch Erklärungen bestimmt, die nicht viel mehr leisten, als daß sie ein Wort für das andere setzen. Elementarbücher der Mathematik geben z. B. die Definition: Gleichheit heißt die Übereinstimmung in der Größe. Für Übereinstimmung wird aber keine weitere Ableitung versucht, und so bleibt die Erklärung im Kerne tautologisch. Selbst in streng wissenschaftlichen Werken wird von dem Begriffe der Gleichheit meist Anwen-

Digitized by Google

dung gemacht, ohne daß eine Rechtfertigung erfolgt. Eukleides (um 300 v. Chr.) wendet z. B. den Begriff der Gleichheit in seinen Elementa (*στοιχεῖα*) ohne weiteres in den Grunddefinitionen des I. Buches bei der Erklärung der geraden Linie (Def. 4. *εὐθεῖα γραμμή ἐστιν, ἥτις ἐξ ἴσου τοῖς ἐφ' ἑαυτῆς σημείοις κεῖται* — eine gerade Linie ist eine solche, deren Punkte in gleicher Richtung liegen), der Ebene (Def. 7. *ἐπίπεδος ἐπιφάνειά ἐστιν, ἥτις ἐξ ἴσου ταῖς ἐφ' ἑαυτῆς εὐθείαις κεῖται* — eine Ebene ist eine Fläche, deren gerade in ihr enthaltenen Linien in gleicher Richtung liegen) und in den Axiomen (Ax. 1. *τὰ τῷ αὐτῷ ἴσα καὶ ἀλλήλοις ἐστὶν ἴσα* — was ein und demselben gleich ist, ist auch einander gleich). Aristoteles (384—322) ordnet die Gleichheit und Ungleichheit als Gegensatzpaar der Kategorie der Quantität zu, gibt aber eine Ableitung und Erklärung der Begriffe ebenfalls nicht (Kateg. 6. p. 6 a 26 *Ἴδιον δὲ μάλιστα τοῦ ποσοῦ τὸ ἴσον τε καὶ ἄνισον λέγεσθαι*). Selbst ein so subtil kritischer Denker wie Poincaré benutzt den Begriff der Gleichheit ohne Vorbereitung schon in der Definition der Zahl 2 und erklärt: $1 + 1 = 2$ und allgemein $(x + a) = x + (a - 1) + 1$ (Wissenschaft und Hypothese, übersetzt von Lindemann, Leipzig 1904, S. 8 ff). Auch in Wundts Logik sucht man vergeblich nach einer grundlegenden Erörterung des Begriffes der Gleichheit. Leibniz (1646—1716) definierte in seiner Theodicee ziemlich unbestimmt (II, § 212): „Gleich sind die Dinge von derselben Quantität", und Chr. Wolf (1679—1754) erklärte, den Begriff unzulässig verengernd (Vernünft. Ged. I, § 22), „Wenn ich ein Ding B in die Stelle des andern A ohne Schaden der Größe setzen kann, so sind A und B einander gleich". In Kants (1724—1804) Kategorienlehre hat der Begriff der Gleichheit keinen Platz gefunden. Nur über den Begriff der Identität als Verknüpfungsbegriff für das Subjekt und Prädikat in analytischen Urteilen (Kr. d. r. V., S. 7) und über die Tragweite des Satzes des Widerspruchs (Kr. d. r. V., S. 154) reflektiert Kant, und bei der Erörterung der Amphibolie (s. d.) der Reflexionsbegriffe (Kr. d. r. V. S. 260 ff.) geht er auf den Unterschied der begrifflichen Einerleiheit und der numerischen Identität ein. Überhaupt bleibt der Begriff der Gleichheit bei den erkenntnistheoretischen Untersuchungen mehr als billig im Hintergrund, während der Begriff der Identität an die Spitze der Logik gestellt wird. Die Erklärung für

Digitized by Google

diese Umgehung eines der wichtigsten Begriffe liegt sowohl in der Ursprünglichkeit des Begriffes, als auch in seinem Inhalte, der, trotzdem sich für ihn ein einheitliches usuelles Zeichen (=) seit Recorde (1510—1558, The Wetstone of witte 1556) vorfindet, gar kein einheitlicher Begriff ist, sondern sich vielmehr als eine Vielheit von Begriffen erweist, die allerdings untereinander verwandt sind und auf gemeinsamer Grundlage beruhen.

Die erkenntnistheoretische Untersuchung des Begriffs der Gleichheit führt zu folgenden Resultaten. Von den Grundbeziehungen zweier oder mehrerer Vorstellungen zueinander, wie sie im Urteile zur Darstellung kommen, ist die eine in dem Begriffspaar Verbindbarkeit und Unverbindbarkeit gegeben. Im positiven Verbinden und negativen Trennen der Vorstellungen, im Zuordnen und Scheiden liegt einer der Grundakte des Denkens, den wir als die Qualitätsbildung des Urteils (vgl. Qualität) zu bezeichnen pflegen. Er tritt uns in der Ausprägung der Doppelform des bejahenden (affirmativen) und verneinenden (negativen) Urteils entgegen, wie überhaupt die Grundformen des Denkens nur in gegensätzlichen Begriffspaaren zur Entstehung gelangen. Auf der Anwendung der Bejahung und Verneinung beruht die Bildung aller kontradiktorischen Gegensätze und aller Disjunktionen. In den Rahmen der bejahenden, verneinenden und disjunktiven Urteilsformen, deren Prinzipien in den Sätzen der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten liegen, gehen eine Reihe von wichtigen Sonderformen ein, die auf den kategoralen Begriffen des Ganzen und der Teile, der Substanz und Eigenschaft, der Gattung und Art, der Ursache und Wirkung oder den sinnlichen Grundformen von Raum und Zeit beruhen. Über diesen Sonderformen aber stehen die Formen der Bejahung, Verneinung und der Disjunktion. Sie kommen in einer Reihe von abgeleiteten Begriffen zur Ausprägung. An der Spitze steht zunächst 1. der Begriff der Identität. Die Identität ist der Ausschluß jedes Gegensatzes und Unterschiedes zwischen zwei Vorstellungen. Sie ist da anzusetzen, wo zwei oder mehrere Vorstellungen in allen Beziehungen ein und dasselbe sind. In einem Bilde könnte man dann sagen: Die Vorstellungen decken sich. Doch kann das Bild über die begriffliche Schwierigkeit leicht hinwegtäuschen und in die Irre führen. Aber schon in diesem Begriff der Identität läßt die Terminologie die Einheit der Vorstellung fallen, sobald sie von

Digitized by Google

zwei Vorstellungen redet, statt von einer und damit die Forderung der Einheit in allen Beziehungen von vornherein aufgibt. Der Begriff der Identität zerfällt daher in eine Dreiheit von Begriffen. In seiner strengsten Form a) als absolute Identität kann er nur da Anwendung finden, wo die Beziehung einer Vorstellung auf sich selbst (A ist A) gemeint ist, wie dies in mathematischen Beweisen mitunter notwendig ist. Jede Wiederholung einer Vorstellung an verschiedenen Orten oder zu verschiedenen Zeiten schließt eine (objektive) Differenz in sich ein, und jedes gleichzeitige Vorkommen zweier auf dieselben Orte bezogener übereinstimmender Vorstellungen in den Denkakten zweier verschiedener Personen fordert die (subjektive) Differenz mindestens bezüglich der denkenden Subjekte und kann also nicht als absolute Identität gelten. Aber der Begriff der absoluten Identität hat meist etwas Starres, Nutzloses, Unfruchtbares und nichts Vorwärtsführendes an sich. Der Begriff der absoluten Identität wird daher umgewandelt b) in den gewöhnlichen logischen Begriff der Identität. Logische Identität wird da angenommen, wo bei der Wiederholung und Mehrheit von Denkakten für die resultierenden Begriffe ein Wechsel der Merkmale ausgeschlossen wird, so daß alle inneren (objektiven) Bestimmungen bei der Wiederholung und Mehrheit dieselben bleiben (vgl. Kant, Kr. d. r. V., S. 263). Auf Erscheinungen aber kann der logische Begriff der Identität nur dann angewandt werden, wenn bei dem Ausschluß des Wechsels der Merkmale auch die Forderung der Einheit bezüglich des Raumes und der Zeit erfüllt ist, und in diesem Falle pflegt man c) von numerischer Identität zu reden. Es ist nicht ratsam, den Begriff der Identität nur auf den Begriff der absoluten Identität einzuschränken, weil er so ziemlich wertlos bleibt, aber auch nicht empfehlenswert, ihn weiter als über die Begriffe der logischen und der numerischen Identität hinaus auszudehnen, wie das z. B. E. Dühring und auch W. Wundt tuen, die den Begriff der Identität so umgestalten, daß er auch den Begriff der Gleichheit in sich einschließt und von denen der letztere formal identische Urteile von real identischen unterscheidet und unter den ersteren Urteile von der Form $A = A$, unter den letzteren Urteile versteht, wie z. B. $a^2 = b^2 + c^2$, in denen das Prädikat vom Subjekte verschieden ist. Wundt gesteht aber auch selber zu, daß es eigentlich nur ein Urteil gibt, das Identität ausdrückt, den

Digitized by Google

Satz A = A (vgl. Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 182—184).

Folgt auch der Begriff der Gleichheit dem der Identität auf dem Fuße nach, so unterscheidet er sich doch von ihm klar durch seine große Fruchtbarkeit und umfassende Anwendungsfähigkeit. Unter Gleichheit ist 2. eine bejahende Beziehung zweier oder mehrerer Vorstellungen zu verstehen, die es gestattet, trotzdem die Vorstellungen nicht identisch sind, sondern sich mehr oder weniger den Merkmalen nach voneinander unterscheiden, die eine für die andere zu setzen, so daß auf der Einführung des Begriffes der Gleichheit die Möglichkeit der den gesamten mathematischen Gedankengang beherrschenden und auch außerhalb der Mathematik in der Wissenschaft fruchtbaren Substitution beruht, während durch die Substitution des Identischen füreinander ein Fortschritt des Denkens nicht herbeigeführt wird. Die Formel für die Gleichheit ist A = B, und die Fruchtbarkeit des Begriffes zeigt sich in dem Schlusse, daß, wenn A = B und B = C ist, auch A = C ist. Ostwald (Vorlesungen über Naturphilosophie S. 225) definiert daher durchaus zutreffend: Gleich heißt, was füreinander gesetzt werden und einander ohne Änderung vertreten kann. In der Mathematik findet die schärfste und reichste Ausbildung des Begriffes der Gleichheit statt; dieselbe beginnt in der Arithmetik, Algebra und Analysis und endet in dem Begriff der geometrischen oder Größengleichheit.

Wo a) in arithmetischen und algebraischen Sätzen eine Gleichheit ausgesprochen wird, handelt es sich um die Beziehung zweier oder mehrerer Zahlen oder Zahlenkomplexe (d. h. durch Operationen miteinander verbundener Zahlen), die so beschaffen sind, daß die eine Zahl oder der eine Zahlenkomplex unter Zugrundelegung der Gesetze der Arithmetik durch rechnerische Operationen in die andere Zahl oder den anderen Zahlenkomplex umgewandelt werden, der eine also für den andern gesetzt werden kann, mag es sich nun um die einfachsten Verhältnisse bestimmter ganzer Zahlen wie in dem klassischen Beispiele Kants: $5 + 7 = 12$ oder, um die Gesetze allgemeiner Zahlen wie $a + b = b + a$ oder $a \cdot b = b \cdot a$ oder $(a + b)^n = a^n + n_1 \cdot a^{n-1} b + n_2 \cdot a^{n-2} b_1^2 + \ldots$ oder um Beispiele aus der höheren Analysis wie: $f(x + h) = f(x) + d^1 f(x)\, h^1 + \frac{d^2 f(x)}{2} h^2 + \frac{d^3 f(x)}{3} h^3 + \ldots$, mag es sich um Lehrsätze oder um zu lösende Aufgaben handeln. Der Begriff der Gleichheit ist hier also der

Digitized by Google

Begriff der Gleichwertigkeit von Operationen, nicht der Übereinstimmung von Größen. Die Übertragung des Begriffs und der Terminologie der Größenbeziehungen von der Geometrie, wo sie ihren Nährboden hat, auf die arithmetischen Verhältnisse ist nur ein Sprachgebrauch, der sich aus der Verwendung arithmetischer Beziehungen innerhalb geometrischer Verhältnisse, namentlich aus der sogenannten Konstruktion algebraischer Ausdrücke erklärt, aber im Grunde nicht gerechtfertigt ist und Verwirrung bezüglich des Begriffs der arithmetischen Gleichheit hervorzurufen geeignet ist. Reine Zahlen haben keine Größe. Sie unterscheiden sich voneinander nicht durch die Größe, sondern, wie das Beispiel jeder bestimmten Zahl und das der natürlichen Zahlenreihe sofort am klarsten zeigt, nur durch die Anzahl der Teile, aus denen das Ganze der Zahl zusammengesetzt gedacht wird, mithin als ganze und bestimmte Zahlen nur durch ihren Platz in der natürlichen Zahlenreihe. Von Größenbeziehungen kann in der reinen Arithmetik im eigentlichen Sinne nicht geredet werden. Die Ausbildung verschiedener Operationen, die in enger Beziehung zueinander stehen, der direkten und inneren Operationen, wie der Addition und Subtraktion, der Multiplikation und der Division, der Potenzierung und der Radizierung und Logarithmierung, der primären, sekundären usw. Operationen, wie des Zählens, der Addition, der Multiplikation, der Potenzierung, bedingt eine Vielheit der Beziehungen zwischen den verschiedenen Operationen, die alle durch den Begriff der arithmetischen Gleichheit ihren Ausdruck finden.

Anders stellt sich die Bedeutung des Gleichheitsbegriffs in der Geomtrie. Hier handelt es sich, soweit nicht einfache arithmetische Verhältnisse zur Anwendung kommen, b) um Größenbeziehungen. Gleichheit ist hier die Ersetzbarkeit einer Größe durch eine andere. Und zwar beschränkt sich der Begriff der geometrischen auf den Begriff der extensiven Größe. Der geometrische Begriff der Größengleichheit findet seine Verwendung sowohl im linearen Gebiete, z. B. im Satze von der Gleichheit der Radien ein und desselben Kreises oder in dem Satze von der Gleichheit der beiden von einem Punkte an einen Kreis gezogenen Tangenten, als auch in Beziehung auf die Winkelgrößen, Flächengrößen, Körpergrößen: z. B. Scheitelwinkel sind einander gleich. Die Basiswinkel im gleichschenkligen Dreieck sind einander gleich. Parallelogramme

Digitized by Google

von gleicher Grundlinie und Höhe sind flächengleich. Das Quadrat über der Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks ist gleich der Summe der Quadrate über den Katheten. Pyramiden von gleicher Grundfläche und Höhe sind volumengleich. Das Volumen einer dreiseitigen Pyramide ist gleich einem Drittel des Volumens eines dreiseitigen Prismas, das mit der Pyramide gleiche Grundfläche und gleiche Höhe hat. Auch alle Formeln für die Flächeninhalts- und Volumensberechnung geometrischer Gebilde schließen mit arithmetischen Beziehungen geometrische Größenbeziehungen in sich ein. Scharf wird auch der einfache Begriff der Größengleichheit in der Geometrie bestimmt durch seine Scheidung von ihm verwandten und ihn ergänzenden Begriffen, wie dem der Kongruenz (der Größen- und Gestaltgleichheit, der Parallelität (der Richtungsgleichheit), der Proportionalität (der Verhältnis- oder Quotientengleichheit), der Ähnlichkeit (der Gestaltgleichheit), der Symmetrie (der Abstandsgleichheit von einer Achse) usw.

Von den Raumgebilden wird der Begriff der Größengleichheit 3. auf die Zeitverhältnisse übertragen. „Wenn ein Vorgang unter gleichförmigen Verhältnissen abläuft, so gelten gleiche Teile des Vorgangs als in gleicher Zeit erfolgend."

Auch bei der Anwendung mathematischer Beziehungen innerhalb der Physik, handelt es sich 4. um Größenbeziehungen der Gleichheit. Doch kommen hier zu den extensiven Raum- und Zeitgrößen die intensiven Kraft- und Energiegrößen hinzu. Trotzdem behält der Begriff der Gleichheit hier seine volle Bestimmtheit und Schärfe.

Eine neue und erweiterte Gestalt hat auch der Begriff der Gleichheit 5. durch den Begriff der Äquivalenz oder des Äquivalents in den Untersuchungen über das Gesetz von der Erhaltung der Energie empfangen. — Vgl. Energie, Äquivalent.

So erweist sich also der Begriff der Gleichheit als ein vieldeutiger Begriff und es sind nacheinander für sich zu definieren die Begriffe der absoluten Identität, der logischen Identität, der numerischen Identität, der arithmetischen Gleichheit, der geometrischen Gleichheit, der Zeitgleichheit, der physikalischen Gleichheit und der Äquivalenz.

Anders liegt es 6. beim Gebrauch des Gleichheitsbegriffes außerhalb der Wissenschaft im täglichen Erfahrungskreise. Hier verliert der Gleichheitsbegriff seine Schärfe und Bestimmtheit.

Digitized by Google

Bei seiner Anwendung handelt es sich nur noch um Beziehungen von Dingen, die zwar auch eine Ersetzung des einen durch das andere zulassen, bei denen aber doch größere Verschiedenheiten unterlaufen entweder des Inhalts oder der Form, entweder in der Quantität oder in der Qualität, die jedoch in der Praxis keine Rolle spielen und vernachlässigt werden können. so z. B. bei allen Vervielfältigungen ein und desselben Musters, bei allen Kopien oder bei organischen Naturprodukten. Es wird hier nur eine komparative Gleichheit verlangt und vorgefunden, dagegen auf genauere Übereinstimmung Verzicht geleistet und schon die Annäherung als Gleichheit genommen. Aber auch hier ist die Anwendung und der Nutzen des Gleichheitsbegriffes sehr groß.

Eine scharfsinnige Analyse des Begriffs der Gleichheit findet man bei E. Dühring (Natürliche Dialektik. Berlin 1865. S. 18—72), der aber die Gleichheit der Identität unterordnet und Identität in einem weiteren Sinne als üblich faßt, und bei Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. 3. Aufl., Leipzig 1905. S. 111ff. — Vgl. Gleichung, Äquipollenz.

In der Rechtswissenschaft heißt Gleichheit (aequalitas iuridica) 7. die Übereinstimmung des Rechtes, das allen Menschen als vernünftigen und freien Wesen zusteht. Man redet von einer ursprünglichen oder natürlichen aus der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes stammenden und von einer bürgerlichen, durch die Gesetzgebung des Staates geschaffenen Rechtsgleichheit. Am vollständigsten ist der Begriff der Rechtsgleichheit auf dem Gebiete des Privatrechtes durchgeführt. — Bekannt ist, daß die erste französische Revolution (1789—1795) das Schlagwort égalité mit den beiden Worten liberté und fraternité verband.

Gleichung (gr. ἴσωσις, lat. aequatio) nennt man in der Mathematik einen Satz, welcher in formelhafter Kürze die Gleichheit (s. d.) zweier Zahlen oder Zahlenkomplexe oder Größen ausspricht. Die beiden einander gleichgesetzten Begriffe heißen die Seiten (μέρη) der Gleichung, der erste die linke, der zweite die rechte Seite. Die Gleichheitsbezeichnung wird durch das Wort gleich und das Zeichen = (erfunden von dem Engländer Recorde 1510—1558 in seiner Schrift: The Wetstone of witte 1556) ausgedrückt. Man unterscheidet zunächst identische, analytische und algebraische Gleichungen. Identisch heißen Gleichungen, wenn die linke und

Digitized by Google

rechte Seite in nichts verschieden sind, z. B. $a = a$, $a + b = a + b$. Analytisch heißen Gleichungen, wenn sie bei nicht völliger Übereinstimmung der linken und rechten Seite für alle Werte gelten, die für die in der Gleichung vorkommenden allgemeinen Zahlen oder Größen eingesetzt werden können, z. B. $a + b = b + a$, $a \cdot b = b \cdot a$, $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$. Algebraisch heißen dagegen alle Gleichungen, die nicht für alle, sondern nur für einzelne bestimmte Werte gelten, die für die in der Gleichung enthaltenen allgemeinen Zahlen oder Größen eingesetzt werden. So kann man in der algebraischen Gleichung: $a + b = c$ zwar für a und b oder für a und c oder für b und c beliebige bestimmte Werte einsetzen; aber der Wert der dritten Zahl c, b, a ist dann nicht mehr beliebig, sondern durch die beiden anderen Werte bedingt oder bestimmt. Algebraische Gleichungen heißen daher auch Bedingungsgleichungen oder Bestimmungsgleichungen. Wird nun eine algebraische Gleichung zur Bestimmung von Zahlen oder Größen benutzt, also als eine zu lösende Aufgabe gedacht, so sondern sich in ihr die Zahlen oder Größen, die zur Bestimmung dienen, von denen, die bestimmt werden sollen; die ersteren heißen die gegebenen oder bekannten Zahlen oder Größen, die letzteren die gesuchten oder unbekannten. Die bekannten Zahlen oder Größen sind entweder bestimmte oder allgemeine. Im letzteren Falle werden sie seit Descartes (1596—1650) durch die ersten Buchstaben des Alphabets, a, b, c usw. bezeichnet, während die unbekannten Zahlen oder Größen durch die letzten Buchstaben des Alphabets x, y, z bezeichnet werden. Descartes kam auf diese Bezeichnung der Unbekannten mit x durch die deutschen Kossisten des 16. Jahrhunderts, die für die erste Potenz, die radix hieß, ein verschnörkeltes r verwendeten, das einem x ähnlich war (vgl. Tropfke, Geschichte der Elementarmathematik. Leipzig 1902 f. S. 150 und S. 190 ff). Die algebraischen Gleichungen können nun eine oder mehrere Unbekannte enthalten. Die Gleichungen mit einer Unbekannten heißen seit Descartes (1637) je nach der höchsten Potenz, in der die Unbekannte vorkommt, Gleichungen ersten, zweiten (quadratische), dritten (kubische), vierten usw., n-ten Grades. Unter der Lösung einer algebraischen Gleichung mit einer Unbekannten versteht man die Umwandlung der Gleichung in solche Form, daß die linke Seite lediglich die Unbekannte in der ersten Potenz, die rechte nur Bekannte ent-

Digitized by Google

hält. Einfache Lösungsmethoden gibt es für die Gleichungen ersten bis vierten Grades. Gleichungen höheren Grades sind allgemein nicht lösbar (Abel, in Crelles Journal, Bd. I). Jede Gleichung mit einer Unbekannten hat soviel Wurzeln oder Werte, die ihr genügen, als ihr Grad anzeigt. Für die Lösung mehrerer Gleichungen mit mehreren Unbekannten gilt der Satz, daß die Lösung in eindeutiger Weise nur dann möglich ist, wenn soviel Gleichungen als Unbekannte gegeben sind. Die Lösungsmethoden sind die Substitutions-, Kombinations- und Koëffizientenmethode. Wenn in n Gleichungen mehr als n Unbekannte vorhanden sind und wenn alle zusammenhängenden Werte dieser Unbekannten zu bestimmen sind, die den Gleichungen genügen, gleichviel ob Bedingungen die Anzahl der Werte beschränken oder nicht, so heißen die Gleichungen unbestimmte oder diophantische Gleichungen (nach Diophantos 3.—4. Jahrh. n. Chr.). Unter transscendenten Gleichungen versteht man Gleichungen, die nicht auf algebraischem Wege zu lösen sind, z. B. Gleichungen, in denen Exponentialgrößen mit der Unbekannten als Exponenten oder Kreisfunktionen der Unbekannten vorkommen.

Die Lehre von den Gleichungen ist sehr alt. Schon aus dem Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. stammt das ägyptische Rechenbuch des Almes, in dem die Haurechnung (Hau ist die Hieroglyphe für die Unbekannte), die älteste Gleichungstheorie, enthalten ist. Im 3. und 4. Jahrh. n. Chr. schrieb der Grieche Diophantos ἀριθμητικῶν βιβλία ἕξ, worin die Gleichungen behandelt werden. Im 5. Jahrh. n. Chr. entwickelte sich die Gleichungslehre in Indien, dann bei den Arabern. Im 16. Jahrh. gelang die rechnerische Lösung der Gleichungen dritten und vierten Grades in Italien und Deutschland, und durch Vietas Einführung der Buchstabengrößen (1591) wuchs diese zur heutigen Algebra aus, wobei sich die Gleichungslehre stetig vervollkommnete (vgl. Tropfke, Geschichte der Elementarmathematik. Leipzig 1902f, B. I, S. 240ff).

Den Begriff der Gleichungen in die Logik einzuführen hat in neuerer Zeit die algebraische Logik versucht. Doch ist dies nur möglich gewesen unter Umformung der Urteile und erheblicher Verschiebung des Gleichheitsbegriffes, wobei z. B. Gattungen und Arten als gleich angenommen sind, und das Verhältnis des Ganzen und der Teile auch da angewendet

Digitized by Google

worden ist, wo es gar nicht vorhanden ist. — Vgl. Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, B. I, S. 276ff. Euler, Vollständige Anleitung zur Algebra. 2 Bde. Petersburg 1771. H. Weber, Lehrbuch d. Algebra. 2 Bde. 2. Aufl. Braunschweig 1895—1899. Netto, Substitutionstheorie und ihre Anwendung auf die Algebra. Leipzig 1882. Vorlesungen über Algebra. 2 Bde. Leipzig 1890—1899. Elementare Algebra. Leipzig 1904.

Glück oder **Glückseligkeit** (mhd. gelücke, gr. *εὐδαιμονία*, lat. beatitudo) heißt subjektiv der Zustand der dauernden Zufriedenheit des Menschen mit dem Lebenslos, objektiv die Lebenslage, welche den Gemütszustand dauernder Zufriedenheit hervorruft. Kant (1724—1804) definiert die Glückseligkeit (Kr. d. pr. V., S. 40) als „das Bewußtsein eines vernünftigen Wesens von der Annehmlichkeit des Lebens, die ununterbrochen sein ganzes Leben begleitet". Weil aber die einzelnen Menschen besondere Auffassungen vom Wesen und Zweck des Daseins und besondere Neigungen haben, ohne deren Erfüllung sie keine Befriedigung empfinden, so verstehen sie unter dem Glück etwas sehr Verschiedenes. Grob materiell denkende Menschen suchen das Glück in Geld und Besitz, feiner denkende in Macht, Ehre, Ruhm, realistisch denkende in Gesundheit, Schmerzlosigkeit, sinnlicher Lust, idealistisch denkende in der Bedürfnislosigkeit oder in künstlerischer, wissenschaftlicher oder praktischer Betätigung, streng ethische Naturen vor allem in dem tugendhaften Leben. So suchte z. B. der Kyrenaiker Aristippos (435—355) das Glück in der Sinnenlust des Augenblicks (*τέλος—γὰρ εἶναι τὴν κατὰ μέρος ἡδονήν* Diog. Laert. II, 8, § 87; *ἀπέλαυε—γὰρ ἡδονῆς τῶν παρόντων, οὐκ ἐθήρα δὲ πόνῳ τὴν ἀπόλαυσιν τῶν οὐ παρόντων.* Diog. Laert. II, 8, § 66). Ähnliches lehrte ein Teil der Epikureer und der modernen Materialisten wie Helvetius (1715—1771). In der Bedürfnislosigkeit sahen Sokrates (469—399), Anthisthenes (444 bis um 370) und Diogenes (404—323) das Glück. Sokrates äußerte sich: *ἐγὼ δε νομίζω τὸ μὲν μηδενὸς δεῖσθαι θεῖον εἶναι, τὸ δ' ὡς ἐλαχίστων ἐγγυτάτω τοῦ θείου* (Xenoph. Memorab. I, 6, 10). In vernunftgemäßer Tätigkeit suchten die Glückseligkeit Aristoteles (384—322) und Thomas von Aquino (1225—1274), Aristoteles sah zugleich in der vernunftgemäßen Tätigkeit das Glück und die Tugend (Eth. Nicom. I, 7 p. 1098 a 16 *τὸ ἀνθρώπινον ἀγαθὸν ψυχῆς ἐνέργεια γίνεται*

Digitized by Google

κατ' ἀρετήν). Thomas lehrte: Essentia beatitudinis in actu intellectus consistit (Summ. theol., II, qu. 3, 4). In die Tugend allein versetzten die Stoiker die Glückseligkeit. — Nun beruht aber der Gesamtzustand des Menschen sowohl auf der leiblichen, als auch auf der geistigen Beschaffenheit und auf den äußeren Lebensverhältnissen, und da der Leib des physischen Wohlseins bedarf und die Vernunft nach höheren, idealeren Gütern verlangt, und unter den Lebensverhältnissen nur die befriedigen, die uns eine äußere Sicherheit gewähren, so kann das Glück in Wirklichkeit nur auf einem Zusammensein einer schmerzlosen, guten physischen Beschaffenheit, einer intellektuellen oder sittlichen Betätigung und auf günstigen äußeren Lebensverhältnissen beruhen. Zutreffend sagt daher schon Thales (um 600 v. Chr.): *τίς εὐδαίμων; ὁ τὸ μὲν σῶμα ὑγιής, τὴν δὲ τύχην εὔπορος, τὴν δὲ ψυχὴν εὐπαίδευτος* (Diog. Laert I, § 37 Wer ist glücklich? Der körperlich gesunde, mit äußeren Gütern wohl ausgestattete und geistig wohlerzogene Mensch). Aber fraglich bleibt es, wieweit das Glück mehr negativ in der Abwesenheit seiner Hemmnisse oder positiv in körperlicher Lust, geistiger Tätigkeit, äußerem Besitz zu suchen ist, zweifelhaft auch, wieweit nur ein Streben nach Glück vorhanden ist oder wieweit eine wirkliche dauernde Befriedigung eintreten kann. Der Pessimismus Schopenhauers (1788—1860) und v. Hartmanns (1842—1906) leugnet die Möglichkeit der letzteren, der Optimismus hält sie für vorhanden. In der Verbindung von höchster Vollkommenheit und höchster Glückseligkeit sieht (Kant 1724—1804) das höchste Gut. — Vgl. Pessimismus, Optimismus, Eudaemonismus, Hedonismus, Aoristie, Aphasie, Arrhepsie, Ataraxie, Epoché. — Seneca, Vom glückseligen Leben, v. H. v. Schmidt. Leipzig 1909. P. Apel, Das innere Glück. Berlin-Zehlendorf 1909. J. Finck, Die Lehre vom Glück. Übersetzt v. Lohmeyer. Stuttgart 1909. M. Schlick, Glückseligkeitslehre. München 1909. Jul. Lux, Der Wille zum Glück. Wien 1910.

Gnade (mhd. genâde, ahd. ginâda = Herablassung, lat. gratia, gr. *χάρις*) heißt die Güte, welche einem niedriger stehenden oder einem unwürdigen Menschen von einem höher Stehenden oder Würdigeren erwiesen wird.

Gnosis (gr. *γνῶσις* = Erkenntnis) bedeutet die (höhere) Erkenntnis, welche die positive Religion durch Philosopheme tiefer begründen will. In der alten christlichen Kirche gab

Digitized by Google

es katholische und häretische Gnostiker. Jene, wie die Alexandriner Clemens und Origenes, wollten den Glauben (*πίστις*) nur durch Spekulation stützen, diese (Basilides, Valentinus, Saturninus, Marcion usw.) verwandelten ihn durch heidnische und jüdische Ideen in eine phantastische Metaphysik, in welcher sie die Welt und das Christentum durch Emanation aus dem Absoluten hervorgehen ließen. Auch die Neuplatoniker und Schelling gehören hierher. — Vgl. Emanation, Äon, Asketik, Logos, patristische Philosophie. — C. F. Baur, Die christl. Gnosis. Tübingen 1835. Harnack, Dogmengeschichte I, Tübingen 1909, S. 186—226. E. H. Schmidt, Die Gnosis, Leipzig 1903.

Gott (ahd. got, got. guþ, mhd. got von indgm. ghu = anrufen, also = der Angerufene, gr. *θεός*, lat. deus) bedeutet das höchste Wesen. Je nach ihrem Bildungsstandpunkt, nach Abstammung, Umgebung und Glauben stellen sich die Menschen dieses Wesen verschieden vor. Mit der Darstellung der Entstehung und Kritik der verschiedenen Vorstellungen, welche die Menschheit allmählich von Gott erworben hat, beschäftigt sich die Religionsgeschichte, während die Religionsphilosophie Gottes Wesen, seine Existenz und Wirksamkeit untersucht. — Furcht und Liebe (Dankbarkeit) sind die Wurzeln des religiösen Gefühls, welches mit Hilfe der Phantasie verschiedene Naturgegenstände und Kräfte personifiziert (vgl. Religion). Die niedrigste Stufe dieses Gottesbewußtseins ist der Fetischismus (s. d.), der in der Verehrung irgend eines Gegenstandes als Gott besteht; aus diesem entwickelt sich der Polytheismus (s. d.), der Glaube an viele Götter. Dieser verehrt als Zoolatrie Tiere, als Sabäismus Gestirne, als Naturalismus Naturkräfte. Letzterer verklärt sich allmählich zum ethischen Anthropomorphismus, welcher die Götter wie verklärte Menschen schildert. In derselben Richtung bewegt sich der Dualismus, der ein gutes und ein böses Prinzip annimmt. Mit zunehmender Abstraktion erhebt sich die Menschheit zum Monotheismus, dessen niedrigste Stufe der Henotheismus ist; dieser verehrt nur einen Gott, als Gott eines Stammes, eines Volkes, ohne jedoch die Existenz anderer Götter zu leugnen. Der reine Monotheismus hat drei Formen: Theismus, Deismus und Pantheismus. Der Theismus (s. d.) (Juden-, Christentum und Islam) denkt sich Gott als den persönlichen Schöpfer und Regenten der Welt, der Deismus (s. d.) denkt

Digitized by Google

ihn sich nur als Schöpfer. Beide aber trennen Gott und die Welt als Schöpfer und Schöpfung (deus et natura), obwohl in dem Gedanken der Schöpfung aus Nichts doch auch wieder diese Trennung beschränkt oder im Grunde aufgehoben wird. Der Pantheismus (s. d.) dagegen, der sich Gott als inneres Prinzip der Welt denkt, sucht Gott in der ewigen Natur, nicht außerhalb derselben, oder identifiziert Gott und Natur (deus in natura, deus sive natura, s. Pantheismus).

Die Religionsphilosophie untersucht zunächst Gottes Dasein. Für dieses haben Theologen und Philosophen eine Reihe von Beweisen aufgestellt. Schon Melanchthon († 1560) kannte deren zehn, reformierte Dogmatiker, wie Polanus, sogar sechzehn. Diese sechzehn aber lassen sich mit Ausscheidung der sekundären, die nur geringe Bedeutung gehabt haben, sämtlich auf vier zurückführen. Der Beweis a tuto hat z. B. keinen, der a consensu gentium (s. d.) geringen Wert, der ab utili entspricht nur bestimmten Gesellschaftstheorien. Der erste sagt, Gottes Dasein sei zwar nicht ausgemacht, aber es sei doch sicherer, dasselbe anzunehmen; der zweite beruft sich darauf, daß alle Völker an eine Gottheit glauben (Arist. de caelo, I 3. Cic. Tusc. I, 13); der dritte leitet die Existenz Gottes aus der praktischen Nützlichkeit des Gottesglaubens für die Wohlfahrt der Gesamtheit ab (Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer, Voltaire). Die vier Beweise dagegen, die allein als primäre gelten können, sind folgende: 1. Der kosmologische Beweis, welcher von der Zufälligkeit und Bedingtheit der Schöpfung, also a posteriori, auf einen bedingenden Schöpfer schließt. Jedes Ding hat seine Ursache, diese wiederum usw., folglich muß es eine letzte Ursache (eine causa sui) geben. Wenn man nun auch weiter fragen kann, woher diese „letzte" Ursache stamme, so führt uns doch dieser Gedankengang auf die Idee eines Allbedingenden, Allerersten, aber freilich nur durch eine im Grunde eigenmächtige und willkürliche Bescheidung und Grenzsetzung. Unser Geist vermag bei Beobachtung des Wechsels in allem Werdenden nicht stehen zu bleiben, sondern sucht das Sein eines Unbedingten, eines Wesenhaften und Allbedingenden zu gewinnen, welches ihm, je mehr er in den Zusammenhang der Welt eindringt, als ihre Einheit erscheinet (Aristoteles, Duns Scotus). Der kosmologische Beweis findet sich schon bei Anaxagoras, Aristoteles (*κινεῖ οὐ κινούμενον*) und Cicero. Er faßt den Menschen bei seinen Verstandes-

Digitized by Google

kräften und führt zu einer Auffassung des Gottesbegriffes auf Grund der Kategorie der Kausalität und entspricht der christlichen Religion, insofern er Gott und Welt zu trennen und als Schöpfer und Schöpfung einander entgegenzusetzen veranlaßt. 2. Der teleologische Beweis, welcher von der Zweckmäßigkeit des Kosmos auf einen höchst geschickten Weltbaumeister schließt, und zwar entweder physikotheologisch von der sichtbaren Schönheit und Harmonie der einzelnen Weltobjekte auf einen ebenso beschaffenen Weltgrund (Sokrates, Augustin), oder spezifisch teleologisch aus der Zielstrebigkeit des Universums auf die Idee einer zwecksetzenden Urvernunft (Platon, Aristoteles, Fechner). Dieser Beweis, der sich in seinen Einzelheiten mit reichem Stoff auschmücken kann, hat für den naiven Sinn sehr viel Anziehendes und wirkt am tiefsten auf das Menschengemüt ein; denn wenn sich auch manche Unzweckmäßigkeiten in den Naturobjekten und Lücken im Zusammenhange des Daseins nicht ableugnen lassen, so findet sich doch solche Harmonie zwischen den einzelnen Dingen, sowie zwischen den physikalischen, logischen und moralischen Gesetzen, daß wir uns getrieben fühlen, die Existenz einer objektiven schöpferischen Vernunft anzunehmen. Auch der teleologische Beweis paßt sich dem christlichen Glauben bequem an und faßt das menschliche Gemüt bei seinen edleren Affekten. — 3. Der ontologische Beweis, welcher aus dem Begriffe des höchsten Wesens auf dessen Dasein schließt. Dieses metaphysische Argument sucht lediglich aus der Idee von Gottes Wesen den Zusammenhang zwischen der Existenz dieser subjektiven Idee in uns und einem objektiven Sein an sich zu ermitteln. Dieses Beweises bedienten sich vor allem Anselm und Cartesius. Er kann etwa auf folgende Formel gebracht werden: Wer Gott denkt, muß ihn als das vollkommenste Wesen denken; dieses muß mit allen möglichen Vollkommenheiten ausgestattet sein; eine derselben ist auch die Existenz — folglich muß Gott nicht nur gedacht werden, sondern auch existieren. Gegen den ontologischen Beweis hat schon Gaunilo (11. Jhdt.), Roscellin (c. 1100), Thomas von Aquino (1225—1274) und später Kant mit Recht eingewendet, er enthalte einen Trugschluß und beweise nur, daß Gott als existierend gedacht werden müsse, nicht aber, daß er existiere. Gegen diese Kritik läßt sich nur das eine erwidern, daß, wenn der Gottesbegriff mit Ernst psychologisch erfaßt ist, der Mensch ihn nicht leicht spielend wieder aufgeben wird und

Digitized by Google

somit eine subjektive Nötigung, an ihm festzuhalten, zurückbleibt. Doch ist objektiv damit der Beweis nicht zu retten und es ist Tatsache, daß der ontologische Beweis auf das unverdorbene Gemüt meist den Eindruck macht, als solle es überlistet werden. Die Sophistik die in ihm steckt, sobald er seine logische Form herauskehrt, wird unwillkürlich von den meisten Menschen sofort empfunden. — Vgl. ontologischer Beweis. 4. Der Moralbeweis, welcher den Zweckbegriff innerhalb der sittlichen Sphäre anwendet und aus dem Widerspruch zwischen Tugend und Glück, Pflicht und Leistung, Ideal und Wirklichkeit im irdischen Dasein auf eine göttliche Gerechtigkeit schließt, welche diesen Streit im Jenseits ausgleicht und in der dieser Widerspruch nicht existiert. Er schließt entweder von der Unendlichkeit des sittlichen Bedürfnisses auf das Sein eines absoluten Wertes (Jacobi) oder von der Tatsache des Sittengesetzes und des Freiheitsbewußtseins auf einen absolut verpflichtenden höchsten Willen (Kant) oder von unserem sittlichen Streben auf eine sittliche Weltordnung (Raimund v. Sabunde, Fichte, Ulrici). Der moralische Beweis wendet sich an den sittlichen Willen des Menschen führt aber leicht zu der Idee eines unpersönlichen Gottes. Das unpersönlich gedachte Schicksal, war, sofern es die Alten als etwas Über- und Außerweltliches vorstellten, das Resultat einer solchen Idee der Ausgleichung des Widerstreites der psychologisch begründeten Handlungen und ihrer Kollision mit anderen Mächten. Der Moralbeweis ist aber auch lückenhaft, sofern nicht bewiesen ist, daß jene sittliche Weltordnung auch außerhalb der Menschen existiere. Sittliches Bedürfnis, Gewissen und Streben sind zunächst nur im Menschenkreise gegeben.

Die Kritik aller dieser Beweise überhaupt faßt sich dahin zusammen: Keiner derselben ist für sich allein stringent. Dies hat z. B. Kant (1724—1804), der Vertreter des moralischen Beweises, der aber auch diesen nicht als demonstrativen Beweis ansieht, und die Existenz Gottes nur für ein Postulat der praktischen Vernunft erklärt, in seiner Kr. d. r. V., S. 571—704 zu zeigen versucht. Auch Leibniz (1646—1716) hat den Gottesbegriff seinem idealistischen System theoretisch schon nicht recht einzufügen gewußt. Auch er bezeichnet daher Gott als die Voraussetzung für die Möglichkeit sittlicher Betätigung, erklärt also die Gottesidee für ein Postulat des sittlichen Glaubens. Aber das menschliche Ringen in diesen Beweisen des Daseins Gottes hat doch ein gewisses Gewicht und weist auf andere

Digitized by Google

Quellen des Gottesglaubens hin. Zudem ist die Nichtexistenz Gottes ebensowenig theoretisch erweisbar wie die Existenz. Das Richtigste ist wohl: das Verhältnis des Menschen zu Gott als ein persönliches aufzufassen. Wer Gott nicht in den Schicksalen des Lebens und im Zusammenhang seiner seelischen Erfahrungen von innen heraus findet, wer seiner nicht begehrt, um in ihm seine Ruhe und sein Ziel zu gewinnen, wer nicht zur Unterstützung seines eignen moralischen Strebens des Gedankens der Realisierbarkeit des Guten und der Gottesvorstellung bedarf, wird ihn nicht finden. (Unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Gott. Augustinus.) Alle solche Begriffe wie Ursache, Zweck, Moral, Wesen haben ihren Hauptwert zunächst und vielleicht ausschließlich in bezug auf den Menschen. Die Idee z. B., daß die Welt als solche und an sich einen Zweck habe, ist für den Menschen unwichtiger, als die Tatsache, daß wir Menschen eben genötigt sind, nach Zwecken zu handeln und bei allen Dingen nach dem Zweck zu fragen. Das religiöse Gefühl des Menschen besteht wesentlich darin, daß er sich und alles abhängig setzt von einem Höheren, das alle diese Zwecke zusammenfaßt. Für ihn existiert also Gott so real wie alles Geistige überhaupt, d. h. mehr als das Sinnliche. Dieses Gefühl findet dann in dem Ergebnis, daß die theoretische Welterfassung den Gottesbegriff nicht auszuschließen und zu widerlegen vermag, seine unterstützende Wendung. Ist für uns die Vielheit der Weltdinge undenkbar ohne eine Ursache, ohne eine allbedingende Einheit und ohne einen vernünftigen Zweck, hat das Leben des einzelnen wie der ganzen Menschheit keinen Wert ohne die sittlichen Maßstäbe, so ist eben die Idee Gottes in den Zusammenhang unseres geistigen Bewußtseins aufgenommen.

Das Wesen und die Wirksamkeit Gottes ergibt sich aus den Quellen der Gottesidee. Gott ist für uns zugleich erkennbar und unerkennbar; jenes, soweit sein Geist in uns lebt, dieses, soweit seine Fülle weit über unsere beschränkte Einsicht hinausgeht. Wir denken ihn uns als „das vollkommenste Sein“ (summa essentia. Augustinus), unter keine der Kategorien (s. d.) fallend, oder substantiell oder aktuell (actus purus. Thomas v. Aquino). Da nun Sein und Tätigkeit wieder als Wechselwirkung, diese aber nur unter Voraussetzung einer Ordnung, d. h. einer zweckmäßigen Harmonie gedacht werden kann, Zweckmäßigkeit, Ordnung, Harmonie aber wiederum ohne Vernunft nicht denkbar ist, so läßt sich aus jener einfachen De-

Digitized by Google

finition das Wesen Gottes als das objektiv Vernünftige erschließen. Die pantheistische Strömung unserer Philosophie faßte Gott unpersönlich, so J. G. Fichte (1762—1814) als moralische Weltordnung, Schelling (1775—1854) als absolute Indifferenz, Schleiermacher (1768—1834) als einfache Kausalität der Welt, Hegel (1770—1831) als die absolute, sich in der Welt realisierende Vernunft. Dagegen trat die theistische Richtung des J. H. Fichte, H. Ulrici und C. Schwarz auf, welche die Persönlichkeit mit der Immanenz zu vereinigen strebte. Ihn persönlich, d. h. als höchste Einheit des Bewußtseins, zu denken, fühlen wir uns durch unser eigenes Wesen gedrängt. Persönlichkeit ist die höchste Daseinsform, die wir kennen, folglich neigen wir dahin, sie auch Gott beizulegen. Will man Gott besondere Eigenschaften zuschreiben, so würde dem ontologischen Argument die Macht, dem teleologischen die Weisheit, dem moralischen die Gerechtigkeit, dem kosmologischen die Liebe entsprechen. Daraus lassen sich dann die andern Eigenschaften: Gnade, Langmut, Güte usw. ableiten. Alles das ist aber nur ein Denken in Gleichnissen, und in allen diesen Versuchen liegt eingeschlossen ein symbolischer Anthropomorphismus (s. d.). — Vgl. Religion, Glaube, Theodicee, Atheismus. — Herder, Gespräche: „Gott". 1778. Schelling, Philosophie und Religion. Tübingen 1804. Jacobi, Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811. Schleiermacher, Der christliche Glaube. 1821—22. 5. Aufl. 1861. J. H. Fichte, Über d. Bedingungen eines spekulativen Theismus. Elberfeld 1835. F. E. Beneke, System d. Metaphysik. 1840. Hegel, Vorlesungen über Philosophie der Religion. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1840. M. W. Drobisch, Religionsphilosophie. Leipzig 1840. R. Seydel, Die Religion u. d. Religionen. 1872. Pfleiderer, Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte. 2 Bde. Leipzig 1869. Religionsphilosophie. 1878. A Görland, Der Gottesbegriff bei Leibniz. Philos. Arbeiten hrsggeb. von H. Cohen und P. Natorp, I Bd. Gießen 1907. J. Reinke, Der Gottesbegriff (Die Welt als Tat, Abschnitt V.). 4. Aufl. Berlin 1905. H. G. Opitz, Auf d. Wege zu Gott. Charlottenburg 1907.

Gottähnlichkeit heißt das ideale Ziel des menschlichen Strebens, welches nicht bloß das Alte und das Neue Testament (3. Mos. 19, 2, Matth. 5, 48), sondern auch Platon (Rep. IX, 576C—592B) und arabische Philosophen, wie z. B. Averroës,

Digitized by Google

aufgestellt haben. Der Begriff enthält den Gedanken, daß Gott das vollkommenste Wesen und das Ideal ist, welches unser Geist erfassen kann und dem er zustreben soll, aber nicht den Gedanken der tatsächlichen Übereinstimmung der Menschen mit Gott.

Gravitation s. Anziehungskraft.

Grenzwert heißt in der Mathematik eine unveränderliche Größe, der sich eine veränderliche immer mehr nähern kann, ohne sie jemals zu überschreiten. Die Summe einer unendlichen Reihe ist ein Widerspruch in sich selbst, aber der Grenzwert der Summe ist ohne Widerspruch gegen den Begriff der Unendlichkeit der Reihe. Mathematisch läßt sich der Begriff des Grenzwertes so ausdrücken: Bezeichnen a_1, a_2, a_3 .... a_n eine unendliche Reihe von aufeinanderfolgenden Werten einer Variabeln x und existiert eine Zahl A von der Beschaffenheit, daß $a_n - A < \varepsilon$, sobald $n > N$ ist, so heißt A der Grenzwert der Zahl x. (Bonnel, Les limites et l'atome.) — Vgl. M. Simon, Didaktik und Methodik des Rechnens und der Mathematik. 2. Aufl., München 1908, S. 103 ff. A. Voss, Das Wesen der Mathematik. 1908.

Größe heißt eine der Grundeigenschaften der sinnlichen Anschauungsobjekte. Alles sinnlich Angeschaute erscheint in Raum und Zeit. Die Größe ist uns zunächst als Merkmal des Räumlichen gegeben. Alles Räumliche hat bestimmte Größe. Die Größenbestimmung beginnt mit der geraden Linie und ist durch das Axiom ermöglicht, daß durch die Endpunkte einer begrenzten geraden Linie auch deren Größe bestimmt ist. Indem nun willkürlich gewählte, geeignet bestimmte gerade Linien (vgl. Maß) als Einheiten zugrunde gelegt werden, findet jede weitere Größenbestimmung durch Vergleichung mit diesen Einheiten und Bestimmung des Zahlenverhältnisses zueinander statt. Von der Linie schreitet die Größenbestimmung zur Ebene, von da zum Raume, vom Raume zur Zeit und zur Bewegung, von den mathematischen Größen zu physikalischen (Massen- und Kraft-)Maßbestimmungen fort, so daß schließlich die ganze Außenwelt in Maße gefaßt und in Größenverhältnissen bestimmt wird. Man unterscheidet dementsprechend nach Kant extensive, protensive und intensive Größen, je nachdem die Ausdehnung räumlich oder zeitlich ist oder eine Masse oder Kraft betrifft. Alle Größen sind ferner relativ; was im Vergleich zum Kleineren groß, ist, mit Größerem

Digitized by Google

verglichen, klein. Verkehrt ist es, die bloße Menge oder die abstrakte (unbenannte) Zahl als Größe zu bezeichnen. Die Zahlen in Verbindung mit Größen sind bei der Messung unentbehrlich, aber die Zahlen oder Mengen selbst sind keine Größen. Herbart unternahm es, die Psychologie mit Hilfe bloßer Zahlen in eine Größenlehre zu verwandeln, was vollständig unmöglich war. Erst die Psychophysik hat es zur Größenbestimmung auch in den psychischen Vorgängen gebracht. Kant (1724—1804) definiert (Kr. d. r. V., 2. Aufl., S. 162) die Größe als: „Synthesis des Gleichartigen in einer Anschauung überhaupt“ oder (Metaphys. Anfangsgr. d. Natnrw. S. 18) als „Begriff der Erzeugung der Vorstellung eines Gegenstandes durch die Zusammensetzung des Gleichartigen“. — Vgl. Maß, psychische Maßmethoden. — Stolz, Größen und Zahlen. Leipzig 1901. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsch v. Lindemann. Leipzig 1904.

Großmut (gr. *μεγαλοπρέπεια*, lat. magnus animus) bedeutet die aus der Erhabenheit über niedrige, egoistische, kleinliche Denk- und Handlungsweise hervorgehende wohlwollende Gesinnung gegen andere, die sich besonders darin zeigt, daß man Beleidigungen leicht verzeiht und auf eigene Vorteile zugunsten anderer gern verzichtet. Die Großmut besteht im Opfersinn, der Edelmut offenbart sich in Taten. Aristoteles (384 bis 322) zählt die Großmut unter den Tugenden auf. — Vgl. Edelmut.

Grund (gr. *λόγος*, lat. ratio) heißt ein Urteil oder Gedanke, dessen Gültigkeit die Gültigkeit eines anderen (Folge, lat. consecutio) notwendig macht. Chr. Wolf (1679—1754) definiert Grund als dasjenige, wodurch man verstehen kann, warum etwas ist. (Vernünft. Ged. I, § 29.) Das Verhältnis von Folge und Grund ist die Abhängigkeit eines zweiten Gedankens von einem ersten. Dieses Verhältnis nachweisen heißt etwas begründen oder beweisen (s. Beweis); die von einem Gedanken abhängenden Gedanken entwickeln heißt folgern. Der Satz vom zureichenden Grunde (principium rationis sufficientis, principe de la raison déterminante, nach Leibniz (1648 bis 1716): jamais rien n'arrive, sans qu'il y ait une cause ou du moins une raison déterminante Theod. II, § 44; nach Chr. Wolf: Alles, was ist, muß einen zureichenden Grund haben, warum es ist. Vern. Ged. I, § 30, vgl. § 928): „Setze nichts ohne Grund“, enthält die Anerkennung, daß unsere Erkenntnis ohne

Digitized by Google

Beziehung auf ihre Gründe zusammenhang- und haltlos wäre. Stützt sich unser Urteil auf objektiv zureichende Gründe, so begründen sie ein Wissen oder Erkennen. Subjektiv zureichende Gründe gestatten nur ein Glauben. Sind die Gründe aber unzureichend, so kann daraus nur ein Wähnen oder Meinen hervorgehen. Alle Begründung (Demonstration) endet zuletzt in unbeweisbaren Sätze (Grundsätzen, Axiomen oder Prinzipien), welche einer Begründung weder fähig noch bedürftig sind, sondern entweder unmittelbar aus der Anschauung hervorgehen oder denknotwendig sind. — Man kann zwischen Erkenntnisgrund und Realgrund unterscheiden; jener bestimmt die Richtigkeit unserer Schlüsse, dieser die Wahrheit unserer Erkenntnis. Häufig fällt Erkenntnis- und Realgrund nicht zusammen; z. B. wenn ich sage: „Die Störche kommen, also wird es Frühling", so ist die Ankunft der Störche wohl für mich der Erkenntnisgrund für den Eintritt des Frühlings; Realgrund aber ist gerade umgekehrt der Frühling für die Ankunft der Störche. Der Grund für die Vorstellung einer Sache ist nicht immer Grund für ihr Sein. Aus den Gründen können wir freilich oft auf die Ursachen schließen. Sowohl Erkenntnisgrund wie Realgrund sind aber zu scheiden von Ursache. Unter Ursache und Wirkung verstehen wir ein reales Verhältnis, unter Grund, gleichviel ob von Erkenntnis- oder Realgrund die Rede ist, ein Verhältnis unserer Gedanken. — Vgl. Ursache, Kausalgesetz, Folge, Beweis, Schließen, Bedingung. — Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. 1813. — Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttg. 1906, S. 556 ff, 603 ff.

Grundbegriffe oder Kategorien heißen 1. die reinen und ursprünglichen Begriffe des Verstandes. 2. diejenigen Begriffe einer Wissenschaft, welche am gebräuchlichsten sind und aus denen sich die anderen oder wenigstens viele von ihnen ableiten lassen. In dieser Bedeutung ist der Titel des vorliegenden Werkes zu nehmen.

Grundsatz (lat. principium) bedeutet 1. ein letztes selbst nicht abgeleitetes allgemeines Urteil, aus welchem andere durch Folgerung abgeleitet werden (s. Deduktion); 2. eine Richtschnur unseres Handelns (Prinzip, Maxime). Beide Arten der Grundsätze sind im Wesen der (logischen, psychischen, physischen) Natur des Menschen begründet und finden deswegen allgemeine Anerkennung, und darin beruht gerade der Mangel mancher sonst

Digitized by Google

äußerst konsequenter Systeme, daß ihr Grundprinzip unbegründet ist. — Vgl. Prinzip, Axiom, Moralprinzip.

Grundteilchen s. Atom.

gut (ahd.. mhd. guot, eigentlich = zusammengehörig, passend, lat. bonus, gr. ἀγαθός) heißt in weiteren Sinne alles, dem der Mensch einen Wert beilegt, weil es ihm Lust bereitet, sei es in der Erinnerung oder sei es im Genuß oder sei es in der Hoffnung. Diese Lust aber entspringt aus der Steigerung unseres Lebensgefühls, unserer Selbstbetätigung. Da diese nun nicht ohne ein vorgestelltes Ziel eintreten kann, so verbindet sich mit der Wertschätzung eine Art von intellektuellem Wohlgefallen. Man unterscheidet aber ein mehrfaches Gutes: das Nützliche, Angenehme, Geschmackvolle und Sittlich-Gute. Nützlich heißt ein Ding, sofern es uns als Mittel zu irgend einem Zwecke dient. Die Wertschätzung des Nützlichen ist nicht frei von Subjektivität; denn manches Ding, welches dem einen nützlich ist, kann dem anderen schädlich oder wenigstens für ihn unbrauchbar sein. Daher hat das Nützlich-Gute nur relativen Wert. Angenehm heißt das Gute, welches unseren Sinnen Lust bereitet; auch dieses ist bis zu einem gewissen Grade subjektiv, ja noch in höherem Grade als das Nützliche; denn während dieses stets tatsächlichen Verhältnissen entsprechen muß, um zu wirken, hängt das Angenehme so sehr von der Situation des Subjekts ab, daß, was eben angenehm war, jetzt schon das Gegenteil davon sein kann. Das Geschmackvolle unterscheidet sich vom Nützlichen insofern, als seine Brauchbarkeit nicht in Frage kommt. Dagegen ist es mit dem Angenehmen soweit verwandt, als es auch durch die Sinne (freilich nur durch die höheren, Gehör und Gesicht) uns zugeführt wird. Es erhebt sich aber dadurch über das Angenehme, daß es ein mehr geistiges uninteressiertes Wohlgefallen erregt und nicht die niederen Begierden des Menschen erweckt. Es beruht also wohl auf einer Zweckmäßigkeit des Objekts (wie das Nützliche und Angenehme), aber auf einer mehr idealen als realen Zweckmäßigkeit. Sein Wert ist ein allgemeinerer. In dieser Beziehung ist ihm das Sittlich-Gute verwandt. Es erweckt unsere Billigung, weil es der Idee des Menschen entspricht. Die Lust, die es hervorruft, ist rein geistig. In der geistigen Natur des Menschen (Willen und Intellekt) veranlaßt es aber im Gegensatz zum Geschmackvollen ein lebhaftes Interesse. Die Lust am Sittlich-Guten ist zugleich intellektuell und praktisch, so daß

Digitized by Google

nicht bloß die Handlung selbst, sondern auch der Guthandelnde für uns Wert erhält. Das Nützliche fördert uns, das Angenehme vergnügt, das Geschmackvolle gefällt, das Sittliche wird geschätzt. Das Schöne und Gute hat bleibenden, das Nützliche und Angenehme nur vorübergehenden Wert. Jene haben objektiven, diese subjektiven Wert. Andrerseits gruppieren sich die vier Arten so: dem Schönen und Angenehmen gegenüber verhalten wir uns überwiegend passiv, rezeptiv, dem Nützlichen und Sittlichen hingegen aktiv. Jene wenden sich an unser Gefühl, diese an den Willen.

Im ethischen Sinne ist also gut dasjenige, was an sich wertvoll und von einer Persönlichkeit mit Bewußtsein und Freiheit aus idealem Interesse getan wird. Das Sittlich-Gute inhaltlich zu bestimmen, ist schwer. Die bloß formale Bestimmung desselben in der Richtung, daß es dasjenige sei, was mit dem Sittengesetze in Einklang stehe, oder aus dem Sittengesetz als Triebfeder hervorgehe, ist unzureichend. Inhaltlich läßt es sich aber im einzelnen nur aus der Praxis des Lebens, von einem philosophischen System oder von einer Religion aus bestimmen. Der konkreteste und inhaltreichste Kodex des Sittlich-Guten ist das Neue Testament. In der Frage über den Ursprung des Guten und Bösen stehen sich drei Standpunkte gegenüber, der Intuitionismus (s. d.), der lehrt, daß es angeborene Begriffe vom Guten und Bösen gebe, der Empirismus, der die Möglichkeit der Entscheidung, was gut und böse sei, als in den Wirkungen der menschlichen Handlungen gegeben annimmt, und der Antimoralismus, der die Unterscheidung von Gut und Böse für gegenstandlos und konventionell ansieht. — Vgl. Ethik.

Gut, sittliches. Bei jeder Handlung läßt sich dreierlei unterscheiden, das Handeln selbst, die Person, welche handelt, und das Objekt, das durch die Handlung hervorgebracht wird. Dementsprechend zerfällt die Ethik in die Pflichten-, Tugend- und Güterlehre (vgl. Ethik). Der Begriff des sittlichen Gutes ist der Grundbegriff der Güterlehre. Ein sittliches Gut heißt im allgemeinen alles, was durch sittliches Tun hervorgebracht wird. Es muß gut sein, d. h. uns ideale Lust und Lebensförderung bereiten. Es muß ferner ein Produkt unserer sittlichen Tätigkeit sein und muß zur Förderung der Menschheit dienen. Es kann materieller oder geistiger Natur sein. Das Materielle, Genuß, Reichtum, Macht, kann allen Bedingungen des sittlichen Gutes entsprechen, es kann uns aber auch zum Gegenstand der

Digitized by Google

Versuchung und Sünde werden, wenn es durch schlechte Mittel erworben, oder selbstsüchtig erstrebt, oder beliebig verwendet wird. Es ist nur sittliches Gut, insofern es in den Dienst der Menschheit gestellt wird. Das Materielle bildet den Kreis der äußeren und leiblichen Güter. Von ihm sind die geistigen Güter und Fähigkeiten, wie Wissen, Kunstfähigkeit und Tugend, zu scheiden. Aristoteles (384—322) erkannte die äußeren Güter als Güter an, die von den Kynikern und Megarikern gering geschätzt waren. Die Stoiker dagegen ließen nur die geistigen Güter als wahre Güter gelten, während sie die anderen als gleichgültig (*ἀδιάφορα*) bezeichneten. Ihre Auffassung war einseitig und rigoros. Auch blieben sie sich in ihrer Güterlehre nicht konsequent. Einiges sollte unter dem Gleichgültigen annehmlich (*ληπτά*), manches sogar vorzüglich (*προηγμένα*), anderes nicht annehmlich (*ἄληπτα*) sein. — Eine ausführliche Darlegung alles dessen, was sittliches Gut sein kann, gibt A. Döring, Philosophische Güterlehre. Berlin 1888.

Das höchste Gut (finis bonorum) heißt dasjenige, das nicht nur das erste dem Range nach, sondern auch das umfassendste ist, was alle andern Güter mit einschließt, das letzte Ziel des menschlichen Strebens. Je nach dem philosophischen Standpunkt und je nach dem Grade, in dem man dabei auf die Menschheit Rücksicht nimmt, wird man es verschieden bestimmen als Glückseligkeit oder als Tugend, oder als Verbindung von Glückseligkeit und Tugend. Aristoteles (384—322) sah es in der durch Ausbildung der vernünftigen Kräfte des Menschen erreichten Glückseligkeit, die Epikureer suchten es in der Lust, die Stoiker in der Tugend, das Christentum fand es in der Glückseligkeit, die die Zugehörigkeit zum Reiche Gottes gibt, also im Jenseits. Kant (1724—1804) erklärte Glückseligkeit in Verbindung mit Sittlichkeit für das höchste Gut. Ethische Betrachtungen führen dazu, es als Humanität, d. h. als eine wahrhaft menschliche, folglich der Vernunft gehorchende und dadurch glückliche Handlungsweise der Menschheit zu bestimmen. Fr. Paulsen (1846—1908) bestimmt es als vollkommenes Menschenleben, d. h. ein Leben, das zur vollen Entfaltung und Betätigung aller menschlichen Anlagen und Kräfte führt, zumeist der höchsten, der geistig-sittlichen Kräfte der vernünftigen Persönlichkeit. — Die Lehre vom höchsten Gut heißt Agathologie (s. d.). — Vgl. Ethik, Eudämonismus, Rigorismus, Glückseligkeit, Pflicht.

gutmütig, gutartig s. Gemüt.

Digitized by Google

H.

Habitus (gr. ἕξις, lat. habitus) heißt die Gewohnheit, das dauernde Verhalten, die bleibende Erscheinungsweise; habituell heißt gewohnt, bleibend.

Habsucht heißt die leidenschaftliche Begierde nach Besitz, die nur das eine Ziel kennt, zu erwerben und zu besitzen. Sie ist die auf das Streben nach äußerem Besitz eingeschränkte Selbstsucht. Der Habsüchtige strebt nach Geld und Besitz, der Selbstsüchtige nach jedem Vorteil. Jenem ist das Geld der alleinige Götze, dieser ist Sklave des Nutzens. — Vgl. Geiz.

Haecceität (mlt. haecceitas von haec, τόδε τι, veraltet, = Dieses-Sein) ist die Bezeichnung für das Wesen des Einzeldings, sofern dieses von der Spezies als durch besondere Eigenschaften, durch eine hinzutretende individuelle Differenz, geschieden gilt. Duns Scotus (1264 oder 74—1308) hat den Begriff Haecceität erfunden. Bei Thomas von Aquino ist er noch nicht vorhanden. In Sokrates kommt z. B. als haecceitas zu der humanitas die socratitas hinzu. Die Haecceität bildet also das Individuationsprinzip.

Hahn des Diogenes. Diogenes Laertius VI, 2, 6, § 40 erzählt: Als Platon definierte: „Ein Mensch ist ein zweifüßiges Tier, das ungefiedert ist" (ζῷον δίπουν ἄπτερον), und Billigung fand, rupfte Diogenes einen Hahn, brachte ihn in die Schule mit und sagte: „Das ist der Mensch des Platon". Daher wurde dem Begriffe, der zu weit war, zur Determination, um den Menschen vom gerupften Hahne zu unterscheiden, das Artmerkmal „breitnagelig" (πλατυώνυχον) hinzugesetzt.

Halluzination (lat. hallucinatio von hallucinari = faseln) heißt die abnorme Bewußtseinsstörung, durch welche der Mensch eine reproduzierte Vorstellung abwesender Gegenstände für eine Empfindung gegenwärtiger Gegenstände nimmt und diese veräußerlicht, d. h. in die Außenwelt projiziert. Von dem normalen Erinnerungsbilde unterscheidet sich die Halluzination durch ihre Intensität, von der einfachen Sinnestäuschung (Nachbilder, Doppeltsehen) durch die Zusammengesetztheit der Wahrnehmungen, von der Illusion (s. d.) durch die Abwesenheit eines veranlassenden äußeren Sinneseindrucks. Doch ist auch bei der Halluzination nicht ausgeschlossen, daß kleine, unmerkbare Reize

Digitized by Google

die Reproduktion veranlassen oder unterstützen, so daß die Grenze zwischen Halluzination und Illusion unsicher wird. Die halluzinatorischen Täuschungen entstehen aus abnormer, durch Hyperämie oder Anämie oder toxische Mittel veranlaßter Reizung der Hirnhäute und der Hirnrinde. Die häufigste Art der Hulluzination ist die des Gesichtssinnes, die Vision (s. d.). Nächst den Visionen kommen am öftesten Halluzinationen des Gehörs, seltner solche der übrigen Sinne vor, die letzteren meist nur in Verbindung mit Gesichtshalluzinationen. Die Visionen unterscheiden sich durch ihre Intensität. Zu den schwächeren Visionen gehören z. B. die Bilder, die der gesunde Mensch bei geschlossenen Augen und vor dem Einschlafen zu sehen vermeint. Bei krankhafter Reizung entstehen stärkere Halluzinationen auch bei offnen Augen und bei Tage und vermischen sich mit den wirklichen Sinneseindrücken. Die Beschaffenheit der Visionen hängt sowohl vom Orte der inneren Reizung, aus der sie entstehen, als auch von dem Vorstellungskreise des einzelnen Menschen ab. Die letztere Abhängigkeit kommt besonders bei Geisteskranken zum Ausdruck, bei denen der leiseste Anlaß oft dieselben Vorstellungskreise auslöst. — Vgl. Leubuscher, Grundzüge z. Pathol. d. psych. Krankheiten, 1848. Clemens, Die Sinnestäuschungen, 1858. Lazarus, Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. Berlin 1867. B. A. Mayer, Die Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Visionen. Wien 1869. Perty, Die myst. Erscheinungen d. mschl. Natur. 2. Aufl. 1872. Sully, Die Illusionen. Leipzig 1884. Hoppe, Erklärung der Sinnestäuschungen. 4. Aufl. Würzburg 1888. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 18, 3 S. 331. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. III, S. 643 ff. Hellpach, Grenzwissenschaften der Psychol. Leipzig 1902, S. 309 ff.

Handelsstaat, geschlossener. Unter dem „geschlossenen Handelsstaat“ (1800) verstand J. G. Fichte (1762—1814) einen Staat, der allen gleichmäßig Gelegenheit zur Eigentumserwerbung durch Arbeit gewährt, sich nach außen vollständig abschließt und den auswärtigen Handel in eigene Hand nimmt, im Innern aber die Preise der landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse festsetzt und bestimmt, wie viel Personen sich jedem einzelnen Arbeitszweig widmen dürfen.

Handlung (von ahd. hantalôn, mhd. handeln = mit den Händen fassen, gr. πρᾶξις, lat. actio) heißt die eine bestimmte Absicht verwirklichende äußere Betätigung des mensch-

Digitized by Google

lichen Willens. Die Handlung bildet das Schlußglied des auf die Außenwelt gerichteten Willensprozesses. Der Handelnde hat zunächst ein Motiv und ein Ziel, faßt dann einen Entschluß und schreitet zum Schluß zur Ausführung. Das Ziel ist die Vorstellung eines Gegenstandes oder Vorganges, welcher durch geeignete Mittel realisiert werden kann (vgl. Zweck). Das Ziel bleibt so lange nur ein bloßer Vorstellungsinhalt, als nicht ein Motiv, d. h. ein Bestimmungsgrund, unseren Willen anreizt, die Idee also psychische Kausalität gewinnt. Die Motive wurzeln in den menschlichen Bedürfnissen und den Gefühlen der Lust oder Unlust, aus denen sich die sinnlichen, ästhetischen, praktischen, religiösen, ethischen Interessen herausbilden. Solange diese Interessen noch im Widerstreit sind, entsteht noch keine Handlung. Wenn aber ein Motiv stärker wird als die übrigen, entsteht der Entschluß. Damit tritt die Willenstätigkeit in die Außenwelt über, ruft Bewegungen des Körpers hervor und wird zur Handlung, d. h. zur Ausführung, bei welcher Inneres und Äußeres zusammenwirken und ebensosehr der Verstand und der Wille wie der Körper in Anspruch genommen werden. — In der Kunst heißt in weiteren Sinne Handlung alles, was Leben und Bewegung zeigt, im engeren Sinne die von innen stammende Tätigkeit des Menschen; Handlung in dieser ästhetisch bestimmten Bedeutung, kann die Musik und die bildende Kunst nicht darstellen, die bildende Kunst höchstens andeuten. Die epische Poesie erzählt aber solche Erlebnisse. Im engsten Sinne enthält aber das Drama Handlung, d. h. aus Motiven entspringende einheitliche zielstrebige menschliche Tätigkeit, welche sich gegenwärtig vor uns abspielt und in Entstehung, Fortgang und Abschluß, durch die Wechselwirkung bewußter und freier Persönlichkeiten hervorgerufen wird. Goethe unterscheidet fünf Bewegungsarten (Motive) des poetischen Handelns, vorwärtsschreitende, rückwärtsschreitende, retardierende, zurückgreifende und vorgreifende. — Vgl. Zurechnung, Freiheit, Wahl, Zweck, Drama. — S. Smiles, Der Charakter. 1878.

Hang (lat. propensio) heißt die starke Disposition, etwas zu wollen. Kant (1724—1804) definiert: Hang ist die subjektive Möglichkeit der Entstehung einer gewissen Begierde, die vor der Vorstellung ihres Gegenstandes vorhergeht. Die Neigung ist dagegen die dem Subjekt zur Regel dienende sinnliche Begierde. (Anthropol. I, § 77, S. 225.) „Unter

Digitized by Google

einem Hang (propensio) verstehe ich den subjektiven Grund der Möglichkeit einer Neigung (habituellen Begierde — concupiscentia), sofern sie für die Menschheit überhaupt zufällig ist" (Relig. innerb. der Grenzen d. bloßen V., 2. Aufl., S. 20).

Haplose (gr. *ἁπλωσις*) heißt Vereinfachung, Trennung vom Leibe; bei Plotinos (205—270 n. Chr.) bedeutet es die leiblose Vereinigung der Seele mit Gott.

haptische (gr. *ἁπτικός*) Täuschung heißt die Gefühlstäuschung, die Täuschung des Tastsinns.

Härese, Häresie (gr. *αἵρεσις* eigentlich = Wahl, dann erwählte Schule und Lehrsystem einer Schule), bedeutet bei den alten Philosophen eine Schule oder Sekte; in der Kirchensprache des Mittelalters eine Ketzerei, eine Abweichung von der geltenden Kirchenlehre. Im Protestantismus hat der Begriff seine Bedeutung verloren.

Harmonie (gr. *ἁρμονία* = Stimmung, Zusammenfügung, Ebenmaß, Einklang) heißt in der Musik jetzt die wohlgefällige gleichzeitige Verbindung von Tönen. Ursprünglich bedeutete es bei den Griechen, die die Mehrstimmigkeit der Musik noch nicht kannten, die richtige Stimmung, d. h. die genaue Tonhöhe, die jeden Einzelton der Lyra in die feststehende Reihe der Töne eingliedert, dann die Oktave. Von der Musik ist das Wort auf jede wohlgefällige Einheit eines Mannigfaltigen übertragen worden. So bedient man sich dieses Begriffes namentlich auch innerhalb der bildenden Kunst, der Physik und der physikalischen Wissenschaft und spricht z. B. von einer Harmonie der Anordnung, des Ausdrucks, der Lichtabstufungen, der Farben des Stoffes und der Form usw. — Eine harmonische Weltanschauung nennt man die widerspruchlose Vereinigung des Glaubens mit dem Wissen, der Forderungen des Gemüts mit den Resultaten der Forschung. — Ein harmonischer Charakter heißt derjenige, bei welchem alle Grundkräfte des Geistes gleichmäßig ausgebildet sind, wie es uns z. B. an Goethe entgegentritt. — Die Pythagoreer lehrten, daß die Grundbestandteile der Dinge eine Reihe von fundamentalen Gegensätzen einschließen, an deren Spitze das Begrenzte (Ungerade) und Unbegrenzte (Gerade) stehe. Das Band aber, das die Gegensätze verknüpfe, sei die Harmonie, die Einheit des Mannigfaltigen und die Zusammenstimmung des Zwiespältigen (*πολυμιγέων ἕνωσις καὶ δίχα φρονεόντων συμφρόνησις*; Nikomachos Ger. Arithm. 2, 19. p. 59). Die Welt

Digitized by Google

ist also nach pythagoreischer Auffassung einerseits gegensätzlich, andrerseits harmonisch, alles ist Zahl und alles ist Harmonie. Die Pythagoreer erfanden auch den Begriff einer Harmonie der Sphären, d. h. eines gesetzmäßigen Kreislaufs der sieben Planeten um die Erde (später um die unsichtbare Hestia, das Zentralfeuer), der eine dem Ohre des gewöhnlichen Menschen freilich nicht vernehmbare Oktave (ἁρμονία) von reiner Stimmung gleich den sieben Saiten eines Heptachords hervorrufen sollte (Aristoteles de caelo II, 9 p. 290 b 12—291 a 28). — Leibniz (1646—1716) lehrte pluralistisch, alle Monaden (s. d.) seien voneinander unabhängige Einzelsubstanzen, jede ein Wesen für sich, ohne kausale Beziehung zu den anderen, er nahm aber monistisch eine „prästabilierte" (harmonie préétablie, d. h. vorher von Gott geschaffene) Harmonie zwischen den Monaden an, um ihr Zusammenwirken zu erklären, und ersetzte und erweiterte durch diese Lehre den unhaltbaren Occasionalismus (s. d.) der Cartesianer und die noch ältere Theorie des physischen Einflusses. Nach Leibniz sind die geistige und die körperliche Welt gleichsam zwei vollkommene, aber selbständige Uhren, die immer dieselben Stunden angeben. Leibniz' Lehre von der prästabilierten Harmonie bestritt der Wolfianer Martin Knutzen († 1751). — Eine das All belebende, formgebende und mit Absicht wirkende Kraft als Seele des Weltganzen nahm Shaftesbury (1671—1713) an und leitete daraus die Idee einer Weltharmonie ab. — Swedenborg (1688—1772) sprach von einer „konstabilierten" Harmonie, welche die Ordnung der mechanisch-organischen Welt ausmachen sollte. — Die Materialisten alter und neuer Zeit nennen endlich die Seele die „Harmonie des Leibes". So auch schon Philolaos, Aristoxenos, Dikaiarchos und Galenus. — Vgl. Seele. — B. Erdmann, Martin Knutzen und seine Zeit. Leipzig 1876. Riemann, Geschichte der Musiktheorie. Leipzig 1898. E. Biénau, Martin Kuntzen, La critique et l'harmonie préétablie. Paris 1908. M. C. P. Schmidt, Altphilologische Beiträge, Leipzig 1909, S. 15ff.

Harmonische Obertöne s. Obertöne.

Haß (ahd. mhd. haz = feindliche Verfolgung, gr. μῖσος, lat. odium) heißt die leidenschaftliche Abneigung und feindliche Betätigung gegen das, was uns Unlust bereitet hat. Der Haß, das Gegenteil der Liebe, verabscheut nicht nur einen Menschen, sondern sucht ihm auch zu schaden. Er entspringt ursprüng-

Digitized by Google

lich dunkeln dem Hassenden selbst unerklärlichen Trieben, dann meist schlechten Motiven, wie dem Eigennutz, dem Neide, dem gekränkten Ehrgeiz, der Eifersucht oder der verschmähten Liebe. Insofern er dem Gehaßten Wichtigkeit beilegt, unterscheidet er sich von der Verachtung, die ihr Objekt für minderwertig ansieht. Der Haß trifft nur das Lebendige und seine Fähigkeit. Leblose Dinge kann man im Grunde nicht hassen, sondern nur Abneigung gegen sie, Abscheu vor ihnen empfinden; man vermag sie wohl zu zerstören, aber nicht ihnen zu schaden. Der Haß gegen das Böse ist der Abscheu vor demselben, insofern er vom belebten Wesen ausgeht. Descartes (1596—1650) rechnet den Haß zu den primären Affekten, ebenso Hobbes (1588—1679). Bei Spinoza (1632—1677) ist der Haß die Traurigkeit, begleitet von der Vorstellung der äußeren Ursache (tristitia concomitante idea causae externae).

häßlich (abgel. von haz = feindselig, hassenswert) heißt, das Gegenteil von schön und lieblich, also dasjenige, was geistiges Mißfallen erregt. Es wächst aus dem Sinnlich-Unangenehmen hervor und beruht auf einem Widerspruch, meist dem Widerspruch zwischen der Idee und ihrer sinnlichen Darstellung, durch den die Idee Einbuße erleidet. Die höchste Steigerung des Häßlichen im natürlichen Dasein ist das Ekelerregende, der vollständige Sieg des Sinnlichen, im geistigen Dasein die Gemeinheit des Charakters, die unverhüllte Selbstsucht. Sobald dagegen geistiges Leben ins Häßliche hineinleuchtet, kann auch ein Verbrecher wie Richard III. oder ein Lump wie Falstaff ästhetisch erträglich sein. Das Häßliche macht sich stets mit scharfem Ausdruck geltend und unterscheidet sich hierdurch vom ästhetisch Indifferenten. Schönes und Häßliches berühren sich im Charakteristischen. Das Charakteristische ist ästhetisch noch nicht bestimmt. Erst wo es sich durch seine Beziehung auf das Gefühl in Gegensätze scheidet, wird es zum Schönen oder Häßlichen. So kann das Häßliche den ästhetischen Hintergrund bilden, von dem sich das Schöne wirksam abhebt. Auch kann das Häßliche der Durchgangspunkt zum Schönen sein. Der Naturalismus verstattet in der Kunst dem Häßlichen einen breiteren Spielraum als der Idealismus. Bei rein wissenschaftlicher Betrachtung verschwindet der Unterschied des Schönen und Häßlichen. Die Natur ist als solche niemals für den Forscher häßlich oder schön, sondern wird es erst für den Ästhetiker. Der Affe erscheint erst häßlich, sobald man

Digitized by Google

ihn mit dem Menschen vergleicht und an der Idee desselben durchs Gefühl mißt. Unmittelbar suchen wir daher das Schöne und Häßliche nur an einem Kunstwerk, weil es sich von vornherein an den Geschmack des Menschen wendet, nicht an den wissenschaftlichen Forschungstrieb, mittelbar übertragen wir aber die Begriffe des Schönen und Häßlichen auch auf die Natur. Th. Lipps erklärt Häßlichkeit als die in der Betrachtung des Objekts gefühlte Lebensverneinung. — Vgl. K. Rosenkranz, Ästhetik des Häßlichen. Berlin 1853.

Häufelschluß s. Sorites.

Hauchseele s. Seele.

Hautsinn s. Tastsinn.

Heautognosie (v. Gr. geb.) heißt Selbsterkenntnis.

Heautonomie, Selbstgesetzgebung (Gegens. Heteronomie), ist s. v. w. Autonomie (s. d.).

Heautontimorumenos (ipse se poeniens), der Selbstquäler, Selbstpeiniger, ist der Titel eines Stückes von P. Terentius Afer († 159 v. Chr.), das nur die Nachbildung einer griechischen Komödie des Menandros war. Goethe bildet daraus das Wort Heautontimorumenie.

Hedonismus (v. gr. *ἡδονή* = Vergnügen) heißt die niedrigste Stufe des Eudämonismus, welche die körperliche Lust, den Sinnengenuß, für das höchste Gut ansieht. Als erster Hedoniker gilt Aristippos (435—355), der Schüler des Sokrates, das Haupt der Kyrenaiker, weil er zuerst die Sinnenlust als das höchste Ziel des menschlichen Strebens ansah (*εἶναι δὲ τὴν ἡδονὴν ἀγαθόν*, Diog. Laert. II, 8, § 88). Andere griechische Anhänger des Hedonismus waren Theodoros, Euhemeros, Bion, Hegesias. Während der Epikureismus im allgemeinen nicht die einzelne Lust, sondern die Glückseligkeit, das lusterfüllte Leben als Ziel des menschlichen Strebens ansah, huldigte ein Teil der Epikureer dem Hedonismus, der die Philosophie der griechischen Lebemänner wurde. Reiche Griechen trugen auf ihrem Siegelringe Aussprüche, wie etwa die: *Παρδαλᾶ, πεῖνε, τρύφα, περιλάμβανε· θανεῖν σε δεῖ· ὁ γὰρ χρόνος ὀλίγος.* (Pardalas, trink, schwelge, genieße Wollust; du mußt einmal sterben; das Leben ist nur kurz). Schon der assyrische König Sardanapel (668—628) soll auf sein Grabmal bei Anchialos die Inschrift haben setzen lassen: *ἔσθιε καὶ πῖνε καὶ παῖζε* (Iß, trinke und scherze. Arrian. Anab. II, 5, 4). Neuere Hedoniker sind Helvetius (1715 bis

Digitized by Google

1771), Holbach (1723—1789), La Mettrie (1709—1751). Als Lebensphilosophie herrscht auch in der Gegenwart der Hedonismus vielfach in den Kreisen der Reichen. Nur wagt sich die Schwelgerei selten so offen und so schamlos hervor wie im Altertum und ist einer schärferen Kritik ausgesetzt, als dies früher der Fall war. Der Hedonismus pflegt sich stets mit Egoismus zu verbinden. — Vgl. Gomperz, Kritik des Hedonismus. Stuttgart 1898. Fitch, Der Hedonismus bei Lotze und Fechner. Berlin 1903.

Hedypathie (gr. ἡδυπάθεια) heißt Wohlbehagen, Wohlleben.

Hegelianismus nennt man die Philosophie G. W. Hegels (1770—1831) und seiner Schule (Gabler, Hinrichs, Göschel — Richter, Ruge, Feuerbach, Strauß, Michelet — Bruno Bauer — Conradi, Rosenkranz, Schaller, Vatke — Zeller, Joh. Ed. Erdmann, Kuno Fischer — Fr. Vischer, Werder u. a. m.). Die Hegelsche Philosophie ist, wie alle im unmittelbaren Anschluß an die Zeit, in der der Kantianismus vorherrschte, entstandenen Systeme, aus der Verbindung Kantischer (Idealismus) und Spinozistischer (Pantheismus) Gedanken entstanden, zeigt aber auch den Einfluß anderer Systeme. Mit Platon und Leibniz teilt sie die idealistische, mit Aristoteles die intellektualistische Richtung, mit Herakleitos den Gedanken des Widerspruchsvollen im Dasein und der Entwicklung des Wirklichen, mit Fichte die triadische Methode, mit Schelling den Gedanken der Identität des Subjektiven und Objektiven. Vom Hellenismus und von der Romantik hat sie tiefe Anregungen empfangen und verdankt beiden den Reichtum des Inhalts und die Fülle der Ideen und vom christlichen Glauben entlehnt sie die Teleologie und den Optimismus. Hegels System ist ganz spekulativ und metaphysisch. Es ist das kühnste und durchdachteste, in langsamer persönlicher Arbeit aufgeführte Gebäude der Metaphysik, das bisher geschaffen ist, und beruht nach Hegels eigenem Ausdruck auf dem „Mut der Wahrheit" im Gegensatze zu der „Timidität der Erkenntnistheorie". In ihm sind eine Reihe von grundlegenden Gedanken eng ineinander verschmolzen, der idealistische, der monistische, der logische, der Entwicklungs- und der Identitätsgedanke. Für Hegel ist das Wirkliche die „absolute Vernunft". Sein System ist also im Kerne Idealismus. Während aber Platon (427 bis 347) seinen Idealismus auf den Gedanken der Vielheit der Ideen, der die Wirklichkeit bildenden allgemeinen Begriffe,

Digitized by Google

und Leibniz (1646—1716) auf die Annahme einer Vielheit von Monaden oder Seelenwesen mit Vorstellungskräften aufbaute, beide also die Wirklichkeit sich pluralistisch dachten, wenn auch Platon monistisch alle Ideen der Idee des Guten unterordnete und Leibniz ebenfalls monistisch eine prästabilierte Harmonie der Monaden annahm, ist Hegels System strengerer Monismus, weil für ihn das Wirkliche wie bei Spinoza eine Einheit bildet und die Ideen nur Entwicklungsmomente der absoluten Vernunft sind, die individuellen Seelen aber in seiner Philosophie keine Rolle spielen. Während sich aber Spinoza (1632—1677) das Wirkliche, die Substanz, den Deus sive natura, als unveränderliche beharrende Substanz dachte, und Leibniz nur eine Stufenfolge der Monaden nach den Graden der Klarheit und Deutlichkeit ihrer Vorstellungen anerkannte, ist für Hegel die Wirklichkeit ein Entwicklungsgang von der Idee in ihrem abstrakten bis zur Idee in ihrem konkreten Dasein, so daß seine Philosophie Evolutionismus, freilich nicht im Sinne einer an die Zeit geknüpften Entwicklungslehre, ist. Und während Fichte (1762—1814) in der Weltentwicklung eine Entfaltung des ethischen Ichs suchte, ist das Entwicklungsgesetz für Hegel ein logisches Prinzip (Panlogismus), das zugleich das Subjekt und das Objekt betrifft, die in ihrem Wesen wie bei Schelling identisch sind (Identitätslehre). Hegels System muß hiernach als monistischer logischer Evolutions- und Identitäts-Idealismus bezeichet werden, in dem der Begriff der absoluten Vernunft (auch Idee genannt) die einheitliche Grundlage des gesamten Gedankenkreises bildet. Der logische, im Denken sich betätigende menschliche Geist, umgestaltet und erweitert zur absoluten Vernunft, ist der Inhalt der Hegelschen Philosophie, und von diesem Gedanken aus begreift sich die Hegelsche Behauptung, daß, was wirklich ist, vernünftig ist.

Eine besonders wichtige Rolle spielt in der Hegelschen Philosophie die Methode. Das Hegelsche System gleicht darin dem Spinozistischen. Aber Spinozas Metaphysik ist ordine geometrico entwickelt, Hegels Metaphysik schreitet logisch oder nach seiner eigenen Bezeichnung dialektisch vor. Und seine dialektische Methode ist für ihn, wie er in der Logik ausführt, nicht nur wie die geometrische Spinozas ein äußeres Anordnungsprinzip, das der Philosoph wählt, um im sicheren Gedankengange jeden Irrtum zu vermeiden und

Digitized by Google

jedem Gedanken seine Stelle da zu geben, wo ihn der andere Mensch aufnehmen kann und für richtig und begründet erachten muß, sondern zugleich das Gesetz, dem sich das Weltall restlos und ausnahmelos unterordnet. Hegel will in seiner Philosophie mit Hilfe der Methode unmittelbar den Entwicklungsgang der wirklichen Welt, der geistigen wie der natürlichen, wiedergeben. Ein einziges großes Gesetz beherrscht das Dasein. Die Gesamtwirkung dieses Gesetzes soll die Hegelsche Methode zeigen. Hegels dialektische Methode ist in ihren Elementen bereits bei Fichte vorbereitet, der sein System in der Form von Thesis (Begriff), Antithesis (Gegenteil) und Synthesis (Einheit von Begriff und Gegenteil) gegliedert hatte. Hegel läßt den in Bewegung befindlichen Begriff vermöge des ihm innewohnenden Widerspruchs in sein Gegenteil umschlagen und aus dieser Diremption zu einer höheren Einheit in sich zurückkehren. Das Absolute ist für Hegels Dialektik das sich selbst setzende, aus dem Anderswerden sich wiederum zur Gleichheit mit sich selbst herstellende Subjekt. Die Methode Hegels ist also die Verfolgung der Selbstbewegung des Begriffs von der Position durch die Negation hindurch zu einer höheren Position. Eucken charakterisiert den methodischen Gedanken Hegels folgendermaßen: „Das Ganze ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen". „In dieser Bewegung ist jede Stufe nur ein Durchgangspunkt, nichts Einzelnes kann sich absondern und festlegen, ohne sofort der Erstarrung und Unwahrheit zu verfallen. Gerade in dem Augenblick, wo es die höchste Reife seiner Ausbildung erreicht, beginnt sein Untergang; wie könnte es verbleiben, nachdem es sein Werk getan hat? So wird hier das Leben ein unablässiges Untergehen. Aber dies Untergehen ist kein völliges Vergehen, das äußere Verschwinden kein völliges Erlöschen. Denn was sein besonderes Sein aufgeben muß und aufgehoben wird, das bleibt als ein Stück, ein Moment der höheren Stufe erhalten, es wird bei ihr auch im positiven Sinne aufgehoben, das einzelne erliegt den Lebensfluten des gewaltigen Prozesses nur, um innerhalb des Ganzen ein unvergängliches Sein zu erlangen. So bleibt der Sieg dem Leben, aber die Vernichtung, die es fordert, enthält eine gewaltige Tragik." Dies Lebensgesetz, diese dialektische Methode ist so fest mit dem Hegelschen System verwachsen, daß es mit der Methode zu stehen und

Digitized by Google

zu fallen scheint, und für Hegel selbst ist sie von seiner Philosophie nicht trennbar gewesen. Und als Lebensgesetz ist es auch von der Hegelschen Philosophie tatsächlich nicht trennbar. Aber anders steht es mit ihm als Methode. In der Methode liegt die Achillesferse des Hegelschen Systems. Sie leistet nicht, was sie verspricht, so daß der Philosoph in Wirklichkeit nicht mit ihr auskommt und überall unbewußt mit Willkürlichkeiten und mit Entlehnungen aus der Erfahrung arbeitet, auf der allein der Reichtum seiner Gedanken beruht, und sie ist an sich falsch, indem sie sich über den Satz des Widerspruchs hinwegsetzt und als Wesen der Dinge den Widerspruch ansieht. Sie ist viel zu allgemein und unbestimmt, um als Werkzeug des Aufbaues des Systems dienen zu können. Das Verhältnis der Gegensätze ist in ihr als etwas Einfaches, als die Beziehung von Position und Negation betrachtet, während tatsächlich eine Fülle von Gegensatzbeziehungen im Denken und der Natur vorhanden ist, nicht nur das Verhältnis kontradiktorischer Gegensätze, sondern das konträrer Gegensätze, das der Vermehrung und Verminderung, das Richtungs-, der Kraftgegensätze usw. Hegel kehrt damit, daß er nur das Verhältnis der Position und Negation in sein Weltgesetz aufnimmt, auf den Standpunkt der Leibniz-Wolfschen Philosophie zurück, den Kant bereits in seinem Versuch, die negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen (1763), als unhaltbar nachgewiesen hatte und der völlig unhaltbar ist. Das Verhältnis von Thesis, Antithesis und Synthesis reicht nicht einmal zu, die begrifflichen Verhältnisse in ihrer Mannigfaltigkeit wiederzugeben, ist also als Gesetz des Geistes unbrauchbar; noch viel weniger aber kann es als Gesetz der Natur gelten. Die unorganische Natur untersteht dem Kausalitätsgesetze und die organische außerdem komplizierten Entwicklungsgesetzen, die bis heute noch nicht vollständig und sicher festgestellt sind, und für die gesamte Naturwissenschaft ist die Hegelsche Methode vollständig ohnmächtig und wertlos. Selbst die geschichtliche Entwicklung der Menschheit, für die das Hegelsche Weltgesetz am besten zu passen scheint, ist doch auch in ihrer Mannigfaltigkeit und Unregelmäßigkeit des Ganges nicht lediglich in die starren Formen der dialektischen Methode zu pressen, obwohl es das Verdienst Hegels bleiben wird, als erster eine durchdachte Philosophie der Geschichte und den Glauben an die Vernunft in der Geschichte geschaffen zu haben. Für die

Digitized by Google

Nachwelt und Gegenwart ist also nur, soweit sie Hegel nicht gänzlich ablehnt, ein Weg vorhanden, um den geistigen Gehalt der Hegelschen Philosophie zu retten, nämlich der, Hegels Gedankeninhalt von seiner dialektischen Methode loszulösen, wobei allerdings vieles verloren gehen muß und das System seine geschlossene, ihrer Zeit so stark imponierende Form einbüßt. Dies ist tatsächlich der Weg, den die Anhänger Hegels nach der Zeit des großen Abfalls von Hegel beschritten haben, und dürfte auch der Weg sein, den unsere Zeit weiter zu beschreiten hat. Eine völlige Geringschätzung und Verachtung der Hegelschen Philosophie, wie sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts in naturwissenschaftlichen Kreisen eintrat, muß als überwunden gelten.

Eingeleitet hat Hegel seine Philosophie (1807) durch die Phänomenologie des Geistes, (d. h. die Lehre von den Erscheinungsformen des Geistes), die an Kants Kritik der reinen Vernunft, Fichtes Wissenschaftslehre und Schellings Transscendentalphilosophie anknüpft und in der er dem gemeinen Bewußtseins eine Leiter darbietet, um auf den Standpunkt des absoluten Wissens hinaufzusteigen, mithin den Standpunkt des absoluten Wissens rechtfertigen und das werdende (erscheinende) Wissen darstellen will. Die Phänomenologie des Geistes, die Einleitung in die Philosophie und zugleich Erkenntnistheorie, Psychologie, Geschichtsphilosophie, Pädagogik und Selbstbiographie ist, führt uns von der sinnlichen Gewißheit bis zum absoluten Wissen, d. h. der Wissenschaft, die „die begriffene Geschichte, die Erinnerung und Schädelstätte des absoluten Geistes ist, dem nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches eine Unendlichkeit schäumt". Sie durchmißt die Stufen des Bewußtseins (sinnliche Gewißheit, Wahrnehmung, Verstand), des Selbstbewußtseins (Wahrheit und Gewißheit seiner selbst, Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Bewußtseins, Freiheit des Selbstbewußtseins), der Vernunft oder der subjektiven Existenz des Geistes (beobachtende Vernunft, Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewußtseins, Individualität), des sittlichen Geistes oder der objektiven Existenz des Geistes (wahrer Geist oder Sittlichkeit, sich entfremdender Geist, seiner selbst gewisser Geist) und der absoluten Vernunft (Religion, Kunst und absolutes Wissen). Zugleich durchläuft sie die verschiedensten Phasen der Entwicklung der Philosophie (z. B. Platon, Aristoteles, Stoizismus, Skeptizismus, mittelalterliche Philo-

Digitized by Google

sophie, Leibniz, Kant, Jacobi) wie der Geschichte (Despotismus, Griechentum, Zeitalter Ludwigs XIV., Aufklärung, Revolution) und leitet den Leser durch das Labyrinth an dem Faden des Gedankens, daß sich aus der Entwicklung des einzelnen Bewußtseins der Entwicklungsgang des Bewußtseins der Menschheit begreifen läßt, der aber so unsichtbar bleibt, daß allerdings diese Einführung in die Philosophie Hegels an das Verständnis so schwere Anforderungen wie kaum ein anderes philosophisches Werk stellt.

Das System Hegels gliedert sich in die Logik, die Naturphilosophie und die Geistesphilosophie.

Die Logik ist für Hegel eine spekulative, metaphysische (ontologische) Wissenschaft, die Lehre von der Idee an sich in ihrem abstrakten Dasein, das System der reinen Vernunft, ein Reich des reinen Gedankens, „die Darstellung Gottes, wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist". Sie stellt die Selbstentwicklung der absoluten Vernunft von der untersten Form des Seins, dem reinen Sein, bis zur absoluten Idee dar, eine Entwicklung, die nicht als zeitlicher Prozeß, sondern als ein metaphysisches Verhältnis des Bedingten und Unbedingten aufgefaßt werden soll. Da nach Hegels Auffassung die Vernunft zugleich das einzige Seiende ist, so ist es die Aufgabe der Hegelschen Logik, nicht nur die Denkgesetze, sondern zugleich mit ihnen das Sein darzulegen. Die Logik fällt mit der Ontologie zusammen. Kants gewaltiges Vorhaben, den Inhalt der gesamten Vernunft auszuschöpfen, hat Hegels Logik buchstäblich auszuführen versucht. Sie will die Totalität des Wißbaren umfassen und rühmt sich, die höchste denkbare Aufgabe der Wissenschaft gestellt zu haben. Die Logik, deren Gliederung in folgendem schematisch zur Anschauung gebracht werden soll, handelt vom Sein, Wesen und Begriff.

I. Das Sein umfaßt die Begriffe A) der Qualität, B) der Quantität, C) des Maßes.

A) Die Qualität schließt die Begriffe 1. Sein, 2. Dasein, 3. Fürsichsein ein. 1. Das Sein führt durch die Stufen: a) Sein, b) Nichts, c) Werden; 2. das Dasein durch die Stufen: a) Dasein, b) Endlichkeit, c) Unendlichkeit; 3. das Fürsichsein durch die Stufen: a) Fürsichsein, b) Eins und Vieles, c) Repulsion und Attraktion.

B) Die Quantität schließt die Begriffe 1. reine Quan-

Digitized by Google

tität, 2. Quantum, 3. Grad in sich ein. 1. Die reine Quantität führt durch die Stufen: a) reine Quantität, b) kontinuierliche und diskrete Größe, c) Begrenzung der Quantität; 2. das Quantum durch die Stufen: a) Zahl, b) extensives und intensives Quantum, c) quantitative Unendlichkeit; 3. der Grad durch die Stufen: a) direktes Verhältnis, b) umgekehrtes Verhältnis, c) Prozentverhältnis.

C) Das Maß schließt die Begriffe 1. spezifische Quantität, 2. reales Maß, 3. Wesen in sich ein. 1. Die spezifische Quantität führt durch die Stufen: a) spezifisches Quantum, b) spezifizierendes Maß, c) Fürsichsein im Maße; 2. das reale Maß durch die Stufen: a) Verhältnis selbständiger Maße, b) Knotenlinie von Maßverhältnissen, c) Maßloses; 3. das Wesen durch die Stufen: a) absolute Indifferenz, b) Indifferenz als umgekehrtes Verhältnis ihrer Faktoren, c) Übergang in das Wesen.

II. Das Wesen umfaßt die Begriffe: A) Das Wesen als Reflexion in ihm selbst, B) Die Erscheinung, C) Die Wirklichkeit.

A) Das Wesen als Reflexion in ihm selbst schließt die Begriffe 1. Schein, 2. Wesenheiten oder Reflexionsbestimmungen, 3. Grund in sich ein. 1. Der Schein führt durch die Stufen: a) Wesentliches und Unwesentliches, b) Schein, c) Reflexion; 2. die Wesenheiten oder Reflexionsbestimmungen durch die Stufen; a) Identität, b) Unterschied, c) Widerspruch; 3. der Grund durch die Stufen: a) absoluter Grund, b) bestimmter Grund, c) Bedingung.

B) Die Erscheinung schließt die Begriffe 1. Existenz, 2. Erscheinung, 3. Wesentliches Verhältnis in sich ein. 1. Die Existenz führt durch die Stufen: a) das Ding und seine Eigenschaften, b) das Bestehen der Dinge aus Materien, c) die Auflösung der Dinge; 2. die Erscheinung durch die Stufen: a) Gesetz der Erscheinung, b) die erscheinende und die an sich seiende Welt, c) die Auflösung der Erscheinung; 3. das wesentliche Verhältnis durch die Stufen: a) das Verhältnis des Ganzen und seiner Teile, b) das Verhältnis der Kraft und ihrer Äußerung, c) das Verhältnis des Inneren und Äußeren.

C) Die Wirklichkeit schließt die Begriffe 1. das Absolute, 2. die Wirklichkeit, 3. das absolute Verhältnis in sich ein. 1. Das Absolute führt durch die Stufen: a) die Auslegung des Absoluten, b) das absolute Attribut, c) der Modus

Digitized by Google

des Absoluten; 2. die Wirklichkeit durch die Stufen: a) Zufälligkeit, b) Notwendigkeit, c) absolute Notwendigkeit; 3. das absolute Verhältnis durch die Stufen: a) Verhältnis der Substantialität, b) der Kausalität, c) der Wechselwirkung.

III. Der Begriff umfaßt die Begriffe: A) Subjektiver Begriff, B) Objektiver Begriff, C) Idee.

A) Der subjektive Begriff schließt die Begriffe 1. Begriff als solcher, 2. Urteil, 3. Schluß in sich ein. 1. Der Begriff als solcher führt durch die Stufen: a) der allgemeine Begriff, b) der besondere Begriff, c) das Einzelne; 2. das Urteil durch die Stufen: a) das Urteil des Daseins, b) das Urteil der Reflexion, c) das Urteil der Notwendigkeit, d) das Urteil des Begriffes; 3. der Schluß durch die Stufen: a) der Schluß des Daseins, b) der Schluß der Reflexion, c) der Schluß der Notwendigkeit.

B) Der objektive Begriff schließt die Begriffe 1. Mechanismus, 2. Chemismus, 3. Teleologie in sich ein. 1. Der Mechanismus führt durch die Stufen: a) das mechanische Objekt, b) der mechanische Prozeß, c) der absolute Mechanismus; 2. der Chemismus durch die Stufen: a) das chemische Objekt, b) der chemische Prozeß, c) der Übergang des Chemismus; 3. die Teleologie durch die Stufen: a) der subjektive Zweck, b) das Mittel, c) der ausgeführte Zweck.

C) Die Idee schließt die Begriffe 1. Leben, 2. Erkennen, 3. die absolute Idee in sich ein. 1. Das Leben führt durch die Stufen: a) das lebendige Individuum, b) der Lebensprozeß, c) die Gattung; 2. das Erkennen durch die Stufen: a) die Idee des Wahren, b) die Idee des Guten. 3. Mit der absoluten Idee, die die Einheit des Lebens und Erkennens, die „allein Sein, unvergängliches Leben, sich wissende Wahrheit und alle Wahrheit“ ist, endigt die Hegelsche Logik, die in ihrer strengen triadischen Gliederung ihr eigenartigstes Charaktermerkmal besitzt und mit der dialektischen Methode am festesten verwachsen ist und trotzdem an zwei Stellen dem Schema nicht getreu bleiben kann, nämlich bei der Teilung des Urteils, die im Anschluß an Kants Kategorientafel vier Gruppen von je drei Formen umfaßt, und bei der Einteilung der Idee des Erkennens, wo Hegel nur zwei Glieder, die Idee des Wahren und die Idee des Guten, nachweisen kann.

Der Logik folgt bei Hegel die Naturphilosophie. Die ihrem Inhalte nach durchsichtig gewordene logische Idee ist

Digitized by Google

noch nicht sich selbst durchsichtig geworden; sie stellt selbst ein Ansich dar, das die Bestimmung hat, in sein Anderssein (Natur) umzuschlagen, um sich aus diesem in die Einheit (ihrer selbst und der Natur), den Geist zurückzunehmen. Jenes ist der Gegenstand der Naturphilosophie, dieses der der Geistesphilosophie. Die Naturphilosophie aber ist der Teil im Hegelschen System, in dem Hegel sich am wenigsten heimisch fühlt, und das Gebiet, auf dem es ihm am wenigsten gelingt, seine Methode und seine Grundidee fruchtbar und konsequent durchzuführen. Die Natur ist ihm die Idee in der Form ihres Andersseins; es liegt im Wesen der Idee, daß sie zur Natur wird. Aber das Besondere der Natur kann Hegel aus dem Wesen der Idee nicht erklären, und im Reiche der Natur muß er der Zufälligkeit einen Platz anweisen. Die ideelle Notwendigkeit der Natur ist ihre Gesetzmäßigkeit, aber in ihrer Besonderheit waltet der Zufall als Nebenbestimmung. Hier leidet also der logische Idealismus, der Monismus, der Pantheismus und die Teleologie Hegels eine Einschränkung, die nur dadurch in etwas gemildert wird, daß die Natur für Hegel nichts als ein Durchgangspunkt in der Entwicklung der absoluten Vernunft ist. Die Natur ist für Hegel, wie die Idee an sich in ihrem abstrakten Dasein, ein System von Entwicklungsstufen mit fortschreitender Realisierung der Tendenz zur Subjektivität, indem eine Stufe aus der anderen notwendig hervorgeht und die nächste Wahrheit derjenigen ist, aus welcher sie resultiert, aber nicht so, daß die eine aus der anderen natürlich erzeugt würde, sondern in der inneren, den Grund der Natur ausmachenden Idee nur als Metamorphose des Begriffs. Die Naturphilosophie gliedert sich demgemäß in: 1. die Mechanik, 2. die Physik und 3. die Organik. In der Mechanik erörtert Hegel die Begriffe von Raum, Zeit, Ort, Bewegung und Materie, Repulsion, Attraktion, Schwere, Trägheit, Stoß, Fall und das System der Weltkörper. In der Physik behandelt Hegel die Lehre vom Licht, von den Elementen und vom elementarischen Prozeß (Meteorologie), die Lehre der spezifischen Schwere, der Kohäsion, vom Klang und der Wärme, die Lehre von der Gestalt (Magnetismus, Kristallisation), den Eigenschaften der Körper (Licht, Farbe, Geruch, Geschmack, Elektrizität) und vom chemischen Prozeß. In der Organik durchwandert Hegel die Mineral-, Pflanzen- und Tierwelt,

Digitized by Google

um den wahren Organismus im Tiere anzuerkennen, in dem die organische Individualität zur Subjektivität wird. Aber auch das Individuum ist nicht mit seinem allgemeinen Wesen eins. Nur im Tode der Individuen erhält sich die Gattung, und erst im Geiste gewinnt der Begriff als solcher im einzelnen Dasein.

Die Philosophie des Geistes ist neben der Logik der eigentliche Kern der Hegelschen Philosophie, und innerhalb derselben ragt besonders die Lehre vom objektiven Geiste und von den Aufgaben des Staates glänzend hervor. Der Geist ist die Idee, die aus ihrem Anderssein in sich zurückkehrt, das Beisichsein der Idee. Das Wesen des Geistes ist die sich in zunehmender Unabhängigkeit von der Natur verwirklichende Freiheit. Die Entwicklungsstufen des Geistes sind: 1. der subjektive, 2. der objektive, 3. der absolute Geist. Die Lehre vom subjektiven Geist (Seelenlehre) zerfällt: a) in die Anthropologie, die Lehre vom Geist als Naturwesen, von der natürlichen, fühlenden und wirklichen Seele, b) in die Phänomenologie, die Lehre vom Ich, vom sinnlichen Bewußtsein, von der Wahrnehmung, vom Verstand, vom Selbstbewußtsein und von der Vernunft und c) in die Psychologie, die Lehre von der theoretischen, praktischen Intelligenz und dem freien Geiste. — Die Lehre vom objektiven Geiste, der geschichtlich entfalteten Gattungsvernunft (Ethik), gliedert sich a) in die Lehre vom Recht (Eigentum, Vertrag, Strafe,) b) die Lehre von der Moralität (Vorsatz, Absicht und Wahl, Gutes und Gewissen) und c) in die Lehre von der Sittlichkeit (Familie, Gesellschaft, Staat). Hegel behandelt am Schluß derselben als erster Philosoph eingehend die Geschichte als das Werden des vernünftigen Staates unter der lenkenden Macht des Weltgeistes und als den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. — Die Lehre vom absoluten Geist umfaßt die Lehre von der Kunst, der Religion und der Philosophie. Die Kunst gewährt die konkrete Anschauung des absoluten Geistes als des Ideals in der konkreten Gestalt der Schönheit, die aus dem subjektiven Geiste geboren ist. Die Ästhetik, Kunstphilosophie oder Lehre vom Schönen, d. h. der Idee in der Form der begrenzten Erscheinung, führt durch die Stufen der symbolischen, klassischen und romantischen Kunst, die Religionsphilosophie, die Lehre von dem, was die absolute Wahrheit für die Vorstellung ist,

Digitized by Google

durch die Naturreligionen des Orients, die Religionen der geistigen Individualität (Mosaismus, Hellenismus) und das Christentum. Die Philosophie der Philosophie, die sich wissende Wahrheit, die sich selbst begreifende Vernunft, erfaßt den von ihr zurückgelegten Gang in dem Ziele, die Hegelsche Philosophie als die Vollendung und höchste nicht überschreitbare Stufe der Philosophie nachzuweisen, eine Voraussagung, die nicht zugetroffen ist, weil in der Methode der Empirismus den Sieg nach Hegel erfochten hat und der im Hegelschen System tiefeingewurzelte Geist der Willkürlichkeit erkannt und verworfen werden mußte, auch die abstrakte Ausdrucksweise seiner Philosophie eine Unklarheit und Unbestimmtheit seiner Gedanken im einzelnen bedingte, die erst durch völlige sprachliche Umprägung beseitigt werden muß, damit der Sinn des Systems von der absoluten Vernunft allgemein erfaßt und verstanden werden kann. Hegels System des Geistes, das uns die Welt als die notwendige Entwicklung Gottes darstellt, ist trotzdem kein mit ironischem Achselzucken oder wohlfeilem Spotte zu erledigendes System der Philosophie und das erste, in dem der geschichtliche Sinn des Idealismus der Neuzeit zum Durchbruch gekommen ist.

Die eigentliche Hegelsche Schule existiert in der Gegenwart nicht mehr; sie spaltete sich, nachdem sie ein Jahrzehnt unter dem Schutze der preußischen Regierung fortgewirkt hatte, bald nach Hegels Tode. Alle drei Hauptpunkte, in denen Hegel dem revolutionären Kantianismus gegenüber als Restaurator aufgetreten war, die Wiederherstellung der Metaphysik, des Dogmas und der Staatsautorität, wurden innerhalb der Hegelschen Schule in Frage gestellt und führten ihre Auflösung herbei, und der Aufschwung der Naturwissenschaften beseitigte den Hegelianismus für eine Zeit fast ganz. Aber durch seine schematisierende Methode der sich selbst bewegenden Begriffe, die einer universellen Anwendung fähig war, hat Hegel einen Einfluß auf die Darstellung fast aller Wissenschaften (Religionsphilosophie, Philosophie der Geschichte, Geschichte der Philosophie, Ästhetik usw.) gewonnen, und die Anerkennung, die Hegel heutzutage gezollt wird, ist, soweit auch die Kluft ist, die uns von Hegel trennt, eher im Wachsen als im Abnehmen begriffen. — Windelband (Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, V, S. 501) erklärt zusammenfassend die Hegelsche Philosophie für den „reifen Ausdruck eines gesteigerten Kultur-

Digitized by Google

bewußtseins, das, wie es die ganze Welt als die lebendige Entwicklung des Geistes und als die verwandte Wohnstätte des vernünftigen Bewußtseins betrachtet, so auch in der ringenden Arbeit des geschichtlichen Menschen nicht bloß das emsige Schaffen seines natürlichen Wesens, sondern eine höhere Welt geistiger Realität sieht, die sich darin aus all den Anlässen der empirischen Bewußtseinsbewegung mit ihrer ganzen inneren Wucht und ihrer weltumspannenden Bedeutung herausarbeitet" und das zuletzt „eine Mahnung an jeden einzelnen, an jedes Volk und an jedes Zeitalter ist, mit seiner geistigen Arbeit sich selbst zu dem zu machen, was es seiner Anlage und seiner Bestimmung nach im Zusammenhange des Ganzen ist". — Vgl. G. W. F. Hegels Werke, vollst. Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten, 19 Bände., Berlin 1832ff. K. Rosenkranz, G. W. Fr. Hegels Leben. Berlin 1844. Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und v. Hartmann. Leipzig 1890. R. Haym, Hegel und seine Zeit. Berlin 1857. K. Fischer, Hegels Leben, Werke und Lehre. 2 Teile. Heidelberg 1901. Ott, Die Religionsphilosophie Hegels. Berlin 1904. R. Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. 8. Aufl., Leipzig 1909. E. v. Hartmann, Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus. 3. Aufl., Sachsa 1910. W. Windelband, Die Erneuerung des Hegelianismus. Heidelberg 1910. Rupp, Klassiker und Philosophen der Neuzeit von Lessing bis Hegel. Leipzig 1910. Weitere Literaturnachweise siehe Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 10. Aufl., Berlin 1906. B. IV., S. 49—66.

Hegemonikón (gr. *ἡγεμονικόν*), d. h. Herrschendes, nannten die Stoiker das edelste Vermögen der Seele, welches die verschiedenen Seelenvermögen zur Einheit zusammenschließt und dem die Vorstellungen, Begehrungen und der Verstand entstammen (Diog. Laert. VII, § 159 *ἡγεμονικὸν δὲ εἶναι τὸ κυριώτατον τῆς ψυχῆς, ἐν ᾧ αἱ φαντασίαι καὶ αἱ ὁρμαὶ γίγνονται, καὶ ὅθεν ὁ λόγος ἀναπέμπεται*). Die Seele hat nach ihrer Lehre acht Teile, die fünf Sinne, das Sprachvermögen, die Zeugungskraft und das Hegemonikon, auch *διανοητικόν* genannt, dessen Sitz im Herzen ist (Diog. Laert. VII, § 110).

heilig (ahd. heilag, mhd. heilec, v. Heil = Heil habend und Heil bringend) bedeutet 1. unverletzlich (sacer), 2. vom gewöhnlichen Gebrauch abgesondert, 3. dem religiösen Brauch

Digitized by Google

dienend, 4. moralisch vollkommen. So gibt es heilige Gegenstände, Feuer, Pflanzen, Tiere, Orte, Gebräuche, Schriften, aber auch Personen, Gefühle und Gedanken. Auch das Recht, die Wahrheit, der Staat, das Vaterland, Gott heißen heilig. Der Begriff heilig stammt aus dem alten Testament und der römischen Kultur.

Heimarménē (gr. *εἱμαρμένη*) heißt das Schicksal. — Vgl. Schicksal.

Heimweh (Nostalgie) heißt die durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat oder nach den heimatlichen Verhältnissen hervorgerufene seelische Verstimmung. Joh. Jakob Harder aus Basel hat das Wort und den Begriff als schweizerisch bekannt gemacht durch seine „Dissertatio medica de *Νοσταλγία* oder Heimwehe", 1688. Das Wort bürgerte sich zuerst in medizinischen Kreisen ein und bezeichnete zunächst nur die Sehnsucht des im Auslande befindlichen Schweizers nach seiner Heimat. Goethe und Schiller gebrauchen es noch nicht. Seit 1780 dringt es aber in weitere Kreise und erweitert seinen Begriff. — Vgl. Jakob Grimm, De desiderio patriae. Göttingen. Antrittsrede. 13. Nov. 1830. Zangerl, Üb. d Heimweh. Wien 1821. Kluge, Etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache. VI. Aufl. 1899, S. 169.

heliocentrisch s. geocentrisch.

Hellsehen s. Schlafwandeln.

Helmholtzsche Hypothese, besser Young-Helmholtzsche Hypothese, heißt die nach ihrem Urheber (v. Helmholtz 1821—1894) benannte Ansicht, welche, im Anschluß an Young die Ergebnisse der physikalischen Farbenmischung in physiologische Prozesse umdeutend, drei Grundempfindungen (Rot, Grün und Violett) annimmt, aus deren wechselnden Mischungen alle Lichtempfindungen, auch die farblosen, hervorgehen. Sie entbehrt hinreichender Begründung (Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908, Bd. I, S. 504 ff.).

Hemmung der Vorstellungen ist ein Hauptbegriff der Psychologie Herbarts (1776—1841); die Hemmung besteht nach Herbart darin, daß gleichzeitige Vorstellungen, die einander partiell oder total entgegengesetzt sind, ihre Intensität gegenseitig nach dem Maße ihrer Stärke beschränken. Die Hemmung ist also die Verminderung der Intensität einer Vorstellung durch die Intensität anderer ihr entgegengesetzter

Digitized by Google

Vorstellungen. — In der gehemmten Vorstellung wird, soweit sie gehemmt ist, das Vorstellen in ein Streben, vorzustellen, umgewandelt. Für das Bewußtsein bedeutet die Hemmung eine Verdunkelung der Vorstellungen. Herbart gründet den Gedanken der Hemmung auf die Auffassung der Vorstellungen als Kräfte; er schreibt den Vorstellungen eine Art Elastizität zu, vermöge deren sie sich entgegensetzen, und sucht das Resultat dieser Gegenwirkung durch Rechnung zu bestimmen. So spricht er von einer Statik und Mechanik der Vorstellungen. — Vgl. Herbart, Lehrbuch zur Psychologie. Einleitung I, 10 ff. — Die Anregung zur Lehre von der Hemmung der Vorstellungen hat schon Aristoteles (384—322) in der Schrift *περὶ αἰσθήσεως* 7 p. 447 a 12 ff. gegeben, wo die Möglichkeit der Verbindung zweier gleichzeitiger Wahrnehmungen — die Wahrnehmung ist *κίνησίς τις διὰ τοῦ σώματος ψυχῆς* de somno 1 p. 454 a 9 — von dem Grundsatz aus erörtert wird: *ἡ μείζων κίνησις τὴν ἐλάττω ἐκκρούει.* Der Gedanke des Aristoteles ist von Leibniz und Wolf aufgenommen und auf Herbart übergegangen. Die neuere Psychologie hat diesen Begriff aufgegeben oder doch wenigstens modifiziert. Die Herbartsche Gleichsetzung der Vorstellungen und Kräfte ist unhaltbar; die Vorstellungen sind keineswegs selbständige Kräfte, die sich heben, halten oder hemmen, sondern Bewußtseinszustände. Die Gefühle und Interessen streiten sich wohl, nicht aber die Vorstellungen. Ihre Stärke hängt von äußeren und inneren Bedingungen ab. Die Statik und Mechanik der Vorstellungen, die Herbart schuf, ist zudem eine Rechnung ohne ein Maß für die Größe, eine Rechnung mit bloßen Zahlen, die zwecklos ist, Maße für die Empfindungsintensitäten hat erst die Psychophysik zu schaffen versucht. Wundt (geb. 1832) kritisiert die Herbartsche Theorie in den Worten: „So wenig es jemals gelingen wird, aus der Reizbarkeit der Nervenfasern die physiologischen Funktionen zu erklären, so fruchtlos ist das Unternehmen, aus dem Drücken und Stoßen der Vorstellungen die innere Erfahrung abzuleiten“ (Grundzüge d. physiol. Psychol. 3. Aufl., Leipzig 1887, B. II, S. 393. 5. Aufl., Leipzig 1903, B. II, S. 516 ff.). Ziehen setzt an Stelle des Begriffes Hemmung den der Konstellation der Vorstellungen. (Physiolog. Psychol., 1906. S. 186—187.) — In der Physiologie bedeutet Hemmung die Unterbrechung von Bewegungen und vegetativen Vorgängen durch die Tätig-

Digitized by Google

keit bestimmter Nerven. In der Naturphilosophie Okens hieß Hemmungstheorie die Lehre, daß niedere Tiere und Pflanzen durch Stehenbleiben einer in der Idee liegenden auf höhere Ziele gerichteten Entwicklung auf niederen Vorbereitungsstufen entstanden seien.

Hemmungssumme der Vorstellungen nennt Herbart die zu verteilende Last, welche aus den Gegensätzen der Vorstellungen entspringt, Hemmungsverhältnis dagegen das Verhältnis, in dem sich die Hemmungssumme auf die einzelnen einander entgegengesetzten Vorstellungen verteilt. Die Hemmungssumme und das Hemmungsverhältnis hängt von der Stärke jeder einzelnen Vorstellung ab. Die Hemmung findet im umgekehrten Verhältnis der Stärke statt. — Vgl. Herbart, Psychologie als Wissenschaft, § 36. W. Volkmann, Psych. I, 4. Aufl., Köthen 1894, S. 168 f. 338 f.

Henaden (gr. *ἑνάς*) heißen Einheiten, also soviel wie Monaden (s. d.), und stehen im Gegensatz zu dem, was eine Vielheit in sich einschließt. Monaden oder Henaden benennt Platon (427—347) auch die Ideen (vgl. Platon, Phileb. p. 15 A.).

Hen kai pān (gr. *ἓν καὶ πᾶν*) ist die seit Lessing oft gebrauchte kurze Formel für den Pantheismus (s. d.). Sie geht zurück auf Simpl. in Aristot. Phys. 5 b: *μίαν δὲ τὴν ἀρχὴν ἤτοι ἓν τὸ ὄν καὶ πᾶν Ξενοφάνην — ὑποτίθεσθαί φησιν ὁ Θεόφραστος* und Stob. Ecl. I, 2, 60: *Μέλισσος καὶ Ζήνων τὸ ἓν καὶ πᾶν, καὶ μόνον ἀΐδιον καὶ ἄπειρον τὸ ἕν, καὶ τὸ μὲν ἓν τὴν ἀνάγκην, ὕλην δὲ αὐτῆς τὰ τέσσαρα στοιχεῖα, εἴδη δὲ τὸ νεῖκος καὶ τὴν φιλίαν.*

Henotheismus (v. gr. *εἷς* und *θεός*), Eingottlehre, heißt nach Max Müller (1823—1900) die Vorstufe des Monotheismus, auf der zwar ein Stammesgott verehrt, aber die Existenz anderer Götter nicht geleugnet wird. Dies ist z. B. der Standpunkt des älteren Mosaismus. Der Henotheismus kann bei ein und demselben Volke je nach der Kultstätte wechseln. — Vgl. Kathenotheismus.

Herkules am Scheidewege heißt eine allegorische Erzählung des Prodikos (c. 430 v. Chr.), nach welcher Herakles zwischen der Tugend und dem Laster, die ihm erscheinen, wählt. — Vgl. Xenophon, Memorab. II, 1, 21 ff.

Herrenmoral s. Ethik und Sklavenmoral.

Herz (got. hairto, ahd. herza, mhd. herze, gr. *καρδία*), lat. cor., der Mittelpunkt des Gefäßsystems und somit der Ernährung, des

Digitized by Google

Stoffwechsels und des Lebens, wurde von den alten Hebräern, Ägyptern, Indern u. a. als Sitz der Seele angesehen, ebenso von den Pythagoreern. Seit Demokritos (um 460—360) versetzten die Hellenen dahin den Mut (*θυμός*). Platon (427 bis 347) unterschied drei Teile der Seele, die vernünftige (*λογιστικόν*), deren Sitz im Kopf, die begehrliche (*ἐπιθυμητικόν*), deren Sitz im Unterleib, die mutige (*θυμοειδές*), deren Sitz im Herzen ist. Aristoteles (384—322) verlegte in das Herz die Empfindung, während ihm das Gehirn von untergeordneter Bedeutung zu sein schien. Die Stoiker sahen das Herz als Sitz des Hegemonikon an. Seit Herophilos von Alexandrien (um 280 v. Chr.), einem Arzt und Anatomen, der auch zuerst den Pulsschlag feststellte, galt das Gehirn als Sitz der Seele. Da jedoch der Herzschlag durch die Gemütsbewegungen sehr beeinflußt wird, auch umgekehrt krankhafte Zustände des Herzens auf das Gemüt zurückwirken, so galt das Herz doch immer wieder als Organ der Gefühle und des Gemüts, und man redet daher von einem herzlosen, beherzten Menschen, herzlicher Teilnahme u. dgl. — Die Gestalt des Herzens wird vielfach symbolisch verwandt. — Weil das Lernen nicht ohne Lust und Liebe zur Sache möglich ist, sagt der Franzose apprendre par cœur. — Vgl. Seelensitz. — Engelmann, Das Herz und seine Tätigkeit im Lichte neuerer Forschung. Leipzig 1904.

Hesychie (gr. *ἡσυχία*), Ruhe, Stille, bezeichnet entweder das Schweigen, das sich die Pythagoreer auferlegten, oder die Ataraxie (s. d.) der Skeptiker, also die Gemütsruhe. Der Stoiker Chrysippos (282—209) verstand darunter das Abwarten beim Disputieren.

Hesychasten (gr. *ἡσυχασταί*) hießen im Mittelalter griechisch-katholische Mönche auf dem Athos, die durch völlige Ruhe in ihren Zellen im mystischen Schauen und Gebet, das Kinn auf die Brust gelegt und nach der Umbilikalgegend starrend (Omphalopsychie), zu einer leiblichen Anschauung des Lichtes Gottes zu gelangen versuchten. Der sogenannte Hesychastenstreit entstammte der Reaktion der griechisch-nationalen Theologie gegen die abendländische Theologie. — Vgl. Ph. Meyer, In d. Realenzykl. f. pr. Th. usw. VIII, 3. Aufl., Leipzig 1900. — Der Hesychasmus ist auf der Synode zu Konstantinopel (1341) für rechtgläubig anerkannt worden und besteht noch jetzt.

heterogén (gr. *ἑτερογενής*) heißt einer anderen Gattung angehörig, ungleichartig, unähnlich. Sein Gegensatz ist homogén,

Digitized by Google

von gleicher Gattung. — Heterogenesis heißt im Gegensatz zum Darwinismus die Lehre, daß ein Fortschreiten der Lebewesen auch sprungweise stattfindet. — Vgl. Mutation.

Heterogonie (v. gr. *ἑτερογόνος*) der Zwecke nennt W. Wundt (geb. 1832) das psychische Gesetz, wonach sich das Verhältnis der Wirkungen zu den vorgestellten Zwecken so gestaltet, daß mit den Wirkungen stets noch Nebenwirkungen verbunden sind, die in den vorausgehenden Zweckvorstellungen nicht mit gedacht waren, die aber in neue Motivreihen eingehen und entweder die vorhergehenden Zwecke abändern oder zu neuen Zwecken werden. — Vgl. Wundt, Ethik, S. 206.

Heteronomie s. Autonomie.

Heterozétesis (v. gr. *ἕτερος* = anders und *ζήτησις* = Frage) heißt eine verfängliche Frage, die auf verschiedene Weise beantwortet werden kann. — Vgl. Cornutus, Krokodilschluß, Sophisma.

Heuchelei (nhd. seit Luther, gr. *ὑπόκρισις*, lat. simulatio) heißt die aus selbstsüchtigen Interessen entspringende Verhüllung der wahren, in einem Menschen vorhandenen, aber von den Machthabenden nicht geschätzten, und die Vorspiegelung einer falschen, nicht vorhandenen, von den Mächtigen gebilligten Überzeugung oder Gesinnung. Der Heuchler will anders erscheinen, als er ist, um den Machthaber zu gefallen und davon Gewinn zu haben. Er heuchelt politische, religiöse, ethische Grundsätze, um vorwärts zu kommen, also um des Vorteils willen, aus Liebedienerei, aus Feigheit. Die Heuchelei wird leicht durch despotisches Regiment in Staat und Kirche geweckt. Strenge Staatsgesetze und orthodoxe Religionsedikte, auch wo sie von der besten Absicht eingegeben sind, machen die schwächere Menschheit nicht gut und fromm, sondern nur heuchlerisch. Am schlimmsten wird die Heuchelei durch zu frühe religiöse Unterweisung und falsche Erziehungsart großgezogen. Eine besondere Form der Heuchelei ist die Gleisnerei, welche unverdiente Bewunderung durch glänzenden Schein erwecken will. Der Heuchelei entgegengesetzt ist die Offenherzigkeit und die Aufrichtigkeit, von der Kant (1724—1804) klagt (Rel. innerh. d. Grenz. d. bloß. V., 2. Aufl., S. 295): „O Aufrichtigkeit, du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von

Digitized by Google

da zu uns wieder herab?“ Gegen die Heuchelei der Pharisäer richtete Jesus vor allem seine Lehre.

Heuristik (nlt. vom gr. εὑρίσκειν = finden) heißt die Erfindungskunst, d. h. die Anweisung, auf methodischem Wege Wahrheiten zu entdecken. Einerseits suchte man sie in einer Kombination logischer Kategorien oder logischer Begriffe. So verfuhr Raimund Lullus (1235—1315) in seiner Ars magna (Großen Kunst, vgl. Lullische Kunst) und Leibniz (1646 bis 1716) in seiner Kombinationskunst (ars combinatoria). — Vgl. Characteristica universalis. — Andrerseits gestaltete man sie zu einem wissenschaftlichen Induktionsverfahren um. Nach dieser Richtung gingen die Winke Lord Bacons (1561—1626) in seinem Novum Organon, ebenso die Anweisungen Herschels und Whewells und die Methoden der experimentellen Forschung Stuart Mills (1806—1873). Es ist aber nicht möglich, eine Methode der Forschung zu erfinden, die für alle Wissenschaften paßt, und auch unausführbar, alles in den Methoden der Heuristik auf Regeln zu bringen. Scharfsinn, Kombination, Genie und Zufall tun bei der Entdeckung von Wahrheiten ebensoviel wie methodische Induktion. Die Induktion hat vor allem für die Naturwissenschaft Wert. Doch leistet sie hier keineswegs alles. Vielmehr hat die Zurückführung des Qualitativen auf Quantitatives und damit im Zusammenhang die Deduktion und mathematische Behandlung einen gleichen Anteil an den Fortschritten dieser Wissenschaft. In der Biologie haben oft auch teleologische Gesichtspunkte heuristischen Wert, wie Kant in der Kr. d. U. hervorgehoben hat. — Das heuristische Verfahren in der wissenschaftlichen Darstellung ist die Schilderung des Weges, auf welchem die Lehren einer Wissenschaft gefunden worden sind oder am einfachsten hätten gefunden werden können. Es überliefert also die Disziplin nicht als etwas Fertiges, sondern als etwas Werdendes. Dieses Verfahren, das man auch genetisch oder analytisch nennt, hat hohen pädagogischen Wert. Sein Gegenteil ist das systematische Verfahren. — Vgl. Induktion, Hypothese. — J. Schiel, Die Methode der induktiven Forschung. Braunschweig 1865. Liard, les logiciens anglais contemporains. Paris 1878. Stuart Mill, A System of Logic Rationative and Inductive, übersetzt von Gomperz. Leipzig 1884.

Historismus heißt die in der Gegenwart entstandene Neigung, alle Dinge unter geschichtlichen Gesichtspunkten aufzu-

Digitized by Google

fassen. Der Historismus bildet einerseits einen Gegensatz zum Rationalismus, indem er die geistigen Vorgänge nicht als ein Produkt der allgemeinen Beschaffenheit menschlicher Vernunft, sondern als ein Produkt des Fortschritts und der Entwicklung ansieht, andrerseits einen Gegensatz zum Naturalismus, insofern er die Welt nicht von ihrer Naturseite, sondern vom Geistesleben aus zu begreifen versucht. Der Historismus ist berechtigt. Er wird aber auch zu einem nicht ungefährlichen Faktor des Lebens, indem er die Gegenwart mit fremden Elementen und veralteten Gesichtspunkten überschwemmt. Die Geschichte ist eine Quelle der Einsicht, aber auch eine Last für die Lebenden. Dem Historismus müssen daher Grenzen gesetzt werden, und Pflicht der Gegenwart ist es, aus dem Entwicklungsgange und dem Vergangenen das zeitüberlegene Allgemeingültige des geistigen Lebens zu gewinnen. — Vgl. Geschichte. — R. Eucken in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 247ff. Wundt, Logik. 3. Aufl., B. III, Stuttgart 1908, S. 540 ff.

Hochmut (eigtl. hoher Mut) heißt die übermäßige Selbstschätzung auf Grund eingebildeter Vorzüge, welche sich in geringschätzigem, verletzendem Betragen gegen andere äußert. Weil oft der Stolz (s. d.), der aus dem Besitz wirklicher Vorzüge hervorgeht, in Hochmut ausartet, werden beide leicht miteinander verwechselt. — Vgl. Stolz.

höchstes Gut (summum bonum, finis bonorum) s. Gut, Eudämonismus, Rigorismus.

Hodegetik (v. gr. *ὁδηγητικός* = zum Wegweisen geeignet), eigentlich Wegführung, heißt die Anweisung zum methodischen Studium einer Wissenschaft. — Vgl. Propädeutik.

Höflichkeit, eigtl. höfisches Benehmen im Gegensatz zur „Dörperheit" (d. h. bäurischem Benehmen), heißt die Fertigkeit, anderen durch Rede, Benehmen und Handlung diejenige Aufmerksamkeit zu beweisen, die ihnen nach ihren Standes-, Geschlechts- und Altersverhältnissen und nach den Sitten des Landes zukommt. Gleichaltrigen Freunden und Verwandten gegenüber ist die Höflichkeit verdächtig, weil sie auf Mangel an Herzlichkeit beruhen kann. Gegen gemeine Naturen dient sie als eine Art von Schutz. Übertriebene Höflichkeit zeugt von Mangel an Selbstschätzung. — Vgl. Kriecherei, Heuchelei.

Hoffnung (mnd., gr. *ἐλπίς*, lat. spes, mhd. gedinge) heißt der (sthenische) aus der Vorstellung eines zukünftigen Angenehmen entspringende Affekt freudiger Erwartung. Dem

Digitized by Google

Affekte der Hoffnung sind im allgemeinen alle Menschen zugänglich. Aber die Stärke der Fähigkeit des Menschen zu hoffen ist verschieden und hängt von der Temperamentsanlage, aber auch von persönlicher Lebenserfahrung des Einzelnen ab. Um noch hoffen zu können, muß man außer einem heiteren Temperamente auch die Erinnerung an erfüllte Wünsche und gelungene Pläne haben. Wem dagegen vieles mißlingt, der verlernt allmählich das Hoffen. Die Hoffnung bezieht sich auf ein künftiges, also nicht gewisses, sondern höchstens wahrscheinliches Gut. Daher ist sie nicht ohne Begleitung der Besorgnis oder Furcht zu finden, daß das Erwartete auch nicht eintreffen könne. Sie ist daher eine Lust, die mit Unlust verbunden ist. Sie richtet zwar den Menschen im Leiden auf und stärkt seine Kraft und sein Selbstgefühl in Taten. Da sie aber auch die Phantasie anregt, und sich der Hoffende die Zukunft leicht zu rosig ausmalt, so folgt ihr oft Enttäuschung, wenn ihre Erfüllung ausbleibt oder ihr nicht entspricht. Auch ist der Hoffende wohl in Gefahr, über den Zukunftsbildern die Pflichten der Gegenwart zu versäumen. Trotzdem gilt die Hoffnung als eine der angenehmsten und besten Begleiderinnen im menschlichen Leben. „Sie schwebt auf den Fittigen der Phantasie dem Wunsche voraus, spornt den Geist zur Tätigkeit und erwärmt die sehnende Brust zu mutigem Aufschwung.“ Nach den zwei verschiedenen Richtungen gibt es Übergänge von der Hoffnung zur Zuversicht und zur Trostlosigkeit. — Die Alten machten die Hoffnung zur Göttin und stellten sie als leicht schreitendes Mädchen mit luftigem, durchsichtigem, langem Gewande dar, in der Rechten eine Blume oder Kornähre oder Schale, mit der Linken das Gewand etwas lüpfend. Der Dichter Theognis (um 500 v. Chr.) schildert sie als treue Gefährtin des Menschen, von der der Mensch sich nicht trennen soll (*Ἐλπὶς ἐν ἀνθρώποις μούνη θεὸς ἐσθλὴ ἔνεστιν, ἄλλοιδ' Οὐλυμπόνδ' ἐκπρολιπόντες ἔβαν — ἄλλ' ὄφρα τις ζώει καὶ ὁρᾷ φάος ἠέλιοιο εὐσεβέων περὶ θεοὺς Ἐλπίδα προσμενέτω.*) — In der christlichen Ethik gilt die Hoffnung als eine der Haupttugenden (vgl. 1. Korinth. 13, 13 *νυνὶ δὲ μένει πίστις, ἐλπίς, ἀγάπη, τὰ τρία ταῦτα*). Als Tugend konnte die Hoffnung, besonders die Hoffnung auf ein ewiges Leben, dem Christentum gelten, insofern sie, zur festen Zuversicht geworden, die Grundlage des Glaubens und der idealistischen Weltauffassung ist und den Optimismus des Christentums von der ethischen

Digitized by Google

Seite aus begründet. Als christliche Tugend wird sie als auf einem Anker ruhende Gestalt dargestellt. — Thomas von Aquino (1225—1274) sieht in der Hoffnung eine Vorbereitung auf die Schauung Gottes, die das höchste Ziel des menschlichen Strebens ist. Luther sagt: Hoffnung ist ein starker Mut und ein neuer Wille. Descartes (Pass. an. III, 165) faßt sie als Affekt und nennt sie einen Zustand der Seele, in dem man glaubt, daß das Gewünschte eintreffen werde. Sie wird veranlaßt durch eine Mischung der Freude und des Verlangens. — Spinoza (1632—1677, Ethik III, Def. d. Aff. 12) definiert: Die Hoffnung ist eine unbeständige Freude, welche aus der Vorstellung einer kommenden oder vergangenen Sache entsteht, über deren Ausgang wir in Zweifel sind (Inconstans laetitia orta ex imagine rei futurae vel praeteritae, de cuius eventu dubitamus). Kant (1724—1804) nennt sie den Affekt der unerwarteten Eröffnung der Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück (Anthrop., § 73). Bekannt ist Shakespeares Wort: „Die Hoffnung macht mit flücht'gen Schwalbenschwingen aus Kön'gen Götter, Kön'ge aus Geringen" (Richard III), Schillers Gedicht Die Hoffnung (Zu was Besserem sind wir geboren) und Goethes Urworte. Orphisch, Str. 5 (Ein Flügelschlag, und hinter uns Äonen). — Vgl. Furcht.

Hohn (ahd. hôna, mhd. hôn = Schmach) heißt der mit hämischer Verachtung verbundene Spott. Er entspringt nicht harmloser Scherzlust, sondern dem Hasse, Stolze oder Neide. Hohngelächter ist nicht das aus dem Affekt, sondern das aus der bösen Absicht hervorgehende Lachen, das den Verhöhnten kränken will.

Holomerianer (gr.) heißen diejenigen Spiritualisten, welche annehmen, daß der Geist im bestimmten Raume, und zwar in jedem Teile desselben existiere. Den Gegensatz dazu bilden die Nullibisten (von lat. nullibi, nirgendwo), d. h. diejenigen, welche leugnen, daß von einem Geiste überhaupt ausgesagt werden könne, er sei irgendwo.

homogén s. heterogen.

Homöomerien (lat. homoeomeria bei Lucretius de rer. nat. I, 834; 837 mit dem Zusatz: quam Grai memorant nec nostra dicere lingua concedit nobis patrii sermonis egestas, gr. *ὁμοιομέρειαι*) nennt man seit Aristoteles (*τὰ ὁμοιομερῆ στοιχεῖα* de caelo III, 3 p. 302 a 31) die von Anaxagoras v. Klazomenä (500—428) angenommenen unentstandenen, gleichartigen, qualitativ bestimmten Bestandteile (*σπέρματα* = Samen) der

Digitized by Google

Dinge, wie Fleisch, Knochen, Gold usw., die in unbegrenzter Vielheit vorhanden sein sollten. Die Homöomerien stehen im Gegensatz zu den Atomen des Leukippos und Demokritos, die nicht teilbare und qualitätslose letzte Bestandteile sind und sich nur durch Gestalt, Ordnung, Lage voneinander unterscheiden, und zu den Elementen des Empedokles, die Anaxagoras für Gemenge aus Homöomerien ansah. — Vgl. Atom. — Aristot. Metaph. I, 3 p. 984 a 11. Zeller, Grundriß d. Geschichte d. griech. Philos. 9. Aufl. von Fr. Lortzing. Leipzig 1909, § 25, S. 77—82.

Homologie (gr. *ὁμολογία* = Übereinstimmung) nannten die Stoiker die mit sich selbst übereinstimmende Vernunft und das ihr angemessene Leben (*τὸ ὁμολογουμένως ζῆν*), die beide auch zugleich die Übereinstimmung mit der Natur sind (vgl. Zeller, Die Philosophie d. Griechen, III 1, S. 194 f). Cicero übersetzt den Ausdruck (de fin. III, 6, 21) mit convenientia, Seneca (ep. 31, 8) mit aequalitas ac tenor vitae per omnia consonans sibi. Die Pythagoreer verstanden unter Homologie die Ähnlichkeit mit Gott (s. d.), indem sie dem Schüler zuriefen: Folge Gott (*ἕπου θεῷ*). — Homologie ist auch der Ausdruck für Übereinstimmung in der Gestalt. So braucht es z. B. O. Peschel in den neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde für die Übereinstimmung geographischer Gestalten (Südamerika, Afrika, Australien). — In der Mathematik bedeutet Homologie soviel als gleiche Beziehung. So redet man z. B. von homologen Seiten, Winkeln usw. in kongruenten und ähnlichen Figuren und homologen Gliedern in einer Proportion usw.

homo sum, humani nihil a me alienum puto, „ich bin ein Mensch, nichts Menschliches achte ich mir als fremd", ist ein Wort des Terenz († 159 v. Chr.), von Chremes im Heaut. 1, 1,25 gesprochen, das auf Menandros zurückgeht und schon von Cicero (de off. I, 9, 30) und Seneca (ep. 95, 53) als Prinzip der Gerechtigkeit, Billigkeit und Humanität anerkannt wurde. — Vgl. Ebers, Homo sum.

honeste vive s. neminem laede.

Hörnerfrage (gr. *κερατίνη ζήτησις*, lat. cornuta quaestio) heißt die sophistische Art zu fragen, um den Gefragten in Verlegenheit zu setzen, welche Eubulides (4. Jahrh. v. Chr.) erfunden haben soll. Er fragte z. B.: „Hast du deine Hörner verloren?" Antwortete man: „Nein!" — so folgerte er: „Also hast du sie noch!" Sagte man: „Ja", so schloß er: „Also hast du Hörner

Digitized by Google

gehabt." Zu sagen: „Ich konnte keine abwerfen, weil ich keine hatte" war verboten; denn die Megariker wollten, daß man nur Ja oder Nein antwortete (Diog. Laert. VII, § 187; VI, § 38; Seneca Epist. 45, 8; Gellius, noct. Att. XVI, 2, 9). — Vgl. Cornutus.

hübsch (mhd. hübesch, eigtl. höfisch) bezeichnet einen mittleren Grad der Schönheit, ein gefälliges, wenn auch nicht den höchsten Anforderungen genügendes Aussehen. Die ästhetische Stufenfolge ist etwa das Schöne, das Liebliche, das Reizende (Anmutige), das Hübsche, das Niedliche. Das Liebliche ist das heranblühende, noch nicht voll aufgeschlossene Schöne; das Reizende (Anmutige) ist das leicht verständliche, uns geistig und physisch anziehende, aber nicht begeisternde Schöne; den nächsten Grad bildet das Hübsche, den untersten das Niedliche, das durch seine Kleinheit gefällt und uns mehr spielend als ernst beschäftigt. — Vgl. Anmut, reizend, niedlich.

Humanismus s. Humanität.

Humanität (franz. humanité, lat. humanitas), zunächst in Menschheit (vgl. Schiller in den Künstlern: „Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn", Goethe, Grenzen der Menschheit, Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit) übersetzt, dann in Menschlichkeit, bezeichnet das für den Menschen im Unterschied vom Tier Charakteristische, also den Gegensatz zur Bestialität, Brutalität. Da dieses aber durch Erziehung und Unterricht ausgebildet werden muß, so bezeichnet es auch diejenige Bildung, welche nicht bloß gewisse Kenntnisse gibt, sondern auch Gemüt und Charakter erzieht. Als Wirkung der Humanität gilt das humane, d. h. leutselige und freundliche Benehmen gegen Schwache, Niedere, Arme usw. Dem wahren Menschen ist nichts Menschliches fremd, weder der Sinn für ein geistiges oder sittliches Gut, noch das Mitgefühl für fremdes Leid. Die Idee der Humanität, welche die Einheit des Menschengeschlechts zur Voraussetzung hat, ist nur sehr allmählich zur Anerkennung gelangt. Im Altertum unterschätzte oder verachtete oder haßte ein Volk das andere. Erst Alexanders Züge, durch welche die griechische Sprache und Literatur Gemeingut der östlichen Völker wurde, sowie die Lehren der Kyniker und Stoiker haben den Satz in Aufnahme gebracht, daß alle Menschen Brüder seien. Bei Cicero bedeutete Humanität die harmonische Ausbildung der dem Menschen eigentüm-

Digitized by Google

lichen Anlagen des Gemütes und Verstandes. Da diese nur durch Vertrautheit mit den Werken der großen griechischen Dichter und Denker gewonnen werden konnte, nahm der Begriff der Humanität den Nebensinn der ästhetisch-literarischen und wesentlich formalen Bildung an. Dem Alten schloß sich im Mittelalter das Christentum und die Philosophie im allgemeinen an. Als dann im 15. und 16. Jahrhundert die alten Künste (Renaissance) und Wissenschaften, die in Italien schon im 14. Jahrhundert neu erblüht waren (Dante, Petrarca, Boccacio), im ganzen Abendland ihre Wiedergeburt feierten und mit der antiken Wissenschaft auch die Philosophie des Altertums in fast allen ihren verschiedenen Systemen erneuert wurde, erschienen diese Bestrebungen ihren Anhängern im Gegensatz zu dem verzerrten, beschränkten Zeitalter als einzig menschlich, daher nannte man sie Humaniora und die, welche sich ihrem Studium widmeten, Humanisten (Reuchlin, U. v. Hutten, Erasmus von Rotterdam, Melanchthon u. a.), ihre Richtung Humanismus. Allmählich verengerten sie sich zu rein philologischen Studien und verloren sich in Doktrinarismus und Pedanterie, so daß ihnen im 18. Jahrhundert der Philanthropinismus (s. d.) entgegentrat, der das ausschließliche Studium der alten Sprachen und Literaturen mit Recht bekämpfte, nachdem schon vorher in Frankreich Montaigne, in England Bacon, in Deutschland Ratichius, und der Pietismus, in Polen Comenius gegen den einseitigen Humanismus polemisiert hatten. Aber noch heute ist der Streit zwischen Humanismus und Realismus nicht völlig geschlichtet; doch ist der hohe Wert der humanistischen Studien für die Ausbildung der Fähigkeit, scharf zu denken und das Gedachte in klarer und schöner Form auszudrücken und für Entwicklung des historischen Sinnes deutlich zu Tage getreten und schützt den Humanismus im Kampfe gegen die Angriffe verkehrten naturwissenschaftlichen Radikalismus auch in der Gegenwart. Aus der tieferen Erkenntnis des Altertums, namentlich aus dem Studium der Griechen erwuchs dann in unserer klassischen Zeit unter Vorangang J. J. Winckelmanns (1707—1768) das Humanitätsideal, wie es vor allem Lessing, Herder, Goethe, Schiller und W. v. Humboldt beherrscht, das von der Idee ausging, daß in den Werken der Alten die wahre Natur in edler Einfalt und stiller Größe zum Ausdruck gekommen sei. Im 19. Jahrhundert hat die Humanitätsidee ihre Einschränkung durch das Erwachen des Nationalgefühls, die Entwicklung der Natur-

Digitized by Google

wissenschaft und der Technik und die Neuerungssucht auch auf dem Gebiete des Schulwesens gefunden. — Vgl. J. G. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, Riga 1793/7. Joh. Casp. Lavater, Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. 4 Bde. Leipzig 1775 bis 1778. Strauß, Ulrich v. Hutten. 6. Aufl., Bonn 1895. Stahlburg, Die Humanität. Berlin 1897. Burkhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 8. Aufl. von Geiger. 2 Bde. Leipzig 1901. Wundt, Ethik. 3. Aufl., Stuttgart 1903. E. Spranger, Wilh. v. Humboldt und die Humanitätsidee. Berlin 1909.

Humor (lat. humor, ital. umore), eigtl. Feuchtigkeit, heißt im allgemeinen Sinne die gute Laune (s. d.), im engeren ästhetischen Sinne diejenige ästhetische Art, die zugleich auf Ernst und Scherz gegründet ist. Der Humor im letzteren Sinne ist subjektiver Art. Er entsteht aus der Auffassung des Individuums, während die Gefühle des Erhabenen und Tragischen auf ästhetischen Eigenschaften des Objektes beruhen. Er entspringt aus bestimmter Stellung zum Leben. Nur der ist seiner fähig, der sich von niedrigen Bedürfnissen frei weiß und doch sich gern dem Leben hingibt und an demselben mit Freude teilnimmt. Der Humorist kennt den Zwiespalt des Lebens, beklagt aber weder das Übel, noch bewitzelt er es, sondern er lächelt, wie Jean Paul (1763—1825) sagt, unter Tränen, d. h. er faßt die moralischen, physischen und intellektuellen Übel als Totalität, zu welcher er sich aber auch selbst rechnet. Er poltert daher nicht wie der Moralprediger, noch geißelt er die Menschen, wie der Satiriker tut, sondern er schildert sie duldsam und mitempfindend, liebevoll und nicht ohne innige Teilnahme aber mit überlegener Auffassung und im Hinblick auf das Gesetz des Daseins. Ohne schmerzliche Erfahrung, liebevolle Teilnahme und siegreiches Durchkämpfen ist kein Humor. Er ist je nach seiner Aufgabe mehr ernst oder mehr heiter, mehr streng oder mehr milde; bald dämpft er unser verblendetes Entzücken, bald hebt er unseren gesunkenen Mut; das Übermenschliche macht er menschlich, das Kleinste bedeutend. Im Leben ist der Humor eine köstliche Gabe, aber die Gefahr des Humors liegt für den Humoristen darin, daß er bei der Erledigung künstlerischer Aufgaben von der Hauptsache ablenkt, zur Seite führt und die Entwicklung eines längeren Stoffes oft zu sehr verzögert oder gar unmöglich

Digitized by Google

macht. Gute Humoristen sind selten gewesen; Beispiele sind: Aristophanes, Cervantes, Rabelais, Fischart, Shakespeare, Hippel, Jean Paul, Dickens, Thackeray, F. Reuter, W. Raabe, W. Busch, H. Seidel, Gottfried Keller. — In der antiken Medizin war Humor die Bezeichnung für die vier Hauptsäfte des animalischen Körpers, von deren Mischung die Beschaffenheit der Grundstimmung des Gemütes abhängig gedacht wurde. In der antiken und mittelalterlichen Kunstlehre hat der ästhetische Begriff des Humors noch keinen Platz gefunden. Erst im 18. Jahrhundert begann die Entwicklung des Begriffs durch die englische Literatur (The great humorits). Bei Goethe bedeutet Humor noch öfters allgemein Stimmung, er redet z. B. von üblem Humor. Der moderne Humor hat zwei Kennzeichen: Erstens stellt der Humorist den unzulänglichen Erscheinungen des Lebens, zu denen er Stellung nimmt, die erhabene Anschauung des weitblickenden Menschenkenners entgegen. Er erblickt sie sub specie aeternitatis, stellt sie in ihrer Kleinheit gegenüber den Urformen des irdischen Daseins hin, bringt sie aber doch mit diesen in unmittelbare Beziehung. Zweitens führt der Humorist durch seinen Anblick auf das Ewige und die höhere Vernunftordnung der Welt eine innere Überwindung und einen versöhnlichen Ausgleich der unzulänglichen Erscheinungen herbei. Der Humor setzt Optimismus voraus und sucht „das dem Schönen Entfremdete zu überwinden". Unterscheiden kann man einen Humor des Selbstgefühls (G. Freytag), der die eigenen Schwächen überwindet und einen Humor des Sympathiegefühls (Jean Paul), der es mit den Schwächen anderer zu tun hat, auch einen sozialen Humor (Cervantes), der es die Schwächen einer ganzen Kulturrichtung trifft und einen politischen Humor (Aristophanes), der seine Kritik an den Amtseinrichtungen übt. Lipps unterscheidet drei Arten des Humors, den optimistischen Humor, die Satire und die Ironie. Der erste ist von vornherein durch das im Anlaß liegende Positive versöhnt; in der Satire trägt das Positive nicht äußerlich, aber innerlich für unser Gefühl den Sieg davon. In der Ironie führt sich das Lächerliche selbst ad absurdum und gibt der Vernunft die Ehre (Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 266). — Vgl. Jean Paul, Vorschule d. Ästhetik. Fr. Vischer, Ästhetik. B. I. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschland. München 1868, S. 375ff. Lazarus, Leben der Seele. Berlin 1856. 3. Aufl. Berlin 1885. Bd. I.

Digitized by Google

Bahnsen, Das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysischen. Lauenburg 1887. Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. B. I, S. 341ff. Lipps, Komik und Humor. Hamburg u. Leipzig 1898.

Hyle (gr. ὕλη) heißt Urstoff, Materie.

Hylopathismus (v. Gr. geb.) heißt die Lehre, welche dem Stoffe Gefühle, Affekte und Leidenschaften beilegt.

Hylozoisten (v. gr. ὕλη = Stoff und ζωή = Leben, im Beginn der Neuzeit gebildet, seit dem 17. Jahrhundert vorhanden) nennt man bisweilen die ionischen Naturphilosophen, welche noch nicht Stoff und Kraft trennten, sondern der Materie eine in ihr liegende ursprüngliche Bewegungs- und Lebenskraft zuschrieben, die sich in den Erscheinungen der Natur offenbare. So sah Thales (ca. 600) das Wasser, Anaximandros (ca. 570) das Apeiron (das Unbestimmte), Anaximenes (ca. 530) die Luft, Herakleitos (ca. 500) das Feuer als Prinzip des Weltprozesses an. Auch Empedokles (5. Jahrh.) schrieb den Stoffen Haß und Liebe zu. Die hylozoistische Ansicht, die von Cudworth (1617—1688) erneuert worden ist und der auch Zöllner und Haeckel nicht ferne stehen, ist eine Art von Materialismus, der entweder mehr dynamisch oder mehr mechanisch auftreten kann, je nachdem er die Welt mehr als Produkt einer Kraft oder mehr als Produkt nebeneinandergeschichteter Stoffe ansieht. Der Hylozoismus widerspricht dem Gesetze der Trägheit. Kant (Metaph. Anf. d. Nat. S. 121) sagt: „Auf dem Gesetze der Trägheit beruht die Möglichkeit einer eigentlichen Naturwissenschaft ganz und gar. Das Gegenteil des ersteren und daher auch der Tod aller Naturphilosophie wäre der Hylozoism.“ In der Kritik der Urteilskraft II, § 72, S. 319 dagegen braucht Kant das Wort in anderem Sinne und nennt Hylozoism den physischen Realismus der Zweckmäßigkeit in der Natur, der die Zwecke in der Natur auf das Analogon eines nach Absicht handelnden Vermögens, das Leben in der Materie gründet, während der hyperphysische Realismus der Zweckmäßigkeit der Natur Theism genannt wird. — Vgl. Apeiron, Monismus. — Spitzer, Ursprung und Bedeutung des Hylozoismus. Graz 1881. Zeller, Grundriß d. Gesch. d. griech. Philos., 9. Aufl. von Fr. Lortzing. Leipzig 1909, § 10—14, S. 34—41.

Hyperästhesie (neugeb. aus dem Gr.) heißt die krankhaft gesteigerte Erregbarkeit der Sinne. Sie ist eine Begleit-

Digitized by Google

erscheinung der Hysterie und schließt die Formen der Hyperalgesie (Steigerung der Schmerzempfindlichkeit), die Hyperakousie (Steigerung der Gehörsempfindlichkeit) u. a. m. in sich ein. Der Gegensatz ist Anästhesie (s. d.). — Vgl. Hellpach, Grenzwiss. d. Psychologie. Leipzig 1902. S. 223 ff.

Hyperbel (gr. *ὑπερβολή* = das Darüberhinauswerfen, das Übermaß) heißt in der Geometrie derjenige Kegelschnitt, der entsteht, wenn ein gerader Doppelkegel von einer Ebene so geschnitten wird, daß die Schnittebene alle Seitenlinien des Kegels bis auf zwei schneidet. Die Hyperbel ist der Ort für alle Punkte, deren Entfernungen von zwei festen Punkten (Brennpunkten) eine konstante Differenz haben; sie ist eine Kurve zweiten Grades, deren Gleichung $\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{a^2} = 1$ ist. In der Poetik heißt Hyperbel ein poetisches Bild, das eine Übertreibung in sich einschließt, z. B.: „Es wächst der Bau in weiter stets geschweiften Bogen hinauf bis in des Himmels Blau". In der Hyperbel erreicht die poetische Bildkraft ihre höchste Anspannung. — Vgl. Häfele, Die Hyperbel. Bozen 1901.

hyperphysisch heißt übernatürlich, supranatural (lat.).

Hypnose (v. gr. *ὑπνόειν* = einschläfern) heißt (seit Braid 1841) der künstliche, durch bestimmte psychische Einwirkungen, z. B. durch Fixierung eines glänzenden Objekts, durch Suggestion (s. d.) erzeugte Schlafzustand, in dem der Geist eine abnorme Einseitigkeit der Aufmerksamkeit oder eine abnorme Konzentration des Bewußtseins annimmt. Vom Traume unterscheidet sich die Hypnose dadurch, daß jener in der Regel auf sensorische Funktionen beschränkt bleibt, während in dieser auch äußere Willenshandlungen automatisch ausgeführt werden. Der hypnotisierte Mensch verzichtet auf jeden eignen Entschluß und unterwirft sich völlig dem Willen des anderen. Er stellt sich vor, spricht und tut, was der Hypnotiseur will. Dieser Zustand wirkt bisweilen auch noch im Wachen nach. Die Hypnose umfaßt mithin alle Erscheinungen, die früher als Mesmerismus, animalischer Magnetismus, Somnambulismus, Od und Rapport bezeichnet wurden, soweit sie sich auf bekannte psychische und physiologische Prozesse zurückführen lassen. Mit der Hypnose hängen eng die Zustände der Befehlsautonomie, der Willensstereotypie, des Negativismus, der Katalepsie zusammen. Bezüglich der Entstehung der Hypnose und der erhöhten Sug-

Digitized by Google

gestibilität bestehen noch Dunkelheiten, da die Disposition des Nervensystems, an die der Eintritt der Hypnose geknüpft ist, noch unbekannt ist. Die Lehre von der Hypnose heißt Hypnotismus. — Vgl. R. Heidenhayn, Der sog. tierische Magnetismus. Berlin 1880. G. H. Schneider, Die psychol. Ursache der hypnotischen Erscheinungen 1880. W. Preyer, Die Entdeckung des Hypnotismus 1881. Verworn, Die sogenannte Hypnose der Tiere. Jena 1898. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902. S. 337ff. Wundt, Philosophische Studien, Bd. 8. Hypnotismus und Suggestion. Leipzig 1892. Forel, Der Hypnotismus. 4. Aufl., Stuttgart 1902. Löwenfeld, Der Hypnotismus. Wiesbaden 1901. Bramwell, Hypnotism, its history, practice, and theory. London 1903. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 18, 8, S. 336.

Hypokeimenon (gr. *ὑποκείμενον*, lat. subiectum = das Zugrundeliegende, das Darunterliegende) bezeichnet bei Aristoteles (384—322) entweder die Substanz oder das Satzsubjekt, bei den Stoikern die Kategorie der Wesenheit oder der qualitätlosen Materie. — Vgl. Kategorien.

Hypokrisie (gr. *ὑπόκρισις*) heißt Heuchelei (s. d.).

Hypostase (gr. *ὑπόστασις*) heißt eigtl. Unterlage, dann Substanz, dann Einzelsubstanz, Person, dann Anwendung des Begriffes der Substanz auf Nichtsubstanzielles. Der Begriff spielt in der Patristik und Scholastik seine Rolle bei der begrifflichen Ausbildung der Glaubenslehre.

hypostasieren heißt etwas Ungegenständliches durch das Denken zum Gegenstand, etwas Unsubstantielles zur Substanz machen, einem Unselbständigen Selbständigkeit beilegen. — hypostatisch heißt gegenständlich, substantiell, wesentlich.

Hypothese (gr. *ὑπόθεσις*) heißt allgemein Voraussetzung, Annahme, Bedingung. Die einfachste logische Form der Hypothese ist das hypothetische Urteil: „Wenn A ist, so ist B", in dem die Gültigkeit des Nachsatzes (thesis) durch die des Vordersatzes (hypothesis) bedingt ist. Hypothetisches Verhältnis heißt demgemäß das Verhältnis von Bedingung und Bedingtem, von Grund und Folge, und hypothetisch heißt eine Behauptung, welche, weil ihre Gültigkeit erst von einer anderen abhängt, ungewiß, zweifelhaft ist. — Hypothesen im bestimmteren, naturwissenschaftlichen Sinne heißen verallgemeinernde Annahmen, welche man macht, um für eine

Digitized by Google

Gruppe von Naturerscheinungen das Gesetz zu finden. Jede Hypothese ist also ein naturwissenschaftlicher Versuch, die Lücken unserer Erfahrung durch Begriffe auszufüllen und zu erklären, eine vorläufige Annahme einer Prämisse, die eine für wahr gehaltene Ursache festzustellen versucht. Sie ist keine willkürliche, aus der Luft gegriffene Behauptung, sondern das Resultat der Rückschlüsse aus Erfahrungen und zugleich die Prämisse für zu versuchende Deduktionen. Die Form der Hypothese ist der Weg zu den höheren abschließenden Begriffen; sie dient dazu, den logischen Zusammenhang der Tatsachen und den Blick in die Einheit der Natur zu vermitteln. Eine gute Hypothese muß die einschlägigen Tatsachen wirklich erklären, so einfach als möglich sein, nicht viele Hilfshypothesen erfordern und keinem Vernunft- oder Naturgesetz widersprechen. Für erwiesen gilt sie, wenn entweder alle anderen Erklärungen sich als logisch undenkbar oder faktisch unhaltbar herausstellen, während sie selbst den Tatbestand genügend erklärt, oder wenn sie über Gebiete Licht verbreitet, die bisher unbekannt waren. Sie erlangt dadurch den Rang eines wissenschaftlichen Lehrsatzes. Solche Hypothesen sind z. B. das Trägheitsgesetz, die Gravitationshypothese Newtons, Laplaces Hypothese von der Kosmogonie, die Annahme eines Äthers, die elektrische Lichttheorie, die Prinzipien von der Erhaltung der Masse und der Energie, das Prinzip von der Vermehrung der Entropie. Daß alle Hypothesen keinen dauernden Abschluß der Forschung bilden, und jede der beständigen Nachprüfung bedarf, da neue Erfahrungen gemacht werden können und auch unser Geist sich vervollkommnet, hat in feinsinniger Analyse der Begriffe Zahl und Größe, Raum, Kraft und Natur neuerdings Poincaré (Wissenschaft und Hypothese, übersetzt von Lindemann, Leipzig 1904) gezeigt. Die Aufstellung von Hypothesen hängt ebensosehr von Gelehrsamkeit als von scharfsinniger Kombination und glücklichem Blick ab. — Nach Aristoteles (384—322) ist eine Hypothese die Setzung der Wahrheit des einen von zwei einander entgegengesetzten Sätzen, von denen der eine das bejaht, was der andere verneint (Analyt. post. I, 2 p. 72 a 18 *Θέσεως δ' ἡ μὲν ὁποτερονοῦν τῶν μορίων τῆς ἀποφάνσεως λαμβάνουσα, οἷον λέγω τὸ εἶναί τι ἢ τὸ μὴ εἶναί τι, ὑπόθεσις, ἡ δ' ἄνευ τούτου ὁρισμός*). — Kant (1724—1804) definiert: „Wo nicht etwa Einbildungskraft schwärmen, sondern, unter der strengen

Digitized by Google

Aufsicht der Vernunft, dichten soll, so muß immer vorher etwas völlig gewiß und nicht erdichtet oder bloße Meinung sein, und das ist die Möglichkeit des Gegenstandes selbst. Alsdann ist es wohl erlaubt, wegen der Wirklichkeit desselben, zur Meinung seine Zuflucht zu nehmen, die aber, um nicht grundlos zu sein, mit dem, was wirklich gegeben und folglich gewiß ist, als Erläuterungsgrund in Verknüpfung gebracht werden muß und alsdann Hypothese heißt" (Kr. d. r. V., S. 770). Er unterscheidet physische Hypothesen, bei denen die Annahme im Bereiche möglicher Erfahrung liegt, und transscendentale (hyperphysische), bei denen die Annahme ein intelligibles Ding oder Gesetz ist; andrerseits unterscheidet er zufällige Hypothesen, die nur einen theoretischen Zweck haben, und notwendige Hypothesen, deren Zweck praktisch ist, d. h. durch ein apodiktisches Vernunftgesetz geboten ist. Wundt (geb. 1832) definiert: „Hypothesen im wissenschaftlichen Sinne sind weder Tatsachen, noch willkürliche und unbegründete Annahmen, sondern Voraussetzungen, welche um der Tatsachen willen gemacht werden, aber selbst der tatsächlichen Nachweisung sich entziehen" und „Hypothesen sind nicht nur erlaubt, sondern notwendig, aber sie sollen nicht willkürliche Fiktionen sein, sondern Voraussetzungen, welche auf das strengste durch die Tatsachen selbst bestimmt sind" (Logik. B. I, 3. Aufl., Stuttg. 1906. S. 438, S. 437—448). Nach Poincaré sind Hypothesen Verallgemeinerungen, die von der Erfahrung bestätigt oder entkräftet werden, die immer fruchtbringend sind, aber nicht zu sehr vervielfältigt werden dürfen (Wissenschaft und Hypothese, übersetzt von Lindemann, S. 155). — Vgl. P. Gruner, Die Voraussetzungen und Methoden der exakten Naturforschung, 1909. Apelt, Theorie der Induktion. Leipzig 1854. Sigwart, Logik. Tübingen. 2. Aufl. 1889—93. 3. Aufl. 1904.

hypothetisch s. Urteil.

Hypotypose (gr. *ὑποτύπωσις* = Entwurf) bedeutet bei den alten Philosophen s. v. w. kurzer Abriß, Kompendium. So hat man die pyrrhonischen, skeptischen Hypotyposen und die Hypotyposen des Sextus Empiricus zu den pyrrhonischen Schriften (3. Jahrh. n. Chr.). Kant (1724—1804) versteht unter Hypotypose die Versinnlichung eines Begriffs. Er definiert (Kr. d. U. I, § 59, S. 251): „Alle Hypotypose (Darstellung, subiectio sub adspectum) als Versinnlichung ist zwiefach: entweder schematisch, da einem Begriffe, den der Ver-

Digitized by Google

stand faßt, die korrespondierende Anschauung a priori gegeben wird, oder symbolisch, da einem Begriffe, den nur die Vernunft denken, aber dem keine sinnliche Anschauung angemessen sein kann, eine solche untergelegt wird, mit welcher das Verfahren der Urteilskraft, demjenigen, was sie im Schematisieren beobachtet, bloß analogisch, d. i. mit ihm bloß der Regel dieses Verfahrens, nicht der Anschauung selbst, mithin bloß der Form der Reflexion, nicht dem Inhalte nach, übereinstimmt."

Hysteron-Proteron (gr. ὕστερον πρότερον = Späteres-Früheres) heißt derjenige Fehler im Denken oder Darlegen, bei dem man das, was nachfolgen sollte, zuerst nimmt und das, was zuerst kommen sollte, nachfolgen läßt, also z. B. etwas aus einem Satze beweist, der umgekehrt erst aus dem Bewiesenen hätte abgeleitet werden müssen.

I.

I bedeutet in der Logik ein besonders bejahendes Urteil; z. B.: Einige Phanerogamen sind Monokotyledonen. Die allgemeine Form eines besonders bejahenden Urteils ist: Einige S sind P. Das besonders bejahende Urteil kann auf einem vierfachen Begriffsverhältnis von Subjekt und Prädikat beruhen: 1. Entweder die Sphären beider Begriffe durchkreuzen sich; z. B.: Einige Raubtiere sind Sohlengänger; oder 2. das Subjekt ist der Gattungs-, das Prädikat der Artbegriff; z. B.: Einige Phanerogamen sind Dikotyledonen; oder es gelten die zwei Verhältnisse des allgemein bejahenden Urteils, daß 3. das Subjekt der Art-, das Prädikat der Gattungsbegriff ist; z. B.: Einige Güter sind trüglich, oder 4. daß Subjekts- und Prädikatsbegriff identisch sind; z. B.: Einige gleichseitige Dreiecke sind gleichwinklig, wobei der partikuläre Satz nur einen Teil der Wahrheit ausdrückt und die volle Wahrheit erst in den Sätzen: Alle Güter sind trüglich und Alle gleichseitigen Dreiecke sind gleichwinklig liegt.

Ich (lat. ego, gr. ἐγώ) bezeichnet für den Sprechenden oder Denkenden die eigene Person. Unter Person (s. d.) aber verstehen wir ein lebendes individuelles Wesen von kontinuierlicher Einheit des Bewußtseins, welche durch das Leben im Wechsel der körperlichen und geistigen Zustände und Tätigkeiten,

Digitized by Google

die sich in demselben abspielen, beharrt. So bestimmt, heißt das Ich auch: individuelles Ich. Dieser Begriff des individuellen Ichs gründet sich auf das Gefühl des Zusammenhanges aller eigenen psychischen Erlebnisse (Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, S. 268). Die Realität dieses Ichs erscheint aber dem naiven Menschen, der über das erste Kindheitsstadium hinaus ist, so gewiß, daß die Formel: „so wahr ich bin" eine der stärksten Beteuerungen der Wahrheit ist. Für den Unmündigen, das Kind, den Naturmenschen und den Ungebildeten fällt dabei zunächst das erst allmählich zum Bewußtsein kommende Ich mit dem Leibe zusammen und wird durch Gesicht und Getast, Gemeinempfindung, Muskelempfindung und Schmerz der Außenwelt entgegengestellt. Durch den Leib treten wir in Erscheinung, orientieren wir uns im Raume, treten wir mit der Welt in Wechselwirkung und vergewissern wir uns, ob wir wachen oder träumen. Er ist der Sitz unserer Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen. Das individuelle Ich ist also in erster Linie das leibliche Ich.

Allmählich aber lernt der Mensch, daß sein Ich nicht mit dem Leibe identisch sei. Dieser kann verletzt oder verstümmelt werden, ohne daß jenes sich dadurch ändert, und jenes kann an Tiefe, Umfang und Klarheit zunehmen, während der Leib verfällt. Infolgedessen sehen wir das Ich als den inneren Kern unseres Wesens, als seelisches Ich, an, das seine Entwicklungsgeschichte je nach den verschiedenen Verhältnissen unseres Lebens hat. So schwer es auch ist anzugeben, was dasselbe eigentlich in einem bestimmten Moment sei, so drängt sich seine Kontinuität, Einheit und Identität jedem leicht auf. Es ist die Summe aller unserer Lebenserfahrungen, Gefühle und Strebungen, die Seele selber. Die Existenz dieses empirischen Ichs spricht Descartes (1596—1650), wenn auch in einseitiger, intellektualistischer Auffassung, in dem berühmten Satze aus: Cogito, ergo sum, Ich denke, also bin ich; d. h. ich bin ein Denkender, folglich existiere ich als Subjekt des Denkens. Dieses Ich ist nichts körperlich, sinnlich Wahrnehmbares. Es erscheint selbst nicht. Ja auch seine Daseins-Äußerungen treten nicht unmittelbar in die Erscheinung. Dritte nehmen nur körperliche Modifikationen wahr, welche nur ein mittelbarer Ausdruck dessen sind, was im Innern des Ichs vorgeht. Es ist zunächst nur sich selbst bekannt, im Selbstbewußtsein gegeben. Aber aus seinen mittelbaren Äußerungen

Digitized by Google

beim Mitmenschen schließen wir von uns aus ebenfalls für sie auf ein Ich, und dieses Schließen nimmt bald auch infolge unserer eigenen Erlebnisse, der Übung und der Verständlichkeit der Äußerungen fast den Charakter der Unmittelbarkeit an. Wirklich bewußt wird jedem jedoch nur sein eigenes Ich. Die Äußerungen des Ichs aber sind Empfindung, Gefühl, Sinnesperzeption, Vorstellen, Wollen und Handeln. Diese Akte treten nie isoliert auf, sondern immer in Verbindung miteinander und sind zum Teil der Isolierung gar nicht fähig. Alle aber werden dem Ich im Bewußtsein offenbar. Es ist also das Innewerden, das klare, innerliche Auffassen, Haben und Festhalten der objektiven und subjektiven Erscheinungen in ihrem Detail wie in ihrer Totalität die Grundeigenschaft des Ichs. Man könnte das Ich daher mit einem Lichte vergleichen, das sich ruhig, doch intensiv über die Gegenstände ausgießt, aber ohne einen Gegenstand sich nicht manifestieren kann. Dieses Ich gilt dabei als der Träger des Bewußtseins, nicht als das Bewußtsein selbst. Auch erscheint der Inhalt des Ichs durch das Bewußtsein nicht vermehrt, sondern nur erleuchtet.

Das Ich ist soweit zwar ein Individuelles, trotzdem es ein bei allen gesunden Menschen Verwandtes und gleichen Gesetzen Unterworfenes ist. Sein spezieller Gegenstand ist immer das eigene Selbst. In dieser Hinsicht heißt es Selbstbewußtsein oder reines Ich. Aber dieses Selbstbewußtsein, insofern es die Erfahrung des eigenen Ichs als Trägers des Bewußtseins zu sein vorgibt, ist nur ein metaphysisches Postulat, nicht eine Erfahrung. Das Selbstbewußtsein besteht nur darin, daß die Lebensäußerungen des Ichs ein Gegenstand des Bewußtseins werden. Das Ich selbst — und das ist die Schranke des Selbstbewußtseins — ist uns nur durch seine Zustände und Tätigkeiten in der Erfahrung gegeben. Das Ich als Träger aller Bewußtseinsvorgänge, als Substanz oder Ursache unabhängig von seinen Zuständen, das reine Ich wird nie von uns erkannt. Hume (1711—1776) leugnete es ganz ab und setzte an seine Stelle ein Bündel von Vorstellungen. Wir fordern es aber entweder als eine geistige Substanz oder als eine geistige Energie, als individuelle Seele, oder wie wir es sonst nennen, um das Ruhende in der Flucht der Erscheinungen, um das Bleibende im Wechsel, um den Zusammenhang unseres individuellen Daseins zu erklären. Jedoch ist das reine Ich nur die metaphysische Hypothese, durch die wir die innere

Digitized by Google

Erfahrung abschließen, verallgemeinern und ergänzen, weil uns im Bewußtsein ein Faktor des Daseins gegeben ist, der neben den Erscheinungen des materiellen Lebens ein Stück oder der Kern des Daseins ist.

So hat also das Ichbewußtsein drei Stufen, indem das Ich als leibliches Ich, als seelisch-empirisches Ich und als seelisch-reines Ich erfaßt wird. Man kann das Ich demnach sowohl die reichste als auch die ärmste Vorstellung nennen, jenes, was ihren eigenen Erfahrungsinhalt als Leib und empirisches Ich, dieses, was das reine Ich betrifft.

Die Psychologie geht jetzt, soweit sie eine induktive exakte Wissenschaft ist, nicht mehr von dem reinen Ich, sondern nur von Tatsachen des Bewußtseinslebens, dem empirischen Ich in allen seinen Einzelzuständen aus. Die Erkenntnistheorie dagegen statuiert, indem sie die Bedingungen der Erfahrung untersucht, eine synthetische Einheit des Bewußtseins, die die Bedingung der Erfahrung ist. Kant hat eine solche als Grundbedingung aller Erkenntnis in der Kr. d. r. V. geltend gemacht. Das reine Ich fällt aber vor allem der Metaphysik zu. Es ist ein metaphysischer Begriff, eine letzte Hypothese zur Erklärung des Daseins. Es gehört wie alle Metaphysik nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Philosophie. Wer mit dem reinen Ich in der Philosophie beginnt, wie Fichte (1762—1814) es getan hat, baut sein metaphysisches System in die Luft und schlägt andere Wege, als die Wissenschaft mit Erfolg verfolgen kann, ein. Hierbei verläßt dann doch die Methode den Denker bald, und er macht sich gewöhnlich der unberechtigten Entlehnungen aus der Erfahrung schuldig. Fichte aber ist der metaphysische Ich-Philosoph, der versucht hat, diesen Begriff nach allen seinen Konsequenzen auszudenken. Gegen diese metaphysische Hypothese hat Kant in der Kr. d. r. V., S. 341—405 eingewendet, daß das „Ich denke“ zwar die Voraussetzung aller Erkenntnis ist und alle Kategorien als ihr Vehikel begleitet, daß aber die Kategorien der Substanz, Einfachheit, Einheit und des Verhältnisses zu möglichen Gegenständen im Raume, mithin die Prädikate der Immaterialität, der Inkorruptibilität, der Personalität, der Spiritualität und des Kommerziums mit Körpern nicht auf das „Ich“ übertragen werden können, also das metaphysische Problem vom Wesen des Ichs theoretisch nicht lösbar sei. Auch Herbart (1776—1841) hat an dem Begriffe des reinen Ichs

Digitized by Google

scharfe Kritik geübt. Das vorstellende Subjekt kann nach ihm unmöglich sich selbst als Vorstellungsobjekt erfassen. Auch geht die Ichvorstellung keineswegs allen anderen Vorstellungen voraus, sondern sie entwickelt sich erst mit diesen im Zusammenhange des Seelenlebens und hat selbst immer einen bestimmten Inhalt. Es gibt also kein reines Ich, sondern immer nur ein so und so (empirisch) gestaltetes Ich.

Störungen in den Funktionen des Ichs sind verhängnisvoll. Sie bestehen 1. in Störungen in der Wechselwirkung des Ichs mit den einzelnen Vorstellungen (Unterbleiben der inneren Wahrnehmung); 2. in Störungen innerhalb der Vorstellungskreise des Ichs (Aufhebung des Selbstbewußtseins); 3. in Entwicklung eines abnormen Ichs und Unterdrückung des normalen durch jenes. Die erste Art findet sich während des Hellsehens, des Erwachens aus einer Ohnmacht, während heftiger Affekte und Beobachtung äußerer Vorgänge, auch bei künstlerischer Konzeption wie in Träumen. Die zweite Art tritt beim Übergang einer Altersstufe in die andere auf, bei habitueller Trunkenheit und fortgesetztem Opiumgenuß. Die dritte Art bildet eine Seelenkrankheit, welche mit einer Veränderung der Gemeinempfindung beginnt, sich in einer Verfälschung der Leibesvorstellung zeigt und in voller Halluzination eines zweiten Ichs endet. Im Wahnsinn ist das abnorme Ich an Stelle des normalen getreten.

Auf das individuelle Ich sollte der Name Ich seiner Entstehung nach beschränkt bleiben. Aber da im Ich die Seele, das geistige Dasein des Einzelnen gegeben ist, so überträgt die Philosophie den Namen des Ichs auf die Seele der Welt, auf die geistige Substanz überhaupt. Sie faßt damit den Gedanken eines universellen Ichs. Während Fichte in den ersten Stadien seines Philosophierens entschieden das individuelle Ich, in dem freilich die Form des allgemeinen Ichs liegt, die in allen anderen Ich-Individualitäten wiederkehrt, ins Auge faßte, hat er in den späteren Stadien das allgemeine und absolute Ich in den Vordergrund gestellt und so seinem Idealismus eine pantheistische Färbung gegeben. — Vgl. E. Hitzig, Ziele und Zweck der Psychiatrie, Zürich 1876. Kirn, Die periodischen Psychosen. Stuttgart 1878. v. Krafft-Ebing, Psychiatrie. Stuttgart 1883. G. Ulrich, Bewußtsein und Ichheit. Zeitschr. f. Philos. und philos. Kritik, Bd. 124, S. 58 bis 79. Dessoir, Das Doppel-Ich. 2. Aufl., Leipzig 1896.

Digitized by Google

Drews, Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Freiberg i. Br. 1897. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie, 1902. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl., Leipzig 1903. B. III, S. 374ff. E. Carpenter, Die Schöpfung als Kunstwerk. Abhandlungen über das Ich und seine Kräfte. Jena 1908. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909. B. I, S. 333ff.

Ideal heißt ein dem menschlichen Geiste vorschwebendes vollkommenes Musterbild und Ziel des menschlichen Bestrebens. Es gibt so viele Ideale für die Menschheit, als Gebiete menschlicher Tätigkeit vorhanden sind. Die Wissenschaft z. B. setzt sich das Ideal der Wahrheitserkenntnis. Die Ethik stellt das Ideal der Vollkommenheit auf, die Kunst strebt dem Ideal der Schönheit zu. Und insofern manche Menschen diesen Idealen nahe gekommen sind, bezeichnet man ihre Werke oder sie selbst als Ideale. So nennt man den Apollon von Belvedere, Phidias' Zeuskopf, Raffaels Sixtina, Goethes „Hermann und Dorothea" Kunstideale, weil sie die Idee mustergültig zur Darstellung bringen. Das wahre Ideal wird zur adäquaten Darstellung der Idee in einem Individuum (W. v. Humboldt über Goethes „Hermann und Dorothea", 1798). Auch der einzelne Mensch hat Ideale, d. h. höchste Ziele oder Musterbilder seines Strebens. Dies sind entweder historische Personen, wie Achilleus für Alexander, Cäsar für Napoleon I, oder frei von der Phantasie entworfene Bilder. Welche Ideale ein Mensch hat, richtet sich nach seiner Geistesbildung. Auch wechseln die Ideale der Menschheit mit den Zeiten. Hegel (1770—1831) definiert das ästhetische Ideal: „Das Ideal ist die aus dem Geiste geborene und wiedergeborne Schönheit" und allgemeiner das Ideal überhaupt: „Die in sich konkrete Idee trägt das Prinzip ihrer Erscheinungsweise in sich selbst und ist dadurch ihr eignes freies Gestalten. So bringt erst die wahrhaft konkrete Idee die wahre Gestalt hervor, und dieses Entsprechen beider ist das Ideal" (Hegel, W. X, 1). — Idealisieren heißt ein Wirkliches einer Idee gemäß gestalten, also verklären. Der echte Künstler ahmt die Natur nicht einfach nach, sondern idealisiert sie. — Idealität heißt das Erfülltsein von Idealen, die Richtung auf die höchsten Ziele. — Vgl. Schillers Gedicht: Die Ideale. A. Horneffer, Das klassische Ideal. Leipzig 1909.

Ideell (mlat. idealis, französisch idéal), ideal, heißt das

Digitized by Google

Nichtwirkliche, nur in der Vorstellung des Subjektes Vorhandene im Gegensatz zum Realen, in Wirklichkeit Vorhandenem oder im Platonischen Sinne dasjenige Allgemeine, in dem ein Typus vollkommen ohne Mangel und Fehler zum Ausdruck kommt.

Idealismus heißt dasjenige monistische System der Metaphysik, das dem Allgemeinen, der Idee, der Seele, dem Geiste die Existenz zuschreibt, und dem Einzelnen, dem Wahrnehmbaren, dem Körperlichen, der Materie nur eine abgeleitete, untergeordnete Existenzart als Erscheinungswelt zuweist, oder die Existenz ganz abspricht. Der Idealismus ist zunächst die Philosophie Platons (427—347) gewesen. Platon schrieb den Ideen (s. d.), d. h. den Allgemeinbegriffen die Existenz zu und sprach sie der Körperwelt ab. Der Stoff war ihm nur ein Nichtseiendes. Aristoteles (384—322) modifizierte den Idealismus des Platon, indem er das Allgemeine nicht vom Einzelnen trennte, sondern als Wesen in dasselbe verlegte, dem Stoff nicht die Existenz absprach, sondern denselben als eine Anlage bezeichnete, in der Form aber (εἶδος) den Zweck und die Entfaltung der bloßen Anlage zur vollen Energie sah. Platons und Aristoteles' metaphysische Gedanken gingen auf das Mittelalter über. Im Mittelalter nannte man aber gerade die Anhänger des Platon Realisten, weil sie die allgemeinen Gattungsbegriffe für etwas Wirkliches hielten. Seit Descartes (1596—1650) stellte sich die alte Bedeutung des Wortes Idealismus wieder her, indem es wieder die Theorie bezeichnete, welche die Realität der Außendinge leugnet. Man fragte sich, wie die Außenwelt auf die Seele einwirke, und ob nicht die Annahme einer Außenwelt überhaupt nur eine Vorstellung der Seele sei. Descartes (1596—1650) und Malebranche (1638—1715) begnügten sich damit, einen physischen Einfluß des Körperlichen auf das Geistige zu leugnen und an dessen Stelle die Systeme der Assistenz und des Occasionalismus zu setzen. Aber sie leugneten nicht die Realität der Körperwelt, obgleich Malebranche meinte, es sei sehr schwer zu beweisen, daß es Dinge außer uns gebe. Erst Leibniz (1646—1716), seit dessen Zeit auch das Wort Idealist in Gebrauch kommt, schuf den konsequenten neueren Idealismus, indem er die Körperwelt nur für eine Erscheinung (phaenomenon bene fundatum) erklärte, das Wesen der Dinge aber in den Vorstellungen fand und die Dinge selbst für vorstellende Monaden, Seeleneinheiten (âmes)

Digitized by Google

erklärte. Für Leibniz ist also nicht die Idee (der allgemeine Begriff), sondern die Seele der Kern des Daseins. Nach Leibniz ist der moderne Idealismus aus vielen Quellen hervorgeströmt, zunächst aus der empirischen Naturwissenschaft und Philosophie, was auf den ersten Blick Verwunderung erwecken könnte, aber doch natürlich ist. Die Physik erkannte bald als das Wesen ihrer Methode nicht nur die induktive Ableitung aus Beobachtung und Experiment, wie Galilei es gezeigt und Bacon es gelehrt hatte, sondern vor allem die Zurückführung der Qualitäten der Körperwelt auf Quantitäten, Raum-, Zeitverhältnisse, Bewegungen. So entstand der zuerst von Locke (1632—1704) philosophisch fixierte naturwissenschaftliche Idealismus, welcher bewies, daß die sinnlichen Qualitäten der Dinge nicht ihr Wesen, sondern bloß Erscheinung seien, nicht primäre, sondern sekundäre Eigenschaften wären. Damit wurde schon das Konto des Objekts zugunsten des Subjekts vermindert. G. Berkeley (1685—1753) erklärte dann, daß körperlich-materielle Wesenheiten nicht außerhalb des Geistes existieren. Im menschlichen Geiste würden sie durch einen höheren Geist, Gott, nach Naturgesetzen erzeugt. Und abgesehen vom menschlichen Geiste existierten sie auch als Ideen Gottes fort, ohne daß wir sie zu haben oder wahrzunehmen brauchten, und hätten außerhalb unseres Geistes wenigstens im göttlichen Geiste ein wirkliches Dasein. Aber die wirkliche Welt bildeten nur die geistigen Wesen, und was man die sinnliche Erscheinung der Dinge nennt, habe keine gesonderte Existenz. — Kant (1724—1804) schuf dann den kritischen oder transscendentalen (erkenntnistheoretischen) Idealismus. Dieser beruht auf der Lehre, daß zwar der Stoff der Erfahrung durch die Empfindung gegeben werde, und daß dazu die Dinge an sich als reales Äquivalent vorausgesetzt werden müssen, daß aber die Formen der Erfahrung (Raum, Zeit und die Kategorien) als Bedingung jeder möglichen Erfahrung in uns a priori, d. h. unabhängig von der Erfahrung entstehen, und daß wir die Dinge daher immer nur erkennen, wie sie erscheinen, nicht aber, wie sie an sich sind. Kant setzte also die räumliche und zeitliche Form, die Locke noch auf dem Kontoblatt des Objekts gelassen hatte, auf die Seite des Bewußtseins. So mußte die objektive Realität des Sinnesdings schließlich leer und inhaltslos erscheinen. — J. G. Fichte (1762—1814) ging daher noch einen Schritt weiter und hielt die Voraussetzung realer Dinge an sich für

Digitized by Google

überflüssig, wenn sich nachweisen ließe, durch welche Tathandlung das Ich, als das allein Produktive unseres Vorstellungskreises, überhaupt dazu komme, sich die Außenwelt, das Nicht-Ich, als einen Widerstand aufzubauen. Hiernach ist also das Ich, das sich selbst und die Welt setzende Subjekt, sowohl Träger als auch Urheber der als objektiv gegebenen Erscheinungswelt. Diesem moralischen oder ethischen und subjektiven Idealismus stellte Schelling (1775—1854) den objektiven ästhetischen gegenüber, indem er die Identität von Sein und Denken auch unabhängig vom Ich als Fundament der Philosophie ansah. Nach ihm hatten die Begriffe und Ideen im Gebiete des geistigen wie des körperlichen Daseins kraft der intellektuellen Anschauung absolute Produktivität. Einen Abschluß bildete Hegels (1770—1831) absoluter logischer Idealismus, der das Denken, den Begriff, die Idee, den Denkprozeß, das immanente Werden des Begriffs, die Vernunft für das allein Wirkliche und Wahre ansah. Durch Fichte, Schelling und Hegel ist der erkenntnistheoretische Idealismus Kants in den viel glanzvoller ausgestatteten metaphysischen Idealismus umgewandelt worden. — Aber auch die nachhegelschen Philosophen, Herbart (1776—1814), der im wesentlichen wieder zu Leibniz zurückkehrte, Schopenhauer (1788—1860), der den Willen zum Kern des Daseins machte, bewegen sich in Bahnen des Idealismus, obgleich namentlich der erste von ihnen sein System Realismus genannt und den Namen Monaden durch die Bezeichnung Realen ersetzt hat. Zu den neuesten Idealisten gehören Fechner (1801—1887), Lotze (1817 bis 1881) und Eucken (geb. 1846). Im Gefolge des Idealismus sind meist die Teleologie, der Theismus und der Optimismus gewesen, so daß der Idealismus die Zwecke in der Welt, Gott als letzte Ursache derselben und ein gewisses Maß der Vollkommenheit im Dasein anerkannt hat. Nur in der widerspruchsvollen Willenslehre Schopenhauers (1788—1860) hat sich der kantisch-platonische Idealismus mit dem Atheismus und Pessimismus in wunderlicher Weise verquickt. — Für den Idealismus spricht die Tatsache, daß der wahre Ausgang aller Philosophie vom Bewußtsein hergenommen werden muß, und daß wir in der inneren Erfahrung ein unmittelbareres Dasein erschlossen sehen als in der äußeren. Den Gegensatz zum Idealismus bildet der Realismus (s. d.). — Vgl. Monismus, Nominalismus, Spiritualismus. — E. Laas, Idealismus und Pessi-

Digitized by Google

mismus. 3 Bde. Leipzig 1879—1884. Willmann, Geschichte des Idealismus. 3 Bde. Braunschweig 1894—1897. Bergmann, System des objektiven Idealismus. Marburg 1903. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 66ff. G. W. Leibniz, Philosophische Werke, herausgegeben v. Buchanan. 4 Bde. Leipzig 1904—1906. O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 4. Aufl. Leipzig 1908. Joh. Jac. Schmidt, Zur Wiedergeburt des Idealismus. Leipzig 1908. R. Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. 2. Aufl. Leipzig 1907. R. Eucken, Der Sinn und Wert des Lebens. Leipzig 1908. 2. Aufl. 1910. Fr. Paulsen, Philosophia militans. 3. u. 4. Aufl. Berlin 1908. Ed. v. Hartmann, System der Philos. B. IV. Sachsa 1908. J. Ebbinghaus, Relativer und absoluter Idealismus. Leipzig 1909. O. Kröger, Die Weltanschauung des absoluten Idealismus. Sachsa 1909. M. Kronenberg, Die Geschichte des deutschen Idealismus. I. B. München 1909. Swetomir Ristisch, Die indirekten Beweise des transscendentalen Idealismus. Berlin 1910.

Idealität heißt Begriffsmäßigkeit, Subjektivität, Urbildlichkeit, Vollkommenheit, auch Empfänglichkeit und Begeisterung für Ideale.

Idealrealismus oder Realidealismus bezeichnet diejenige metaphysische Auffassung, nach welcher das Ideale zugleich das Reale ist, oder welche die Forderungen des Idealismus und Realismus zu versöhnen sucht. Ein solches System ist z. B. Schellings (1775—1854) transscendentaler Idealismus, den er selbst so bestimmt: Reflektiere ich bloß auf die ideelle Tätigkeit, so entsteht ein Idealismus, oder die Behauptung, daß die Schranke bloß durch das Ich gesetzt ist. Reflektiere ich bloß auf die reelle Tätigkeit, so entsteht ein Realismus oder die Behauptung, daß die Schranke unabhängig vom Ich ist. Reflektiere ich auf beide zugleich, so entsteht mir ein Drittes aus beiden, was man Ideal-Realismus nennen kann, oder was wir bisher durch den Namen transscendentaler Idealismus bezeichnet haben (Schellings sämtl. Werke. Bd. V. Upsala 1816. System d. transsc. Ideal. S. 61). — Idealrealismus heißt auch das System Herbarts (1776—1841). Herbart setzt an die Stelle der Leibnizschen Monaden die Realen und schreibt ihnen Selbsterhaltungskraft zu. Aber bei seiner rationalistischen Methode erfolgt doch in seiner Metaphysik die Bestimmung der Realität durch ideelle Momente, und es decken sich für Herbart

Digitized by Google

im wesentlichen der Begriff der Selbsterhaltung und der Begriff der Vorstellung. Auch Schleiermacher (1768—1834) huldigt einem Idealrealismus. Raum, Zeit, Kategorien sind ihm z. B. nicht nur subjektive Erkenntnisformen, sondern auch objektive Wirklichkeit. Zahlreiche Versuche, einen Idealrealismus zu schaffen, sind ferner in Deutschland nach Hegels Tode hervorgetreten. Auch der Monismus Haeckels enthält idealrealistische Elemente. Wundt (geb. 1832) bestimmt den Begriff Ideal-Realismus vom psychologischen Standpunkte aus neu so: „In erkenntnistheoretischer Beziehung ist — vor allem die bei den metaphysischen Hypothesen über das Wesen der Seele meistens außer Betracht gebliebene Bemerkung geltend zu machen, daß die innere Erfahrung für uns unmittelbare Realität besitzt, während die Objekte der äußeren, eben weil sie in die innere Erfahrung übergehen müssen, wenn sie Gegenstände unseres Vorstellens und Denkens werden sollen, nur mittelbar uns gegeben sind. Dieses Verhältnis, welches dem Idealismus den unbestreitbaren Sieg verleiht über andere Weltanschauungen, entbindet nicht (von) der Verpflichtung, die Realität der Außenwelt anzuerkennen, aber es nötigt zunächst zu einer kritischen Sonderung derjenigen Bestandteile objektiver Erkenntnis, welche in den Erkenntnisfunktionen des Subjektes ihre Quelle haben, von jenen, die als objektiv gegebene vorauszusetzen sind. Darum ist der allein berechtigte kritische Idealismus zugleich Idealrealismus. Er hat nicht, wie eine Richtung sich anheischig machte, die denselben Namen führte, aus idealen Prinzipien die Realität spekulativ abzuleiten, sondern gestützt auf die berichtigten Begriffe der Wissenschaft, das Verhältnis der idealen Prinzipien zu der objektiven Realität nachzuweisen". (Grundz. d. physiol. Psychol. II, 3. Aufl.. Leipzig 1887. S. 541 f.) — Vgl. absolut, Identitätsphilosophie, Monismus, Idealismus, Realismus.

Idee (gr. *ἰδέα*, *εἶδος*) heißt eigtl. Aussehen, Bild, Gestalt, Form, dann Art, Gattung. Platon (427—347), welcher diesen Begriff zuerst in die Philosophie eingeführt und metaphysisch gestaltet hat, versteht unter Idee das bestimmte Wesen oder das Was der Dinge oder das, was jedes Ding an sich (*τὸ αὐτὸ καθ' αὑτό*) ist, das Allgemeine und Wirkliche im Gegensatz zu dem nur scheinbar vorhandenen Einzelnen, das Eine, Ewige, sich selbst Gleichbleibende im Mannigfaltigen (*κατὰ ταὐτὸ ὄν*, *ὁσαύτως ὄν*). In der Idee Platons liegt zweierlei verbunden:

Digitized by Google

1. der Allgemeinbegriff (*εἶδος*, *ἰδέα*), 2. die Realität (*οὐσία*), und diese zwei Bestandteile erschöpfen, konsequent ausgedacht, den Begriff der Idee Platons. Als einfaches, für sich seiendes, selbständiges, vollkommenes, unkörperliches und unräumliches Wesen beharrt jede Idee unveränderlich im Wechsel der Erscheinungen. Als lebendige Kräfte sind die Ideen die ewigen Musterbilder (*παραδείγματα*), deren Abbilder (*εἴδωλα*, *ὁμοιώματα*) die sinnlichen Einzeldinge sind. Die Ideen existieren gesondert von der Erscheinungswelt. Das Verhältnis der scheinbar für uns existierenden Einzeldinge zu den Ideen ist das des Anteilhabens (*μέθεξις*, *κοινωνία*) oder der Nachahmung (*μίμησις*, *ὁμοίωσις*). Die höheren Gattungen repräsentieren eine höhere Realität als die niederen. Im Aufsteigen zur höheren Gattung liegt auch ein Aufsteigen zu einer höheren Realität. Es gibt so viele Ideen, als es Arten und Gattungen von Dingen gibt, die unscheinbarsten, ja schlechtesten nicht ausgenommen. Es gibt Ideen des Schönen, des Gerechten, des Guten, aber es gibt auch die Idee des Kots (*πηλοῦ*). Alle Ideen aber werden durch die Idee des Guten beherrscht. Wie die Sonne in der sichtbaren Welt, so ist in der übersinnlichen das Gute die Quelle alles Seins und Wissens, des Erkennbaren wie des Erkennens selbst. Und wie die Sonne höher ist als Licht und Auge, so ist das Gute höher als Sein und Wissen, die Idee des Guten ist Ursache alles Seins und Wissens, ist die göttliche Vernunft selbst. Die Beschäftigung mit den Ideen ist die Dialektik (s. d.). Zu seiner Ideenlehre ist Platon außer durch den Einfluß der orphischen Mysterien und der pythagoreischen Philosophie dadurch gekommen, daß er die Lehre des Herakleitos vom Wechsel der Dinge und die Lehre der Eleaten vom unveränderlichen Sein miteinander verband (Theaetét). Die Gegenstände der Erfahrung zeigen stetige Veränderung, Verwirrung und beständiges Schwanken. Im Gebiete der Wahrnehmung ist alles verworren (*συγκεχυμένον*), alles nur relativ. Während wir noch von einer Wahrnehmung sprechen, verschwindet sie und weicht einer anderen entgegengesetzten. Die Dinge der Wahrnehmuug besitzen also keine Realität. Dagegen sind die allgemeinen Begriffe, durch die wir das Wahrgenommene denken, nicht der Veränderung und Verwirrung unterworfen. Diese allgemeinen Begriffe sind also das Reale. — Andrerseits ist Platon von der Sokratischen Philosophie aus zur Ideenlehre geführt worden (Parmenides, Republik). Sokrates hatte die

Digitized by Google

Frage angeregt: „Wie ist das Wissen möglich?“ Er antwortete: „Nur durch allgemeine Begriffe.“ Platon wirft nun die Frage auf: „Ist durch das Wissen eine Beziehung zum Sein gegeben? Wie verhält sich der allgemeine Begriff zur Realität?“ Darauf antwortet Platon: „Es kann der allgemeine Begriff kein Wissen enthalten, wenn sein Gegenstand nicht etwas Reales wäre. Er muß ein *νόημα τοῦ ὄντος* und nicht *τοῦ μὴ ὄντος* (des Seienden und nicht des Nicht-Seienden) sein. Die Ideen (*εἴδη*) sind also real (*ὄντα*).“ Eidos (allgemeiner Begriff) und Ousía (Realität) sind hiernach der Kern der Ideen. (Vgl. Aristot. Metaphys. I, 6 p. 987 a 32—b 10). Im späteren Lebensalter hat Platon eine Umbildung seiner Ideenlehre in Anlehnung an die Pythagoreer vollzogen, indem er die Ideen als Zahlen auffaßte. Doch ist diese Umbildung nur durch Aristoteles bezeugt, nicht in Platons Schriften selbst gegeben. — Vgl. Nous. — Th. Achelis, Platons Metaphysik, 1873. S. Ribbing, Genet. Darst. d. platon. Ideenlehre, 1863. Zeller, Die Philosophie der Griechen, II, 1. S. 412 ff. Léon Robin, La théorie platonicienne des idées et des nombres d'après Aristote. Paris 1908.

Aristoteles (384—322) hat die platonische Ideenlehre bekämpft, weil er in ihr eine zwecklose Verdoppelung der Dinge sah, und weil er die gesonderte Existenz der Ideen nicht anerkennen konnte. Er leugnete nicht die Realität des Allgemeinen, aber er setzte an die Stelle der transscendenten Existenz die Immanenz der Idee (Analyt. post. I, 11 p. 77a 5ff *Εἴδη μὲν οὖν εἶναι ἢ ἕν τι παρὰ τὰ πολλὰ οὐκ ἀνάγκη, εἰ ἀπόδειξις ἔσται, εἶναι μέντοι ἓν κατὰ πολλῶν ἀληθὲς εἰπεῖν ἀνάγκη.*)

Das Mittelalter sah in den Ideen Musterbilder der Dinge, die im Geiste Gottes vorhanden sind.

Descartes (1596—1650) versteht unter Idee die aus der inneren Erfahrung unmittelbar hervorgehende Vorstellung (quod immediate a mente percipitur), Spinoza (1632—1677) die Vorstellung, die der Geist sich deshalb bildet, weil er ein denkendes Wesen ist (mentis conceptum, quem mens format, propterea quod res est cogitans, Eth. II, Def. 3). Malebranche (1638—1715) definiert die Idee: Obiectum omnium idearum est extensio *τοῦ* infiniti, intelligibilis immutabilis et incommensurabilis, ex cuius intuitu formamus quidquid aspicimus sive intra sive extra nos. — Vgl. J. M. Gusnach, La théorie des idées dans la philosophie de Malebranche. Brest 1909. — Auch

Digitized by Google

Berkeley (1685—1751) nimmt den Begriff der Ideen auf (vgl. Idealismus).

In der englischen und französischen Philosophie hat der Begriff Idee seine ursprüngliche Bedeutung verloren, er gewinnt psychologische Gestaltung und bedeutet im allgemeinen nur s. v. w. Vorstellung oder Begriff von einem Dinge im Gegensatz zur Wahrnehmung des Dinges. Die Wahrnehmungen sind das Erste, Ursprüngliche, die Ideen haben nur eine sekundäre, abgeleitete Existenz. — In der deutschen Philosophie dagegen bedeutet Idee, seitdem Kant diesen Begriff in die Erkenntnistheorie eingeführt hat, Gedanke, abschließender, metaphysischer Vernunftbegriff, im Unterschied von den sinnlichen Anschauungen und Verstandesbegriffen (Kategorien). Eine Idee ist nach Kant (1724—1804) ein notwendiger Vernunftbegriff von der durchgängigen Einheit der Verstandesbegriffe, der die Möglichkeit der Erfahrung übersteigt, dem also „kein kongruierender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann" (Kr. d. r. V. S. 327). Da die Vernunft nach Kant sowohl theoretisch als praktisch ist, so unterscheidet er den theoretischen und praktischen Teil der philosophischen Lehre von den Ideen. In jenem sollen die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sich nicht rechtfertigen lassen, in diesem aber ihre Rechtfertigung finden. — Nach Fr. H. Jacobi (1743 bis 1819) haben die Ideen ihre Wurzel in der Erfahrung, zwar nicht der der Sinne, aber der der Vernunft, die der Sinn für das Übersinnliche ist. Die Ideen des Wahren, Guten, Schönen weisen darum direkt auf ein Sein hin. Schelling (1775 bis 1854) führte in seinem Bruno die Platonische Ideenwelt als „intelligible Sinnenwelt", Schopenhauer (1788—1860) als Mittelwelt zwischen der Erscheinungswelt (Vorstellung) und dem Dinge an sich (Wille) wieder ein. J. G. Fichte (1762—1814) definiert die Idee als einen selbständigen, in sich lebendigen und die Materie belebenden Gedanken, als deren Ausflüsse er die schöne Kunst, die soziale Tugend, die Wissenschaft und die Religion betrachtet. — Bei Hegel (1770—1831) ist die logische Idee oder der adäquate Begriff, in welchem die Objektivität der Subjektivität gleich ist, oder das Dasein dem Begriff als solchem entspricht, ein Grundgedanke des gesamten Systems. Aus ihrer Selbstentwicklung geht das ganze Dasein, Gedanke, Natur und Geist hervor. Hegel nähert sich daher am meisten Platon, hat aber sowohl den pluralistischen als auch

Digitized by Google

den ethischen Gesichtspunkt der Ideenlehre Kants aufgegeben. E. v. Hartmann (1842—1906) bedient sich des Ausdrucks Idee, um damit die objektivlogische Grundlage der Natur- und Geschichtsentwicklung zu bezeichnen. V. Cousin (1792 bis 1867) äußert sich über die Idee in der Kunst: „Der Ursprung der Idee ist im Geiste, statt in der äußeren Sinneswelt aufzusuchen. Deshalb muß in der Kunst die gemeine Nachahmung der äußeren Natur verworfen und jene nach dem Vorbilde der aus Geist lebenden Idee verschönert werden. — Vgl. fixe Ideen, Monomanie, Hegelianismus. — E. Lehmann, Idee und Hypothese bei Kant. Leipzig 1909.

Ideenassoziation s. Assoziation.

Ideenflucht heißt die krankhafte Beschleunigung und Zusammenhanglosigkeit des Gedankenverlaufs. Schon der Gesunde denkt in der Erregung rascher als bei ruhigem Gemütszustande. Der Genuß von Alkohol beschleunigt ebenfalls den Gedankenverlauf. Störungen im geistigen Leben rufen aber einen beschleunigten zusammenhanglosen Gedankengang hervor, der Ideenflucht genannt wird. Die Ideenflucht ist eine Aufmerksamkeits- und Willensstörung. Die Gedanken laufen flüchtig ab und sind einem schillernden Wechsel unterworfen. Es fehlen die leitenden Vorstellungen und lebhafte Einbildungsvorstellungen schließen sich in bunter Folge aneinander. — Vgl. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909, B. I, S. 286 ff. Liepmann, Über Ideenflucht. Halle 1904.

Identität (gr. *ταὐτότης*, mlt. von idem, derselbe) heißt allgemein oder logisch Einerleiheit, Sichgleichbleiben. Aristoteles (384—322) definiert die Identität als die Einheit des Seins von Dingen, die entweder eine Vielheit sind oder als eine Vielheit gebraucht werden (*ἡ ταὐτότης ἑνότης τίς ἐστιν ἢ πλειόνων τοῦ εἶναι, ἢ ὅταν χρῆται ὡς πλειόνων.* Metaphys. V, 9 p. 1018a 7). In der Logik schreibt man Identität Begriffen von gleichem Inhalt und Umfang zu, also solchen, die völlig gleichbedeutend sind, so daß der eine nur die Wiederholung des andern ist. So sind Zahlen, die durch 2 restlos teilbar sind, und gerade Zahlen identisch. Urteile heißen identisch, wenn das Subjekt und das Prädikat in ihnen ein und derselbe Begriff ist. Leibniz betont, daß die identischen Urteile zwar unfruchtbar erscheinen, doch aber im Abstrakten und Allgemeinen von bedeutendem Nutzen sind. Mathematische Beweise schließen zuweilen identische Urteile in sich ein (vgl. A ist A und analytisch).

Digitized by Google

Identität wohnt dem Bewußtsein jedes einzelnen inne. Von dem allgemeinen oder logischen Begriff der Identität ist der Begriff der numerischen Identität als besonderer Fall zu scheiden. Numerische Identität ist meist gemeint, wo im gewöhnlichen Sprachgebrauche schlechthin von Identität geredet wird. Im täglichen Leben nennt man z. B. identisch dasjenige, was nur einen Gegenstand oder eine Person ausmacht, obwohl es von verschiedenen Gesichtspunkten aus als eine Vielheit von Gegenständen oder Personen erscheint. So ist der Täter eines Verbrechens identisch mit dem Angeklagten, der vor dem Richter steht, wenn der Richtige gefaßt ist. Absolut identisch kann man nur die einzelne Vorstellung in Beziehung auf sich selbst nennen, die nur einen einzigen Vorstellungsakt bildet. — Vgl. Gleichheit.

Identitätsphilosophie wird diejenige Philosophie genannt, für die Subjekt und Objekt oder Denken und Sein oder Denken und Ausdehnung oder Materie und Geist nur verschiedene Seiten oder Erscheinungsformen einer Wirklichkeit und im Wesen identisch sind oder die doch beides auf einen Urgrund zurückführt. Diese Philosophie, die auch Philosophie des Absoluten heißt, ist der dritte monistische (vgl. Monismus) Standpunkt neben dem Realismus (s. d.) und Idealismus (s. d.). Während der Realist die Materie, der Idealist den Geist zur Existenzweise der Welt macht, sucht der Vertreter der absoluten Philosophie die Einheit von Körper und Geist in einem letzten Urgrunde der Dinge, in dem die Gegensätze beider verschwinden und die selbständige Existenz derselben aufgehoben wird. Der Schöpfer der Metaphysik des Absoluten, soweit man diese Richtung nicht etwa schon im Altertum bei den Eleaten suchen darf, ist Spinoza (1632—1677), der Gott-Natur (deus sive natura) zur einzigen Substanz, Geist und Körper zu Gottes Attributen machte und den modernen Pantheismus ins Leben rief. Seine philosophischen Nachfolger sind außer Herder und Goethe („Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare, wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!“ Bei Betrachtung von Schillers Schädel), Schelling (1775—1854), Schleiermacher (1768—1834) und v. Hartmann (1842—1906) gewesen. Schelling verschmilzt die Fichtesche Ichlehre mit dem Spinozismus und erklärt Objekt und Subjekt, Reales und Ideales, Natur und Geist

Digitized by Google

für identisch im Absoluten. — Für Schleiermacher, der Platon, Kant und Spinoza verbindet, schließt sich die Vielheit zu einer Objekt und Subjekt umfassenden Einheit zusammen. Die Totalität alles Existierenden ist die Welt, ihre Einheit Gott. Gott-Welt ist also für Schleiermacher das letzte Prinzip des Daseins. E. v. Hartmann, der an Schelling, Hegel und Schopenhauer anknüpft, schafft einen Panpneumatismus, dessen oberstes Prinzip das Unbewußte mit den Funktionen des unvernünftigen Willens und der kraftlosen Idee ist. — Die Philosophie des Absoluten ist zwar vielleicht der höchste Standpunkt, den die Metaphysik einnehmen kann. Aber das Absolute hat doch nie eine selbständige Farbengebung erhalten, selbst nicht bei Herder und Goethe, die den substantiell beharrenden Gott Spinozas im Anschluß an Leibniz durch den tätigen, belebten und sich entfaltenden Gott des mehr naturwissenschaftlichen Pantheismus ersetzten. Wo das Absolute von Philosophen, Theologen und Dichtern aufgenommen ist, hat es seine Merkmale immer entweder dem Realismus oder dem Idealismus entlehnt oder bei beiden eine Anleihe gemacht. Etwas anderes als äußere oder innere Erfahrung steht den Denkern des Absoluten nicht zu Gebote, und die vermeintliche besondere Erkenntnisgabe für das Absolute (intellektuelle Anschauung, höherer Empirismus usw.) ist in Wahrheit nicht vorhanden. Es dürfte also bei aller Anerkennung für Spinoza und seine Nachfolger doch der Idealismus die höchste ausführbare Metaphysik sein und die Identitätsphilosophie ein bloßes Ideal bleiben. — Vgl. Idealrealismus, Idealismus, Realismus.

Ideographik (franz. idéographique, v. gr. *ἰδέα* = Begriff und *γράφειν* = schreiben) heißt die Kunst, Gedanken durch eine allgemein verständliche Schrift auszudrücken. Man nennt diese Kunst auch Pasigraphie. Besonders Leibniz (1646 bis 1716) hat sich bemüht, eine solche Ideographie zu schaffen, und neuere Versuche liegen aus dem 19. Jahrhundert vor. — Vgl. Characteristica universalis, Algorithmus.

Ideologie (franz. idéologie) heißt eine Richtung der französischen Philosophie die an Condillac anknüpfend, unter Verwerfung der Metaphysik die Philosophie auf Anthropologie und Psychologie zurückzuführen und von diesem Gesichtspunkte aus auch die Ethik, die Pädagogik, die Rechts- und Staatswissenschaft zu reformieren und auf rationaler Grundlage aufzubauen versuchte. Ihre wichtigsten Vertreter sind Condorcet,

Digitized by Google

Cabanis, Destutt de Tracy und Royer-Collard gewesen. Sie übten auch bedeutenden politischen Einfluß aus und waren Gegner des heraufziehenden Cäsarismus. — Napoleon I. nannte politische Schwärmer Ideologen.

Idiosynkrasie (franz. v. gr. *ἴδιος* = eigen u. *σύγκρασις* = Mischung) heißt die ihrer Ursache nach unbekannte eigentümliche Reaktionsweise des einzelnen Organismus gegen gewisse Reize. Sie spricht sich meist durch unüberwindliche Abneigung gegen gewisse Speisen, Getränke, Gerüche, Töne aus, manchmal auch durch die übelen Wirkungen des Genusses, selbst wenn dieser angenehm war, so im Nesselfieber nach Erdbeergenuß oder in der Ohnmacht nach dem Geruch von Gasen. Andrerseits zeigt sich die Idiosynkrasie auch in einer bestimmten Zuneigung, indem einzelne Menschen begehren, was andere verabscheuen, oder ihnen nützlich ist, was den meisten schadet. Bald ist die Idiosynkrasie dauernd, bald vorübergehend. Auf der Idiosynkrasie beruht zum Teil die Antipathie (s. d.) und Sympathie (s. d.), die wohl auch mit in der dunklen Erinnerung an Unlust- und Lustgefühle wurzeln.

Idiot (gr. *ἰδιώτης*) heißt eigtl. Privatmann, dann Ignorant, Pfuscher, endlich s. a. Schwachkopf. Idiotismus heißt 1. Eigenheit im Ausdruck einer Sprache, 2. Blödsinn. — Vgl. Blödsinn, Schwachsinn, Geisteskrankheiten. — Sollier, Psychologie de l'idiot et de l'imbécile. Deutsch von Brie. Hamburg 1891.

Idol (gr. *εἴδωλον* = Bild) heißt Götzenblid, Trugbild. Idolatrie oder richtiger Idololatrie (*εἰδωλολατρεία* v. *εἴδωλον* = Bild und *λατρεῖν* = dienen) heißt Götzendienst. Bacon (1561—1626) nennt Idole die Vorurteile, die beseitigt werden müssen, ehe ein reines Wissen des Menschen entstehen kann. Er zählt die Idole des Theaters (theatri), des Marktes (fori), der Höhle (specus) und des Stammes (tribus) auf. Die ersten bestehen in der Neigung, der Autorität zu folgen, die zweiten in der Neigung, die Worte für Dinge anzunehmen, die dritten sind persönliche Befangenheiten, die letzten liegen in der menschlichen Natur überhaupt. (Bacon, Novum Organum, London 1620, Buch I, 38—66.)

Ignorabimus, „Wir werden es nicht wissen", ist die Formel, in der der Physiologe E. Du Bois-Reymond (1818 bis 1896) in seinen Schriften: „Von den Grenzen des Naturerkennens", Leipzig 1872 und „Die sieben Welträtsel", Leipzig

Digitized by Google

1882 das Endergebnis der Forschung gegenüber wichtigen erkenntnistheoretischen Problemen feststellt. Er bezeichnet hier sieben Schwierigkeiten als unüberwindlich für unser Denken: 1. das Wesen der Materie und Kraft, 2. den Ursprung der Bewegung, 3. das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung, 4. die Willensfreiheit, 5. den Ursprung des Lebens, 6. die anscheinend zweckmäßige Einrichtung der Natur und 7. das menschliche Denken und Sprechen. Von diesen sieben Schwierigkeiten fallen die erste und zweite im Wesen zusammen, die vierte weicht den Ergebnissen des psychologischen Determinismus, und auch die siebente ist durch psychologische Analyse bis zu einem gewissen Teile überwunden.

Ignorantia docta s. docta ignorantia.

ignoratio elenchi s. elenchus.

Illation (lat.) (ungebräuchlich) heißt Schluß, Schlußfolge.

illegal (lat.) heißt ungesetzlich. — Vgl. legal.

Illusion (lat. illusio v. illudere = täuschen) heißt Selbsttäuschung, Einbildung. Eine Illusion kann auf verschiedenen Gebieten stattfinden. Eine logische Illusion kann durch Fehler im Denken, durch die Bildung falscher Begriffe, Urteile und Schlüsse entstehen. — Vgl. Sophismen. — Die metaphysische Illusion besteht in der Verwechslung der Erscheinung mit den Dingen selbst (vgl. Ding an sich). — Die ästhetische Illusion ist die durch die Kunst erzeugte Selbsttäuschung, die zur Folge hat, daß der schöne Schein für Wahrheit, das Dargestellte für die Sache selbst gehalten wird. Das Wohlgefallen daran entspringt aus der belebten Phantasie des Beschauers. Tritt eine Illusionsstörung beim Akte des ästhetischen Genusses ein, so liegen die Ursachen in dem Verhalten des Aufnehmenden, der durch Nebengedanken oder durch Vorurteile abgelenkt ist. Der Grad der Illusion ist bei verschiedenen Kunstarten verschieden. Die Architektur, die nur Raumformen schafft, erweckt am wenigsten Illusion. Mehr Illusionen erweckt die Plastik, die den wirklichen Stoff zu Bildformen gestaltet. Schon in der Malerei mit ihren zwei Dimensionen und ihren relativen Größen ist aber alles schöner Schein, und den Objekten fehlt in ihr tatsächlich jede reale Körperlichkeit. Noch mehr herrscht der Schein in der Musik und in der Poesie vor, in denen die Töne und Worte das Wirkliche ersetzen müssen und das Zeichen an die Stelle der Sache tritt. Konrad Lange (Wesen der Kunst) sieht in der künstlerischen

Digitized by Google

Illusion das wesentlichste Kennzeichen der Kunst und unterscheidet Anschauungs-, Gefühls-, Stimmungs- und Bewegungsillusion. — In der Psychologie heißt Illusion die abnorme Sinnestäuschung, welche von einer wirklichen Empfindung ausgeht, bei der aber die Empfindung durch reproduktive Elemente stark beeinflußt und verändert wird. Die Illusionen sind Assimilationen (s. d.) mit starkem Übergewicht reproduktiver Elemente. Die Halluzination (s. d.), bei der reine Erinnerungsbilder objektiviert werden, irrt in der Substanz, die Illusion im Attribut der objektiven Wirklichkeit, jene bezüglich des Daß, diese des Was. Die Illusion entspringt, soweit sie krankhaft ist, entweder aus Abnormitäten der Sinnesorgane (Entzündung, Erkältung, Lähmung) oder aus der Anwendung von sinnestäuschenden Gegenständen, wie Spiegeln, Linsen u. dgl. Auch bei Seelenkrankheiten findet sie sich. Die Ursachen der Illusion sind mithin physische und physiologische Vorgänge in Verbindung mit psychischen Reproduktionsakten. — Vgl. Sinnestäuschungen. — Wundt, Grundriß d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909. § 18, 3, S. 331 f. Grundzüge d. physiol. Psychol. 3. Aufl. II, S. 43 f. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. III, S. 529 ff. — Moralische Illusionen heißen diejenigen Selbsttäuschungen, denen wir uns unser Leben lang, durch Hoffnung und Furcht, Erinnerung und Begierde, Liebe, Freundschaft, Ehrgeiz, Stolz und Eitelkeit verleitet, hingeben und von denen das Leben voll ist. Die Pessimisten haben sogar versucht, alle Güter des Lebens als Illusionen hinzustellen. Doch dürfte der Nachweis kaum gelungen sein, und selbst wenn er gelungen wäre, dürfte durch die Existenz von Illusionen der Pessimismus eher widerlegt als bewiesen werden können. Denn wenn die moralischen Illusionen, wie dies erfahrungsmäßig der Fall ist, den Menschen beglücken, so sind sie imstande, die Summe des vorhandenen Glücks subjektiv zu mehren, nicht zu vermindern.

Imagination (franz., lat.) s. Einbildung.

immanent (franz., lat. immanens, gr. *ἐνυπάρχων*), eigtl. darinbleibend, innewohnend, anhaftend heißt vom 13. Jahrhundert ab, erst im Gegensatz zu transeunt (transiens), dann im Gegensatz zu transscendent diejenige Ursache, Handlung oder Methode, welche nicht über sich selbst oder über ihren Gegenstand hinausgeht. Aristoteles (384—322) lehrte im Gegensatz zu Platon die Immanenz der Ideen im Stoffe. Thomas von Aquino (1225—1274) unterschied eine actio, quae transit

Digitized by Google

in exteriorem materiam und eine actio, quae manet in agente. Transeunt ist ihm z. B. Wärmen, Scheiden, immanent Denken, Fühlen, Wollen. Spinoza (1632—1677) nennt Gott die immanente (d. h. in der Welt bleibende) Ursache der Welt (Deus est omnium rerum causa immanens, non vero transiens. Eth. I, Prop. XVIII). Gott ist die Welt selbst (deus sive natura). Seit Kant (1724—1804) bürgerte sich der Begriff immanent in dem Sinne in der Erfahrung bleibend fest ein. Der immanente Vernunftgebrauch beschränkt sich nach **Kant** auf die Grenzen der durch die Erfahrung gegebenen Erscheinungswelt, während der transscendente sie überschreitet. So sagt Kant: „Wir wollen die Grundsätze, deren Anwendung sich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung hält, immanente, diejenigen aber, welche diese Grenzen überfliegen sollen, transscendente Grundsätze nennen (Kr. d. r. V., S. 295). — Immanente (d. h. im Gegenstand bleibende) Methode nennt man jetzt diejenige, welche sich durch den Gegenstand der Untersuchung selbst bestimmen läßt, die also die Eigenschaften und Beziehungen eines Gegenstandes aus seinem Begriff zu entwickeln versucht. Immanente Kritik heißt diejenige Kritik, die einen Gedankenkreis aus dessen eigenen Voraussetzuug beurteilt. — Immanenzphilosophie (d. h. im Bewußtsein bleibende Ph.) nennen Schuppe, Rehmke, Leclair, Kaufmann und Schubert-Soldern ihr System der Erfahrungsphilosophie, welches alles Sein als Bewußt-Sein ansetzt. — Vgl. transscendent, transeunt, Ding an sich. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, 3. Aufl. Leipzig 1904, S. 376ff. 4. Aufl. 1909.

Immaterialismus (Lehre von dem Nichtvorhandensein eines Stoffes) heißt die Leugnung der Realität der Materie. So kann also allgemein aller Spiritualismus genannt werden, der die Materie nur als Erscheinung einer geistigen Wirklichkeit betrachtet, so wird aber auch im besondern die Philosophie Berkeleys (1685—1753) genannt, der das Sein dem Empfundenwerden gleichsetzt (Esse = Percipi) und die Existenz einer an sich seienden Körperwelt ableugnet. Nach Berkeley existieren nur Geister und deren Funktion. — Vgl. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit (Abschnitt I, Idealismus und Realismus). 3. Aufl. Straßburg 1900.

Immaterialität (franz.) heißt Stofflosigkeit, Freiheit von jeder Beschränkung durch die Materie. Immaterialität wurde

Digitized by Google

von Descartes (1596—1650) der Seele als Eigenschaft zugeschrieben, wodurch die Seele in Gegensatz zu dem Körper gesetzt wurde. Aber der die Seele und den Leib als Substanzen trennende und entgegensetzende Dualismus ist unhaltbar wegen der Schwierigkeit, zu erklären, wie die immaterielle Seele und der materielle Leib aufeinander wirken sollen. Die Lösungsversuche des Occasionalismus (s. d.) und Prästabilismus (s. d.) sind mißlungen. Leibniz (1646—1716) setzte daher an Stelle der ausgedehnten materiellen Substanz des Descartes die immaterielle Kraftsubstanz. Kant (1724—1804) hat die Lehre von der Immaterialität der Seele definitiv aufgelöst. Sie beruht auf dem Begriffe einer Substanz, die bloß als Gegenstand des inneren Sinnes gegeben ist. Als Voraussetzung aller reinen Vernunfterkenntnis ist uns zwar der Satz „Ich denke (cogito)" gegeben. Aber das Ich ist im Denken immer nur als Subjekt, nicht als Objekt gegeben, und der Schluß auf ein für sich bestehendes Wesen oder Substanz ist ein Paralogismus (Kr. d. r. V., S. 345ff.). — Vgl. Seele, Leib.

Imperative heißen bei Kant, im Gegensatz zu den Maximen, den subjektiven Grundsätzen der praktischen Vernunft, die objektiven Grundsätze, d. h. diejenigen Regeln, welche durch ein Sollen bezeichnet werden, und welche bedeuten, daß, wenn die Vernunft den Willen gänzlich bestimmte, die Handlung unausbleiblich nach dieser Regel geschehen würde (Kr. d. prakt. V. I, § 1, S. 36f.). Sie haben stets die Formel des Gebotes (Kant, Grundleg. zur Metaph. d. Sitten, 2. Abschn.). — Vgl. kategorisch, Gebot, Moralprinzip.

Impossibilität (lat. impossibilitas) heißt Unmöglichkeit; per impossibile ducere (durchs Unmögliche führen) heißt in der Logik einen Satz in sein kontradiktorisches Gegenteil verwandeln, z. B.: A ist B in: A ist nicht B. Der Name rührt davon her, daß, wenn: A ist B, wahr ist, der Satz: A ist nicht B, notwendig falsch, also unmöglich ist.

Impression (lat., engl.) heißt Sinneseindruck, Sinneswahrnehmung. Impressionen beruhen nach Hume (1711—1776) auf den wirklichen gegenwärtigen Empfindungen der Dinge. Sie besitzen Stärke, Lebhaftigkeit, Frische, während die aus ihnen abgeleiteten Kopien und Abbilder, die Ideen, einen geringeren Grad von Stärke, Deutlichkeit, Frische besitzen (Hume, Inquiry of Hum. Underst., Sect. II: By the term impression, then, I mean all our more lively perceptions, when we hear,

Digitized by Google

or see, or feel, or love, or hate, or desire, or will. And impressions are distinguished from ideas, which are the less lively perceptions, of which we are conscious, when we reflect on any of those sensations or movements above mentioned). — Impressionalismus heißt diejenige in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandene, in Frankreich und dann in Deutschland verbreitete Richtung in der Malerei, die, unbedingte Rückkehr zur Natur verlangend, den Eindruck (impression) festhalten will, den die farbige Oberfläche eines Gegenstandes auf das Auge übt, und alle verschwimmenden und verschwebenden Töne wiederzugeben versucht, die die Luft zu verschiedenen Tageszeiten unter dem Einfluß des wechselnden Lichtes annimmt. Sie fordert das Malen in freier Luft (en plein air) zur Nutzverwertung der hellen und lichten Töne, die die Natur bietet. Vertreter des Impressionalismus sind Manet, Fr. Uhde, L. Liebermann u. a. m. — Vgl. A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. 2. Aufl. Leipzig 1894, S. 331—339. Mauchair, L'impressionisme, son histoire, son ésthétique, ses maitres. Paris 1903. — Impressionabilität, Eindrucksempfindlichkeit, nennt man die Eigenschaft der menschlichen Seele, die unbeabsichtigten, ungewollten oder selbst mit Widerstand und Abwehr aufgenommenen Einwirkungen und Eindrücke von außen her, in sich aufzunehmen. Die Impressionabilität macht sich besonders bei Kindern geltend und begründet eine Heilmethode, die in der Änderung des Milieus für Kinder mit auf Verwöhnung beruhenden krankhaften Zuständen beruht.

Impuls (lat. impulsus) heißt allgemein Antrieb, Anstoß, Drang, Anreizung, Beweggrund (s. d.). In der Mechanik gewinnt man den Begriff Impuls bei Betrachtung einer momentan wirkenden, gleich wieder aufhörenden Kraft, durch die ein Körper aus der Ruhe in gleichförmige Bewegung gesetzt wird. Der Impuls ist das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit des Körpers, auf den er wirkt (I = m. G.). — Der Gegensatz zum Impulse ist die fortdauernd wirkende Kraft, die das Produkt aus Masse und Beschleunigung ist (K = m. B.). — Vgl. Beharrungsvermögen, Trägheit, Kraft, Energie.

Imputation (lat. imputatio) s. Zurechnung.

inadaequat (nlt.) heißt nicht-gleichkommend, nicht-zureichend, nicht-angemessen. — Vgl. adaequat.

incongruent (lat. incongruens) heißt nicht-übereinstimmend, abweichend. — Vgl. congruent.

Digitized by Google

Indeterminismus (nlt.) heißt die Lehre von der Freiheit des Willens. — Vgl. Determinismus, Freiheit, Äquilibrium, Ethik.

Indifferentismus (nlt.) heißt die Gleichgültigkeit gegen das Wesen und den Wert wichtiger Dinge, die als vorübergehende Haltung oder als Charaktereigenschaft vorkommen kann. Der Indifferentist entscheidet sich für keine von zwei Seiten, weil er für keine eine besondere Neigung hat oder aus Mangel an Interesse überhaupt keine Kenntnis davon genommen hat. Es gibt politische, religiöse, moralische und philosophische Indifferentisten. Der politische Indifferentist ist gleichgültig gegen Regierungsformen und Parteien, der religiöse gegen die Verschiedenheiten der Religion und gegen Religion überhaupt, der moralische gegen den Unterschied von Gut und Böse, der philosophische gegen die Probleme der Wissenschaft. Meist ist der Indifferentismus der Gesellschaft schädlich und des Menschen unwürdig. Wer die Fähigkeit dazu hat, sollte auch das Interesse haben, zu den wichtigen Lebensfragen der Menschheit Stellung zu nehmen. — Vgl. Latitudinarier, Atheismus, Duldsamkeit.

Indische Philosophie s. Pantheismus, Brahma, Sankhyasystem, Vedântasystem, Vaiśeshikasystem, Tat twam asi, Nirwana, Materialismus.

Individualbegriff, Einzelbegriff, heißt diejenige Art der Begriffe, welche aus der wiederholten Anschauung ein und desselben Gegenstandes und der durch Zergliederung und Zusammenfassung gewonnenen Erkenntnis seiner an ihm haftenden allgemeinen und besonderen Eigenschaften, entspringt. Er befreit die einzelne Wahrnehmung von der ihr jedesmal anhaftenden besonderen räumlichen und zeitlichen Beziehung und erhebt die Anschauung vermittelst des Gemeinbildes zum Begriff, der die Merkmale desselben zusammenfaßt. Auch der Individualbegriff ist, wie jeder Begriff, ein Erzeugnis des logischen Denkens und hierdurch von der Anschauung unterschieden. Die Individualbegriffe bilden die untersten Stufen in der Reihe der Begriffe. Ihr Inhalt ist der relativ größte, ihr Umfang der relativ kleinste. Der Umfang umfaßt nur ein Wesen. — Vgl. Vorstellung, Art, Gattung, Begriff. — Ueberweg, System der Logik, § 59. Sigwart, Logik. Freiburg. 3. Aufl. 1904. I, § 42. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 100f.

Individualismus heißt in der Metaphysik die An-

Digitized by Google

sicht, daß alles Seiende individuell sei. Der Individualismus erkennt in der physischen und geistigen Welt nur den Einzeldingen eine wesenhafte und selbständige Bedeutung zu, während er das Ganze nur als das Nebeneinander und die Summe des Einzelnen ansieht. Der Gegensatz des Individualismus ist der Universalismus (Pantheismus), der nur dem Weltganzen substantielle Bedeutung beilegt. Vertreten ist die Weltanschauung des Individualismus von den Nominalisten und von Leibniz (1646—1716), während die entgegengesetzte Weltanschauung von den Realisten und Spinoza (1632—1677) verteidigt wurde. — Der historische Individualismus rückt den Einfluß der einzelnen Persönlichkeiten auf den Gang der Weltgeschichte in den Vordergrund. In der Ethik heißt Individualismus die Auffassung, daß das ethische Ziel des Menschen im Eigenwerte liege. Diesen Standpunkt vertritt namentlich Döring in seiner philosophischen Güterlehre (Berlin 1888). Der volkswirtschaftliche Individualismus vertritt das Prinzip des Freihandels. Der pädagogische Individualismus sieht die Aufgabe der Erziehung in der Herausbildung der einzelnen Persönlichkeit. — Vgl. Pluralismus, Nominalismus, Realismus, Erziehung. — H. Weigel, Ibsen, Björnson, Nietzsche. Tübingen 1908. Martin, Individualismus. Dresden 1908.

Individualität (franz.) heißt die Eigentümlichkeit des einzelnen Wesens, der Inbegriff seiner Eigenschaften. Alles Seiende in der Natur ist individuell. Besonders reden wir aber von Individualität beim einzelnen Menschen. Jeder Mensch besitzt eine Individualität. Leiblich und geistig existieren nicht zwei gleiche Menschen. Jeder hat sein eigenes Aussehen, seine Körperkonstitution, sein Temperament (s. d.) und seine Anlagen, deren besondere Mischung und Stärkegrade die Vorbedingung seiner Leistung sind. Bei vielen Menschen tritt die Individualität nicht stark hervor. Es gibt Dutzendmenschen. Ist bei solchen Menschen das Denken, Fühlen und Wollen gleichmäßig schwach veranlagt, so leistet ein solcher Mensch nichts Besonderes, kann aber in seiner Beschränkung zufrieden sein. Ist umgekehrt eine gleichmäßig stärkere Anlage vorhanden, so kann er ein sehr nützliches und glückliches Glied der Gesellschaft werden, ohne doch durch seine Individualität hervorzutreten. Bei vielen Menschen wiegt dagegen eine Funktion des Geistes vor und macht die Individualität stärker sichtbar, so daß sie sich von der Masse abheben. Individualität und Charakter (s. d.) ist nicht dasselbe.

Digitized by Google

Die Individualität ist das, was die Natur von selbst Besonderes aus dem Menschen gemacht hat, der Charakter beruht auf der sittlichen Arbeit des Menschen an sich, die oft in einen Gegensatz zur Natur tritt. Den Wert der Individualität haben besonders hoch Shaftesbury (1671—1713), Herder (1744 bis 1803) und die Romantiker eingeschätzt. — Vgl. Anatole Feugère, Lamennais. Paris 1906.

Individuation heißt die Sonderung des Allgemeinen in Einzelwesen, die nach Aristoteles (384—322) auf der Materie beruht. Über das Individuationsprinzip (principium individuationis) haben sich die Nominalisten und Realisten im Mittelalter heftig gestritten. Jene behaupteten, das Individuum werde in und mit der Wirklichkeit (so die Scotisten), die Realisten dagegen, es werde durch die Gattung (so die Thomisten). Spinoza (1632—1677) faßte als Prinzip der Individuation die Negation auf. Leibniz (1646—1716) dagegen verfocht 1663 die nominalistische These, als deren erste Vertreter er Petrus Aureolus und Durandus anführt: „was ist, ist durch sein Dasein selbst Individuum". Schopenhauer (1788—1860) sieht in Raum und Zeit, die ihm mit Kant freilich nur als subjektiv gelten, das principium individuationis. Durch Raum und Zeit ist alle Vielheit bedingt. Alle Vielheit und Verschiedenheit der Individuen existiert daher nach ihrer Auffassung nur in der Welt als Vorstellung. — Vgl. E. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten II., S. 252—272.

Individuum (gr. *ἄτομον*, lat. individuum) bezeichnet ein Unteilbares, Einzelnes, ein Einzelwesen. Ursprünglich fällt der Begriff des Individuums mit dem des Atoms (s. d.) zusammen. Dann wird er auf die menschliche Persönlichkeit eingeschränkt. So schon in der Scholastik. Leibniz (1646—1716) und Wolf (1679—1754) bezeichnen ein Individuum als eine res omni modo determinata oder als ita determinata, ut ab aliis omnibus distingui possit. — Goethe schreibt an Lavater: „Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite". Die Übertragung des Begriffs des menschlichen Individuums auf die Tier- und Pflanzenwelt und die Definition des Individuums im naturwissenschaftlichen Sinne bereitet Schwierigkeiten. — Vgl. Haeckel, Über die Individualität des Tierkörpers. Jena 1878. Fisch, Aufzählung und Kritik der verschiedenen Ansichten über das pflanzliche Individuum. Rostock 1880.

Indivisibilien (lat. indivisibilis = unteilbar) nannte Cava-

Digitized by Google

lieri (1591—1647) die Strecken einer geraden Linie resp. Ebene, die innerhalb einer Figur resp. eines Körpers parallel mit der Anfangslage hindurchgleitet (fluit). Die Gesamtheit der Indivisibilien bilden den Inhalt resp. das Volumen der Figur oder des Körpers. Er fußte dabei auf dem Satze: Ebene Figuren resp. Körper stehen in demselben Verhältnis, wie die Gesamtheiten ihrer Geraden resp. ihrer Ebenen, die nach irgend einer festen Anfangslage genommen sind. In diesem Verfahren liegt der erste Keim der Integralrechnung. — Vgl. **Tropfke**, Gesch. d. Elementarmath. II, S. 396.

Indolenz (lat. indolentia) heißt eigtl. Schmerzlosigkeit, dann Empfindungsschwäche, Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit.

Induktion (lat. inductio = das Hineinführen, von Cicero übersetzt aus d. gr. *ἐπαγωγή*; vgl. Cic. top. 10; de inventione I, 31) heißt in der Logik 1. der Schluß vom Besonderen aufs Allgemeine, 2. die Methode, die, von einzelnen Dingen und Vorgängen ausgehend, zur Bildung allgemeiner Begriffe und zur Aufstellung allgemeiner Sätze über die Wirkung der Ursachen führt. Der Induktionsschluß, d. h. der Schluß vom Besondern auf das Allgemeine, hat im allgemeinen keine so große Stringenz (Zugkraft) wie der Syllogismus, der vom Allgemeinen aufs Besondere schließt. Die Induktion in diesem Schlusse kann entweder eine unvollständige oder eine vollständige sein. Der unvollständige Induktionsschluß erzielt nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit. Aber auch die unvollständige Induktion hat an der Voraussetzung, daß die Natur gesetzmäßig geordnet sei, eine starke Stütze und findet an der Voraussetzung eines allgemeinen Kausalzusammenhanges ihre stetige Ergänzung. Die Form des induktiven Schlusses ist:

A, B, C, D . . . . sind P (oder nicht P),
X befaßt A, B, C, D . . . . unter sich,

Folgl. sind alle X (wahrscheinl.) P (oder nicht P).

Oder auch in der 3. Schlußfigur:

A, B, C, D . . . . sind P,
A, B, C, D . . . . sind S,

Jedes S ist P.

Vollständige Induktion findet nur da statt, wo alle Teile eines Ganzen ohne Ausnahme berücksichtigt sind. Dies trifft zunächst da zu, wo das Ganze nichts anderes als die Summe der auf-

Digitized by Google

gezählten Einzelfälle ist. Ein Beispiel solcher vollständiger Induktion ist: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn haben Achsendrehung; diese sechs sind die im Altertum bereits bekannten Planeten, folglich haben sämtliche im Altertum bekannte Planeten Achsendrehung. Bei einer unendlichen Zahl von Gliedern ist vollständige Induktion nur möglich, wenn die Glieder sich entweder zu einem räumlichen oder zeitlichen Continuum zusammenschließen, oder eine gesetzmäßige Reihe bilden, so daß eine Übersicht über das Ganze oder über alle Glieder der Reihe möglich wird, und wenn im letzteren Falle sich beweisen läßt, daß, was für ein ntes Glied gilt, auch für ein $(n + 1)$tes Glied zutrifft. — Die Induktion als methodisches Verfahren, d. h. als dasjenige Verfahren, durch welches allgemeine Urteile gewonnen oder allgemeine Wahrheiten entdeckt werden, die Erfahrung also verallgemeinert wird, ist die wichtigste Methode der Wissenschaft. Sie muß in sämtlichen Wissenschaften der Deduktion vorausgehn und allgemeine Begriffe und Sätze schaffen, ehe die Deduktion einsetzen kann. Nur wenige Wissenschaften, wie die Mathematik und Physik, sind so weit gediehen, daß sie sich im ausgedehnten Maße der Deduktion bedienen können. Die Induktion hat besonders die biologischen Wissenschaften und die Chemie gefördert. Die Physik hat die Induktion mit der der Mathematik entlehnten Deduktion verbunden. Der eigentliche Kern ihrer Methode ist aber die Reduktion des Qualitativen auf das Quantitative. Hierbei spielt die Induktion ihre Rolle mit. Es wird aber auch erst durch diese Reduktion für die mathematische Behandlung der Physik die Grundlage geschaffen. Die Mathematik verfährt im wesentlichen deduktiv. Ihre Grundlagen können aber nur durch Induktion gewonnen werden. Beide Methoden, die induktive wie die deduktive, haben also ihren wissenschaftlichen Wert. Die obersten Sätze der Wissenschaft lassen sich aber niemals syllogistisch ableiten, sondern nur induktiv feststellen. — Der häufigste Fehler bei der Induktion ist die falsche Verallgemeinerung (fallacia fictae universalitatis), die da stattfindet, wo man eine unvollständige Induktion mit der vollständigen verwechselt. Ein anderer Fehler besteht darin, daß man fälschlich einen Kausalzusammenhang von Subjekt und Prädikat voraussetzt, wo nur zeitliche Folge besteht (post hoc, ergo propter hoc!). — Das induktive Verfahren hat zuerst Sokrates (469—399) angewandt, indem er zu richtigen allgemeinen Begriffen zu gelangen strebte, (Aristot. Metaph. XIII,

Digitized by Google

4 p. 1078b 28 *δύο γάρ ἐστιν, ἅ τις ἂν ἀποδοίη Σωκράτει δικαίως τούς τ' ἐπακτικοὺς λόγους καὶ τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου*). Er gebraucht allerdings die Induktion meist nur eristisch. Platon (427—347) erkannte die Induktion als die eine Seite des Begreifens, ließ aber, indem er das Wissen als Erinnerung ansah, nach dem Vorbilde der Mathematik der deduktiven Methode den Vorrang. Aristoteles (384—322) hielt die Induktion, die er als *ἡ ἀπὸ τῶν καθ' ἕκαστον ἐπὶ τὰ καθόλου ἔφοδος* (Top. I 12, p. 105 a. 13) definiert, für die mehr populäre Erkenntnisweise (*φύσει μὲν οὖν πρότερος καὶ γνωριμώτερος ὁ διὰ τοῦ μέσου συλλογισμός, ἡμῖν δ' ἐναργέστερος ὁ διὰ τῆς ἐπαγωγῆς*. Analyt. prior. I, 23, p. 88, b. 15), als wissenschaftlich galt ihm nur die vollständige Induktion (inductio completa), gegen welche keine Ausnahme (als Instanz) vorliegen dürfe. Das Mittelalter hat die Induktion nicht gepflegt (vgl. Lullische Kunst). Erst Bacon v. Verulam (1561—1626) hat die Theorie der Induktion aufzustellen versucht (Nov. Organ. I, 105). Er verlangte ein methodischeres Verfahren als die bloße Aufzählung einzelner Fälle, gegen die sich immer andere aufführen lassen, und kämpfte gegen zu schnelle Verallgemeinerungen. Durch Enumeration und Exklusion und durch Vergleichung suchte er die dauernden Formen oder Naturen zu finden, ohne als Erfinder etwas zu leisten. Die Rationalisten Descartes, Spinoza, Leibniz und Wolf schätzten die Induktion gering, und selbst die Empiristen, Locke und seine Schule, machten keinen rechten Gebrauch von ihr, bis erst in jüngster Zeit philosophierende Naturforscher die Theorie reicher entwickelt haben. Besonders haben Whewell (1794—1866), J. Herschel (1792 bis 1871) und Stuart Mill (1806—1873) die Methode der Induktion als Entdeckungsverfahren neuer Wahrheiten auszubilden versucht. Stuart Mill hat die Hilfsoperationen des Experiments und die Methoden der Induktion, die zu allgemeinen Sätzen über die Wirkungen der Ursachen führen, die Methode der Übereinstimmung, der Differenz, die indirekte Differenzmethode, die Rückstandsmethode und die Methode der sich begleitenden Veränderungen in ihrem Verfahren genau beschrieben und die Induktion auf Analogie, auf den Schluß vom Besondern zum Besondern zurückgeführt. — Vgl. Analyse, Experiment. — Whewell, Gesch. der induktiven Wissenschaft, deutsch von Littrow (1839—1842). J. Stuart Mill, Logik. Deutsch von Schiel. 1849. Apelt, Theorie der Induktion.

Digitized by Google

Leipzig 1854. J. Schiel, Die Methode der induktiven Forschung. Braunschweig 1865. L. Liard, Les logiciens anglais contemporains. Paris 1878. W. Wundt, Logik. 2 Bde. Stuttgart 1906/7 B. II, S. 20—38. J. Lachelier, Psychologie und Metaphysik. Die Grundlagen der Induktion. 5. Aufl. Deutsch von Eisler. Leipzig 1908.

infinit (lat. infinitus) heißt soviel wie unendlich, unbegrenzt, **indefinit** dagegen soviel wie unbestimmt. Ein Progreß oder Regreß ins Infinite (progressus, regressus in infinitum) ist ein Fort- oder Rückgang ins Unendliche, z. B. von Wirkung zu Wirkung oder von Ursache zu Ursache. Ein Progreß oder Regreß ins Indefinite ist ein unbestimmbar weit sich erstreckender Fort- oder Rückgang bis zu unbestimmter Grenze. Kant (1724—1804) hat in seiner kritischen Erörterung der Antinomien der reinen Vernunft den Gegensatz „in infinitum" und „in indefinitum" genau zu bestimmen versucht (Kr. d. r. V., S. 510—515): „Wenn das Ganze in der empirischen Anschauung gegeben worden, so geht der Regressus in der Reihe seiner inneren Bedingungen ins Unendliche; ist aber nur ein Glied der Reihe gegeben, von welchem der Regressus zur absoluten Totalität allererst fortgehen soll, so findet nur ein Rückgang in unbestimmte Weite (in indefinitum) statt."

Infinitesimal heißt eigentlich das Unendliche (Unendlichkleine und Unendlichgroße) betreffend. — Allgemein versteht man unter infinitesimal nur das Unendlichkleine. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Unendlichkleinen beginnt mit Platon (427—347). Ein Ergebnis dieser Beschäftigung war die Exhaustionsmethode (s. d.), die von Eudoxos von Knidos (408—355) und von Archimedes (287—212) angewandt wurde. Die moderne Infinitesimalrechnung beginnt mit Kepler (1615 Stereometria doliorum) und Cavalieri (1655 Geometria). Die eigentlichen Schöpfer der Rechnung mit dem Unendlichkleinen sind Newton (1642—1727) und Leibniz (1646—1716). Der Begriff des Unendlichkleinen wird in der Mathematik gewöhnlich definiert als Größe, die kleiner ist als jede angebbare Größe. Aber er beruht nur auf der Vorstellung der formalen Unbeschränktheit stetiger Teilung oder Verminderung. Versuche, ihn in der Mathematik entbehrlich zu machen, sind z. B. von Lagrange und E. Dühring ausgegangen. — Vgl. Unendlich.

Influxus physicus heißt in eigentlicher Bedeutung

Digitized by Google

physischer Einfluß, d. h. Einfluß des Leibes auf die Seele (nicht umgekehrt), dann in erweiterter Bedeutung unmittelbare Wechselwirkung zwischen dem Körper und dem Geist, dem Leib und der Seele. Einen Einfluß des Leibes auf die Seele nahmen die Scholastiker an, die Cartesianer und Leibniz (s. Occasionalismus, prästabilierte Harmonie, Cartesianismus) leugneten ihn. Auch für Kant (1724—1804) war die Idee des Influxus physicus durch seine Erkenntnistheorie ausgeschlossen (Wir wissen nicht, was Leib und Seele an sich sind). Neuerdings nehmen ihn diejenigen wiederum an, welche, wie J. H. Fichte (1796 bis 1879) meinen, daß jeder Teil in dem andern die seinem eigenen Wesen entsprechenden Veränderungen hervorbringe. Diese Ansicht wird Influxismus, Influxionssystem oder Systema influxus physici genannt. — Vgl. System des physischen Einflusses.

Inhärenz (ital. inerenza) heißt das Verhältnis der Eigenschaften oder Accidenzen zur Substanz (s. d.) z. B. das der Ausdehnung zum Körper. Das umgekehrte Verhältnis heißt Subsistenz. Kant (1724—1804) definiert: Wenn man dem Realen in der Substanz (den Accidenzen) ein besonderes Dasein beilegt, so nennt man dies Dasein die Inhärenz zum Unterschiede vom Dasein der Substanz, die man Subsistenz nennt (Kant, Kr. d. r. V., S. 186).

Inhalt (lat. complexus) eines Begriffes nennt die Logik die Gesamtheit seiner Merkmale. Allgemein nennt man Inhalt im Gegensatz zur Form das durch die Form zu einem Ganzen verbundene Mannigfaltige. Die Kantische Philosophie weist die Form dem Apriori, den Inhalt dem Aposteriori zu. — Vgl. Begriff, Umfang, Form.

Innerer Sinn s. Sinn, innerer.

Innervation (franz.) heißt die innere Tätigkeit der Nerven, an die die psychischen Lebensäußerungen und Funktionen der Organe gebunden sind. In den Ganglienzellen der tierischen Körper sammelt sich vorrätige Arbeit, die zur Verwendung bereit liegt. Die Größe des Vorrats und die Form seiner Ansammlung beruht teils auf der Bildung des Nervensystems, die eine Erbschaft früherer Geschlechter ist, teils auf der Einwirkungsart der von außen kommenden Reize (s. d.). Die Reize lösen entweder innere Arbeit aus oder sie setzen sich in äußere Arbeit um und bedingen so die gesamte Sinnesvorstellung mit der auf ihr beruhenden geistigen Arbeit und die spontane Bewegung mit der äußeren Betätigung des tierischen oder menschlichen

Digitized by Google

Organismus. John Brown (1735—1788) deutete die Innervation als eine physikalischen und chemischen Gesetzen nicht unterworfene Lebenskraft. Alexander von Humboldt sah in ihr (1769—1859) einen galvanischen Vorgang. Johannes Müller (1801—1858) sah in der Nerventätigkeit eine spezifische Energie (vgl. Sinn, Energie). H. v. Helmholtz (1821 bis 1894) bildete die Lehre Johannes Müllers weiter aus. Wundt (geb. 1832) bestritt die Lehre von der spezifischen Energie. Hering (geb. 1834) lehrte vermittelnd, daß die spezifische Energie der Sinnesnerven zwar nicht ursprünglich gegeben, aber in der Stammesentwicklung erworben und vererbt ist. Eine ausführliche Theorie der äußeren Molekularmechanik der Innervation gibt Wundt in den Grundzügen der physiologischen Psychologie. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908, B. I., S. 91—147. Hellpach, Grenzwiss. d. Psychologie, Leipzig 1902, S. 184 ff.

Inspiration (lat. inspiratio) s. Offenbarung.

Instinkt (von lat. instinctus = Antrieb) bedeutet soviel als Naturtrieb. Unter Instinkten verstand man gewöhnlich die den Tieren angeborenen Vermögen, gewisse zweckmäßige Handlungen triebmäßig auszuführen. Die neuere Psychologie hat diesen Begriff berichtigt. Wir nennen jetzt Instinkte tierische Triebe (d. h. Gemütsbewegungen), die sich in solche Körperbewegungen umzusetzen streben, daß durch sie ein Lustzuwachs oder eine Unlustverminderung erreicht wird, und die ein tierisches Wesen als ererbtes Besitztum zur Welt bringt. Sie beruhen auf der von vorausgehenden Generationen erworbenen Bildung des Nervensystems, die durch Vererbung auf die jüngeren Generationen übergeht. Der Instinkt ist bei jedem Individuum in seiner ersten Äußerung ein Streben, welches sein Ziel noch nicht kennt, sondern sich desselben erst allmählich bewußt wird, indem es, vom Drange nach Befriedigung getrieben, äußere Eindrücke erfährt und verarbeitet. Bei vielen regelmäßigen Handlungen und Einrichtungen niederer Tiere bis zum Aufsuchen ihnen gleich gefärbter schützender Ruheplätze und zu den Schutz- und Trutzbündnissen mit anderen Tieren muß man annehmen, daß sie, wenn überhaupt mit Bewußtsein, so doch ohne Bewußtsein ihres Nutzens erfolgen. Mit dem allmählichen Hinzutritt von Bewußtseinselementen wird die Wirkung des Instinkts bei höheren Tieren immer mehr eingeschränkt, bis wir sie beim erwachsenen Menschen fast aufgehoben sehen.

Digitized by Google

E. v. Hartmann definiert: Instinkt ist zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zwecks (Philos. d. Unbew. 2. Aufl. I, S. 68). Aus dumpfem Gefühl entstanden, entwickelt sich das Streben bei seiner Erfüllung zur dunklen Vorstellung der Gegenstände, die sich ihm darbieten, und der Bewegungen, die zur Befriedigung führen. Obwohl also die Instinkte ererbt sind, so müssen die Bewegungen und Handlungen, die durch sie hervorgerufen werden, doch erst durch Sinnesreize angeregt werden, und alle instinktiven Handlungen vervollkommnen sich erst durch Übung. Die Natur zeigt uns, daß bezüglich der Instinkte die Tiere besser ausgestattet sind als die Menschen. Es stimmt dies mit der Regel überein, daß bei einfacher Organisation des zentralen Nervensystems auch die ererbten Dispositionen sicherer vorgebildet sind. Für den Menschen hat der Instinkt dagegen geringere Bedeutung, und es gilt der Satz: Wo viel Instinkt ist, da ist wenig Denken! Der Instinkt behält stets etwas Blindes und Rücksichtsloses. Die Kultur verdrängt jenen in der Menschheit, bei Verwilderung oder Krankheit tritt er erst wieder hervor. Hume (1711 bis 1776) ist mit seiner Erklärung des Instinkts, den er für einen Teil des Wissens der Tiere ansieht, den sie ursprünglich aus der Hand der Natur empfangen haben (which they derove from the originale hand of Natur. Inquiry Cp. 9), in Widerspruch mit seinem Empirismus geraten, weil er den Begriff der Vererbung noch nicht kannte. Kant (1724—1804) erklärt den Instinkt (Relig. innerh. d. Grenzen d. bloß. V., 2. Aufl. S. 20) „als ein gefühltes Bedürfnis, etwas zu tun oder zu genießen, wovon man noch keinen Begriff hat", oder (Anthropol. § 77, S. 225) „als die innere Nötigung des Begehrungsvermögens zur Besitznehmung" des „Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt". Er nennt als Beispiele den Kunsttrieb der Tiere und den Trieb zum Geschlecht. Darwin (1809—1882) sieht die Instinkte als vererbte Gewohnheiten an, die unter Fortwirkung konstanter Naturbedingungen verstärkt werden. Aber der Begriff Gewohnheit ist selbst zu dunkel, um zur Erklärung der Instinkte zu dienen. Wundt hat die oben entwickelte Erklärung gegeben (Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. III, S. 260 ff.). Fr. Paulsen (geb. 1846) definiert: „Instinkte sind im Leben der Gattung ausgebildete, durch Vererbung mit der psychophysischen Naturausstattung im Individuum unmittelbar gesetzte Willensbestimmtheiten, die zur Ausführung zweck-

Digitized by Google

mäßiger, das Leben der Gattung und des Individuums erhaltender Betätigung antreiben, ohne daß eine Vorausnahme des Erfolgs durch subjektives Denken stattfindet, auch ohne Wissen um die gattungsmäßige Allgemeinheit der Willensbestimmtheit" (Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 290). — Vgl. Tierpsychologie, Gewohnheit. — Autenrieth, Ansichten über Natur u. Seelenleben. Stuttgart 1836. Burdach, Blicke ins Leben. Leipzig 1842. Flourens, De l'instinct et de l'intelligence des animaux. 4. Aufl., Paris 1861. Büchner, Aus dem Geistesleben der Tiere. Berlin 1877. H. Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880. Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. Leipzig 1885. W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 3. Aufl. Leipzig 1897. Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1899. Forel, Die physischen Fähigkeiten der Ameisen. München 1901. J. Reinke, Instinkt und unbewußte Seelentätigkeit (Einleitung in die theoret. Biologie Cp. 21). Berlin 1902. C. L. Morgan, Instinkt und Gewohnheit. Deutsch von M. Semon. Leipzig 1909. Ziegler, Der Begriff des Instinkts einst und jetzt. 7 Suppl. z. d. zool. Jahrb. 1904.

Instrumentalismus s. pragmatisch.

Integration (lat. integratio) im philosophischen Sinne heißt nach Herbart Spencer (1820—1903) soviel als Vereinigung, Zusammengehen, im Gegensatz zur Disintegration oder Dissipation, der Ausbreitung, dem Auseinandergehen von Stoff und Bewegung (s. Evolution). — In der Mathematik heißt Integration die Bestimmung der Funktionen aus den Differentialquotienten.

Intellekt (lat. intellectus) heißt Verstand, Geist, Denkkraft; intellektuell, geistig, heißt das, was sich auf das Wissen, die Erkenntnis bezieht. Man kann es auf sehr verschiedene Gegensätze beziehen und diesen gegenüberstellen. So unterscheidet man in der Erziehungslehre die intellektuelle Bildung von der moralischen und ästhetischen Bildung, in der Logik die intellektuelle Erkenntnisse, d. h. Begriffe, von den sensualen, d. h. den sinnlichen Wahrnehmungen und den Erfahrungen, in der Psychologie und Metaphysik die intellektuelle Vorstellungstätigkeit von der Willenstätigkeit. Intellektualismus ist in erster Linie, logisch und erkenntnistheoretisch genommen, der Gegensatz von Sensualismus und Empirismus. Diese leiten das

Digitized by Google

Wissen aus der Sinnestätigkeit oder Erfahrung ab, jener leitet alle Erkenntnis aus den Begriffen des Verstandes ab. — Andrerseits bedeutet Intellektualismus in zweiter Linie, ethisch gefaßt, seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts den philosophischen Standpunkt, den die alten und neueren Philosophen bis zu Kant vertraten, nach dem die Tugend wesentlich in geistiger Arbeit und Ausbildung besteht und der Welterkenntnis der Vorrang vor dem sittlichen Handeln zukommt. Im Gegensatz zu dieser außer Beziehung zu allem Gemüts- und Triebleben stehenden Anschauung hat Kant (1724—1804) den Primat der praktischen Vernunft über die theoretische gelehrt, und an ihn knüpft die Richtung der Neuzeit an, die den Schwerpunkt des Daseins in das Wollen verlegt. Dieser Gegensatz zum Intellektualismus wird von Fr. Paulsen (geb. 1846) im Anschluß an Tönnies Voluntarismus genannt, ist auch gelegentlich von anderen Thelismus, Ethelismus oder Theletismus (v. gr. *θέλω*, *ἐθέλω*, *θελητός*) genannt worden. — Intellektuelle Anschauung nannten Fr. Jacobi (1743—1819), J. G. Fichte (1762—1814) und Schelling (1775—1854), ziemlich willkürlich und in Anschluß an die Mystiker (Plotinos, Böhme usw.) die unmittelbare geistige Anschauung der Wahrheit, welche ohne vermittelnde sinnliche Wahrnehmung und Reflexion in Gott versetze, auf die sich alle Metaphysik gründe. — Psychologisch und metaphysisch gedacht, ist der Intellektualismus die Auffassung, die unter den Neueren vor allem noch Herbart (1776—1841) vertreten hat, daß das Seelenleben auf ein Getriebe von Vorstellungen, auf ein Miteinander und Gegeneinander von Vorstellungsreihen und Vorstellungsmassen, mithin auf intellektuelle Vorgänge zurückzuführen sei. Sein Gegensatz ist der psychologische Voluntarismus, der durch Rousseau, Kant, Fischer und Schopenhauer begründet ist, und der das Gefühls- und Willensleben neben und statt des Vorstellungslebens als die Äußerung des eigentlichsten und innerlichsten Wesens der Seele ansieht und an erste Stelle setzt. — Vgl. Voluntarismus. — Eucken, Geistige Strömungen d. Gegenwart, 1904. S. 38 ff. — Ebbinghaus in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 180 f.; Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 2, 6. S. 13 ff. W. Wundt, Der Intellektualismus in der griechischen Philosophie. Leipzig 1907.

Intellektualsystem nannte Ralph Cudworth (1617 bis 1688) seine gegen den von Hobbes vertretenen Sensualismus und Atheismus gerichtete Ableitung des Rechts und der Moral

Digitized by Google

aus dem Wesen Gottes (The true intellectual system of the universe, 1678).

Intelligenz (lat. intelligentia) heißt entweder das Vermögen, Erkenntnis zu erwerben, oder der Besitz von Erkenntnis, oder die Erkenntnis selbst oder die gute individuelle Veranlagung in der Fähigkeit des erkennenden Denkens. Anaxagoras (500—428) hat zuerst die Welt von einer höchsten Intelligenz, dem Nous (*νοῦς*) (s. d.) abgeleitet. Kant (1724 bis 1804) definiert Intelligenz als die Fähigkeit des Subjekts, sich Dinge, die sinnlich nicht gegeben sein können, vorzustellen (De mundi sensibilis atque intell. forma ac princ. II, 7.)

Intelligibel (franz. intelligible) heißt zunächst verständlich, dann nur dem Verstande, nicht den Sinnen entstammend. So spricht man von der intelligiblen (übersinnlichen) Welt, die als der Gegensatz der sinnlich erkannten Welt gedacht wird, so auch von einem intelligiblen (reinen) Charakter, welcher (nach Kant) der Gegensatz und die Voraussetzung des empirischen sein soll. Kant leitete seine kritische Philosophie ein mit der Schrift: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma ac principiis, Königsberg 1770, und definiert: „Intelligibel — heißen Gegenstände, sofern sie bloß durch den Verstand vorgestellt werden können und auf die keine unserer sinnlichen Anschauungen gehen kann" (Proleg., § 34, S. 107. Anm.) oder: „Ich nenne dasjenige an einem Gegenstand der Sinne, was selbst nicht Erscheinung ist, intelligibel" (Kr. d. r. V., S. 538). — Vgl. übersinnlich.

Intension (lat. intensio) oder Intensität, Spannungsgrad, heißt die innere Steigerung der Kraft im Gegensatz zur Extension (der äußeren Ausdehnung), die oft zu jener in umgekehrtem Verhältnis steht. Intensive Größe heißt daher s. v. w. Gestalt, extensive s. v. w. Umfang. Intensive Größe ist s. v. w. Kraftgröße. Intensives Leben ist das nach seinem Inhalte, nicht nach seiner Dauer beurteilte. — Vgl. Entropie, Ektropie.

Intention (lat. intentio) heißt Absicht. Intentionalismus heißt die Lehre, daß jede Handlung nur nach ihrer Absicht zu beurteilen sei, daß also der Zweck die Mittel heilige.

Interesse (lat. interesse), eigtl. das Dabeisein, der Anteil heißt die freudige Aufnahme, das Entgegenkommen, das wir einer Sache gegenüber zeigen. Es ist sowohl die Voraussetzung als auch das Ergebnis der Aufmerksamkeit. Wo diese fehlt, kann sich kein Interesse herausbilden, und andrerseits weckt das In-

Digitized by Google

teresse immer von neuem die Aufmerksamkeit. So stehen beide in Wechselwirkung. Es ist schwer, bei Anfängern für einen Unterrichtsgegenstand Aufmerksamkeit zu erwecken, weil noch das Interesse fehlt, man muß Interesse stiften, wo man auf jene rechnen will. Die Vorschrift: „Unterrichte interessant" kommt deshalb darauf hinaus: „Unterrichte so, daß ein Interesse erwacht!" Wovon wir schon eine Vorstellung, aber noch kein fertiges Wissen haben, das interessiert uns. Was uns zu fremd oder zu bekannt ist, langweilt uns. Allgemeine Interesselosigkeit zeugt entweder von Roheit oder von Blasiertheit. Je nach Bildung, Erziehung, Beruf, Alter und Geschlecht hat der Mensch aber verschiedene Interessen. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Materielle, Nützliche interessant. Der höher Gebildete hat Interesse an geistigen Dingen. Von dem die einzelnen Stände, Geschlechter usw. Interessierenden ist das, was allen Menschen interessant sein soll, verschieden. Dies ist das Menschliche, das an sich Wertvolle, das die höheren Tätigkeiten beschäftigt oder der Ausdruck derselben ist. Zu diesen Interessen gehören das gesellschaftliche, politische, ästhetische, sittliche und religiöse Interesse. Kant definiert Interesse als das, wodurch Vernunft praktisch, d. h. eine den Willen bestimmende Ursache wird (Grundlage d. Metaphysik d. Sitten III. Abschn. von der äußersten Grenze aller prakt. Philos.), oder als Abhängigkeit eines zufällig bestimmten Willens von Prinzipien der Vernunft (ebendas. II. Abschn.). Ebbinghaus definiert: „Interesse ist nichts weiter als ein Gefühl der Lust, hervorgebracht durch das Entgegenkommen, das ein neu auftretender Eindruck bei früher erworbenen Vorstellungen findet" (Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI., S. 206 f.). — Interessiert heißt sowohl teilnehmend als eigennützig. Wenn Kant das Wohlgefallen am Schönen „uninteressiert" nannte, meinte er „uneigennützig, begierdefrei", aber nicht „ohne Teilnahme". — Interessenharmonie, d. h. Verträglichkeit der Interessen von Individuen, Klassen und Völkern, findet nach Bastiat (1801—1850) statt, soweit diese berechtigt sind, nach Carey (1793—1879) überhaupt nicht. Die Interessenharmonie kann in Wirklichkeit nur als ein Ideal gelten, das bei keiner Verfassungsform vollständig erreicht wird. — Vgl. Ostermann, Das Interesse. Oldenburg 1907. Benvenuto Donati, Interesse e attivita giuridica. Bologna 1909.

interferierend heißt sich treffend. Zwei einer Gattung

Digitized by Google

untergeordnete Begriffe heißen interferierend, wenn sie, aus verschiedener Einteilung der Gattung in Arten hervorgehend, sich doch wesentlich im Inhalt decken, teilweise freilich auch voneinander verschieden sind, z. B. Neger und Sklave. — Vgl. Beiordnung.

Intermundien oder **Metakosmien** (lat. intermundium, gr. *μετακόσμιον*) nannte Epikuros (341—270) die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Welten. Dorthin versetzte er die Götter, denen er ein sorgenloses Leben zuschrieb. (Diog. Laert. X, § 89. Cic. de div. II, 17, 40.)

Intoleranz (lat. intolerantia), Unduldsamkeit, heißt das Gegenteil von Duldsamkeit (Toleranz). — Vgl. Duldsamkeit.

Intuition (franz. intuition) heißt Anschauung (s. d.). Intuitiv heißt anschaulich, zur Anschauung gehörig. Intuitive Erkenntnis heißt die durch unmittelbare sinnliche Anschauung gewonnene Erkenntnis. Kant hat die Idee eines intuitiven Verstandes, d. h. eines Verstandes, der unmittelbar Dinge anschaut, aufgestellt, ihn aber als völlig problematisch bezeichnet (Prolegg. § 34, S. 107. Anm.). Im Gegensatz zur Reflexion heißt Intuition auch die Fähigkeit verwickelte Beziehungen mit Leichtigkeit richtig zu erfassen, Übersinnliches (Künstlerisches, Philosophisches) mit dem geistigen Auge unmittelbar zu schauen. — Vgl. E. H. Schmitt, Kritik der Philosophie vom Standpunkte der intuitiven Erkenntnis. Leipzig 1908. A. Steinberger, Henri Bergsons intuitive Philosophie. Jena 1909.

Intuitionismus heißt hauptsächlich in der englischen Ethik die Lehre von der ursprünglichen Gewißheit des Unterschiedes von Gut und Böse in der Vorstellung oder im Gefühl, von dem Angeborensein der Begriffe Gut und Böse und der Möglichkeit, die Sittengesetze durch unmittelbare Intuition zu erkennen. — Vgl. Gut. — Nic. Loskij, Die Grundlegung des Intuitionismus. Halle 1908.

Intussusception (nlt.), innere Aufnahme und Verschmelzung der Stoffe, heißt das charakteristische Wachstum des Organismus, während Juxtaposition, d. h. Nebeneinanderlagerung, das Wachstum der mechanischen Gebilde bezeichnet. In der Botanik nennt man Intussusception (seit Nägeli 1817 bis 1891) das Einrücken neuer Wandbestandteile der Zellen zwischen bereits vorhandene in Lücken, welche dadurch entstehen, das sich die Zellwand beim Wachstum der Zelle dehnt, während Apposition die Anlagerung neuer Schichten aus dem

Digitized by Google

Protoplasma an die Zellwand ist. — Vgl. Migula, Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen, 1902, S. 69.

Involution (lat. involutio), eigtl. Einwicklung des Organismus, nannte Leibniz (1646—1716) den Tod im Gegensatz zur Evolution, der Entwicklung des Lebens. — Involution der Vorstellungsreihe heißt bei Herbart (1776—1841) die Reproduktion durch die letzteingetretene Vorstellung. In der Medizin heißt Involution die Rückbildung des Körpers im Alter. — Involvieren heißt eigtl. einhüllen, dann mit sich bringen, einschließen, in sich begreifen. Es involviert z. B. die Annahme einer Bedingung auch die von deren Konsequenzen.

Ionen (v. gr. ἰών = gehend) nannte Faraday (1834) die elektrisch geladenen Atome, wie sie an der Eintritts- und Austrittsstelle des positiven Stroms bei der Elektrolyse zur Ausscheidung gelangen. Arrhenius hat (1887) den Nachweis geliefert, daß Salze und Säuren beim Lösen mit furchtbarer Gewalt auseinandergerissen werden. Die Einzelatome scheinen daher mit einer enormen elektrischen Ladung ausgerüstet zu sein, und zwar enthalten die metallischen Atome + Ladung, die nichtmetallischen — Ladung. Die elektrisch geladenen Atome führen alle die gleiche Menge von Elektrizität mit sich oder aber ein Vielfaches (2-, 3-, 4-faches) davon, d. h. derselbe elektrische Strom, der 1 Atom Wasserstoff abscheidet, vermag auch 1 Atom Silber, Natrium, Kalium usw. in derselben Zeit abzuscheiden, beim Kupfer dagegen nur die Hälfte, der Wertigkeit des Cu entsprechend. Die elektrisch geladenen Atome heißen Ionen, das + Atom, welches dem Grundgesetze der Elektrizität gemäß am — Pol, der Kathode, abgeschieden wird, heißt Kation, das — Atom, welches am + Pol, der Anode, abgeschieden wird, dagegen das Anion. — Vgl. Elektronen. — Ostwald, Elektrochemie. Leipzig 1896. Arrhenius, Lehrbuch der Elektrochemie. Deutsch. Leipzig 1901. G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. 2. Aufl., Leipzig 1907, S. 127 bis 135.

Ionische Philosophie s. Hylozoismus.

Ironie (gr. εἰρωνεία von εἴρων = der Spötter), eigtl. Verstellung, heißt die Redeweise, die spottend das Gegenteil von dem sagt, was sie eigentlich meint. Sie lobt, wenn sie tadeln will, und umgekehrt. Sie läßt aber dabei wenigstens dem Verständigen den Gegensatz von Schein und Wirklichkeit

Digitized by Google

erkennbar werden. In der Satire kommt die Ironie in der Regel als Affekt des Grollenden, im Sarkasmus dagegen als die souveräne Sicherheit des Überlegenen zum Ausdruck. Die Überlegenheit der ironischen Auffassung kann sich zu einer weitschauenden philosophischen Weltbetrachtung erheben (E. T. A. Hoffmann). Sokrates (469—399) war Meister der Ironie, indem er, um den Gegner zur Einsicht in dessen Unwissenheit zu bringen, sich unwissend und vom Wissen des anderen überzeugt stellte und ihn so zur Mitteilung seines vermeintlichen Wissens veranlaßte, das er dann in nichts auflöste. — Die Romantiker (Solger, Tieck, Fr. Schlegel, die an Schillers Ästhetik anknüpften, aber seine Ideen übertrieben), verstanden unter Ironie das Gegenteil der künstlerischen Begeisterung, das Schweben des Künstlers über seinem Stoff, sein freies Spiel mit ihm. Fr. Schlegel (1772—1829) faßte sie als ein sich Hinwegsetzen über alles Wesentliche und Ernste, als ein über alles Hinaussein, als souveräne Willkür der Genialität. Hiergegen protestierte Hegel. — Vgl. Vischer, Ästhetik, § 202. Schasler, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. Berlin 1879. Fr. Paulhan, La morale de l'ironie. Paris 1909.

Irrtum heißt die Verfehlung des Zutreffenden in einem menschlichen Erkenntnisakt. Ich meine z. B. auf dem Brocken beim Sonnenaufgang nordwestlich von mir einen hohen Berg zu sehen; aber dort ist die Ebene, und was ich sehe, ist nur der Brockenschatten. Ich glaube bewiesen zu haben, daß eine vollkommene Zahl nur die Form $(2^{n+1}-1)\cdot 2^n$ haben muß; aber ich entdecke nachträglich einen Fehler im Beweise. Ich halte jemand für meinen Freund; aber er erweist sich durch seine Handlungsweise als mein Feind. In allen diesen Fällen habe ich einen Irrtum begangen. — Der Irrtum kann aus verschiedenen Quellen hervorgehen. Er beruht aber stets auf einem Scheine und einem unrichtigen Urteile oder Schlusse, die sich an diesen Schein anschließen. Eine Empfindung oder Wahrnehmung falsch gedeutet, eine Unaufmerksamkeit, ein Denkfehler, eine beeinflussende Gefühls- oder Willensregung, ein Vorurteil usw. können ihn veranlassen. Der Irrtum kann formell sein, wenn er den Denkgesetzen widerspricht, wie in dem Satze: Die Substanz verändert sich, oder materiell, wenn er den Tatsachen widerspricht, wie in dem Satze: Die Sonne bewegt sich um die Erde. Formelle Irrtümer lassen sich logisch, materielle

Digitized by Google

nur wissenschaftlich wiederlegen. Der Fehler, der im Irrtum enthalten ist, ist ein unabsichtlicher und unbewußter. Wo der Fehler absichtlich begangen wird, liegt nicht Irrtum, sondern Trug vor, und wo er zum Bewußtsein kommt und doch festgehalten wird, entsteht Selbsttäuschung, mag nun Eigennutz, Leidenschaft, Furcht, Trotz oder Affektion dahin führen, die Wahrheit sich nicht einzugestehen.

Bei der Bestimmung des Wesens und der Quelle des Irrtums ist die Philosophie meist einseitig verfahren und hat bald ausschließlich die intellektuellen, bald nur die moralischen Ursachen des Irrtums berücksichtigt. Lediglich in intellektuellen Quellen suchten den Ursprung des Irrtums Locke (1632 bis 1704), Hume (1711—1776), Kant (1724—1804), Wundt (geb. 1832) u. a. Nach Locke und Kant liegt der Irrtum nur im Urteile. Locke lehrt (Essay concerning human understanding II, 32, 1): „Die Wahrheit und der Irrtum gehören nur Sätzen an". Kant erklärt: Wahrheit und Irrtum sind „nur im Urteile, d. i. nur im Verhältnisse des Gegenstandes zu unserem Verstande anzutreffen" (Kr. d. r. V., S. 293). Der Irrtum entsteht nach Locke aus der Zustimmung unseres Urteils zu dem, was nicht wahr ist (Der Irrtum ist ein Versehen unseres Urteils, insofern es dem zustimmt, was nicht wahr ist. Ess. IV, 20, 1), nach Hume aus der Verwechslung ähnlicher Vorstellungen miteinander, nach Kant aus „dem unbemerkten Einfluß der Sinnlichkeit auf den Verstand" — „wodurch es geschieht, daß subjektive Gründe des Urteils mit den objektiven zusammenfließen und diese von ihrer Bestimmung abweichend machen", so daß „das irrige Urteil als eine Diagonale zwischen zwei Kräften anzusehen" ist (Kr. d. r. V., S. 294 f.), nach Wundt aus unvollständiger Anwendung unserer Denkkraft. Aus moralischer Quelle leiten dagegen die Scholastiker und Descartes den Irrtum ab. Nach den Scholastikern entsteht er aus der Freiheit des Willens, nach Descartes (1596—1650) daraus, daß der Wille sich weiter erstreckt als der Verstand (Med. d. princ. phil. IV).

Eine recht zutreffende Definition des Irrtums ist bisher nicht gegeben, und als solche kann auch nicht die von Ebbinghaus gelten: „Das, was mit möglichen Erfahrungen des Denkenden nicht übereinstimmt, heißt Irrtum" (Hinneberg, Die Kultur d. Gegenw., I, VI, S. 212). Zur Vermeidung des Irrtums empfiehlt Kant: selbst zu denken, sich in die Stelle eines andern zu

Digitized by Google

denken, jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken. — Vgl. Kritik, Widerlegung.

Isosthenie (gr. *ἰσοσθένεια* = Gleichkräftigkeit) heißt die Gleichheit der Glaubwürdigkeit und Unglaubwürdigkeit einer Behauptung, deren Folge es ist, daß die entgegengesetzte Behauptung ebensowenig glaubwürdig und unglaubwürdig ist. Das Prinzip der Isosthenie ist der Grundgedanke der grichischen Skeptiker. — Vgl. Antilogie. — Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie. I. Bd. Leipzig 1904.

J.

Jähzorn heißt der plötzlich und wider Willen hervorbrechende Affekt der Unlust, der dem Menschen die Besinnung raubt und ihn leicht zu schweren Gewalttaten fortreißt.

jurare in verba magistri (auf die Worte des Meisters schwören) (vgl. *αὐτὸς ἔφα*) ist ein Wort des Horaz (Epist. I, 1, 14, wo übrigens steht: Nullius addictus iurare in verba magistri).

Juxtaposition s. Intussusception.

K.

Kabbâlah (hebr.), eigentl. das Empfangene, dann die mündliche Tradition, und zwar die Überlieferung einer geheimen, göttlichen Weisheit, heißt die im Mittelalter entstandene jüdische Mystik. Auf Grundlage der neuplatonischen Emanationslehre (vgl. Emanation) haben die Kabbalisten seit dem neunten Jahrhundert mystisch-theosophische Spekulationen ausgebildet, denen sie durch Pseudepigraphen (gefälschte Schriften) den Schein des Altertums gaben. Hauptquelle der kabbâlistischen Philosophie ist das Buch Jezirah, welches im 9. Jahrh. n. Chr. abgefaßt, aber dem Rabbi Akiba (2. Jahrh.) zugeschrieben wurde, und das Buch Zôhar (Glanz) aus dem 13. Jahrh. Die Kabbâlah lehrt, daß die sichtbare Welt aus dem „Ensoph" (dem unendlichen Nichts, dem Gotte) als dessen notwendige Selbstoffenbarung entstanden sei. Vom göttlichen Ensoph und zu ihm hin entwickelt sich alles. Die zehn Sephiroth (Zahlen, Formen, Lichtströme), die dem Ensoph entstrahlen und

Digitized by Google

deren Inbegriff der Adam Kadmon, der Urmensch, der Sohn Gottes, ist (s. d.), bilden die Welt, Azilah (d. h. die vorbildliche, vollkommene, die unveränderlich ist), auf welche noch drei Welten folgen, Beriah (die Welt der reinen Formen), Jezîrah (die Welt der himmlischen Sphären und Engel) und Asijja (die Welt der materiellen Objekte und die empfindende). Eine Fortentwicklung fand die Lehre der Kabbâlah durch Isaak Luria (1534—1572) und dessen Schule. Im 15. und 16. Jahrh. beschäftigten sich auch christliche Gelehrte mit der Kabbâlah, so Petrus Pomponatius, Marsilius Ficinus, Pico v. Mirandola, Reuchlin, Agrippa, Paracelsus u. a. — Vgl. Ad. Franck, Die Kabbâla. Deutsch von Jellinek. Leipzig 1844. Jellinek, Beiträge zur Gesch. der Kabbâla. 1851—1852. Rubin, Heidentum und Kabbâla. Wien 1893. Bloch, Geschichte der Entwicklung der Kabbala. Trier 1894. Cabale in The Jewish Encyclopedia. Bd. III, New-York 1902. E. Bischoff, Einführung in die jüdische Mystik und Geheimwissenschaft. Leipzig 1903.

Kältepunkte nennt die neuere Psychologie diejenigen Stellen der Haut, welche für Kältereize besonders empfindlich sind. Sie sind von den Wärmepunkten durch unempfindliche Strecken getrennt und finden sich am zahlreichsten an Augenlid, Stirn, Wange und Kinn, weniger zahlreich an Brust, Bauch, Arm und Hand, am spärlichsten am Unterschenkel und Fuß. — Vgl. Druckpunkte, Wärmepunkte. — Wundt, Grundzüge der physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908. I, S. 461 ff.

Kahlkopf (lat. calvus, gr. φαλακρός) heißt einer der Fangschlüsse des Megarikers Eubulides. Er ist dem acervus (s. d.) ähnlich und besteht in der Frage: Wie viel Haare muß man jemandem ausziehen, damit er kahlköpfig wird? (Vgl. Horatius, Epist. II, 1, 45 ff. Utor permisso, caudaeque pilos ut equinae paullatim vello: et demo unum, demo et item unum, dum cadat elusus ratione ruentis acervi, qui redit in fastos, et virtutem aestimat annis, miraturque nihil, nisi quod Libitina sacravit.)

Kalokagathie (gr. καλοκἀγαθία von καλός = schön und ἀγαθός = gut), die Schöngüte, bezeichnet bei den Griechen den Inbegriff des Schönen und Guten, das Wesen eines Menschen von feiner ästhetischer und ethischer Ausbildung und guter Lebensart.

Kalokagathos (gr. καλοκἀγαθός) heißt bei den Griechen ein Mann von guter Bildung und Lebensart.

Digitized by Google

Kampf ums Dasein s. Darwinismus.

Kanonik (v. gr. *κανών* = Richtschnur) nannte Epikuros (341—270) die Logik, die er ausschließlich in den Dienst der Ethik stellte und einfacher gestaltete, als andere Philosophen, so daß die Lehren von der Begriffsbildung und den Schlüssen übergangen und nur die Kennzeichen der Wahrheit behandelt wurden, wobei der Sinneswahrnehmung (*αἰσθήσεις*) und den Gefühlen der Lust und Unlust (*πάθη*), sowie den aus der Sinneswahrnehmung hervorgehenden Vorstellungen (*προλήψεις*) die Entscheidung über die Wahrheit zugewiesen wurde. — Vgl. Diog. Laert. X, § 31. — Kant (1724—1804, Kr. d. r. V. Methodenlehre II, S. 795—831. Der Kanon der reinen Vernunft) verstand unter Kanon „den Inbegriff der Grundsätze a priori des richtigen Gebrauchs gewisser Erkenntnisvermögen überhaupt" und unter Kanon der reinen Vernunft den Inbegriff der Grundsätze a priori der reinen Vernunft „im praktischen Vernunftgebrauch". Der Grundgedanke der Kantischen Kanonik ist die Unterordnung der Metaphysik unter ethische Gesichtspunkte, die Bestimmung der Philosophie als Lehre vom höchsten Gute und die Rechtfertigung der Ideen von der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit der Seele und dem Dasein Gottes als Postulate der praktischen Vernunft. Ein Kanon der reinen Vernunft im theoretischen Vernunftgebrauche existiert nach Kant nicht.

Kantianismus heißt die Philosophie I. Kants (1724 bis 1804) und seiner Anhänger. Kant hat in seiner philosophischen Entwicklung drei Stufen durchgemacht. Zuerst (1755—1760) war er Wolfianer, schloß sich aber in der Naturwissenschaft schon an Newton an. Dann (1760—1770) sagte er sich vom Wolfischen Rationalismus los und neigte dem englischen Empirismus zu. Zuletzt, von 1770 ab, bildete er, in gewisser Beschränkung zum Rationalismus zurückkehrend, seine eigene kritische Philosophie aus. Nur diese letztere kann Kantianismus heißen. Der Kantianismus besteht im Rationalismus: Kant erkennt zwar das Wissen a posteriori, das Wissen aus der Erfahrung an, ihm ist aber die Philosophie lediglich Wissenschaft aus Vernunftbegriffen, aus Begriffen a priori, und auch in Glaubenssachen hält er sich nur an die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, — im Formalismus: Kant scheidet Form und Stoff der Erkenntnis. Alles Wissen a priori umfaßt nur die Form der Dinge, Raum, Zeit, Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Das Sittengesetz ist

Digitized by Google

formal, die Schönheit ist nur Zweckmäßigkeit der Form der Dinge, — im Kritizismus (s. d.): Die Vernunft ist im Gebiete der Erfahrung, aber (im theoretischen Gebrauche) nicht über dasselbe hinaus gesetzgebend, — im Phänomenalismus: Zeit und Raum sind nur Funktionen der Sinnlichkeit. Die Welt der Erkenntnis ist nur die Welt der Erscheinungen, nicht die Welt an sich, — im Idealismus: Die Dinge an sich bilden eine intelligible Welt, — im Indeterminismus (Eleutheronomismus, vgl. Metaph. d. Sitten, Teil II, Vorrede S. IX): Es gibt eine intelligible Freiheit des Willens und Unabhängigkeit vom Kausalitätsgesetz, — im Ethizismus (Voluntarismus): Die praktische Vernunft hat den Vorrang (Primat) über die theoretische Vernunft, — im Dualismus: Es gibt eine sinnliche (der Kausalität unterworfene) und eine intelligible (freie) Welt. —

Der Kantianismus ist die Philosophie, welche die neueren Richtungen, die von England einerseits und Frankreich und Deutschland andrerseits im XVII. und XVIII. Jahrhundert ausgegangen waren, die empiristische und die rationalistische, zu vereinigen strebte und am Schluß der Entwicklung des Rationalismus diesen in die gebührenden Schranken zurückwies, aber an ihm prinzipiell festhielt. Der Kantianismus versucht festzustellen, was reine Vernunft für sich ohne Erfahrung zu leisten vermag, und beantwortet von diesem Gesichtspunkte aus die Fragen: „Was kann ich wissen?" „Was soll ich tun?" „Was darf ich hoffen?" (Kr. d. r. V. S. 805). Hierdurch ist seine gegensätzliche Stellung bedingt. Er steht im Gegensatz zum Sensualismus und Empirismus, die das Wissen aus der Erfahrung ableiten, zum Skeptizismus und Dogmatismus, von denen der erstere das Dasein übersinnlicher Dinge ableugnet, der letztere behauptet, ohne daß beide die Gründe der Unmöglichkeit oder Möglichkeit, die im Erkenntnisvermögen liegen, geprüft haben, zum Realismus und Materialismus, die eine intelligible Welt ableugnen, zum Determinismus, der die Freiheit des Willens in Abrede stellt, und zum Intellektualismus, nach dem der Welterkenntnis der Vorrang vor dem sittlichen Handeln zukommt. Die feste und breite Grundlage der Kantischen Philosophie ist die Lehre Wolfs und seiner Schule, und die demonstrierende Art Wolfs ist Kant in Fleisch und Blut übergegangen. Aber durch Hume ist der kritische Zug seiner Philosophie angeregt. Kant gesteht selber: „Die Erinnerung des

Digitized by Google

David Hume war eben dasjenige, was mir vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der spekulativen Philosophie eine ganz andere Richtung gab" (Proleg. S. 13).

Die drei Hauptwerke, in denen Kant seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt dargelegt hat, sind die Kritik der reinen Vernunft (1781), die Kritik der praktischen Vernunft (1788) und die Kritik der Urteilskraft (1790). Ein viertes, die Kritik der reinen Vernunft ergänzendes populäreres Werk sind die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können (1783). Die drei Kritiken Kants sind nach ein und demselben Plane gearbeitet. Sie enthalten jede eine Elementarlehre und eine Methodenlehre, die jedoch von ungleichem Umfange sind. Die Elementarlehre ist der umfangreichere und wichtigere Teil. In dieser soll das gesamte Inventar der reinen Vernunft aufgenommen und für den Gebrauch kritisch sichergestellt werden. In der Kritik der reinen Vernunft handelt es sich um den Besitz der reinen theoretischen Vernunft (der Sinnlichkeit und des Verstandes) an Erkenntnis. Kant bringt hier die Frage, wie eine von Gegenständen der Wirklichkeit geltende Erkenntnis aus reiner Vernunft möglich ist, in die Form: Wie sind synthetische Sätze a priori möglich? Die Antwort auf die Frage lautet: Synthetische Urteile a priori sind dadurch möglich, daß die Sinnlichkeit und der Verstand der Natur die Regeln vorschreiben, nicht die Natur der Sinnlichkeit und dem Verstande. Darum erkennen wir nicht die Dinge an sich, sondern nur die Dinge, gefaßt in die Formen des Verstandes und der Sinnlichkeit, die Erscheinungen. Im einzelnen ergibt sich das Inventar der reinen Vernunft, das nur die Form, nicht den Inhalt der Gegenstände bestimmt, als aus zwei sinnlichen Anschauungen, Raum und Zeit, und zwölf Kategorien des Verstandes bestehend, Einheit, Vielheit, Allheit, Realität, Negation, Limitation, Inhärenz und Subsistenz, Kausalität und Dependenz, Gemeinschaft, Möglichkeit und Unmöglichkeit, Dasein und Nichtsein, Notwendigkeit und Zufälligkeit. Die Anwendung dieser Grundformen der Sinnlichkeit und des Verstandes auf Erscheinungen begründet zwei Wissenschaften, deren Sätze Allgemeinheit und Notwendigkeit in sich einschließen, die reine Mathematik und die

Digitized by Google

reine Naturwissenschaft. Der Versuch der Vernunft aber über diesen Kreis des Wissens hinauszudringen und mit Hilfe von Ideen eine Metaphysik aufzubauen, die eine reine Psychologie, Kosmologie und Theologie in sich einschließt, mißlingt, und auf theoretischem Gebiete sind die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nicht zu begründen und für den wissenschaftlichen Gebrauch bereit zu stellen.

In der Kritik der praktischen Vernunft handelt es sich bei der Inventarisation um die Frage, ob reine Vernunft imstande ist, den Willen aus sich heraus zu bestimmen. Kant bejaht diese Frage, wird aber durch ihre Bejahung gezwungen, die Sittlichkeit der Handlung auf die Form der Handlung einzuschränken und dem Sittengesetz nur eine formalistische Fassung in dem Satze (kateg. Imperativ) zu geben. Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Kant gründet damit die Sittlichkeit auf den Pflichtbegriff und setzt diesem die sinnliche Neigung entgegen. Der Wille des Menschen ist frei, und die Autonomie des menschlichen Willens begründet den Wert des menschlichen Handelns und den Primat der praktischen Vernunft über die theoretische. Auf die Existenz des Sittengesetzes gründet sich aber auch ein moralischer Glaube mit den Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, und die auf dem Gebiete der theoretischen Vernunft nicht zu erweisenden Ideen finden auf dem Gebiete der praktischen Vernunft ihre Rechtfertigung.

In der Kritik der Urteilskraft ermittelt Kant den Zweckbegriff als den Besitz der reflektierenden, sich selbst bestimmenden Urteilskraft und weist diesem Begriff als subjektivem Zweckbegriff die leitende Stelle in der Geschmacksbestimmung zu. Das Schöne und Erhabene ist subjektive, formale Zweckmäßigkeit. Dem objektiven Zweckbegriffe spricht Kant in der Naturforschung nur die Bedeutung eines regulativen, nicht eines konstitutiven Prinzips zu, den Streit zwischen Teleologie und Mechanismus damit nicht endgültig entscheidend. Die Elementarlehren aller drei Kritiken sind nicht Teile eines Lehrgebäudes, sondern nur die Fundamente für das Gebäude, auch in ihren Methodenlehren sind die drei Kritiken nur Grundlegungen für das System der Philosophie, nicht Darstellungen des Syestms, zu denen Kant nur in einigen Ansätzen in der Grundlegung zur

Digitized by Google

Metaphysik der Sitten (1785), in den Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft (1786), in der Metaphysik der Sitten (1794) und in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (1793) gekommen ist. Bei der Bearbeitung eines Werkes: Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik ist Kant stecken geblieben, weil sein Geist versagte. Kants Bedeutung liegt darum nicht in der Metaphysik, sondern in der Erkenntnistheorie, nicht im System, sondern in der kritischen Auflösung der bisherigen Metaphysik und im Kantianismus überwiegt eine umgestaltende Tendenz, die eine revolutionäre Wirkung in der Philosophie hervorgebracht hat. Mendelssohn nannte Kant den „alles Zermalmenden". Zu umfassen versucht seine Philosophie alle kritisch vorbereitenden Fragen, die die Mathematik, die theoretische Philosophie (Naturphilosophie), die praktische Philosophie (Moralphilosophie) und die Geschmackslehre umfassen. Aber eine strengere monistische Abschließung fehlt der Kantischen Philosophie, und Hegel warf ihr eine nicht ganz mit Unrecht Timidität vor. Trotzdem ist Kant der Ausgangspunkt für die Philosophie nicht nur für seine Zeit gewesen, sondern noch im stärkeren Maße für die Jetztzeit geworden, in der der Neukantianismus eine breite Strömung ist und auch jeder Nichtkantianer sich mit Kant auseinanderzusetzen pflegt. — Vgl. Fr. Paulsen, Immanuel Kant 2. u. 3. Aufl. 1899. S. 114 bis 123. Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie. Leipzig 1875. Was uns Kant sein kann. Vierteljahrschr. f. wissensch. Philos. B. 5. 1881. A. Riehl, Der philosophische Kritizismus. Leipzig 1876 ff. 2. Aufl. 1908. Joh. Volkelt, Immanuel Kants Erkenntnistheorie. Leipzig 1879. Konrad Dieterich, Die Kantische Philosophie, Freiburg und Tübingen 1885. Kantstudien, Philosophische. Zeitschrift, herausgegeben von Hans Vaihinger und Bruno Bauch, Bd. I—XIV. Ergänzungshefte. (Bisher 19 Hefte.) Berlin 1895 ff. O. Külpe, Immanuel Kant. Leipzig 1907. 2. Aufl. 1909. H. Cohen, Kommentar zu Kants Kr. d. r. V. 1907. Osc. Ewald, Kants Methodologie in ihren Grundzügen. Berlin 1906. E. Arnold, Erläuternde Abhandlungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Berlin 1907. Über die drei Formeln des kategorischen Imperativs in Kants Metaphysik der Sitten. Ges. Schr. Bd. VI. Berlin 1910.

Digitized by Google

Kants kritischer Idealismus als Grundlage der Erkenntnistheorie und Ethik. Berlin 1908. H. St. Chamberlain, Immanuel Kant. München 1905. 2. Aufl. 1909. Fr. Rademeker, Kants Lehre vom inneren Sinn. Marburg 1909. Fr. Jünemann, Kantiana. Leipzig 1909. R. Richter, Kant-Aussprüche. Leipzig 1909. E. v. Aster, Kant. Leipzig 1910. Jul. Baumann, Wolfsche Begriffsbestimmungen. Ein Hilfsbüchlein zum Studium Kants. Leipzig 1910. A. Bilharz, Descartes, Hume und Kant. Wiesbaden 1910. H. Cohen, Kants Begründung der Ethik. 2. Aufl. Berlin 1910. M. Kronenberg, Kant. Sein Leben und seine Lehre. 4. Aufl. München 1910. F. Groß, Kant-Laienbrevier. Berlin 1910. L. Goldschmidt, Zur Wiedererweckung Kantischer Lehre. Gotha 1910. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie Bd. V, 2. Immanuel Kant und seine Lehre, Teil 2. Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik. 5. Aufl., Leipzig 1910. Vgl. außerdem die Kantliteratur in Ueberweg, Grundr. d. Gesch. d. Philos., 10. Aufl., Bd. III, Berlin 1907, S. 275—410.

Kant-Laplacesche Kosmogonie s. Kosmologie.

Kardinaltugenden heißen die Haupttugenden, in denen nach philosophischer Auffassung alle anderen enthalten sind. Platon (427—347), der die Tugend in der Tauglichkeit der menschlichen Seele zu dem ihr zukommenden Werke sah, stellte vier Haupttugenden auf: Weisheit (*σοφία*, sapientia), Tapferkeit (*ἀνδρεία*, fortitudo), Gesundsinnigkeit, Mäßigkeit (*σωφροσύνη*, temperantia) und Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*, iustitia). Während die drei ersteren, der Einteilung der Seele in die erkennende, mutige und begehrliche entsprechend, Tugend einzelner Seelenkräfte sind, besteht die letzte Tugend in dem rechten Verhältnis der Seelenkräfte zueinander. Sie bestimmt also den drei anderen ihr Maß. Aristoteles (384—322), für den die Tugend die aus der natürlichen Anlage durch Handeln erworbene Fertigkeit, das Vernünftige zu wollen, ist, gab jene Einteilung auf und unterschied die ethische (tätige) Tugend von der dianoëtischen (der Denktugend). Die ethische Tugend ist die Fertigkeit, die uns entsprechende Mitte zwischen zwei Extremen innezuhalten. Ihre Wurzel ist nicht, wie bei Platon, die Weisheit (*σοφία*), sondern die Mannhaftigkeit (*ἀνδρεία*). An sie schließen sich die anderen ethischen Tugenden: Mäßigkeit (*σωφροσύνη*), Freigebigkeit und Großherzigkeit (*ἐλευθεριότης, μεγαλοπρεπεία*), Ehrliebe (*μεγαλοψυχία, φιλοτιμία*), Sanft-

Digitized by Google

mut (πραότης), Wahrhaftigkeit (ἀλήθεια), Freundlichkeit (εὐτραπελία, φιλία), Gerechtigkeit (δικαιοσύνη) und Billigkeit (τὸ ἐπιεικές) (Ethic. Nic. II, 7, p. 1107 a 28 ff) an. Die dianoëtischen Tugenden, die in dem richtigen Verhalten der denkenden Vernunft an sich und bezüglich der niederen Seelentätigkeiten bestehen, sind Vernunft, Wissenschaft, Kunst und praktische Einsicht. Sie gipfeln in der Theorie, der höchsten menschlichen Glückseligkeit. Die platonische Tugendlehre ist populär geworden und auch in die stoische Lehre und römische Philosophie übergegangen. Die aristotelische hat sich weniger verbreitet. Plotinos (205—270) stellte drei Klassen von Tugenden auf: bürgerliche (politische), philosophische (reinigende) und religiöse (vergöttlichende). Ambrosius (340—397) schloß den vier sog. philosophischen (oder natürlichen) Kardinaltugenden Platons die drei theologischen (oder übernatürlichen): Glaube, Liebe, Hoffnung an, ebenso später Petrus Lombardus († 1164), der alle sieben aus der Liebe abzuleiten sucht. Schleiermacher (1768—1834) unterscheidet erkennende und darstellende Tugenden. Jene sind Weisheit und Besonnenheit, diese Liebe und Beharrlichkeit. Die Lehre von den Kardinaltugenden hat im allgemeinen für die Gegenwart wenig Bedeutung. Die reiche Gestaltung des Lebens verbietet jeden starren Schematismus in der Tugendlehre.

Karikatur (von ital. caricare, frz. charger = beladen, überladen, übertreiben), Überladung, Zerrbild, heißt die Verzerrung einer Zeichnung in der Richtung, daß man die charakteristischen Züge in satirischer Absicht übertreibt. Karikaturen schafft die bildende Kunst und die Dichtung. Der ästhetische Wert der Karikatur liegt darin, daß sie belustigt. Sie ist eine Form des Komischen, die den Weg durch das Charakteristische und Häßliche nimmt. Ihr sittlicher Wert ist gering, liegt aber in der Besserung, welche durch sie erstrebt wird. Aristophanes gibt Karikaturen, ebenso M. Angelo, Lionardo da Vinci, Annibale Caracci, Callot, Hogarth u. a. m. Für die Satire ist die Karikatur ein notwendiges Element (Caliban, Falstaff, Don Quixote, Tartaglia usw.), namentlich bedient sich ihrer die politische Satire. — Vgl. Flögel, Gesch. des Grotesk-Komischen. 1. Aufl. Leipzig 1778. Leipzig 1886. Champfleury, Histoire générale de la caricature. 5 Bde. Paris 1865—1880. Suppl. 1888. Bayard, La carricature et les caricaturistes. Paris 1901. Hermann, Die deutsche Karikatur im 19. Jahrh. Bielefeld

Digitized by Google

1901. E. Fuchs, Die Karikatur. 2. Aufl. 1902. Fuchs und Krämer, Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit. 3. Bde. Berlin 1901—04. Maurice and Cooper, History of XIX^the century in caricature. London 1904.

Kasualismus (nlat.) heißt die Lehre vom Zufall (s. d.). Der Kasualismus besteht in der Lehre, daß die Welt durch Zufall entstanden ist und sich unter der Herrschaft des Zufalls entwickelt hat. So dachten sich z. B. Epikuros (342—270) und Lucretius (99—55) den Weltursprung und die Weltentwicklung. — Kasualität heißt Zufall.

Kasuistik (franz. casuistique) hieß früher und heißt wohl auch noch heute derjenige Teil der Moral, welcher von den Gewissensfällen (casus conscientiae) oder der Kollision der Pflichten handelt. Kasuist heißt derjenige Moralist, welcher solche Fälle zu lösen sucht. In Wahrheit kollidieren freilich viel weniger die Pflichten untereinander, als die menschlichen Wünsche. Spuren von Kasuistik finden sich zuerst bei den Stoikern (um 250 v. Chr.). So stritten Diogenes und Antipater darüber, ob ein Kaufmann, der zur Zeit einer Hungersnot Getreide nach Rhodos bringe, aber unterwegs erfahre, daß mehr Zufuhr komme, dies sagen und einen geringeren Preis fordern solle oder nicht. Die Stoiker erwogen den Fall, wie sich zwei Schiffbrüchige verhalten sollten, die sich auf ein Brett retteten, das doch nur einen tragen könnte. Aber erst die Talmudisten und die Scholastiker haben diese meist unfruchtbaren Untersuchungen fleißig ausgeführt. Bekannt sind von kasuistischen Schriften die Summa Raimundiana des Raymund de Pennaforte (1175—1273), die Summa Astesana vom Franziskaner Astesanus und die Summa Bartolina vom Dominikaner Bartholomaeus de Sancta Concordia. Auch die Jesuiten Escobar, Sanchez und Busembaum sind als Kasuisten bekannt (vgl. Medulla theologiae moralis. Münster 1650). Kant (1724 bis 1804) nennt die Kasuistik die Dialektik des Gewissens, die Beurteilung der Handlungen, die unter dem Gesetze stehen (Relig. innerhalb d. Gr. usw., S. 288).

Katachrese (gr. *κατάχρησις*, lat. abusio), eig. Mißbrauch, heißt in der Rhetorik der harte oder kühne Gebrauch eines Wortes in uneigentlicher Bedeutung. Die Katachrese vermischt bildliche und eigentliche Ausdrücke, oder verschiedenartige Bilder, z. B. laute Tränen; das Schwert schläft in der Scheide'

Digitized by Google

laß nicht des Neides Zügel umnebeln deinen Geist. **Katachrestisch** heißt uneigentlich, mißbräuchlich, gezwungen (vgl. Cic. orat. 27, 94 Aristoteles — tralationi subiungit abusionem, quam *κατάχρησιν* vocant, ut cum minutum dicimus animum pro parvo et abutimur verbis propinquis, si opus est, vel quod delectat vel quod decet). Maßvolle Katachresen kommen auch bei guten Dichtern vor, z. B. Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum. Drastische Katachresen werden auch zu komischer Wirkung verwendet.

kataleptische Phantasie (lat. *καταληπτικὴ φαντασία*) nannten die Stoiker die Vorstellung, welche, von einem wirklichen Objekte erzeugt, dieses mit sinnlicher Klarheit ergreift und sich uns mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt. Sie war ihnen das Kriterium der Wahrheit (Cic. Acad. I, 11, 41; vgl. Zeller, Die Philosophie der Griechen IV, S. 15. Ueberweg-Heinze, Grundriß d. Gesch. d. Philosophie I, § 53). Die Skeptiker leugneten dagegen, daß es ein solches überhaupt gäbe. — Vgl. Skepsis, Trope. —

Katalepsie heißt der Zustand des Hypnotisierten, in dem bei geschlossenen Augen und herabgemindertem Herzschlag und Atmungsprozeß, die Glieder des Hypnotisierten passiven Bewegungen keinen Widerstand entgegensetzen, sondern die Lage annehmen, in die man sie bringt. — Vgl. Lethargie, Hypnose. — Wundt, Grundzüge der physiolog. Psychol. 5. Aufl., Leipzig 1903, Bd. III, S. 664.

katechetisch (gr. *κατηχητικός* von *κατηχεῖν* = herabtönen, unterrichten), sokratisch oder erotematisch heißt allgemein diejenige Methode des Unterrichts, welche nicht, wie die akroamatische (s. d.), einfach vorträgt, sondern den Stoff durch Frage und Antwort beizubringen sucht. Im besonderen heißt katechetisch (Katechese) der Unterricht in der christlichen Glaubenslehre, und Katechismus ein Religionshandbuch oder Lehrbuch der praktischen Theologie in Frage und Antwort. Die Sokratik (Maeentik) wollte aus dem Befragten alle Erkenntnisse hervorlocken. In der Zeit der sogenannten religiösen Aufklärung glaubte man in den Unterredungen des Sokrates mit seinen jungen Freunden ein klassisches Vorbild der wahren katechetischen Methode zu besitzen. Seitdem gehört das katechetische Verfahren zu den herkömmlichen Anforderungen, die an den populären Religionsunterricht in Kirche und Schule gestellt werden. Bekannte Meister darin waren Gräfe und Dinter.

Digitized by Google

Postalozzi bekämpfte die Einseitigkeit dieser Methode. Er behauptete, man müsse den Kindern vor allem etwas geben und zwar in einer dem kindlichen Fassungsvermögen angemessenen Gestalt wirklicher Anschauung, ehe man an die begriffliche Verarbeitung ginge. Aus diesem Streite hat sich die kombinierte Methode der Katechetik entwickelt. — Vgl. Schian, Die Sokratik im Zeitalter der Aufklärung. Breslau 1900.

Kategorie (gr. *κατηγορία*, lat. praedicamentum, eigtl. Aussage) heißt in der weitesten Bedeutung jedes Prädikat, das auf ein Subjekt bezogen wird. In engerer Bedeutung versteht man unter Kategorien die allgemeinsten, nicht weiter abzuleitenden Stammbegriffe oder Urbegriffe des Verstandes, unter die alle Gegenstände der Erkenntnis, sofern sie gedacht werden, fallen und von denen die übrigen Begriffsarten (Prädikabilien) abgeleitet werden können. Früh wurde sich der menschliche Geist solcher Stammbegriffe bewußt. Die Aufmerksamkeit auf unser Denken führte zu ihrer Auffindung. Wir setzen in jeder Vorstellung ein Ding im Unterschiede von uns selbst, ferner zahlreiche Beziehungen desselben zu anderen Dingen in Raum und Zeit, z. B. seine Gestalt, Größe, Bewegung, Lage. Ob solche Begriffe Grundformen unseres Denkens sind oder ob sie von den Grundformen abgeleitet sind, ergibt sich aus der Unmöglichkeit oder Möglichkeit, sie auf andere zurückzuführen. Welches aber ihr Ursprung ist, ob sie aus dem Wesen unserer Vernunft entstehen oder aus der Erfahrung, ob sie angeboren sind oder erworben werden, wie weit sie von den Dingen Geltung haben und eine wirkliche Erkenntnis bedingen oder wieweit sie rein subjektiver Natur sind, das sind die schwierigen erkenntnistheoretischen Fragen, die Aristoteles angeregt und die Kant im vollen Umfange zu beantworten versucht hat. Bei Kant bilden diese Fragen den Ausgangspunkt seiner gesamten kritischen Philosophie. Aber welches auch ihr Ursprung sein mag und wieweit auch ihre Geltung reichen möge, nur durch die Mitwirkung dieser Begriffe wird die ungewollt und ungesucht in uns entstandene Vorstellung zum Begriff, indem unser diskursives (s. d.) Denken den Objekten ihre Merkmale in festen Formen beilegt.

Der Begründer der Kategorienlehre ist Aristoteles (384 bis 322), der anfangs zehn Kategorien annahm: Substanz (substantia, *οὐσία* oder *τί ἐστι*), z. B. Mensch, Pferd, Quantität

Digitized by Google

(quantitas, *ποσόν*), z. B. zwei, drei Ellen lang, Qualität (qualitas, *ποιόν*), z. B. weiß, grammatisch, Relation (relatio, *πρός τι*), z. B. doppelt, halb, größer, Ort (ubi, *ποῦ*), z. B. im Lyzeum, auf dem Markte, Zeit (quando, *ποτέ*), z. B. gestern, im vorigen Jahre, Lage (situs, *κεῖσθαι*), z. B. liegt, sitzt, Haben (habere, *ἔχειν*), z. B. ist beschuht, ist bewaffnet, Tun (agere, actio, *ποιεῖν*), z. B. schneidet, brennt, Leiden (pati, passio, *πάσχειν*), z. B. wird geschnitten, wird gebrannt. Die Zehnzahl der Kategorien, die Aristoteles in seiner Topik (1, 9 p. 103 b 22 ff.) und seinen Kategorien (4 p. 1 b 25 ff.) angibt, hat er später aufgegeben. Er läßt die Kategorien *κεῖσθαι* und *ἔχειν* fallen, so daß eine Achtzahl entsteht (Analyt. post. I, 22, p. 83 a 21 und b 16, Phys. V, 1, p. 225 b 6). In seiner „Metaphysik" (XIII, 2, p. 1089 b 23), wo er nur Substanzen, Modi und Relationen unterscheidet (*οὐσίαι, πάθη, πρός τι*), bringt er die acht Kategorien in drei Klassen, wie er sonst auch (Analyt. post. I, 22) alle übrigen Kategorien der *οὐσία* gegenüber als *συμβεβηκότα* zusammenfaßt. Aristoteles hat die Kategorientafel empirisch zusammengestellt, nicht ohne die Formen der Redeteile in der Sprache, soweit sie seiner Zeit und ihm selbst bekannt waren, zu berücksichtigen. Eine Deduktion der Kategorien aus einem Prinzip hat er nicht versucht. Auch haben die Kategorien bei ihm keine direkte metaphysische Beziehung, obwohl sie durch die Daseinsformen bedingt sind. Sie sind für Aristoteles nur logische Anordnungsformen, welche die verschiedenen Seiten darstellen, von denen aus das Seiende betrachtet werden kann. Eine direkte metaphysische Beziehung haben bei Aristoteles nur die vier formalen Prinzipien Form, Stoff, Ursache, Zweck. Die Kategorien des Aristoteles sind auch nicht reine Begriffsformen, sondern sie schließen die sinnlichen Vorstellungsformen des Raumes und der Zeit in sich ein. In der Kategorienlehre schloß sich im Mittelalter Thomas v. Aquino (1225—1274) eng an Aristoteles an. — Vgl. Form, Entelechie. — Die Stoiker stellten vier Kategorien auf: Substrat, Eigenschaft, Beschaffenheit und relative Beschaffenheit (*τὸ ὑποκείμενον, τὸ ποιόν, τό πως ἔχον, τὸ πρός τί πως ἔχον*). Alle Kategorien ordneten sie dem Seienden (*ὄν*) oder Etwas (*τι*), und die einzelnen Kategorien ordneten sie einander unter. Sie sahen ferner die Kategorien nicht bloß für logische Formen, sondern für Entwicklungstufen des Seienden an. Plotinos (205—270) nahm wieder zehn Kategorien an, fünf intelligible: Objekt, Ruhe,

Digitized by Google

Bewegung, Identität und Anderssein (ὄν, στάσις, κίνησις, ταὐτότης ἑτερότης) und fünf sinnliche: Substanz, Relation, Quantität, Qualität und Bewegung (οὐσία, πρός τι, ποσόν, ποιόν, κίνησις). Seit Plotinos wurde einseitig die metaphysische Bedeutung der Kategorien hervorgehoben. Augustinus (353—430) nahm drei Kategorien des Geistes, Gedächtnis, Intellekt und Wille (memoria, intellectus, voluntas), und drei Kategorien des Seins, Sein, Wissen und Wollen (esse, nosse, velle), an. Laurentius Valla (1407—1457) stellte Substanz, Qualität, Tätigkeit (substantia, qualitas, actio) als Kategorien auf, Descartes (1596—1650) und Spinoza (1632—1677) Substanz, Attribute, Modi, Locke (1632—1704) Substanz, Modus, Relation, Leibniz (1646 bis 1716) Substanz, Quantität, Qualität, Aktion und Passion.

Für Kant (1724—1804) wurde die Kategorienlehre zum Kernpunkte der Erkenntnistheorie (Transscendentalphilosophie). Er sah in den Kategorien die allgemeinen und notwendigen Elementarbegriffe unseres Geistes, durch die erst eine Erfahrung möglich wird, die aber jenseits der Grenzen der Empirie zu bloßen Formen herabsinken und ohne Anschauung leer sind. Und während Aristoteles seine zehn Kategorien nur aufgezählt hatte, suchte Kant nach einem heuristischen Prinzip und glaubte dies in den Urteilsformen zu finden, da das Denken in Urteilen erfolgt. Was im Urteil das Subjekt mit dem Prädikat verbindet, ist jedesmal eine begriffliche Verstandesfunktion. So viele Arten des Urteils es gibt, so viel Kategorien oder Grundformen des Verstandes müßten demnach vorhanden sein. Dementsprechend stellt er zwölf Kategorien auf: drei der Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit; drei der Qualität: Realität, Negation, Limitation; drei der Relation: Inhärenz und Subsistenz, Kausalität und Dependenz, Gemeinschaft (Wechselwirkung); drei der Modalität: Möglichkeit und Unmöglichkeit, Dasein und Nichtsein, Notwendigkeit und Zufälligkeit. Die ersten sechs nannte er mathematische, die andern dynamische Kategorien. Von den Kategorien trennte er die Formen der sinnlichen Anschauung, Raum und Zeit, und ebenso die Schemata der Einbildungskraft, welche die Kategorien mit den Anschauungen verbinden, zugleich intellektuell und sinnlich sind und in den transscendentalen Zeitbestimmungen (Zeitreihe, Zeitinhalt, Zeitordnung, Zeitinbegriff) bestehen. Aber Kant hat bei seiner Deduktion der Kategorien veraltete und unvollkommene Lehren der Logik benutzt. Die Einteilung der Urteile nach Quantität,

Digitized by Google

Qualität, Relation und Modalität ist nicht die natürliche Einteilung derselben, die Untereinteilung der Urteile in allgemeine, partikuläre und singuläre hat nur in Subsumtionsurteilen, in denen Art und Gattung miteinander verbunden werden, Bedeutung, im übrigen ist sie wertlos. Wie sich dagegen z. B. ein mathematisches Urteil (Gleichung) von einem Subsumtionsurteil unterscheidet, hat Kant nicht richtig erkannt, und das Wesen des Zahlbegriffs ist ihm nie klar geworden. Auch hat Kant den transscendentalen Gebrauch der Kategorien in bezug auf Gegenstände, ihre Gültigkeit innerhalb der Erfahrung wohl im allgemeinen, nicht aber für jede einzelne Kategorie nachzuweisen versucht. So ist die Kategorienlehre Kants in ihren Einzelheiten unvollkommen und muß teilweise noch als eine Nachwirkung scholastischer Philosophie gelten. Reinhold (1758 bis 1823), der erste namhafte Vertreter des Kantianismus in Jena, hat einen dieser Mängel, die Verfehlung des richtigen Deduktionsprinzipes, empfunden, aber nicht die Kraft besessen, ihm mit seinem Satz des Bewußtseins („Die Vorstellung wird im Bewußtsein vom Vorgestellten und Vorstellenden unterschieden und auf beide bezogen"), der nur die Kategorien Subjekt, Objekt und Vorstellung ergibt, abzuhelfen. Für Kant (und Reinhold) waren die Kategorien reine Begriffe a priori und Bedingungen der Erfahrung, aber nicht metaphysische Formen. Die spekulativen Philosophen Fichte (1762—1814), Schelling (1775—1854) und Hegel (1770—1831) haben aber die Kategorien Kants mit mancher Abweichung wieder hypostasiert (vgl. Hypostase) und zu Selbstbestimmungen des Absoluten erhoben.

Es blieb also die Aufstellung einer brauchbaren Kategorienlehre für die Philosophie noch immer nach Kant und seinen Nachfolgern eine ungelöste Aufgabe. Die Kategorien sowohl als logische Grundformen unseres Denkens als auch in ihrer Beziehung auf das Wirkliche mußten sicher festgestellt, ihr Gebrauch kritisch bestimmt werden. Diese Aufgabe ist noch nicht endgültig, aber doch im ganzen zutreffend, z. B. von Lotze und Sigwart (Ding, Eigenschaft, Tätigkeit, Relation), gelöst. Sie kann kaum auf anderem Wege als auf empirischem angefaßt werden. Im allgemeinen dürfte sich herausstellen, daß wir nur wenig Grundbegriffe besitzen, abgesehen von den sinnlichen Formen der Erkenntnis, Raum und Zeit, nur die Begriffe des Subjektes und Objektes, der Verbindung (Konnexion) und des Verhältnisses (Relation), der Zahl, der Substanz und

Digitized by Google

Eigenschaft (Inhärenz), der Gattung und Art, der Ursache und Wirkung. Dem Denken muß ein Inhalt gegeben und dieser vom Ich als Gegenstand des Denkens geschieden werden. Die einzelnen Inhalte müssen verbunden und in Beziehung (Vergleichung) gesetzt, Vielheiten zur Einheit, Teile zum Ganzen zusammengefaßt werden, ein beharrlicher Träger des Unselbständigen muß gedacht, Allgemeines und Besonderes in Beziehung gesetzt und Ursache und Wirkung in der zeitlichen Folge und im Wechselnden unterschieden werden. Angewandt auf Raum und Zeit, erhalten diese Grundformen des Denkens, Subjekt, Objekt, Verbindung der einzelnen Objekte, Beziehung und Bezogenes, Ganzes und Teil, Subsistenz und Inhärenz, Gattung und Art, Ursache und Wirkung, dann ihre weitere Ausbildung und Vermannigfaltigung in einer großen Fülle von abgeleiteten Vorstellungsformen. Die Beziehung des Denkens auf die Wirklichkeit ist aber unmittelbar durch keine Kategorie, sondern lediglich durch die Empfindung gegeben, so daß die Kategorien für sich nie metaphysische Beziehung gewinnen können. Kategorienlehren, die diese metaphysische Beziehung herzustellen versuchen, gehen ins Phantastische, wie z. B. die Kategorienlehre E. v. Hartmanns. W. Wundt (geb. 1832) sieht in den Kategorien Begriffsklassen, in die sich, weil sie für die Funktionen des beziehenden Denkens unerläßlich sind, auf jeder Entwicklungsstufe des letzteren die Begriffe einordnen lassen, und unterscheidet zwischen Verhältnis (relatio), der Vergleichung unabhängig gedachter Begriffe, und Beziehung oder Verbindung (connexio), der Vereinigung zweier aufeinander bezogener Begriffe oder Denkakte zu einem neuen Begriff oder Denkart. Die Beziehungsformen schließt er von den Kategorien aus (vgl. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, Bd. I, S. 110 ff.). — Vgl. Prädikabilien, a posteriori, Kantianismus. — Trendelenburg, Geschichte der Kategorienlehre. Berlin 1846. Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl. Bonn 1882. Lotze, Grundzüge der Logik. 3. Aufl. 1891. Sigwart, Logik. 2. Aufl. Tübingen 1889—1893. E. v. Hartmann, Kategorienlehre. Leipzig 1896. W. Ernst, Der Zweckbegriff bei Kant und sein Verhältnis zu den Kategorien. Berlin 1910.

kategorisch (gr. κατηγορικός von κατηγορεῖν = aussagen, franz. catégorique) heißt erstens aussagend, behauptend, prädicierend, zweitens unbedingt. In beiden Bedeutungen steht

Digitized by Google

der Begriff kategorisch im Gegensatz zu hypothetisch. Die erste Bedeutung findet in der Logik Platz. Hier heißt ein Urteil ein kategorisches, in dem ein Prädikat dem Subjekt schlechthin beigelegt oder abgesprochen wird (A ist B, oder A ist nicht B), in dem also zwei Begriffe als Subjekt und Prädikat verbunden sind. Den Gegensatz dazu bildet das hypothetische Urteil, in dem zwei Urteile in das Verhältnis des Grundes zur Folge gebracht sind (Wenn A ist, so ist B usw.). — Vgl. Kant, Kr. d. r. V., S. 73. — In der zweiten Bedeutung ist der Begriff in der Ethik gebräuchlich und von Kant (1724—1804) festgelegt. Kant nennt das oberste Sittengesetz den kategorischen Imperativ, weil es einfach und schlechthin, unabhängig von jeder Bedingung und jeder Rücksicht auf Nutzen und Vergnügen mit Notwendigkeit gebietet und ihm ohne Widerspruch Gehorsam geleistet werden muß. Da er in diesem also ein allgemeines reines Vernunftgesetz suchte, kam er zu der Schlußfolgerung, das Moralprinzip müsse ein bloß formales sein, während es durch Rücksicht auf ein bestimmtes Ziel des Willens empirisch werde. Es lautet für ihn daher: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“ (Kr. d. pr. V., S. 54), oder: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“, oder: „Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte“, oder: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst“. (Grundlegung der Metaphysik der Sitten, 2. Abschnitt.) Aber die Tauglichkeit dieses Prinzips ist beschränkt. Denn da Kant im kategorischen Imperativ kein inhaltliches Sittengesetz aufstellt, sondern nur die sittliche Allgemeingültigkeit der Handlungsweise fordert, so läßt er es unbestimmt, wohin unser Handeln in jedem einzelnen Falle sich wenden solle. Auch dürfte es in Wirklichkeit schwierig oder für den einzelnen Menschen und im einzelnen Falle sogar unmöglich sein, festzustellen, ob seine Maxime sich zum Allgemeingesetz eigne. Die Ethik verlangt also, um mit dem Leben in fruchtbare Beziehung zu treten, an Stelle des kategorischen Imperativs inhaltliche, wenn auch nur empirisch bestimmte Prinzipien. — Vgl. Freiheit.

Katharsis (gr. *κάθαρσις*) heißt die Reinigung von Affekten

Digitized by Google

und Leidenschaften. Solche Reinigung erstrebten die Pythagoreer durch Askese. Aristoteles (384—322) sah in der Reinigung der Affekte die letzte Wirkung der Tragödie (Poet. 6, p. 1449 b 27: *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν*: „Durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Affekte bewirkend"). Lessing in der Hamb. Dramaturgie faßte diese durch die Tragödie bewirkte und von Aristoteles bezeichnete Katharsis irrtümlich als Umwandlung der Affekte in tugendhafte Fertigkeiten auf (St. 74—83), während Aristoteles wohl einen pathologischen Vorgang gemeint hat. Goethe verlegte die Katharsis einseitig in die dargestellten Vorgänge und meinte, daß die Handlung der Tragödie nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließe. J. Bernays erklärte die Katharsis als erleichternde und befreiende Entladung des Zuschauers von den Affekten der Furcht und des Mitleids. Lähr (Kant-Lessing) sah die Katharsis darin, daß die Tragödie durch Mitleid und Furcht das Affektleben der Menschen überhaupt reinige und zum Schönen läutere. Man darf wohl mit vielen Neueren behaupten, daß die Wirkung der Tragödie durch den Hinweis auf die Katharsis nur unzulänglich gedeutet wird. — Vgl. Tragödie. — J. Bernays, Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Dramas. Berlin 1880 (die erste zuerst 1857). Döhring, Kunstlehre des Aristoteles. Jena 1876 (wo im Anhang II, S. 263—306 eine Zusammenstellung aller Auslegungen der Aristotelischen Katharsis gegeben ist). Manns, Die Lehre des Aristoteles von der tragischen Kunst. Karlsruhe 1883. Lähr, Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles. Berlin 1896. A. v. Berger in Gomperz' Poetik des Aristoteles. Leipzig 1897.

Kathodenstrahlen s. strahlende Materie.

Kathenotheismus nennt Max Müller (1823—1900) die Verehrung eines Gottes nach dem andern, wobei der jedesmal angerufene Gott als der höchste angesehen wird. Dies war z. B. die Form der alten indischen Religion. — Vgl. Henotheismus.

Katholizismus und Philosophie. Der Katholizismus ist der Geist und die Lehre der morgenländischen und abendländischen christlichen Kirche, der sich im Verlauf der ersten christlichen Jahrhunderte entwickelt, dann besonders im Abendland unter der Herrschaft der römischen Päpste fortentwickelt, später durch die Kirchenversammlung von Trient (1545—1563)

Digitized by Google

schärfer ausgeprägt hat und bis auf die neueste Zeit konsequent festgehalten und dogmatisch ausgebildet worden ist. Die Philosophie der katholischen Kirche im Mittelalter ist die Scholastik (s. d.) gewesen, namentlich seitdem diese seit Anselm von Canterbury (1033—1109) ihre Unterordnung unter die Lehren der Kirche zum Grundsatz erhoben hat. Ein festes Verhältnis der Kirche zu den Einzelrichtungen der Scholastik bahnte sich aber erst vom Ende des XIII. Jahrhunderts ab an. Die Dominikaner haben 1286 ihren zwölf Jahre vorher verstorbenen Ordensbruder Thomas von Aquino (1225—1274), der die Lehre des Aristoteles mit der christlichen Überlieferung, die Lehre von dem vernünftigen und zweckvollen Zusammenhang des Weltalls mit dem Dogma von der Heilswirkung verschmolzen hatte, zu ihrem offiziellen Lehrer erklärt und seine Schriften dem Unterricht zugrunde gelegt. Auch von den Benediktinern, Karmelitern und Augustinern ist die Philosophie des Thomas bald anerkannt worden. Und obwohl sich die Franziskaner gegen sie ablehnend verhielten und die letzten Scholastiker über Thomas hinauszugehen versuchten, hat sich auch der Jesuitenorden Thomas zum Helfer im Unterricht der Jugend gewählt. Auf Thomas, als den rechtgläubigen Philosophen der Kirche, haben viele Päpste vom XIV. bis XIX. Jahrhundert, von Clemens V. bis auf Pius IX., hingewiesen. Leo XIII ist ihnen gefolgt und hat schon in seiner ersten Enzyklika „Inscrutabili Dei consilio“ vom 21. April 1878 Thomas neben Augustin anempfohlen. Die dritte Enzyklika „Aeterni patris“ vom 4. August 1879 erklärt dann die Philosophie für berufen, den Erweis der Wahrheit für die Grundlagen der Religion zu bringen, der Theologie Methode zu geben, und eine Schutzwehr des Glaubens gegen feindliche Angriffe zu bilden. Sie weist dem Thomas von Aquino unter allen Philosophen den ersten Platz an und schreibt die Beschäftigung mit ihm allen Schulen vor. Seit dieser Enzyklika herrscht die Philosophie des Thomas in allen katholischen Lehranstalten. Die Philosophie des Katholizismus ist also zurzeit der Neuthomismus, welcher aus der von Thomas von Aquino vollzogenen Verbindung von Aristoteles und Augustinus hervorgegangen und in die Neuzeit hinübergenommen ist. Sie beruht auf dem rationalistischen Grundgedanken, daß Glauben und Wissen sich zu einem einheitlichen System verbinden lassen. Aus der Vernunft fließt ein Teil der religiösen

Digitized by Google

Wahrheiten, wie der teleologische Gottesbeweis, der Begriff der Vollkommenheit, Weisheit, Gerechtigkeit und Wahrheit Gottes, der Beweis der Zuverlässigkeit des Evangeliums und der göttlichen Sendung der Kirche. Andere religiöse Wahrheiten, wie die Dreiheit der göttlichen Person, die Zeitlichkeit der Schöpfung, die Erbsünde, die Menschwerdung des göttlichen Wortes, die Auferstehung des Fleisches, das Weltgericht, die ewige Seligkeit und Verdammnis, sind Glaubenssätze, die allein der göttlichen Offenbarung entstammen. Beide Arten der Wahrheit widersprechen sich nicht, sondern haben in der widerspruchslosen göttlichen Wahrheit und Einheit ihren höchsten und letzten Grund. Aber der natürlichen Vernunft fällt in diesem Bunde die untergeordnete Stellung zu. Die Philosophie ist Dienerin und Magd der Theologie (Philosophia ancilla theologiae). Die Vernunft ist Vorbereitung des Glaubens, Vorschule und Hilfe. Sie bereitet den Weg zum Glauben, bringt Ordnung in die Fragen der Theologie und schützt den Glauben gegen Feinde. Sie ist ein passender Zaun und eine Mauer des Weinbergs, muß sich aber der höheren Autorität unterwerfen und der Theologie den Vorrang überlassen. Nur von den Werken Gottes führt sie zu Gott hin, während die Theologie unmittelbar bei Gott verweilt. Im Gebiete des Wissens und der natürlichen Tugenden können Thomas von Aquino und Aristoteles, auf dem er fußt, Führer sein, im Gebiete des Glaubens und der christlichen Tugenden entscheidet zuletzt die von Christus gestiftete und vom Geiste Gottes regierte Kirche. So sind Wissen und Glauben, Altertum und Mittelalter in der Philosophie der katholischen Kirche unter dem Gesichtspunkte der Autorität der Kirche miteinander verschmolzen. — Vgl. Protestantismus und Philosophie. — L. Schütz, Thomas-Lexicon. Paderborn 1881. 2. Aufl., 1892. O. Willmann, Geschichte des Idealismus, 3 Bde. Braunschweig 1894 ff. R. Eucken, Die Philosophie des Thomas v. Aquino und die Kultur der Neuzeit. 2. Aufl., Sachsa 1910.

Kausalität s. Causalität.

Kausalnexus s. Causalnexus.

Kausalprinzip s. Causalprinzip.

Kenoma s. Pleroma.

Kettenschluß s. Sorites.

Kinästhetische Empfindungen s. Muskelempfindungen, Tastempfindungen. Der Ausdruck (geb. von gr.

Digitized by Google

κινέω = bewege und *αἰσθητός* = wahrnehmbar, empfindbar), der s. v. w. Bewegungsempfindungen bedeutet, rührt von Charlton Bastian (1887) her. Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol., B. II, 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 25 verwirft den Ausdruck als unzutreffend, weil die Bewegungsempfindung selber erst ein aus mehreren elementaren Empfindungen zusammengesetztes Produkt ist.

Kinematik (neugeb. v. gr. *κίνημα* = Bewegung) heißt nach Ampère (1775—1838) die Wissenschaft von den Gesetzen der Bewegung (s. d.) ohne Berücksichtigung der Masse der bewegten Körper und der bewegenden Kräfte, während Kinetik (neugeb. v. gr. *κινητικός* = zur Bewegung gehörig) die Wissenschaft von der Bewegung genannt wird, welche die bewegenden Kräfte und die Masse der bewegten Körper mit berücksichtigt.

Kinderpsychologie s. Psychogenese, Psychologie.

Kitzelgefühl heißt eines der Kontrastgefühle, die aus einer Folge von Lust- und Unlustgefühlen entstehen. Die Kontrastgefühle gehören zu den Gemeingefühlen, welche von äußeren und inneren Tastempfindungen ihren Ausgang nehmen. Das Kitzelgefühl entsteht, indem schwache Tastempfindungen sich bald über eine größere Hautfläche ausbreiten, bald an ganz entlegenen Stellen ähnliche schwache Tastempfindungen hervorrufen (s. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1910, B. II, S. 299f., 322f. Grundr. d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 12, 6). Die Empfindungen sind begleitet von einem Wechsel von Lustgefühlen, die durch die äußeren Tastempfindungen veranlaßt werden, und Unlustgefühlen, die durch die Reflexbewegungen entstehen, welche von den Tastreizen ausgelöst werden. Besonders dafür empfänglich sind die Hohlhände, Achselhöhlen, Fußsohlen und Anfänge der Schleimhäute.

klar (niederrhein. Lehnwort aus der Mitte des 12. Jahrhunderts aus lat. clarus) heißt nach Herbart eine Vorstellung, die wir nicht nur gegenwärtig haben, sondern deren wir uns auch als solcher bewußt sind. Zwischen dem Vorhandensein von Vorstellungen in uns und dem vollen Bewußtsein derselben ist ein Abstand. Sie bleiben solange dunkel, bis sie von anderen Vorstellungen sicher geschieden sind. Leibniz (1646—1716) nannte eine Erkenntnis klar, die zur Erkenntnis des vorgestellen Gegenstandes ausreicht und die es ermöglicht, die vorgestellte Sache wiederzuerkennen (Betracht. über d. Erkenntnis, die Wahr-

Digitized by Google

heit und d. Ideen 1684). Nach Kant (1724—1804) ist **Klarheit** das Bewußtsein seiner Vorstellungen, welches zur Unterscheidung eines Gegenstandes von anderen ausreicht. Dasjenige aber, wodurch auch die Zusammensetzung der Vorstellungen klar wird, heißt Deutlichkeit (Anthropol. § 6). Wundt (geb. 1832) versteht unter Klarheit die relativ günstigere Auffassung des Inhalts einer Vorstellung, wenn dieselbe in einer Reihe aufeinander folgender Vorstellungen als unmittelbar gegenwärtige oder in einem simultanen Zusammenhange des Bewußtseins bevorzugt ist (Grundriß der Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 15, 4, S. 252. Leipzig, 3. Aufl. Stuttgart 1906. B. II, S. 115.) — Vgl. dunkel, deutlich, verworren, clare et distincte.

Klassifikation (franz. classification) oder Klassifizierung heißt die übersichtliche Darstellung des gesamten Begriffsinhaltes eines Wissensgebietes mit Hilfe einer fortgesetzten Division (d. h. der Einteilung des Umfanges der Begriffe), welche von dem höchsten Begriffe (Reich) bis zu den niedrigsten (Art, Abart) stetig fortschreitet. Die Klassifikation unterscheidet und ordnet also die verschiedenen Erkenntnisgegenstände eines Wissensgebietes nach bestimmten charakteristischen Merkmalen. Sie dient hauptsächlich den biologischen Naturwissenschaften und sucht diese Gebiete übersichtlich zu machen. Ihr Ergebnis ist das (künstliche oder natürliche) System (s. d.). Die einzelnen Gliederungsstufen werden mit den Namen Reich, Kreis, Klasse, Ordnung, Familie, Gattung, Art, Unterart usw. bezeichnet. Zur Klassifikation gehört an jeder Stelle des Systems 1. der allgemeine Begriff, welcher eingeteilt werden soll, 2. der Einteilungsgrund (principium divisionis), 3. die Einteilungsglieder (membra divisionis). Ist der Einteilungsgrund willkürlich, so heißt das System künstlich, liegt er in der Natur der Sache und bringt das System die natürliche Verwandtschaft und Abstammung zur Darstellung, so heißt es natürlich. Die Klassifikation gestattet eine doppelte Ordnung des Systems. Analytisch ist sie, wenn sie vom Einzelnen zum Allgemeinen emporsteigt, synthetisch, wenn sie vom Allgemeinen zum Besonderen herabsteigt. Die bekanntesten durch Klassifikation gewonnenen Systeme sind das natürliche Pflanzen- und Tiersystem. In jeder einzelnen Sprache liegt aber schon, durch die Worte vorbereitet, ein Keim zu einer Klassifikation sämtlicher Begriffe.

Klassiker (lat. classici) hießen in Rom die Bürger der ersten Klasse. Der Ausdruck wurde dann aber verwandt, um

Digitized by Google

Schriftsteller ersten Ranges zu bezeichnen. So findet er sich bei Gellius (Noctes Att. XIX, 8, 15). Allgemeiner wird von da ab Klassiker jeder für die Kunst oder Literatur bahnbrechende und mustergültige Geist genannt. Für Deutschland liegt die Zeit des Klassizismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Insofern die Künstler und Dichter des Altertums allgemein als Muster gelten, redet man auch von einem klassischen Altertum. Den Gegensatz hierzu bildet die Romantik (s. d.). — Vgl. L. Feuerbach u. d. Ausgang d. klass. deutsch. Philos. 5. Aufl. Stuttg. 1910.

Kleinmut heißt der Mangel an Mut, sowohl gegenwärtige Übel zu ertragen als auch künftigen entgegenzusehen.

Kleptomanie (von gr. κλέπτης = Dieb und μανία = Wahnsinn gebildet), Stehlsucht, nannte Esquirol (1772 bis 1840) eine der triebartig auftretenden Monomanien (s. d.), die sich in der Sucht, sich fremdes Eigentum zwecklos anzueignen, äußern sollte. — Vgl. Kraepelin, Psychiatrie. Leipzig 1909, B. I, S. 409.

klug (mhd. kluoc, seit dem 12. Jahrhundert) heißt derjenige, welcher zur Ausführung eines Zweckes die besten Mittel erkennt und gebraucht. Klugheit ist also mehr als Einsicht und weniger als Weisheit. Denn die Einsicht ist mehr theoretisch, die Weisheit mehr sittlich als die Klugheit. Ein kluger Mensch faßt die Sache praktisch an, fragt aber, wenn er nicht zugleich sittlich ist, nicht in erster Linie danach, ob seine Zwecke und Mittel unanfechtbar sind, obwohl er die sittliche Seite einer Sache nicht übersieht. Ihm liegt an erster Stelle daran, zu seinem Ziele zu kommen. Die Moral ist nicht Klugheits-, sondern Sittlichkeitslehre. Die Lebensweisheit ist dagegen eine Form der Klugheit im gesellschaftlichen Verkehr. Klugheit ist ferner nicht dasselbe wie Gelehrsamkeit oder Bildung. Sie ist natürliche Begabung und Entwicklung, aber nur die Voraussetzung für beide.

Kollision (lat. collisio, von collidere = zusammenstoßen) heißt der Zusammenstoß und Widerstreit der Rechte, Pflichten oder Interessen. Eine Kollision der Rechte untereinander kann stattfinden. So kollidieren z. B. die Rechte von A und B, wenn dieser eine Uhr kauft, die jenem gestohlen worden ist. Eine Kollision der Pflichten gibt es für den moralischen Menschen nur in seltenen Fällen und meist nur vorübergehend. Durch sittlichen Takt findet er meist bald heraus, welche Pflicht die größere ist und daher Erfüllung heischt. Daher kommen auch

Digitized by Google

die von der Kasuistik (s. d.) ausgesonnenen Fälle meist in der Wirklichkeit gar nicht vor. Die Tragödie aber, wie die Poesie überhaupt, hat es oft mit solchen moralischen Kollisionen zu tun. In der Antigone des Sophokles hat z. B. Antigone zwischen der Pflicht gegen den toten Bruder und der Pflicht gegen den König, zwischen den geschriebenen und den ungeschriebenen Gesetzen zu wählen. In den Choëphoren und Eumeniden des Aischylos kollidiert die Pflicht der Blutrache des Orestes mit der Pflicht der Pietät gegen seine Mutter. Doch auch in der Tragödie findet der Held meist den rechten Ausweg, der freilich ein solcher sein kann, daß seine Person zugrunde geht, während das sittliche Gesetz triumphiert. Eine Kollision der Interessen findet auf allen Gebieten des öffentlichen und Privatlebens statt.

Kombination (mlat.) heißt im allgemeinen Sinne die Verbindung des Zusammengehörigen in unserem Geiste. Im engeren Sinne schreibt man der Phantasie und dem Scharfsinne ein Kombinationsvermögen zu. Die Kombination, insofern sie Phantasie und Scharfsinn voraussetzt, ist die Fähigkeit, scheinbar beziehungslose Tatsachen oder Sätze richtig zu verknüpfen und dadurch zu neuen überraschenden Ergebnissen zu gelangen (wie dies z. B. in der Hertzschen elektromagnetischen Lichttheorie gelungen ist). In der Logik und Mathematik heißen Kombinationen die Verbindungen von zwei (Binionen, Amben), drei (Ternionen), vier (Quaternionen) . . ., n Elementen, die sich nicht nur durch die Reihenfolge der Elemente, sondern auch durch die darin enthaltenen Elemente voneinander unterscheiden. Die Anzahl der Kombinationen ohne Wiederholungen von n Elementen zur m-ten Klasse ist: $\frac{n\,(n-1)\,(n-2)\,\ldots\,(n-m+1)}{1.\,2.\,3\,\ldots\,m.}$, die Anzahl der Kombinationen mit Wiederholungen von n Elementen zur m-ten Klasse ist: $\frac{n\,(n+1)\,(n+2)\,\ldots\,(n+m-1)}{1.\,2.\,3\,\ldots\,m.}$. Auf der Kombinationslehre beruht die von Stanley Jevons (The principles of science, London 1874) konstruierte logische Maschine. — Vgl. Netto, Lehrbuch der Kombinatorik. Leipzig 1901.

komisch (gr. κωμικός, von κῶμος = lustiger Schwarm, fröhliches Gelage) heißt der Gegensatz zum Tragischen. Das Tragische (s. d.) beruht auf einem ernsten Widerstreit zweier Gewalten, in dem ein uns Sympathisches unterliegt. Das

Digitized by Google

Komische beruht dagegen auf einem Widerstreit zweier Gewalten, subjektiv z. B. der Erwartung und der Wirklichkeit, objektiv z. B. der Idee und der sinnlichen Erscheinung, der sich in unschädlicher, überraschender und erheiternder Weise löst. Im Komischen bringt das Sinnliche und Natürliche die Idee zu Falle, so daß wir an die irdische Schwäche gemahnt werden. Aber dies geschieht, ohne uns zu betrüben oder uns zu mißfallen. Der Sturz des Schönen und Erhabenen bedingt dagegen das Tragische und erregt unser Mitleid. Das Tragische und das Komische setzen also beide einen Kontrast voraus, aber die Art der Kollision der Gegensätze ist bei beiden völlig verschieden. Beim Tragischen macht sich der Gegensatz des Wertvollen (Schönen, Erhabenen usw.) und der wertlosen Gegenmächte (Häßliches, Niedriges usw.) geltend. Beim Komischen treten die Gegensätze zunächst als gleichberechtigt auf, und erst die Vernunft erweist die eine Macht als die unberechtigte. Beim Tragischen werden die höchsten Lebensgüter und ihre Träger vernichtet. Beim Komischen fallen nichtige Ideen, und ihre Träger erleiden geringeren vorübergehenden Nachteil. Das Tragische erfaßt die ganze Person, das Komische nur die einzelne Willensäußerung und Situation. Komisch ist also, was sich durch einen inneren oder hineingetragenen Widerspruch in ein harmloses oder doch als harmlos aufgefaßtes Nichts auflöst. Die Auflösung des Widerspruchs im Komischen muß unerwartet auftreten. Der plötzliche Übergang aus dem Hohen ins Niedere, dem Schönen ins Häßliche, dem Furchtbaren ins Gewöhnliche wirkt komisch. Das Komische ruft bestimmte Gefühlswirkungen hervor, die wie das Komische selbst Kontraste in sich einschließen, Spannung und Lösung, Verlegenheit und Überlegenheit, Hemmung und Förderung. Gemein treten diese Gefühle mit einer gewissen Heftigkeit und Stärke auf, die sich in der physischen Wirkung des Lachens offenbart und auslöst. Für die Individuen liegen aber bei der Wirkung des Komischen verschiedene Gemütslagen vor. Was für den einen unschädlich und harmlos ist, braucht es für den anderen nicht zu sein. Daher kann, was dem einen komisch erscheint, für den anderen von keiner oder der entgegengesetzten Wirkung sein. Es gibt somit auch verschiedene Arten des Komischen. Man unterscheidet das Niedrig- und das Fein-Komische, je nachdem die Idee, die zu Falle kommt, niedriger oder höher steht, und das Sinnliche, welchem jene unterliegt, gröber oder

Digitized by Google

feiner ist. Das Niedrigkomische heißt auch das Burleske (von ital. burla, Spott) und ist das Unanständige, Bäurische, Tölpelhafte, Plumpe, überhaupt das Tierische am Menschen, oder auch das Tier selbst. Feiner ist das Komische des Verstandes, der Witz (s. d.). Jenseits des Komischen liegt der Humor (s. d.), der eine höhere Art des Ästhetischen ist und eine ernste Beimischung aufweist. Man kann auch die Gegensätze feine Komik (z. B. Lessings Minna v. Barnhelm) und drastische Komik (Schwank, Posse, Burleske usw.), ferner gelehrte Komik (Blumauer, Platen, Prutz, Scheffel) und volkstümliche Komik machen. Auch lassen sich Charakterkomik (Aristophanes, Molière, Swift, Heine) und Situationskomik (Aristophanes, Tieck, Platen) unterscheiden. Die Komik kann dabei entweder das öffentliche oder das Privatleben zum Ausgangspunkt nehmen. Das Komische kann ebenso wie das Häßliche der Streit zwischen Materie und Geist sein. Aber die Auflösung des Streites beim Komischen ist nicht die völlige Niederlage des Geistes wie beim Häßlichen, sondern nur die Besiegung des Unnatürlichen an ihm. Auch kann sich das Komische nur in denjenigen Künsten entfalten, die der Materialität weiter entrückt sind. Es gibt keine komische Baukunst, und auch in der Plastik tritt das Komische nur in der Kleinkunst hervor. Dagegen gehört es in die Malerei, Musik und Poesie. Aristoteles (384—322) definiert das Komische (Lächerliche) als eine menschliche Schwäche oder Häßlichkeit, die schmerzlos und unschädlich ist (*τὸ γὰρ γελοῖόν ἐστιν ἁμάρτημά τι καὶ αἶσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν* Poet. 5 p. 1449 a 34). Kant (1724 bis 1804) erklärt das Lachen als einen Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts (Kr. d. U. S. 222). Jean Paul (1763—1825) sucht das Komische in dem Unverständigen, das sinnlich als Handlung oder Zustand angeschaut wird und bei dem ein Widerspiel zwischen Absicht und Erfolg stattfindet, der Zuschauer selbst dem ungereimt Handelnden seine eigene Ansicht und Einsicht leiht. Th. Lipps definiert: „Komisch ist, was den Anspruch erhebt, ein Großes oder Bedeutsames zu sein, was als ein Etwas auftritt oder sich gebärdet, um dann plötzlich als ein Nichts zu erscheinen oder sich auszuweisen“ (Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 365). — Vgl. Erhaben, Häßlich, Lachen, lächerlich, Tragödie. — J. Paul (Fr. Richter), Vorschule d. Ästhetik, 1813. F. Vischer, Über das Erhabene und Komische. Stuttgart 1837. Hecker,

Digitized by Google

Physiol. u. Psychol. d. Lachens u. d. Komischen, 1873. Th. Lipps, Komik und Humor. Hamburg und Leipzig 1898. Ästhetik. 2 Bde. Hamburg 1903ff. Kraepelin, Zur Psychologie des Komischen (Wundts psychol. Stud. Bd. 2, Leipzig 1885). Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. B. I. Halle 1897. Fr. Jahn, Das Problem des Komischen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Potsdam 1904.

kompakt (lat. compactus), eigentl. eng zusammengefügt, dicht, derb, gediegen, heißt ein Begriff, der viele Merkmale enthält.

Komparativ (lat.), vergleichend, vergleichungsweise, nennt man die Gültigkeit eines Satzes in dem Falle, daß dieser nur auf der Vergleichung mehrerer ähnlicher Dinge beruht, z. B.: Die Kinder (nicht alle!) sind leichtsinnig. — Unter komparativer Psychologie, welche von Burdach, Carus, Scheve und Bastian angebaut wurde, versteht man die Psychologie, welche die Vergleichung tierischer und menschlicher Seelenzustände und der psychischen Vorgänge bei verschiedenen Völkern zur Grundlage hat. — Komparative Grammatik (vergleichende Sprachwissenschaft) heißt die von Franz Bopp (1791—1867) begründete Sprachwissenschaft, die durch Vergleichung der Sprachen die Verwandtschaft derselben und die Entstehung grammatischer Formen überhaupt nachgewiesen hat.— Vgl. Sprache.

Komplex (lat. v. complecti) heißt in der Logik ein zusammengesetzter Begriff, in der Mathematik eine Zahl von der Form $a \pm bi$, worin $i = \sqrt{-1}$ ist. — Complexus notarum heißt der Inhalt des (zusammengesetzten) Begriffes (s. d.). — Vgl. Zahl.

konjunktive Urteile heißen solche Urteile, in denen ein und demselben Subjekt mehrere Prädikate beigelegt sind, z. B. Die Kunst ist erfreuend, belehrend und bildend. Die allgemeine Form des konjunktiven Urteils ist: A ist B und C und D usw. — Vgl. copulativ.

konkret (v. lat. concrescere = zusammenwachsen), eig. das Zusammengewachsene, heißt allgemein jeder unmittelbar aus der Anschauung gewonnene Begriff, dessen Gegenstand für ein von Natur selbständiges, ein zusammenhängendes Ganzes bildendes Ding angesehen wird. Der Gegensatz des Konkreten ist das Abstrakte, das begrifflich Gedachte, Unanschauliche. Insbesondere unterscheidet man Gegenstandsbegriffe als

Digitized by Google

konkrete Begriffe des Selbständigen von Eigenschafts- und Zustandsbegriffen als abstrakten Begriffen des Unselbständigen. Abstrakt nennt man auch die allgemeine Erörterung eines Redners, konkret die Erörterung an Beispielen. Hegel (1770—1831) spricht auch von einem „Konkret-Allgemeinen", worunter er den Begriff versteht, der sich selbst zur Besonderheit und individuellen Bestimmtheit entwickelt, also ein Einzelnes, in welchem sich das Allgemeine darstellt. — Vgl. abstrakt.

Konnex (lat. connexus) heißt Zusammenhang, Verbindung.

konsekutiv heißen die Merkmale eines Begriffs, welche aus anderen folgen. Im gleichseitigen Dreieck z. B. sind alle drei Winkel gleich. Also ist die Gleichwinkligkeit ein konsekutives Merkmal des Merkmals Gleichseitigkeit beim Dreiecke.

Konsequenz (lat. consequentia von cónsequi) heißt die Folgerichtigkeit. Die Konsequenz kann sich entweder im Denken oder im Handeln zeigen. Die Konsequenz im Denken heißt die logische oder theoretische. Sie verknüpft die Gedanken den Denkgesetzen gemäß. Die Konsequenz im Handeln, die moralische oder praktische Konsequenz, bringt die einzelnen Handlungen durch Grundsätze in Übereinstimmung. Logische Konsequenz in einem System wird da erreicht, wo sich alle Sätze eines Systems als Folgerungen aus einem Prinzip ergeben. Sie begründet nur die Widerspruchslosigkeit, nicht die sachliche Richtigkeit des Systems. Es ist daher notwendig, nicht nur die Konsequenz eines Systems, sondern auch das Prinzip, von dem ein Philosoph ausgeht, zu prüfen, um über sein System urteilen zu können. Praktische Konsequenz bringt Ordnung und System in das Leben der einzelnen Menschen und trägt zu einer sicheren Lebensführung, wie sie z. B. Kant erreicht hat, bei.

konstitutiv s. constitutiv.

Konstruktion (lat. constructio v. cónstruo), Zusammenfügung, Aufbau, heißt nach Kant (1724—1804) die Darstellung eines Begriffs in der Anschauung. Er teilt dementsprechend alle Vernunfterkenntnis in die aus diskursiven Begriffen — Philosophie — und die aus der Konstruktion der Begriffe in der reinen Anschauung — Mathematik (Kr. d. r. V., S. 832—851). Die Durchführung dieses Gedankens ist Kant für die Geometrie leicht gelungen. Er benutzt dazu den Satz von der Summe der Dreieckswinkel. Für die Arithmetik hat Kant dagegen den Begriff der Konstruktion in den

Digitized by Google

verfehlten Begriff einer symbolischen Konstruktion umbiegen müssen (Kr. d. r, V., S. 717), so daß sich seine Definition der Mathematik als unhaltbar erweist (vgl. C. Michaelis, Über Kants Zahlbegriff, Berlin 1884). — Schelling (1775—1854) verstand unter Konstruktion die Entwicklung der Begriffe und Urteile zu einem System und nannte seine Methode philosophische Konstruktion, wobei er nicht, wie man ihm wohl vorwarf, das Gegebene, die Natur, entstehn lassen, sondern das Besondere als Erscheinung im Allgemeinen, das Reale im Idealen nachweisen und ableiten wollte. Allerdings gingen seine Schüler so weit, nach einem willkürlichen Schema das aus der Erfahrung Gewonnene zu ordnen. Bei ihnen spricht man daher mit Recht von einem Konstruieren der Geschichte und Natur, d. h. einer gewaltsamen Ableitung des Faktischen aus Begriffen. Hegel (1770—1831) setzte an die Stelle der Konstruktion die immanente Selbstbewegung des Gedankens, durch welche sich der Begriff betätigen soll.

Konformismus s. Conformismus.

Kontinuismus s. Plerotismus, Leere.

kontradiktorisch s. contradiktorisch.

Kontraposition s. Contraposition.

konträr s. conträr.

Kontrast s. Contrast.

Kontrastgefühle s. Contrastgefühle.

konventionell (franz. conventionel) heißt allgemein auf Übereinkunft beruhend, herkömmlich. Im besonderen wird alles so genannt, was im geselligen Leben wie durch einen stillschweigenden Vertrag als schicklich, gültig und richtig anerkannt ist.

Kornhaufe s. Acervus.

Körper (gr. *σῶμα*, lat. corpus) ist ein Begriff, der in die Geometrie, in die Physik und in die Metaphysik hineingehört. Die Geometrie nennt jedes begrenzte dreidimensionale Raumgebilde ohne Rücksicht auf die raumerfüllende Materie Körper. Die Physik nennt Körper dasjenige, was in bestimmter Umgrenzung den Raum mit empfindbarer Qualität erfüllt. Die Metaphysik sieht in dem Körper eine ausgedehnte oder raumfüllende Substanz. Der wichtigste und grundlegende Begriff des Körpers, aus dem die beiden andern durch Abstraktion oder Umdenkung abgeleitet sind, ist der Begriff des physischen Körpers. Aristoteles (384—322) definiert ihn als das allseits Ausgedehnte (*σῶμα μὲν γάρ ἐστι*

Digitized by Google

τὸ πάντῃ ἔχον διάστασιν Phys. III, 5 p. 204 b 20) oder das allseits Teilbare (σῶμα δὲ τὸ πάντῃ διαιρετόν, de cael. I, 1 p. 268 a 7). Die Stoiker bestimmten den Körper als das dreifache nach Länge, Breite und Tiefe Ausgedehnte und schrieben allem Wirklichen Körperlichkeit zu (Diog. Laert. VII, § 135 σῶμα δ' ἐστὶ — τὸ τριχῇ διαστατόν, εἰς μῆκος, εἰς πλάτος, εἰς βάθος. — Plut. de communibus notitiis 30, 2, S. 1073 ὄντα γὰρ μόνα τὰ σώματα καλοῦσιν, ἐπειδὴ ὄντος τὸ ποιεῖν τι καὶ πάσχειν). Epikuros (341—270) sah in dem Körper den raumerfüllenden dreidimensionalen Stoff, τὸ τριχῇ διαστατὸν μετὰ ἀντιτυπίας (Sext. Emp. adv. Mathem. I, 21; X, 240; X, 257; XI, 213). Descartes (1596—1650) erfaßte den Begriff Körper nur durch das Merkmal der dreifachen Ausdehnung (Princ. philos. II, 1ff.). Spinoza (1632—1677) definierte den Körper als den Modus, der Gottes Wesen, insofern es als ausgedehntes Ding betrachtet wird, sicher und bestimmt ausdrückt (Ethic. II, Def. 1). Leibniz (1646—1716) betrachtete den Körper als ein Aggregat einfacher Substanzen (Monaden). Für Kant (1724—1804) „ist ein Körper, in physischer Bedeutung, eine Materie zwischen bestimmten Grenzen (die also eine Figur hat)" (Metaph. Anfangsgr. der Naturw., S. 85), metaphysisch sind körperliche Wesen für ihn nur „Erscheinungen äußerer Sinne" (Metaph. Anfangsgr. der Naturw., S. 9). Ostwald sieht in den Körpern Komplexe von Energien (Vorlesungen über Naturphilos., S. 180f). Unter den physischen Körpern unterscheidet man nach dem Aggregatzustande (s. d.) feste, tropfbar flüssige und luftförmige Körper. Unter den festen unterscheidet man harte und weiche, spröde und elastische. Man teilt ferner die Körper ein in organische und unorganische, die organischen wieder in beseelte und unbeseelte. Außer der Ausdehnung, dem Volumen und der Gestalt besitzt der physische Körper Teilbarkeit (d. h. alle Körper sind teilbar), Undurchdringlichkeit (d. h. zwei Körper können nicht denselben Raum erfüllen), ferner Porosität (d. h. die Körper enthalten Hohlräume), Trägheit (d. h. ein Körper kann seinen Bewegungszustand nicht von selbst ändern), Elastizität (d. h. die Körper widerstehen relativen Veränderungen ihrer Teile), sowie Dehnbarkeit und Zusammendrückbarkeit (Extensibilität, Kompressibilität (d. h. durch Zug wird der Rauminhalt eines Körpers vergrößert, durch Druck verkleinert). In der Chemie versteht man unter Körpern die besonderen raum-

Digitized by Google

erfüllenden Konstitutionen der Stoffe und unterscheidet einfache und zusammengesetzte Körper. Die Körperlehre ist teils allgemeine Naturlehre, teils spezielle, wie Astronomie, Mineralogie, Botanik, Zoologie und Somatologie. Letztere handelt vom menschlichen Körper und ist also ein Teil der Anthropologie. — Vgl. G. Kullmann, Die drei Daseinsstufen in der Entwicklung. Wiesbaden 1909.

Körperbewegungen heißen die an tierischen, inbesondere menschlichen Körpern stattfindenden Bewegungen, die durch den Einfluß der motorischen Nerven auf die Muskulatur entstehen. Sie scheiden sich in solche, die ohne Bewußtsein erfolgen, physische, und solche, bei denen neben den physischen Bedingungen zugleich bestimmte Bewußtseinszustände als Ursachen wahrgenommen werden oder vorauszusetzen sind, psycho-physische. Die physischen zerfallen in solche, die unmittelbar von innerer Reizung des motorischen Zentralgebietes, namentlich des Rückenmarkes ausgehen, automatische (wie z. B. die Atembewegung, Herzbewegung, Gefäßerregung), und solche, bei denen die zentrale motorische Erregung durch einen peripherischen Reiz erfolgt, der von einem zentripetal leitenden Nerven zugeführt wird, reflektorische (wie z. B. Zuckungen und mechanisch gewordene zweckmäßige Willenshandlungen). Die psycho-physischen haben entweder in einem den Willen eindeutig bestimmenden Motiv ihren Ursprung: Triebbewegungen, oder es findet bei ihnen die Wahl zwischen verschiedenen Motiven statt: willkürliche Bewegungen. Unter diesen Bewegungen bilden die auf ererbter Organisation beruhenden Triebbewegungen einerseits den Ausgangspunkt für die Ausbildung der die höheren Willenshandlungen ermöglichenden Willkürbewegungen, andrerseits die Grundlage für die Entstehung der reflektorischen und automatischen Bewegungen, die für ihren Teil auch fortwährend aus den willkürlichen Bewegungen hervorgehen und sich mit ihnen verbinden, indem ein Teil derselben mechanisch wird. Unter den Reflex- und Willensbewegungen sind besonders solche hervorzuheben, welche Gemütsbewegungen widerspiegeln und als Zeichen innerer Zustände von Wesen ähnlicher Art verstanden werden, die Ausdrucksbewegungen (wie Erblassen, Erröten, Mienenspiel, Gebärden, Weinen, Lachen). — Vgl. Wundt, Grundz. der phys. Psych. 6. Aufl. Leipzig 1908, S. 197, 293 ff.

Korpuskel (lat. corpusculum) heißt Körperchen kleines

Digitized by Google

Teilchen. Unter Korpuskeln oder Monaden (s. d.) versteht die Naturwissenschaft jetzt die feinsten Teile, aus denen die Atome der Elemente zusammengesetzt sein sollen (s. Atom). Man hat durch feinsinnige Versuche die elektrische Ladung eines jeden Korpuskels festgestellt und bewiesen, daß alle Korpuskeln an Größe und Elektrizitätsmenge gleich sind. Stoney hat die Ladung eines Korpuskels ein Elektron genannt. Möglich ist sogar, daß ein Elektron und ein Korpuskel dasselbe Ding ist; denn das Elektron kommt nur an Materie (s. d.) vor und das Korpuskel nur in Verbindung mit Elektrizität. Eine Vereinigung zahlreicher elektrischer Korpuskeln ist ein Atom (s. d.). Nach Thomson (Lord Kelvin) soll auch das Licht nichts anderes als ein Bombardement fliegender Korpuskeln sein (Newtons Emissionstheorie). — Vgl. Ionen, Elektronen, Atome, Molekül. — J. Thomson, Die Korpuskulartheorie der Materie, übersetzt von G. Siebert. Braunschweig 1908. Lord Kelvin (J. J. Thomson), Vorlesungen über die Molekulardynamik und die Theorie des Lichts. Deutsch v. Weinstein. Leipzig 1909. G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. 2. Aufl. Leipzig 1907, S. 131.

Kosmologie (gr. *κοσμολογία*, von *κόσμος* = Welt und *λόγος* = Lehre), die Weltlehre, heißt ein Teil der Naturphilosophie. Sie untersucht die Ursachen, die Entstehung, die Kräfte, die Entwicklung, die Dauer und die Grenzen der Welt. Ihre älteste Form, die Kosmogonie (d. h. Weltentstehung), ist die mythische Erklärung der Entstehung der Welt bei den Griechen, die zugleich die Theogonie, d. h. den genealogischen Bericht über die Entstehung der Götter in sich einschloß. Homeros ließ den Okeanos den Ursprung aller Dinge sein (*Ὠκεανοῦ, ὅσπερ γένεσις πάντεσσι τέτυκται* Il. XIV, 246). Hesiodos ließ in seiner Theogonie die Welt nebst den Göttern aus dem Chaos (dem gähnenden Schlund), der Gaia (Erde), dem Tartaros (dem dunkelen Abgrund) und dem Eros (Liebe) entstehen. Die Edda leitete die Welt aus Niflheim, Manu's Gesetzbuch aus dem Dunkel ab. — Bei den Griechen entwickelte sich in der Periode der aufblühenden Philosophie die wissenschaftliche Vorstellung, daß der Kosmos (das Weltall) die Kugel des Sternenhimmels sei, die sich um die Erde als ihr Zentrum drehe. Aus ihrer Bewegung, welche für vollkommen galt, weil sie Bewegung der Teile mit Ruhe des Ganzen vereinige, leitete man alle Bewegung der Elemente und Organismen ab. Die griechischen Philosophen hielten auch

Digitized by Google

zum Teil den Kosmos für ein lebendes Wesen, die Hylozoisten, Eleaten, Peripatetiker und Stoiker für Gott selbst, die Pythagoreer dagegen für ein Ebenbild desselben voller Schönheit und Harmonie, dessen Teile nach den Intervallen der Musik geordnet seien. Anaximandros und die Epikureer dagegen nahmen ein unendliches Universum und eine Vielheit von Welten an. Platon (427—347) gab im Anschluß an die pythagoreische Lehre eine poetisch ausgeschmückte teleologisch gefaßte Weltentstehungsgeschichte im Timaios. Nach Aristoteles (384 bis 322) besteht die Welt aus vielen beweglichen Hohlkugeln, an welchen die Gestirne befestigt sind. Um die Erde bewegen sich der Reihe nach die Sphäre des Mondes, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zu äußerst der von Gott bewegte Fixsternhimmel. Dieser besteht aus feurigem Äther, dem feinsten Stoffe, dem fünften Elemente (daher Quintessenz genannt), die Erde hingegen aus dem Niederschlag der gröbsten Stoffe. Diese Ansicht wurde, nachdem sie von Eratosthenes (276—194) und Ptolemaios (2. Jahrh. n. Chr.) mathematisch begründet war, die allgemein gültige (ptolemäische) Weltansicht und blieb es bis auf Kopernikus. Doch schon der Pythagoreer Aristarchos von Samos (um 281 v. Chr.) behauptete, die Sonne sei der Mittelpunkt der Welt, um den sich auch die Erde drehe. — Aus der ursprünglich wohl rein poetischen Redeweise, Sonne und Mond seien die Augen des belebten Kosmos, die Erde und die Gebirge sein Leib, der Äther sein Verstand, hat sich bei Beginn der Neuzeit die Vorstellung der Naturphilosophen Paracelsus (1493—1541), van Helmont (1577—1644) u. a. entwickelt, welche den Kosmos als Makrokosmos, den Menschen als Mikrokosmos (d. h. als große und kleine Welt) ansahen, die einander entsprächen, und in dem Verhältnis ständen, daß der Makrokosmos den Mikrokosmos beeinflußte (Astrologie). Erst Kopernikus (1473—1543) setzte an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel eine unendliche Zahl von Welten und an die Stelle des geozentrischen (s. d.) den heliozentrischen Standpunkt. Diese von der katholischen Kirche wie von Melanchthon als unchristlich bekämpfte Theorie ward durch Giordano Bruno, Galilei, Kepler und Newton verteidigt, durchgebildet und zur Geltung gebracht. Kepler gab dem System die mathematische (Keplersche Gesetze), Newton die physikalische (lex inertiae, Parallelogramm der Kräfte) Begründung. Dann traten neue Fragen in den Vorder-

Digitized by Google

grund der Kosmologie, die Fragen, ob die Welt endlich oder unendlich, ewig oder entstanden sei, ob sie untergehen könne oder nicht, ob ihr Stoff und ihre Energie sowie ihr Wärmevolumen sich ändere usw. Fontenelle behauptete 1686 (sur la pluralité des mondes), nicht allein die Erde, sondern auch andere Weltkörper seien bewohnt, Leibniz (1646–1716) gab eine Schöpfungsgeschichte in der Protogea, Kant (1724—1804) versuchte, an Newton anknüpfend und den kausalen Mechanismus bis zum Chaos zurückverfolgend, 1755 in der „Allg. Naturgesch. und Theorie des Himmels" die jetzigen kosmischen Verhältnisse aus einem ursprünglichen Dunstball (Nebularhypothese), auf den die Kräfte der Attraktion und Repulsion wirken und der in Rotation gekommen sei, zu erklären. Der kantischen Hypothese nahe verwandt ist die des Franzosen Laplace (1749—1827), die er in seiner „Exposition du système du monde" (1796) gab. Doch geht Kant von einem Urnebel des Universums, Laplace von einer bereits in Rotation befindlichen Nebelscheibe unseres Sonnensystems aus. Kant läßt Sonnen und Planeten durch Gravitation entstehen, Laplace läßt Ringe vom Zentralkörper sich durch Zentrifugalkraft ablösen. — Die Kant-Laplacesche Kosmogonie ist von der Naturwissenschaft allgemein angenommen und hat, was unser Sonnensystem betrifft, durch die Spektralanalyse eine kräftige Stütze erhalten. Der historische und beschreibende Teil der Kosmologie wird Kosmographie genannt. Der Teil der Kosmologie, der die Gesetze der Weltbildung aufstellt, heißt Kosmonomie. Soweit es sich um die Bewegungsgesetze der Himmelskörper handelt, redet man seit Laplace auch von einer Mechanik des Himmels. Diejenigen, die mit der Hilfe der Mystik Aufschlüsse über den Zusammenhang des Weltganzen erlangen zu können meinten, redeten von einer vermeintlichen Kosmosophie. — Vgl. Geogonie, Entropie, Ektropismus. — Kant, Allgemeine Theorie und Naturgeschichte des Himmels. Königsberg und Leipzig 1755. Laplace, Exposition du système du monde. Paris 1796. A. v. Humboldt, Kosmos (1845—1862). Fechner, Zendavesta. 3 Bde. Leipzig 1851. v. Helmholtz, Über die Wechselwirkung der Naturkräfte. Königsberg 1854. K. Sonnenschmidt, Geschichte und Entwickelung des Weltbaues. 2. Aufl., Köln 1879. Lucas, Die Grundbegriffe in der Kosmogonie der alten Völker. Leipzig 1893. Eberhard, Die Kosmogonie von Kant. Wien 1893. Faye, Sur l'origine du monde.

Digitized by Google

3. Aufl., Paris 1895. Svante Arrhenius, Das Werden der Welten, übersetzt von L. Bamberger. Leipzig 1907. P. F. Eberhard, Die Kosmogonie des Descartes. Berlin 1908.

kosmologischer Gottesbeweis s. Gott.

kosmologische Antinomie nennt Kant den Widerstreit, in welchen sich die spekulative Vernunft verwickelt, wenn sie die kosmologischen Ideen nach den vier Gesichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität aufstellt und daraus die vier kosmologischen Probleme ableitet, ob die Welt der Zeit und dem Raume nach einen Anfang (Grenze) habe oder unendlich sei, ob alles in der Welt aus dem Einfachen bestehe oder ob es nichts Einfaches gebe, sondern alles zusammengesetzt sei, ob es in der Welt Ursachen durch Freiheit gebe oder ob keine Freiheit existiere und alles Natur sei, und ob in der Reihe der Weltursachen irgend ein notwendiges Wesen sei, oder ob nichts notwendig, sondern in dieser Reihe alles zufällig sei (Prolegg., § 50—54. Krit. der rein. Vern., S. 405—567.) Kant löst den Widerstreit der Vernunft durch den Gedanken der Idealität von Raum und Zeit und die daraus abgeleitete Scheidung der Begriffe der Erscheinung und des Dinges an sich und zeigt, daß in den beiden ersten (mathematischen) Antinomien sowohl die Thesis wie die Antithesis falsch sind, weil der zugrunde gelegte Begriff einer an sich existierenden Sinnenwelt in sich selbst widersprechend ist, in den beiden letzten (dynamisch) dagegen sowohl Thesis als Antithesis richtig sein können, weil in den zugrunde gelegten Begriffen, was vereinbar ist, fälschlich als sich widersprechend vorgestellt ist. Die Thesis bezieht sich auf Dinge an sich, die Antithesis auf Erscheinungen. — Vgl. Antinomie, Antithetik.

Kosmopolit (gr. *κοσμοπολίτης* v. *κόσμος* = Welt und *πολίτης* = Bürger), Weltbürger, heißt derjenige, der nicht das Land, das ihn hervorgebracht oder in dem er Wurzeln geschlagen hat, sondern die Welt als sein Vaterland betrachtet. Sofern in dieser Idee der aufgeklärte Sinn und die wohlwollende Gesinnung gegen alle Menschen zum Ausdruck kommt, ist das Weltbürgertum in seinem freien auf das Wohl der gesamten Menschheit gerichteten idealen Streben sittlich, doch ist dadurch nicht das Recht des Patriotismus, der Liebe zu dem engeren Vaterlande aufgehoben, und so wenig ein Mensch humanster Gesinnung seine Individualität ausziehen kann, so wenig vermag er seine Nationalität zu verleugnen. Es ging über

Digitized by Google

das Ziel hinaus, wenn die Kyniker und Stoiker jede Heimatsliebe ableugneten, und ebensowenig kann allgemein maßgebend der Satz sein: „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland“ (ubi bene, ibi patria). — Vgl. Pfleiderer, Kosmopolitismus 1875.

Kosmotheismus heißt soviel wie kosmologischer Pantheismus. — Vgl. Pantheismus.

Kraft (mhd. kraft = Menge, Fülle, gr. *δύναμις*, lat. vis) heißt, am allgemeinsten gefaßt, die Bedingung für die Wirklichkeit einer Wirkung oder das innere Prinzip der Wirklichkeit der Erscheinungen, etwas enger gefaßt, die Ursache der Einwirkung eines Körpers auf einen anderen oder der Umwandlung einer Energie in eine andere. Der Begriff Kraft bezeichnet also in dieser Fassung dasselbe wie der Begriff einer bestimmten Art der Ursachen (s. d.). Das innere Wesen der Kraft vermögen wir nicht zu erkennen. Wir müssen uns an ihre Wirkungen im Stoffe halten und aus diesen die Art jeder einzelnen Kraft bestimmen. An sich selbst empfindet und fühlt jeder Mensch die Muskelkraft, und nach ihrer Analogie denken wir uns auch die anderen Kräfte. Psychologisch erklärt sich also der Kraftbegriff wie der Begriff der Ursache als eine Übertragung des Ichs als Wille auf die objektive Welt. Von jeder Wirkung einer Kraft gilt das Postulat, daß sie mit Notwendigkeit aus ihrer Ursache hervorgeht. Daher berechnen wir die Kraft aus der Wirkung nach dem Grundsatze, daß beide einander proportional sind. Diese Berechnung wird aber dadurch erschwert, daß bei fast allen Erscheinungen mehrere Ursachen zusammenwirken. Deswegen können wir nur da, wo die Erscheinungen nach allen Seiten unseren Beobachtungen und Messungen zugänglich sind, eine genauere Kenntnis der Kräfte aus ihren Wirkungen gewinnen. In der Physik verstehen wir unter mechanischer Kraft (seit Galilei) eine Bewegung bewirkende Ursache. Die Wissenschaft von den mechanischen Kräften heißt die Dynamik. Wo die Kräfte ihre Wirkung auf größere, leicht meßbare Entfernungen hin erstrecken, wie es die Schwerkraft tut, kann man beobachten, daß sie, wenn sie zwischen zwei Punkten auftreten, in geraden Linien zwischen diesen wirken, also die Entfernung zwischen ihnen zu vermehren oder zu vermindern streben, und daß die Größe ihrer gegenseitigen Einwirkung im umgekehrten Verhältnis der Quadrate ihrer Entfernungen steht. Wo sie anders als in der

Digitized by Google

sie verbindenden Linie zu wirken scheinen, hat man eine Mehrheit von Kräften vorauszusetzen. Eine Kraft heißt gegeben, sobald man ihre Richtung, Größe und ihren Angriffspunkt kennt. Ihre Richtung ist die gerade Linie, in welcher sie ihre Wirkung äußert oder eine Bewegung hervorzubringen bestrebt ist. Ihre Größe findet man durch Vergleichung mit einer bekannten, als Einheit angenommenen Kraft. Ihr Angriffspunkt heißt der Punkt, in welchem sie als unmittelbar wirkend gedacht wird. Wirken zwei Kräfte in verschiedener Richtung auf einen Körper, so kann man sie durch ihre resultierende Diagonalkraft ersetzen, indem man aus den beiden als Seiten ein Parallelogramm konstruiert und die Diagonale von dem Angriffspunkt nach dem Scheitel des gegenüberliegenden Winkels zieht. Umgekehrt kann man eine Kraft in zwei andere zerlegen. Wirken die gegebenen Kräfte in einer geraden Linie, so ist das Resultat gleich ihrer Summe, wenn sie nach derselben Richtung, gleich ihrer Differenz, wenn sie nach der entgegengesetzten wirken. Bei mehreren Kräften hat man jene Vereinfachung mehrmals vorzunehmen. Ist die Resultierende aus mehreren Kräften gleich Null, so heben sie sich auf, und der Körper, auf den sie wirken, ist in Ruhe. Sonst bewegt er sich nach der Richtung der überwiegenden Kraft. Die Einwirkung der Kräfte ist entweder momentan oder dauernd. Lebendige Kraft heißt (seit Coriolis) das halbe Produkt aus der Masse eines Körpers und dem Quadrat seiner Geschwindigkeit ($^1/_2\, m\, v^2$). Die Arbeit einer Kraft ist das Produkt aus der Kraft in den Weg des Angriffspunktes (K. s.). — Durch eine Kraft wird entweder eine gleichförmige oder eine beschleunigte Bewegung hervorgerufen. Die Kraft ist also entweder konstant oder fortwährend zunehmend. Im ersteren Falle, wo einem Körper durch eine momentan wirkende, aber gleich wieder aufhörende Kraft eine bestimmte Geschwindigkeit erteilt wird, reden wir auch von einem Impuls (s. d.), im letzteren Falle, wo eine konstante Kraft einem Körper eine beschleunigte Bewegung erteilt, reden wir von einer Kraft im engeren Sinne. Der Impuls ist das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit $I = m\,G$, die Kraft im engeren Sinne das Produkt aus Masse und Beschleunigung $K = m\,B$. Die Beschleunigung drückt man in cm für jede Sekunde (sec) aus, die Masse in g. Also ist die Krafteinheit diejenige, die einem Körper von der Masse 1 g in 1 sec eine Beschleunigung

Digitized by Google

von 1 cm erteilt. Diese Kraft nennt man Dyne (rund = $^1/_{980}$ g), neuerdings (das) Dyn, 1000 Dynen heißen eine Kilodyne (Kilodyn), eine Million Dynen eine Megadyne (Megadyn). Unter den Kräften unterscheidet man Fernkräfte und Nahkräfte. Eine Fernkraft, wie z. B. die Translation, hat ihren Sitz an einem bestimmten Orte und wirkt trotzdem an einem oder vielen anderen Orten, eine Nahkraft, wie z. B. die Druckkraft, dagegen pflanzt sich stetig fort und hinterläßt auf ihrem Wege Spuren ihres Wirkens. Man unterscheidet ferner Zentralkräfte (Normalkräfte) und Tangentialkräfte (Drehkräfte). Eine Zentralkraft ist da vorhanden, wo die Kraftrichtung in die Entfernungsrichtung des Kraftsitzes und des Körpers hineinfällt. Sie heißt eine Anziehungskraft, wenn sie vom Körpers zum Kraftsitz hin gerichtet ist, eine Abstoßungskraft, wenn sie von dem Kraftsitz weggerichtet ist. Eine Tangentialkraft ist da vorhanden, wo die Kraftrichtung senkrecht zur Entfernungsrichtung des Kraftsitzes und des Körpers gerichtet ist. — Aristoteles (384—322) kennt die Kraft als das Prinzip der Bewegung oder Veränderung (*Δύναμις λέγεται ἡ μὲν ἀρχὴ κινήσεως ἢ μεταβολῆς* Metaph. IV, 12 p. 1019a 15 f), aber in seiner teleologischen Naturerklärung findet der Begriff der Kraft keine grundlegende Bedeutung, und das Trägheitsgesetz ist ihm nicht bekannt gewesen. Bedeutung hat dem Kraftbegriffe erst Galilei (1564 bis 1641) durch seine Ermittelung der Fallgesetze gegeben, und erst durch Newton (1642—1727) wurde die allgemeine Anwendbarkeit des Galileischen Kraftbegriffes als bewegungsbestimmenden Umstandes stärker fühlbar gemacht (vgl. E. Mach, Die Mechanik. 5. Aufl., Leipzig 1904, S. 140; 202). Newton definiert die Kraft als eine auf den Körper geübte Tätigkeit, die seinen Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in gerader Linie ändert. Sie ist nach ihm bestimmt, wenn ihr Angriffspunkt, ihre Richtung und ihre Größe (Stärke) gegeben sind. So nehmen wir z. B. als Ursache des Falles der Körper die Schwerkraft an. Ihr Angriffspunkt ist der Schwerpunkt des fallenden Körpers, ihre Richtung ist die gerade Linie vom Schwerpunkt des Körpers zum Mittelpunkt der Erde. Ihre Größe bestimmt das Gesetz, daß sich zwei Kräfte in ihrer Wirkung nicht stören (Gesetz der Superposition), daß also zwei Kilogrammstücke mit derselben Kraft von der Erde angezogen werden, wobei sich allerdings die Schwierigkeit er-

Digitized by Google

gibt, daß sich die Schwere eines Kilogrammstücks mit dem Ort auf der Erde ändert. Als wissenschaftliche Krafteinheit dient deshalb nicht das Gewicht eines Kilogramms, wie in der Technik, sondern die Dyne (das Dyn). Kant (1724—1804) erklärt: „Die Ursache einer Bewegung heißt bewegende Kraft". „Anziehungskraft ist diejenige bewegende Kraft, wodurch eine Materie die Ursache der Annäherung anderer zu ihr sein kann." „Zurückstoßende Kraft ist diejenige, wodurch eine Materie Ursache sein kann, andere von sich zu entfernen." (Metaphys. Anfangsgründe d. Naturwissenschaft, S. 33 ff.) Ostwald (Vorles. üb. d. Naturphil. 3. Aufl., Leipzig 1905, S. 156) definiert die Kraft als den Widerstand, der bei einer Bewegung überwunden werden muß, und empfiehlt, bei physikalischen Problemen nicht von dem Kraftbegriff, sondern von dem Arbeitsbegriff auszugehen. „Mathematisch gesprochen erspart man sich dadurch eine Integration" (S. 174). — Vgl. Energie, Trägheit, Materie, Entropie, Arbeit, Impuls. — v. Helmholtz „Über die Erhaltung der Kraft". Berlin 1847 u. ö. F. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. 2. Aufl. Leipzig 1900. Julius Schultz, Die Bilder von der Materie. Göttingen 1905. E. Reyer, Kraft, d. i. animalische, mechanische, soziale Energie und deren Bedeutung für die Machtentfaltung der Staaten. 2. Aufl., Leipzig 1909. M. Rubner, Kraft und Stoff im Haushalte der Natur. Leipzig 1909.

Kraniologie s. Phrenologie.

Kreiserklärung, Kreisbeweis heißt die Erklärung, die Beweisform, bei welcher A durch B, B durch C, C durch D usw. und D wiederum durch A erklärt oder bewiesen wird. — Vgl. circulus vitiosus.

Kriecherei s. Demut.

Kriterium (gr. *κριτήριον* von *κρίνω* = urteile) heißt Kennzeichen oder Prüfstein der Wahrheit oder Unterscheidungsmerkmal. Man unterscheidet formale und materielle Kriterien. Formale Kriterien sind die logischen Regeln und die Grundgesetze unseres Denkens. An der Widerspruchslosigkeit und Konsequenz erkennen wir formal das richtige Denken. Die Tatsachen sind dagegen die materialen Kriterien der Wahrheit, und an ihnen haben sich die Theorien und Systeme zu bewähren (zu verifizieren). Die Stoiker, von denen der Begriff des Kriteriums herrührt, stellten die von einem Objekte erzeugte, mit sinnlicher Klarheit das Objekt ergreifende,

Digitized by Google

begriffliche Vorstellung (*φαντασία καταληπτική*) als Wahrheitskriterium auf, die englischen Empiristen den common sense (den gesunden Menschenverstand). Epikuros suchte das Wahrheitskriterium theoretisch in der Wahrnehmung, praktisch in dem Gefühl der Lust und Unlust. Descartes (1596—1650) erklärte vom rationalistischen Standpunkte aus Klarheit und Deutlichkeit für das Kriterium der Wahrheit. Doch reichen alle Prinzipien für die inhaltliche Bestimmung der Wahrheit nicht aus. — Vgl. Irrtum, Wahrheit, Anlage, Skepsis.

Kritik (gr. *κριτική* sc. *τέχνη*) heißt in weitester Bedeutung jede Beurteilung einer Sache, in engerer Bedeutung die Prüfung und wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln. Der Art nach ist die Kritik entweder negativ oder positiv. Dem Gegenstande nach ist die Kritik mannigfaltig, namentlich aber bezieht sie sich auf die höchsten menschlichen Fähigkeiten, auf die Wissenschaft, die Kunst, das religiöse und das sittliche Leben. In der wissenschaftlichen Kritik steht voran die philosophische Kritik. Die philosophische Kritik prüft ein Objekt nach seinem Wesen und seiner Tragweite. Kant (1724—1804) nannte daher Kritik der reinen (theoretischen) Vernunft die Untersuchung dessen, was die Vernunft unabhängig von der Erfahrung aus sich selbst zu erkennen vermag. Sie beantwortet die Fragen: Ist Erkenntnis aus reiner Vernunft (a priori) möglich? Wie ist diese Erkenntnis möglich? Wie weit erstreckt sich diese Erkenntnis nach der Natur der Vernunft? Welches sind die Verirrungen, in die die Vernunft ihrer Natur nach gerät? — Kritik der praktischen Vernunft nannte Kant dagegen den Nachweis, daß es reine praktische Vernunft gebe, nicht die Kritik des reinen praktischen Vermögens. Die letztere ist entbehrlich. Denn wenn reine Vernunft wirklich praktisch ist, so beweist sie ihre und ihrer Begriffe Realität durch die Tat, und alles Vernünfteln wider die Möglichkeit, es zu sein, ist vergeblich (Kr. d. pr. V., S. 3). Unter Kritik der Urteilskraft verstand Kant den Nachweis eines eigenen Prinzips der Urteilskraft (Kr. d. U., Vorrede, S. VI ff. — Vgl. Zweck). Der Geist der philosophischen Kritik ist für die Entwicklung der Wissenschaft nicht zu entbehren. Er bildet das Gegengewicht gegen den Autoritätsglauben. Lessing und Kant sind die klassischen Vertreter dieser Kritik. — Die historische Kritik prüft sowohl die Zeugnisse für die berichteten Tatsachen als auch die Wahrscheinlichkeit dieser selbst. Sie ist der In-

Digitized by Google

begriff diejenigen Methoden, durch die der Wert oder Unwert der Überlieferungen und Dokumente erwiesen wird. Die philologische Kritik prüft die schriftlichen Denkmäler, um die Geschichte der Überlieferung und den Wortlaut ihres Textes, wie er in den Handschriften und Drucken vorliegt (Rezension) und wie er durch Verbesserung der Fehler zu finden ist (Emendation, Konjekturalkritik), und die Echtheit der Überlieferung festzustellen und nötigenfalls das Ursprüngliche von späteren Zusätzen zu scheiden. Auch sie hat alle subjektiven und objektiven Gesichtspunkte der historischen Kritik zu beachten. Die Kunstkritik (ästhetische Kritik) prüft entweder den inneren, idealen Wert eines Kunstwerkes, oder die äußere mechanische Bearbeitung seines Materials, im ersteren Falle ist sie ästhetische, im letzteren technische Kunstkritik. Sie stellt fest, ob es dem Künstler gelungen ist, den Stoff nach seinen Zielen und Idealen zu gestalten. Die sittliche (ethische) Kritik richtet den sittlichen Wert der Gesinnungen, Worte und Werke. Die Kritik kann subjektiv (tendenziös) oder objektiv (sachlich) sein. Die Kritik einer Kritik nennt man Antikritik oder auch Metakritik. — Vgl. P. Zillig, Über Wesen u. Wert d. Kritik. Osterwieck 1909.

Kritizismus (geb. von Kritik) nennen wir in engerer Bedeutung Kants (1724—1804) System nach seiner erkenntnistheoretischen Seite. Kants Kritizismus besteht in der Maxime eines allgemeinen Zweifels an der Wahrheit aller synthetischen Sätze a priori, der solange bestehen muß, bis der Grund ihrer Möglichkeit in den wesentlichen Bedingungen unserer Vernunft erkannt und ihre Gültigkeit von Gegenständen durch eine Deduktion nachgewiesen ist. Der Kritizismus ist also der Zweifel des Aufschubs, einen allgemeinen Satz für wahr anzuerkennen, bevor man nicht das Erkenntnisvermögen, seine Leistungsfähigkeit und seine Grenzen selbst untersucht hat. Der Kritizismus steht mithin im Gegensatz zum Dogmatismus (s. d.), der jene propädeutische Arbeit vernachlässigt und der Vernunft des Menschen ein unbedingtes Zutrauen schenkt, und zum Skeptizismus (s. d.), der an der Möglichkeit des Vernunftwissens überhaupt verzweifelt und er vermittelt zwischen beiden. Der Kritizismus ist nur eine der vielen Seiten der Kantischen Philosophie. — Allgemeiner heißt jetzt Kritizismus diejenige Art zu philosophieren, die vor aller anderen Philosophie die Erkenntnistheorie behandelt, also diejenige philosophische Me-

Digitized by Google

thode, die jedem Versuch, die Philosophie als systematisches Wissen zu konstruieren, eine Untersuchung des Erkenntnisvermögens vorausgehen läßt. — Vgl. Kantianismus. — Pope, Essay on criticism. 1711. Bergmann, Zur Beurteilung des Kritizismus vom idealistischen Standpunkte. Berlin 1875. A. Riehl, Der philosophische Kritizismus. 2. Aufl. Leipzig 1908.

Krokodilschluß (gr. *κροκοδειλίτης*, lat. crocodilina) oder Dilemma heißt ein Fangschluß, der von einer Disjunktion mit möglichst allgemeinem Einteilungsgrund ausgeht. Aus dem Altertum stammt das Beispiel des Weibes, dem ein Krokodil sein Kind geraubt hatte und es ihm zurückzugeben versprach, wenn es ihm darüber die Wahrheit gesagt haben würde. Die Frau sagte: „Du gibst mir das Kind nicht wieder." Hierauf erwiderte das Krokodil: „Dann erhältst du dein Kind auf keinen Fall. Du hast entweder die Wahrheit gesagt oder nicht. Hast du sie gesagt, so soll ich dir dein Kind ja nicht geben. Hast du aber nicht die Wahrheit gesagt, so erhältst du es nicht zurück gemäß unserem Vertrage!" „Nein", entgegnet die Frau, „im Gegenteil, ich erhalte das Kind auf jeden Fall! Sagte ich die Wahrheit, so mußt du es mir laut des Vertrages wiedergeben. Habe ich aber die Wahrheit nicht gesagt, so mußt du es mir erst recht wiedergeben!" Von diesem Beispiel rührt der Name Krokodilschluß her. — Ein ähnlicher Fangschluß ist der Antistrephon (s. d.). — Vgl. Quintilianus, Instit. orat. 1, 10, 5.

Kultur (lat. cultura) heißt im weiteren Sinne Pflege, Bearbeitung und Ausbildung einer Sache zu dem Zweck, sie zu irgend einer Verwendung brauchbar zu machen. Im engeren Sinne heißt Kultur die Bearbeitung der Natur durch den Menschen und die Ausbildung seiner moralischen, intellektuellen und technischen Anlagen und Fertigkeiten. Die Kultur folgt der Zivilisation als höhere Stufe der Entwicklung eines Volkes nach, hat aber ihre Grenzen darin, daß der Mensch die Naturkräfte wohl entdecken und benutzen kann, aber nicht zu ändern vermag. Gegenüber dem Naturzustande bildet die Kultur, die sich in verschiedenen Stufen entwickelt, trotz des Einspruchs Rousseaus und trotz aller ihrer Schattenseiten den höheren, wertvolleren Zustand der Menschheit. Kant (1724—1804) definiert: „Die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (folglich in seiner Freiheit) ist die Kultur" (Kr. d. U. S. 387). Humanität, d. h. Entwicklung der Menschheit zur vollkommenen

Digitized by Google

Kultur, nicht bloß die vollkommene weltbürgerliche Staatsverfassung, wie Kant wollte, ist nach Herder der Endzweck der Geschichte. Nach W. Lexis (Hinneberg, Kultur d. Gegenwart I, 1) ist Kultur die Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch Ausbildung und Betätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte. — Vgl. Bildung, Zivilisation, Erziehung. — Engel, Schiller als Denker. Berlin 1908. (Darin: Herder als Bahnbrecher einer historischen Auffassung von „Recht" und „Kultur.") Ostwald, Energetische Grundzüge d. Kulturwiss. Leipzig 1909. D. Koigen, Ideen zur Philos. der Kultur. München 1910. E. Krieck, Persönlichkeit und Kultur. Kritische Grundlegung der Kulturphilosophie. Heidelberg 1910. H. Schneider, Kultur und Denken d. Babylonier u. Juden. Leipzig 1910.

Kummer heißt der lähmende (asthenische) Affekt der dauernden, tiefen, an Leib und Seele zehrenden Unlust, die aus einem nicht zu beseitigenden Übel, wie z. B. dem Verlust geliebter Personen oder Gegenstände, der Verkommenheit anverwandter oder befreundeter Personen, aus getäuschter Erwartung, aus vergeblichem Kampf gegen Hindernisse usw. entspringt. Der Kummer geht häufig in einen Zustand dauernder Depression des ganzen Seelenlebens, in Melancholie über. Erschlaffung der Muskeltätigkeit, die auf die äußere Haltung wirkt, kennzeichnet den Kummer. — Kümmerlich heißt s. a. dürftig.

Kunst (ahd. mhd. kunst = Kenntnis, von können, gr. τέχνη, lat. ars) bezeichnet zunächst im allgemeineren Sinne die menschliche Geschicklichkeit. Die Kunst im engeren, ästhetischen Sinne dagegen ist die schöpferische Fähigkeit des Menschen, Werke zu schaffen, die, mit den Sinnen wahrgenommen, ein geistiges Wohlgefallen hervorrufen und als neue ästhetische Werte bleibender Bedeutung betrachtet werden können. Sie stellt Ideen in sinnlicher Erscheinung dar. Sie richtet sich nicht auf das Nützliche, sondern auf das Wohlgefällige und ist kein Produkt verstandesmäßigen Schaffens, sondern Erzeugnis des schaffenden Volksgeistes und vor allem des Genies. Sie trägt deswegen überall, wo sie original ist, nationalen oder individuellen Charakter. Um die Götter zu verherrlichen, sich selbst zu schmücken, das Bild geliebter oder verehrter Personen in Stein, Farbe und dgl. festzuhalten, haben die Menschen Kunstwerke geschaffen. Das künstlerische Vermögen beruht auf Anlagen, die sich wohl durch Verstandeseinsicht und Übung lenken und erweitern, niemals aber wecken

Digitized by Google

und zur Vollendung bringen lassen. Es hat seine Grundlage in den die Vorstellungstätigkeit begleitenden Gefühlen, und die Fähigkeit ungehemmten, kräftigen und vielseitigen Gefühls ist seltener anzutreffen und verkümmert leichter als die des gefühlsschwachen logischen Denkens. Das Gefühl steigert die intellektuellen Leistungen zu ungewöhnlicher Höhe, läßt Seiten der Dinge erfassen, die der Verstand nicht erfaßt, beschleunigt den Verlauf der Vorstellungen und führt zu Kombinationen, die neu sind und vom Gewöhnlichen abweichen. Diese gewöhnlich als Phantasie bezeichnete, von eigenartigen Gefühlsvorgängen begleitete Vorstellungstätigkeit des künstlerischen Vermögens weicht von dem logischen Verstandesdenken weit ab, ohne dessen Grundsätze zu verleugnen. Auf ihr beruht der produktive Charakter der höheren Künste. Die Kunst steht andrerseits auch in Beziehung zur Natur. Sie ist zum Teil Nachahmung (*μίμησις*) der Natur. Sie verwendet die Stoffe der Natur zur Darstellung, die Vorbilder der Natur zu Symbolen, die Gestalten der Natur zur Widergabe, doch beschränkt sie sich nicht auf bloße Nachahmung, sondern idealisiert die vorbildlichen Gestalten. Das Gesetz der Natur ist Notwendigkeit, das des Künstlers Freiheit. Der Künstler opfert von dem in der Natur liegenden Wirklichen vieles, wie z. B. der Plastiker die Farbe, und setzt andrerseits vieles zu, wie z. B. der Dichter den Rhythmus und Reim. Auch hat nicht in allen Künsten das Vorbild der Natur gleiche Bedeutung. Die Architektur ist in ihrem konstruktiven Teil vorbildlos und folgt den Gesetzen geometrischer Proportion. Auch die Musik schließt sich nicht an Vorbilder der Natur an, und für das Gebiet der Lyrik innerhalb der Poesie ist der Begriff der Nachahmung viel zu eng, um ihn auf die Autorität des Aristoteles hin aufrechterhalten zu können. Lyrik ist Ausdruck der Gefühle, nicht Nachahmung. Auch die Stoffe der Natur finden nicht in allen Künsten gleiche Anwendung. In der Malerei z. B. hat der Stoff eine geringere Bedeutung als in der Architektur. In der Poesie vollends ist der Laut durch seine Bedeutung fast völlig vergeistigt. Die Sprache ist nicht der Stoff, sondern nur das Vehikel des Gedankens. Überhaupt aber hebt die Kunst ihre Darstellungen aus der Natur und Wirklichkeit in eine eigne von ihr erst geschaffene Sphäre hinein und erzeugt Gebilde, denen in der Natur nichts Ähnliches entspricht. Man kann die Nachahmung überhaupt nicht als das maßgebende künstlerische Prinzip ansehen. Im Wesen ist

Digitized by Google

es immer innerlich erschautes Leben, das der Künstler darzustellen unternimmt. Auch da, wo sich der Künstler an die Natur binden muß, ist das eigentlich künstlerische Zutat aus seinem Inneren, aber freilich ist von der eng gebundenen Kunst des Porträtsmalers und des naturalistischen Dichters bis zu den phantastischen Schöpfungen eines Böcklins und Dantes ein weiter, viele Abstufungen in sich einschließender Weg. — Mit der Wissenschaft hat die Kunst die Geistestätigkeit und das höhere Streben gemein, sie ist wie diese auch eine Sprache und hat es mit Gedanken und Ideen zu tun. Aber sie schaltet nicht mit Begriffen, Urteilen und Schlüssen, und weil ihr Organ vorwiegend das Gefühl und die Phantasie ist, nicht der Verstand, muß sich das echte Kunstwerk aus sich heraus erklären, bedarf also nicht der Hilfe der Wissenschaft. Die Kunst wächst andrerseits auch vielfach aus dem Handwerk, der für den Nutzen schaffenden Tätigkeit des Menschen, hervor. Die Werke der Architektur haben z. B. zum größten Teil noch ihren nützlichen Zweck. Aber auf Grund des menschlichen Nachahmungs- und Spieltriebes entsteht auch hier die freiere, vom Nützlichen abgewandte künstlerische Subjektivität, wenn sich Phantasie mit warmer Sinnlichkeit, schwungvoller Begeisterung und reicher Reflexion verbindet. Dazu muß freilich die technische Schulung treten, damit die Idee ihren angemessenen Ausdruck finde, vor allem aber die künstlerische Individualität, damit etwas Eigentümliches, Originelles, Neues entstehe. Höchste Aufgabe der Kunst ist es, die Darstellungsmittel in den jedesmal vorliegenden Aufgaben und Ideen so anzupassen, daß jeder Zug der Formgebung Gefühle und Stimmungen weckt, die denen, die der Inhalt anregt, entsprechen.

Eingeteilt werden die Künste nach den sinnlichen Mitteln, mit welchen sie darstellen. Sie zerfallen danach 1. in die wesentlich für das Auge in räumlichen Verhältnissen (koexistent, extensiv) darstellenden bildenden Künste: Architektur, Plastik und Malerei; 2. in die wesentlich für das Ohr in zeitlichen Verhältnissen (sukzessiv, protensiv) darstellenden oder tönenden: Musik und Poesie; 3. in die zugleich räumlich und zeitlich darstellenden oder mimischen Künste: Tanz, Gymnastik, Schauspielkunst. Eine andere Einteilung der Kunst richtet sich nach dem dargestellten Gegenstande. In der Anlehnung an die bewußtlose rein sinnliche Formenwelt bewegt sich die Architektur, in der Darstellung der den Geist verkörpernden Gestalten des Menschen

Digitized by Google

und der Natur die Plastik und Malerei, in der Betätigung des empfindenden Geistes die Musik, in der Auffassung menschlicher Taten und Charaktere die Poesie. Die Architektur gibt dem wirklichen Raume feste Grenzen und macht ihn dadurch nutzbar, sichtbar und zur Entwicklung schöner Formen fähig. Die Plastik stellt die dreidimensionale menschliche und die höhere Tiergestalt im wirklichen Raume dar. Die Malerei umfaßt das Gebiet des Sichtbaren und verbindet auf der Fläche die Darstellung von Scheinräumen mit Scheingestalten. Die Musik ist ganz Bewegung und verliert unmittelbar die räumliche Gestalt vollständig aus ihren Darstellungen. Die Poesie gewinnt in den Worten als Zeichen für alles, was existiert, die Fähigkeit, Zeitliches und Räumliches miteinander zu verbinden und den Kreis ihrer Darstellungen auf alles Natürliche, Menschliche und auch Gedachte auszudehnen. Ihr ist das hörbare Zeichen nicht mehr Stoff, sondern nur Vehikel des Gedankens, so daß sie die geistigste aller Künste genannt werden muß, in ihr aber auch alles zum Schein geworden ist. — Tanz, Gymnastik und Schauspielkunst bleiben zwar auch nicht bei dem Nützlichen stehen, aber sie sind nicht freies Bilden, sondern nur Umbilden, sie sind nicht freie, sondern nur gebundene Künste. Sie haben nur den Rang der Hilfskünste und können die angeborene Körperlichkeit des Künstlers nur steigern, aber nicht überspringen. — Die Kunst hat ihre Bedeutung für die menschliche Kultur zuerst im alten Griechenland gefunden. Hier ist sie im Bunde mit der Religion und der Sittlichkeit organisch auf dem Boden des Volkslebens erwachsen und hat sich voll entwickelt und ausgelebt. Aber schon im Altertum sind ihr Gegner in Platon (427—347), in den Kynikern und Stoikern erwachsen. Im Mittelalter hat sie unter der Herrschaft des Christentums mit seinem Übergewicht sittlicher Prinzipien über ästhetische Ideen nur ein beschränkteres Dasein gefunden. Mit der Renaissancezeit ist sie in frischer Kraft neu hervorgebrochen. In der Zeit der klassischen Literatur Deutschlands ist sie in engste Beziehung zur Wissenschaft, zur Moral, und zur gesamten Kultur getreten und hat eine dominierende Stellung erlangt. In neuester Zeit hat sich vielfach ein Gegensatz zwischen Kunst und Moral entwickelt, und die Kunst hat sich als beherrschender Mittelpunkt des Lebens gegenüber realeren Mächten nicht behaupten können. Aber so wenig auch die Kunst unmittelbar moralisie-

Digitized by Google

rende Tendenzen verfolgt, so sehr sind Kunst und Moral doch im modernen Geistesleben gleich unentbehrlich, beide aufeinander angewiesen und streben denselben Zwecken und Idealen zu. Platon (427—347) nannte die Kunst als erster eine Nachahmung (*τῆς τέχνης οὔσης μιμήσεως* Plat. Leg. IV, 719 C) und sah in ihr nicht die Nachahmung des Wirklichen, sondern von Scheingebilden (Rep. X, 598 B *φαντάσματος μίμησις*). Nach Aristoteles (384—322) ist die Kunst in weiterem Sinne die Vervollkommnung oder die Nachahmung der Natur (*ἡ τέχνη τὰ μὲν ἐπιτελεῖ, ἃ ἡ φύσις ἀδύνατεῖ ἀπεργάσασθαι, τὰ δὲ μιμεῖται* Phys. II, 8 p. 199a 15), im engeren Sinne ist sie nur Nachahmung der Natur (vgl. Poet. 1 p. 1447a 12). Diese Auffassung des Aristoteles hat im Altertum vorgeherrscht und ist auch in der Neuzeit z. B. von Albrecht Dürer, von Batteux, von Lessing wieder aufgenommen. Kant (1724 bis 1804) definiert: Kunst wird von der Natur, wie Tun (facere) vom Handeln, oder Wirken, überhaupt (agere) und das Produkt, oder die Folge des erstern, als Werk (opus) von der letztern als Wirkung (effectus) unterschieden.

Von Rechts wegen sollte man nur die Hervorbringung durch Freiheit, d. i. durch eine Willkür, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen (Kr. d. U. § 43, S. 171). Nach Th. Lipps besteht das Wesen der Kunst darin, daß sie ihr Objekt aus dem Wirklichkeitszusammenhange loslöst und in eine eigene Sphäre erhebt. Das Kunstwerk muß im Einzelnen und im Ganzen sicher auffaßbar und nach Sinn und Inhalt verständlich sein (Entwirklichung). Im Kunstwerk können einzelne Züge der Wirklichkeit ausgeschaltet (ästhetische Negation), andere dagegen konzentriert (ästhetische Position) werden, und die Darstellung muß sich dem Material anpassen (ästhetischer Kompromiß). Alle Kunst will Leben in eine sinnliche Erscheinung bannen und darin unmittelbar finden und fühlen, erleben und genießen lassen (Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 369ff.). — Vgl. Schillers Gedicht Die Künstler 1789, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. 1794. Schelling, Vorlesungen über Philosophie der Kunst. Jena 1802/3, Würzburg 1804/5. H. Taine, Philosophie de l'art, 2 Bde. Paris 1882. Th. Achelis, Ethik. Leipzig 1900. Th. Lipps, Ästhetik, in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 349—388. O. Lyon, Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst

Digitized by Google

und des modernen Lebens. Leipzig 1900. Wörmann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Leipzig 1900 ff. Lipps, Ästhetik, 2 Bde. Hamburg 1903 ff. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, Leipzig 1904, S. 320—343. C. Gurlitt, Geschichte des Barockstils, des Rokoko und des Klassizismus. K. Frey, Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung. Zürich 1906. Lange, Das Wesen der Kunst. 1907. Dessoir, Ästhetik. 1907. E. Meumann, Ästhetik der Gegenwart. Leipzig 1908. W. Wundt, Völkerpsychologie III (Die Kunst). 2. Aufl. Leipzig 1908. W. Dohrn, Die künstlerische Darstellung. Hamburg 1908. A. Kutscher, Die Kunst und unser Leben. 1909. Chr. Broder, Philosophie der Kunst. Hanau 1909. H. Jäger, Die gemeinsame Wurzel der Kunst, Moral und Wissenschaft. Berlin 1909. W. Harpf, Natur- und Kunstschaffen. Eine Schöpfungsurkunde. Jena 1910.

L.

Lachen (ahd. hlahhan, mhd. lachen, gr. *γέλως*, lat. risus) heißt derjenige psychophysische Vorgang, der sich nach seiner physischen Seite hin in stoßweise erfolgender konvulsivischer Ausatmung der Luft, die mit gleichartigen Tönen der Stimme und fröhlichen Gesichtszügen verbunden ist, äußert, nach seiner psychischen Seite ein das Gefühl der Lebenskraft stärkender Affekt ausgelassener Lustigkeit ist. Beim Lachen sind Nase und Augen weit geöffnet, auch der Mund ist offen, in die Länge und an den Winkeln in die Höhe gezogen. Die Einatmung, welche die Ausbrüche des Lachens unterbricht, erfolgt dagegen jedesmal in einem tiefen Zuge. Es entsteht entweder durch körperliche Reizung (Kitzel) zur Ableitung und Ausarbeitung eines den Zentralorganen durch Empfindungsnerven aufgedrungenen Reizes, oder durch den Reiz des im Lächerlichen liegenden Kontrastes, um diesen Reiz vom Sinne auf Rückenmarksbewegungsnerven zu entladen. In letzterem Falle ist das Lachen, wie Kant es definiert (Kr. d. Urt., S. 222), ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts, oder das schnell ausbrechende Vergnügen über eine wider Vermuten bemerkte unschädliche Ungereimtheit. Die Reflexbewegung

Digitized by Google

des Lachens kann nur durch große Energie, durch Schließen des Mundes, Tiefatmen oder durch die Vorstellung von etwas Furchtbarem unterdrückt werden. Bisweilen wird das Lachen zum Krampf. So bei übertriebenem Lachen reizbarer Personen oder auch beim Lachkrampf Hysterischer. Im allgemeinen wird aber durch das Lachen die Gesundheit des Menschen mechanisch befördert. Es ist eine „Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche dieses weit besser befördert, als die Weisheit des Arztes tun würde“ (Kant, Anthropologie, § 76). Auch muß das Lachen, insofern es ein psychischer Vorgang ist, als für den Menschen wertvolle Gabe angesehen werden. Das Lachen hat der Mensch vor dem Tiere voraus, und man kann sagen, wer über die Schlechtigkeit und Torheit der Welt lacht, steht höher, als wer darüber weint. — Das **Lächeln** besteht nur in den Ausdrucksbewegungen des Lachens im Gesicht ohne die Exspiration und den Schallausbruch. Es begleitet oft das Sprechen und verstärkt den Ton desselben. Es ist gewöhnlich mit einer Sympathie für das Belächelte verbunden. Man lächelt z. B. über das Harmlose, Kindliche. Meist ist das Lächeln ein unwillkürlicher Akt, der entweder durch gewisse Vorstellungen hervorgerufen wird, oder dadurch zustande kommt, daß ihn ein durch die Empfindungsnerven der Haut dem Gehör überlieferter Reiz reflektorisch auslöst. Am vollkommensten kommt dieser Reflex zustande, wenn unsere Aufmerksamkeit von unserm Körper abgewendet ist. Durch Selbstbeherrschung ist eine gewisse Zurückhaltung des Lächelns zu erreichen. — Vgl. Lotze, Geschichte der Asthetik in Deutschland, München 1868, S. 333 ff. Hecker, Physiol. und Psychol. des Lachens und des Komischen. Berlin 1873. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen. Deutsch v. Carus. 4. Aufl. Stuttgart 1884. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, B. III, S. 293.

lächerlich heißt das, was Lachen erregt. Das Lachen entsteht, soweit es nicht durch Kitzel oder Lachkrampf bedingt ist, meist durch eine unschädliche Ungereimtheit, deren plötzliche Wahrnehmung uns belustigt, ohne daß uns das Mißvergnügen über die darin liegende Unvollkommenheit Unlust bereitet. Was jemand lächerlich findet, hängt von seiner Intelligenz, seiner Bildung, seinem Gemüt und seinem Charakter ab. Je nachdem diese beschaffen sind, urteilen wir verschieden darüber, was schädlich oder unschädlich sei, und wir lachen nur über den

Digitized by Google

Gegenstand, über den wir uns überlegen fühlen. Goethe urteilt daher: „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden“ (aus Ottiliens Tagebuche). Eine der gewöhnlichsten Arten des Lächerlichen ist das falsche Erhabene, das den Anspruch erhebt, ein Großes oder Bedeutendes zu sein, aber sich in ein Nichts auflöst. — Vgl. komisch, erhaben, Lachen.

Lamarckismus heißt die auf Lamarck (1744—1829) zurückgehende Form der Entwicklungslehre, nach der die Funktion der Organe (Gebrauch und Nichtgebrauch) für die Umbildung der Arten von größter Bedeutung ist, die erworbenen Eigenschaften vererbt werden, eine Anpassungsfähigkeit der Organismen vorhanden ist und jedes Bedürfnis die Mittel zu seiner Befriedigung hervorruft. Der Lamarckismus ist diesen Prinzipien nach eine mechanovitalistische Theorie. Der Neo-Lamarckismus lehnt dagegen die Erblichkeit erworbener Eigenschaften ab. Lamarck hat das Verdienst, der Descendenztheorie zuerst einen wissenschaftlichen Boden bereitet zu haben. — Vgl. Darwinismus. — L. Claus, Lamarck als Begründer der Descendenzlehre. Wien 1888. L. Perrier, Lamarck et les transformisme actuel. Paris 1893. L. Paskard, The founder of evolution. London 1902. L. Plate, Selektionsprinzip, Leipzig 1908, S. 449ff. H. Stadler, Die Entwicklungslehre bis zu ihrem heutigen Stande. München 1910.

Landschaftsgefühl s. Gefühle.

Langweile heißt der Gefühlskomplex der Unlust, welcher von außen her aus unzureichender Beschäftigung, von innen her aus der Bewußtseinsleere entspringt. Unser Bewußtsein bedarf im wachen Zustande des Inhalts und der Betätigung. Wenn wir mit etwas zu tun haben, sei es durch eine Arbeit, sei es durch ein Spiel, so hat unser Bewußtsein Beschäftigung von außen her, und wir merken nichts von der Zeit. Haben wir dagegen nichts zu tun, und hat unser Bewußtsein auch in sich selbst nichts, womit es sich beschäftigt, so empfindet es die Zeit als leer und die Gegenwart als nichtig. Ähnliches geschieht, wenn auch in geringerem Grade, wenn unser Bewußtsein zwar nicht unbeschäftigt ist, aber die ihm gebotene Anregung nicht genügt. Von außen her entstammt also die Langweile entweder dem Mangel an jeder uns anregenden Beschäftigung, oder der Langsamkeit und Eintönigkeit der Vorstellungen, die sich der forteilenden Erwartung darbieten. Von

Digitized by Google

innen her erwächst sie aus der Leerheit des Seelenlebens. Vermindert wird das Unlustgefühl der Langweile einerseits durch angeborne Lebendigkeit und andrerseits durch phlegmatisches Temperament. Der von Natur rege Mensch schafft sich leichter von innen heraus selbst Beschäftigung, wo die äußere Anregung fehlt, und der phlegmatische Mensch fühlt auch bei geringer Beschäftigung sich nicht unbefriedigt. Auch entsteht das Gefühl der Langweile erst bei dem kultivierten Menschen und durch die Gewöhnung an geistige Beschäftigung. Minder entwickelte Tiere, das Kind in der ersten Lebensperiode, der Wilde langweilen sich nicht, während sich das heranwachsende, nicht genügend beschäftigte und noch nicht viel selbst denkende Kind oft langweilt. Daher hat Helvetius scherzhaft gesagt, der Mensch unterscheide sich dadurch vom Affen, daß er sich langweilen könne. Dagegen ist es ein Zeichen von geistiger Regsamkeit und innerer Selbsttätigkeit, also die Norm bei dem gebildeten Erwachsenen, sich überhaupt nicht mehr zu langweilen. Kant (1724—1804) definiert „die lange Weile als Leere an Empfindung, die der an den Wechsel derselben gewöhnte Mensch in sich wahrnimmt“ (Anthrop., § 57). In der Ethik Schopenhauers (1788—1860) spielt der Begriff der Langweile bei der Begründung des Pessimismus eine Rolle. Der Wille strebt nach einem Glück, das ihm stets versagt bleibt, und gelangt, zwischen Not und Langweile hin und her geworfen, nie zur Befriedigung. Daher bleibt als einziges ethisches Ziel die Verneinung des Willens zum Leben. — Vgl. Nahlowsky, Das Gefühlsleben, § 12, 2. Aufl., 1884. Kant, Anthropol., § 58. Drobisch, Empir. Psychol. Leipzig 1842, neugedr. Hamb. 1898, § 61. J. E. Erdmann, Ernste Spiele. 3. Aufl. Berlin 1875.

Lapis philosophorum s. Stein der Weisen.

Laster (ahd. lastar, mhd. laster = Schande, Fehler von lahan = tadeln) heißt der zur Fertigkeit gewordene Hang zur Verletzung eines Sittengebotes, mithin das Gegenteil von Tugend. Der Mensch, der einem Laster (z. B. Völlerei, Unzucht, Heuchelei) frönt, befindet sich in sittlicher Knechtschaft, aus der er sich nur durch plötzliche Umkehr oder allmähliche Selbsterziehung befreien kann. Es gibt so viele Laster als Tugenden. Die Stoiker setzten das Wesen der Laster in Unwissenheit und Mangel an Kunstfertigkeit. Kant (1724—1804) definiert: „Leidenschaft ist die zur bleibenden Neigung gewordene sinnliche Begierde (z. B. der Haß im Gegensatz des Zorns). Die Ruhe, mit

Digitized by Google

der ihr nachgehangen wird, läßt Überlegung zu und verstattet dem Gemüt, sich darüber Grundsätze zu machen und so, wenn die Neigung auf das Gesetzwidrige fällt, über sie zu brüten, sie tief zu wurzeln und das Böse dadurch (also vorsätzlich) in seine Maxime aufzunehmen; welches alsdann ein qualifiziertes Böse, d. i. ein wahres Laster ist" (Metaphys. d. Sitten, Königsberg 1797, II. Tl., S. 51). Als Laster zählt Kant auf: Selbstmord, Selbstschändung, Versoffenheit, Gefräßigkeit, Lüge, Geiz, falsche Demut (Kriecherei), Neid, Undankbarkeit, Schadenfreude, Hochmut, Afterreden, Verhöhnung. — Vgl. Tugend.

Latitudinarier (nl. v. lat. latitudo = Breite), eigtl. Breitmesser, Weitherzige, heißen allgemein diejenigen, welche unzureichende, wenig strenge Grundsätze und ein weites Gewissen haben, also theoretisch oder praktisch einer laxen Moral huldigen. In der Aufklärungszeit hießen Latitudinarier diejenigen, die nach einem alle konfessionellen Gegensätze überwindenden reinen Christentum oder nach einer Vernunftreligion strebten. Kant (1724—1804) nennt die Latitudinarier die Antipoden der Rigoristen, d. h. derjenigen, welche der strengen Denkungsart zugetan sind und keine moralischen Mitteldinge, weder in Handlungen (Adiaphora, s. d.) noch in menschlichen Charakteren, solange es möglich ist, einräumen. Die Latitudinarier sind nach ihm entweder Latitudinarier der Neutralität (Indifferentisten) oder der Koalition (Synkretisten) (vgl. Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 9). — In der Kirchengeschichte nennt man Latitudinarier die Anhänger der freieren Richtung in England, welche, wie Burnet, Clarke, Cudworth, die Glaubenslehre rationalisierten. Sie hielten zwar an der Episkopalkirche fest, aber wollten doch die Fortschritte der Geschichte und der Naturwissenschaften berücksichtigt wissen. — In der Ästhetik heißen Latitudinarier die, welche alles zulassen, was gefällt, z. B. Fr. Schlegels Lucinde, Grécourts Gedichte usw. — Vgl. Indifferentisten, Rigoristen, Deismus.

Laune (mhd. lûne, v. lat. luna = Mond) heißt 1. soviel als Humor (s. d.). 2. bezeichnet Laune die leichte Veränderlichkeit oder Wandelbarkeit der Gemütsstimmung oder der Willensentschließung. Der launische oder launenhafte Mensch geht oft von einem Extrem zum andern ohne deutliches Bewußtsein des Grundes über. Er ist bald verstimmt, bald heiter, ohne zu wissen warum. Dadurch wird er sich

Digitized by Google

und seiner Umgebung zur Plage. Die Quelle der Laune ist der Mangel an Selbstbeherrschung. Gute Laune ist die aus nicht zureichenden Ursachen entspringende Heiterkeit, die uns befähigt, etwas von der angenehmen Seite aufzufassen. Üble Laune dagegen ist der Verdruß ohne namhafte Ursache. Bei übler Laune faßt man die Dinge von der widrigen Seite auf, zeigt sich gegen andere mürrisch und verdrießlich, wird beim Lachen höhnisch und beim Spotte beleidigend. — Launig heißt ein Einfall, welcher einer Sache oder Situation eine heitere Seite abgewinnt. Launisch, ein Mensch, der sich von Launen beherrschen läßt, launenhaft ein solcher, bei dem die Launen ewig wechseln. — Vgl. G. Jentsch, Die Laune. Eine ärztlich-psychologische Studie. Wiesbaden 1902.

lax (lat. laxus) heißt schlaff, lose, locker, ungebunden.

Leben nennt man die Existenzweise derjenigen (organischen) Körper, welche bei beständigem Wechsel ihrer stofflichen Bestandteile ihre ererbte Grundform eine Zeitlang bis zu einem bestimmten Maximum im wesentlichen bewahren. Alles Leben beruht auf dem Stoffwechsel, d. h. auf den ununterbrochenen chemischen Veränderungen der Bestandteile, aus denen der lebende Körper aufgebaut ist, in Verbindung mit beständiger Ausscheidung unbrauchbar gewordener und stetiger Aufnahme neuer, den Körper erhaltender Stoffe. Den Stoffwechsel begleitet ein beständiger Formwechsel, der aber die Grundform nicht aufhebt, und ein Energiewechsel. Das Leben ist gebunden an ein Grund- und Elementarorgan. Die Körper der lebenden Wesen sind aus Zellen gebildet, kleinen Bläschen, die in der Zellwand das eiweißhaltige Protoplasma und den Zellkern einschließen und deren Entwicklung darin besteht, daß sie sich teilen. Schon die Zelle zeigt sämtliche allgemeinen Lebenserscheinungen, den Stoff-, den Form- und den Energiewechsel. Ihrer chemischen Beschaffenheit nach bestehen die lebenden Körper aus ternär, quaternär und höher zusammengesetzten Grundbestandteilen (organischen Radikalen), welche außerhalb der Organismen leicht zersetzt werden, innerhalb der- selben aber durch den Stoffwechsel eine stete Verjüngung (Um- und Neubildung) erfahren. Ihre Tätigkeit geschieht von innen heraus (Spontaneität), wenn sie auch der Anregung von außen bedürfen. Sie wachsen durch innere Vervielfältigung, Umbildung und Teilung der zelligen Gebilde zu bestimmter äußerer Form, die schon den Wesen, aus denen sie entstanden sind, eigen war, und es bilden sich aus ihnen durch

Digitized by Google

Sprossen, Samen oder Eier neue Geschöpfe, welche ihnen nach Form und Gestalt genau entsprechen. Bei den höheren Lebewesen bildet sich dazu Eigenwärme, Bewegungsvermögen und Empfindung heraus. Aber alles Leben ist von beschränkter Dauer. Es entsteht, entwickelt sich und hört auf, indem für jede besondere Form eine gewisse Zeit nicht überschritten wird. Das Aufhören des Lebens nennen wir Tod. Nach dem Tode wandeln sich die früheren Lebewesen stofflich nur nach den allgemeinen chemischen und physikalischen Gesetzen um. Die leblosen Körper hingegen sind entweder ungeformt (amorph) oder kristallinisch. Sie sind binär zusammengesetzt, unterliegen den zersetzenden Einflüssen der Außenwelt (Verwitterung), ohne sich zu reproduzieren. Sie wachsen nicht durch innere Fortentwicklung, sie haben keine Eigenwärme, Empfindung, Selbstbewegung. Das Leben ist an innere und äußere Bedingungen geknüpft. Innerlich muß eine lebensfähige organische Substanz vorhanden sein, von außen muß dem Organismus Nahrung, Wasser, Sauerstoff, eine bestimmte Temperatur, ein bestimmter Druck usw. zuteil werden.

Das Leben hat drei Stufen: das latente oder Keimleben in den Samen und Eiern, welches seine Lebensfähigkeit viele Jahre lang behauptet. So sind Samen von Getreide bis zu sieben Jahren, Samen von Gemüsearten noch viel länger keimfähig. Ähnliche Erscheinungen wie das Keimleben zeigt der Larven- und Puppenzustand mancher Insekten, der Winterschlaf vieler Pflanzen und Tiere, der Scheintod. Das pflanzliche (vegetative) Leben besteht aus Ernährung, Wachstum, Absonderung und Fortpflanzung, ohne Ortsbewegung und Empfindung. Doch zeigen sich Anfänge von Reizbewegungen schon im Pflanzenleben. Das tierische (animalische) Leben zeigt willkürliche, an ein Nervensystem gebundene Selbstbewegung, Empfindung, seelische und geistige Tätigkeit. Die Wissenschaft vom Leben heißt Biologie (s. d.). Hilfswissenschaften sind die Pflanzen- und Tierkunde, die Anatomie und Physiologie.

Aristoteles (384—322) definiert das Leben als selbständige Ernährung, Wachstum und Tod (De an. II, 1 p. 412 a 14, *ζωὴν δε λέγομεν τὴν δι' αὑτοῦ τροφήν τε καὶ αὔξησιν καὶ φθίσιν*) und setzt es in die Kraft der Selbstbewegung (De an. II, 1, 403 b. 16, *σώματος — φυσικοῦ τοιονδὶ ἔχοντος ἀρχὴν κινήσεως καὶ στάσεως ἐν ἑαυτῷ*). Diese Kraft der Selbstbewegung besitzt nur das beseelte Wesen (De an. I, 2 p. 403

Digitized by Google

b 25 *τὸ ἔμψυχον δὴ τοῦ ἀψύχου δυοῖν μάλιστα διαφέρειν δοκεῖ, κινήσει τε καὶ τῷ αἰσθάνεσθαι.* Das Leben beruht also auf der Beseelung (De an. II, 3 p. 413 a 20 *λέγομεν οὖν, ἀρχὴν λαβόντες τῆς σκέψεως, διωρίσθαι τὸ ἔμψυχον τοῦ ἀψύχου τῷ ζῆν*). Die Seele ist die erste Entelechie eines natürlichen Körpers, welcher die Fähigkeit zu leben hat, sie ist die Form und der Zweck des organischen Körpers (vgl. Seele). Die organischen Körper haben also eine Zwecktätigkeit. Diese kommt in einer stufenweise erfolgenden Tätigkeit zum Ausdruck. Die Pflanzen haben nur Ernährung und Fortpflanzung (De an. II, 2 p. 413 b. 7 *θρεπτικὸν δὲ λέγομεν τὸ τοιοῦτον μόριον τῆς ψυχῆς, οὗ καὶ τὰ φυτὰ μετέχει.* De an. II, 4 p. 415 a 21 *ἡ γὰρ θρεπτικὴ ψυχὴ — πρώτη καὶ κοινοτάτη δύναμίς ἐστι ψυχῆς, καθ' ἣν ὑπάρχει τὸ ζῆν ἅπασιν, ἧς ἐστὶν ἔργα γεννῆσαι καὶ τροφῇ χρῆσθαι*). Die Tiere besitzen außerdem die empfindende Seele (De an. II, 2 p. 413 b. 2, *τὰ — ἔχοντα — αἴσθησιν ζῷα λέγομεν*), ein Teil derselben auch die Ortsbewegung (De an. II, 3 p. 414 b. 18 *ἐνίοις δὲ πρὸς τούτοις ὑπάρχει καὶ τὸ κατὰ τόπον κινητικόν*). Bei den Menschen kommt zu der ernährenden und empfindenden Seele die Vernunft hinzu (De an. II, 3 p. 414 b. 18, *ἑτέροις δὲ καὶ τὸ διανοητικόν τε καὶ νοῦς, οἷον ἀνθρώποις*). Kant (1724—1804) definiert das Leben als das Vermögen einer Substanz, sich aus einem inneren Prinzip zum Handeln, einer endlichen Substanz, sich zur Veränderung, und einer materiellen Substanz, sich zur Bewegung oder Ruhe als Veränderung ihres Zustandes zu bestimmen (Metaphys. Anfangsgr. d. Naturw., S. 120). In der Kr. d. pr. V. (S. 16) definiert Kant: Leben ist das Vermögen eines Wesens, nach Gesetzen des Begehrungsvermögens zu handeln. Ostwald definiert das Leben als einen stationären Energiestrom (Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S, 167). Begleiterscheinung des Energiestroms ist der Stoffwechsel (Vorles. üb. Naturphil. 3. Aufl. Leipzig 1905 S. 314). Die wesentlichste Eigenschaft der Lebewesen besteht in der Selbsterhaltung (S 314). Zu der Selbsterhaltung ist auch die Fortpflanzung zu rechnen. Die Aufgabe der Erhaltung geht dabei von dem auf das Individuum gerichteten Zweck auf die der Familie, des Stammes, schließlich der gesamten Lebewesen hinaus (S. 316). — Vgl. Organismus, Tod, Unsterblichkeit. — Gorup-Besanez, Lehrb. d. physiol. Chemie, 1874. H. Lotze, Mikrokosmus I. 3. Aufl.,

Digitized by Google

1876. Weismann, Über die Dauer des Lebens. Jena 1882. Über Leben und Tod. Jena 1884. H. Spencer, Principles of Biology. London 1864—1867. Ins Deutsche übersetzt von Vetter. 2 Bde. Stuttgart 1876—1877. Moleschott, Kreislauf des Lebens. 2 Bde. 5. Aufl., Mainz 1886. Claude Bernard, Leçons sur les phénomènes de la vie. 2 Bde. Paris 1879. W. Preyer, Die Hypothesen über den Ursprung des Lebens (Naturwiss. Tatsachen und Probleme). Berlin 1880. Die Biogenhypothese. Jena 1903. Rosenthal, Lehrbuch d. allgemeinen Physiol. Leipzig 1901. Bilharz, Die Lehre vom Leben. Wiesbaden 1902. Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. 10. Aufl. Berlin 1902. Verworn, Allgemeine Physiologie. 4. Aufl., Jena 1903. J. Reinke, Das Wesen des Lebens (Die Welt als Tat III, Kap. 14—26), 4. Aufl., Berlin 1905. E. von Hartmann, Das Problem des Lebens. Sachsa 1906. Stanton, Der Wert des Lebens, übersetzt von O. Knapp. Stuttgart 1909. A. Stöhr, Der Begriff des Lebens. Heidelberg 1910. F. Auerbach, Ektropismus als d. physikalische Theorie des Lebens. Leipzig 1910. E. Teichmann, Lebensprobleme. Stuttgart 1908. Joh. Bürde, Die Philosophie des Lebens. Jena 1910. F. Müller-Lyer, Der Sinn des Lebens und der Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie. München 1910.

Lebensgeist s. Nervengeist.

Lebenskraft (lat. vis vitalis) oder Lebensprinzip nennen viele Physiologen und Philosophen die Kraft der Organismen, aus der das Leben entspringt. Früher nahm man Lebensgeister (spiritus vitales) an, welche die Verrichtung des Lebens besorgen sollten, dann einen eigenen Bildungstrieb (nisus formativus), so Blumenbach (1752—1840), zuletzt trat die Lebenskraft an deren Stelle. Treviranus (1779—1864) beschrieb sie als eine stets wirksame, unzerstörbare Materie, Autenrieth (1772—1835) als eine selbständige, von der Materie lostrennbare Kraft. Dieser dynamischen Auffassung steht die mechanische Betrachtung der modernen Physik gegenüber, nach welcher das Leben nicht Ursache, sondern Produkt eines Systems von Bedingungen und Mitteln ist, welche nach denselben mechanischen, physikalischen und chemischen Gesetzen wirken wie die übrigen Naturwesen. — Vgl. Bildungstrieb, Vitalismus, Neovitalismus. — Lotze, Über Leben und Lebenskraft (Handwörterb. d. Physiol. Bd. I). Braunschweig 1842. J. Müller, Handbuch d. Physiol. des Menschen. 4. Aufl., 1844.

Digitized by Google

Liebig, Chemische Briefe, 1856. Schopenhauer, Parerga II, 127. Preyer, Erforschung des Lebens. Jena 1873. Helmholtz, Das Denken in der Medizin. 2. Aufl. Berlin 1878. Du Bois-Reymond, Über d. Lebenskraft. Reden, 2. Folge. Leipzig 1887.

Lebensphilosophie s. Dätetik. — Vgl. R. Eucken, Der Kampf um das geistige Leben. Leipzig 1896. Gesammelte Aufsätze zur Philosophie der Lebensanschauung. Leipzig 1900. Die Lebensanschauungen der großen Denker. 5. Aufl., Leipzig 1903. O. Kirn, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Leipzig 1907. Osc. Ewald, Gründe und Abgründe. Präludien zu einer Philosophie des Lebens. 2 Bde. Berlin 1909.

Leere (v. ahd. lâri, mhd. lære = leer, ledig) nennt man einen Raum ohne einen ihn erfüllenden Stoff. Von den alten Philosophen nahmen die Atomisten Leukippos (um 470), Demokritos (geb. um 460), Epikuros (geb. 341 v. Chr.), Lucretius (98—55) die Existenz solcher leeren Räume, die der Mathematiker durch Abstraktion aus den erfüllten Erfahrungsräumen gewinnt, in der Wirklichkeit an. Sie setzten als die Grundbestandteile der Dinge das Volle (*πλῆρες, ναστόν*) und das Leere (*κενόν, μανόν*) an. Für die Annahme des letzteren beriefen sie sich auf die Bewegung, die Verdünnung und Verdichtung, das Wachstum und die Möglichkeit, in ein mit Asche gefülltes Gefäß noch Wasser gießen zu können, ohne daß dieses überlaufe (Arist. Met. I, 4 p. 985b 4; Phys. IV, 6 p. 213a 35). Auch die Stoiker sahen die Leere für ein Etwas an, das fähig ist, ausgefüllt zu werden, aber nicht ausgefüllt ist. Melissos v. Samos (um 450 v. Chr.) bestritt die Existenz des leeren Raumes, weil das Leere ein Nichts ist. Auch Aristoteles (384—322) verwarf den Begriff des Leeren (Phys. IV, 8 p. 214b 28ff.). Ebenso erklärte Leibniz (1646—1716) den Raum ohne Dinge für eine leere Abstraktion. — Auf der Grundlage der Kantischen Philosophie hat die Frage, ob ein Leeres sei oder nicht sei, überhaupt keinen Sinn, da für Kant die Raumvorstellung subjektiv ist. Es kann sich für den Kantianer nur darum handeln, ob die Annahme eines Leeren logisch unanfechtbar und ob sie etwa eine Denknotwendigkeit sei. Logisch steht der Annahme des Leeren nichts im Wege, aber die Bewegung des Lichts, die Verzögerung der Kometenbewegung usw. scheint zu beweisen, daß auch der Weltenraum

Digitized by Google

nicht leer zu denken ist. Auch die durch die Luftpumpe hergestellte Leere ist keine absolute sondern nur eine Luftverdünnung. Dagegen spricht die Fernkraft gegen den Plerotismus oder Kontinuismus, der das Leere leugnet. — In der Physik schrieb man der Natur eine Scheu vor dem Leeren (horror vacui) zu, ehe der Luftdruck durch Torricelli (1608—1647) entdeckt wurde. — Kant (1722—1804) nennt eine Vorstellung leer, sofern sie sich auf keinen Gegenstand außer dem Begriffe anwenden läßt, also die inhaltlose bloße Gedankenform ohne Objekt (Kr. d. r. V., S. 220).

legal (lat. legalis v. lex = Gesetz), gesetzlich, gesetzmäßig, heißt eine Handlung, welche, ohne daß dies beabsichtigt ist, den Vorschriften eines Gesetzes entspricht. Der Legalität steht die Moralität gegenüber. Jene ist die ungewollte, diese die gewollte Übereinstimmung unserer Handlungen mit dem Gesetz. Eine Handlung ist nur legal, nicht moralisch (pflichtmäßig), wenn sie zwar dem Gesetz entspricht, aber nicht aus der sittlichen Gesinnung hervorgeht. Moralisch ist sie nur, wenn das moralische Gesetz unmittelbar Triebfeder des Willens ist. Die Prägung der Begriffe Legalität und Moralität rührt von Kant (1724—1804) her, der die Moralität als „das Verhältnis der Handlungen zur Autonomie (s. d.) des Willens, d. i. zur möglichen allgemeinen Gesetzgebung durch die Maximen desselben“ definiert (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschnitt) und die Legalität durch folgenden Satz bestimmt: „Geschieht die Willensbestimmung zwar gemäß dem moralischen Gesetze, aber nur vermittelst eines Gefühls, welcher Art es auch sei, das vorausgesetzt werden muß, damit jenes ein hinreichender Bestimmungsgrund des Willens werde, so wird die Handlung zwar Legalität, aber nicht Moralität enthalten.“ In der Metaphys. der Sitten definiert Kant: „Man nennt die bloße Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung einer Handlung mit dem Gesetze, ohne Rücksicht auf die Triebfeder derselben, die Legalität (Gesetzmäßigkeit), diejenige aber, in welcher die Idee der Pflicht aus dem Gesetze zugleich die Triebfeder der Handlung ist, die Moralität (Sittlichkeit) derselben“ (Metaphys. d. Sitt., Einl., S. XV). Für Hegel (1770—1831) war Legalität die vernünftige Außengestaltung des Handelns, Moralität die vernünftige Innengestaltung des Wollens. Der Legalität kann auch juristisch die Opportunität, das am Platze Sein, gegenübergestellt werden. — Loyal (franz.) heißt derjenige, welcher seine

Digitized by Google

Pflicht nicht aus eigennützigen Motiven, sondern aus Achtung vor dem Staatsgesetze tut.

Lehnsatz oder **Lemma** (gr. *λῆμμα*, lat. sumptio) heißt jetzt ein Lehrsatz, den eine Wissenschaft von einer anderen herübernimmt, dieser den Beweis dafür überlassend. So gebraucht z. B. die Physik die Lehrsätze der Mathematik, die analytische Geometrie die der Algebra und der euklidischen Geometrie, die Psychologie die der Physiologie. Bei den Stoikern hieß Lemma im weiteren Sinne jede Prämisse eines Schlusses, im engeren Sinne der Obersatz (Apollon. Synt., S. 518 Bekker). Ein Lemma ist nicht zu verwechseln mit einem Dilemma (s. d.) oder einer Hypothese (s. d).

Lehrsatz oder Theorem (gr. *θεώρημα*) nennt man eine Behauptung, welche aus den Grundsätzen einer Wissenschaft bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. In dem System der Erkenntnisse heißt Lehrsatz jeder Satz mit Ausschluß der Grundsätze und Definitionen, Porismen und Corollarien, so z. B. in der Arithmetik und Geometrie.

Leib (mhd. lîp = Leben, Körper, gr. *σῶμα*, lat. corpus) heißt ein beseelter, also ein tierischer oder ein menschlicher Körper. Den Pflanzen schreibt man meist nur bildlich einen Leib zu. Der Leib ist das Korrelat (Gegenbegriff) der Seele oder sie selbst, soweit sie in Erscheinung tritt. Der naive Mensch identifiziert beide, sein Ich (s. d.) geht ganz in dem Leibe auf. Der Leib hat auch tatsächlich die höchste Bedeutung für die Entwicklung der Ichvorstellung wie für die Erkenntnis der Außenwelt. Ob wir wachen oder träumen, merken wir durch Reizung des Leibes. In ihm berührt sich Innen- und Außenwelt. Er löst, wenn er berührt wird, Tast- und Druckempfindung aus und ist der einzige Gegenstand, der vom Bewußtsein aus direkt in Bewegung gesetzt werden kann. Der Leib ist auch, da wir in ihm alle Empfindungen lokalisieren (s. Lokalisation), häufig der Ausgangspunkt hochgradiger Halluzination (s. d.), indem der den Halluzinationen unterworfene Mensch entweder Teile desselben für stofflich verändert ansieht oder sogar einen förmlichen Wahnleib an die Stelle des wirklichen setzt. — Das Begriffspaar Leib und Seele ist durch die griechische Philosophie in die physische Weltauffassung eingeführt, durch das Christentum als ethischer Gegensatz fortgebildet und in der neueren Philosophie metaphysisch umgestaltet. Seit Kant hat es seine Bedeutung verloren. Der Gegensatz Leib und Seele findet sich bei den

Digitized by Google

Pythagoreern Demokritos (um 400) und Platon (427 bis 347). Letzterer schreibt der Seele höheren Wert zu als dem Leibe. Aristoteles (384—322), dem Thomas von Aquino (1225—1274) folgt, bestimmt das Verhältnis von Leib und Seele als das Verhältnis von Stoff und Form. Leib und Seele sind ihrem Begriffe nach verschieden, ihrem Dasein nach untrennbar. Die Seele ist die erste Entelechie eines organischen Leibes (De an. II, 1 p. 412b 6). Sie ist die im Leibe wirkende Kraft. Der Leib ist das natürliche Werkzeug der Seele (Zeller, Die Philos. der Griechen II, 2, S. 377). Auch die Stoiker schieden Leib und Seele. Das Christentum führt den platonischen Gedanken vom höheren Wert der Seele und dem niederen Wert des Leibes durch. Descartes (1596 bis 1650) sieht im Anschluß an Augustinus (354—430) in Seele und Leib zwei substantiell verschiedene Bestandteile des Menschen (vgl. Cartesianismus, Substanz, Seele). Nach Leibniz (1646—1716) besteht der Leib aus einer Vielheit von Monaden (Seelen). Für Kant (1724—1804) hat der Gegensatz Leib und Seele keine metaphysische Bedeutung, da das Ding an sich unbekannt ist. Nach Schopenhauer (1788—1860) ist der Leib die Objektität (Vergegenständlichung) des Willens. — Vgl. Seele, Geist, Dualismus, Monismus, Metaphysik.

Leibniz-Wolfische Philosophie (Philosophia Leibnitio-Wolfiana, zuerst so benannt von Bilfinger 1725) nennt man die Hauptrichtung der deutschen Philosophie vor Kant, die von G. W. Leibniz (1646—1716) begründet und von Chr. Wolf (1679—1754) in systematische Form gebracht und zur Universitätswissenschaft erhoben worden ist. Die Leibnizsche Philosophie hat einen konziliatorischen Charakter. Sie stellt sich in die Mitte zwischen Spinoza und Locke und verschmilzt moderne naturwissenschaftliche Gedanken mit antiken und christlich-scholastischen.

Leibniz begründet in Deutschland die Erkenntnistheorie. Sein erkenntnistheoretischer Standpunkt ist im Gegensatz zu dem empirischen Lockes (1632—1704, Essay on human understanding 1679—1687) der Rationalismus. Gegen Locke nimmt er (Nouveaux essais sur l'entendement humain 1704. Deutsch v. Schaarschmidt. 2. Aufl. Leipzig 1904) die Existenz angeborner Vorstellungen an, aber er schreibt ihnen nur virtuelle (virtualiter) Existenz zu. Den von Locke verteidigten Satz: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu ergänzt er durch den Zusatz:

Digitized by Google

nisi ipse intellectus. Der verworrenen sinnlichen Erkenntnis setzt er die deutliche Erkenntnis des Verstandes durch Begriffe entgegen, die Wissenschaft begründet er nur auf letztere. Wissenschaft ist ihm ein System von Schlüssen, die alle aus zwei letzten Prinzipien, dem Satze der Identität (Mathematik und Logik) und dem Satze des zureichenden Grundes (Physik), abgeleitet werden können. Logik, Zahlenlehre und vor allem Geometrie sind die Muster wahrer Wissenschaften, nach denen die gesamte Wissenschaft zu gestalten ist. Der Erfahrung gönnt Leibniz in der Philosophie keinen berechtigten Platz.

Auf metaphysischem Gebiete ist Leibniz der Schöpfer des deutschen Idealismus geworden. Er geht vom Substanzbegriff aus und gestaltet diesen Begriff, den Descartes aufgestellt hat, um (Monadologie 1714). An Stelle der ausgedehnten Substanz setzt er die den Raum erfüllende, selbsttätige (wirkende) Substanz. Alle Substanz ist mit Kraft erfüllt (Dynamismus). Solcher Substanzen gibt es unendlich viele, und jede ist eine Einheit, eine Monade (Giordano Bruno). Die einzige uns bekannte Kraft ist aber die Vorstellung. Alle Substanzen oder Monaden sind vorstellende Wesen oder Seelen (âmes). Die Wirklichkeit liegt also nicht in der materiellen, sondern in der geistigen Welt. Die Monaden sind unzerstörbar, ihre Veränderungen beruhen auf einem inneren Prinzip und sind nur Veränderungen der Vorstellungen, die unbewußt oder bewußt, dunkel oder klar, verworren oder deutlich sein können. Von außen sind sie nicht beeinflußbar. Die Monaden haben keine Fenster. Jede Monade ist ein Spiegel des Universums. Alle Monaden aber bilden eine stetige Stufenreihe von niederen zu höheren mit ihren Vorstellungen, die von den unbewußten und dunkelsten und verworrensten Vorstellungen bis zu den klarsten und deutlichsten führen. Leibniz lehrt also wie Plato einen pluralistischen Idealismus, aber er verändert den platonischen Idealismus, der den Ideen die Existenz zuschreibt, zu einem individualistischen Idealismus, der das Wirkliche in den Seelen sucht. Er setzt an die Stelle des objektiven (logischen) einen subjektiven (psychologischen) Idealismus, der die Begriffe des Unendlich-Kleinen und der Stetigkeit einerseits und den Begriff der unbegrenzten Fortentwicklung andrerseits in sich aufnimmt.

Ergänzt wird aber diese Monadenlehre durch die Idee der prästabilierten Harmonie, die Leibniz an die Stelle

Digitized by Google

des Influxus physicus (s. d.) und des Occasionalismus (s. d.) setzt: Jede Monade ist ein vorstellendes Wesen, jede spiegelt das Universum ab, aber jede in eigner Weise, indem jede dem Gesetze ihrer inneren Entwicklung folgt. Gott hat aber die Monaden so geschaffen, daß sie jederzeit untereinander in Übereinstimmung stehen. Die Natur jeder Monade ist so angelegt, wie es ihr Verhältnis zu allen anderen Monaden und zum Weltganzen erfordert. Die Monaden verhalten sich wie zwei Uhren, die jede ihr eignes Triebwerk hat, die aber so gebaut sind, daß sie stets die gleiche Zeit zeigen. Der letzte Grund der Harmonie des Weltganzen ist Gott, dem unendlicher Verstand, unendliche Güte und unendlicher Wille eigen ist. Er hat von allen möglichen Welten diejenige geschaffen, die die größte Vollkommenheit in sich einschließt. Die wirkliche Welt ist also die beste von allen möglichen Welten, und die Wege der Natur sind dazu da, die göttlichen Endzwecke zu erfüllen. Leibniz schließt also seine Monadenlehre durch die Gedanken des Optimismus (s. d.) und der Teleologie (s. d.) ab (Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. 2 Bde. Amsterdam 1710).

In der Ethik nimmt Leibniz einen deterministischen Standpunkt ein. Der Weltlauf beruht auf göttlicher Vorherbestimmung, und in der ursprünglichen Welteinrichtung ist auch der ganze Entwicklungsprozeß der Welt vorgebildet. Der Wille des Menschen ist durch seine Vorstellungen determiniert. Das Ziel des menschlichen Handelns ist die dauernde Glückseligkeit, die mit dem Gefühl des stetigen Fortschritts verbunden ist, d. i. das Streben nach Vollkommenheit. Auch für die deutsche Ästhetik hat Leibniz die Anregung gegeben und Schönheit als sinnlich (verworren) erkannte Vollkommenheit bestimmt. A. Baumgarten (Aesthetica 1750—1758) hat dann auf dieser Idee die erste deutsche Ästhetik aufgebaut. Leibniz' Philosophie hat im 18. Jahrhundert Anklang gefunden, namentlich bezüglich ihrer methodischen Forderung einer rationalen Wissenschaft, ihrer optimistischen Weltauffassung und ihrer ethischen Idee allgemeiner Vervollkommnung und Glückseligkeit. Seine Monadenlehre ist am wenigsten beachtet worden.

Wolf, der an Pufendorf, Tschirnhausen, Thomasius nnd vor allem an Leibniz anknüpft, hält an dem Rationalismus und Optimismus Leibniz' fest und ordnet die Leibnizschen Ideen einem

Digitized by Google

philosophischen System ein, an dessen Spitze der Begriff des Möglichen und der Satz des Widerspruchs steht und dessen Teile die Logik, die theoretische Philosophie (Metaphysik) mit der Ontologie, Kosmologie, Psychologie und natürlichen Theologie und die praktische Philosophie mit der Ethik, Ökonomik und Politik sind. Die idealistische Monadenlehre Leibniz' gestaltet er so um, daß er nur den eigentlichen Seelen vorstellende Kräfte zuschreibt, die übrigen Monaden aber für atomi naturae erklärt. Auch die Lehre von der prästabilierten Harmonie läßt er nur für das Verhältnis von Leib und Seele gelten, während er den Zusammenhang der Natur halb mechanisch und halb teleologisch erklärt. Sein System hat er so durchgeführt, daß er klare Begriffe aufzustellen und jeden Satz zu beweisen versucht hat. Definitionen und Schlüsse, also Demonstrationen, bilden die methodische Form der Wolfischen Philosophie, und ihr Ziel ist die Aufklärung des Verstandes, für die in Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein tiefes Bedürfnis vorhanden war. Wolf ersetzte, auf Leibniz fußend, in Deutschland die scholastisch-dogmatische Denkweise durch eine auf Naturwissenschaft gegründete Weltbetrachtung. Kant rühmt Wolf nach, daß er „zuerst das Beispiel gab (und durch dies Beispiel der Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland wurde), wie durch gesetzmäßige Feststellung der Prinzipien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise, Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen der sichere Gang einer Wissenschaft zu nehmen sei" (Kr. d. r. V., 2. Aufl., Vorrede S. XXXVI). — Vertreter der Leibniz-Wolfschen Philosophie sind vor allem Thümming (1687—1728), Bilfinger (1693—1750), Baumeister (1708—1785), A. Baumgarten (1714—1762), G. Fr. Meier (1718—1777) und Knutzen (1713—1751) gewesen. Auch die Herbartsche Philosophie beruht auf der Grundlage der LeibnizWolfischen. Wolf selbst hat gegen die Bezeichnung Leibniz-Wolfische Philosophie Einspruch erhoben und sie eine Konfusion genannt (Eigne Lebensgeschichte). — Vgl. Characteristica universalis, Prästabilierte Harmonie, Optimismus, Determinismus, Idealismus, Rationalismus, Infinitesimal. — Bilfinger, Dilucidationes de deo, anima humana, mundo et generalioribus rerum affectibus Tübingen 1725, 1740, 1768. Commentatio de harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita ex mente Leibnitii. Frankfurt u. Leipzig 1723. 2. Aufl., Tübingen 1741. K. Justi,

Digitized by Google

Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2. Aufl., 1898. Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen. Leipzig 1902. E. Ruck, Die Leibnizsche Staatsidee. Tübingen 1909 W. Kabitz, Die Philos. d. jungen Leibniz. Heidelberg 1909. B. Poppe, A. G. Baumgarten. Münster 1909. — Vgl. außerdem die Literaturangaben in Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Bd. III. 10. Aufl, Berlin S. 189—192, S. 199—202, S. 225—226, S. 231—232.

leiden (ahd. lîdan, mhd. lîden, gr. *πάσχειν*, lat. pati) im weiteren Sinne ist das Korrelat (der Gegenbegriff) von tun. Aristoteles sieht in ihm eine Denkkategorie (s. Kategorie) und setzt Tun (*ποιεῖν*) und Leiden (*πάσχειν*) in Gegensatz. Von der Kategorie des Leidens, wie von der des Tuns behauptet er, daß sie des Gegensatzes (wie erwärmt werden, abgekühlt werden und des Mehr und Minder) fähig sind (Arist. Kateg. 1 p. 11 b 1 f). In Wirklichkeit kommt ebensowenig eine völlige Passion wie eine völlige Aktion vor. Leiden und Tun sind Gegensätze, die ineinander übergehen. Jede Aktion ruft Reaktion hervor, und alle Dinge stehen in Wechselwirkung. Auch dies hat Aristoteles bereits erkannt. Er sagt Gener. et Corr. 7 p. 324 a 11 *τό τε γὰρ ποιοῦν καὶ τὸ πάσχον ἐναντία ἐστὶ καὶ ἡ γένεσις εἰς τοὐναντίον ὥστ' ἀνάγκη τὸ πάσχον εἰς τό ποιοῦν μεταβάλλειν.* — Im engeren Sinne versteht man unter Leiden ein starkes Gefühl der Unlust, welches durch äußere oder innere Übel hervorgerufen wird. Das Leiden im engeren Sinne wird, ästhetisch geformt, in der Tragödie dargestellt und ruft im Zuschauer das Mitleid (s. d.) hervor. — Vgl. Tragödie, Eigenschaft.

Leidenschaft (gr. *πάθος*, lat. passio) heißt ein dauerndes, heftiges und einseitiges Begehren, das so stark ist, daß es des Menschen Willen beherrscht und ihn dadurch in praktische Unfreiheit versetzt. Kant definiert (Anthropologie, § 77): „Die Neigung, durch welche die Vernunft verhindert wird, sie in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, ist die Leidenschaft" und (Rel. innerh. d. Grenzen d. bloßen Vern., 2. Aufl., S. 20): „Die Leidenschaft ist eine Neigung, die die Herrschaft über sich selbst ausschließt." Die Leidenschaft ruft einen Gegensatz zwischen Willen und Vernunft hervor. Sie ist mit dem Eigensinn (s. d.) verwandt und doch sehr von ihm verschieden. Sie ist rücksichtslos und einseitig wie der Eigensinn, aber der Eigensinn ist ein intellektueller Mangel, er hört

Digitized by Google

nicht das Urteil der Vernunft und entschließt sich, ohne erwogen zu haben. Die Leidenschaft ist ein sittlicher Mangel, sie hört die Vernunft und entschließt sich doch gegen dieselbe. Sie hindert an der Ausübung vernünftiger Willenstätigkeit, raubt die ruhige Besinnung und den unbefangenen Blick in die Welt, obgleich sie in bezug auf ihr eigenes Ziel den Verstand schärft. Die Leidenschaft grenzt an die Seelenkrankheit an. Es ist daher sittliche Pflicht des Menschen, dem Dämon der Leidenschaft entgegenzuwirken. Die Leidenslhaft entsteht, wenn sich irgend ein Vorstellungskreis isoliert, sich zur bestimmten Neigung umgestaltet und diese sich fest behauptet. Innere Zerrissenheit befördert die Leidenschaften, Vielseitigkeit des Interesses hemmt sie. Häufige Befriedigung einer Begierde kann ebenso durch Gewöhnung zur Leidenschaft führen wie gänzliche Unterdrückung oder nur mangelhafte Befriedigung. Auch aus stillen, scheinbar harmlosen Gewohnheiten (Liebhabereien u. dgl.) kann sie entspringen, ebenso aus vagen Phantasieen und scheinbar kühlem, sophistischem Räsonnement. Ihre Maximen sind nicht Urteile über, sondern durch und für das Wollen. Sie kann wohl den Schein des Charakters annehmen, weil sie zäh ihr Ziel verfolgt, dem Wollen Einheit verleiht und zu glänzenden Erfolgen führt, aber zum wahren Charakter fehlt ihr sittliche Motivierung, Ruhe und Einsicht. Alle Leidenschaften sind blind. Sie wissen weder den wahren Wert der Objekte, noch die Interessen des Subjekts richtig abzuschätzen. Für den Dramatiker ist aber die Darstellung der Leidenschaften eine dankbare Aufgabe, und die dramatische Entwicklung der Entstehung, des Wachsens und der Wirkung der Leidenschaften weckt ein großes psychologisches Interesse. — Vgl. Wundt, Grundz. der physiol. Psychologie, 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 226. Dyroff, Einführung in die Psychol., Leipzig 1908, S. 100.

Die Leidenschaften zeigen verschiedene Grade der Intensität, der Dauer und der Triebkraft. Maaß teilt sie ihrem Inhalte nach in objektive, deren Befriedigung das Selbstgefühl des Subjektes aufhebt, und subjektive, deren Befriedigung das Selbstgefühl steigert, ein. Jenes sind Leidenschaften des Besitzens, diese des Seins. Praktischer ist die Einteilung in physische und geistige. Physisch sind z. B. Völlerei, Trunksucht, Leckerhaftigkeit, Wollust, Rauflust, Faulheit, Spielwut, Unterhaltungssucht, Plaudersucht — geistig Ehr-

Digitized by Google

sucht, Herrschsucht, Habsucht, Geiz, Verschwendung, Sammelwut, Liebe, Haß, Rache. Kant unterscheidet dem Ursprung nach natürliche (angeborne) und aus der Kultur des Menschen hervorgehende (erworbene). Zu jenen gehört die Freiheits- und Geschlechtsneigung, zu diesen die Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. — Trieb, Begierde, Neigung, Hang und Leidenschaft ist die Stufenreihe des Wollens, die der Mensch durchläuft. Affekt und Leidenschaft sind nicht dasselbe. Affekte gehen mehr aus Gefühlen, Leidenschaften mehr aus Trieben hervor. Jene sind mehr plötzlich entstehende vorübergehende, diese tief wurzelnde dauernde Zustände des Ichs. Der Affekt greift mehr den Körper, die Leidenschaft die Seele an. Derselbe Mensch kann gleichzeitig nicht von mehreren Affekten, wohl aber von mehreren Leidenschaften beherrscht werden, die freilich nur eine Übereinkunft, keine Verschmelzung miteinander eingehen. Doch hat jede Leidenschaft auch ihre intellektuellen Komponenten, wie Th. Ribot neuerdings besonders hervorgehoben hat. Wundt weist die Trennung der Affekte und Leidenschaften für die psychologische Betrachtung zurück und läßt sie nur für die ethische Auffassung und für die Charakterologie zu (Grundr. der Psych., § 13, S. 210). — Bekämpfen kann man die Leidenschaft, indem man ihrem Entstehen begegnet (Principiis obsta, sero medicina paratur: Ovidius, remedia amoris 91) und indem man die Absonderungen einzelner Vorstellungskreise meidet, die Aufmerksamkeit von den verlockend ausgemalten Phantasiebildern abwendet und sich nicht in unbeschränkte Wünsche einläßt. Ferner ist eine gleichmäßige Ausbildung aller Kräfte, fleißige Pflichterfüllung, Veränderung der Lebensweise, Ablenkung vom Individuellen, Hinwendung aufs Ewige (Spinozas Erfassung der Dinge sub specie aeternitatis, Ethik 5, 29—31) ein Schutzmittel gegen Leidenschaften. Goethe sagt in bezug auf sie in den Geheimnissen: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet". — Vgl. Platon, Polit. IX. Leibniz, Nouv. Essais, S. 258. Descartes, Des passions. 1649. Spinoza, Ethik, 3. und 4. Buch. 1677. Kant, Anthropologie, 1798, S. 225 ff., § 77 ff. Maaß, Über die Leidensch. 1805. Feuchtersleben, Diätetik der Seele. Wien 1838. Biunde, Empir. Psychol. II. 1851. H. Klencke, Diätetik der Seele. 1873. Th. Ribot, Essai sur les passions. Paris 1907.

Lekta (gr. λεκτά = Plural von λεκτόν = Ausgesprochenes,

Digitized by Google

Gedachtes), Denkobjekte, heißen im Gegensatz zu den Dingen, den Worten und der Seelentätigkeit bei den Stoikern die Begriffe des Unkörperlichen außer Raum, Zeit und Leere, nämlich die Begriffe der Qualitäten, Zustände und Relationen.

Lemma (gr. λῆμμα) s. Lehnsatz.

Lethargie (gr. ληθαργία = Schlafsucht) heißt der hypnotische Zustand, bei dem die Augen sich schließen, die Atmung und der Herzschlag schwächer werden und der Körper unbeweglich in der durch die Schwere bedingten Lage verharrt. Im übertragenen Sinne heißt Lethargie der Zustand geistiger Untätigkeit und Empfindlichkeit. — Vgl. Hypnose. — Wundt, Grundzüge der physiol. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 664.

liberum arbitrium (lat.) heißt Wahlfreiheit des Willens. Kant (1724—1804) definiert (Kr. d. r. V., S. 533 f.): „Die Freiheit im praktischen Verstande ist die Unabhängigkeit der Willkür von der Nötigung durch Antriebe der Sinnlichkeit. Denn eine Willkür ist sinnlich, sofern sie pathologisch (durch Bewegursachen der Sinnlichkeit) affiziert ist; sie heißt tierisch (arbitrium brutum), wenn sie pathologisch necessitiert werden kann. Die menschliche Willkür ist zwar ein arbitrium sensitivum, aber nicht brutum, sondern liberum, weil Sinnlichkeit ihre Handlungen nicht notwendig macht, sondern dem Menschen ein Vermögen beiwohnt, sich unabhängig von der Nötigung durch sinnliche Antriebe von selbst zu bestimmen. — Vgl. Freiheit.

Liebe (abgeleitet v. ahd. liob, mhd. liep = lieb, gr. ἔρως, lat. amor) heißt das Wohlgefallen eines Wesens an einem anderen, insofern sich damit das Bestreben verbindet, es zu besitzen, ihm sich zu widmen, sich mit ihm zu vereinigen und zu identifizieren. Die Liebe entsteht im Menschen aus der Freude an einem Gegenstande, einer Sache oder an einer Person. Der Liebende legt dem Objekt einen Wert bei, hat Wohlgefallen an seiner Existenz und seinem Wohlsein und fühlt sich zu ihm in dem Maße hingezogen, daß der Besitz desselben ihm als hohes Glück, der Verlust als unerträglich erscheint. Damit verbindet sich dann bald, insofern es sich um ein belebtes Wesen handelt, die Illusion, daß sich im geliebten Gegenstand dasselbe Gefühl rege. Diese Illusion der Liebe im Verhältnis des Menschen zum Menschen bringt z. B. Goethe zum Ausdruck in dem Gedichte: Warum gabst du uns die tiefen Blicke? mit den Worten: „In dem andern sehen, was er nie

Digitized by Google

war, immer frisch auf Traumglück auszugehen und zu schwanken auch in Traumgefahr". Da die Liebe ihre Befriedigung in der Gegenwart des Geliebten findet, so spricht sich die Nichtbefriedigung ihres Begehrens als Sehnsucht aus, und wie jede Neigung, so kräftigt sich auch die Liebe durch die Gewohnheit, den Verkehr, den Umgang, wie man aus der Liebe zu Eltern, Geschwistern, Spielkameraden und zur Heimat erkennt, und wird zum Streben nach dauernder Vereinigung. Liebe will im andern leben. Sie hat ihr reinstes Selbstgefühl im Mitgefühl mit dem anderen und hebt am höchsten über den Egoismus empor. In diesem Streben nach Erhebung über den Eigennutz und Durchdringung mit dem anderen liegt aber auch der Anspruch auf Alleinbesitz. Hierdurch unterscheidet sie sich von der Freundschaft, die selten einseitig, aber oft nicht ohne egoistische Beimischung ist. Augustinus († 430) nennt die Liebe „vita quaedam, duo aliqua copulans vel copulare appetens" Trin. 8, 10. Thomas von Aquino († 1274) „complacentia appetibilis seu boni" Summa I, 2, qu. 26. Descartes (1596 bis 1650) definiert die Liebe als eine commotio animae, producta a motu spirituum, qui eam incitat ad se voluntate iungendum obiectis, quae ipsi convenientia sunt (Die Liebe ist eine Gemütsbewegung, die ihren Grund in einer Bewegung der Lebensgeister hat, die sie antreibt, sich freiwillig mit Gegenständen zu verbinden, die ihr angemessen sind. Pass. anim. II, 79). Nach Spinoza (1632—1677) ist die Liebe Freude, begleitet von der Vorstellung der äußeren Ursache (amor est laetitia concomitante idea causae externae Eth. III, L. 13 E.). Leibniz (1646—1716) erklärt: Liebe ist ein Drang, an der Vollkommenheit, dem Wohl oder Glück des geliebten Gegenstandes Lust zu haben (Nouv. Ess. II, 20, 4). Wolf (1679—1754) gibt die Erklärung: „Die Bereitschaft aus eines andern Glück ein merkliches Vergnügen zu schöpfen ist die Liebe. Und daher freuen wir uns über das Glück derer, die wir lieben und zwar viel oder wenig, nachdem die Liebe groß oder klein ist" (Vernünftige Gedanken I, § 449, 2. Aufl., 1722, S. 274 f.). Kant (1724—1804) unterscheidet die pathologische Liebe als die Liebe aus Neigung, von der praktischen Liebe aus Grundsätzen reiner Vernunft. Gott lieben heißt seine Gebote gerne tun, den Nächsten lieben heißt alle Pflicht gegen ihn gerne ausüben (Kr. d. pr. V., S. 148. Grundleg. z. Metaphys. der Sitten I. Abschn., S. 13 ff.). In der Metaphysik der Sitten führt Kant

Digitized by Google

aus: „Liebe ist Sache der Empfindung, nicht des Wollens, und ich kann nicht lieben, weil ich will, noch weniger aber, weil ich soll (zur Liebe genötigt werden); mithin ist eine Pflicht zu lieben ein Unding. Wohlwollen (amor benevolentiae) aber kann als ein Tun einem Pflichtgesetz unterworfen sein. Man nennt aber oftmals ein uneigennütziges Wohlwollen gegen Menschen auch (obzwar sehr uneigentlich) Liebe; ja, wo es nicht um des andern Glückseligkeit, sondern die gänzliche und freie Ergebung aller seiner Zwecke in die Zwecke eines anderen (selbst eines übermenschlichen) Wesens zu tun ist, spricht man von Liebe, die zugleich für uns Pflicht sei. Aber alle Pflicht ist Nötigung, ein Zwang, wenn er auch ein Selbstzwang nach einem Gesetz sein sollte. Was man aber aus Zwang tut, das geschieht nicht aus Liebe" (II. Einleit. S. 39f.). „Die Geschlechtsneigung wird auch Liebe (in der engsten Bedeutung des Wortes) genannt und ist in der Tat die größte Sinnenlust, die an einem Gegenstande möglich ist; — nicht bloß sinnliche Lust, wie an Gegenständen, die in der bloßen Reflexion über sie gefallen (da die Empfänglichkeit für sie Geschmack heißt), sondern die Lust aus dem Genusse einer anderen Person, die also zum Begehrungsvermögen, und zwar der höchsten Stufe desselben, der Leidenschaft, gehört. Sie — ist eine Lust besonderer Art (sui generis)" (II, § 7, S. 79). Die Menschenliebe (Philanthropie) muß, weil sie hier als praktisch, mithin nicht als Liebe des Wohlgefallens an Menschen gedacht wird, im tätigen Wohlwollen gesetzt werden und betrifft also die Maxime der Handlungen (II, § 26, S. 119). — Nach Veranlassung, Individualität, Charakter und Bildungsgrad ist die Liebe verschieden. Die Wurzel der Liebe ist die den Menschen mit den Menschen verbindende Sympathie, welche in der Eltern- und Kindes-, Geschwister- und Verwandtenliebe ihre Entwicklung findet, sich aber zur Liebe gegen Stamm, Volk, Vaterland und Menschheit ausdehnt. Moralische Forderungen sind die Feindesliebe und die Gottesliebe. Die Liebe zu Gott (amor dei) ist nach Platon, Spinoza und J. G. Fichte der höchste moralische Affekt. Sie entspringt als Forderung aus dem Streben des Menschen nach Vollkommenheit. Fast über menschliches Können geht die Feindesliebe hinaus, die das Christentum fördert und die im Wohltun gegen diejenigen besteht, die uns schaden und hassen. Walther von der Vogelweide bekannte offen, daß er der Feindesliebe nicht fähig wäre. Leidenschaftlos und weit

Digitized by Google

ist die Menschenliebe, aber auch sie ist ein selten erreichtes Ideal (vgl. Humanität). Die stärkste Liebe dagegen ist die Geschlechtsliebe, die aus einem niedrigem Bedürfnis und Triebe entspringt, sich aber durch die Dauerhaftigkeit und Konzentrierung desselben auf ein Individuum in der Monogamie veredelt. Sie hat für Kultur und Moral die größte Bedeutung. Je enger sie sich beschränkt, desto stärker ist sie. Sie hängt an dem Dasein des Individuums, an seinem dauernden Besitz und Genusse. Die Geschlechtsliebe ist zwar nie von der Weite und Abgeklärtheit der Nächstenliebe, sie ist persönlich und gibt das eigene Ich nicht auf, sondern ringt nach eigener Glückseligkeit. Wird ihr ihr Ziel versagt, so entwickelt sie sich leicht zur Leidenschaft. Aber sie ist andrerseits der größten Opfer fähig, wie es z. B. poetisch in dem freiwilligen Tode der Alkestis (der γυνὴ ὑπερβεβλημένη) für Admetos oder in der „Euadne, gelehnt an den geliebten Gemahl" von Euripides dargestellt ist. Wo der liebende Mensch sich selbst vergißt, sich für andere aufopfert, da tritt die schönste Art der Züge der Menschheit hervor. Wie vielgestaltig die Liebe der Frau zum Manne ist, hat von allen Dichtern am lebenswahrsten Shakespeare geschildert. Keine seiner Frauengestalten ist der andern im Liebesleben gleich. — Die Liebe zur Menschheit, Wahrheit, Freiheit, Kunst u. dgl. setzt voraus, daß man diesen Begriffen Realität beilegt, wobei natürlich Enttäuschungen nicht ausbleiben. — Empedokles (484—421) sah in Liebe und Haß (φιλία und νεῖκος) die bewegenden Weltkräfte (Arist. Met. I, 4 p. 985a 29). — Zum philosophischen Begriff ist die Liebe, der Eros, vor allem durch Platon (427—347) umgeschaffen worden. Die sog. platonische Liebe ist vom Streben nach Geschlechtsgenuß völlig frei. Platon nennt den philosophischen Trieb Eros und drückt damit aus, daß die Philosophie nicht nur aus einem Erkenntnistrieb entspringt, sondern die praktische Verwirklichung, die Erzeugung der Wahrheit erstrebt. Die sterbliche Natur des Menschen ermangelt der göttlichen Unveränderlichkeit. Sie fühlt daher das Bedürfnis, sich durch immer neue Erzeugung ihrer selbst zu erhalten. Dieser Trieb der Erhaltung ist der Eros, der aus der höheren gottverwandten Natur des Menschen entspringt und ein Streben ist, Gott ähnlich zu werden. Da dieser Eros nur ein Streben nach Besitz, nicht ein Besitz ist, also einen Mangel voraussetzt, andrerseits die Fülle begehrt, macht Platon den Eros zum Sohne der Penia (Armut) und des Poros

Digitized by Google

(Reichtum). Das Ziel dieses Strebens ist der dauernde Besitz des Guten, die Glückseligkeit, die Unsterblichkeit. Der Eros ist also überhaupt das Streben des Endlichen, sich zur Unendlichkeit zu erweitern. Die äußere Bedingung für die Betätigung des Eros ist die Gegenwart des Schönen. Der Eros richtet sich stufenweise auf die schöne Gestalt, die schöne Seele, die Wissenschaft und die Idee und strebt nach der Darstellung des absolut Schönen (vgl. Platon, Symposion; Zeller, Die Philosophie der Griechen II, S. 384ff; Abhandl. über den Eros in der Übensetzung des Symposions). Dieser platonische Begriff des Eros ist vielfach in der Neuzeit von Dichtern und Philosophen wieder aufgenommen worden. — Vgl. Dualismus. — Michelet, L'amour. Deutsch von Spielhagen. 5. Aufl. Leipzig 1889. Duboc, Psychologie der Liebe. 2. Aufl. Hamburg 1883. Günther, Kulturgeschichte d. Liebe. Berlin 1899. Eremita (G. Lasson), Die moderne Richtung in der Kunst. Leipzig 1901. W. Bölsche, Das Liebesleben in der Natur. 3 Bde. Berlin 1898—1903. Mantegazza, Physiologie der Liebe. Deutsch. 12. Aufl. Berlin 1904. Lippmann, Die Liebe in der dramatischen Literatur. Berlin 1904. Léon Robin, La théorie platonicienne de l'amour. Paris 1908.

Lieblich heißt das stillere, mildere Schöne, das sich noch nicht völlig entwickelt hat, das noch im Heranblühen begriffen ist. — Vgl. schön, reizend, Anmut, hübsch, niedlich.

limitativ (franz. limitatif, v. lat. limitare = beschränken), beschränkend oder auch von einem anderen Gesichtspunkt aus unendlich, heißt seit Kant ein Urteil, welches der Form nach bejahend, dem Sinne nach verneinend ist, indem die Negation nicht zwischen Subjekt und Prädikat eingeschoben, sondern mit dem Prädikate zu einem Begriffverbunden wird, also das Urteil die Form erhält: S ist ein Non-P. Sage ich: Glas ist nicht Leiter (f. d. elektr. Strom), so bilde ich ein verneinendes Urteil. Sage ich dagegen: Glas ist Nicht-Leiter, so bilde ich ein limitierendes Urteil und behaupte mehr, als wenn ich sage: Glas ist nicht Leiter. Das negative Urteil trennt die Begriffssphären des Subjektes und des Prädikates von einander. Das limitative Urteil bildet aus dem, was nicht in der Sphäre des positiven Prädikats liegt, eine eigene Sphäre und versetzt das Subjekt in diese hinein. Kant äußert sich über das limitative Urteil folgendermaßen: „In einer transscendentalen Logik müssen unendliche Urteile (vgl. Kr. d. r. V., S. 70. Prolegg.

Digitized by Google

S. 86. — Kr. d. r. V., S. 80. Prolegg., S. 86 von bejahenden noch unterschieden werden, wenn sie gleich in der allgemeinen Logik jenen mit Recht beigezählt sind und kein besonderes Glied der Einteilung ausmachen. Diese nämlich abstrahiert von allem Inhalt des Prädikats (ob es gleich verneinend ist) und sieht nur darauf, ob dasselbe dem Subjekt beigelegt oder ihm entgegengesetzt werde. Jene aber betrachtet das Urteil auch nach dem Werte oder Inhalt dieser logischen Bejahung vermittelst eines bloß verneinenden Prädikats, und was diese in Ansehung des gesamten Erkenntnisses für einen Gewinn verschafft. Hätte ich von der Seele gesagt, sie ist nicht sterblich, so hätte ich durch ein verneinendes Urteil wenigstens einen Irrtum abgehalten. Nun habe ich durch den Satz: die Seele ist nichtsterblich, zwar der logischen Form nach wirklich bejahet, indem ich die Seele in den unbeschränkten Umfang des Nichtsterbenden Wesen setzte. Weil nun von dem ganzen Umfange möglicher Wesen das Sterbliche einen Teil enthält, das Nichtsterbliche aber den anderen, so ist durch meinen Satz nichts anderes gesagt, als daß die Seele eins von der unendlichen Menge Dinge sei, die übrig bleiben, wenn ich das sterbliche insgesamt wegnehme. Dadurch aber wird nur die unendliche Sphäre alles Möglichen insoweit beschränkt, daß das Sterbliche davon abgetrennt und in den übrigen Raum ihres Umfangs die Seele gesetzt wird. Dieser Raum bleibt aber bei dieser Annahme noch immer unendlich, und können noch mehrere Teile desselben weggenommen werden, ohne daß darum der Begriff von der Seele im mindesten wächst und bejahend bestimmt wird. Diese unendlichen Urteile also in Ansehung des logischen Umfangs sind wirklich bloß beschränkend in Ansehung des Inhalts der Erkenntnis überhaupt, und insofern müssen sie in der transscendentalen Tafel aller Momente des Denkens in den Urteilen nicht übergangen werden, weil die hierbei ausgeübte Funktion des Verstandes vielleicht in dem Felde seiner reinen Erkenntnis a priori wichtig sein kann." (Kant, Kr. d. r. V., S. 71ff. Prolegomena, § 21.) In der Limitation oder Einschränkung sieht daher Kant eine der Kategorien des Denkens. Die Einschränkung ist nach Kant nichts anderes als Realität mit Negation verbunden (Kr. d. r. V., 2. Aufl., S. 111).

Logik (gr. *λογική* sc. *τέχνη* = Denkkunst v. *λόγος* = das Denken, *τὸ λογικὸν μέρος* Diog. Laert. I, § 41 f; die Bezeichnung

Digitized by Google

der Denklehre als Logik rührt von den Stoikern her.) heißt die Wissenschaft von den Gesetzen des richtigen Denkens. Sie scheidet sich von den Einzelwissenschaften ab und stellt sich als Propädeutik über diese. Sie begründet die Methoden, die jene anzuwenden haben, und bestimmt allgemein den Prozeß des Erkennens, den jene im einzelnen verfolgen, jede auf ihrem besonderen Anwendungsgebiete. Während es die Einzelwissenschaften mit der Erkenntnis bestimmter materialer Objekte zu tun haben, berücksichtigt die Logik nur die allgemeinen Gesetze des Erkennens. Jene suchen Wahrheiten zu ermitteln, diese die richtigen Denkprozesses herbeizuführen. Von der ihr beigeordneten Psychologie unterscheidet sich die Logik dadurch, daß jene die Naturgesetze unserer Geistestätigkeit aufsucht, diese dagegen die Normalgesetze derselben aufstellt. Jene nimmt also die psychischen Prozesse, wie sie sind, diese bestimmt, wie sie sein müssen, um zu richtiger Erkenntnis zu führen. Die logischen Gesetze stehen in ihrem Wesen und Werte in der Mitte zwischen den Naturgesetzen und den Moralgesetzen. während die ersteren der Ausdruck für ein stetiges Geschehen sind und die letzteren eine Verpflichtung, eine Forderung enthalten, sind die logischen Gesetze soweit einerseits Gesetze des Wirklichen, als alle normalen Menschen gleichmäßig denken, soweit andrerseits bloße Forderungen, als jeder einzelne Mensch durch subjektive Gefühle, Vorurteile und Interessen beeinflußt wird und sich zu logischem Denken erst anhalten und erziehen muß. Von der Erkenntnistheorie unterscheidet sich die Logik dadurch, daß jene die Grundlagen und Grenzen des Inhalts der Erkenntnis untersucht, diese die formalen Gesetze des Denkens feststellt. Das Ziel der Logik ist, zu zeigen, wie das formal richtige Denken zustande kommt, wodurch es gehemmt oder gefördert wird. Ihr Nutzen ist bedeutend. Was die Mathematik für die Naturerkenntnis, das leistet die Logik für jede Erkenntnis. Man lernt durch sie die Elementarformen des Denkens, die Begriffe, Urteile und Schlüsse richtig bilden, seine eigenen Behauptungen beweisen, die des Gegners widerlegen. Man unterscheidet mit ihrer Hilfe leichter Wahrheit und Irrtum, erkennt die Schwächen im Räsonnement anderer Menschen oder lernt sich selbst vor Beweisfehlern zu hüten. Nach der Auffassung einer Reihe von neueren Mathematikern ist sogar die Mathematik in ihrem arithmetischen und algebraischen Gebiete nur als ein Teil der Logik anzusehen.

Digitized by Google

Aber überschätzt darf der Wert der Logik auch nicht werden. Ihre Allgemeinheit, ihr formaler Charakter und ihr Mangel an Erfindungsgeist bilden ihre Schranke, und für den geistig regen Menschen, der den Reichtum der Erfahrung liebt, hat sie oft etwas Abschreckendes, während sie manchem hohlen Geist Krücken und Schmuckfedern leiht. Überschätzt hat z. B. ihren Wert Raimundus Lullus (1235—1315), der das Wissen auf Grund einer Begriffstabelle durch rein logische Operationen entwickeln wollte. Unterschätzt haben ihren Wert z. B. Bacon (1561 bis 1626), St. Mill (1806—1873) und Schuppe (geb. 1836). Die Logik heißt auch Dialektik, Kunst der Unterredung (s. d.). Unter diesem Namen wurde sie von den Sophisten, Megarikern, von Sokrates, Platon und Aristoteles, der mit Recht der Vater der formalen Logik genannt wird, geschaffen. Für die Sophisten war sie noch die Kunst zu überreden. Sokrates (469—399) schuf die Begriffe und Methoden der Definition und Induktion, die Megariker bildeten die Eristik aus, Platon (427—347) fügte die Deduktion hinzu, Aristoteles (384—322) gab die erste systematische Darstellung der Logik (vgl. Aristotelismus). Die Scholastik des Mittelalters bildete die Logik des Aristoteles nur durch subtiles Ausspinnen des Einzelnen fort. In der Neuzeit schuf Bacon (1561—1626) die Theorie der induktiven Erkenntnis. Chr. Wolf (1679—1754) behandelte die Logik als Erkenntnistheorie und setzte sie in Beziehung zur Metaphysik und Psychologie. Kant (1724—1804) stellte neben die formale Logik die transscendentale, die in ihrem Wesen Erkenntnistheorie innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft ist. Nachdem er gezeigt hatte, daß der Mensch in den Gesetzen des eigenen Denkens auch die Gesetze der Erscheinungswelt habe, schrieben seine Nachfolger Fichte (1762—1814), Schelling (1775—1854) und Hegel (1770—1831) den reinen Denkformen auch inhaltliche Bedeutung zu. So ward die Logik zu einer materialen, objektiven Wissenschaft, besonders bei Hegel, der sie ganz mit der Metaphysik identifizierte. Die Hegelsche Logik ist die Wissenschaft des Universums, unter welche alle Dinge fallen, sofern sie gemäß den allgemeinen und notwendigen Gesetzen des Daseins, welche eben die Denkgesetze sein sollen, beschaffen sind. Der Begriff bewegt sich nach Hegel wesentlich in den schon von Aristoteles festgesetzten Formen des Urteils und Schlusses, aber nach „dialektischer" Methode (s. d.). Ähnliche Theorien sind von Bardili, F. Krause,

Digitized by Google

J. J. Wagner, Schleiermacher und Baader aufgestellt worden. — Dagegen betonten Fries (1773—1843), Beneke (1798—1854) und Herbart (1776—1841) die anthropologische Grundlage der Logik. In neuerer Zeit hat sich diese Richtung in Stuart Mill (1806—1873), Whewell (1794 bis 1866) und Wundt (geb. 1832) noch mehr nach der psychologischen Seite ausgebildet. Auch sind von England, Deutschland, Amerika, Italien nicht uninteressante Versuche ausgegangen, die Logik zu algebraisieren und in einen Algorithmus (s. d.) umzuwandeln (Boole, Jevons, Schröder, Peirce, Mc-Coll, Peano, Russel, Couturat usw.). Eingeteilt wird die Logik in die Elementarlehre und Methodenlehre. Ihre Hauptaufgaben liegen in der Gegenwart in der Gewinnung einer berichtigten Kategorienlehre (s. Kategorie) und in der Entwicklung einer dem Wesen der einzelnen Wissenschaften entsprechenden Methodenlehre. Die Hauptmängel der älteren Logik bestanden in der Verwechselung grammatischer Formen mit logischen, in einer Nichtunterscheidung und Gleichmachung vieler im Wesen verschiedener Begriffsformen und in der Vernachlässigung der Beziehungen zu der produktiven Forschung der Einzelwissenschaften. Die neuere Logik hat die Aufgabe der feineren Scheidung der Begriffs- und Urteilsformen und muß sich auf die die Methoden der einzelnen Wissenschaften betreffenden Forschungen stützen. — Vgl. Boole, The mathematical analysis of logic. Cambridge 1847. C. Prantl, Gesch. d. Logik im Abendlande. 4 Bde. Leipzig 1855/70. Trendelenburg, Log. Untersuchungen. 3. Aufl. Berlin 1876. Schröder, Operationskreis des Logikkalküls. Leipzig 1877. St. Jevons, Principles of science. 2. Aufl. London 1877. Schuppe, Erkenntnistheoretische Logik. Bonn 1878. Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik. Berlin 1894. L. Liard, Les Logiciens Anglais Contemporains, 1878. Deutsch von Imelmann 1880. F. Harms, Geschichte der Logik. Berlin 1880. Lotze, Logik. 2. Aufl. Leipzig 1881. Ueberweg, Logik. 5. Aufl. Bonn 1882. J. Stuart Mill, System d. dedukt. u. indukt. Logik. Deutsch von Th. Gomperz. 2. Aufl. Leipzig 1884/7. Drobisch, Logik. 5. Aufl. Hamburg 1887. B. Erdmann, Logik, B. I. Halle 1892. Bergmann, Die Grundprobleme der Logik. Berlin 1895. Russel, The Principles of Mathematics, Bd. I, Cambridge 1903. Chr. Sigwart, Logik. 3. Aufl. 2 Bde. Tübingen 1904. Höfler, Grundlehren

Digitized by Google

der Logik. 3. Aufl. Wien 1904. Couturat, Les Principes des mathématiques 1905. (Deutsch von Siegel 1908.) Aloys Riehl, Logik und Erkenntnistheorie in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 73—102. W. Wundt, Logik. 3 Bde. 3. Aufl. Stuttgart 1906—1908. G. Uphues, Erkenntnistheoretische Logik. Halle 1909. A. Stöhr, Lehrbuch d. Logik. Wien 1909. J. Geyser, Grundlagen d. Logik u. Erkenntnislehre. Münster 1909. G. Hagemann, Logik und Noetik. Freiburg 1909. G. Schröder, Abriß d. Algebra d. Logik. Leipzig 1909.

logisch (gr. *λογικός*) heißt entweder zur Logik gehörig, oder den Gesetzen der Logik angemessen, logisch-richtig heißt denk-, folgerichtig. Logismus (gr. *λογισμός*) heißt entweder ein Vernunftschluß oder eine Weltanschauung, die sich die Weltordnung logisch denkt. Logizität heißt Denkrichtigkeit. Logistik heißt bei den alten Griechen das Zahlenrechnen. Logolatrie heißt die übertriebene Wertschätzung des Wortes oder der Vernunft.

Logomachie (v. gr. *λόγος* = Wort und *μάχη* = Schlacht) heißt Wortstreit, d. h. ein Streit über ein Objekt, bei dem die Streitenden im Grunde einig sind, aber in den Worten und Bezeichnungen der Sache voneinander abweichen.

Logos (gr. *λόγος*) heißt erstens Wort, Rede, zweitens Rechenschaft, drittens Vernunft, Verstand, Gedanke, Denken. Bei den Stoikern ist der Logos Denk- und Sprachvermögen zugleich und der im Weltall wirkenden Vernunft wesensgleich. Die jüdisch-alexandrinische Philosophie (besonders Philon, 20 v. Chr. bis 45 n. Chr.), die über das Verhältnis von Gott und Welt auf der Grundlage der platonischen Philosophie und der jüdischen Religionslehre nachdachte, verstand unter Logos die göttliche Vernunft, den von Ewigkeit her gedachten Gedanken Gottes von sich selbst, an dem er als dem gegenständlichen Nicht-Ich das Selbstbewußtsein seines Ichs hätte, der aus Gott herausgetreten und wesentlich geworden sei, den von Ewigkeit gezeugten Sohn Gottes, den Abglanz der göttlichen Vollkommenheit, den Schöpfer der Welt und das alle Menschen zur Weisheit, Tugend und Wissenschaft leitende Wesen. Diese neuplatonische Idee nahm das Johannesevangelium in sich auf, ohne sich von derselben durchdringen zu lassen: Christus ist das fleischgewordene Wort Gottes, welches von Anfang an war, durch das die Welt geschaffen, ja das selbst Gott ist. Denn

Digitized by Google

der Ewige, Unerkennbare bedarf, menschlich gedacht, des Wortes, um sich zu offenbaren, er muß sprechen, damit etwas geschehe, nachdenken, um etwas zu erfinden. Und wie wir in unserer Persönlichkeit das Denken hypostasieren, d. h. von uns selbst absondern und selbständig machen, so dachte sich der Verfasser dieses Evangeliums auch Gott als Subjekt-Objekt. Die Gedanken fanden innerhalb der Patristik ihre weitere Auslegung in folgenden Sätzen: Der Logos ist Gottes Sohn, er ist Gott selbst, wenn auch nicht in seiner Totalität. Er ist teils in Gott verborgen (*λόγος ἐνδιάθετος*), teils in der Schöpfung sichtbar geworden (*λόγος προφορικός*). Er hat alle Propheten begeistert und ist zuletzt in Jesu Fleisch geworden. Das talmudische „Memra" (Wort), der platonische Nous (Verstand), die apokryphische „Weisheit" sind Analogien dieses Logos. — Vgl. Duncker, Zur Gesch. d. christl. Logoslehre. Göttingen 1848. M. Heinze, Die Lehre vom Logos in der griech. Philos. Oldenburg 1872. Aall, Der Logos. Geschichte seiner Entwicklung in der griechischen Philosophie und der christlichen Literatur. 2 Teile. Leipzig 1896—1899.

Lokalisation (franz. localisation, v. lat. locus = Ort) heißt die Verlegung einer Empfindung oder eines Gefühls an einen bestimmten Ort unseres Leibes. Dieser psychische Vorgang ist, was die Tastempfindungen betrifft, kein ursprünglicher. Die ganz jungen Kinder lokalisieren nicht. Er entwickelt sich erst durch Hinzutritt einer, wenn auch dunklen, Gesichtsvorstellung zu einer Tastempfindung, durch welche die ortlose Empfindung mit einer in ein Raumschema eingeordneten Vorstellung verknüpft wird. So verlegen wir den Schmerz des Zahnnerven in den Zahn selbst, die Stockung der Atmung in die Lunge, den Kopfschmerz hinter die Stirn, den Druck in den Magen, bohrenden Schmerz in die Knochen usw. Oft werden auch nach Amputationen Schmerzempfindungen noch in das abgetrennte Glied verlegt. Die Lokalisation beruht darauf, daß jedem Punkte unseres Tastorgans eine eigentümliche qualitative Färbung der Tastempfindung zukommt, die unabhängig von der Qualität des veranlassenden Objektes ist und wahrscheinlich von der Verschiedenheit der Struktur der Haut an den verschiedenen Punkten herrührt (Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipz. 1909, § 14, 4, S. 124f. Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1910, II, S. 462—736). — Vgl. Gesicht, Raum und Zeit, Tastsinn.

Lokalzeichen sind nach Lotze, v. Helmholtz und

Digitized by Google

Wundt die von dem Inhalte der Licht- und Tastempfindung selbst verschiedenen Empfindungen von der Eigentümlichkeit und Abhängigkeit der Empfindung von einer bestimmten Primitivfaser der Seh- und Tastnerven. Die Lokalzeichen begleiten den Inhalt der Vorstellungen und veranlassen die Lokalisation der Reize. Sie spielen bei der Entstehung der Raumvorstellung eine wichtige Rolle (vgl. Raum). Es sind also charakteristische Nebenbestimmungen neben der Qualität und Intensität der Empfindung. — Vgl. Raum und Zeit. — Lotze, Mikrokosmus I, 332f. v. Helmholtz, Physiologische Optik, S. 539. Wundt, Grundz. d. phys. Psychol. 6. Aufl., Leipz. 1910, II, S. 520ff., 718ff. Grundriß d. Psych. 9. Aufl, Leipz. 1909, S. 122—190.

Lüge (ahd. lugin, mhd. luc, lüge, gr. ψεῦδος, lat. mendacium) heißt eine absichtliche, bewußte und pflichtwidrige Unwahrheit (aliud lingua promptum, aliud pectore inclusum gerere). Als Lüge im weiteren Sinne ist nicht bloß die falsche Aussage, sondern auch die absichtliche Zweideutigkeit und Unbestimmtheit, die Zurückhaltung, Verstellung, Wortbrüchigkeit, Täuschung und Heuchelei zu verstehen. Gewöhnlich entspringt die Lüge der Selbstsucht, oft auch der Feigheit und Schmeichelei. Ob die Lüge unter allen Umständen unsittlich sei, ist eine unter den Moralisten heftig bestrittene Frage. Das Gefühl des Volkes entschuldigt Notlügen, Höflichkeitslügen, pädagogische Lügen usw. Auch die teleologische Moral stimmt dem Gefühl des Volkes vielfach bei. Unzweifelhaft ist aber die Lüge verwerflich, weil jeder Mensch auf die Wahrheit des anderen ein Recht hat und die sittliche Gemeinschaft der Menschen durch die Lüge aufgehoben wird. Kant (1724—1804) erklärt die Lüge sogar für „die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, bloß als moralisches Wesen betrachtet“ (Metaphys. d. Sitten Tl. II. S. 83). Er nennt sie „ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muß“ (Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen. Berliner Blätter 1797). — Vgl. Augustinus, De mendacio. H. Krause, Über die Wahrhaftigkeit. 1844. Heinroth, Die Lüge. Leipzig 1834. M. Nordau, Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 19. Aufl. Berlin 1903. Le Forte Randi, Mensogne. Palermo 1908.

Lügner (gr. ψευδόμενος) heißt ein Fangschluß des Eubulides von Megara (4. Jahrh. v. Chr.), welcher lautet: Wenn

Digitized by Google

jemand sagt, er lüge eben jetzt, lügt ein solcher oder sagt er die Wahrheit?

Lullische Kunst (ars magna Lulli) ist eine schematische Anordnung von Begriffskategorien, welche Raymundus Lullus (1235—1315) zur übersichtlichen Erkenntnis und leichteren Mitteilung der Begriffe entworfen hat. Im einzelnen hat Lullus diese schematische Form vielfach umgestaltet, und sie liegt uns in verschiedenen Gestalten in seinen verschiedenen Schriften vor. Sie findet sich z. B. in seiner Ars compendiosa inveniendi veritatem (herausgegeben von Ivo Salzinger, Opera omnia. Mainz 1721—1742). Eine ihrer Formen ist folgende: „Lullus befestigte sechs konzentrische Kreise so übereinander, daß alle gedreht werden konnten, immer aber einer den anderen überragte. Auf diesen verschiedenen Kreisen waren nun Begriffe und Gedankenformen verzeichnet, und sobald man einen dieser Kreise bewegte, kamen immer andere und wieder andere Begriffe untereinander zu stehen. Nach seiner Angabe sollte man nun irgend einen Gegenstand nehmen und durch die verschiedenen Kreise herumführen, wo er unfehlbar auf mehrere Rubriken treffen müßte, die sich als Stoff zur näheren Bestimmung des Gegenstandes darboten, und dann sollte man zusehen, wie sich der Gegenstand oder das aufgegebene Wort zu diesen Bestimmungen und zu den verschiedenen Verknüpfungen verhalte, die durch das Drehen der Kreise erfolgen müßten. Der äußerste feste Kreis, auf welchem sich die fünf anderen bewegten und welchen Lullus den Schlüssel der Erfindung nannte, enthielt die Fragen: Ob? was? wovon? warum? wieviel (wie groß)? wie beschaffen? wann? wo? wie? wozu? — Der zweite Kreis: Das elementare, das vermittelnde, das göttliche, das englische, das himmlische, das menschliche, das scheinbare, das sensible, das vegetabile Sein. — Der dritte Kreis: Substanz, Qualität, Quantität, Beziehung, Tätigkeit, Leiden, Verhältnis, Lage, Zeit, Ort. — Der vierte Kreis enthielt die Bestimmung der moralischen Verhältnisse in neun Ordnungen, je eine Tugend und ein Laster. — Der fünfte und sechste Kreis umfaßte die physischen und metaphysischen Prädikate der Dinge.“ (Noack, Philosophiegeschichtliches Lexikon, S. 568. Prantl, Geschichte der Logik. B. III, 18 Abschn., Leipzig 1867). Für die wirkliche Wissenschaft ist diese Gedankenmaschinerie völlig wertlos. Sie ist übrigens später von G. Bruno, Athanasius Kircher, ja selbst von Leibniz wieder aufgenommen worden. — Vgl. Helfferich,

Digitized by Google

R. Lullus und die Anfänge der katalonischen Literatur. Berlin 1858. J. E. Erdmann, Grundriß d. Geschichte d. Philosophie, § 206. Brambach, Des Raimundus Lullus Leben u. Werke in Bildern des 14. Jahrhunderts. Karlsruhe 1893. Barber, Raymond Lull. London 1903.

Lust (ahd. got. lustus, mhd. lust, gr. *ἡδονή*, lat. voluptas), die eine der qualitativen Grundarten des Gefühls, ist das angenehme Gefühl, welches aus dem Bewußtsein der Förderung unseres Wohles oder der Beseitigung der unserem Wohle entgegenstehenden Hemmung entspringt. Es bereitet uns ebenso der Genuß irgend einer Annehmlichkeit Lust, wie die Befreiung aus irgend einer Unannehmlichkeit. Das Gefühl der Lust deutet uns aber stets an, daß die sie hervorrufenden Vorgänge unserm Organismus förderlich sind. Lust schöpfen wir ebenso aus der Gegenwart (Genuß), wie aus der Vergangenheit (Erinnerung) und der Zukunft (Hoffnung). Die Lust, die uns die sinnliche Empfindung schafft, heißt sinnliche Lust. Ihr Gegenstand heißt das Angenehme, sie erweckt Interesse (vgl. Gut). Die Lust dagegen, die frei ist von sinnlichem Reize und deren Gegenstand ohne Interesse gefällt, heißt geistige Lust. Ihr Gegenstand heißt das Schöne. Die Lust ist ferner entweder subjektive oder objektive Lust. Die subjektiven Lustgefühle erzeugen sich bei jedem Menschen verschieden je nach Temperament, Neigungen und Stimmungen in den verschiedenen Graden der Heiterkeit, Fröhlichkeit, Lustigkeit und Ausgelassenheit. Die objektiven Lustgefühle dagegen entstehen bei allen auf gleiche Weise. Es sind dies die moralischen, ästhetischen, religiösen und intellektuellen Lustgefühle.

Die Erklärung des Wesens der Lust ist nicht leicht. Während Aristippos (um 435—355), der die Lust als das höchste Gut ansah (vgl. Hedonismus), die Lust in die sanfte Bewegung setzt, läßt Platon (427—347) sie aus dem von Natur Angemessenen entstehen. Aristoteles (384—322) definiert sie als Energie des natürlichen Zustandes. Hobbes (1588—1679) leitet sie aus dem Verhältnis des Reizes zur Bewegung der Lebensgeister im Herzen und in den Nerven ab. Ähnlich läßt sie Hartley (1704—1755) aus der Schwingungsweite der Vibrationen der Nervenfaser hervorgehen. Teleologisch betrachtete Leibniz (1646—1716) die Lust als das Gefühl einer Vollkommenheit an uns oder anderen. Auch Wolf (1679 bis 1754) definierte: Voluptas est intuitus seu cognitio intuitiva

Digitized by Google

perfectionis cuiuscunque sive verae sive apparentis (Psych. emp., § 511). Ähnlich definiert Mendelssohn (1729 bis 1786) das sinnliche Vergnügen als die Vorstellung einer erhöhten Vollkommenheit des Leibes. Leibniz, Wolf, Mendelssohn rechnen die Lust und Unlust zu den Vorstellungen, indem sie sie aus der dunkelen und verwerrenen Erkenntnis des uns Nützlichen und Schädlichen des Vollkommenen und Unvollkommenen entstehen lassen. Kant (1724—1804) sieht in der Lust „die Vorstellung der Übereinstimmung des Gegenstandes oder der Handlung mit den subjektiven Bedingungen des Lebens, d. i. mit dem Vermögen der Qualität einer Vorstellung in Ansehung der Wirklichkeit ihres Objekts (oder der Bestimmung der Kräfte des Subjekts zur Handlung, es hervorzubringen)", Kr. d. pr. V., S. 16, Anmerkung, oder auch „das Bewußtsein der Kausalität einer Vorstellung in Absicht auf den Zustand des Subjekts, es in demselben zu erhellen", Kr. d. Urt., S. 33. Kant unterschied aber mit Sulzer die Lust und Unlust als Äußerungen des Gefühlsvermögens von den Erzeugnissen des Erkenntnisvermögens. Seitdem betrachtet die Psychologie Gefühle der Lust und Unlust und Vorstellungen als zu unterscheidende psychische Vorgänge. Nur Herbart hat die Gefühle wieder auf Vorstellungsverhältnisse zurückzuführen versucht. Schopenhauer (1788—1860) hat die Negativität der Lust einseitig betont. Sie ist ihm bloße Schmerzlosigkeit, woraus dann folgt, daß kein Schmerz durch Lust je aufgewogen werden könne. (Vgl. v. Hartmann, Philosophie d. Unbewußten. 2. Aufl. II, S. 295—304.) Nach Wundt (geb. 1832) bilden die Lust- und Unlustgefühle neben den erregenden und beruhigenden und den spannenden und lösenden Gefühlen eine der drei Hauptrichtungen der Gefühle. — Vgl. Gefühl, Hedoniker, Eudämonismus. — Dumont, Vergnügen und Schmerz. Leipzig 1876. Nahlowsky, Das Gefühlsleben. 2. Aufl. 1884. Bouillier, Du plaisir et de la douleur. 4. Aufl. Paris 1891. Duboc, Die Lust als sozialethisches Entwicklungsprinzip. Leipzig 1900. Wundt, Grundriß d. Psycholog. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 7, 7, S. 99f.

Lustlehre, s. Hedonismus u. Eudämonismus.

Lustspiel, s. Drama und komisch.

Luxus (lat. luxus = Verschwendung) heißt der das natürliche Maß der leiblichen oder geistigen Bedürfnisse überschreitende Aufwand an äußeren Mitteln, der Aufwand für den

Digitized by Google

feineren Lebensgenuß, der über den notwendigen und durchschnittlich üblichen Lebensbedarf hinausgeht. Der Maßstab der Bedürfnisse ist aber relativ. Er richtet sich nach Anlage, Geschlecht, Alter, Gesundheit, Gewohnheit, Sitte, Stand, Mode usw. Was daher für den einen Menschen noch Befriedigung der Bedürfnisse ist, ist für den andern schon Luxus, und die Grenzen des Luxus sind nicht allgemein und sicher zu bestimmen. Auf die Sittlichkeit des Menschen wirkt übertriebener Luxus schädigend ein, und ganze Generationen der Menschheit können im Luxus verweichlichen. In wirtschaftlicher Beziehung stiftet der Luxus meist nur Gutes. Er hebt die Produktion und den Nationalwohlstand. Gegenüber der sittlichen Schädigung durch den Luxus hat der philosophische Standpunkt der Bedürfnislosigkeit (s. d.) eine gewisse Berechtigung. — Vgl. Dumont, Théorie du luxe. Paris 1671. Pinto, Sur le luxe. Amsterdam 1762. Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft. 3. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1878. Baudrillarel, Histoire du luxe privè et public. 3 Bde. Paris 1878—1880. Kambli, Der Luxus nach seiner sittlichen und sozialen Bedeutung. Frauenfeld 1890. Laveleye, Le luxe. Deutsch. Neuwied 1893. W. Bode, Über den Luxus. Leipzig 1902.

Lyrik (gr. *λυρική*, sc. *τέχνη*, von *λύρα* = Leier) heißt eins der drei Teilgebiete der Poesie. Die lyrische Poesie wird als besondere Dichtungsart neben Epos und Drama gerechnet seit Batteux 1746, Les beaux arts réduits à un même principe. Die Griechen haben noch keine einheitliche Bezeichnung für diese Dichtungsart. Aristoteles, Poet. 1 p. 1447 a 13 ff stellt der *ἐποποιΐα, τραγῳδία* und *κωμῳδία* nicht die Lyrik, sondern *ἡ διθυραμβική, ἡ αὐλητική* und *ἡ κιθαριστική* gegenüber, und Proklos in seiner Chrestomathie nennt statt der Lyrik *ἴαμβος, ἐλεγεῖον* und *μέλος*. Die Poetiken des 17. Jahrhunderts n. Chr. kennen den Begriff Lyrik nicht. Die Lyrik drückt die Empfindungen und die sie begleitenden Gedanken des Menschen aus. Der Lyriker zeigt das Menschenherz und vor allem das eigene. Er gibt also das Bild der Innenwelt. Aber da die Empfindungen und Vorstellungen des Menschen von der ihn umgebenden Welt bestimmt sind, so nimmt die Lyrik auch die Natur und die Außenwelt in sich auf, aber nur, wie sie sich in der Seele des Menschen spiegeln, als inneres Bild und Besitztum, von Stimmung durchhaucht oder im Affekt erfaßt. Der Hauptinhalt der Lyrik ist die poetische Verkörperung von Gefühlen

Digitized by Google

und Affekten, die mit Vorstellungen verbunden sind, aber über diese das Übergewicht haben. In der Seele des Menschen wechseln die Empfindungen und Gedanken, die Zustände und Stimmungen. Das einzelne lyrische Gedicht ist daher nur eine enger beschränkte Einheit und liefert kein Weltbild. Aber die Gesamtheit der lyrischen Gedichte eines Dichters kann seine Weltansicht wiedergeben und sich zu einer großen Konfession zusammenstellen. Vollständigkeit, Genauigkeit, Ausführlichkeit widersprechen dem lyrischen Stile. Die Lyrik deutet die Lage, in der sich der Mensch befindet, nur an, berücksichtigt nur Keim, Blüte und Abschluß, führt oft in Sprüngen lebhaft vorwärts und liebt Helldunkel und Dämmerung. Sie verlangt Schwung und Bewegung, entwickelt reiche und mannigfaltige Rhythmen und Strophen und sucht die Verbindung mit der Musik. Sie ist entweder Lyrik der Begeisterung, wenn sie den Aufschwung der Seele zu großen und erhabenen Gegenständen darstellt (Hymnus, Ode), oder Lyrik der Stimmung, wenn sie das Aufgehen des Menschen in einer wirksamen Situation entwickelt (Lied), oder Lyrik der Betrachtung, wenn sie das mit Reflexion durchsetzte Gefühl beim Aus- oder Nachklingen einer Empfindung wiedergibt (Elegie, Sonett, Epigramm, philosophische Lyrik). Man kann auch unmittelbare, reine Lyrik und mittelbare, gemischte voneinander scheiden. Jene ist der unmittelbare Ausdruck der Gefühle, wie er z. B. in Goethes Mailied: „Wie herrlich usw.“ oder in dem Volkslied: „Wenn ich ein Vöglein wär' usw.“ vorliegt, diese mischt die Gefühle mit anderen poetischen Empfindungen, Erzählungen, Beschreibungen, Reflexionen, Handlungen (lyrisch-epische Poesie, schildernde Lyrik, Reflexionslyrik, dramatische Lyrik usw.). Dem Inhalte nach knüpft die Lyrik an alles an, was die Natur, das Leben, die Wirklichkeit und die Phantasie bieten, an Natur, Leid und Freud, Kämpfe des Herzens, Sympathie, Liebe, Freundschaft, Verehrung, Vaterland, Religion, Gott u. a. m. Von aller Dichtung ist sie der Mittelpunkt. Die echte Lyrik feiert die ästhetischen Reize des Lebens. Das Schöne und Erhabene setzt die Seele des lyrischen Dichters bald stärker bald schwächer in Schwingung. Keine Poesie ist natürlicher als die Lyrik. Die wahre Lyrik ist trotzdem erst von Goethe geschaffen. Alles vorher ist nur Vorstufe, alles nach ihm ist durch ihn bestimmt. Goethe selbst sagt von der Lyrik: „Alles Lyrische muß im ganzen

Digitized by Google

sehr vernünftig, im einzelnen ein bißchen unvernünftig sein“ (Maximen und Reflexionen II, 123). — Vgl. Ästhetik. — R. M. Werner, Lyrik und Lyriker. Hamburg 1890. Mor. Carrière, Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung. 5 Bde. 3. Aufl. Leipzig 1876—86. E. Geiger, Beiträge zu einer Ästhetik der Lyrik. Halle 1905.

M.

M bedeutet in der Logik 1. den Mittelbegriff (s. d.) (terminus medius) eines syllogistischen Schlusses, 2. die Umstellung der Prämissen in einem Syllogismus (metathesis praemissarum), d. h. die Vertauschung des Ober- und Untersatzes. Dieses zweite m kommt vor in den Namen Camestres (s. d.), Disamis (s. d.), Bamalip, Calemes, Dimatis.

Mäeutik (gr. *μαιευτική*), Hebammenkunst, nannte Sokrates (469—399), welcher der Sohn der Hebamme Phainarete war, seine Methode, das Wissen aus anderen hervorzulocken (Platon, Theätet 149 B—151 D). Er meditiert mit andern zusammen, legt ihnen Fragen vor und sucht sie hierdurch zu richtigen Antworten zu veranlassen und auf die Wege der Erkenntnis zu führen. Die Mäeutik des Sokrates, die dieser ein göttliches Geschenk nannte (Platon, Theätet, 210 C), hat es aber mit Männern und nicht mit Frauen, mit Seelen und nicht mit Körpern zu tun, und sie prüft, ob die entbundene Seele ein Truggeschöpf oder ein echtes und wahres Gebilde zur Welt gebracht hat (Platon, Theätet, 150 B—C). — Vgl. Frage, erotematisch.

Magie (gr. *μαγεία* = Zauberei von pers. magush = Priester) heißt die vorgebliche Kunst, die geheimen Kräfte der Natur zu erforschen und zu beherrschen und durch sie Wunder zu wirken. Dem erklärlichen Wunsche entsprungen, das Wissen und Können des Menschen zu erweitern, findet sich die Magie, namentlich als Heilkunst, schon bei den rohesten Völkern und hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Durch Formeln, Zeremonien, Zaubermittel versucht man übernatürliche Wirkungen auszuüben. Die Herrschaft über Wind und Wetter, die Beschwörung der Toten und Geister, das Behexen durch Blick, Wort oder Tränkchen, das Besprechen des Blutes, der Rose,

Digitized by Google

des Feuers u. a., die Kunst sich zu verwandeln oder unsichtbar zu werden, Gold zu machen usw., alles dieses gehört in die Magie. Im Mittelalter wurde die Magie systematisch betrieben. Je nachdem Engel oder Teufel, himmlische oder höllische, kirchliche oder unkirchliche Mittel angewandt wurden, unterschied man weiße und schwarze Magie.

Eine Beziehung zur Philosophie gewann die Magie bei den Neuplatonikern nach Plotinos (205—270), sowie im XV. und XVI. Jahrhundert durch Marsilius Ficinus (1433 bis 1499), Agrippa von Nettesheim (1486—1535, De occulta philosophia libri tres 1510), Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim Paracelsus (1493 bis 1541) u. a. Selbst Bacon (1561—1626) führt in seinem Verzeichnis der Wissenschaften (globus intellectualis) die Magie noch als operative (die Naturgesetze anwendende) metaphysische Naturerkenntnis neben der Mechanik, der physischen Naturerkenntnis, an. — Der Fortschritt der Naturwissenschaften und Medizin hat der Magie allmählich den Boden abgegraben. Doch hatte der junge Goethe noch sein Gefallen an ihr, und sein Faust ergibt sich der Magie („Drum hab' ich mich der Magie ergeben"). Der reifere Goethe hat sie abgelehnt. („Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein, da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein." Faust II, 5.) Auch in der Gegenwart hat die Magie durch den Aberglauben an die Möglichkeit willkürlicher Herbeirufung von Geistern und Offenbarung aus dem Jenseits neue Nahrung erhalten (vgl. Spiritismus, Occultismus). — Vgl. Theurgie, Stein der Weisen. — Tylor, Anfänge der Kultur. 2 Bde. Deutsch. Leipzig 1873. Caspari, Urgeschichte der Menschheit. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1877. H. Schneider, Die hypnotischen Erscheinungen. 1880. Scheffler, Die magischen Figuren. Leipzig 1882. Mannhardt, Zauberglaube und Geheimwissen im Spiegel der Jahrhunderte. 2. Aufl. Leipzig 1895. A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart. Stuttgart 1898.

Magnetismus, tierischer, Lebensmagnetismus, auch Mesmerismus genannt, heißt die Kraft, die in der Einwirkung eines Nervensystems auf das andere zur Erscheinung kommen soll. Die Benennung stammt aus der Vergleichung mit dem Magnetismus, weil die Kraft durch Bestreichen geweckt werden

Digitized by Google

sollte. Mesmer (1733—1815), Wienholt, Gmelin, Wolfart, Hufeland, Passavant, Ennemoser u. v. a. haben sich eingehend mit dem Studium des tierischen Magnetismus beschäftigt. Bei ihrer Anwendung versetzt der Magnetiseur die zu behandelnde Person durch Streichen in einen Schlaf, während dessen der Behandelte mit ihm in einem seelischen Rapport stehen soll. Es läuft dabei manche Täuschung, viel Betrug und viel Modetorheit unter. Die durch die Magnetiseure hervorgerufenen Zustände treten auch oft von selbst oder infolge von Krankheiten oder Arzneimitteln auf. Es sind unsere Nerven in ihrer wechselnden Innervation (s. d.) von Einfluß auf unser ganzes Leben, und es hängt von dem Schwanken der Innervation besonders Schlaf und Wachen ab. Während des Wachens vermindert sich die Innervation, während des Schlafes stellt sie sich wieder her. Alles, was die Innervation im Hirn mindert oder abschwächt, erzeugt Schlaf, und zwar in verschiedenem Grade, tiefen Schlaf, Schlaf mit Träumen, mit Bewegung, Somnambulismus und Hochschlaf. Solche Zustände entstehen entweder durch Krankheit oder mittelst Opiums, Hanfs, Bilsenkrauts, Chloroforms und Drucks auf das Vorderhirn. Auf ähnliche Weise bringt auch das Magnetisieren, d. h. das regelmäßige Bestreichen, Schlaf hervor. Auch magnetisiertes Wasser wird dazu benutzt. — Vgl. Somnambulismus, Hypnose. — Heidenhain, Der sogenannte tierische Magnetismus. 4. Aufl. Leipzig 1880. Geßmann, Magnetismus u. Hypnotismus. Wien 1887. Sallis, Der tierische Magnetismus und seine Genese. Leipzig 1887. H. R. P. Schröder, Geschichte des Lebensmagnetismus u. d. Hypnotismus. Leipzig 1899.

máior (der größere) und **mínor** (der kleinere) bezeichnet in der Logik 1. den Ober- (Prädikats-) und Unterbegriff (Subjektsbegriff) (terminus maior und minor) des Schlußsatzes in einem Syllogismus, 2. den Ober- und Untersatz (propositio maior und minor) eines Schlusses. — Vgl. Terminus, Oberbegriff, Unterbegriff, Mittelbegriff, M.

Makrobiotik (neugebild. von gr. *μακροβιότης* = der Langleber, das aus *μακρός* = lang und *βίος* = Leben gebildet ist) heißt die Kunst, das Leben unverkürzt, so lange als möglich dadurch zu erhalten, daß man möglichst naturgemäß lebt. Im Wesen ist also M. dasselbe wie Diätetik (s. d.). Nur faßt die Makrobiotik das Ziel, die Diätetik die Methode des Lebens ins Auge. Schon Cardanus (1501—1571) schrieb

Digitized by Google

1550 ein Buch über Makrobiotik (de sanitate tuenda ac vita producenda), doch erst Hufelands Makrobiotik 1796 behandelte das Thema sachgemäß. — Vgl. Heinroth, Seelengesundheitskunde. 2 Bde. 1823—24. Feuchtersleben, Diätetik d. Seele. Wien 1838. Klencke, Katechismus d. Makrobiotik. 3. Aufl. Leipzig 1878. K. Hartmann, Die Kunst, des Lebens froh zu werden. 1882. Büchner, Das Buch vom langen Leben. Leipzig 1892.

Makrokosmos und **Mikrokosmos** (gr. v. *μακρός* = groß, *μικρός* = klein und *κόσμος* = Welt) heißt die große und die kleine Welt, Natur und Mensch. Die Benennung und Entgegenstellung findet sich schon bei Aristoteles (384 bis 322). Doch handelt es sich bei ihm nicht um Mensch und Natur, sondern um belebtes Wesen (*ἔμψυχον, ζῷον*) und Weltall (Physic. Akroas. VIII, 2 p. 252 b 26 *εἰ γὰρ ἐν μικρῷ κόσμῳ γίνεται, καὶ ἐν μεγάλῳ*). Das zusammengesetzte Wort *μικρόκοσμος* taucht erst in der späteren griechischen Philosophie auf. Es vererbt sich dann durch das Mittelalter (vgl. z. B. Konrad v. Megenberg, Buch der Natur, herausgegeben von Fr. Pfeiffer 1841, S. 4) auf die Neuzeit. Bei den Naturphilosophen des 16. Jahrhunderts, besonders bei Paracelsus (1493 bis 1541), wurde die Welt als menschlicher Organismus im großen (Makranthropos) und der Mensch als eine Welt im kleinen (Mikrokosmos), als ein Abbild des Universums gedacht, womit sich die Ansicht verband, daß eine Übereinstimmung beider bestehe. — Vgl. Lotze, Mikrokosmos 3 Bde. Leipzig 1856—64. 5. Aufl., Leipzig 1909.

Malerei (v. malen, mhd. mâlen, eigtl. mit einem Mal versehen) heißt die Kunst, auf einer Fläche den Schein des Daseins der Körper und des Raumes durch Farben darzustellen. Die Malerei stellt nur in der zweidimensionalen Fläche dar, und indem sie die eine Dimension opfert, vollzieht sie innerhalb der bildenden Kunst den Übergang von der künstlerischen Darstellung des Körperlichen durch wirkliche Körper zur Welt des Scheins. Gemalte Dinge haben keine wirkliche, sondern nur eine scheinbare Existenz. Auch die zwei Dimensionen der gegebenen Fläche werden in der Malerei meist nicht als reale Flächen- und Größenverhältnisse beibehalten. Die Farbe hebt die Grenze, die die Fläche bildet, im Scheine auf und läßt uns in einen Raum, der sich vor unseren Augen weit öffnet, hineinschauen, in dem alle Größen nur relativ sind. Während die Plastik

Digitized by Google

sich im ganzen an die in der Natur vorbildlich gegebenen Maßstäbe hält und diese nur leicht erhöht, gibt es in der Malerei keine absoluten Größen, und im kleinsten Rahmen können die größten Gestalten dargestellt werden, eben weil sie nur Schein sind. Die Farbe ist in der Malerei das einzig Reale. Sie gibt Licht, Raum, Gestalt, Zeichnung wieder, selbst da, wo man sich der einfachsten Farben (Rotstift, Bleistift, Kohle, Kreide) bedient. Farbe ist aber Empfindung, Qualität, Wärme. Darum ist die Wirkung der Gemälde meist eine stärkere als die der plastischen Werke, und für die Malerei ist das allgemeine Interesse und Verständnis der Massen größer als für die Bildhauerkunst. Wie die Farbe in der Natur das konkreteste Anschauungsmittel ist, so ist sie auch in der Kunst das konkreteste Darstellungsmittel. Auf der Fläche stellt die Malerei durch Farben sowohl Gestalten als einen licht- und farbenvollen Scheinraum, in den die Gestalten eingefügt sind, dar. Sie vereinigt also das künstlerische Können der Baukunst, die den Raum darstellt, und der Plastik, die Gestalten darstellt, freilich nur in einer Scheinwelt, und wird zur Darstellung nicht des Einzelnen, sondern der Vielheit und des Zusammenhanges, der räumlichen Beziehungen. Dabei legt ihr die physische Eigenschaft des Stoffes nicht mehr wie in der Plastik statische Beschränkungen auf, und sie vermag alles Sichtbare in der Natur darzustellen. Daher kann die Malerei sich mehr mit Realitäten als mit Abstraktionen und Allegorien abgeben. Doch kann die Malerei auch die von ihr dargestellten realen Objekte zu Trägern von Ideen machen, und der Realismus der Darstellung muß da zurücktreten, wo ein Objekt der Malerei der rein ideellen Sphäre angehört. Die Aufgaben der Malerei sind sehr mannigfaltige. Sie schafft das mythische Bild, die Landschaft, das Blumenstück, das Fruchtstück, das Tierstück, das Stilleben, das Genrebild, das Porträt, das historische Bild usw., und in jedem dieser Zweige sind verschiedene Auffassungsarten möglich. So ist die Malerei unter allen bildenden Künsten die fruchtbarste und wirksamste und hat scharf bestimmte Eigenaufgaben, die sie von der Architektur und Plastik trennen. Plastik und Malerei im Wesen als eine einzige Kunst hinzustellen, wie das Lessing in seinem Laokoon getan hat, ist, trotzdem beide in den allgemeinsten Gesetzen übereinstimmen, kaum angängig. Plastisch ist die in sich geschlossene körperliche Einzelgestalt. Malerisch ist, was körperlich erscheint und in

Digitized by Google

einem reichen und fruchtbaren, durch den Luft- und Lichtraum vermittelten äußerlichen und innerlichen Zusammenhang mit anderen Dingen steht. Alles über den Menschen hinausgehende Geistige kann in der Plastik nur allegorisch und transscendent durch den Menschen dargestellt werden. Der Geist und das Leben in der Natur kann dagegen von der Malerei unmittelbar und immanent wiedergegeben werden, wie das in jeder besseren Landschaft der Fall ist. Ihre volle Entwicklung hat die Malerei aber erst in der Neuzeit gefunden, und die neue Malerei schließt in ihrer Entwicklung eine Reihe von Stilarten in sich ein, deren Unterschiede sich in dem allgemeinen Bildinhalt, in der Wahl des Sujets, in der Komposition, in der künstlerischen Produktionsweise, in den Bildmitteln und in der Wirkung des Bildes auf den Beschauer zeigen — Vgl. Unger, Das Wesen der Malerei. Leipzig 1857. Moser, Das Schönheitsideal in der Malerei. Leipzig 1888. Pfau, Malerei und Gemälde. Stuttgart 1888. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890. F. Reber, Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München 1893. A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1894. R. Müller, Geschichte der Malerei im 19. Jahrh. 3 Bde. München 1893—94. Th. v. Frimmel, Handbuch der Gemäldekunde. Leipzig 1894. H. Ludwig, Die Technik der Malerei. 2 Bde. Leipzig 1895. P. Schultze-Naumburg, Das Studium und die Ziele der Malerei. Leipzig 1900. M. Schmid, Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig 1904 ff. Raupp, Handbuch der Malerei. 4. Aufl. Leipzig 1904. H. Nohl, Die Weltanschauung der Malerei. Jena 1908.

Malthusisches Gesetz heißt der von dem englischen Nationalökonomen Th. R. Malthus (1766—1834) aufgestellte Satz, daß, da die Bevölkerung sich schneller (im geometrischen Verhältnisse) vermehre als die Nahrung (im arithmetischen Verhältnisse), der Zunahme derselben von der Natur durch Hunger, Not und Elend Einhalt getan werde, falls dies nicht durch freiwillige Enthaltsamkeit (moral restraint) geschehe. — Vgl. Malthus, Essay on the principles of population, London 1798, deutsch von Stöpel, 2. Aufl., Berlin 1900. — Ferdy, Der Malthusianismus in sittlicher Beziehung. Neuwied 1885. Oppenheimer, Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Berlin 1901.

Digitized by Google

Mangel s. Bedürfnis.

Manichäismus heißt eine von dem Magier Manes (Mani) (3. Jahrh. n. Chr.) ausgehende Art des Dualismus (s. d.), eine persische Gnosis, nach der es zwei miteinander kämpfende ewige Grundwesen, ein gutes und böses, das Licht und die Finsternis, gibt. Als religiöses Bekenntnis herausgewachsen aus der babylonischen Gnosis und christlichen Vorstellungen erfreute sich der Manichäismus anfangs großer Anhängerschaft in Persien, Syrien, Kleinasien, Nordafrika, Sizilien und Italien. Seit dem 5. und 6. Jahrhundert wurde er aber mehr und mehr bekämpft und unterdrückt. — Vgl. Keßler, Forschungen über die manichäische Religion. Bd. I. Berlin 1889. Rochat, Essai sur Mani et sa doctrine. Genève 1897. Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters. 2 Bde. München 1890.

Manie (gr. *μανία*), Wahnsinn, bedeutet im weiteren Sinne sowohl eine Geisteskrankheit (s. d.) als auch eine gesteigerte einseitige Geistesrichtung. In dieser Doppelform erfaßte sie z. B. Platon (427—347, indem er sie einerseits als Krankheit, andrerseits als philosophische Liebe bestimmte, vor deren trunkenen Blicken die endlichen Zusammenhänge verschwinden. Die Geisteskrankheit der Manie sah man früher als charakterisiert an durch große Exaltation des Ichs, durch Lust an Bewegung um ihrer selbst willen (rhythmische Bewegungen, rhythmische Sprache, Wiederholung von Reimen), durch Zungentollheit und erhöhtes Selbstgefühl, durch Projektmacherei und den Wahn, im Besitze von Reichtum, Schönheit und Talenten zu sein, durch leibliches und geistiges Wohlbefinden bei aller Furchtsamkeit, durch gewaltsame Ablenkung jedes Gespräches auf das eigene Ich. Jetzt hat man seit Kraepelin erkannt, daß die Manie nicht für sich besteht, sondern nur ein Zustandsbild bestimmter Geisteskrankheiten bildet. Man charakterisiert sie, in Verbindung mit den mit ihr verbundenen Zuständen der Melancholie, als endogenes, auf Neurasthenie beruhendes periodisches manisch-depressives Irresein, das abwechselnd die Zustände gehobener Stimmung, der Ideenflucht, des Tatendrangs, und gedrückter Stimmung, der Traurigkeit und Hemmung in sich einschließt, und unterscheidet sie von der Rückbildungsmelancholie. — Vgl. Krafft-Ebing, Die Melancholie, 1874. Lehrb. der gerichtl. Psychopathologie, 1881. Hellpach, Die Grenzwissensch. d. Psychologie. Leipzig 1902, S. 364 ff. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909. B. I, S. 517.

Digitized by Google

Manier (aus frz. manière, im Mittelalter entlehnt) heißt eigentlich das Benehmen, die Hantierung. Manieren sind äußere Sitten und Gewohnheiten, In der Kunst bezeichnet Manier die willkürliche und unberechtigte Eigenart, die persönliche, sich nicht als Stilform eignende Eigentümlichkeit eines Künstlers. Die Manier ist also in der Kunst ein zufälliger, unberechtigter Einzelstil. Manieristen heißen im besondern diejenigen, die den Stil eines großen Meisters geistlos nachahmen.

Manifestation (lat. manifestatio) heißt Sichtbarmachung, Offenbarung, Kundgebung. So gibt es z. B. Manifestationen unseres Willens. In der neueren Naturphilosophie bedeutet es die Erscheinung des Unendlichen im Endlichen oder die Entzweiung des Absoluten, durch die dieses in Gegensätze (als Ideales und Reales, Subjekt und Objekt, Geist und Materie) auseinander- und damit hervortritt.

Marktpreis (lat. iustum pretium, quo species in foro venales sunt) heißt nach Kant (1724—1804) der Preis (s. d.) für dasjenige, „was sich auf die allgemeinen menschlichen Neigungen und Bedürfnisse bezieht“ (Grundlage zur Metaphysik der Sitten, 2. Abschn.) — Vgl. Affektion, Preis, Würde.

Maß (nhd. und spätmhd., mhd. diu mâze) heißt eine bekannte und bestimmte Größe, nach welcher eine andere unbekannte der Raumausdehnung, der Zeit, der Masse und der Kraft nach bestimmt wird. Das Messen ist demgemäß die Division einer Größe (der zu messenden Größe) durch eine zweite gleichartige (das Maß). Der Quotient dieser beiden Größen heißt die Maßzahl und ist stets eine unbenannte Zahl. Alle Maße werden in der Wissenschaft seit Gauß auf drei voneinander unabhängige oder absolute, das der Strecke, das der Masse und das der Zeit, zurückgeführt. Als Einheiten wählt man das Zentimeter für die Strecke, das Gramm für die Masse und die Sekunde für die Zeit. Man nennt dieses wissenschaftliche Maßsystem das Zentimeter-Gramm-Sekundensystem (CGS-System) oder das absolute Maßsystem. Eine kritische Prüfung des Zustandekommens dieser Maßeinheiten ergibt freilich, daß sie keineswegs notwendige und absolute, sondern nur vereinbart zustande gekommene, aber allgemein angenommene Größen sind. In dem absoluten System ist das Gramm diejenige Menge Wasser, die bei 4^0 C 1 ccm Raum erfüllt. Die Kraft ist also in ihm kein Grundbegriff. In der Praxis verwendet man aber ein anderes Maßsystem, in dem nicht die Masse, sondern das Ge-

Digitized by Google

wicht, d. h. die Druckkraft, die ein Körper auf der Erdoberfläche auf seine Unterlage ausübt, neben der Strecke und der Zeit berücksichtigt ist, also das Strecke-Zeit-Gewicht-System, und man wählt zur Gewichtseinheit das Gewicht eines Kubikzentimeters Wasser bei 4^0 C und 45^0 geographischer Breite und im Meeresspiegel. Dadurch, daß diese Gewichtseinheit ebenfalls Gramm genannt wird, der Begriff Gramm also in beiden Maßsystemen eine verschiedene Bedeutung hat, befinden wir uns bezüglich des Maßes noch in einer Verwirrung, die nur durch gänzliche Aufgabe des praktischen Systems beseitigt werden kann. Im wissenschaftlichen System ist das Gramm (g) eine Masse. Im praktischen System ist das Gramm (g*) eine Kraft, also das Produkt aus Masse und Beschleunigung (980 cm). Ein Körper hat also im wissenschaftlichen System ebensoviel g Masse, wie er im praktischen g* Gewicht hat. Nennt man die Kraft, welche einem Körper von der Masse 1 g in 1 sec. eine Beschleunigung von 1 cm erteilt, eine Dyne (ein Dyn) so hat ein Körper im wissenschaftlichen System 980 mal soviel Dynen Gewicht, wie er im praktischen Maßsystem g* Gewicht hat. Zu den absoluten Einheiten des wissenschaftlichen Maßsystems müssen innerhalb jedes Gebietes physikalischer Forschung alle anderen Einheiten in Beziehung gesetzt werden. Solche Einheiten sind z. B. das Erg, die Arbeit, die eine Dyne (ein Dyn) leistet, indem sie (es) einen Körper um 1 cm in ihrer Richtung fortbewegt, das Ampère (der zehnte Teil des Stromes, der, durch einen Kreisbogen von 1 cm Länge und 1 cm Radius fließend, auf die magnetische Menge im Mittelpunkt des Kreises die Kraft von einer Dyne (einem Dyn) ausübt und in der Minute 10,544 ccm Knallgas liefert), das Volt (das Hundertmillionenfache der elektromagnetischen Einheit, d. h. der in einem Strom enthaltenen elektromotorischen Kraft eines geradlinigen Stromleiters von der Länge eines Zentimeters, der in einem magnetischen Felde, das überall die Kraft einer Dyne (eines Dyns) in derselben Richtung auf die magnetische Menge Eins ausübt, senkrecht zur Richtung der Kraft liegt und senkrecht zu derselben mit der Geschwindigkeit $\frac{1\text{ cm}}{\text{sec}}$ bewegt wird $= {}^8/_9$ der elektromotorischen Kraft eines Daniellschen Elements), das Ohm (das Hundertmillionenfache des Widerstandes, den ein Draht darbietet, in dem die absolute Einheit der elektromotorischen Kraft die absolute Einheit der Stromstärke erzeugt). — Vgl.

Digitized by Google

Hultsch, Griechische und römische Metrologie. Berlin 1882. Weisstein, Handbuch der physikalischen Maßbestimmungen. 2 Bde. Berlin 1886—88. Meyn, Die absoluten, mechanischen, kalorischen, magnetischen, elektro-dynamischen Licht-Maßeinheiten. Braunschweig 1897. F. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. 2. Aufl. Leipzig 1906, S. 86 ff. W. Förster, Über Zeitmessung und Zeitrechnung. Leipzig 1909.

Mäßigkeit (gr. *σωφροσύνη*, lat. temperantia) oder Maßhalten heißt das Innehalten der durch die Vernunft gezogenen Grenzen im Genuß. Die Alten zählten die Mäßigkeit (Gesundsinnigkeit) zu den Kardinaltugenden (s. d.). Auch das ritterliche Mittelalter schätzte die Mäßigkeit (mhd. diu mâze). — Mäßigung heißt Selbstbeherrschung.

Masse heißt der Widerstand der Körper gegen die Bewegung. Die Masse (m) eines Körpers ist der Quotient aus dem Impuls (s. d.) (I) und der Geschwindigkeit (G) oder aus der Kraft (K) und der Beschleuniguug (B), $m = \frac{I}{G}$; $m = \frac{K}{B}$. Die Maßeinheit der Masse ist 1 ccm Wasser bei 4 °C., das Gramm (g). Von der Masse gilt der Satz, daß bei allen Vorgängen in der Natur die gesamte Masse aller beteiligten Körper ungeändert bleibt (Satz von der Erhaltung der Masse), so daß also die gesamte Masse im Weltall konstant ist. Dieser Satz ist die Grundlage der Chemie geworden, die die Wissenschaft von den qualitativen Veränderungen ist, welche die Materie erfährt, ohne daß dabei die Quantität sich ändert. — Vgl. Chemie, Maß. — F. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. 2. Aufl. Leipzig 1906, S. 75 ff, S. 100 ff.

Materialismus heißt diejenige Richtung des Realismus, welche, von der äußeren Erscheinungsform der Welt ausgehend, die Materie (s. d. W.) als die Wirklichkeit, als den Träger oder die Grundursache aller, auch der geistigen Eigenschaften oder Vorgänge ansieht. Diese Ansicht gestaltet sich aber verschieden, je nachdem entweder der Materie im Weltall außer und vor aller Organisation schon geistige Eigenschaften beigelegt werden (Hylozoismus) oder das geistige Leben nur als eine Kette von Funktionen oder Eigenschaften der organisierten Materie angesehen wird (reiner Materialismus). Während der Hylozoismus sich im Grunde als Pantheismus erweist und mit Religion und Moral verträglich ist, führt der reine Materialismus meist zum Atheismus und Hedonismus. Im Altertum vertraten die erstere

Digitized by Google

Form des Materialismus bei den Griechen Thales, Anaximandros und Anaximenes und die Stoiker, die letztere bei den Griechen und Römern Leukippos, Demokritos, Epikuros und Lucretius, bei den Indern Cârrâka, in der Neuzeit die letztere Hobbes, Helvetius, Holbach, Diderot, Lamettrie, Vogt, Moleschott, Büchner, D. Strauß, Czolbe. Seine klassische Epoche hat der reine Materialismus im 18. Jahrhundert in Frankreich gehabt. Er herrscht auch heute noch vielfach bei einseitigen Vertretern der Naturwissenschaft, namentlich bei denen, die, auf Physik und Chemie beschränkt, an den biologischen und geistigen Erscheinungen achtlos vorbeigehen. Der reine Materialismus hat seine Grundform in der Atomistik (s. Atom) gefunden. Doch steht dem Atomismus der Mechanismus (s. d.) und Dynamismus (s. d.) nahe. Der reine Materialismus hat seine erkenntnistheoretische Seite, insofern er die Sinneserkenntnis für die Grundlage aller Erkenntnis ansieht, seine metaphysische Seite, insofern er im Geist nur eine Funktion des Körpers sieht, seine anthropologische, insofern er die Seelenvorgänge von leiblichen Vorgängen ableitet, seine ethische Seite, insofern er das Ziel des menschlichen Daseins in äußerem Nutzen, Genuß und Lust sucht, und endlich seine religionsphilosophische Seite, insofern er von Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt gänzlich absieht. In weit verbreiteter Form besteht der Materialismus etwa in dem Gedanken von der Ewigkeit und Unzerstörbarkeit der Materie und in der Annahme, daß das geistige Leben ein Gehirnphänomen sei, das mit dem Tode erlischt. Ihre weite Verbreitung verdankt diese materialistische Weltauffassung den Tatsachen, daß die körperlichen Objekte leichter faßbar sind als die seelischen Vorgänge, daß die letzteren vielfach durch körperliche Ursachen bedingt sind, daß die Eigenschaften der Materie (Ausdehnung, Gestalt, Bewegung) anschaulich sind und daß die Ausnahmen des Materialismus einfach und in sich geschlossen erscheinen. Der Materialismus erfordert kein tieferes Nachdenken und hat für den Nichtphilosophischveranlagten etwas Verlockendes und Bestechendes.

Gegen den Materialismus spricht aber die Erwägung, daß seine Anhänger von der Annahme ausgehen, die Welt sei so, wie wir sie mit den Sinnen wahrnehmen. Diese Annahme ist ein Irrtum, den der Kritizismus Kants widerlegt hat. Nicht der Stoff ist das Gegebene, sondern unsere Vorstellung vom Stoff, und das Bewußtsein ist der richtige Ausgangspunkt alles

Digitized by Google

Philosophierens. Die Entstehung des Bewußtseins aus der Materie hat aber der Materialismus nie erklären können. Es ist unmöglich, das Geistige auf physiologische Prozesse zurückzuführen. Die physikalische Forschung strebt gerade dahin, der Materie schließlich alle Eigenschaften, die qualitativen und die quantitativen, abzusprechen und sie als etwas ganz Unbekanntes erscheinen zu lassen. Auch beruht der Begriff der Materie überhaupt nur auf einer Abstraktion und nicht auf unmittelbarer Erfahrung. Endlich haftet allen materialistischen Systemen der Mangel an, daß sie das geistige Leben des Einzelnen und der Gesamtheit in seinen eigentümlichen Zügen intellektueller, ethischer und ästhetischer Art nicht in ihr Weltbild einzuordnen und nichts zu dessen Verständnis beizutragen vermögen. So erweist sich schließlich der Materialismus doch als durchweg oberflächliche und unzureichende Philosophie ohne Boden und ohne Gehalt. — Vgl. Lamettrie, L'homme machine. 1748. Holbach, Système de la Nature. 1770. K. Vogt, Physiol. Briefe. Stuttgart 1845—46. 4. Aufl., Gießen 1874. Ulrici, Gott und die Natur. 3. Aufl., Leipzig 1875. Leipzig 1866. J. H. Fichte, Anthropologie. 3. Aufl., 1876. Fr. Schulze, Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben. Leipzig 1881. Hyrtl, Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit. Wien 1897. Wollny, Der Materialismus im Verhältnis zur Religion und Moral. 2. Aufl., Leipzig 1902. D. F. Strauß, Der alte und der neue Glaube. 15. Aufl., Bonn 1903. Büchner, Kraft und Stoff. 21. Aufl. Leipzig 1904. F. A. Lange, Gesch. des Materialismus 8. Aufl. v. H. Cohen. Leipzig 1908. Wundt, Physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908 ff. G. Le Bon, Die Entwicklung der Materie. Leipzig 1909. P. Apel, Die Überwindung des Materialismus. Berlin-Zehlendorf 1909.

Materialisation (franz.) heißt Verkörperung, Verkörperlichung. Die Spiritisten schreiben die Fähigkeit der Materialisation ihren Spirits (Geistern) zu.

Materie (gr. ὕλη, lat. materia), Stoff, bedeutet zunächst allgemein im Gegensatz zur Form das Ungeformte, Ungestaltete, Inhaltliche, das uns durch die Qualität der Sinnesempfindung gegeben ist, den Raum- und Zeitinhalt. So unterscheidet man z. B. die Materie eines Baumes von seiner Gestalt, die Materie eines Kunstwerkes von der dadurch ermöglichten Darstellung. Ebenso allgemein und breit stellt Kant (1724—1804) der Form unserer sinnlichen Empfindungen (näm-

Digitized by Google

lich dem Raume und der Zeit) ihre Materie gegenüber, d. h. das was wir durch die Empfindungen des Gehörs, Gesichts usw. im Raume und der Zeit wahrnehmen, und ebenso scheidet er materielle Sittengesetze, welche vorschreiben, nach welchen Objekten wir streben sollen, von den formalen, die sich nur auf die Verhältnisse, wie unser Wille sich entscheidet, beziehen. — Im engeren metaphysischen Sinne bezeichnet Materie den Wirklichkeitsgehalt unserer Vorstellungen, die beharrliche Grundlage der Körperwelt. Eine ausreichende und feststehende Erklärung dieses Wirklichkeitsgehaltes ist aber bisher nicht gelungen. Die Philosophen haben je nach ihrer Gesamtansicht anderes darunter verstanden. Die Materie besitzt im Sinne des Materialismus (s. d.) und des Dualismus (s. d.) eine unbedingte Realität, im Sinne des Nihilismus ist sie ein Nichts, im Sinne des Spiritualismus ein bloßes Phänomen des Geistes, im Sinne des Kritizismus Erscheinung des Dinges an sich. Die Hylozoisten (Thales, Anaximandros, Anaximenes, Herakleitos) betrachteten einen oder mehrere der durch die Erfahrung bekannten oder hypothetisch angenommenen sinnlichen Stoffe (Wasser, Apeiron [s. d.], Luft, Feuer usf.) als Grundprinzip aller Materie und schieden den Stoff noch nicht von der bewegenden Kräften, sondern sahen diese als mit ihm eins an. Die Scheidung des Stoffs von der bewegenden Kraft vollzogen zuerst Empedokles (484—424), der vier Elemente (Erde, Wasser, Luft und Feuer) und zwei bewegende Kräfte Liebe und Haß (*φιλία* und *νεῖκος*) annahm, und Anaxagoras (500—428), der sich die Materie aus unendlich vielen qualitativ bestimmten Stoffteilchen (*σπέρματα*) bestehend dachte und als bewegende Kraft einen weltordnenden Geist (*νοῦς*) ansetzte. Die Atomisten (Leukippos und Demokritos, 5. u. 4. Jahrh. v. Chr.) stellten zuerst die materialistische Theorie von der körnigen Struktur der Materie auf, nach der die Materie aus qualitätslosen, durch Gestalt, Ordnung und Lage sich unterscheidenden kleinsten Bestandteilen, den Atomen, bestände. Ihnen schloß sich Epikuros (341—270) an. Platon (427—347) setzte die Materie als das Nichtseiende in Gegensatz zu den Ideen (den allgemeinen Begriffen), denen das substanzielle Dasein innewohnt. Auch die Metaphysik des Aristoteles (384—322) beruht auf dem Gegensatz von Stoff und Form. Die Materie, der Stoff, ist das, was nur der Möglichkeit nach existiert (*δύναμις*), die Form dagegen das Wirkliche (*ἐνέργεια*), die Veränderung

Digitized by Google

ist der Übergang aus jener in diese. Über das Verhältnis von Materie und Form stritt auch das ganze Mittelalter. Ein Teil der Scholastiker nahm eine Bestimmung der Materie durch die Form, der andere eine Entwicklung der Form aus der Materie an. Durch Descartes (1596—1650) ward die Materie wieder neu bestimmt. Er nahm dualistisch den Gegensatz zwischen Denken (Geist) und Ausdehnung für einen metaphysischen, für den zweier Substanzen und erklärte die Materie für die ausgedehnte Substanz im Gegensatz zum Geiste, der denkenden Substanz. Demgemäß leitete er alle körperlichen Vorgänge aus räumlich-mechanischen Veränderungen ab. Leibniz (1646—1716) setzte spiritualistisch an Stelle der Ausdehnung die Raumerfüllung, die nur durch tätige Kraft erfolgen kann, und fand die einzig tätige Kraft im Vorstellen. So gestaltete er die realen Dinge zu Seelenmonaden mit Vorstellungskräften um. Die Materie war ihm daher nichts Reales, sondern nur die verworrene Vorstellung eines Aggregats von Monaden. Der Materialismus (s. d.) des 18. Jahrhunderts suchte im Gegensatz zu dem Leibnizschen Idealismus alles geistige Leben aus leiblichen Funktionen zu erklären und das ganze Dasein in Materie aufzulösen. Er stützte sich besonders auf die durch die Naturwissenschaft erneuerte alte Hypothese der Atome. Kant (1724—1804) ließ in seinem Kritizismus dasjenige, was der Materie als dem im Raum Beweglichen eigentlich zugrunde liege, auf sich beruhen, suchte aber die Undurchdringlichkeit und Kohäsion der Materie dynamisch durch anziehende und abstoßende Kräfte zu erklären. Die Identitätsphilosophie Hegels (1770—1831) und Schellings (1775—1854) konstruierte die Materie aus einer Spannung relativer geistiger Kräfte oder Potenzen und erklärte Geist und Materie als an sich identisch, nur verschieden in der Erscheinung. Herbart (1776—1841) ließ die Materie aus nichtausgedehnten mit der Kraft der Selbsterhaltung ausgestatteten Realen bestehen, die in gewissen Fällen zu chemischer Vermischung gelangen sollen. In der Naturphilosophie der Neuzeit ist aber auch vielfach die alte griechische Atomtheorie erneuert und diese bildet einen Gegensatz zur Kontinuitätslehre, die den Raum vollständig von der Materie erfüllt sein läßt, während die Atomtheorie leere Zwischenräume zwischen den Grundbestandteilen der Materie annimmt. Innerhalb der Atomtheorie haben sich die Gegensätze der kinetischen und dynamischen Auffassung gebildet, von denen jene die Stoffteile für

Digitized by Google

völlig indifferent gegen die Bewegung ansieht (Descartes, Hobbes), diese die Stoffteile zu Trägern anziehender und abstoßender Kräfte macht, auf denen die Raumerfüllung des Körpers beruht (Kant, Boscowich). — An der Materie, der Substanz der Physik und Chemie, finden wir Masse, Ausdehnung im Raume, Form, Volumen, Gewicht, aber sie selbst fassen wir damit ebensowenig wie durch Teilung in kleinste Teilchen. Wir bleiben dabei immer außerhalb derselben und dringen nicht in ihr Inneres ein. Dieses können wir uns nur als einen räumlich geordneten Komplex von Energien denken, und auch mit diesem Begriff sind wir nicht befriedigt, denn wir eliminieren damit eigentlich den Begriff der Materie vollständig. So stehen wir mit den philosophischen Begriffen Materie und Form, Stoff und Kraft, Substanz und Energie, die miteinander zusammenhängen, wie mit vielen anderen Begriffen am Ende der Erkenntnis. Wir arbeiten mit diesen Begriffen allenthalben, aber können sie nicht anders als psychologisch ableiten und nicht von inneren Widersprüchen vollkommen befreien, auch nicht über eine wenig besagende inhaltlose Erklärung hinausbringen und durch eine allgemein anerkannte Definition festlegen (vgl. Ursache, Substanz). Wir begnügen uns damit, Kraft dasjenige an einem Dinge zu nennen, was wir durch bestimmte Wirkungen auf andere Dinge erkennen, Form das Ergebnis der Einwirkung der Kraft, Stoff dasjenige an einem Dinge, was unmittelbar in der Empfindungsqualität unserem Bewußtsein gegeben ist. Die Form liegt vor in Zahl, Zeit und Raum, der Stoff in allem, was den Inhalt derselben ausmacht. — Für die neuere Naturwissenschaft ist Materie alles, was eine Kraft ausüben, also eine Energieform in eine andere verwandeln kann, mithin der Träger der Kraft. Nach Ostwald gibt es keine Materie. Die Atome sind nur Anhäufungen von Energien. Auch nach der neusten naturwissenschaftlichen von der Elektrochemie ausgehenden Annahme ist die Materie nur „Träger der Energie", ja vielleicht nur eine besondere Form der Energie. Die Richtigkeit dieser Annahme ist wegen des unendlich kleinen Quantums Materie, welche bei der Erscheinung der verschiedenen Strahlungen dissoziiert wird, zurzeit noch nicht nachweisbar. Sagt man also z. B., das Radium sende materielle Strahlen aus, so ist dies so zu verstehen, daß es Strahlen entsende, welche die Eigenschaft der Masse im heutigen Sinne habe. Nun besteht nach Thomson die Materie, beziehungsweise das Atom derselben aus Einheiten der Elek-

Digitized by Google

trizität, aus Elektronen (s. d.), in welche die Atome bei gewaltsamer Trennung wieder zu zerfallen vermögen. Demnach versteht man unter der Strahlung des Radiums nichts anderes, als daß es Elektronen entsendet, aus deren Wirkung auf den Äther die merkwürdigen Eigenschaften, welche es besitzt, sich ergeben. — Die Naturwissenschaft hat vor allem das Bedürfnis der Erklärung der neuentdeckten Tatsachen. Ihr Begriff von der Materie ist daher nicht feststehend, sondern in beständiger Umbildung begriffen, und daraus erklärt es sich, daß die Philosophie eine allseitig befriedigende abschließende Definition der Materie zur Zeit nicht zu geben vermag. — Vgl. Form, strahlende Materie. — F. A. Lange, Gesch. des Materialismus. 5. Aufl., 1896. Lehmann, Molekularphysik. Leipzig 1898. Flüssige Kristalle. Leipzig 1903. J. J. Thomson, Elektrizität und Materie. Deutsch v. Siebert. Braunschweig 1904. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. 3. Aufl., Leipzig 1905. Julius Schulz, Die Bilder von der Materie. Göttingen 1905. G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. 2. Aufl., Leipzig 1907. Wundt, Logik II. 3. Aufl., Stuttgart 1907 (Das Prinzip der Konstanz in der Materie). Die Beziehungen zwischen Materie und Äther im Lichte der neueren Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität (Phys. Zeitschr. IX, 16. 1908). Riglin, Neue Anschauungen über die Struktur der Materie. Leipzig 1908. H. Strache, Die Einheit der Materie, des Weltäthers und der Naturkräfte. Wien 1909. G. L. Bon, Die Entwicklung der Materie. Leipzig 1909. G. Friemann, Das Problem der Materie bei E. v. Hartmann, im Zusammenhang der Gesamtphilosophie untersucht. Leipzig 1909. P. Lenard, Über Äther und Materie (Sitzungsber. der Heidelb. Soc. d. W. Math.-Naturw. kl. Nr. 16), Heidelberg 1910. F. R. Winderlich, Das Problem der Materie (Monatshefte f. d. naturw. Unt. III, 10, S. 433—448.) Leipzig u. Berlin 1910.

materiell oder **material** heißt stofflich, körperlich, wesentlich, inhaltlich, sachlich (Ggs. formal und formell), sinnlich (Ggs. ideell, geistig).

Mathematik (gr. *μαθηματική* sc. *ἐπιστήμη*), eigentlich Wissenschaft überhaupt, heißt die Wissenschaft der geordneten schöpferischen Verknüpfung und Trennung (Graßmann, Bretschneider, M. Simon, Didaktik und Methodik des Rechnens und der Mathematik. 2. Aufl., München 1908, S. 2). Verknüpfung (Synthesis) und Trennung (Analysis) bedingen ein-

Digitized by Google

ander. Auf der geordneten Verknüpfung und Trennung beruht das Verhältnis des Ganzen zum Teil und des Teils zum Ganzen. Die Mathematik kann daher auch als die Lehre vom Verhältnis des Ganzen und seiner Teile bezeichnet werden. Aus der Verknüpfung und Trennung geht der Begriff Quantität (s. d.) hervor, so daß die Mathematik auch als Quantitätslehre bezeichnet werden kann. Alle Bestimmung von Quantitäten erfolgt aber durch Zahlen und anschaulich gegebene Größen. Die Mathematik ist also die Wissenschaft von den Zahlen und den Größen, Die Größen können Raum-, Zeit-, Bewegungs- oder Kraftgrößen sein. Das allgemeinste grundlegende Gebiet der Mathematik ist die Lehre von den Zahlen (Arithmetik und Algebra). Zahlen sind diejenigen Verbindungen gleichartiger Vorstellungen oder Objekte (Einheiten) im Bewußtsein, in denen jedes dieser Objekte (Komponenten) als niedere Einheit getrennt für sich bestehend und zugleich doch alle Objekte im Bewußtsein auf einmal zu einer höheren Einheit verbunden gedacht werden. In der Zahl liegt also ein Bewußtsein zugleich stattfindender Trennung und Verbindung, der Begriff des Ganzen und seiner Teile. Zahlen sind die abstraktesten Formen, in denen das Gesetz des diskursiven Denkens (Trennen und Verbinden) zum Ausdruck kommt und für die Anwendung auf Größen geformt wird. Die Arithmetik ist daher der Teil der Mathematik, auf den sich alle anderen stützen. In der Zahlenlehre liegt daher das Wesen der Mathematik (vgl. Zahl). Ohne Zahlenbestimmungen und Rechnungsoperationen läßt sich im Gebiete der Größen nicht arbeiten. Einen Hauptteil der Mathematik bildet dann zweitens die Lehre vom Raume (Geometrie) oder von der Lage. Aber Arithmetik und Geometrie machen nicht die Gesamtmathematik aus und stehen nicht im Verhältnis der Beiordnung. Vielmehr wendet die Geometrie überall die Gesetze der Zahlenlehre an, und mit der Kombinations- und Reihenlehre tritt der Begriff der Succession und der Zeit, der sich schon in der Bildung der Zahlenreihe und der Ordinalzahlen betätigt, mit dem Funktionsbegriffe, der analytischen Geometrie und der Differential- und Integralrechnung der Begriff der Veränderungs-, der Bewegungs- und Kraftgrößen des Grenzwertes und der Stetigkeit in die Mathematik ein, wodurch der Begriff der diskreten Zahl selbst in den der stetig variabeln umgewandelt wird. Werden Zahl-, Raum-, Zeit-, Bewegungs- und Kraftgrößen zusammengefaßt, so dienen sie zur Bestimmung

Digitized by Google

der physikalischen Erscheinungen (vgl. Maß). So bildet die Mathematik eine Fülle von Einzelgebieten aus und läßt Anwendungen in allen Wissenszweigen zu, wo Größenbestimmungen nötig sind, namentlich im Gebiete der Astronomie, Geodäsie, Physik usw. — Die Methode der Mathematik ist im wesentlichen deduktiv. Sind die Grundbegriffe eines ihrer Gebiete gegeben, so läßt sich aus diesen schrittweise die ganze Wissenschaft folgern. Von der Idee der Zahl z. B. kommen wir schrittweise zum Aufbau der Zahlenreihe, zu der Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division, Potenzierung, Radizierung, Logarithmierung und könnten von da aus weiter noch höhere Rechnungsarten entwickeln (vgl. Zahl). Aber die Grundbegriffe der Mathematik beruhen ebenso auf der Erfahrung wie die Begriffe anderer Wissenschaften. Die Mathematik ist wohl im Aufbau und in der Methode rational, nicht aber in ihrem Ursprunge. Zahlen bauen sich nur auf Empfindungsgrößen, Raumgebilde nur auf Anschauungen der Erfahrung auf. Der deduktive Charakter der mathematischen Methode hat vielfach über ihr Wesen getäuscht, sie als reine Vernunftwissenschaft erscheinen lassen, für die sie Kant nahm, und die Philosophie hat andrerseits vergeblich versucht, sich mit mathematischer Methode aufzuhelfen. Mathematik und Philosophie berühren sich nur wenig. Die Aufgaben der Philosophie sind viel reicher als die der Mathematik. Sie will ein Weltbild liefern und nicht nur Quantitätsverhältnisse bestimmen. Aber es gibt ein Grenzgebiet beider Wissenschaften, die Klarlegung des Wesens von Zahl, Raum, Zeit, Bewegung, Kraft usw. Hier greifen sie ineinander. Pythagoras (580 bis um 500) wollte allerdings das Wesen aller Dinge in der Zahl finden und so Mathematik und Philosophie auf ein Prinzip zurückführen, Platon (427—347), der keinen Nichtmathematiker (*ἀγεωμέτρητος*) als Schüler aufnehmen wollte, faßte ebenfalls gelegentlich die Ideen als Zahlen auf, und die Neuplatoniker schlossen sich noch enger an die pythagoreische Lehre an. Descartes, Spinoza, Leibniz, Wolf strebten danach, der Philosophie durch mathematische Methode, die ersteren beiden durch geometrische Methode, die letzteren durch einen calculus universalis mehr Evidenz zu geben, und Herbart (1776—1841) hat die Mathematik besonders auf die Psychologie angewandt, ohne überhaupt eine Maßeinheit für psychologische Größen zu besitzen. Aber gerade die Geschichte der Philosophie zeigt, daß die Verirrung in mathematische Spekulationen und die

Digitized by Google

Anwendung der mathematischen Methode dem Philosophieren eher hinderlich als förderlich ist. Kant hat demgemäß in der Kritik der reinen Vernunft im II. Teile in der Methodenlehre (I. Abschn. v. d. Disziplin d. r. V.) scharf die Methode der Mathematik und Philosophie geschieden. Mathematik ist ihm Wissenschaft aus der Konstruktion der Vernunftbegriffe in der Anschauung, Philosophie Wissenschaft aus reinen Vernunftbegriffen. Den bildenden Wert der Mathematik bestritten hat A. Schopenhauer (1788—1860). Er wirft, Anschauung und Anschaulichkeit verwechselnd, der Euklidischen Methode mit Unrecht vor, sie beweise, was a priori einleuchtend sei. — Das Verständnis für die Mathematik ist aber darum kein schlechterdings allgemeines, weil diese Wissenschaft viel Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Intuition voraussetzt. Noch seltener ist die mathematische Erfindungsgabe, bei der sich bewußte Reflexion und unbewußte geistige Fähigkeit miteinander verbinden. — Vgl. C. Michaëlis, Über Kants Zahlbegriff. 1884. Über Stuart Mills Zahlbegriff. 1888. H. Cohen, Logik der reinen Erkenntnis. 1902. Max Simon, Methodik der elementaren Arithmetik. Leipzig 1906. Wundt, Logik. B. II. Stuttgart 1907, S. 101—268. Poincaré, L'invention mathématique. Paris 1908. A. Voß, Das Wesen der Mathematik. Leipzig und Berlin 1908. L. Couturat, Die philosoph. Prinzipien der Mathematik. Leipzig 1908. D. Hilbert, Grundlagen der Geometrie. 2. Aufl. Leipzig 1909. E. Czuber, Einführung in die höhere Mathematik. Leipzig 1909. F. Schur, Grundlagen der Geometrie. Leipzig 1909. H. Bergmann, Bolzanos Beiträge zur philosophischen Grundlegung der Mathematik. Halle 1909. K. Krienelke, Lamberts Philos. der Mathematik. Berlin 1909. J. Baumann, Über die sogenannte mathematische Methode in der Mathematik. Leipzig 1910.

Maundeviles Bienenfabel (The fable of the bees, 1723) ist ein Buch des englischen Schriftstellers von holländischer Geburt Maundevile (Mandeville 1670—1733), welches, in Anlehnung an Bayles und Hobbes' Gedanken, daß sich Sittlichkeit auf Eigennutz gründe, am Beispiel des Bienenstaates den Nachweis versucht, daß der Wohlstand eines Volkes auf der Betriebsamkeit seiner Bürger, diese aber auf ihren Leidenschaften und Lastern, nicht auf ihren Tugenden beruhe. Alle vermeintlichen Tugenden entspringen nur aus Eitelkeit und Egoismus. Diese zynischen Ideen verstand Maundevile ein-

Digitized by Google

schmeichelnd vorzutragen. — Die Theorie Maundeviles, die gegen Shaftesbury (1671—1713) gerichtet war und den Enzyklopädisten vorarbeitet, beruht auf übertreibender Entstellung und Verzerrung der Tatsachen. Es ist nicht richtig, wenn Selbstliebe zum Egoismus und vernünftiger Erwerbstrieb zur Habsucht gemacht wird. Maundevile hat auch 1732 seine Lehre in der Schrift: An inquiry into the origin of Rononr widerrufen. — Vgl. Sakmann, Bernard de Mandeville und die Bienenfabelkontroverse. Freiburg 1897.

Maxime (lat. maxima scil. propositio) heißt eine Art der Grundsätze des menschlichen Handelns. Im Unterschied von den Gesetzen (s. d.) und Imperativen (s. d.) sind die Maximen subjektive Regeln oder Prinzipien des Wollens. Jene sind für jedes vernünftige Wesen, diese nur für den Willen des einzelnen gültig (vgl. Kant, Kr. d. pr. V., S. 36. Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschnitt). Aus den Maximen spricht der Charakter des Menschen. Die berühmten „Maximes" von Larochefoucould, Paris 1665, sind eine Sammlung von vereinzelten Gedanken, die das Ergebnis feiner Beobachtungen und Erfahrungen darbieten. Nach ihm ist „l'amour propre le mobile des nos actions".

Maya heißt in der Vedântaphilosophie Sankaras (800 n. Chr.) die Göttin des Scheines und der Illusion, durch die der Trug der sinnlich erscheinenden Welt entsteht, während in Wahrheit nur eine wirkliche Welt, das Brahma, vorhanden ist. Schopenhauer (1788—1860) spricht in seiner „Welt als Wille und Vorstellung", um die Erscheinungswelt zu charakterisieren, öfters vom „Schleier der Maya".

Mechanik (gr. *μηχανική* sc. *τέχνη* = Kunst, Werkzeuge und Maschinen zu verfertigen) heißt der Teil der Physik, der vom Gleichgewicht und der Bewegung der Körper sowie von den diese Vorgänge bewirkenden Kräften handelt. Sie zerfällt in die Statik und Dynamik. — Vgl. E. Mach, Die Mechanik in ihrer Entwicklung. 5. Aufl. Leipzig 1904. L. Tesar, Die Mechanik. Leipzig 1909. H. Hertz, Die Prinzipien der Mechanik, herausgegeb. von Lenard. Vorwort von H. v. Helmholtz. 2. Aufl. Leipzig 1910. (Ges. W. III). M. Planck, Die Stellung der neueren Physik zur mechanischen Naturanschauung. Braunschweig 1910 (Nat. Rndsch.).

Mechanismus (nlt., frz. v. gr. *μηχανή* = Maschine) nennt man allgemein, im Unterschied vom Organismus, ein Wesen,

Digitized by Google

dessen Teile wie die Teile einer Maschine beschaffen sind, und das nur durch äußere Kräfte, also Druck und Stoß, in Bewegung gesetzt wird. Mechanismus heißt ferner im weiteren Sinne die Weltansicht, welche das Geschehen in der Natur nur auf Ursachen und Kräfte (Dynamismus) und die von ihnen ausgehenden Bewegungen (Kinetismus) zurückführt und alle Zweckerklärungen ausschließt. Ihr Gegensatz ist die Teleologie (s. d.). Begründet ist die moderne mechanistische Weltanschauung durch Galilei, Kopernikus, Kepler und vor allem durch Newton. Die Frage, ob mechanistische oder teleologische Weltauffassung notwendig sei, wird eingehend von Kant (1724—1804) in dem zweiten Teil der Kritik der Urteilskraft (Kritik d. teleologischen Urteilskraft) behandelt. Kant ist der Überzeugung, daß der Mechanismus nicht ausreiche, die Gesetze der organischen Welt zu erklären. Er nennt Mechanismus der Natur alle Notwendigkeit der Begebenheiten in der Zeit nach dem Naturgesetze der Kausalität — ob man gleich darunter nicht versteht, daß Dinge, die ihm unterworfen sind, wirklich materielle Maschinen sein müßten (Kr. d. pr. V., S. 173).

Im engeren Sinne ist zwischen Mechanismus und Dynamismus zu scheiden. Kant definiert: „Die Erklärungsart der spezifischen Verschiedenheit der Materien durch die Beschaffenheit und Zusammensetzung ihrer kleinsten Teile als Maschinen, ist die mechanische Naturphilosophie, diejenige aber, welche aus Materien, nicht als Maschinen, d. i. bloßen Wirkungen äußerer bewegender Kräfte, sondern ihnen ursprünglich eigenen bewegenden Kräften der Anziehung und Zurückstoßung die spezifische Verschiedenheit der Materie ableitet, kann die dynamische Naturphilosophie genannt werden" (Metaph. Anfangsgr. d. Naturw., 2. Aufl., S. 100f.). — Vgl. Lamettrie, L'homme machine. 1784. Eucken, Geist. Ström. d. Gegenw., Leipzig 1904, S. 125 ff. — Materialismus, Atom, Dynamismus.

medicina mentis (lat.), Heilkunde des Geistes, ist ein bildlicher Name für die Logik (s. d.).

Meditation (lat. meditatio) bedeutet Nachdenken, sinnende Betrachtung.

Medium s. Spiritismus.

medius terminus s. Mittelbegriff.

Megariker s. Eristik.

Meineid (von e. ahd. Adj. mein = falsch u. Eid) s. Eid.

Digitized by Google

Meinung (abgel. v. ahd. meinan, mhd. meinen = meinen, denken, sagen, erklären, gr. *δόξα*, lat. opinio) heißt das auf zufällige Anlässe gestützte Fürwahrhalten des Unbewiesenen. Im Meinen liegt also nur ein problematisches Urteilen über eine Sache. Es unterscheidet sich vom Glauben (s. d.) und Wissen (s. d.), nicht wie Platon wollte, inhaltlich, sondern nur hinsichtlich des Grades der Überzeugung, den es ausdrückt. Die Meinung kann sich jeden Augenblick in Glauben oder auch Wissen verwandeln. — Platon (427—347) unterscheidet Seiendes (Form), Nichtseiendes (Stoff) und das Mittlere (Mischung aus Form und Stoff) zwischen beiden. Das Wissen bezieht sich auf das Seiende, die Unwissenheit auf das Nichtseiende, die Meinung auf das Mittlere zwischen beiden. (Rep. 477 A f. *οὐκοῦν ἐπεὶ ἐπὶ μὲν τῷ ὄντι γνῶσις ἦν, ἀγνωσία δ' ἐξ ἀνάγκης ἐπὶ μὴ ὄντι, ἐπὶ τῷ μεταξὺ τούτῳ μεταξύ τι καὶ ζητητέον ἀγνοίας τε καὶ ἐπιστήμης, εἴ τι τυγχάνει ὂν τοιοῦτον; πάνυ μὲν οὖν. Ἆρ' οὖν λέγομέν τι δόξαν εἶναι*). Aristoteles (384—322) sieht in der Meinung das Urteil, das sich auf Dinge bezieht, die sein können oder auch nicht sein können (Metaph. III 6 p. 1011 b 13 ff. Analyt. post. II, 19). Epikuros (341—270) faßt die Meinung als Urteil auf, durch das von dem Abbild auf den Gegenstand geschlossen wird, wobei Irrtum nicht ausgeschlossen ist. Nach den Stoikern beruht die Meinung auf voreiliger Zustimmung zu einer ungeprüften Vorstellung. — Chr. Wolf (1679—1754) erklärt: „Wenn wir einen Satz durch solche Vordersätze herausbringen, von deren Richtigkeit wir nicht völlig gewiß sind, so heißt unsere Erkenntnis eine Meinung" (Vern. Ged. I, § 384). Kant (1724—1804) definiert: „Das Vorwahrhalten oder die subjektive Gültigkeit des Urteils in Beziehung auf die Überzeugung (welche zugleich objektiv ist) hat folgende drei Stufen: Meinen, Glauben und Wissen. Meinen ist ein mit Bewußtsein sowohl subjektiv als objektiv unzureichendes Vorwahrhalten. Ist das letztere nur subjektiv zureichend und wird zugleich für objektiv unzureichend gehalten, so heißt es Glauben. Endlich heißt das sowohl subjektiv als objektiv zureichende Vorwahrhalten das Wissen" (Kr. d. r. V., S. 822).

Melancholie (gr. *μελαγχολία* v. *μέλας* = schwarz u. *χολή* = Galle) hieß in der alten Medizin der vierte der Hauptsäfte des Körpers, die schwarze Galle und heißt jetzt das Zustandsbild der Seelenkrankheit (Psychose), welches in dem Hange, sich traurigen Vorstellungen hinzugeben, besteht. Die Melancholie

Digitized by Google

entsteht meist allmählich. Der Schlaf wird unruhig, die Träume werden unangenehm, der Appetit wird schlecht, die Arbeitslust erlahmt. Der Mensch fühlt eine allgemeine Depression seines Ichs, ohne daß er die Kraft hätte, die niedergedrückte Seelenstimmung abzuschütteln. Denkhemmungen, Befürchtungen, Versündigungs- und Verfolgungsideen tauchen auf. Sinnestäuschungen und Wahnideen stellen sich ein, und eine Neigung zum Selbstmord entsteht. Schwäche und Schweigsamkeit, Hoffnungslosigkeit sind die Kennzeichen des Melancholikers. Zuweilen treten auch Angst- und Tobsuchtsanfälle auf. Die Erkennung der Umgebung pflegt aber meist nicht wesentlich getrübt zu sein. — Ursachen der Melancholie sind entweder erbliche Anlage oder schwere Erkrankung, oder Erschöpfung der geistigen Kraft durch übermäßige Anstrengungen oder wirkliches oder eingebildetes Unglück, fixe Ideen (über Gott, Ehrgeiz, Liebe) oder körperliche Störungen in der Verdauung und Blutbereitung. Namentlich ist die Melancholie die Psychose der ersten Rückbildungsstufe des Weibes. Sie tritt daher oft bei Frauen in den Wechseljahren ein. Nachdem das Leiden seinen Höhepunkt erreicht hat, tritt entweder allmähliche Genesung oder dauernde Verblödung ein. Die Melancholie wird jetzt nicht mehr zu den Krankheitsformen, sondern nur zu den Zustandsbildern der Krankheit gerechnet. — Vgl. v. Krafft-Ebing, Die Melancholie. 1874. J. L. A. Koch, Psychiatrische Winke für Laien. 1880. J. Weiß, Kompendium d. Psychiatrie. 1881. Hellpach, Die Grenzwiss. der Psychologie. Leipzig 1902, S. 364 f. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Bd. I, Leipzig 1909, S. 516.

melancholisches Temperament s. Temperament.

Memorieren (lat.) heißt die mit Absicht und methodisch sich vollziehende Aneignung von Vorstellungen. Das Memorieren ist also ein Aneignen und Einprägen zum Zweck der willkürlichen Reproduktion. Es will auf das Gedächtnis (s. d.) eine solche Einwirkung üben, daß es nicht nur, wie da, wo es unbeeinflußt wirkt, unwillkürlich, sondern willkürlich funktioniert. Es geschieht dies durch Wiederholung und Einübung, sowie durch Umwandlung assoziativer Verbindungen in gewollte apperzeptive, welche die gegebenen Verbindungen zu befestigen und auf eine neue Weise zu der alten Ordnung zu verknüpfen imstande sind. Kant (1724—1804) unterschied mechanisches, judiziöses und ingeniöses Memorieren. Während das erste, aus buchstäb-

Digitized by Google

licher Wiederholung hervorgehend, die Ausdrücke für Vorstellungen einfach aneinanderreiht, ohne auf den Inhalt Rücksicht zu nehmen, achtet das zweite auf die innere Zusammengehörigkeit der Vorstellungen, ihren logischen und sachlichen Zusammenhang, ihre Einteilung und systematische Ordnung. Das ingeniöse Memorieren endlich verbindet Vereinzeltes auf künstliche (zuweilen witzige) Weise assoziativ nach Ähnlichkeit und Kontrast, und symbolisch durch Erfindung eines Zeichens. Alle diese Kunstgriffe anzuwenden ist Sache der Mnemotechnik (s. d.) oder Anamnestik. Die sicherste Art des Memorierens ist jedenfalls die judiziöse. — Vgl. Gedächtnis, Erinnerung. — Kant, Anthropologie, § 31. M. Offner, Das Gedächtnis. Berlin 1908.

Menge heißt eine Zusammenfassung bestimmter voneinander unterschiedener Objekte. Zwei Mengen haben gleiche Mächtigkeit, wenn die sie bildenden Objekte sich umkehrbar eindeutig einander zuordnen lassen. Der Begriff Menge ist allgemeiner als der Begriff Zahl (s. d.).

Mensch (ahd. mannisco, substantiviertes Adj. [menschlich], abgel. von mann, dessen Grundbedeutung nicht feststeht, gr. ἄνθρωπος, lat. homo) heißt das leiblich und geistig vollkommenste aller organischen Wesen auf der Erde. Der Mensch gehört seiner natürlichen Beschaffenheit nach zu den Primaten (Herrentieren), d. h. den höchst organisierten Säugetieren, und bildet dort die III. Unterordnung der Anthropinen, die ihre äußeren Kennzeichen in der Rückbildung der Behaarung an den meisten Körperstellen, in dem aufrechten Gang und damit zusammenhängend in der geringeren Beweglichkeit der großen Zehe und in der starken Ausbildung des Großhirns und des Hirnschädels haben. Der Mensch hat das ausgebildetste Nervensystem und Gehirn. Seine Glieder, welche symmetrisch geordnet sind, die Richtung seiner Wirbelsäule und die Beschaffenheit seiner Füße bedingen den aufrechten Gang, er übertrifft alle Tiere durch seine Sprachfähigkeit und seinen Verstand. An Körperstärke wird er von manchem Tiere weit überholt. Auch haben diese vor ihm vielfach die Ausstattung mit natürlichen Waffen voraus. Aber gerade durch seine Hilflosigkeit, Nacktheit und physische Schwäche wird der Mensch zur Ausbildung seines Verstandes genötigt. Er entwickelt sich langsamer als alle Tiere. Aber um so höher reift sein inneres Wesen, und er allein kommt unter allen Klimaten fort, nährt sich durch die mannigfaltigste Nahrung und nutzt alle Hilfsmittel der Natur aus.

Digitized by Google

Im Menschen ist, nach Goethe (Erster Entwurf einer allgem. Einleit. in d. vergleich. Anatomie), das Tierische zu höheren Zwecken gesteigert und für das Auge wie für den Geist in Schatten gestellt. Vor allem unterscheidet sich der Mensch von den Tieren dadurch, daß er sich zur Person herausbildet, d. h. zu einem selbstbewußten freien Wesen, das sein eigner letzter Zweck ist. Während jene in die ihnen angeborenen Instinkte und Vorstellungskreise gebannt bleiben, entwickelt er seinen Geist zu größerer Feinheit, Fülle und Tiefe. Sein Denken verwandelt die Empfindungen und Anschauungen durch Reproduktion und Verallgemeinerung in Vorstellungen, Begriffe und Ideen. Es verbindet sie zu Urteilen und Schlüssen. Es macht Versuche, stellt Hypothesen auf und konstruiert Systeme. Alles das geschieht mit Hilfe des Verstandes und der Sprache, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben, fortentwickeln und vervollkommnen. Durch Vernunft erhebt sich der menschliche Wille über das dunkle, blinde Triebleben, durch jene erhält er Motive, welche ihn von diesem frei machen und zu Wissenschaft, Bewertung der Dinge, Sittlichkeit und religiösem Glauben hinführen. — Der Mensch ist aber nicht bloß ein leiblich-geistiges, sondern auch ein soziales Wesen (*πολιτικὸν ζῷον* Aristot. Pol. I, 2 p. 1253 a 7). Durch Geschlechtstrieb und Sympathie wird er zur Ehe, zur gesellschaftlichen Verbindung, zur Staatengründung geführt. Das soziale Leben des Menschen in seinem Fortschreiten bildet die Geschichte der Menschheit. Eine Charakteristik des Menschen gab Herder (1744—1803) in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (1784—1791), ferner Kant (1724—1804) in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt“. Königsberg 1798. Eine Charakteristik des Menschen zu geben, welche die ideale Fähigkeit desselben philosophisch bestimmen und empirisch ermitteln sollte, um in die praktische Spitze einer Theorie der Menschenbildung auszulaufen, war vor allem auch das Ziel W. v. Humboldts (1767—1835), und er hat diese Idee teilweise durch seine Sprachphilosophie verwirklicht. — Vgl. Anthropologie, Geschichte, Geist, Tier, Humanität, Ich, Person, Makrokosmos, Hahn des Diogenes. — R. Descartes, Traité de l'homme. Paris 1668. Pope, Essay on man. 1733 (Didaktisches Gedicht in 4 Episteln). Huxley, Stellung des Menschen. Deutsch von Carus. Braunschweig 1863. Joh. Ranke, Der Mensch. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1893 – 1894. Stratz, Naturgeschichte des

Digitized by Google

Menschen. Stuttgart 1904. R. Wiedersheim, Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. 4. Aufl. Tübingen 1908. K. C. Schneider, Ursprung und Wesen des Menschen. Wien 1908.

Menschentum s. Humanität.

Mentalreservation (nlt. reservatio mentalis) heißt der bei einer Erklärung, die öffentlich abgegeben wird, in Gedanken gemachte Vorbehalt. Die Mentalreservation ist rechtlich ungültig und sittlich verwerflich. Eine Mentalreservation liegt namentlich vor, wenn der Schwörende seinen Worten und Gedanken eine andere als ihre natürliche Auslegung gibt. Die Abfassung der Eidesformel muß daher, um Mentalreservationen unmöglich zu machen, möglichst klar und unzweideutig sein. — Vgl. v. Pestalozza, Der Begriff der Mentalreservation im Sinne des § 116 des Bürgerlichen Gesetzbuches. München 1904.

Merkantilsystem oder Colbertismus heißt die von Colbert (1619—1683) befolgte Wirtschaftstheorie, nach der allein den edlen Metallen Wert für den Wohlstand eines Volkes beigelegt, die Industrie geschützt und belebt, die Einfuhr fremder Manufakturen erschwert, der Rohstoffe begünstigt und die Ausfuhr der Rohstoffe behindert, der Manufakturen aber erleichtert wurde. Colberts System fand Nachahmung im 17. und 18. Jahrhundert in Brandenburg-Preußen. — Vgl. Physiokratie. — Oncken, Geschichte der Nationalökonomie. Bd. I, Leipzig 1902.

Merkelsches Gesetz heißt das von Julius Merkel (Philos. Stud. V., S. 499 ff. 1889) aufgestellte Proportionalitätsgesetz für die Beziehung zwischen Schätzungen von Empfindungsstärken und Reizstärken. Bei der Anwendung der Minimalmethoden (s. psychische Maßmethoden) zur Bestimmung von Intensitätsunterschieden der Empfindung hat das Webersche Gesetz (s. d.) eine ausreichende experimentelle Bestätigung gefunden. Die doppelte Bedingung seines Zutreffens ist aber die Beschränkung auf die Vergleichung minimaler Empfindungsunterschiede und die Beschränkung auf die Vergleichung nur zweier Empfindungen. Bei der Vergleichung dreier Empfindungen und beim Hinausgehen über minimale, eben merkliche Empfindungsunterschiede hat sich dagegen durch die von Julius Merkel begonnenen Untersuchungen herausgestellt, daß den drei Empfindungsstärken e_o, e_m, e_u die Reizstärken

Digitized by Google

v_o, v_m, v_u in der Weise entsprechen, daß nicht, wie das Webersche Gesetz es fordert $\frac{v_o}{v_m} = \frac{v_m}{v_u}$, sondern $v_o - v_m = v_m - v_u$ ist. Die Reizstärken, die als gleiche Empfindungsunterschiede geschätzt werden, bilden also in diesem Falle nicht eine geometrische, sondern eine arithmetische Reihe, und es entsprechen gleichen absoluten Unterschieden der Reize bei der Wahl großer Intervalle annähernd gleich merkliche Unterschiede der Empfindung, oder bei zureichend großen Intervallen wachsen die Merklichkeitsgrade der eine Reihe bildenden Empfindungen annähernd proportional den Reizen. Das Merkelsche Gesetz, das gerade für Schallempfindungen am besten zutrifft, für die bei der Vergleichung minimaler Unterschiede zweier Empfindungen das Webersche Gesetz ebenfalls am sichersten beglaubigt ist, würde bei physiologischer oder psychophysischer Deutung beider Gesetze neben dem Weberschen Gesetz nicht bestehen können. Vielmehr müßte das eine Gesetz das andere oder es müßten beide sich gegenseitig unmöglich machen. Dagegen ist bei psychologischer Deutung beider Gesetze, wie sie Wundt (geb. 1832) vornimmt, ihr Nebeneinanderbestehen denkbar. Sie können dann als die Erscheinungsformen zweier psychologischer Vergleichungsfunktionen angesehen werden, von denen, je nach den obwaltenden psychischen Bedingungen, die eine oder die andere in Wirksamkeit tritt. Bezeichnet man mit V_r die Vergleichung der Empfindungen nach relativen Unterschieden, mit V_a die nach absoluten Unterschieden, mit E die Empfindungsintensität und mit $\triangle E$ den Zuwachs der Empfindungsintensität, so läßt sich das Verhältnis des Weberschen und des Merkelschen Gesetzes durch die beiden Formeln zum Ausdruck bringen:

$$V_r = k. \frac{\triangle E}{E} \text{ und } V_a = k. \triangle E$$

Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908. Bd. I, S. 626—629, 635—645.

Merkmal (nota) oder Prädikat heißt eine Vorstellung, die zur Bestimmung einer anderen dient. Jeder Begriff (notio) wird durch eine Reihe von Merkmalen bestimmt, von denen eins meist seine Benennung in der Sprache herbeigeführt hat. Man analysiert (zergliedert) also den Begriff, indem man seine Merkmale aufsucht. Durch diese Zergliederung wird er nach Herbarts Auffassung deutlich. — Widerstreitend heißen zwei Merkmale, wenn sie sich aufheben, wie gut und böse,

Digitized by Google

einstimmig, wenn sie, wie gut und schön, miteinander bestehn können. Konstitutiv, absolut, primitiv oder wesentlich heißt ein Merkmal, ohne welches ein Begriff überhaupt nicht denkbar ist. Korrelativ heißen diejenigen Merkmale, die sich gegenseitig erfordern. — Vgl. Fries, System der Logik. 2. Aufl., Heidelberg 1819. S. 124ff.

Mesmerismus s. Magnetismus.

Metabase (gr. *μετάβασις* [*εἰς ἄλλο γένος*]) heißt in der Logik (Arist. de cael. I, 1 p. 268 b 1) ein Fehler, der darin besteht, daß man beim Disputieren und Beweisen nicht bei der Sache bleibt, sondern von dem einem aufs andere überspringt. In der Rhetorik bedeutet Metabasis soviel als Abschweifung, z. B Fas omne abrumpit, Polydorum obtruncat et auro vi potitur. Quid non mortalia pectora cogis auri sacra fames? (vgl. Aen. III, 55ff. Quint. Inst. or. IX, 3, 25 Ii qui tam parva momenta nominibus discreverunt, *μετάβασιν* vocant). — Unter Metabase versteht man auch in der Rhetorik den Übergang von einem Teil der Rede zu einem anderen, wobei der Redner kurz angibt, wovon er gesprochen hat und worüber er weiter zu sprechen gedenkt.

metamathematisch heißen die Spekulationen, welche sich mit der Untersuchung nicht-euklidischer, wie z. B. des pseudosphärischen, hyperbolischen und der mehrdimensionalen Räume beschäftigen. Unser dreidimensionaler Raum, in dem ein Punkt durch drei voneinander unabhängige Variable (oder durch Abstände von drei aufeinander senkrechten Koordinaten) bestimmt ist und in dem das Parallelenaxiom gilt, ist nicht der einzig denkbare, obwohl der einzig anschaulich vorstellbare, sondern nur eine Spezies des allgemeinen analytischen Begriffs, einer n-fach bestimmten Mannigfaltigkeit. In einem Raume von n-Dimensionen würde jeder Punkt durch n voneinander unabhängige Variable bestimmt werden. Ein Raum von vier Dimensionen z. B. ist logisch denkbar, wenn auch nicht in der Anschauung vorstellbar. Zu einer wirklichen Definition des Raumes führen die metamathematischen Spekulationen nicht, und die Theorie n-dimensionaler Räume oder solcher Räume, in denen die Summe der Dreieckswinkel nicht 180^0 groß ist, hat keinen wirklichen Erkenntniswert. Aber sie haben die Bedeutung, daß sie zeigen, daß unser Raum uns nicht unabhängig von der Erfahrung gegeben ist, und daß die geometrischen Axiome nicht absolute Notwendigkeit in sich schließen, sondern auch nur Hypothesen sind, wenn auch solche,

Digitized by Google

die sich überall durch die Erfahrung bestätigt haben. Übrigens stammt die Idee andersartiger Räume, als der euklidische ist, nicht erst, wie gewöhnlich behauptet wird, von Gauß, Riemann, Lobatschewsky usw. her, sondern von Kant (1724—1804), der sie in seinen vorkritischen Schriften hinwirft. Hier spricht er die Vermutung aus, daß die Dreidimensionalität des Raumes von dem Gesetze abhänge, daß die Substanzen Kräfte von der Art haben, daß sie sich in Vereinigung miteinander nach dem doppelten umgekehrten Verhältnisse der Weiten ihrer Wirkungen voneinander ausbreiten. Aus einem anderen Gesetze würde auch eine Ausdehnung von anderen Abmessungen geflossen sein. „Eine Wissenschaft von allen diesen möglichen Raumarten wäre ohnfehlbar die höchste Geometrie, die ein endlicher Verstand unternehmen könnte. — Vgl. Kant, Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte (1747), § 9ff. Allgem. Naturgesch. u. Theorie des Himmels (1755), III. Abschn. II. Anwendung. v. Helmholtz, Ursprung und Bedeutung der geom. Axiome. Braunschweig 1876. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit. Straßburg 1876. 3. Aufl. 1900. B. Erdmann, Die Axiome der Geometrie. Leipzig 1877.

Metapher (gr. *μεταφορά*), eigtl. Übertragung, dann Bild, heißt die Vertauschung des gewöhnlichen Ausdrucks mit dem bildlichen, z. B. Balsam statt Trost, Klemme statt Verlegenheit. Die Sprache, selbst die philosophische, ist reich an Metaphern. Es gibt verschiedene Arten der Metapher. Man setzt z. B. einen sinnlichen Ausdruck für den anderen (ein Wald von Masten), oder man vergeistigt das Sinnliche durch Personifikation (das Meer tobt), oder man versinnlicht das Geistige (die Säule des Staates), oder man vertauscht ein geistiges Bild mit einem andern (Kraft ist dein Wort). Metaphorisch bedeutet bildlich, uneigentlich. — Die Metapher unterscheidet sich vom Gleichnis. Im Gleichnis werden eigentliche und uneigentliche Vorstellungen gleichwertig zum Bewußtsein gebracht, in der Metapher dient das Bild dem Verbildlichten. Nach der psychologischen Entstehungsart kann man daher das Gleichnis als eine erweiterte Metapher bezeichnen. Aber es gibt auch ebensowohl kurze Gleichnisse wie breit ausgeführte Metaphern. Die Metapher hat einen hohen ästhetischen Wert durch Belebung und Anspannung der Phantasie. Sie wirkt am besten, wenn sie aus der Sache herauswächst und nicht als Flitterwerk aufgetragen wird. Sie ist dann ein

Digitized by Google

Gewinn für den Gedanken und verkörpert uns, wie dies auch das Symbol tut, solche Vorstellungen, für welche die Logik der Vernunft keinen ausreichenden Ausdruck besitzt, also namentlich alles, wodurch der Gedanke eine subjektive Färbung, eine persönliche Seite gebraucht. Bei naturgemäßer innerlicher Entstehung ist der metaphorische Ausdruck für den geistigen Gesichtskreis, ja für die Weltanschauung der ihn schaffenden Person bezeichnend. — Vgl. A. Biese, Die Philosophie des Metaphorischen.

Metaphysik (gr. *τὰ μετὰ τὰ φυσικά*, Bezeichnung der Bücher des Aristoteles hinter der „Physik", später von den Neuplatonikern aufgefaßt als „das, was über die Natur hinausgeht") heißt die Wissenschaft, die es mit den letzten Gründen alles Daseins zu tun hat, also mit dem, was über der Natur, was hinter der Vorstellungswelt liegt, was die eigentliche Wirklichkeit ausmacht. Aristoteles (384—322) nannte sie „Weisheit" oder „erste Philosophie" (*σοφία*, *πρώτη φιλοσοφία*) und definierte sie als die Wissenschaft von den Prinzipien und Ursachen (*δεῖ γὰρ ταύτην [τὴν σοφίαν] τῶν πρώτων ἀρχῶν καὶ αἰτιῶν εἶναι θεωρητικήν* Arist. Metaph. I, 2 p. 982b 9). Kant (1724 bis 1804) nennt Metaphysik im weiteren Sinne die ganze reine Philosophie, d. h. die Philosophie aus reiner Vernunft, im engeren Sinne schließt er aber die Vernunftkritik aus und nennt nur das System der reinen Philosophie Metaphysik. Das System teilt er in die Metaphysik der Natur und die Metaphysik der Sitten (Kr. d. r. V., S. 841). Wundt (geb. 1832) definiert: „Metaphysik ist der auf der Grundlage des gesamten wissenschaftlichen Bewußtseins eines Zeitalters oder besonders hervortretender Inhalte desselben unternommene Versuch, eine die Bestandteile des Einzelwissens verbindende Weltanschauung zu gewinnen" (Hinneberg, Kultur d. Geg. I, VI, S. 106). Die Metaphysik ist fast der älteste Teil der Philosophie. Solange Menschen sind, haben sie nach dem Wesen, Grunde oder Zwecke der Dinge gefragt, nach dem, „was die Welt im Innersten zusammenhält". Sie ist auch der schwierigste, immer neue Lösungsversuche herausfordernde und der wichtigste Teil der Philosophie; denn sie behandelt die Fundamentalbegriffe, welche von allen anderen Wissenschaften vorausgesetzt werden, Wirklichkeit, Sein, Werden, Raum, Zeit, Bewegung, Ding, Veränderung, Ursache, Wirkung, Grund, Folge, Zweck, Kraft, Stoff usf. und somit alle die großen Rätsel- und Grundfragen des Daseins. Daß über die

Digitized by Google

letzten Begriffe des Daseins die Ansichten sehr auseinandergehn müssen, ist natürlich. Daher ist die Geschichte der Metaphysik die der theoretischen Spekulation überhaupt. Viele Philosophen, so z. B. die Skeptiker, die Aufklärungsphilosophen, die Naturalisten und Positivisten, lehnen die Metaphysik gänzlich ab und erklären sie für dunkel, anspruchsvoll und nutzlos. Aber die meisten Denker haben doch nach metaphysischem Abschluß ihrer Weltansicht gestrebt. Wundt unterscheidet in der Ausbildung der Metaphysik drei Entwicklungsstufen, die er als poetische, dialektische und kritische Metaphysik bezeichnet. Die ältesten Philosophen knüpften vielfach an den Mythus an. Nachdem die Hylozoisten (5. Jahrh. v. Chr.) einen einzelnen mit Kraft belebten Stoff als Prinzip angenommen hatten, Pythagoras (580 bis um 500) die Zahl als das Wesen der Welt betrachtet, Herakleitos (um 500 v. Chr.) die Welt in einen ewigen Werdeprozeß, die Eleaten (6. u. 5. Jahrh.) die als erste einen Unterschied zwischen der vergänglichen und trüglichen Sinnenwelt und dem Unvergänglichen wahrhaft Seiendem, das nur vom Denken gefaßt werden könnte, machten, in ein starres unveränderliches Dasein umgewandelt, Empedokles (484—424) Mischung und Entmischung der Stoffe durch Liebe und Haß, Anaxagoras (500—428) Stoff und ordnenden Geist angesetzt hatte, bemühten sich Platon (427—347) und Aristoteles (384—322), die von den Eleaten und Sophisten die dialektische Form und von Sokrates die Ausbildung fester Begriffe als Hauptzüge der Philosophie übernahmen, um die Feststellung des Verhältnisses von Materie und Geist, Stoff und Form, des Einzelnen und Allgemeinen. Platon, der Begründer des Idealismus, schrieb den allgemeinen Begriffen Dasein zu und nannte sie Ideen. Aristoteles, den man häufig unrichtig als Realisten bezeichnet, lieh den allgemeinen Begriffen nicht Sonderexistenz, sondern verlegte sie in das Einzelne. Den Stoff aber dachte er sich als ein Mögliches, noch nicht Wirkliches, das sich in beständiger Fortentwicklung zur Form, dem eigentlich Wirklichen, befindet. Die Anschauungen dieser zwei Denker haben dann das Mittelalter beherrscht. Durch Hinzunahme christlicher Dogmen und empirischer Naturerkenntnisse wurden die metaphysischen Fragen noch komplizierter. In der neueren Philosophie waren die Lösungsversuche entweder monistisch (Spinoza, Leibniz, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer, v. Hartmann, Lotze, Fechner), oder dualistisch (Descar-

Digitized by Google

tes, Malebranche). Daneben traten Philosophen wie Locke, Hume hervor, welche im Grunde der Metaphysik alle Berechtigung absprachen und, dem Skeptizismus huldigend, dasjenige, was die Metaphysik bisher gelehrt, für subjektive Aussagen unserer Vernunft ansahen. Kant (1724—1804), der eigentliche Begründer der kritischen Metaphysik, nahm eine eigentümliche Stellung zur Metaphysik ein, die ein Gemisch von Hinneigung und Scheu war. Er kam zu dem kritischen Resultat, daß wir die Dinge nicht erkennen, wie sie sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen. Er schränkte also das Wissen auf das Erfahrungswissen ein und verstand unter wissenschaftlicher Metaphysik zunächst nur Vernunftkritik, aber er hatte ein darüber hinausweisendes metaphysisches Bedürfnis, neigte zum Idealismus und hielt an der Idee einer übersinnlichen intelligiblen Welt fest. So baute er die Metaphysik auf praktische Postulate auf und schuf eine Art Ethiko-Metaphysik (Ethikotheologie), eine Lehre vom höchsten Gute mit den Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Nach Kant haben Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer usw. die Metaphysik wieder zum Kern der Philosophie zu machen gesucht. Nachdem aber A. Comte (1798—1857) verkündet hat, das metaphysische Zeitalter sei vorüber, haben sich viele der „exakten" oder „wissenschaftlichen" Philosophie gewidmet und die Metaphysik gemieden. Auch der Historismus unserer Zeiten hat der Metaphysik Abbruch getan. Aber die Metaphysik ist weder überflüssig noch aussichtslos, wenn sie nur auf kritisch-exaktem Grunde ruht und sich bewußt ist, daß alle ihre Aussagen sich in den Formen unseres Bewußtseins bewegen müssen, und wenn sie die Resultate, welche die exakte Forschung erzielt, zu ansprechenden Hypothesen benutzt. Das metaphysische Bedürfnis der Gegenwart hat sich auch in dem Interesse gezeigt, das Metaphysiker wie Schopenhauer, E. v. Hartmann, Fechner, Lotze, Nietzsche gefunden haben. Unter den Lebenden sind Haeckel, Mach, Ostwald, die vom Gebiete der Naturwissenschaft ausgehen, hervorzuheben als Kritiker der Metaphysik, die doch zugleich wider Willen Metaphysiker sind. Die Methode der Metaphysik ist eine doppelte gewesen. Die einen Metaphysiker setzen ein besonderes Organ für die Erkenntnis des Transscendenten voraus (Schelling), die anderen suchen die Metaphysik auf dem Wege der logischen Bearbeitung der Erfahrungstatsachen zu gewinnen (Herbart,

Digitized by Google

Lotze, Wundt). Unter den Richtungen der Metaphysik ist die dualistische, die zwei Prinzipien, Körper und Geist, annimmt, am wenigsten befriedigend. Sie ist auch in der neueren Philosophie eigentlich nur bei Descartes und seinen Nachfolgern vorhanden gewesen, und soweit in der Kantischen Philosophie Dualismus lag, ist er sofort durch die deutschen Idealisten umgebildet worden. Im Monismus, in dem sich der wissenschaftliche Einheitstrieb der menschlichen Vernunft offenbart, sind drei Zweigrichtungen denkbar, der Realismus, der Idealismus und die Identitätsphilosophie, die Metaphysik der körperlichen, geistigen und absoluten Wirklichkeit. In der Ausbildung der idealistischen Richtung, zu der auch die Resultate der Naturwissenschaft und der Erkenntnistheorie hinleiten, hat die deutsche Philosophie am meisten getan, und der deutsche Geist dürfte auch dauernd in dieser Richtung seine Befriedigung finden. — Vgl. Pantheismus, Deismus, Theismus, Nihilismus, Idealismus, Realismus, Monismus, Dualismus, Pluralismus, Spiritualismus, Materialismüs, Identitätslehre, Skeptizismus. — Voltaire, Traité de métaphysique. Paris 1736. Kant, Prolegomena zu einer jeden künft. Metaphys. 1783. J. Chr. Schwab, Welches sind die Fortschritte, die die Metaph. seit Leibniz gemacht hat? 1796. Herbart, Einl. in die Philos. Königsberg 1815, 5. Aufl. 1850. Beneke, System der Metaph. Berlin 1840. Ulrici, Glauben u. Wissen. 1858. Frohschammer, Die Phantasie als Grundprinzip. 1877. Lotze, Metaph. 1879. Joh. Volkelt, Über die Möglichkeit der Metaphysik. Hamburg 1884. Deussen, Elemente der Metaphysik. 3. Aufl., Kiel 1902. L. Dilles, Der Weg zur Metaph. als exakter Wissenschaft. Stuttgart 1906. W. Wundt, Metaph in Hinneberg, Das Wissen der Gegenw. I, VI S. 103 bis 137. E. Haeckel, Die Welträtsel. Bonn 1899. 7. Aufl. 1901. W. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilos. 3 .Aufl., Leipzig 1902. E Mach, Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. 4. Aufl., Leipzig 1903. W. Wundt, System der Philosophie. 2. Aufl. 1897. R. Eucken, Die Einheit des Geisteslebens. Leipzig 1888. Geistige Strömungen der Gegenwart. 3. Aufl, Leipzig 1904, S. 103ff. 4. Aufl. 1909. E. v. Hartmann, Grundriß der Metaphysik (System d. Philosophie. Bd. IV). Sachsa 1908. Geschichte der Metaphysik. 2 Bde. Leipzig 1899 bis 1900. Deußen, Die Elemente der Metaphysik. Bergmann,

Digitized by Google

System des objektiven Idealismus. Marburg 1903. Reinke, Die Welt als Tat. 4. Aufl. Berlin 1905. Heymans, Einführung in die Metaphysik auf Grundlage der Erfahrung. Leipzig 1905. H. Bergson, Einführung in die Metaphysik. Jena 1909.

Metapolitik (neugebild. aus d. Gr.) heißt die reine Spekulation über das Wesen des Staates, ohne Anlehnung an einen bestimmten empirisch gegebenen Staat.

Metempsychose (franz. métempsychose, vom gr. *μετεμψύχωσις*, das von *μετά* = um und *ἐμψυχόω* = beseelen abgeleitet ist), Umseelung, Seelenwanderung, heißt die Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene tierische und menschliche Körper. Die Annahme einer solchen Seelenwanderung beruht sowohl auf dem Pantheismus, der alles für beseelt hält, als auch auf dem Dualismus, wenn er die Erde als einen Straf- und Läuterungsort annimmt. Wir finden die Lehre von der Metempsychose oder Metensomatose (Körperwechsel) beim Brahmaismus und Buddhismus, in der ägyptischen Geheimlehre und in der orphischen Theologie, bei Pherekydes und Pythagoras, Empedokles, Platon, Plotinos, Pindaros, Cicero und Vergilius, auch in der Kabbâla, bei den Manichäern, amerikanischen Wilden und afrikanischen Negern. Schon Aristoteles hat aber gegen die Metempsychose das schlagende Argument geltend gemacht, daß sich die Seele nicht gleichgültig gegen ihren Körper verhalte. Die Seele ist die im Leibe wirkende Kraft, der Leib das natürliche Werkzeug der Seele. Beide können daher nicht getrennt werden, und nur dem bestimmten Leib kann die bestimmte Seele innewohnen (Aristot. De an. II, 2 p. 414a 21ff. Zeller, Die Philos. d. Griechen II, 2, S. 377). — Vgl. Unsterblichkeit, Präexistenz. — Schlosser, Über die Seelenwanderung. Leipzig 1781. E. Wintisck, Buddhas Geburt und die Lehre von der Seelenwanderung. Leipzig 1908. J. Baumann, Unsterblichkeit u. Seelenwanderung. Leipzig 1909.

Methexis (gr. *μέθεξις* = Teilnahme) nennt Platon (427 bis 347) das Verhältnis der Einzeldinge zu den Ideen, während er Parusie (gr. *παρουσία* = Gegenwart) das Verhältnis der Ideen zu den Einzeldingen nennt. — Vgl. Parusie.

Methode (gr. *μέθοδος* von *μετά* = nach und *ὁδός* = Weg) heißt das planvolle und zusammenhängende Verfahren zur Erreichung eines bestimmten Zieles auf wissenschaftlichen oder auf praktischem Gebiete. Der Gegensatz zu der Methode ist

Digitized by Google

das planlose, unzusammenhängende Vorgehen, das von subjektiven Einfällen, Willkürlichkeiten und Zufällen geleitet wird. Unentbehrlich ist die Methode für den Aufbau der Wissenschaft, und für den Unterricht in der Wissenschaft, so daß methodisch und wissenschaftlich dasselbe ist. Es gibt allgemeine Prinzipien der Methode. Jede besondere Wissenschaft bedarf aber auch einer eigenen Methode und muß sie für sich ausbilden. Die Lehre von den allgemeinen wissenschaftlichen Prinzipien der Methoden ist ein Teil der Logik (s. d.). Sie unterscheidet im wesentlichen zwei Arten der Methode. Die Ableitung allgemeiner Gesetze aus einer Vielheit beobachteter Fälle heißt die induktive Methode (s. Induktion). Sie ist die Methode mehrerer Gebiete der Naturwissenschaften. Im Altertum hat sie Sokrates, in der Neuzeit haben sie Galilei, Bacon und Locke geschaffen. Die Ableitung dagegen von Folgerungen aus Prinzipien und Hypothesen durch Schlüsse heißt die deduktive Methode (s. Deduktion). Sie ist die Methode der Mathematik. Ihr erster Vertreter im Altertum war Aristoteles, in der Neuzeit Descartes, dem Spinoza folgt. In vielen Wissensgebieten, wie z. B. der Physik, finden beide Methoden ihren Platz. Die induktive Methode heißt auch regressiv oder analytisch, die deduktive progressiv oder synthetisch oder konstruktiv. Zunächst muß jede Erkenntnis durch zergliedernde und vergleichende Betrachtung des einzelnen gewonnen werden. Führt diese zu bestimmten Hypothesen (s. d.), so kann von dort aus der deduktive Weg eingeschlagen werden. Je nachdem ferner das Ganze der Wissenschaft vorausgesetzt oder entwickelt, gegeben oder gesucht wird, unterscheidet man die systematische Methode von der heuristischen oder genetischen Methode. Die Anwendung einer falschen Methode führt die Wissenschaft auf Abwege oder hindert ihren Fortschritt (s. Mathematik). So war es z. B. ein Irrweg Spinozas und Wolfs, wenn sie die synthetische mathematische (geometrische) Methode, die von Erklärungen und Axiomen zu Lehrsätzen fortschreitet, für die einzige wissenschaftliche hielten und auf die Philosophie übertrugen. In dieser gilt ebenso der Weg von den Erfahrungen zu den Gesetzen wie das Entwickeln und Ausdenken der Ideen. Als kritische (oder transscendentale) Methode bezeichnen wir die Methode Kants, den Inhalt des erfahrungsfreien Bewußtseins festzustellen, die Funktionen der reinen Vernunft als die Formen von dem

Digitized by Google

aus der Erfahrung herrührenden Bestandteile unserer Erkenntnis, dem Inhalte, abzusondern und ihren Bestand im einzelnen durch Analyse nachzuweisen. Kant bringt diese Aufgabe in die Formel: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?" Die Kantische Methode ist keine dritte Methode neben Synthesis und Analysis, sondern eine unter Anwendung beider geführte Untersuchung nicht der Vorgänge der Vernunfttätigkeit, sondern der Vernunft selbst nach ihrem ganzen Vermögen und nach ihrer Tauglichkeit zu reinen Erkenntnissen. Dialektisch nannte Hegel die von ihm im Anschluß an Fichte angewandte Methode, die von einem Begriff zu dessen Gegenteil und von da zu einer höheren Synthese der Gegensätze, also von einer Position zu einer Negation und von da zu einer affirmativen Totalität emporsteigt (vgl. Dialektik, Hegelianismus).

Was den mündlichen Vortrag einer Wissenschaft, den Unterricht, betrifft, so unterscheidet man die akroamatische Methode (zum Anhören nötigende Vortragsmethode), (vgl. akroamatisch) von der erotematischen (dialogischen, katechetischen, Sokratischen, Fragemethode, vgl. erotematisch). Nach der ersteren trägt der Lehrende im Zusammenhange vor, dem Hörer das Verständnis überlassend, nach der letzteren sucht er durch Frage und Antwort den Stoff dem Schüler schrittweise zu übermitteln. Innerhalb der schriftlichen Darstellung einer Wissenschaft unterscheidet man die darstellende und entwickelnde Methode. Darstellend heißt die Methode, welche das System einer Disziplin vorführt und der Regel das Beispiel folgen läßt, entwickelnd die, welche zur eignen Erzeugung der Gedanken anleitet und vom Beispiel zur Regel führt. Jene deckt sich im allgemeinen mit der systematischen, diese mit der heuristischen Methode. Die entwickelnde Methode ist besonders für die Darstellung der Philosophie geeignet. Endlich unterscheidet man noch die gelehrte M. von der populären, von denen sich jene an die Fachleute, diese an die Gebildeten überhaupt wendet. Den wissenschaftlichen Methoden reihen sich die praktischen Methoden an, die unaufzählbar sind. Zu zahllosen Methoden in der Gewinnung bestimmter Körper führt uns schon die Chemie und noch viel mehr die Praxis des Lebens. — Vgl. Bacon, Novum organum scientiarum. London 1620. De dignitate et augmentis scientiarum. London 1623. Descartes, Discours de la méthode. Leyden 1837. Kant, Kritik der reinen Vernunft (II. Tl. Trans-

Digitized by Google

scendentale Methodenlehre, S. 705—856). Riga 1781. **Logik**, hrsggb. von J. B. Jäsche. Königsberg 1800. R. Eucken, Methode der aristotelischen Forschung. Berlin 1872. Lotze, Logik. 2. Aufl. Leipzig 1880. Sigwart, Logik. Bd. 2. 3. Aufl. Freiburg 1904. D. Graham, The grammar of philosophy. London 1908. R. Herbertz, Studien zum Methodenproblem und zu seiner Geschichte. Köln 1910. Stuart Mill, System of logii, ratiocinative and inductive. London 1843. Deutsch v. Schiel. Induktive u. deduktive Logik. 4. Aufl. Braunschweig 1871, mit Anmerk. v. Th. Gomperz. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1884—87. W. Wundt, Logik. II. Bd., 3. Aufl., Stuttgart 1907. III. Bd. Stuttgart 1908.

Mikrokosmos s. Makrokosmos.

Mikromegas (franz., aus d. Gr. geb. Mikrómégas) bedeutet Kleingroß („nom qui convient fort à tous les grands"). So heißt die Hauptperson in einem von Voltaires (1694—1778) philosophischen Romanen (1752), in welchem er die Widersprüche der Philosophen über das Wesen der Seele verspottet. Mikromegas ist ein Bewohner des Sirius. Er ist 8 Meilen oder 120000 Fuß groß; er unternimmt mit einem Bewohner des Saturnus eine Weltreise zum Jupiter, Mars und der Erde, muß aber eingestehen, daß Weisheit und Begabung nicht mit der Körperlänge wachsen. Sein Eingeständnis ist, nachdem er erkannt hat, daß auch die Menschen der Erde, trotzdem sie ihm unendlich klein erschienen, eine Seele haben, in folgenden Worten gegeben: „Je vois plus que jamais qu'il ne faut juger de rien sur sa grandeur apparente. O Dieu, qui avez donné une intelligence à des substances qui paraissent si méprisables, l'infiniment petit vous coûte aussi peu que l'infiniment grand; et s'il est possible qu'il y ait des êtres plus petits que ceux-ci, ils peuvent encore avoir un esprit supérieur à ceux des superbes animaux que j'ai vus dans le ciel, dont le pied seul couvrirait le globe où je suis descendu."

Milde (ahd. miltî, milta, mhd. milte = Freundlichkeit, Freigebigkeit) heißt jetzt das nachsichtige, die Anforderungen beschränkende Urteilen und Verhalten im Verkehr mit anderen. — Vgl. Seneca, de clementia (55 n. Chr.).

Milieu (franz. = Umgebungskreis, Lebenssphäre), Umwelt, nennt Hippolyte Taine (1828—1893) die Summe der vorausgehenden und gegenwärtigen Beziehungen, denen ein menschliches Kunstwerk bei seiner Entstehung, ein Ereignis,

Digitized by Google

eine Einrichtung unterworfen ist. Jedes menschliche Werk erklärt sich außer aus der Rasse und dem Moment aus dem Milieu. Hierdurch schränkt sich die Freiheit der Person ein. Im Grunde genommen ist dieser Gedanke nicht neu, sondern oft vor Taine in verschiedenerForm ausgesprochen. Die Weltauffassung Herders z. B. beruht auf diesem Gedanken.

Mimamsa heißt eins der indischen, philosophischen Systeme, das, von Dschaimini begründet, ethische Lehren gibt und eine Schöpfungstheorie ähnlich der neuplatonischen enthält, also pantheistische Züge in sich trägt. — Vgl. A. Weber, Indische Literatur. Berlin 1852. S. 210—220. 2. Aufl. 1876.

Mimesis s. Kunst, Nachahmung.

Mimik s. Körperbewegungen.

Mimir (der mit Gedächtnis Begabte) heißt in der Edda ein weiser Wassergeist, dem der „Mimirbrunnen", die Quelle der Weisheit gehört. Jeden Morgen trinkt er aus ihm, wodurch er zum Besitz der höchsten Erkenntnis gelangt. Auch Odin begehrte einmal von der Quelle zu kosten. Doch Mimir gestattete es nur unter der Bedingung, daß jener ihm das eine Auge zum Pfande gäbe.

minor s. major.

Misanthrop (gr. *μισεῖν* = hassen, *ἄνθρωπος* = Mensch, davon gr. *μισάνθρωπος* = die Menschen hassend), Menschenfeind, heißt derjenige, welcher den Menschen als solchen haßt, verachtet und meidet. Misanthropie, d. h. die habituell gewordene Denk- und Gesinnungsweise des Menschenfeindes, isoliert und macht unglücklich. Als Typen der Misanthropen sind besonders bekannt durch Shakespeares Drama Timon von Athen, über den Lukianos eine eigene Schrift verfaßt hat, und Molières Misanthrope. Aller Pessimismus (s. d.) schließt einen gewissen Grad von Misanthropie in sich ein.

Mißbehagen heißt eine Unlust, deren Gründe uns nicht deutlich bewußt sind. — Vgl. Behagen.

mißfallen heißt geistige Unlust erwecken. Die Ästhetik leitet den Begriff des Häßlichen von dem Begriff des Mißfallens ab.

Mißgunst ist die Gesinnung des einem anderen Übelwollenden.

Mißtrauen heißt die Geneigtheit, von anderen eher Böses als Gutes zu vermuten. Das Mißtrauen ist oft die Folge eigener

Digitized by Google

Unzuverlässigkeit. Mißtrauen gegen uns selbst heißt der Mangel an Selbstvertrauen.

Mitbewegung heißt 1. die instinktive Bewegung, mit welcher der Zuschauer oft die Bewegung affektvoll Erregter, z. B. der Schauspieler, Tänzer u. dgl., begleitet. Sie entsteht durch Übertragung einer Erregung von sensorischen auf motorische Bahnen; 2. die unfreiwillige Bewegung einzelner Muskeln gleichzeitig mit der gewollten Bewegung anderer Muskeln, z. B. die begleitende Bewegung des einen Augapfels bei Bewegung des anderen, auch wo sie zwecklos ist, wie beim Einäugigen, oder das Runzeln der Stirn bei körperlicher Anstrengung. Sie entspringt aus der Übertragung des Reizes von einer motorischen Bahn auf die andere.

Mitfreude ist ein künstlich in Anknüpfung an den Begriff Mitleid (s. d.) gemachter, wenig gebrauchter Ausdruck. Man versteht unter Mitfreude die Lust an fremder Lust oder die selbstlose Teilnahme an der Freude anderer. Hutcheson (1694—1747) nimmt den Begriff der Mitfreude in die Ethik auf (vgl. Sympathie). Die Mitfreude ist schwer. „Zum Mitleid," sagt Jean Paul, „genügt der Mensch, zur Mitfreude gehört ein Engel." Der Egoist entschließt sich allenfalls zum Mitleid, nie aber zur Mitfreude. Aber in der Praxis des Lebens gilt jenes mehr als diese, weil Mitleid leichter werktätig wird als Mitfreude. Feuerbach (1804—1872) hat die Ethik auf das Gefühl der Mitfreude zu begründen versucht. — Vgl. Kant, Metaphys. d. Sitten II, § 34.

Mitgefühl (sympathisches Gefühl) heißt die Nachempfindung fremder Gefühle, welche aus der lebhaften Vorstellung derselben entspringt. Wirkt fremde Lust in uns Unlust, so entsteht Mißgunst und Neid. Wirkt fremde Unlust in uns Lust, so entsteht Schadenfreude. Wirkt aber fremde Lust oder Unlust in uns ebenfalls Lust oder Unlust, so entsteht das Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid. Wir empfinden die des anderen Gefühle nach, indem wir uns an seine Stelle setzen. Die Phantasie ist also der eine, die Gleicheit der Verhältnisse der andere Faktor dabei. Das allseitigste und innigste Mitgefühl empfindet z. B. eine Mutter für ihr hilfloses junges Kind in den ersten Lebensjahren desselben. Später, wenn die Vorstellungskreise des Kindes und der Mutter sich sondern, empfindet diese weniger lebhaft mit ihm. Der Kummer weckt leichter unser Mitgefühl, als die lebhaft geäußerte Freude. Kinder,

Digitized by Google

Kranke, Mütter sympathisieren lebhaft miteinander. Greise, die sich bei reicher Lebenserfahrung rege Empfänglichkeit bewahrt haben, besitzen viel Mitgefühl. Das monogamische Familienleben entwickelt das Mitgefühl mehr als die Polygamie. Gehen die Vorstellungskreise weit auseinander, so hört das Mitgefühl auf. Der tragische Held muß uns verständlich sein, wenn anders wir mit ihm fühlen sollen. Asketen, Verdüsterte und solche, die durch sehr gute oder sehr schlechte Fügungen isoliert von der übrigen Welt sind, haben selten Mitgefühl. Die kühle Höflichkeit, die nicht auf fremde Vorstellungskreise eingehen will, untergräbt das Mitgefühl. Im ganzen ist das Mitgefühl durch die moderne Kultur gesteigert und zu einer Bedingung wirklicher Bildung geworden. — Vgl. Gegengefühle, Sympathie, Mitleid, Mitfreude.

Mitleid heißt die Teilnahme am Leiden anderer und die hieraus entspringende Bereitwilligkeit, den Leidenden zu helfen. Diese Art des Mitgefühls ist viel verbreiteter als die Mitfreude, weil die Mitfreude schwer ist und weil sich im Mitleide zu der Unlust des Leidens auch eine Art von Lust (the luxury of pity), nämlich die Steigerung des Selbstgefühls, die aus dem Bewußtsein, anderen helfen zu können, entspringt, und das Bewußtsein, augenblicklich selbst nicht zu leiden, hinzugesellt. Mitleid schmeichelt dem Selbstgefühl und geht, wo es werktätig und bleibend wird, leicht in Liebe über, Mitfreude dagegen hat die Liebe schon zur Voraussetzung. Trübsinn und Kummer disponieren zum Mitleid, doch bleibt das so entstandene Mitleid meist nur kontemplativ. Der Heitere und Glückliche entledigt sich desselben durch schnelle Tat. Stolz weist geschenktes Mitleid zurück, während Eitelkeit es sucht. Der gewöhnliche Mensch will lieber beneidet als bemitleidet sein. — Nach Schopenhauer (1788—1860. Die beiden Grundprobleme der Ethik) ist das Mitleid die einzige moralische Triebfeder, die Quelle aller freien Gerechtigkeit und aller echten Menschenliebe. Nach Nietzsche (1844—1900) taugt das Mitleid gar nichts. Kant (1724—1804) erklärt das Mitleid als sinnliches Gefühl der Unlust an dem Zustande des Schmerzes anderer und bezeichnet es als eine indirekte Pflicht, die mitleidigen natürlichen Gefühle in uns zu kultivieren (Metaphys. d. Sitten, Teil II, S. 129ff.). — Eine große Rolle in der Erörterung der ästhetischen Frage vom Wesen des Tragischen hat die Definition des Mitleids, die Aristoteles (384

Digitized by Google

bis 322) gibt, gespielt: *ἔστω δὴ ἔλεος λύπη τις ἐπὶ φαινομένῳ κακῷ φθαρτικῷ καὶ λυπηρῷ τοῦ ἀναξίου τυγχάνειν, ὃ κἂν αὐτὸς προσδοκήσειεν ἂν παθεῖν ἢ τῶν αὐτοῦ τινα, καὶ τοῦτο, ὅταν πλησίον φαίνηται*: Es sei Mitleid die Trauer über ein sichtbares, verderbliches und leidbringendes Übel, das jemand trifft, der es nicht verdient, und von dem man wohl vermuten könnte, daß man selber oder daß einer unserer Angehörigen es erleiden könnte, besonders wenn es nahe erscheint. Rhet. II, 8 p. 1385b 13ff. Schon Lessing in der Dramaturgie (Stück 75) erörterte den Aristotelischen Begriff des Mitleids ausführlich und wandte sich mit dieser Erörterung gegen das stoische Gebahren der französischen Tragödie. Schiller aber ging über Lessing hinaus, indem er der tragischen Kunst nicht bloß die Darstellung der leidenden Natur, sondern auch des Widerstands gegen das Leiden zuwies. Er hat dadurch die Würde des Menschen auch im Unterliegen gegen das Schicksal, die Freiheit des Unendlichen in uns von den Leiden der Endlichkeit zur Geltung gebracht. Schiller stützt sich dabei auf Kant und überwindet durch Kant Aristoteles und Lessing. — Vgl. Leiden, Mitfreude. — W. Stern, Das Wesen des Mitleids. Berlin 1903.

Mittel (mhd. mittel, Neutrum v. Adj. mittel = in der Mitte) heißt dasjenige, was dem Menschen zur Erreichung eines Zweckes (s. d.) dient. Es findet seinen Platz in der Mitte zwischen einem Wollen und einem Erreichen. Der Mensch stellt sich zunächst eine Wirkung vor und begehrt diese. Die vorgestellte und begehrte Idee einer Wirkung heißt Zweck (s. d.). Hierauf begehrt er die Ursache oder den Ursachenkomplex, durch den die vorgestellte und begehrte Wirkung herbeigeführt werden kann. Diese Ursache oder dieser Ursachenkomplex heißt Mittel. Schließlich führt die in Tätigkeit gesetzte Ursache die Wirkung herbei. Diese reale Wirkung ist die Erreichung oder Verwirklichung des Zwecks. Das Vorstellen und Begehren des Zwecks verursacht also das Vorstellen und Begehren des Mittels. Der vorgestellte und begehrte Zweck ist die Ursache der Vorstellung und Begehrung des Mittels, aber das Mittel selbst ist die wirkliche Ursache des erreichten Zwecks. Mittel und Zweck setzen also die subjektive Welt des Vorstellens und Begehrens und die objektive Welt der Ursachen und Wirkungen zugleich voraus und stehen in einem zwiefachen ursächlichen Verhältnis. Der ge-

Digitized by Google

wollte Zweck ist die Ursache des gewollten Mittels, und das reale Mittel ist die Ursache des realisierten Zwecks. Aber Mittel und Zweck können auch in ein doppeltes subjektives und doppeltes objektives Verhältnis des Gegensatzes zueinander treten. Im Subjekte kommt der zwiefache Gegensatz zum Ausdruck, wenn man das Mittel begehrt, ohne den Zweck herbeizuwünschen, oder wenn man den Zweck wünscht, aber das Mittel verabscheut. Das Geld z. B. will man im allgemeinen als Mittel erwerben, um bestimmte Wünsche zu befriedigen. Aber der Geizige begehrt das Geld, ohne es zu verwenden. Umgekehrt ist der Zweck der Arznei die Heilung einer Krankheit. Aber der Kranke begehrt oft zwar gesund zu werden, weist aber doch jede Arznei zurück. Im Objekte liegt der zwiefache Gegensatz, falls zwischen Mittel und Zweck kein entsprechendes Wertverhältnis stattfindet. Der Zweck kann gut, aber das Mittel schlecht, oder umgekehrt, das Mittel erlaubt, aber der Zweck verwerflich sein. Darum darf weder der Satz gelten: „Der Zweck heiligt das Mittel", noch umgekehrt: „Das Mittel heiligt den Zweck". — Vgl. Zweck. — W. Ernst, Der Zweckbegriff bei Kant und sein Verhältnis zu den Kategorien. Berlin 1910.

Mittelbegriff (terminus medius) heißt im Syllogismus derjenige in beiden Prämissen vorkommende Begriff (M), welcher den Zusammenhang zwischen den beiden anderen in je einer der Prämissen vorkommenden und im Schlußsatz verbundenen Begriffen, dem Subjekts- und Prädikatsbegriffe des Schlußsatzes, herstellt. Bei natürlicher Denkweise sollte er stets auch dem Umfange der Begriffsverhältnisse nach zwischen dem Subjekts- und dem Prädikatsbegriff des Schlußsatzes liegen. — Vgl. M, maior, Oberbegriff, Unterbegriff, Terminus.

Mnemonik oder **Mnemotechnik** (gr. *μνημονικός* = das Gedächtnis betreffend v. *μνήμη* = Gedächtnis und *τέχνη* = Kunst) nennt man die Kunst, durch geeignete Mittel das Gedächtnis zu besonderen Leistungen zu bringen. Sie beruht auf den Gesetzen der Ideenassoziation und der Apperzeption. Die Geschichte dieser anamnestischen Kunst hat drei Perioden. Die erste Periode ist die des Altertums. Als Erfinder der Mnemonik wird Simonides (558—468) genannt (Quintilianus Instit. or. XI, 2, 11). Doch die Ägypter kannten sie schon vorher. Die Sophisten trieben sie eifrig, während Platon und Xenophon sie verachteten. Aristoteles dagegen schätzte sie

Digitized by Google

wieder. Cicero (De oratore II, 86, 351ff.) und Quintilianus (Inst. or. XI, 2, 17ff.) handeln von ihr, empfehlen aber mehr eifriges Denken, Lesen und Schreiben. Die zweite Periode der Anamnestik ist die Renaissancezeit, in der sich fast alle bedeutenden Köpfe emsig damit beschäftigten, besonders Celtes, Bruno und Mirandola, später auch Leibniz. Aretin zählt im 15. Jahrhundert mehr als fünfzig Autoren der Mnemotechnik auf. Die dritte Periode, die neuere Zeit, urteilt wiederum durchschnittlich geringschätzig über die Mnemotechnik. Mögen selbst einzelne staunenswerte Leistungen durch Mnemonik erzielt werden, so hat sie doch für Schule, Wissenschaft und Leben keine Bedeutung, da sie zu sehr die Ideenassoziation durch Ortsbeziehung und Bilder und Substitutionen (vgl. Cic. de or. II, 86, 354; Quint. Inst. or. XI, 2, 22), zu wenig den Verstand durch Begriffe und Ideen in Anspruch nimmt. Die bessere Art zu lernen und zu behalten ist das judiziöse Memorieren (s. d.). Für die Mnemonik der Gegenwart müssen die neueren psychologischen Forschungen über die „Mneme“ zugrunde gelegt werden. Hering hat in einem in der Wiener Akademie d. W. 1870 gehaltenen Vortrage: „Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organischen Materie“ zum ersten Male in präziser Form den Gedanken zum Ausdruck gebracht, daß zwischen dem Gedächtnis einerseits und den Vorgängen der Übung und der Vererbung andrerseits eine weitgehende Analogie bestände. Nach ihm führte Semon (1904) diese Anschauung auf breiterer Grundlage weiter aus. Er bezeichnet als die Ursache der Gedächtnisvorgänge bleibende Veränderungen unbekannter Art, die durch Reize im Organismus hervorgerufen werden. Diese Veränderung bezeichnet er als Engramme. Die Gesamtheit aller vom Organismus teils vererbter, teils individuell erworbener Engramme bezeichnet er als die Mneme des Organismus. Die durch diese Engramme bedingte Änderung besteht darin, daß die ursprünglich durch engraphisch wirkenden Originalreiz hervorgerufene Wirkung, in Zukunft schon von einem schwächeren oder qualitativ etwas veränderten Reiz hervorgebracht werden kann. Hierher gehört die Schärfe der Sinne, die durch Übung erlangt wird, das Wiedererkennen einer Landschaft nach einer flüchtigen Bleistiftskizze und vieles andere. — Vgl. Gedächtnis, Erinnerung, Einbildung, Phantasie. — H. Kothe, Lehrbuch der Mnemonik, 1852. Derselbe, Katechismus der Gedächtnis-

Digitized by Google

kunst. 6. Aufl., Leipzig 1887. R. Semon, Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Lebens. Leipzig 1904. Die mnemonischen Empfindungen. Leipzig 1909. G. E. Müller, Experimentelle Beiträge zur Lehre vom Gedächtnis. Berlin 1900. M. Offner, Das Gedächtnis. Berlin 1909.

Modalität (franz. modalité von lat. modus = Art und Weise) bezeichnet allgemein die Art und Weise, wie etwas geschieht oder gedacht wird. Im engeren Sinne redet man von einer Modalität des Urteils. Schon Aristoteles (384 bis 322) unterschied die drei Urteilsformen, die wir jetzt assertorische, apodiktische und problematische nennen: *πᾶσα πρότασίς ἐστιν ἢ τοῦ ὑπάρχειν ἢ τοῦ ἐξ ἀνάγκης ὑπάρχειν ἢ τοῦ ἐνδέχεσθαι ὑπάρχειν*, Analyt. prior. I, 2 p. 25a 1f. — Vgl. Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. 2. Aufl., Berlin 1842, § 7. Aber der Begriff Modalität stammt nicht von Aristoteles, sondern von seinen Kommentatoren, die den Ausdruck *ἀποφάνσεις μετὰ τρόπου* d. i. enunciationes modales gebrauchten. Nach Kant (1724—1804), der den Begriff enger faßt, ist Modalität eine Prädikatsbestimmung im Urteile, durch welche dem Subjektsbegriffe kein Merkmal hinzugefügt, sondern nur das Verhältnis zum Erkenntnisvermögen, die Art der Gewißheit der Urteile bezeichnet wird. „Die Modalität der Urteile ist eine ganz besondere Funktion derselben, die das Unterscheidende an sich hat, daß sie nichts zum Inhalte des Urteils beiträgt, sondern nur den Wert der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt angeht“ (Kant, Kr. d. r. V., S. 74). Je nachdem im Urteile eine Sache für möglich (A kann B sein) oder für wirklich (A ist B) oder für notwendig (A muß B sein) erklärt wird, heißt das Urteil entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch. Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit sind daher die Modalitätsbegriffe. Kant hält sie für besondere Funktionen und Kategorien des Verstandes (s. Kategorien), aber kaum mit Recht. Die Modalität bezeichnet nur verschiedene Grade der Überzeugung von der Wirklichkeit eines Dinges. Auch ist der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Notwendigkeit bezüglich des Naturgeschehens kaum aufrechtzuerhalten. Was in der Natur geschieht, muß auch geschehn, da das Kausalitätsgesetz Ausnahmen nicht duldet. — Vgl. Kategorien, Möglichkeit, Wirklichkeit, Notwendigkeit, Postulate des empirischen Denkens.

Digitized by Google

Mode (franz. mode v. lat. modus) bezeichnet im weiteren Sinne dasjenige, was an einem Ort in bestimmter Zeit in Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Umgang usw. Sitte ist, im engeren Sinne die gerade herrschende Art, sich zu kleiden. Der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Mode hängt von der Kulturstufe eines Volkes ab, von dem Reichtum der Industrie, dem Verkehr, den geographischen, politischen u. a. Verhältnissen. Je ärmer, unkultivierter, kleiner und isolierter ein Volksstamm ist, desto weniger wird die Mode bei ihm wechseln. Je reicher, kultivierter, größer und kommerzieller er ist, desto schneller ändert sich bei ihm die Mode. Nur Unkenntnis und Befangenheit wird den Wechsel der Mode lediglich verdammen. Die Mode belebt die Industrie und erfreut den regen Sinn der Menschen, welche Neues schauen und erfinden wollen. Der Wechsel der Mode ist uralt. Was der Ignorant als ehrwürdige Volkstrachten bewundert, sind Reliquien einer einst auch neuen Mode. Die Mode beherrcht die Männer ebenso wie die Frauen. Selbst die Uniform ist ihr unterworfen. Der Pedant verwirft die Mode, der Verständige fügt sich ihr, soweit sie nicht anstößig ist, und hütet sich vor ihren Übertreibungen. Hohle Geister gefallen sich in den Exzessen der Mode. Aber das Anathem des Zeloten vermag ebensowenig gegen sie auszurichten, als die Persiflage des Humoristen. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Kunstindustrie ist zum Teil ein Kampf gegen die Mode, deren Willkür an den Stilgesetzen feste Schranken finden soll, ohne daß diese die Phantasie des erfindenden Künstlers in ihrer Bewegung hemmen. — Vgl. H. Hauff, Moden und Trachten. Stuttgart 1840. Weiß, Geschichte des Kostüms, 1853f. Kostümkunde. 3 Bde. Stuttgart 1856—1872. Vischer, Mode und Cynismus. 1877. Kleinwächter, Zur Philosophie der Mode. Berlin 1880. J. Falke, Geschichte des modernen Geschmacks. 2. Aufl., Leipzig 1808.

Modern (franz. moderne von lat. modo = eben, jetzt, seit dem XVIII. Jahrhundert ins Deutsche übernommen) heißt neu, zeitgemäß. — Thaddäus, Engert, Der deutsche Modernismus. Würzburg 1910.

Modi s. Schlußmodi.

Modus (lat.) heißt die Art und Weise eines Dinges zu sein (m. essendi) oder zu handeln (m. agendi). Da diese Art und Weise nun als das Unselbständige oder Veränderliche für nicht so wesentlich gehalten wird, wie die Substanz des Dinges, so

Digitized by Google

wird oft Modus mit Accidenz (s. d.) gleichgesetzt. Descartes (1596—1650) definiert: Et quidem hic per modos plane idem intelligimus, quod alibi per attributa vel qualitates. Sed cum consideramus substantiam ab illis affici vel variari, vocamus modos. Die jedesmalige Beschaffenheit der Substanz nennt Descartes dagegen Eigenschaft (Qualitas). Das Nichtwechselnde, an der Substanz Allgemeinbeobachtete heißt Attribut (Princ. philos. I, § 56). Spinoza (1632—1677) versteht dagegen unter Modus (Eth. I def. 5) „Zustände (affectiones) der Substanz oder das, was an einem anderen ist, durch das es auch vorgestellt wird." „Per modum intelligo substantiae affectiones, sive id, quod in alio est, per quod etiam concipitur." Er denkt sich die Modi nicht als etwas Positives, das zur Substanz hinzukommt, sondern als Negationen und Einschränkungen der Substanz („omnis determinatio est negatio"), wie ein mathematischer Körper vermöge seiner Bestimmtheit eine Negation der unendlichen Ausdehnung ist. Die Modi entsprechen daher bei Spinoza den nicht wahrhaft wirklichen vergänglichen Einzeldingen.

Modus ponens und **M. tollens** heißen die beiden Arten hypothetisch-kategorischer Schlüsse, in denen ein hypothetisches und ein kategorisches Urteil verbunden ist. Jenes ist der Schluß von der Setzung des Subjektes (des Grundes) im Untersatze auf die Setzung des Prädikats (der Folge) im Schlußsatz, dieses der Schluß von der Aufhebung des Prädikats (der Folge) im Untersatze auf die Aufhebung des Subjekts (des Grundes) im Schlußsatz. Die Grundform ist:

1.	2.
Wenn A gilt, so gilt B;	Wenn A gilt, so gilt B;
A gilt;	B gilt nicht;
also gilt auch B.	also gilt auch A nicht.

Möglichkeit schreiben wir dem zu, was den Bedingungen der Erfahrung entspricht. Wir unterscheiden das formal Mögliche und das real Mögliche. In erster Linie muß das Mögliche den formalen Bedingungen der Erfahrung, also den Denkgesetzen entsprechen. Demgemäß definiert Kant Kr. d. r. V., S. 218: „Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich." Diese logische oder formale Möglichkeit ist die Denkbarkeit einer Sache. Das logisch Unmögliche ist also der Widerspruch in sich selbst (contradictio in adjecto). In zweiter Linie muß das Mögliche den realen Bedingungen der Wirklichkeit, also dem Inhalte

Digitized by Google

der Erfahrung, den Gesetzen, die wir in der Außenwelt vorfinden, entsprechen. Das inhaltlich Denkbare heißt das **real** Mögliche. Der Bereich der logischen M., die nur verlangt, daß das Gedachte von inneren Widersprüchen frei sei, ist ein unbegrenztes. Nur ein Teil des Formal-Möglichen ist auch real möglich. So ist zwar das Perpetuum mobile im allgemeinen denkbar, seine wirkliche Existenz wird aber durch das Gesetz von der Erhaltung der Energie ausgeschlossen. Die **reale Möglichkeit** ist aber nicht ein Zustand der Außenwelt — in ihr gibt es nur Wirkliches, nicht Mögliches. Selbst potentielle Energie (s. d.) ist wirklich vorhandene Energie, nicht nur mögliche Energie —, sondern sie ist ein Verhältnis des menschlichen Gedankens zur **Wirklichkeit**. Es war also ein Fehlgriff, wenn **Aristoteles** (384 bis 322) die reale Möglichkeit als ein rein physisches Verhältnis ansah und hiernach den Begriff der Materie bestimmte. Er verstand unter Materie das Mögliche, das Nochnicht-Seiende welches erst durch Hinzutritt der Form zum Wirklichen wird So **wird** nach ihm eine Bildsäule erst durch die Form wirklich, während sie aus dem Stoffe nur werden **kann**. Die Materie ist nur „der Möglichkeit nach seiend" (*δυνάμει ὄν*), die Form dagegen der Wirklichkeit nach seiend (*ἐνεργείᾳ ὄν* oder *ἐντελεχείᾳ ὄν*). Aristoteles irrt aber, wenn er die Gestaltung des Stoffes durch die Form für den objektiven Übergang des Möglichen ins Wirkliche ansieht. Der Stoff, z. B. das Erder Bildsäule, war, bevor er in die neue Form gebracht wurde auch schon wirklich, auch schon geformt. Nur in bezug auf das Kunstwerk **betrachten** wir ihn als formlosen Stoff. Der **subjektive** Begriff des Möglichen ist also von Aristoteles fälschlich in die **objektive** Welt hineingetragen. Diesen Fehler vermeidet die Naturphilosophie Ostwalds, die sonst an Aristoteles erinnert. — Zu weit ist andrerseits die Definition der Möglichkeit, die Chr. Wolf (1679—1754) im Anschluß an Leibniz gegeben hat: Möglich ist, „was nichts Widersprechendes in sich enthält". (Vernünft. Ged., § 12.) Sie bestimmt den Begriff der Möglichkeit nur rational ohne Beziehung auf die Erfahrung. — Wir unterscheiden auch das **psychisch** und das **moralisch** Mögliche. Ich kann manches, was ich nicht darf. Das psychisch Mögliche **kann** also geschehen, das moralisch Mögliche **darf** geschehen. Jenes ist das **Ausführbare**, dieses das Erlaubte. — Vgl. Form, Modalität, Kategorie. — F. A. Lange, Gesch. d. Materialismus I, 162 f.

Digitized by Google

Molekül, Molekel (franz. molécule, mlat. molecula = Massenteilchen v. lat. moles = Masse) heißt oder hieß vielmehr von der Entdeckung chemischer Verbindungen ab bis in die letzte Zeit der kleinste Teil, in welchen ein chemisch zusammengesetzter Stoff, ohne seine Beschaffenheit zu ändern, auf physikalischem Wege zerlegt gedacht werden kann. Die Moleküle zusammengesetzter chemischer Stoffe mußten hiernach als auf chemischem Wege in die Atome (s. d.) ihrer Elemente zerlegbar gedacht werden. Die Moleküle galten somit also als physikalisch unteilbar, aber chemisch teilbar, die Atome als physikalisch und chemisch unteilbar. Einen chemisch einfachen Stoff (Element) dachte man sich dementsprechend als aus gleichartigen einfachen kleinsten, von den Bestandteilen aller andern Elemente verschiedenen Teilen (Atomen) zusammengesetzt, so daß so viel verschiedenartige chemische Atome angenommen werden mußten, als Elemente vorhanden sind. Die Entdeckung der Existenz chemischer Verbindungen hat also seinerzeit zur Ergänzung des alten Begriffs der Atome, den schon die Griechen (Leukippos, Demokritos, Epikuros, Lucretius) aufgestellt haben, durch den neuen Begriff der Moleküle geführt. Da aber die Vereinigung der Atome chemischer Elemente zu Molekülen nach bestimmten Zahlen und Gewichtsverhältnissen stattfindet, deren Grundlage schon John Dalton (1804) gefunden hat, so hat die neueste naturwissenschaftliche Theorie auch noch die Atome als physisch zerlegt bezeichnet und zwar in Teile, welche man Korpuskeln nennt. — Vgl. Atom, Korpuskel, Elektronen, Ionen. — Boltzmann, Vorlesungen über Gastheorie. 2 Bde. Leipzig 1896—98. O. E. Meyer, Die kinetische Theorie der Gase. 2. Aufl. Breslau 1895—99. Thomson, Elektrizität und Materie. Deutsch von Siebert. Braunschweig 1904. Jäger, Die Fortschritte der kinetischen Gastheorie. Braunschweig 1906. G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. 2. Aufl. Leipzig 1908. Lord Kelvin, Vorlesungen über Molekulardynamik und die Theorie des Lichts. Deutsch von B. Weinstein. Leipzig 1909.

Moment (lat momentum, entstanden aus movimentum), eigtl. Bewegung, Bewegung des Auges, Augenblick, das Bewegung Wirkende heißt als männliches Substantiv zunächst Zeitpunkt. Momentan heißt daher s. a. vorübergehend. In allen anderen Bedeutungen braucht man das Wort im sächlichen Geschlecht. — Hegel (1770—1831) nennt Momente die

Digitized by Google

einzelnen Begriffsbestimmungen, die der dialektische Prozeß durchläuft. Jeder Begriff, jedes Ding ist Moment, d. h. vorübergehender Durchgangspunkt der Idee. — In der Mechanik ist das statische Moment einer Kraft das Produkt derselben in die Entfernung ihrer Richtungslinie vom Drehungspunkt. — Beim Wollen ist das Moment der ausschlaggebende Grund. Überhaupt heißt im übertragenen Sinne Moment das, was die prüfende Betrachtung eines Gegenstandes als Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet. — In einem Drama heißt Moment eine wichtige Handlung, an die sich bedeutende Konsequenzen anschließen. So redet man von einem erregenden Momente, einem tragischen Momente und von Momenten der letzten Spannung.

Monade (gr. *μονάς*) heißt eigtl. Einheit, bezeichnet also den Grund-Zahlbegriff, aus dem alle anderen Zahlen entstehen, wie denn auch Eukleides sagt (Elem. 7, 1—2): „Monade ist der Begriff, durch den ein jeder Gegenstand, der ist, eins genannt wird", und: „die Zahl ist eine aus Monaden zusammengesetzte Vielheit", *Μονάς ἐστι καθ' ἣν ἕκαστον τῶν ὄντων ἓν λέγεται. — Ἀριθμὸς δὲ τὸ ἐκ μονάδων συγκείμενον πλῆθος.* — Von vornherein aber verband die Philosophie mit dem arithmetischen Begriff auch eine metaphysische Bedeutung und bediente sich des Begriffs der Monaden überall da, wo als Voraussetzung des Zusammengesetzten das Einfache gefordert wurde, mochte dies Einfache mehr physikalisch oder spiritualistisch aufgefaßt werden. So stellt Pythagoras (ca 500 v. Chr). Monas und Dyas (Einheit und Zweiheit) als Prinzipien nicht nur der Zahlen, sondern auch der Dinge auf. Platon (427—347) verstand unter den Monaden oder Henaden die Ideen, die allgemeinen Begriffe, denen substantielles Dasein zukommt, und welche die ewigen Wesenheiten der Dinge sind. Auch die Atome des Leukippos, Demokritos und Epikuros wurden als Monaden bezeichnet. Demgemäß nahm Giordano Bruno (1548—1600) als Prinzipien sog. Minima oder Monaden an, die nach seiner Auffassung punktuell, doch nicht schlechthin unausgedehnt, sondern sphärisch und sowohl psychisch als auch materiell waren. Diesen Gedanken bildete Leibniz (1646 bis 1716) um. Seine Monaden sind in sich geschlossene, vollendete, selbständige, punktuelle Einheiten (Entelechien), sich selbst genügend (mit Autarkie), ohne Wechselverkehr nach außen (sie haben „keine Fenster"), aber mit Vorstellungskraft. Sie sind

Digitized by Google

unräumlich und dem Wesen nach Seelen. Leibniz nennt sie daher auch „âmes“. Der Form nach kommt also bei Leibniz der metaphysischen Substanz Einheit und Individualität zu, dem Inhalte nach Vorstellung. Diese hat aber verschiedene Grade. Sie ist bloße Perzeption, d. h. verworrene, zum Teil unbewußte Vorstellung, oder Apperzeption, d. h. Vorstellung mit Bewußtsein und Erinnerung, oder endlich noch mit Reflexion und dem Bewußtsein allgemeiner Wahrheiten verbundene Vorstellung. Obgleich Leibniz sich die Monaden als unveränderlich und ewig denkt, nimmt er doch im Widerspruch damit noch theistisch einen Gott als Urmonade an, deren Effulgurationen die andern Monáden sein sollen. Den Zusammenhang zwischen den Monaden findet Leibniz in der prästabilierten Harmonie. Die Stärke der Leibnizschen Monadologie liegt darin, daß sie den Dualismus zwischen Geist und Materie aufhebt und zugleich den Gegensatz zwischen der mechanischen und teleologischen Weltanschauung auszugleichen versucht. Ihre Schwäche liegt in der Schwierigkeit, die gegenseitige Beeinflussung der als voneinander unabhängig vorausgesetzten Monaden begreiflich zumacheu. Der Leibnizsche Gedanke ward nach Kant, der die Monadenlehre Leibniz' in der Kr. d. r. V. bekämpfte (Amphibolie der Reflexionsbegriffe), wieder von Herbart (1776—1841) aufgenommen, der als metaphysische Prinzipien die Realen aufstellt, d. h. einfache, unräumliche, quantitätslose, an sich unveränderliche Einheiten von einfacher Qualität. Aber diese Realen sind nicht wie bei Leibniz innerlich lebendig und mit Vorstellungskraft, sondern mit der Kraft der Selbsterhaltung wider Störungen ausgestattet. Obgleich die Realen von einfacher Qualität sind, so sind sie doch verschieden und bringen durch ihr „Zusammensein“ alle körperlichen und geistigen Vorgänge hervor. Lotze (1817 bis 1881) verband Spinozismus und Leibnizische Monadologie und nahm als das wirksame Reale in der Natur unendlich viele diskrete Ausgangspunkte der Wirkungen an, ließ aber diese Kraftzentren durch eine Substanz, die jedoch persönlich gedacht ist, umfaßt werden. Ähnliche Auffassungen der Monaden finden sich bei J. H. Fichte (1796—1879) und bei M. Carrière. Die Monaden werden also in der Regel als die letzten Bestandteile des Daseins, als unendlich an Zahl und als metaphysische Einheiten gedacht, während den entsprechenden physischen Einheiten in der Regel der Name Atom verbleibt. — Monaden im naturwissenschaftlichen Sinne sind nicht

Digitized by Google

Atome, sondern so viel als Korpuskeln (s. d.). — Vgl. J. Frohschammer, Monaden und Weltphantasie. 1879.

Monarchie s. Staatsverfassung.

Monismus (v. gr. μόνος = einzig) heißt seit Christian Wolf (1679—1754 Monistae dicuntur philosophi, qui unum tantummodo substantiae genus admittunt. Psychol. ration., § 32) im Gegensatz zum Dualismus (s. d.) jedes metaphysische System, welches nur ein Prinzip annimmt, mag dies der Stoff (Realismus, Materialismus), der Geist (Idealismus, Spiritualismus) oder ein Drittes, das Absolute sein, dessen Erscheinungen Stoff und Geist sind (Identitätsphilosophie). Die monistischen Systeme unterscheiden sich im einzelnen dadurch, daß der Geist, Körper und das Absolute selbst wieder als eine numerische Einheit oder Vielheit gedacht werden kann. Den Geist als Einheit hat z. B. Hegel genommen, als eine Vielheit von Ideen Platon, von Seelen Leibniz, den Körper als Einheit die Eleaten, als eine Vielheit von Homöomerien (s. d.) Anaxagoras, von Atomen Leukippos und Demokritos. Im Absoluten sah eine Einheit Spinoza, eine Vielheit Schleiermacher. — In besonderer Bedeutung nimmt in neuerer Zeit das Wort Monismus die in der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre wurzelnde, besonders durch Spencer, Haeckel und Noack (Der monistische Gedanke, Leipzig 1875) vertretene poetisch-metaphysische Auffassung, welche jedes jenseits der physischen Welt liegende Sein ableugnet und annimmt, daß den Grundbestandteilen des Wirklichen sowohl Körperlichkeit alsauch psychische Tätigkeit (Empfindung und Willen) innewohne, so daß sie zugleich geistig und materiell seien, für sich in Anspruch. Der Haeckelsche Monismus beruht auf materialistischer Grundlage, ist dem Hylozoismus (s. d.) der Griechen verwandt und entlehnt Züge aus dem Parallelismus (s. d.) und Pantheismus (s. d) Spinozas. Damit will sich decken das aus dem Haeckelschen Monismus hervorgegangene, aber doch mehr negativ gehaltene Programm des neuerdings gegründeten Monistenbundes. Es erstrebt „die Ausgestaltung einer wissenschaftlich haltbaren Welt- und Lebensanschauung und deren praktische Verwirklichung auf dem Boden der Entwicklungslehre". Der dualistischen Ansicht, daß die Gegenüberstellung von Gott und Welt, Geist und Natur, Seele und Leib, Kraft und Stoff wirklichen Gegensätzen entsprächen, setzt es die Idee der Wesenseinheit alles Seins entgegen. Der Monistenbund hat aber in der letzten

Digitized by Google

Zeit sich von der wissenschaftlichen Basis seines Programms weit entfernt und politische und religionsfeindliche Agitation betrieben, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt. — Vgl. Metaphysik, Panpsychismus. — Ratzenhofer, Der positive Monismus. Leipzig 1899. R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig 1904. S. 167 ff. Haeckel, Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. 12. Aufl., Bonn 1905. A. Drews, Der Monismus. 2 Teile. Jena 1908. J. G. Voigt, Realmonismus. Leipzig 1908. Joh. Unold, Der Monismus und seine Ideale. Leipzig 1908. Lodge, Leben und Materie, aus dem Engl. übersetzt. Berlin 1908. Hansen, Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung. Gießen 1908. H. Triebel, Die Rätsel unseres Daseins. München 1909. R. Eisler, Geschichte des Monismus. Leipzig 1909.

Monogamie s. Ehe.

Monogenesis (Neubild. v. gr. *μονογενής* = allein geboren) heißt die Lehre, welche die Menschen von einem Urpaar abstammen läßt.

monolemmatisch (v. gr. *μόνος* = einzig und *λῆμμα* = Satz) heißt ein Schluß, der nur einen Vordersatz hat. — Vgl. Enthymem.

Monomanie (neugebild. v. gr. *μόνος* = allein und *μανία* = Wahnsinn) nannte Esquirol (1772—1840) diejenige Art von Geistesstörung, welche sich bei scheinbarer Unverletztheit des Geistesvermögens durch Festhalten einer bestimmten widersinnigen Idee oder durch fortdauernde einseitige Neigung oder durch einseitige Willensrichtung, verkehrte oder verbrecherische Handlungen zu begehen, äußert. Esquirol unterschied partielle Störungen der Intelligenz, der Neigung und des Willens und dementsprechend intellektuelle, affektive und impulsive Monomanie. Beispiele sind die Mord-, Stehl-, Brand-, Selbstmordmonomanie. Neuerdings werden die Monomanien, soweit sie nicht zu den Manien oder partiellen Verrücktheiten zu zählen sind, meist als partielle Erscheinungen erblicher Entartung und epileptischer Zustände angesehen. — Vgl. Seelenkrankheiten. — Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909, S. 317.

Monomerie (gr. *μονομέρεια*) heißt Einteiligkeit, Einfachheit.

monophyletisch (neugeb. v. Gr.), einstämmig, heißt die Theorie, nach der alle Organismen von einem einzigen nie-

Digitized by Google

deren organischen Wesen abstammen. Der Gegensatz dazu ist die polyphyletische Hypothese.

Monotheismus (nlt. v. gr. μόνος = einzig u. θεός = Gott) heißt der Glaube, daß das göttliche Wesen der Zahl nach nur eins sei. Gegensätze sind Dualismus und Polytheismus. Zum Wesen des Monotheismus gehört nicht unbedingt, daß man Gott sich als Person vorstelle, wie es der Theismus tut. Auch Pantheismus und Deismus sind monotheistisch. Doch ist der Theismus die natürlichste Form des Monotheismus. Die Vorstufe des Monotheismus ist dagegen der Henotheismus (s. d.), welcher zwar einen Gott verehrt, die Existenz anderer jedoch nicht leugnet. Der Monotheismus ist das Produkt des theoretischen und des ethischen Bedürfnisses. Die drei großen streng monotheistischen Religionen sind Judentum, Christentum und Islam.

Moral (lat. mores = Sitten, davon abgeleitet moralis u. franz. morale) bezeichnet sowohl die Sittlichkeit als auch die Sittenlehre. Ein Mensch ohne Moral ist s. a. ein unsittlicher Mensch. Moralisch tot heißt ein Mensch, der seine Ehre in der Gesellschaft verloren hat. Moralische Niederlage heißt ein äußerlicher Sieg, der in den Augen aller Verständigen als Verbleiben im Unrecht erscheint. Moralische Person bedeutet dasselbe wie juristische Person, d. h. ein Begriffswesen, welches Rechte erwerben und ausüben kann. Moralische Wissenschaften bedeuten s. a. geistige Wissenschaften, die sich mit der Erforschung des geistigen Lebens beschäftigen. Moralische Weltordnung ist nach J. G. Fichte der sittliche Zusammenhang der Welt. Moralische Überzeugung heißt die durch das Gewissen gebundene und im Gefühl unmittelbar festgewurzelte Überzeugung. Moralischer Beweis für Gottes Dasein heißt der auf die Existenz des Sittengesetzes (kategorischen Imperativ) begründete Beweis Kants. — Vgl. Gott, Ethik.

Moral insanity (engl. = Moralisches Irresein) nennt die Medizin seit Prichard (1835) die bereits im kindlichen Alter hervortretende Schwäche im Gefühl, Urteil und Handeln für das Sittliche. Sie beruht auf einer frühzeitigen Störung im Gemütsleben der Kranken, die nicht ethisch denken, sondern sich bei ihren Handlungen nur von der Idee des individuell Nützlichen und Schädlichen leiten lassen. Bei solchen Kranken gehen andere krankhafte Störungen mit dem moralischen Defekte Hand in Hand, Neigungen zu verbrecherischen Handlungen von

Digitized by Google

der frühesten Kindheit auf, gewisse Grade angeborenen Schwachsinns, übermäßige Phantasie, die irgend eine Vorstellung abnorm intensiv werden und keine Gegenvorstellungen aufkommen läßt, Überwiegen der Lustgefühle usw. Oft gehen auch Krämpfe oder Gehirnerschütterung den spezifischen Erscheinungen der moral insanity voraus. Eine lediglich auf dem moralischen Gebiete sich geltend machende Krankheit gibt es nicht. Eine Einwirkung zum Besseren und Heilung ist bei verständigen Maßnahmen gegenüber den Kranken (Spezialbehandlung im medizinischen Pädagogium usw.) nicht ausgeschlossen. Moral Insanity wird heute nicht mehr als ein selbständiges Krankheitsbild betrachtet. Man sieht ethischen Defekt mit Neigung zu verbrecherischen Handlungen nur dann als eine krankhafte Störung der Geistestätigkeit an (§ 50 des Strafgesetzbuches), wenn allgemeiner Schwachsinn oder sonstige Zeichen geistiger Störung vorhanden sind. — Vgl. E. Nawratzki (in R. Wehner, Enzyklopädisches Handbuch der Schulhygiene. Wien 1903, S. 396ff. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. Leipzig 1908. Ziehen, Vortrag im Verein für Kinderpsychologie in Berlin, Nov. 1909.

Moralist bedeutet allgemein Sittenlehrer, Moralphilosoph, im tadelnden Sinne Sittenrichter. Moralisieren heißt sittliche Betrachtungen anstellen, den Sittenrichter spielen. Im besonderen versteht man unter Moralisten entweder Schriftsteller, die wie Montaigne, Larochefoucauld, Vauvenargues, La Bruyère u. a. als mehr oder weniger unparteiische Beobachter die faktischen Sitten (mores hominum) schildern (vgl. Joly, Les moralistes français. Paris 1899), oder Philosophen, die wie Kant, Fichte, Herbart „die faktischen Sitten an einer von ihnen selbst oder anderen aufgestellten Norm messen und beurteilen“ (vgl. Kant, Anthropologie, 2. Aufl., Königsberg 1800). Amerikanische Moralisten sind John Edwards (1703—1758), Rowland, G. Hazard (Freedom of mind in willing 1864) und Ch. G. Shields Final (Philosophy 1879). Auch Adler und Salter heißen so, weil sie die Religion in die Moral gesetzt und „die Gesellschaft für ethische Kultur“ begründet haben. — Vgl. Stanton, „Die ethische Bewegung in der Religion“, dtsch. Leipzig 1890.

Moralität s. legal. — Im späteren Mittelalter heißen Moraltäten geistliche Schauspiele typischer Art, in denen um den Menschen allegorische Gestalten von Tugenden und Lastern kämpfen. Sie waren fast im ganzen Abendland ver-

Digitized by Google

breitet, sind in Deutschland aber schon im 15. Jahrhundert durch die Schulkomödien ersetzt. — Vgl. S. Sollard, English miracle plays, moralities, and interludes. 4. Aufl., London 1904.

Moralprinzip oder praktisches Gesetz heißt ein fundamentaler Satz, welcher als höchste Norm für den Willen aufgestellt wird. Alle Moralprinzipien sind objektive Prinzipien des Wollens (Kant, Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschnitt. Vgl. Maxime). Man unterscheidet formale und materiale Moralprinzipien. Jene berücksichtigen nicht das Objekt und Ziel des Handelns, sondern nur die Art der Willensbestimmung (z. B. Kants kategorischer Imperativ), diese fassen das Objekt der Handlung, ihren realen Zweck ins Auge (Glück, Güte, Vollkommenheit u. dgl.). Gemischte Moralprinzipien berücksichtigen beides. Die materialen Prinzipien sind stets empirisch, d. h. aus der Erfahrung abgeleitet, und zwar 1. eudämonistisch, wenn sie das Wohl des einzelnen (Aristoteles) oder der ganzen Gesellschaft erstreben (Epikuros, Bentham); 2. rational oder idealistisch, wenn sie die Quelle der Sittlichkeit in der Vernunft suchen (Leibniz, Herbart); 3. supernaturalistisch, wenn sie als Quelle Gott bezeichnen (Ulrici, Fichte).

Von den verschiedenen Philosophen sind recht mannigfaltige Moralprinzipien aufgestellt worden. Platon (427—347) lehrt: „Versuche, so schnell als möglich aus dieser Welt in jene zu fliehen! Die Flucht macht dich möglichst gottähnlich. Gottähnlichkeit aber besteht darin, fromm und gerecht mit Einsicht zu sein“ (Theaet. 176 A *πειρᾶσθαι χρὴ ἐνθένδε ἐκεῖσε φεύγειν ὅτι τάχιστα. φυγὴ δὲ ὁμοίωσις τῷ θεῷ κατὰ τὸ δυνατόν· ὁμοίωσις δὲ δίκαιον καὶ ὅσιον μετὰ φρονήσεως γενέσθαι*). Aristoteles (384—322): „Strebe nach Eudämonie!“ (*εὐδαιμονία, τὸ εὖ ζῆν, τὸ εὖ πράττειν*). Die Stoiker: „Lebe in Übereinstimmung mit dir und der Natur!“ Epikuros (341 bis 270): „Erstrebe Lust, d. h. körperliche und geistige Leidenlosigkeit!“ Spinoza (1632—1677): „Das höchste Ziel ist die intellektuelle Liebe zu Gott“ (amor intellectualis dei). Leibniz (1646—1716): „Strebe nach Vollkommenheit!“ Pufendorf (1632—1694): „Sei gemeinnützig!“ Shaftesbury (1671 bis 1713): „Richtige Selbstliebe ist der Gipfel der Weisheit.“ Smith (1723—1790): „Handle deinem sittlichen Gefühle gemäß!“ Kant (1724—1804): „Handle so, daß die Maxime deines

Digitized by Google

Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" Fries (1773—1843): „Handle nach dem Grundsatze einer absoluten Wertgesetzgebung!" Fichte (1762—1814): „Handle frei und selbsttätig!" Schelling (1775—1854): „Handle als freies Individuum!" Hegel (1770 bis 1831): „Die Sittlichkeit ist der zur vorhandenen Welt und zur Natur des Selbstbewußtseins gewordene Begriff der Freiheit." Schleiermacher (1768—1834): „Mache die Natur zum Organ und Symbol der Vernunft!" Herbart (1776—1841): „Bilde die Eigenart eines Vernunftwesens heraus, vermöge deren es den praktischen Ideen gemäß Gegenstand des Beifalls wird!" Schopenhauer (1788—1860): „Verneine den Willen zum Leben!" v. Hartmann (1842—1906): „Sittlichkeit ist die Mitarbeit an der Abkürzung des Leidens- und Erlösungsweges Gottes." Beneke (1798—1854) fordert, daß man in jedem Falle dasjenige tue, was nach objektiv und subjektiv wahrer Wertschätzung sich als das Höchste ergebe. F. Nietzsche (1844—1900) lehrt: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt! Leiden sehen bereitet Lust, Leiden zufügen noch größere." — Vgl. E. v. Hartmann, Phänomenol. d. sittl. Bewußtseins, 1879. F. Kirchner, Ethik. Leipzig 1881. 2. Aufl. 1898. Mangel eines allgemeinen Moralprinzips. Leipzig 1877.

Moralstatistik heißt derjenige Zweig der Statistik, welcher sich mit den Willenshandlungen des Menschen beschäftigt. Quételet (1796—1874) (Physique sociale, Paris 1835) behauptete, auf Grund einer überraschenden Gleichmäßigkeit in der Zahl der Eheschließungen, Vergehen, Verbrechen, Selbstmorde, der Mensch sei nur ein Atom der bürgerlichen Gesellschaft, ein Objekt der sozialen Physik. Aber dieser Schluß entbehrt der letzten Begründung. Die Zahlen der Statistik sind überhaupt noch unsicher. Auch kommt es bei Ausnutzung derselben auf ihre Gruppierung an. Ferner werden die Motive, welche uns bestimmen, durch die Statistik nicht aufgeschlossen. Endlich folgt daraus, daß wir nach gewissen Gesetzen handeln, noch keineswegs die Unmöglichkeit der Selbstbestimmung. — Vgl. Drobisch, Die moralische Statistik und ihre Bedeutung für eine Sozialethik. Leipzig 1867. A. v. Öttingen, Die Moralstatistik. 3. Aufl., Erlangen 1882. Lexis, Moralstatistik (Handwörterb. d. Staatsw. V), 2. Aufl., Jena 1900. Abhandlungen zur Theorie der Bevölkerungs- und Moralstatistik. Jena 1903.

Digitized by Google

Moraltheologie s. Ethikotheologie.

Mord (lat. homicidium praemeditatum) heißt die absichtliche und unbefugte Tötung eines Menschen, nach deutschem Reichsgesetz: „die vorsätzliche, mit Überlegung ausgeführte Tötung eines Menschen". Unter den Begriff Mord fällt also nicht: 1. die unabsichtliche, zufällige oder fahrlässige Tötung (Totschlag); 2. die befugte, aus Notwehr oder im offenen Kriege erfolgte Tötung; 3. die Tötung der Tiere. Man unterscheidet den groben oder plötzlichen Mord vom feinen oder allmählichen. Mord wird im allgemeinen durch Tod bestraft. — Justizmord heißt die rechtswidrige Hinrichtung unter dem Scheine des Rechtes, z. B. die des Jean Calas (1762). — Vgl. v. Holtzendorf, Das Verbrechen des Mordes. Berlin 1875.

Mortifikation (franz. mortification v. lat. mors = Tod u. facio = tue) heißt eigentl. Tötung, dann Abtötung des Fleisches, d. h. der Sinnlichkeit, z. B. durch Kasteiung. Diese von Schwärmern empfohlene Askese ist widernatürlich.

Motiv (lat. causa motiva), eigtl. Beweggrund, heißen die den Willensakt vorzugsweise vorbereitenden Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen, insofern dadurch das Wollen verursacht wird. Seinem bloßen Vorstellungsinhalte nach heißt das Motiv Anreiz, Bewegungsgrund, seinen Gefühlsantrieb nach Bestimmungsgrund, Triebfeder. — Vgl. Handeln, Wille. Schopenhauer (1788—1860) hat das Gesetz der Motivation betont, wonach unser Wille stets dem jedesmal stärksten Motive folge. (Siehe Determinismus.) — Motiv für einen Künstler heißt der Gegenstand, der ihm den Stoff oder Vorwurf liefert. Die Motivierung in einem Kunstwerk besteht in der Darstellung der Umstände, durch welche eine Situation verständlich wird. Motive in der Poesie heißen die letzten Bestandteile einer dichterischen Konzeption, die des Dichters Phantasie in Bewegung setzen und, insofern sie seine Grundmotive sind, den Kern und Mittelpunkt seiner Schöpfungen bilden. In der Musik sind Motive die letzten charakteristischen Glieder einer Komposition, aus den sich diese entwickelt. — — Vgl. Bestimmungsgrund. — Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, S. 222. Riemann, System der musikalischen Rhythmik und Metrik. Leipzig 1903.

Musik (gr. *μουσική* sc. *τέχνη* v. *μοῦσα* = Muse) bedeutete urspr. die musische, Geist und Gemüt bildende Kunst im allgemeinen, also das Gesamtgebiet der Ton-, Dicht- und Redekunst,

Digitized by Google

Philosophie, Tanz-, Schauspielkunst, Astronomie und Grammatik. Bei den christlichen Völkern beschränkte man aber den Namen auf die eine Kunst, die das Schöne durch Töne darstellt. So heißt jetzt Musik nur Tonkunst. Sie ahmt nicht nach, sondern stellt die Töne frei nach Gesetzen des Wohlklanges zusammen. Melodie, die wohlklingende Verbindung aufeinanderfolgender, Harmonie, die wohlklingende Verbindung gleichzeitiger Töne, und Rhythmus, die aus dem Wechsel der Zeitmaße, der Tonhöhe und Tonstärke hervorgehende regelmäßige Bewegung, sind die Faktoren der Tonkunst. Sie ist die älteste, weil unmittelbarste und für den Menschen natürlichste Kunst. Sie ist die Vorstufe der Wortsprache, die Muttersprache des empfindenden Menschen. Aber zur vollen Kunst hat sich die Musik erst im Mittelalter und in der Neuzeit entwickelt. Ihr Stoff sind Töne, ihre Form ist die Zeit, ihre Mittel sind die menschliche Stimme (Vokalmusik) und künstlich hergestellte Instrumente (Instrumentalmusik), ihre Wirkung geht durchs Gehör auf das Gemüt, ihr Objekt ist alles, was sich bewegt, oder womit sich die Vorstellung einer Bewegung verbinden läßt. Besonders vermag sie Stimmungen und affektive Zustände darzustellen. Dagegen kann sie Anschauungen, soweit sie nicht Worte zu Hilfe nimmt, unmittelbar gar nicht wiedergeben. Diese müssen erst aus den angeregten Gefühlen durch die Assoziation und Phantasie des Menschen hinzugebracht werden. Durch die Gesetze des Rhythmus erhält die Musik ein mathematisches Gepräge, durch das sie der Architektur verwandt wird. — Der Einfluß der Musik auf die Besänftigung der Leidenschaften wurde von den Alten überschätzt. Sie kann sowohl anregen wie beruhigen. Von den Künsten ist sie die, welche am meisten dilettantisch betrieben wird. Hierdurch, wie durch die Verwendung von Instrumenten, deren starken Tönen sich der Mensch nicht entziehen kann, wird sie leicht aufdringlich, und von keiner Kunst wird in der Gegenwart ein größerer Mißbrauch getrieben als von der Musik. Der allgemein herrschende Dilettantismus in der Musik ist eine der schlimmsten Plagen und einer der Irrwege unserer modernen Erziehung. — Die symbolische Anwendung der musikalischen Intervalle auf die Verhältnisse der Seelenteile, die Stände des Staates, ja die Bestandteile der Welt trifft man ebenso bei den Pythagoreern wie in den chinesischen Ritenbüchern des Li-king. — Die Philosophie der Musik, die Musikästhetik, die man auch als spekulative Theorie

Digitized by Google

der Musik bezeichnen kann im Gegensatz zu der für die Praxis berechneten Kunstlehre und der naturwissenschaftlichen Untersuchung der Klangerscheinungen, ist ein Teil der Kunstphilosophie, der Ästhetik überhaupt. „Hauptgegenstand der musikalischen Ästhetik ist die Feststellung der psychischen Wirkungen der einzelnen Elemente der Musik, die Tonhöhenveränderung (Melodik), die dem Ohr verständlichen, verwandtschaftlichen Beziehungen der Töne (Harmonik), der Regelung des zeitlichen Verlaufs der Tongebungen durch Einhaltung leicht erkennbarer Dauerwerte (Rhythmik und Metrik), auch die Untersuchung der ergänzenden Wirkungen der Dynamik und Klangfarbe, die Zurückführung ihrer Handhabung durch den schaffenden Künstler auf allgemeine Gesetze unseres Seelenlebens, der Nachweis der Naturnotwendigkeit für die Ausdrucksformen der Musik, die Scheidung des rein subjektiven Elementaren der Musik vom Formalen, durch die das Werk zum objektivierten, dem Schöpfer selbst Genuß bereitenden Kunstwerk wird, endlich die Untersuchung der Frage, ob die Musik derart vom subjektiven Empfindungsleben losgelöst werden kann, daß sie fähig wird, vom Komponisten beabsichtigte Verkettungen von Vorstellungen zu erwecken. Ferner hat sie zum Gegenstand die Untersuchung des Anteils der Musik an der Wirkung gemischter Kunstformen, z. B. der Vereinigung der Musik und Poesie (Gesang), oder auch noch als dritter der darstellenden Kunst (Oper)." — Vgl. Ambros, Die Grenzen der Musik und Poesie. 2. Aufl. Leipzig 1874. H. Ehrlich, Die Musikästhetik in ihrer Entwicklung von Kant bis zur Gegenwart. Leipzig 1881. C. Stumpf, Tonpsychologie. 1883. v. Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen. 5. Aufl. Braunschweig 1896. A. Seidl, Vom Musikalisch-Erhabenen. Leipzig 1887. E. Wolff, Musikästhetik, 2 Bde. Stuttgart 1896—1906. H. Riemann, Elemente der musikalischen Ästhetik. Berlin 1900. Moos, Moderne Musikästhetik in Deutschland. Leipzig 1902. E. Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen. 10. Aufl. 1902. Göhler, Die Musik (in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, S. 430 ff). Riemann, Handbuch der Musikgeschichte. Leipzig 1904. Musiklexikon, 6. Aufl. Leipzig 1904. H. Siebeck, Grundfragen zur Psychologie u. Ästhetik d. Tonkunst. Tübingen 1909.

Muskelempfindungen heißen die inneren Tastempfindungen des allgemeinen Sinnes, d. h die Druckempfindungen, die durch die Spannungen und Bewegungen der Muskeln, Ge-

Digitized by Google

lenke und Sehnen entstehen (Wundt, Grundriß der Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, 6, S. 56f.). Man nennt die Muskelempfindungen auch, aber weniger gut, kinästhetische (s. d.) Empfindungen (Ebbinghaus, Psychologie in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 196). — Vgl. Raum und Zeit, Gefühlssinn.

Müßiggang heißt das Genießen der Ruhe ohne Erholungsbedürfnis und ohne vorhergegangene Arbeit. Der Müßiggang entspringt meist aus Trägheit, bisweilen aus Genußsucht, die auf gesellige Vergnügen, Reisen, ästhetisierende oder literarische Näscherei usw. gerichtet ist. Geschäftiger Müßiggang ist die regellose und daher meist unnütze Geschäftigkeit. Nach dem Strafgesetzbuch ist Müßiggang soviel wie Arbeitsscheu und wird unter Umständen mit Strafe belegt.

Mut (ahd. mhd. muot = Sinn, Geist, Gemüt) heißt diejenige Furchtlosigkeit in Gefahren, welche aus dem Bewußtsein eigener Kraft entspringt. Der Mutige begibt sich ruhig in Gefahren, die er nicht vermeiden kann, und besteht sie besonnen. Der physische Mut beruht auf Körperkraft, Temperament und augenblicklicher Stimmung, der moralische dagegen auf der Einsicht in die sittliche Notwendigkeit einer Handlungsweise. Auch zeigt sich der Mut nicht nur in der Unverzagtheit in Gefahren, sondern auch im Übernehmen schwieriger oder unangenehmer Dinge, z. B. jemand die Wahrheit zu sagen, selbst Unangenehmes zu hören, sich selbst zu prüfen und zu bessern, sein Unrecht einzugestehn u. a.

Mutation (lat. mutatio = Veränderung) nennt de Vries (geb. 1848) die sprunghafte Entwicklung blastogenen (d. h. aus Vererbungssubstanz stammenden) Ursprungs von Arten aus Arten ohne Übergangsformen und ohne allmähliche Entwicklung aus individuellen Variationen. Er sieht darin, obwohl seine Lehre auf dem Boden der Selektionstheorie steht und als ein modifizierter Darwinismus angesehen werden kann, im Gegensatz zu Darwin die normale Entwicklung. Seit Darwin (1809—1882) galt die Ansicht, daß neue Arten nur allmählich durch Häufung zahlreicher kleiner Abweichungen (Fluktuationen, individueller Variationen) von den bestehenden Arten, die in erster Linie durch die Umgebung der Individuen bedingt werden, entstehen. Auf Grund zahlreicher, umfassender und jahrelanger Züchtungsversuche mit Oenothera lamarckiana (Nachtkerze) — aus Oenothera lamarckiana wurden gezüchtet: Oenothera laevifolia, brevistylis, nanella, gigas, rubrinervis, albida, oblonga, lata,

Digitized by Google

scintillans, elliptica — hat nun aber de Vries um 1900 ausgesprochen, daß die heute allgemein gültige Darwinsche Ansicht von der alleinigen Entstehung der Arten aus allmählicher Variation falsch sei, daß vielmehr neue Arten aus einer bestehenden auch in plötzlichen Sprüngen entstehen und zwar aus Gründen, die noch nicht erkannt sind, die aber nicht in der Umgebung, sondern im Innern der Pflanze liegen, also blastogen, nicht somatogen sind. Für diese sprunghafte Entstehung der Arten hat er den Namen Mutation gewählt. Arten, die jahrelang völlig unverändert Nachkommen erzeugt haben, zeugen plötzlich Nachkommen mit völlig verschiedenen sie zu neuen Arten stempelnden Merkmalen, und zwar erzeugt ein und dieselbe Art nicht nur eine, sondern zahlreiche neue Arten, von denen jedoch nur wenige, die der Umgebung am besten angepaßt sind, neue Individuen zu erzeugen vermögen. Von diesen neu erzeugten fortpflanzungsfähigen Arten bleibt der größere Teil längere oder kürzere Zeit konstant, geht dann aber ein, während der kleinere Teil nach einer gewissen Zeit der Konstanz abermals in eine neue Mutationsperiode eintritt und demnach neue Arten erzeugt. Die natürliche Zuchtwahl spielt dabei nur eine sekundäre Rolle, indem sie nicht erhaltungsfähige Mutationen vernichtet. Die Mutationstheorie, die ihre Beweise zumeist nur aus der Pflanzenwelt herholt und von vielen Botanikern beistimmend aufgenommen ist, ist aber nur eine modifizierte, etwas eingeengte Selektionstheorie, und mit dem Nachweise, daß eine Mutation stattfindet, ist selbstverständlich nicht der Nachweis beseitigt, daß daneben allmähliche aus Fluktuationen hervorgehende und sich vererbende Änderungen stattfinden. Das Wort Jean Pauls: „Die physische Natur macht viele kleinere Schritte, um einen Sprung zu tun, und fängt dann wieder von vorne an; das Gesetz der Stetigkeit wird ewig vom Gesetze des Ab- und Aufsprungs beseelt", klingt fast wie eine dichterische Vorahnung des wahren Naturverhältnisses (Jean Paul, Levana, § 124). Für die Vorgänge der Mutation will neuerdings Jaekel den Namen Metakinese anwenden, indem er nicht nur Abänderungen, bei denen ein physiologischer Nutzen nicht vorhanden ist, sondern auch wesentliche, die Korrelation der Teile stark beeinflussende und daher physiologisch sehr wichtige Umformungen ins Auge faßt. — Vgl. Darwinismus. — Plate, Selektionsprinzip. Leipzig 1908. S. 283ff. Bueker's Die Abstammungslehre. Leipzig 1909.

Digitized by Google

Mysterien (gr. *μυστήρια*) hießen die Geheimlehren und -kulte der alten Ägypter, Griechen und Römer, in welche man nur nach mancherlei Reinigungen unter Gelobung tiefster Verschwiegenheit eingeweiht oder aufgenommen wurde. Es gab Mysterien zu Ehren des Bakchos, des Zeus, der Demeter und der Isis, welche sämtlich die Probleme vom Werden und Vergehen, vom Ursprung der Kultur, Geburt, Tod und Auferstehung des Menschen allegorisch und symbolisch behandelten. Sie waren eine Art von Religion für die Gebildeten, welche am Volksglauben irre geworden und zu schwach waren, um konsequente Denker zu sein, jedoch religiöse Bedürfnisse hatten. Auf die Entstehung des Christentums scheinen sie einen gewissen Einfluß ausgeübt zu haben. — Im Mittelalter hießen Mysterien (Misterien) gewisse geistliche Schauspiele, die aus der Ostermesse entstanden waren und deren letzte Verzweigungen bis nach Oberammergau führen. — Vgl. E. Rohde, Psyche. 3. Aufl. 2 Bde. Tübingen 1903. Rubensohn, Die Mysterienheiligentümer in Eleusis und Samothrake. Berlin 1892. Aurich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum. Göttingen 1894. Wobbermin, Religionsgeschichtliche Studien zur Frage der Beeinflussung des Urchristentums durch das antike Mysterienwesen. Berlin 1896.

Mystik (von gr. *μυστικά* [Neutr. Plur. von *μυστικός* = geheim, den Geweihten heilig]) heißt das Streben, Gott unmittelbar zu schauen, die religiöse Erkenntnis Gottes durch individuelle Versenkung in sein Wesen, die persönliche innere Erleuchtung im Gegensatze zum allgemeinen Glauben und Wissen. Im Altertum entwickelte sich die Mystik bei den Neuplatonikern. Im Mittelalter gedieh sie neben der Scholastik als eine Richtung der Theologie, welche Gott nicht durch den Verstand, sondern durch das Gefühl zu erfassen suchte. Mittelalterliche Mystiker waren Hugo und Richard v. St. Victor (1096–1141), Bernhard v. Clairvaux (1091 bis 1153), Meister Eckehart († 1329), Heinrich Suso (1300—1365), Joh. Tauler (1290—1361), Joh. v. Ruysbroek (1293—1381). Ihr Grundgedanke war: Tantum deus intelligitur, quantum diligitur, Gott wird soweit begriffen, als er geliebt wird. Die Mystik erfaßte also die Religion als Sache der inneren Erfahrung, nicht aber als Wissenschaft. Zu regelloseren Phantasien artete die Mystik in der Renaissancezeit aus, z. B. bei Jak. Böhme († 1624). Eine natur-

Digitized by Google

wissenschaftliche Färbung gewann sie bei Paracelsus, Bruno und Campanella. Mit dem Glauben verschmolz sie sich bei Franz v. Salis, Angelus Silesius und dem Quietisten Molinos. Ihre Fortsetzung fand diese Richtung im 18. Jahrhundert z. B. bei Im. Swedenborg († 1772), Frz. v. Baader († 1841) u. a. E. v. Hartmann (Philosophie d. Unbew. 2. Aufl. I, S. 306 bis 321) zählt auch Spinoza zu den Mystikern und hält ihn für die „Blume des philosophischen Mystizismus". — Vgl. Noack, Die christl. Mystik. 2 Bde., Königsberg 1853. Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. 3 Bde. Leipzig 1874—1893. Görres, Die christliche Mystik. 5 Bde., 2. Aufl., Regensburg 1879. Merx, Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik. Heidelberg 1893. Langenberg, Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Mystik. Bonn 1901. Fr. Giesicke, Die Mystik Joh. Bapt. van Helmonts. Erlangen 1908. E. Lehmann, Mystik im Heidentum und Christentum. Deutsch von A. Grundvig. Leipzig 1908. Delacroix, Etudes d'histoire et de psychologie du mysticisme. Paris 1908.

Mythus (gr. *μῦθος*), eigtl. Erzählung, heißt die religiös gefärbte Darstellung von Vorgängen aus Natur- und Weltleben unter dem Bilde menschlichen Tuns und Leidens. Die Wesen, welche durch Vermenschlichung der Natur- und Weltformen entstanden sind, heißen Götter. Der Mythus ist die Philosophie der kindlichen Menschheit. Unfähig, die von ihr beobachteten Naturvorgänge objektiv zu denken, personifiziert und idealisiert er dieselben, freilich immer in den Schranken der Menschlichkeit. Aus den physischen Mythen entwickeln sich die ethischen Mythen. Die personifizierten Naturkräfte werden als dem Menschen freundlich oder feindlich gedacht. Ihr Charakterbild wird weiter ausgemalt, Erlebnisse, Leiden und Taten ihnen beigelegt. Zuletzt, bei näherer Berührung der Stämme, werden die Stammgottheiten in ein genealogisches System gebracht. Der Begründer der mythologischen Forschungen ist Ch. G. Heyne 1729—1812 gewesen. Bedeutende Mythologen waren O. Müller und Welcker. Vom Standpunkt der neueren Philosophie und Theologie betrachteten die Mythologie Solger, Hegel, Weiße, Stuhr. Die vergleichende Mythologie wurde durch Adalbert Kuhn und Max Müller begründet. Ihre Forschungsresultate haben aber keinen Bestand gehabt. — Vgl. J. H. Voß, Mythologische Briefe. 2 Bde. Stutt-

Digitized by Google

gart 1794. Antisymbolik. 2 Bde. Stuttgart 1824—26. Lobeck, Aglaophamus, sive de theologiae mythicae Graecorum causis. Königsberg 1829. Creuzer, Symbolik und Mythol. der alten Völker. 2. Aufl., 4 Bde. Leipzig 1829. Roscher, Birt u. a. Ausführl. Lexikon d. griech. u. röm. Mythologie. Leipzig 1884. E. Rohde, Psyche. 2 Bde. 3. Aufl., Freiburg i. Br, 1903. W. Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte (Bd. IV, Mythus und Religion I. Teil. 2. Aufl.). Leipzig 1910. Archiv für Religionswissenschaft. Leipzig 1904 ff.

N.

Nachahmung (nhd. von nachahmen = nachmessen, das vom 16. Jahrhundert ab gebräuchlich ist und von Ohm = Maß herkommt; gr. *μίμησις*, lat. imitatio) heißt die Wiedergabe eines Vorbildes. Der Nachahmende schafft entweder Gegenstände, die schon vorhanden sind, noch einmal, oder er handelt ebenso, wie andere vor ihm gehandelt haben. Bei den höheren Tieren und Menschen finden wir das Bestreben, anderen nachzuahmen. Wir schreiben ihnen daher einen Nachahmungstrieb zu. Die Nachahmung kann aber unwillkürlich und triebartig, oder bewußt und beabsichtigt stattfinden. Die triebartige Nachahmung findet sich außer bei Tieren namentlich bei Kindern und Naturvölkern. Sie tritt öfters aber auch bei Erwachsenen ansteckend auf, z. B. beim Lachen, Weinen, Gähnen, beim Veitstanz und bei Krämpfen u. a. m. Auf unwillkürlicher und triebhafter Nachahmung beruht auch das epidemische Auftreten gewisser durch äußere Erscheinungsformen charakterisierter Schulkrankheiten und vieler Erscheinungen der Hypnose. Sowohl auf triebartiger, unwillkürlicher wie auf freiwilliger Nachahmung beruht zum Teil die Heranbildung des Menschen zu Lebensformen, Sitten, religiösen Überzeugungen. Auf der freien geistigen Wahl beruht die Nachahmung in der Kunst. Wenn aber Aristoteles (384—322), dem von den Neueren Batteux (1713—1780, Les beaux arts réduits à un même principe 1746) gefolgt ist, die Nachahmung zum Grundgesetz der Kunst gemacht hat, so trifft diese Auffassung zwar für einzelne Künste, wie die Plastik und Malerei, äußerlich

Digitized by Google

zu. Aber für andere, wie die Architektur, soweit sie konstruktiv ist, die Musik, die Lyrik, trifft sie nicht zu. Auch ist kein Kunstwerk selbst in der Plastik und Malerei die getreue Kopie eines wirklichen Gegenstandes, sondern der Künstler legt vor allem in das Werk seine Auffassung hinein. Neben und im Vorrang vor der Nachahmung findet also auch der Idealisierungsprozeß, die ästhetische Negation und Position, in der Kunst einen Platz. — Eine ungeschickte oder lächerliche Nachahmung heißt Nachäffung. — Vgl. Karikatur. — Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880. Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. Leipzig 1885. Groos, Die Spiele der Tiere. Jena 1896. Beck, Die Nachahmung und ihre Bedeutung für Psychologie und Völkerkunde. Leipzig 1904. Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. III, S. 260, 282.

Nachbild heißt das Objekt der Nachdauer der Empfindung im Sehnerv, welches zunächst in einer dem Reize gleichen Helligkeits- und Farbenbeschaffenheit (gleichfarbiges Nachbild) erscheint, dann aber bei farblosen Eindrücken in die entgegengesetzte Helligkeit (z. B. weiß in schwarz), bei Farben in die Gegen- oder Komplementärfarbe (z. B. rot in grün) übergeht (komplementäres Nachbild), wobei periodischer Wechsel nicht ausgeschlossen ist. Auf Nachbildern wie auf Nachempfindungen im allgemeinen beruht die Möglichkeit einer abgekürzten Assoziation, die A nicht mit B, B mit C, sondern A sogleich mit C verknüpft. — Vgl. Anklingen, Abklingen. — Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl. B. II, S. 199ff., Grundr. d. Psych., 9. Aufl. Leipzig 1909. § 6, 24, S. 83f.

Nachdenken (meditatio) heißt das auf einen bestimmten Gegenstand mit der Absicht gerichtete Denken, ihn sich klar und deutlich zu machen. Bei dem Nachdenken spielen Apperzeption (s. d.), Aufmerksamkeit (s. d.) und Wille (s. d.) ihre wichtige Rolle.

Nachschluß s. Episyllogismus.

Nächstenliebe heißt die Menschenliebe, welche jedem der Hilfe des Mitmenschen Bedürftigen die Hilfe zuwendet. Kant (1724—1804) erklärt: „Wenn es heißt: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, so heißt das nicht: du sollst unmittelbar (zuerst) lieben und vermittelst dieser Liebe (nachher) wohltun, sondern: tue deinem Nebenmenschen wohl, und dieses Wohltun wird Menschenliebe in dir wirken“ (Metaphysik d. Sitten II, S. 171). Paulsen definiert die Nächstenliebe als die habi-

Digitized by Google

tuelle Willensrichtung auf die Erhaltung und Emporhebung fremden Lebens (Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 306). Die berühmteste Beispielerzählung der Nächstenliebe ist die vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 30ff.).

nachtwandeln s. Schlafwandeln.

naiv (lat. nativus, fr. naïf, zuerst durch Gellert [1715 bis 1769] ins Deutsche eingeführt), eigtl. angeboren, heißt das Natürliche in Gedanken, Empfindungen, Worten und Werken. Es bildet den Gegensatz zum Anerzogenen, Gekünstelten und Konventionellen. Kant (1724—1804) definiert Naivität als den „Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur anderen Natur gewordene Verstellungskunst“ (Kr. d. U., § 54, S. 225). Als Kennzeichen einer harmlosen, unschuldigen und unkundigen Seele erscheint das Naive dem Gebildeten oft rührend und reizend, oft aber auch dumm und lächerlich. Sobald der Mensch absichtlich den Naiven spielt, wird der Mann zum Komödianten, das Weib zur Kokette. Schiller (1759—1805) stellt in seinem Aufsatz in den Horen (1795 ff.) der naiven die sentimentalische Dichtung und damit Goethes Richtung seiner eigenen Richtung entgegen. Das Naive erklärt er für dasjenige, in dem Natur mit der Kunst in Kontrast steht und sie beschämt. Nach den Begriffen naiv und sentimentalisch werden zwei Grundformen der poetischen Darstellung unterschieden. Die Dichtung der Alten war danach zumeist naiv, objektiv, aus unmittelbarem Sicheinsfühlen mit der Natur entstammend, die Dichtung der Neuzeit ist dagegen meist sentimentalisch, subjektiv, die Naturgemäßheit nur anstrebend.

Name (ahd. namo, mhd. name, gr. ὄνομα, lat. nomen) ist die sprachliche Bezeichnung eines Dinges zur Unterscheidung von anderen. Der Name faßt als Zeichen des Ganzen, ein Merkmal benutzend, seine Merkmale zusammen und bildet ihr äußeres Band. Er ist entweder Gemeinname (Gattungsname) und bezeichnet Gegenstände und Personen, wie sie mehrfach vorhanden sind, oder er ist Eigenname und bezeichnet einen Gegenstand, wie z. B. ein Land, eine Stadt, einen Berg, einen Fluß usw., oder eine Person, die nur einmal vorhanden ist oder war. Die Eigennamen heißen im engeren Sinne Namen und sind durch Verwandlung der occasionellen, konkreten Bedeutung von Gemeinnamen in usuelle entstanden. Das Wort und der Begriff Name, sowie die Sitte, den einzelnen Menschen

Digitized by Google

Eigennamen zu geben, ist urindogermanisch und beruht auf einem natürlichen Bedürfnis. Für den Menschen deutet der Eigenname seine Identität an. Der Mensch erkennt sich und andere dadurch als die Nämlichen. Der Name bildet das äußere Korrelat für die Einheit des Ichs, wie das Bewußtsein das innere. Goethe sagt daher: „Der Name wird nicht wie ein Kleid getragen, sondern ist uns über und über angewachsen wie die Haut.“ Die Namengebung wird auch vom Menschen auf wertvolle Tiere (z. B. Rosse, Hunde) und wertvolle Gegenstände (z. B. Schwerter, Schiffe usw.) übertragen. — Vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl., Halle 1898, § 62, S. 81. Förstemann-Levin, Mittelhochdeutsches Namenbuch. Basel 1903. Heintze, Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle 1903.

Narrheit (abgel. v. ahd. narro = Verrückter, mhd. narre, gr. *μωρία*, lat. fatuitas) heißt im weiteren Sinne jede vom Gewöhnlichen stark abweichende Rede- und Handlungsweise, die verkehrten Sinn verrät und ins Lächerliche fällt. Im engeren Sinne heißt Narrheit eine Geisteskrankheit, die bald auf Geistesschwäche beruht und dem Blödsinn (s. d.) nahekommt, bald aus Größenwahn entspringt und sich als Sucht aufzufallen äußert. — Vgl. Idiot.

Nationalität (v. lat. natio v. nasci) heißt die Summe der einen durch lokalen Zusammenhang, gemeinsame Abstammung und Sprache zu bestimmter übereinstimmender Denk- und Handlungsweise geführten größeren Menschenkreis charakterisierenden Züge. Natürlicher Weise sollten sich Nation und Staat (Volk) dem Umfang nach decken, aber oft umfaßt ein Staat (Volk) in Wirklichkeit mehrere Nationalitäten, und andrerseits kann eine Nation auch in mehrere Staaten zerspalten sein. Die Nationalität zeigt sich in der eigenartigen Gestaltung des Anteils, den ein Volk an der menschlichen Kultur hat, in der Entwicklung des Rechtes, der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, überhaupt in der Geschichte des Volkes. Das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung und Zusammengehörigkeit ist die Grundlage des Nationalgefühls. Die rechte Erziehung hat den richtigen Anschluß des einzelnen an die Kultur und Denkweise seiner Nation und der Menschheit zum Ziele, meidet daher sowohl den Chauvinismus, d. h. die leidenschaftliche Überschätzung des Wertes der eigenen Nationalität, als auch den Kosmopolitismus, die Überspringung der nationalen Ziele im

Digitized by Google

Hinblick auf die Menschheit. Echte Nationalbildung pflegt das Menschliche in nationaler Eigenart. Die Idee der Nationalität ist in der Neuzeit durch die Romantik geschaffen. Die Theorie des Staates auf nationaler Grundlage im Rahmen des geschichtlich Gegebenen ist wohl gegenüber der älteren Gleichgewichtstheorie (Wiener Kongreß) ein Fortschritt des 19. Jahrhunderts. Man redet im besonderen von Nationalsitte, Nationalcharakter, Nationalliteratur, Nationalstolz, Nationalhaß usw. — Vgl. Bagehot, Der Ursprung der Nationen. Deutsch. Leipzig 1874. v. Kremer, Die Nationalitätsidee und der Staat. Wien 1885. F. J. Neumann, Volk und Nation. Leipzig 1888. Benedikt, Rasse und Nationalität. 1890. Eucken, Philosophie der Geschichte in Hinneberg, Kultur der Gegenw. I, VI, S. 256. H. Herrnritt, Nationalität und Recht. Wien 1899. A. Kirchhoff, Was ist national? Halle 1902. Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Halle 1905. F. Rosenblüth, Zur Begriffsbestimmung von Volk u. Nation. Berlin 1910.

Nativismus heißt in der Erkenntnistheorie die Lehre, daß unserem Geiste gewisse Anschauungen, Begriffe, Ideen und Grundsätze angeboren sind, so daß der Mensch sie fertig auf die Welt bringt. Der Nativismus hängt eng mit dem Rationalismus zusammen. Wer das Wissen aus einer beschränkten Zahl allgemeiner Begriffe, Ideen und Grundsätze ableiten zu können vermeint, kommt auch leicht dazu, das Allgemeinste dem Geist als ursprüngliches Besitztum zuzuschreiben. Den Nativismus vertrat in der griechischen Philosophie namentlich Platon (427—347), für den das Erkennen Erinnerung (*ἀνάμνησις*, vgl. Menon 13—21) war, in neuerer Zeit Descartes (1596—1650). Es bekämpfte ihn Locke (1632—1704), der alle angeborenen Ideen und Grundsätze leugnete, die Seele für ein leeres Blatt ansah, alles Wissen aus der Erfahrung ableitete und der rationalistischen Methode Descartes' die empiristische (genetische) Methode entgegensetzte. Leibniz (1646—1716) nahm eine vermittelnde Stellung ein, indem er nicht fertige Vorstellungen und Grundsätze, wohl aber den Intellekt selbst als angeboren ansah. — Der Nativismus wird vielfach auch Kant (1724—1804) zugeschrieben auf Grund seiner Lehre von der Apriorität von Raum, Zeit und den Kategorien, und er scheint auf den ersten Blick mit dieser Lehre tatsächlich verwachsen zu sein. Aber Kant versteht unter a priori nicht das Angeborene, sondern das, was zwar aus der

Digitized by Google

Vernunft stammt, aber in und mit der Erfahrung sich entwickelt. Nach Kant beginnt alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung und „Erfahrung ist ohne Zweifel das erste Produkt, welches unser Verstand hervorbringt“ (Kr. d. r. V., S. 1). Kant ist daher kein Nativist. Er erklärt Raum und Zeit für erworben, aber nicht für angeboren. Der Nativismus ist überhaupt eine den Tatsachen widersprechende Theorie. Alles Bewußte muß erst im Leben erworben werden. Aber der Nativismus empfängt seine Berichtigung durch die Entwicklungslehre. Die von den vorausgegangenen Generationen erworbenen Fähigkeiten vererben sich als Anlagen und müssen als angeboren bezeichnet werden. Die einzelnen Vorstellungen usw. werden dagegen stets erworben. — In der Psychologie heißt nativistische Theorie die dem erkenntnistheoretischen Nativismus nachgebildete Lehre, welche die räumliche Anordnung der Empfindungen des Gesichts- und Tastsinnes und somit das Zustandekommen der Wahrnehmungsvorstellungen von ausgedehnten im Raume lokalisierten Objekten aus einem dem wahrnehmenden Subjekte eigentümlichen Vermögen der Raumanschauung ableitet. — Vgl. Riehl, Der philosophische Kritizismus. I. Bd., Leipzig 1876, S. 303 ff.

Natur (mhd. natûre, seit dem 13. Jahrhundert, geb. aus lat. natura von nasci = geboren werden) bezeichnet allgemein alles, was, wie es ist, ohne fremdes Zutun ist, also alles, was sich nach den ihm innewohnenden Kräften und Gesetzen kausal entwickelt hat. Kant (1724—1804) nennt daher Natur im formalen Sinne „das erste innere Prinzip alles dessen, — was zum Dasein eines Dinges gehört“ (Met. Anf. d. Naturw., Vorr., S. III). So spricht man von der Natur der Dinge, der Planeten, der Elemente, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen, ja auch des einzelnen Menschen. In dieser Bedeutung ist die Natur der Gegensatz zum von außen Hineingetragenen, zum künstlich oder absichtlich Gemachten, mithin das Gegenteil von der Kultur, der Kunst und der Erziehung, ferner von der Absicht, der Sittlichkeit, der Freiheit. Auch Natur und Geist werden einander entgegengesetzt. — Von den älteren Philosophen haben die Kyniker und namentlich die Stoiker die Natur als die Richtschnur des menschlichen Handelns angesehen (*ἀκολούθως τῇ φύσει ζῆν*, naturam sequi), wobei sie sowohl an die eigene Natur (*ὁμολογουμένως ζῆν* Stob. II, 132 f. Diog. Laert. VII, § 89) als auch an die

Digitized by Google

Natur im allgemeinen dachten (*ὁμολογουμένως τῇ φύσει* Diog. Laert. VII, § 87. Vgl. Zeller, Die Philosophie der Griechen III, 1, S. 193ff.). Von den neueren hat vor allem J. J. Rousseau (1712—1778) die Natur im Gegensatz zur Kultur und Erziehung gepriesen. Ihm ist die erste Regel der Erziehung, die Natur zu beobachten und den Weg zu verfolgen, den sie vorzeichnet.

Faßt man den Begriff der Natur konkret, so heißt alles, was durch die äußeren Sinne wahrnehmbar ist, also die uns umgebende Welt mit ihren Gesetzen und mit ihrem gesamten Inhalt, Natur. Kant definiert daher Natur, in materieller Bedeutung genommen, „nicht als eine Beschaffenheit, sondern als den Inbegriff aller Dinge, sofern sie Gegenstände unserer Sinne, mithin auch der Erfahrung sein können, worunter also das Ganze aller Erscheinungen, d. i. die Sinnenwelt, mit Ausschließung aller nicht sinnlichen Objekte, verstanden wird“ (Metaph. Anfangsgr. der Naturw., S. III). Zu der Natur in dieser Bedeutung steht der Mensch je nach seiner Bildung und Weltansicht in verschiedenem Verhältnis, nämlich im praktischen oder ästhetischen oder theoretischen Verhältnis. In dieser Verschiedenheit liegt zunächst eine geschichtliche Entwicklung. Auf dem frühesten Standpunkt der Kultur sucht der Mensch die Natur seinen Zwecken zu unterwerfen, sie zum Organ seiner Tätigkeit zu machen, sie auszunutzen und zu beherrschen. Auf dem zweiten Standpunkt faßt er sie mit seinen Gefühlen auf. Seine Phantasie bevölkert sie über den Kreis des Organischen hinaus mit lebenden Wesen, indem sie die Produkte und Kräfte der Natur personifiziert. So entsteht die Naturreligion und Mythologie. Allmählich aber treten an Stelle der Phantasien klare Begriffe, an Stelle der Personifikationen Naturgesetze, und die theoretische, philosophische und wissenschaftliche Erforschung der Natur beginnt, die ihrerseits die praktische Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte steigert. Die Griechen setzten mit der klaren, wissenschaftlichen Naturforschung ein, das Mittelalter mied die Natur im allgemeinen wieder, erst die Neuzeit entwickelte, an die Griechen anknüpfend, mit der neugeschaffenen Methode der Induktion und auf Grundlage von Beobachtungen und Experimenten, sowie mit Hilfe der Mathematik zuerst in Italien, dann in den anderen Kulturländern die Naturforschung im vollen Umfange, und im 19. Jahrhundert hat die Naturforschung die größte Macht und Aus-

Digitized by Google

dehnung in der Wissenschaft und die weitgehendste Anwendung in der Technik gewonnen. Man hat jetzt die Natur als einen festen, unveränderlichen Gesetzen unterworfenen Mechanismus von unverlierbarer Masse und Energie und zunehmender Entropie (s. d) anzusehen gelernt, von dem jeder Zufall, jeder Verlust und jede Zutat ausgeschlossen ist. Aber die Art und Weise, wie der Mensch der Natur gegenübersteht, ist nicht nur eine Stufenfolge, sondern auch ein dauerndes Verhältnis. Jeder Mensch bei jedem Schritt durchs Leben, besonders der Landwirt und der Techniker, steht dauernd im praktischen Verhältnis zur Natur. Die ästhetische Naturbetrachtung wissenschaftlich gereinigt, ist auch auf dem Standpunkte der theoretischen Naturerfassung möglich und bezeichnet erst die Höhe der Kulturentwicklung.

In der Wissenschaft stellt man meist die Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichtswissenschaften einander gegenüber. Die Naturwissenschaften umfassen alles, was im Raume gegenwärtig existiert, die Geschichtswissenschaften alles, was in der Zeit vor uns geschehen ist. Jene suchen das Allgemeine, diese das Einzelne zu erfassen. Beide Gebiete haben aber auch viel Gemeinsames. Alle Gegenstände der Natur haben auch ihre Geschichte, und alle Ereignisse der Geschichte geschehen auf dem Grunde der Natur. Jedes Naturobjekt entwickelt sich, und alle historischen Begebenheiten haben ihre natürliche Seite. Zwischen Naturgesetzen und geschichtlichen Gesetzen ist aber ein Unterschied. Die Naturgesetze sind Formeln für die kausale Stetigkeit des Geschehens, die historischen dagegen schließen auch den Begriff der praktischen Willensfreiheit in sich ein. — Vgl. Geschichte, Geisteswissenschaften. —

Die Stellung der Religion und Philosophie zum Begriffe Natur ist, wie leicht begreiflich, eine sehr vielfach wechselnde gewesen. Die Religion der Griechen schrieb den Göttern nicht die Erschaffung, sondern nur die Ordnung der Natur zu. Das Judentum und das Christentum sah in der Natur Gottes Schöpfungswerk (natura creata, natura naturata), die Stoiker, Spinoza, Goethe, Schelling u. a. betrachteten die Natur und Gott als eins (deus sive natura, Gott-Natur). Ein Teil der griechischen Philosophen sah in der Natur das Wirkliche, so die Hylozoisten, Herakleitos, Empedokles, die Atomisten, Epikuros,

Digitized by Google

ebenso die französischen Materialisten des 18. und die Naturalisten des 19. Jahrhunderts. Für die Eleaten, Platon, Fichte u. a. war die Natur eine Scheinwelt, ein Nichtseiendes, ein Nicht-Ich, ein logisches und moralisches Produkt des Ichs. Aristoteles (384—322) rechnete zur Natur alles, was Körper und Größe ist, oder was Körper und Größe hat und sich darauf bezieht und die Prinzipien solcher Dinge. (De cael. I, 1 p. 268a 1. *Ἡ περὶ φύσεως ἐπιστήμη σχεδὸν ἡ πλείστη φαίνεται περί τε σώματα καὶ μεγέθη καὶ τὰ τούτων οὗσα πάθη καὶ τὰς κινήσεις, ἔτι δὲ περὶ τὰς ἀρχάς, ὅσας τῆς τοιαύτης οὐσίας εἰσίν.*) Alle Naturwesen haben das Prinzip der Bewegung und Ruhe in sich (Phys. Akroas. II, 1 p. 1926, 13 *τὰ μὲν γὰρ φύσει ὄντα πάντα φαίνεται ἔχοντα ἐν ἑαυτοῖς ἀρχὴν κινήσεως καὶ στάσεως, τὰ μὲν κατὰ τόπον, τὰ δὲ κατ' αὔξησιν καὶ φθίσιν, τὰ δὲ κατ' ἀλλοίωσιν*). Er sah in der Natur ein Nochnichtseiendes, aber die Möglichkeit des Seins in sich Schließendes. Kant (1724—1804), der sie am strengsten dem Gesetze der Kausalität unterordnete, reduzierte sie auf die Sinnenwelt der Erscheinungen (mundus sensibilis), deren Wesen unbekannt ist („Natur ist das Dasein der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist" Proleg. § 14, S. 71). Hegel (1770 bis 1831) faßte sie als den Geist in seinem Anderssein, Schelling (1775—1854) als ein System der unbewußten Vernunft, das in der Erzeugung des Bewußtseins seinen Zweck hat. Platon (427—347) und das mittelalterliche Christentum standen der Natur mit ethischer Abneigung gegenüber, J. J. Rousseau (1712—1778) mit der entgegengesetzten Gesinnung. Im allgemeinen ist die neuere Philosophie naturfreundlich geworden.

An der exakten Durchforschung des Einzelnen in der Natur arbeiten alle Zweige der Naturwissenschaften. Der ungeheure Nutzen dieser Naturforschung für die Praxis und für die Kultur liegt klar zutage, aber auch die dichterische und religiöse Erhebung und die Empfänglichkeit des Menschen für Natureindrücke leidet nicht unter der Naturerkenntnis. Im Gegenteil, die Größe und Schönheit der Natur bewundern wir Neueren mehr als die Alten. Der Fortschritt der Naturwissenschaft ist auch für die Philosophie wichtig. Es ist Sache der Naturphilosophie (s. d.), die Idee der Natur als Ganzes auszugestalten. Sie hat die einzelnen Ergebnisse der Naturwissen-

Digitized by Google

schaft als Grundlage zur Aufstellung einer Weltanschauung zu verwerten. — Vgl. Kultur. — P. Volkmann, Erkenntnistheoretische Grundz. der Naturwissenschaften. 2. Aufl. Leipzig 1909. W. Ostwald, Annalen der Naturphilosophie. Leipzig. 9 Bde. H. Driesch, 2 Vorträge zur Naturphilos. Leipzig 1910. W. Wundt, Die Prinzipien der mechanischen Naturlehre. Stuttgart 1910. J. Wiesner, Natur, Geist, Technik. Ausgewählte Reden, Vorträge und Essarp. Leipzig 1910. J. Roland, Natur und Mensch. Der Mensch in Beziehung zu den Naturkräften, biologisch und hygienisch dargestellt. Stuttgart 1910.

Naturalismus (nlat.) heißt in der Metaphysik diejenige Richtung, welche die Welt lediglich von der Natur aus zu begreifen versucht und kein höheres Dasein als das in der sichtbaren räumlich-zeitlichen Welt gegebene anerkennt. Der philosophische Naturalismus berückaichtigt nur die äußere und übersieht oder würdigt nicht genügend die uns durch unser Seelenleben bekannte innere Hälfte der Welt. — Vgl. Materialismus. — In der Ethik heißt Naturalismus diejenige Richtung, die die Sittlichkeit aus Naturtrieben abzuleiten versucht, wie dies Hobbes (1588—1679), Maundevile (1670—1733), Bolingbroke (1698—1751), Condillac (1715—1780), Helvetius (1715—1771), Lamettrie (1709—1751) u. a. getan haben. Auch Rousseau, Feuerbach, Haeckel und Nietzsche sind Vertreter des ethischen Naturalismus. — In der Kunst heißt Naturalismus die sich auf bloße Nachahmung der Natur und des natürlichen Lebens beschränkende Richtung, welche in jeder Idealisierung eine Unwahrheit sieht. Sie ist oft nichts weiter als Geschmacksverirrung und führt leicht zu einer Kunst des Platten, Gemeinen und Widerlichen. Das Haschen nach Originalität hat in der Gegenwart stellenweise zu diesem Niedergange der Kunst geführt. Doch haben es die bedeutendsten Vertreter des Naturalismus, z. B. in der Malerei von Rubens und Rembrandt bis Libermann und Uhde verstanden, durch geistvolle Verwendung der Farbe und des Lichts großartige und ergreifende Kunstwerke zu schaffen. In der Poesie der Gegenwart spielt der Naturalismus ebenfalls eine wichtige Rolle und zeigt sich auf allen Gebieten der Dichtung, ohne daß er es zu einer einheitlichen Richtung gebracht hätte. — Vgl. Historismus, Idealismus, Positivismus. — Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. Hamburg 1891. Valentin, Der

Digitized by Google

Naturalismus und seine Stellung in der Kunstentwicklung. Kiel 1891. L. Berg, Der Naturalismus. München 1892. Eremita (G. Lasson), Die moderne Richtung und die Kunst. Gr. Lichterfelde 1901. O. Korn, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Leipzig 1907. Fr. Paulsen, Philosophia militans. 3. u. 4. Aufl. Berlin 1908. O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 4. Aufl. Leipzig 1908. A. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. 2. Aufl. Tübingen 1909.

Natura naturans (mlat. = wirkende Natur) ist die scholastische und averroistische Bezeichnung der Schöpferkraft als des Urgrundes der Dinge im Gegensatz zur Natura naturata (gewordene Natur), dem Inbegriff der geschaffenen Dinge, so besonders bei Scotus Erigena (810—877). Beide Begriffe, deren Unterschied jedoch fließend ist, kehren bei Bruno, Spinoza und Schelling wieder. Spinoza (1632—1677) definiert: Per naturam naturantem nobis intelligendum est id, quod in se est et per se concipitur, sive talia substantiae attributa, quae aeternam et infinitam essentiam exprimunt, hoc est Deus, quatenus ut causa libera consideratur. Per naturatam autem intelligo id omne, quod ex necessitate Dei naturae sive uniuscuiusque Dei attributorum sequitur, hoc est, omnes Dei attributorum modos, quatenus considerantur ut res, quae in Deo sunt et quae sine Deo nec esse nec concipi possunt (Eth. I, Propos. 29. Schol.).

Natura non facit saltus (lat.: Die Natur macht keine Sprünge) bedeutet: In der Natur entwickelt sich alles stetig, stufenweise. Es ist dieses ein von Leibniz (1646—1716) und Kant (1724—1804) öfter gebrauchter Satz, der aber älteren Ursprungs ist. Schon in dem Discours véritable de la vie ... du géant Theutobocus (1613) findet sich der Satz: Natura in operationibus suis non facit saltum. Amos Comenius (1592—1671) hat in seiner Schrift de sermonis Latini studio (1638) die Worte: Natura et Ars nusquam saltum faciunt, nusquam fecerunt. Die Form: Natura non facit saltus rührt von Linné (1707—1778) (Philosophia Botanica 1751) her. — Vgl. Mutation. — Büchmann, Geflügelte Worte. 23. Aufl. Berlin 1907, S. 451.

Naturell (franz. naturel) nennt man die dem Menschen angeborene Beschaffenheit, welche Konstitution, Temperament, Denk- und Gefühlsweise umfaßt. Man kann auch von einem

Digitized by Google

Volks-, Familien-, Geschlechts- und Alters-Naturell sprechen. Kant (1724—1804) teilt das Charakteristische in Naturell oder Naturanlage, Temperament oder Sinnesart und Charakter schlechthin oder Denkungsart. Das Naturell geht „mehr (subjektiv) aufs Gefühl der Lust und Unlust, wie ein Mensch vom andern affiziert wird — als (objektiv) aufs Begehrungsvermögen" (Anthropolog., S. 254). — Vgl. Temperament, Charakter. — Horatius, Epistola ad Pisones.

Naturgefühl s. Naturschönheit.

Naturgesetz s. Gesetz.

natürlich heißt das den Naturgesetzen Gemäße. Gegensätze dazu sind: übernatürlich, d. h. dasjenige, was höheren Gesetzen gehorcht, künstlich, d. h. dasjenige, was von dem Menschen geschaffen ist und die Natur idealisiert, affektiert, d. h. dasjenige, was nicht von Natur vorhanden ist, sondern wovon nur der Schein erweckt wird. — Die natürliche Religion und Theologie steht im Gegensatz zur positiven oder geoffenbarten und umfaßt die Lehren von Gottes Dasein, seinem Wesen und seinen Eigenschaften, welche von der natürlichen Vernunft erkannt werden können. Jetzt versteht man unter natürlicher Theologie ungefähr soviel wie Religionsphilosophie (s. d.). Unter der natürlichen Religion versteht man das lediglich auf der vernünftigen Natur des Menschen beruhende religiöse Verhalten des Menschen. Naturreligion heißt dagegen die Religion der Naturvölker oder auch jede Form mythischer Religion. Die mythische Religion beruht auf der Personifikation der Naturkräfte, während die ethische Religion die Vorgänge und Kräfte der Natur in das Bereich des Geistes erhebt. — Die natürliche Zuchtwahl (natural selection) ist nach Darwin (1809—1882) das notwendige Resultat des Kampfes ums Dasein (struggle for life), d. h. das Überdauern der jedesmal tüchtigsten und am günstigsten gestellten Individuen einer Art.

Naturphilosophie heißt die Wissenschaft, welche das Wesen und Werden der unseren Sinne gegebenen Welt zu erforschen sucht. Die Alten, die Naturphilosophie und Naturwissenschaft noch nicht voneinander schieden, nannten sie Physik, die Neueren zum Teil Kosmologie. Jener Name bezeichnet jetzt die exakte Naturforschung, dieser nur einen Teil der philosophischen Naturforschung, die Lehre von der Entstehung und Beschaffenheit der Weltkörper. Der verbreitetste Name für

Digitized by Google

das Gesamtgebiet der philosophischen Naturforschung ist jetzt Naturphilosophie. In England, wo im allgemeinen die Möglichkeit der eigentlichen Naturphilosophie geleugnet wird, versteht man dagegen unter „Natural Philosophy“ nur Physik und Chemie. In ähnlicher Weise nennt Haeckel die durch die Descendenztheorie versuchte Erklärung der organischen Welt Naturphilosophie. Bei Wolf und Kant ist Naturphilosophie die Gesamtheit der von der Erfahrung unabhängigen philosophischen Spekulation über die Natur und Welt. Bei Schelling und Hegel wurde die Naturphilosophie zur begrifflichen Konstruktion der Natur, wodurch sie in Verruf kam. — Die Naturphilosophie ist die erste Phase der griechischen Philosophie und in dieser Phase die alleinige Philosophie gewesen, aber sie hat sich seitdem als Teil der Philosophie neben Psychologie, Metaphysik, Logik, Ethik und Ästhetik dauernd ihren Platz bewahrt. Höhepunkte hat sie in der Zeit des Aristoteles bei den Griechen, im XVI. Jahrhundert in Italien und am Anfang des XIX. Jahrhunderts in Deutschland durch Schelling erreicht, Tiefpunkte in der Zeit des Sokrates und um die Mitte des XIX. Jahrhunderts. In der Gegenwart zeigt sich wieder ein lebhafteres Interesse für die Naturphilosophie, auch in den Kreisen der Naturwissenschaft. Die Naturwissenschaft hat erkannt, daß sie in ihren Forschungen zu Grundbegriffen führt, die sie selbst nicht erklären kann. Die Aufgabe der Naturphilosophie wird daher sein, die Resultate der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen zusammenzufassen, die in ihnen entwickelten Begriffe so zu gestalten und weiterzubilden, daß sie sich nicht nur mit der Erfahrung, sondern auch mit den logischen Forderungen unseres Denkens decken und schließlich auch dafür zu sorgen, daß der Inhalt der Naturauffassung sich mit den Tatsachen der geistigen Welt zu einer umfassenden Weltanschauung verknüpfen läßt. Ihr Hauptvertreter in der Gegenwart ist W. Ostwald. Die Naturphilosophie hat ihre Grundlagen in logischen und mathematischen Gesetzen, in der Erfahrung und in allen einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft, besonders in der Mechanik, der Optik, der Licht-, Wärme- und Elektrizitätslehre, sowie in der Chemie. Sie prüft und verwendet die Resultate der einzelnen Forschungen dieser Wissenszweige und setzt sie zu den Tatsachen unseres Bewußtseins in Beziehung. Sie hat die Grundbegriffe, welche in diesen Wissengebieten vorkommen, zu prüfen, die allgemeinsten

Digitized by Google

Begriffe und Gesetze festzustellen und das Naturwissen in letzten Hypothesen abzuschießen. Begriffe, mit denen sie sich zu beschäftigen hat, sind z. B. Menge, Ordnung, Zahl, Zeit, Raum, Bewegung, Ruhe, Materie, Kraft, Masse, Arbeit, Energie, Leben, Entwicklung usw. Gesetze, die sie aufgestellt hat, sind z. B. das Gesetz der Erhaltung der Masse (s. d.), das Gesetz der Erhaltung der Energie (s. d.) und das Gesetz der Vermehrung der Entropie (s. d.). Soweit die Naturphilosophie zur Metaphysik in Beziehung tritt und das Naturwissen in letzten Hypothesen abzuschließen sucht, ist eine ihrer Hauptfragen die nach dem metaphysischen Grundprinzip des Weltprozesses. Die Alten waren bezüglich dieses Grundprinzips zum Teil Dualisten, d. h. sie setzten der Materie den Geist entgegen, so Pythagoras, Anaxagoras und Aristoteles und in neuerer Zeit Descartes. Andere Philosophen des Altertums und die meisten Philosophen der Neuzeit dagegen nahmen nur ein Prinzip an, waren also Monisten. Das eine Prinzip kann als stoffliche Vielheit (die Atome des Demokritos und Epikuros) oder als stoffliche Einheit (Hylozoisten) oder als geistige Vielheit (die Ideen Platons, die Monaden des Leibniz und Realen Herbarts) oder als geistige Einheit (die Idee Hegels, die Phantasie Frohschammers, der Wille Schopenhauers) oder endlich als Einheit von Geist und Materie (Spinoza, Schelling) gedacht werden. Als das Grundprinzip der Naturphilosophie bezeichnet in neuerer Zeit Ostwald die Energie. — Im allgemeinen herrscht gegen die Naturphilosophie gegenwärtig noch ein Vorurteil. Aber richtig und in den ihr zukommenden Grenzen betrieben, ist die Naturphilosophie zur Begründung einer Weltanschauung unentbehrlich. Ihre Gegner treiben selbst, sobald sie anfangen, ihre exakten Kenntnisse in Zusammenhang zu setzen, Naturphilosophie. Die Prozesse des organischen Lebens, die Existenz chemischer und physischer Kräfte, der Kristallisationsprozeß, die räumliche und zeitliche Existenz der Naturdinge zwingt zur Lösung von Problemen, die über die exakte Forschung hinausreichen. Der Einzelforscher kann für sich die Behandlung dieser Probleme abweisen, aber die Wissenschaft im ganzen stellt diese Probleme auf und muß auch an ihrer Lösung arbeiten. — Vgl. Newton, Philosophiae naturalis principia mathematica. London 1687. Deutsch von Wolfers. Berlin 1872. A. v. Humboldt, Kosmos. 1845. Schaller, Geschichte d. Naturphilos. von Bacon bis auf unsere

Digitized by Google

Zeit. 2 Bde. Leipzig 1831—1846. Helmholtz, Popul. wissenschaftl. Vorträge. 1845—58. 1865. 1871. Haeckel, Natürl. Schöpfungsgeschichte. Berlin 1868. E. Dubois-Reymond, Über die Grenzen d. Naturerkennens. Leipzig 1872. Derselbe, Die sieben Welträtsel. Leipzig 1883. Fr. Schulze, Philosophie der Naturwissenschaft. 2 Bde. Leipzig 1881—82. F. A. Lange, Gesch. d. Materialismus. 5. Aufl. Iserlohn 1896. W. Ostwald, Annalen der Naturphilosophie. Leipzig 1902 ff. E. v. Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. Leipzig 1902. W. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. 3. Aufl. Leipzig 1905. K. Frenzel, Über die Grundlagen der exakten Naturwissenschaften. Leipzig u. Wien 1905. J. Reinke, Die Welt als Tat. 4. Aufl. Berlin 1905. Naturphilosophie in Hinneberg, Kultur der Gegenw. I, VI, S. 138 bis 172. E. Mach, Erkenntnis u. Irrtum. Leipzig 1905. Die Analyse der Empfindungen. 5. Aufl. Jena 1906. F. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. 2. Aufl. Leipzig 1906. E. Becher, Philosophische Voraussetzungen der Naturwissenschaften. Leipzig 1907. W. Wundt, Logik. 3. Aufl., Bd II, Abt. 1. Stuttgart 1907. J. Classen, Vorlesungen üb. moderne Naturphilosophie. Hamburg 1908. O. Closs, Kepler und Newton und das Problem der Gravitation in der Kantischen, Schellingschen und Hegelschen Naturphilosophie. Heidelberg 1908. W. Frost, Naturphilosophie. Leipzig 1910. A. Hopf, Natur- und Kunstschaffen. Eine Schöpfungsurkunde. Jena 1910. H. Rudolph, Die mechanische Erklärung der Naturerscheinungen insbes. d. Relativbewegung, des Planckschen Wirkungselements u. d. Gravitation. Coblenz 1910. J. Pickler, Die Stelle des Bewußtseins in der Natur. Leipzig 1910. Mor. Schlick, Die Grenze der naturwissenschaftlichen und philosophischen Begriffsbildung (Vierteljahrszeitschr. f. wiss. Phil., S. XXXIV, Heft 2), Leipzig 1910.

Naturrecht s. Rechtsphilosophie.

Naturschönheit heißt die Schönheit der nicht von dem Menschen geschaffenen, sondern ohne sein Zutun in der Natur gegebenen Dinge. Das Naturschöne liegt vor allem in der Linie, der Bewegung, dem Klang, dem Licht und den Farben, im Himmelsblau, im Sternenhimmel, im Spiel der Wolken und der Winde, im Meer und den Wassern, in den Gebirgen und Landschaften, in der Vegetation und der Tierwelt, dem Duft der Blüten, dem Gesang der Vögel usw., und ganz besonders

Digitized by Google

in der natürlichen Gestalt, Bewegung und Betätigung der Menschen. In allen Gebieten der Natur ist vorübergehend oder dauernd vieles vorhanden, was durch die Sinne auf das Gefühl einwirkt und ein geistiges Wohlgefallen hervorruft. Von dem metaphysischen Standpunkte hängt es ab, ob man in diesem Schönen ein objektives Gesetz der Natur selbst, oder ob man darin nur eine unabsichtliche Wirkung der Naturobjekte auf das Subjekt sehen will. Die Teleologie nimmt den ersten Standpunkt ein, der Mechanismus dagegen den letzteren. Kants Kritizismus neigt innerlich zur ersteren, bleibt aber vor einer metaphysischen Entscheidung stehn und betrachtet die Schönheit nur als subjektiveZweckmäßigkeit. Das Naturgefühl hat seine Geschichte. Die lyrische Poesie der Griechen zeigt, daß das Naturgefühl im Altertum keineswegs gefehlt hat. Im Mittelalter ist zur Zait des Minnesangs der Sinn für das Liebliche und Schöne in der Natur rasch erwacht, während das Verständnis für das Erhabene noch gefehlt hat. In der Neuzeit erwacht das Naturgefühl auch für das Erhabene bei Haller und Rousseau. Den reichsten, auf tiefere Durchforschung der Natur und auf die Idee der Verwandtschaft des Menschenherzens und der Natur gegründeten Natursinn entwickelte Goethe. Seitdem ist die Freude und das Verständnis für die Natur in weite Kreise gedrungen. — Vgl. Hallier, Ästhetik der Natur. Stuttgart 1890. O. Sterne (E. Krause), Natur und Kunst. Berlin 1891. Sir John Lubbock, The beauties of nature. 3. Aufl. London 1893. Deutsch. Basel 1900. Kralick, Weltschönheit. Wien 1894. Brunner und Wattenwyl, Betrachtungen über die Farbenpracht der Insekten. Leipzig 1897. Haeckel, Kunstformen der Natur. Leipzig 1899—1904.

Naturtrieb s. Trieb, Instinkt.

Naturwissenschaft s. Natur und Naturphilosophie.

Naturzustand (Naturstand) heißt in der Ethnologie der Zustand, in welchem sich die Menschen ursprünglich und vor der Zivilisation und Kultur befunden haben und noch manche Individuen und Völker sich gegenwärtig befinden, in der Jurisprudenz das noch durch kein bürgerliches Gesetz beschränkte Leben des Menschen. Daß der Übergang vom Naturzustande zu dem des Gesetzes durch einen ausdrücklichen Gesellschaftsvertrag (contrat social) veranlaßt sei, durch welchen die Menschen sich zu Staaten konstituiert haben, ist nur eine Fiktion (Rousseau). —

Digitized by Google

In der Dogmatik heißt Naturzustand der Zustand des Menschen vor Einwirkung der göttlichen Gnade. — Vgl. Staat.

Naturzweck heißt jeder Zweck, sofern er als ein Gesetz der Wirklichkeit gilt. Die Lehre von den Naturzwecken ist die Teleologie (s. d.).

Nebularhypothese s Kosmologie.

necessitieren (mlat., franz. v. necessitas = Notwendigkeit), nötigen, veranlassen, ist ein von den Scholastikern auf Leibniz (1646—1716) übergegangener Ausdruck, der von der Willensäußerung des Menschen da gebraucht wird, wo sie als gänzlich unfrei angesehen wird. Leibniz nimmt eine Mittelstellung ein, indem er meint, daß der Wille immer die Seite, zu der er am meisten neigt, ergreift. Er zieht zur Parallele den Satz herbei: Astra inclinant, non necessitant (Theodicee, § 43).

Negation (v. lat. negatio, gr. *ἀπόφασις*), Verneinung, heißt die Aussage, daß in einem Urteile einem Subjekt ein Prädikat nicht zukomme. Die Verneinung und ihr Gegenteil, die Affirmation oder Bejahung, ist eine Unterform der Kategorie der Verbindung oder Beziehung und somit eine Grundform des Denkens. Sie ist die Ausschließung des Prädikates vom Subjekt, der Eigenschaft von der Substanz, der Wirkung von der Ursache usw. Die Verneinung ist die Grundform des Trennens und Unterscheidens. Da alle Verneinung aus der Beziehung entspringt, ist sie nur am Positiven, als dessen Beziehung zu einem anderen Positiven, vorhanden. Reine Negation findet sich nirgends bei der Verbindung des Denkens mit dem Sein. In der Natur ist nichts durch absolute Negation zu begreifen. Überall stellt sie sich dem Forschenden, von anderer Beziehung aus genommen, wieder als Bejahung dar. Die Verneinung ist also eine sekundäre Beziehung des Denkens.

Die reine Negation ist daher nur eine höchste Abstraktion. Es ist unzulässig, sie zum selbständigen realen Faktor zu erheben, wie Hegel (1770—1831) tut. Es ist dies eine Hypostase (s. d.), die aus der Verwechslung des Abstrahierten mit dem Realen hervorgeht. Auch der Satz Spinozas (1632—1677), durch den die Bedeutung der Negation im menschlichen Denken übermäßig hoch geschraubt wird: Omnis determinatio est negatio (Jede Bestimmung ist Verneinung) ist nur für den zutreffend, der der Substanz allein, insofern sie das Allgemeine ist, das Dasein zuspricht, also nur für den Pantheisten.

Digitized by Google

Die besonderen Arten der Verneinung sind Gegensatz und Widerspruch. Der Gegensatz ist die Verbindung zweier einander einschränkender positiver Größen, der Widerspruch ist die Verbindung einer Größe mit ihrer Verneinung. Jener findet sich in der realen Welt, dieser nur in der logischen Abstraktion. Nur in Gedanken existiert der logische Widerspruch. Nur Gedanken widersprechen sich. In den Gegensätzen der Erscheinungen, welche nur die Endpunkte eines Ganzen, die sich einschränkenden Richtungen der Naturkräfte darstellen, wird das Ganze bejaht. In dem Widerspruch wird es verneint, oder es geschieht ihm Abbruch. Die Gegensätze bewegen die Natur und schaffen das Leben und die Veränderungen. Der Ausdruck für den Widerspruch ist der Satz des Widerspruchs (A ist nicht Nicht-A). Ohne diesen Satz existiert weder Verständigung noch Beweis noch Widerlegung. Denn auf ihm beruht die Bewahrung des Gewordenen, des Bestimmten als festen Besitzes der Erkenntnis. Der Gegensatz findet seinen Ausdruck in der Formel A—B=C. Für den Gegensatz also ist die Operation der Subtraktion der mathematische Ausdruck. Die Verbindung von A mit Non-A liefert nur das nihil negativum irrepraesentabile, ein Gedankenunding. Die Verbindung von A mit —A ist dagegen = 0, das nihil negativum repraesentabile. Der Gegensatz der positiven und negativen Größen in der Mathematik und Mechanik beruht nicht auf dem Widerspruch der Bejahung und Verneinung, sondern auf dem Gegensatz zweier einander aufhebender Operationen. Der erste, der scharf den Unterschied des logischen Widerspruchs und des realen Gegensatzes beleuchtete und erkannte, daß logische Negation und negative mathematische Größen etwas ganz Verschiedenes sind, war Kant (1724—1804) (Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763). — Vgl. Kr. d. r. V., 1781, S. 260—292. Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe. — Nichts.

Neid (ahd. nîd, mhd. nît = feindselige Gesinnung, Haß, gr. φθόνος), lat. livor heißt die Unlust über die Vorzüge oder das Wohlergehn anderer. Der Neid richtet sich auf ein bestimmtes Gut, einen bestimmten Genuß, ein bestimmtes Glück, welches ein anderer besitzt und das man ihm mißgönnt, selbst wenn man es gar nicht für sich haben möchte. Neid wird darum nicht unmittelbar und nicht stets zum Hasse, weil er zunächst auf die Objekte der einzelnen Begehrungskreise beschränkt

Digitized by Google

bleibt und auch schwindet, wenn die Vergleichung mit dem andern Menschen nicht mehr möglich ist. Aber weil er sich mit jedem neuen Anlasse tiefer ins Herz bohrt, wird er leicht zur Leidenschaft. Er ist ein Zeichen von Kleinlichkeit, niedriger Selbstsucht und beschränktem Verstande. Großherzige Seelen und intelligente Naturen sind des Neides nicht fähig. Die Erziehung hat ihn daher zu bekämpfen, sobald er sich in einem Kinde regt. Weil der Neid stets eine gewisse Homogeneität voraussetzt, so kehrt er sich, wie schon Xenophon (um 434 bis um 353 Memorabil. III, 9, 8) bemerkt, gegen Freunde, nicht gegen Feinde (*οὔτε μέντοι τὴν ἐπὶ φίλων ἀτυχίαις, οὔτε τὴν ἐπ' ἐχθρῶν εὐτυχίαις γιγνομένην [λύπην φθόνον εἶναι], ἀλλὰ μόνους — φθονεῖν τοὺς ἐπὶ ταῖς τῶν φίλων εὐπραξίαις ἀνιωμένους*). — Kant (1724—1804) unterscheidet Mißgunst (invidentia), den Neid, der nicht zur Tat ausschlägt, von dem qualifizierten Neide (livor), der zur Tat, einen anderen zu schädigen, fortschreitet. (Kant, Metaph. d. Sitten II, § 36, S. 133.) — Vgl. Schadenfreude, Mitgefühl.

Neigung (v. ahd. nîgan, mhd. nîgen = sich neigen, gr. *προθυμία*, lat. inclinatio, concupiscentia) heißt die zur Gewohnheit gewordene Begierde. Der subjektive Grund ihrer Möglichkeit ist der Hang. Wächst sie zu besonderer Höhe an, so heißt sie Leidenschaft. Die Neigung wurzelt tiefer in unserem Ich als die Begierde, weil sie sich durch wiederholte Vorstellung in ihm festsetzt und so eine stetige Disposition des Triebes erzeugt. Sie läßt sich daher auch schwer bekämpfen, denn sie wächst durch häufige Befriedigung. Vom Instinkt unterscheidet sich die Neigung durch die Kenntnis des Objekts. Im weiteren Sinne kann man sie als gewohnheitsmäßige Stimmung der Seele bezeichnen, im engeren als Stimmung des Begehrungsvermögens, im engsten Sinne als Regsamkeit eines sinnlichen Triebes ansehen. — Während Kant (1724—1804) die Neigung als die dem Subjekt zur Regel (Gewohnheit) dienende sinnliche Begierde definiert (Anthropol., § 77, ähnlich in Relig. innerb. d. Grenzen d. bl. Vernunft. 2. Aufl., S. 20, wo die Neigung als habituelle Begierde bezeichnet wird, anders in der Grundleg. zur Metaphysik d. Sitten, 2. Abschn., wo Neigung als „die Abhängigkeit des Begehrungsvermögens von Empfindungen" bestimmt wird), betonte Hegel (1770—1831), sie sei gar keine Begierde, sondern eine konstante, auf Erhaltung des Objekts gehende Willensrichtung. — Man kann materielle und intellektuelle

Digitized by Google

Neigungen unterscheiden. Jene sind entweder physische, d. h. unmittelbare (zu Nahrung, Geschlechtsgenuß, Schlaf), oder reflektierte, d. h. Mittel zu etwas anderem (zu Ehre, Gewalt, Geld). Die intellektuellen Neigungen sind ein gewohnheitsmäßiges Begehren aus reinem Vernunftinteresse. — Vgl. Sympathie, Begierde, Hang, Trieb.

Neminem laede (lat.) heißt: Verletze niemand! Dies ist ein von der alten Rechtslehre (Ulpianus) aufgestelltes juristisches Pflichtprinzip (lex iuridica). Es bildet mit den Sätzen: honeste vive (lex iusti) und suum cuique tribue (lex iustitiae) die Dreiheit klassischer Rechtpflichtenformeln. — Vgl. Kant, Metaph. d. Sitten I, Einl., S. XLIII.

Nemo ante mortem beatus (lat.: Niemand ist vor seinem Tode glückselig zu preisen), soll Solon zu Kroisos gesagt haben. Er hat aber vielmehr nach Herodotos (I, 32) gesagt: *πρὶν δ' ἂν τελευτήσῃ, ἐπισχεῖν μηδὲ καλέειν κω ὄλβιον, ἀλλ' εὐτυχέα.* Solon sprach dem Krösus also wohl Glück, aber kein vollkommenes Glück zu und erklärte, daß man einen Menschen vollkommen glücklich erst nennen könnte, wenn sein ganzes Leben vorläge, er also gestorben wäre.

Neovitalismus, neue Lebenskraftlehre heißt eine seit etwa 1905 ihr Programm entwickelnde neue Richtung in der biologischen Forschung, in der sich die nach neuen Prinzipien suchenden Bestrebungen der Biologen zu vereinigen suchen. Die Anfänge des Neovitalismus sind folgende gewesen: v. Hanstein (Der Zweckbegriff in der organischen Natur. Bonn 1880. Das Protoplasma. Heidelberg 1880) und v. Bunge (Lehrbuch der physiologischen Chemie. Leipzig 1887) gelangten zur Annahme eines besonderen Prinzips der organischen Natur. Rindfleisch (Ärztliche Philosophie. Würzburg 1885) wurde dann der eigentliche Begründer des Neovitalismus und verteidigte ihn 1895 auf der Lübecker Naturforscherversammlung gegen du Bois-Reymond (Rede am Leibniztage 1894 über Vitalismus). Driesch, stimmte schon 1893 Rindfleisch bei (Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft. Leipzig 1893). Auf der Lübecker Versammlung suchte auch Ostwald nachzuweisen, daß die mathematischen Formeln auf die Weltentwicklung unanwendbar wären (Die Überwindung des wissenschaftlichen Matarialismus. Leipzig 1895). Das in den Organismen wirkende Prinzip sei eine besondere Naturkraft. Seit 1905 tritt der Neovitalismus mit seinem Programm geschlossen vor, aber er

Digitized by Google

ist gegenwärtig noch keine fertige einheitliche Weltanschauung, sondern schließt noch unausgeglichene Gegensätze in sich ein. Er vereinigt alle die Biologen, denen die kausalmechanische und chemische Erklärung der organischen Welt (Rob. Mayer, v. Helmholtz, Clausius, Thomson) nicht genügt und die nach einem andern Prinzip der Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit als den Prinzipien der Variabilität und der Selektion suchen. Seine Hauptgedanken sind die Ablehnung des Materialismus, die Annahme eines absoluten Gegensatzes zwischen der unorganischen und organischen Natur, das Suchen nach einem neuen Erklärungsprinzip für die immanente Zweckmäßigkeit der Organismen und die Erklärung der Anpassung ohne Zuhilfenahme des Selektionsprinzips aus dem neu gewonnenen Lebensprinzip. Der Gegensatz innerhalb des Neovitalismus liegt hauptsächlich in der Wahl des neuen Erklärungsprinzips (Gestaltsamkeit, Dominanten, Entelechien usw.), das von einem Teil der Neovitalisten als psychischer Faktor angesehen wird, so daß ihre Richtung den Namen Psychobiologie, Psychovitalismus verdient, einem andern Teile als transscendentaler Faktor erscheint, so daß sie als Transscendentalvitalisten zu bezeichnen sind.

Der Neovitalismus bekämpft den Materialismus und behauptet, daß es unmöglich ist, das Wesen des organischen Lebens aus physikalischen und chemischen Gesetzen zu erklären, daß vielmehr dazu ein neues Erklärungsprinzip erforderlich ist. Nicht nur der Mensch, sondern auch das Tier und die Pflanze ist beseelt, und der Materialismus scheitert an der Tatsache des organischen Lebens. Wenn einige Neovitalisten (wie Francé) in dieser Stellungsnahme gegen den Materialismus zugleich einen Gegensatz gegen die Darwinsche Selektionstheorie sehen und dadurch Darwin in untrennbare Verbindung mit dem Materialismus setzen wollen, so ist dies ein Irrtum und eine falsche Beschuldigung des Darwinismus, gegen die er sich mit Recht wehrt.

Der Neovitalismus nimmt ferner einen absoluten Gegensatz zwischen der unorganischen und organischen Natur an. In jener herrscht die Kausalität, in dieser neben der Kausalität eine besondere Gesetzlichkeit.

Die besondere Gesetzlichkeit des Organischen äußert sich in dem zweckmäßigen Verlauf jedes organischen Vorganges. Es besteht eine Analogie zwischen der zweckvollen Tätigkeit

Digitized by Google

des Menschen und der Arbeit der lebendigen Organe des organischen Körpers, die sich nach der nützlichen Seite hin vollzieht. Die Reaktion der Organe überwindet nicht immer schädliche Reize, aber sie bewegt sich stets in der Richtung auf das Zweckmäßige hin. Sie führt nicht immer zum Ziele, aber sie strebt nach der Ansicht der Neovitalisten, der freilich von den Darwinisten in Rücksicht auf die Dysteleologie der Natur lebhaft widersprochen wird, immer zum Ziele.

Der Neovitalismus leitet aus der Zielstrebigkeit der Organismen ohne Zuhilfenahme des Selektionsprinzipes die Anpassung der Organismen an veränderte Lebensbedingungen ab. Die direkte Anpassung ist nach Analogie der zielstrebigen Handlungen verständlich. Bei den menschlichen vernunftmäßigen Handlungen ermöglicht frühere Erfahrung, von verschiedenen Möglichkeiten gleich die beste zu wählen. Ebenso erklärt sich das zweckmäßige Aufpicken der nahrhaften Körner und das Vermeiden der übrigen beim Küchlein aus der Erfahrung bei früheren Proben. Der Neovitalismus überträgt diese Erklärung aber auch auf alle organischen Wesen bis zu den einzelligen Wesen herab. Reize bleiben im Gedächtnis, und die primitiven Erfahrungen werden zur Wahl des bedürfnisbefriedigenden Mittels verwandt. Auf diese Weise erklären sich nicht nur die äußeren Handlungen, sondern auch die Stoffwechselveränderungen und Wachstumsprozesse der Organismen und damit zweckmäßige Neubildungen in ihrem Reiche. Der Neovitalismus versucht also aus der Analogie zweckmäßig reizverwertenden Handlungen die Teleologie direkter Anpassungen nach dem Kausalitätsschema verständlich zu machen.

Das Lebensprinzip der organischen Körper wird von einem Teil der Neovitalisten als seelisches Prinzip gefaßt. Zwischen der zweckmäßigen, also vernunftgemäßen Arbeit der lebendigen Organe des organischen Körpers und der Tätigkeit der bewußten denkenden Seele, der *ψυχὴ νοητική*, besteht eine Analogie. Die Ursache der Zweckmäßigkeit der Organismen ist für die Anhänger dieser Ansicht also ein psychischer Faktor. Sie bilden den engeren Kreis der Psychobiologen oder Psychovitalisten. Das Psychische im Menschen ist nicht etwas Transscendentales, sondern ist durch Selbstwahrnehmung empirisch gegeben. Die Beseelung der Tiere kann auf Grund der Descendenzlehre und des Kontinuitätsprinzips mit gleicher Sicherheit erschlossen werden, und es sind ausreichende Gründe vor-

Digitized by Google

handen, psychische Elemente auch bei den Pflanzen anzunehmen. So gelangt man zu einer dualistischen Weltauffassung durch Entgegensetzung des Unorganischen und Organischen mittels des psychischen Faktors, der es geraten erscheinen läßt, an Stelle der parallelistischen wieder die Wechselwirkungshypothese zu setzen. Jedoch liegt in dieser Stellungsnahme wider den Parallelismus kein wesentliches Element der psychovitalistischen Richtung. Viel wichtiger ist der Versuch, auf die psychovitalistische Theorie eine Descendenzlehre aufzubauen, die der Lamarckschen Theorie verwandt ist und die Umbildung der Arten durch Vererbung der durch teleologische Handlung gewonnenen Anpassungen lehrt (Pauly). Aber grade dieser Psycholamarckismus macht für viele Biologen diese Richtung unannehmbar, da die Vererbung somatischer Eigenschaften trotz alles Postulierens noch unsicher bleibt und in ihrem Geltungsbereich noch nicht festgestellt ist. Andrerseits erscheint die ablehnende Haltung der Psychobiologen gegen das Selektionsprinzip sachlich nicht berechtigt. Es ist eine Annäherung des Psychovitalismus an den Darwinismus daher durchaus möglich.

Ein anderer Teil der Neovitalisten sieht in dem Lebensprinzip der organischen Körper ein transscendentales Prinzip. Nach diesen Transscendentalvitalisten soll ein nichtenergetisches aber Energien leitendes und umgestaltendes Prinzip den Organismen innewohnen, für das man entweder den aristotelischen Begriff der Entelechie (s. d.) in Anspruch nimmt (Driesch 1905), oder ein immaterielles, supraindividuelles, finales aber unbewußtes und weder Gedächtnis noch Reflexion, noch Kenntnisse, noch Ideen besitzendes Lebensprinzip (E. v. Hartmann) oder Dominanten, die der Ausfluß einer kosmischen Intelligenz, eines Prinzips der Weltvernunft sind (Reinke), in Anspruch nimmt. Der transscendentale Vitalismus verliert sich mit diesen Hypothesen gänzlich aus dem Reich der Wissenschaft und der Erfahrung in das Reich der Phantasie und der Erfindung.

Der gesamte Neovitalismus aber zeigt bei redlichen Bemühungen doch noch eine Unfertigkeit seiner Bestrebungen, die zur äußersten Vorsicht mahnt und uns im Prinzip kaum über Kants Auffassung des Organischen hinausführt. Vertreten ist die neovitalistische Richtung durch v. Hanstein, Driesch, Reinke, E. v. Hartmann, v. Bunge, G. Wolff, K. C. Schnei-

Digitized by Google

der, Pauly, Francé, A. Wagner, Cossmann u.a.m., der Psychovitalismus durch Pauly, Francé, Schneider, Wagner, der Transscendentalvitalismus durch Driesch, Reinke, v. Hartmann. — Vgl. Vitalismus, Organismus, Biologie, Teleologie, Pflanzenseele. — G. Wolff, Der gegenwärtige Stand des Darwinismus. Leipzig 1896. Beiträge zur Kritik der Darwinschen Lehre. Leipzig 1898. Bütschli, Mechanismus und Vitalismus. Leipzig 1901. Neumeister, Betrachtungen über das Wesen der Lebenserscheinungen. Jena 1903. G. Wolff, Mechanismus und Vitalismus. 2. Aufl. Leipzig 1906. K. C. Schneider, Vitalismus. Wien 1903. Über den heutigen Stand der Descendenztheorie. Wien 1904. Einführung in die Descendenztheorie. Jena 1907. Vitalismus. Leipzig 1903. A. Pauly, Wahres und Falsches an Darwins Lehre. München 1902. Darwinismus und Lamarckismus. München 1905. H. Driesch, Der Vitalismus als Geschichte und Lehre. Leipzig 1905. E. v. Hartmann, Das Problem des Lebens. Sachsa 1906. J. Reinke, Haeckels Monismus und seine Freunde. Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. Leipzig 1907. Die Natur und Wir. 2. Aufl. Berlin 1908. Neues vom Haeckelismus. Heilbronn 1908. A. Wagner, Der neue Kurs in der Biologie. Stuttgart 1907. Geschichte des Lamarckismus. Stuttgart 1909. L. Plate, Selektionsprinzip. Leipzig 1908, S. 439—449. Siegfr. Becker, Lit. Z. Bl. 1909, Nr. 45. Sp. 1458—61. R. H. Francé, Der heutige Stand der Darwinschen Frage. Leipzig 1907. Die Lichtsinnesorgane der Algen. Stuttgart 1908. Pflanzenpsychologie als Arbeitshypothese der Pflanzenphysiologie. Stuttgart 1909.

Nervengeist (lat. spiritus animalis), Lebensgeist, heißt bei älteren Philosophen das zwischen Leib und Seele vermittelnde Medium. Schon die Stoiker reden davon im Anschluß an die Quintessenz des Aristoteles (vgl. Äther). Die Neuplatoniker, ferner die aristotelischen Scholastiker, Galenus (131 bis 200) und Thomas von Aquino (1225—1274) verwarfen diese Theorie; sie kam aber durch Bacon (1561—1626) und Descartes (1596—1650) wieder in Aufnahme. Letzterer beschreibt die Lebensgeister als feine, sehr bewegliche Blutteilchen, die von der Herzwärme verdünnt, in Menge dem Gehirn zuströmen und von dort durch die Poren der Gehirnsubstanz in die Nerven und Muskeln gelangen und den Körper auf alle mögliche Art in Bewegung setzen (Pass. I, 10). Nicht

Digitized by Google

nur den Lebensprozeß leitete Descartes von ihnen ab, sondern auch die Empfindung, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, die sinnlichen Begierden und Leidenschaften, endlich auch die willkürlichen Bewegungen. Auch Malebranche (1638—1715), Hobbes (1588—1679) und Platner († 1818) verteidigten diese Annahme, und die Schellingsche Schule hat sie erneuert. Man kann endlich den „Ätherleib" (s. d.) des jüngeren Fichte als Reminiszenz daran betrachten.

nervus probandi (lat.), Nerv des Beweises, heißt der wichtigste Beweisgrund, welcher einem Beweise Kraft verleiht. — Vgl. Beweis, Argument, Grund.

Neugier (nhd. aus dem nd. stammend, lat. novarum rerum cupiditas) heißt der unschädliche, im Wesen des Menschen begründete Hang, Neues kennen zu lernen. „Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen, sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge gegeneinander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue, suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße, endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht" (Goethe, Hermann und Dorothea I). Von der Wißbegierde unterscheidet sich die Neugier dadurch, daß dieser das Gewußte, jener das Wissen die Hauptsache ist. Zum Fehler wird die Neugier, wenn sie entweder auf Eitles gerichtet ist, oder einem unsittlichem Motive, der Klatschsucht u. dgl., entspringt. Der Reiz der Neuheit ist unbestritten groß. Das unbedeutendste Geräusch kann unsere tiefste Spekulation und Andacht stören. Alles Neue imponiert zuerst, wie die Geschichte der menschlichen Narrheit beweist.

Neukantianismus heißt die philosophische Richtung der Gegenwart, die von der kantischen Philosophie ausgeht, diese aber nach allen Richtungen hin kritisch berichtigt und sachlich durch die Erfahrungswissenschaften ergänzt. Sie ist weniger eine Wiederherstellung der kantischen Philosophie, als Kantforschung zum Zweck der philosophischen Orientierung auf dem Boden der neueren Erkenntnistheorie. Der Kritizismus Kants wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch die großen idealistischen Systeme, Fichte, Schellings und Hegels und durch das realidealistische System Herbarts zurückgedrängt. Seit den sechziger Jahren vollzog sich aber eine Rückwendung zu Kant. Die Vertreter des Neukantianismus gingen freilich bei Verwertung der kritischen Grundgedanken Kants in dem Aufbau ihrer Ideen von vorneherein ziemlich weit auseinander. Begründet wurde

Digitized by Google

der Neukantianismus durch O. Liebmann und Fr. Alb. Lange. O. Liebmann geht von Kant aus zu einer neuen Analysis der Wirklichkeit über. Nach Langes Auffassung beschränkt sich unsere Erkenntnis auf die Erfahrung, und den Ideen kommt moralischer Wert, aber keine wissenschaftliche Wahrheit zu. H. Cohen sieht die Einzelseele als bloße Erscheinung an, nimmt aber hinter ihr ein reines Bewußtsein an, dessen Funktionen Raum, Zeit und die Kategorien sind. Andere Neukantianer sind Fr. Schultze, C. Natorp, Stammler, Staudinger, K. Laßwitz, B. Erdmann, B. Stadler, A. Krause, Vorländer, H. Vaihinger, E. Arnoldt, R. Reicke, W. Windelband, Th. Lipps, E. König u. a. Auch E. Laas und A. Riehl sind von Kantianismus und seiner Kritik ausgegangen. Selbst v. Helmholtz und Zöllner haben dem Kantianismus nicht fern gestanden. — Vgl. Kantianismus, Kritizismus, Empirismus. — O. Liebmann, Kant und die Epigonen. Stuttgart 1865. Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus. Iserlohn 1866. 7. Aufl., 1902. H. Cohen, Kants Theorie der Erfahrung. Berlin 1871. 2. Aufl. 1885. Kants Begründung der Ethik. Berlin 1877. System der Philosophie. Bd. I. Logik des reinen Erkennens. Berlin 1902. Bd. II. Ethik des reinen Willens. Berlin 1904. usw.

Neuplatoniker oder Platoniker der alexandrinischen Schule heißen die Anhänger Platons im 2. und 3. Jahrh. n. Chr., welche die griechische Philosophie mit orientalischen religiösen Ideen verschmolzen. Ihr Ansehen erklärt sich aus dem Hange jener Zeit zur Mystik, aus der Verzweiflung am alten Heidentum und dem Wunsche, dem immer mächtiger werdenden Christentum zu widerstehn. Das Ziel der Neuplatoniker war nicht nur die Erkenntnis, sondern die unmittelbare Anschauung des Absoluten. Die Welt erklärten sie durch Emanation (s. d.) aus einem unerkennbaren und bestimmungslosen Urwesen (Gotte). Die Erhebung zu Gott geschah durch Askese, Theurgie und Ekstase. Das Göttliche sollte nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Gefühl und mit einem höheren Organ, als die Vernunft ist, unmittelbar erfaßt werden (vgl. Logos). Als Stifter dieser Schule gilt Ammonius Sakkas (ca. 175—242), dessen Schüler Plotinos (205—270) die Lehre ausführlich gestaltete, dann folgen Porphyrios (233—304) und Jamblichos († 333) als Schulhäupter. Augustinus (353—430) fand im Neuplatonismus die Mittel zur Rechtfertigung des

Digitized by Google

Christentums und erkannte auch den neuplatonischen Gottesbegriff an. Justianus machte 529 n. Chr. dem Neuplatonismus ein Ende, indem er die athenische Philosophenschule schloß und ihr Vorträge verbot. Im 15. Jahrh. erwachten die neuplatonischen Lehren in der „Platonischen Akademie" (Marsilius, Ficinus) wieder. — Vgl. Fichte, De philosophiae novae Platonicae origine. Berlin 1818. A. Richter, Neuplatonische Studien. 1864—1867. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Bd. I, 3. Aufl., Freiburg 1894. Whittaker, The New-Platonists. Oxford 1901. H. Becker, Augustin. Studien zu seiner geistigen Entwicklung. Leipzig 1908. Zeller, Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie. 9. Aufl. (Lortzing). Leipzig 1909, § 90—101, S. 292—338.

Neupythagoreer hießen die Philosophen vom 1. Jahrh. v. Chr. bis ins 1. u. 2. Jahrh. n. Chr., welche die Lehre des Pythagoras erneuerten, sie unter dem Einfluß des Orients mit religiösen Anschauungen verbanden und sie hierdurch zur Theosophie umbildeten. Der Neupythagoreismus verbindet Zahlenlehre, Religion, Heiligung des Lebens, Askese und Theurgie mit einander. Er hat sich teils zum Monismus, teils zum Dualismus entwickelt. Begründet wurde der Neupythagoreismus durch Nigidius Figulus (1. Jahrh. v. Chr.). Anhänger desselben waren dann Sotion (Zeit des Augustus), Apollonios von Tyana (Nero), Moderatus aus Gades (Nero), Nikomachos von Gerasa (Zeit der Antonine), und Secundus von Athen (Hadrian). — Vgl. Jülg, Neupythagoreische Studien. Wien 1892. Schmekel, Die Philosophie der mittleren Stoa in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Berlin 1892.

neurodynamisch nennt Wundt (Grundriß d. Psychol., S. 323) die Wechselbeziehung der verschiedenen Hirnpartien, kraft welcher die durch die Funktionshemmung angehäufte Energie nach anderen Zentralgebieten abfließt. Durch diese wie auch durch die vasomotorische Kombination wird zum Teil der Hypnotismus erklärt.

Neuspinozismus kann die Philosophie Schellings und Hegels genannt werden, die beide von Kant ausgingen, aber Spinozas Lehre von Gott, Geist und Natur fortentwickelten.

Neuthomismus s. Katholizismus und Philosophie.

Newtonsche leges motus nennt man die drei von Newton (1642—1727) aufgestellten Gesetze der Bewegung:

1. Jeder Körper beharrt in seinem Zustande der Ruhe

Digitized by Google

oder der gleichförmigen geradlinigen Bewegung, wenn er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, seinen Zustand zu ändern.

2. Die Änderung der Bewegung ist der Einwirkung der bewegenden Kraft proportional und geschieht nach der Richtung derjenigen geraden Linie, nach welcher jene Kraft wirkt.

3. Die Wirkung ist stets der Gegenwirkung gleich, oder die Wirkungen zweier Körper aufeinander sind stets gleich und von entgegengesetzter Richtung. —

Vgl. Gravitation. — Newton, Philosophiae naturalis principia mathematica. London 1687. Deutsch von Wolfers. Berlin 1872. Rosenberger, Js. Newtons und seine physikalischen Prinzipien. Leipzig 1895. Tait, Newtons laws of motion. London 1899.

Nicht-Ich bedeutet, besonders bei Fichte, die Außenwelt (s. d. W.). — Vgl. Ich.

Nichts (nhd. entstanden aus dem Genetiv nihtes von mhd. niht, ahd. niwiht, neowiht, zusammengesetzt aus ni eo wiht = nie etwas, lat. nihil) und sein Gegenteil, **Etwas,** sind die dem Begriffe des Möglichen und Unmöglichen übergeordneten Begriffe. Nichts bezeichnet logisch 1. den leeren Begriff ohne Gegenstand der Anschauung, ein bloßes Gedankending (ens rationis), wie es die Nooumena ohne korrespondierende Anschauung sind; 2. den Begriff des fehlenden Gegenstands, wie den Schatten, die Kälte, die Finsternis (nihil privativum); 3. die leere Anschauung ohne Gegenstand, wie den leeren Raum, die leere Zeit (ens imaginationis); 4. den unmöglichen Begriff oder den Widerspruch in sich selbst (nihil negativum), z. B. die geradlinige Figur mit zwei Seiten, also ein Unding, von dem man sich überhaupt gar keinen Begriff machen kann.

Im metaphysischen Sinne bedeutet Nichts die Aufhebung aller Realität (metaphysisches Nichts). Nach griechischer und indobrahmanischer Metaphysik wird aus dem metaphysischen Nichts nichts, oder das Sein ist ewig. Also das Entstehn des einen Seins aus dem andern ist nur Schein (Eleaten). Die jüdisch-christliche und buddhistische Lehre behauptet dagegen, daß aus dem Nichts das Sein (durch Schöpfung) geworden sei und daß das Nichts aus dem Sein (Übergang in das Nirvâna) werde. Leugnung des Seins überhaupt heißt absoluter, Leugnung eines vom Denken unterschiedenen Seins relativer Nihilismus, dagegen Leugnung allgemein gültiger Rechts- und Sittengesetze

Digitized by Google

schlechthin Nihilismus. In der Theologie nannte man Nihilismus die dem P. Lombardus zugeschriebene Ansicht, daß Christus, sofern seine menschliche Natur keine Selbständigkeit besitzt, kein Individuum, also nichts ist.

Das Nichts mit Hegel (1770—1831) zu einem Realprinzip der Wirklichkeit zu machen, ist unzulässig (vgl. Negation). Platon (427—347) bezeichnete die Materie als Nichts (non ens, μὴ ὄν), was aber in einem mehr relativen als absoluten Sinne zu verstehn ist; der Stoff für sich, sofern er noch nicht Form trägt, ist für Platon nichts. — Vgl. Form, Materie, möglich.

Nichtzuunterscheidendes (lat. indiscernibile) nannte Leibniz (1646—1716) das absolut Gleiche und stellte das Prinzip (principium identitatis indiscernibilium) auf, daß alles vollständig Ununterscheidbare auch real ein und dasselbe sei, daß es also in der Natur niemals zwei Dinge gebe, von denen das eine dem anderen völlig gleich und bei denen nicht ein Unterschied vorhanden sei (Leibniz, Monadol. 9). Leibniz berief sich zum Beweise dafür auf die Tatsache, daß niemand zwei ganz gleiche Baumblätter finden werde. Diese Behauptung ist an sich richtig, da jedes einzelne Ding von besonderen Ursachen herrührt. Aber es wurde mit Recht von Kant (Kr. d. r. V., S. 281, Amphibolie d. Reflexionsbegriffe) das Leibnizsche Intellektualsystem und die Leibnizsche Monadenlehre bekämpft, indem er nachwies, es gründe sich der Satz des Nichtzuunterscheidenden auf die Voraussetzung, daß, wenn in dem Begriffe von einem Dinge überhaupt eine gewisse Unterscheidung nicht angetroffen werde, sie auch nicht in den Dingen selbst anzutreffen sei, daß folglich begriffliche Einheit (der Qualität und Quantität nach) auch Einerleiheit der Dinge (numero eadem) zur Folge habe. Bei dieser metaphysischen Behauptung habe Leibniz Noumena und Phaenomena miteinander verwechselt und, was von bloßen Begriffen gelte, bei denen von manchen notwendigen Bedingungen einer Anschauung abstrahiert werde, auf die Gegenstände der Anschauung fälschlich übertragen. — Vgl. Individuum, Identität, Gleichheit.

niedlich (eigentlich erstrebenswert von ahd. nietsam = erstrebenswert, mhd. nietlich = mit Verlangen, mit Fleiß, von niot = Eifer, Streben) heißt das Kleine, wenn es gefällt, oder das Schöne, wenn es in Größe und Maß beschränkt ist. Niedlichkeit ist also die untere Grenze der Schönheit, die vom

Digitized by Google

Großartigen oder Erhabenen am weitesten abliegt. Kinderschönheit ist z. B. Niedlichkeit. Schönheit ist dem Grade nach mehr als Niedlichkeit. — Vgl. hübsch, reizend, Anmut.

niedrig (abgel. von ahd. nidar, nhd. nieder, mhd. nider = hinunter) nennt man diejenige Denk- und Handlungsweise, welche sich durch kleinliche, selbstsüchtige oder unedle Gesichtspunkte leiten läßt. — Vgl. gemein-niedrig.

Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu (lat.: Nichts ist im Verstande, was nicht vorher im Sinne war) lautet der Grundsatz des Sensualismus. Er wurde besonders von Locke (1632—1704) verteidigt, aber von Leibniz (1646—1716) angegriffen. Dieser fügte die Einschränkung hinzu: nisi intellectus ipse (außer der Verstand selbst), um anzudeuten, daß auch die Sinneswahrnehmung selbst nicht ohne die Mitwirkung des Intellekts zustande komme. Er widerlegte ferner den Sensualismus durch den Nachweis unbewußter und virtueller Vorstellungen. — Vgl. Empirie, Sensualismus.

Nihilismus s. Nichts.

Nil admirari s. Athaumasie.

Nirvâna (ind. = Erlöschen, Nichts) galt in der buddhistischen Auffassung als das höchste Ziel des menschlichen Strebens, die Erlösung vom Ich und der Individualität, das nur durch Erlangung der höchsten Erkenntnis und die Loslösung von allem irdischen Begehren erreicht werden kann. — Vgl. Nichts. — Oldenberg, Buddha. 4 Aufl. Stuttgart 1903. S. 303ff.

Noctambulismus (nlat.) heißt das Nachtwandeln, das Schlafwandeln. Es tritt bei Geisteskranken mitunter im Dämmerzustande ein. Die Kranken stehen beim Nachtwandeln aus dem Bett auf, nehmen mit geschlossenen oder starrgeöffneten Augen allerlei einfache Vorrichtungen vor, und legen sich dann wieder nieder. — Vgl. Schlafwandeln. — Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., I. B., Leipzig 1909. S. 242.

Noëtik (v. gr. *νοητικός* = zum Denken gehörig) heißt Erkenntnislehre.

Nominaldefinition (lat. definitio nominalis) heißt eine Definition, durch die der Gebrauch eines Wortes festgelegt wird. Sie bestimmt, was unter einem Worte zu verstehen ist. Eigentlich sind alle Definitionen Nominaldefinitionen, da in jeder Definition der Gebrauch eines Wortes als Zeichen für einen Begriff festgelegt wird. Man stellt aber der Nominaldefinition die Realdefinition als die Erklärung der Sache gegenüber.

Digitized by Google

Der Unterschied beider besteht im wesentlichen darin, daß die erstere von dem Zusammenhang ganz absieht, indem ein Begriff zu andern steht und nur die Bedeutung eines Wortes klar macht, während bei der Realdefinition es darauf ankommt, die systematische Stellung eines Begriffes festzulegen. Nominaldefinitionen sind zum Teil die mathematischen Definitionen. — Vgl. Definition. — Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1907. B. II, S. 423.

Nominalismus (nlt. v. lat. nomen = Namen) heißt diejenige philosophische Richtung des Mittelalters, welche die Universalien (Allgemeinbegriffe) nicht für etwas Wirkliches (res), sondern nur für Worte (nomina rerum, voces oder flatus vocis) hielt und das Einzelne für das wahrhaft Seiende erklärte. Urheber dieser, in der Isagoge des Porphyrios (233—305) angedeuteten, später dem Aristoteles zugeschriebenen Ansicht ist Roscellin (11. Jahrh.). Im Gegensatz zu ihm hielt der im Anschluß an Platon, Plotinos und Scotus Erigena von Anselm v. Canterbury (1033—1109) vertretene Realismus daran fest, daß die Universalien selbständige Realität hätten und nicht erst vom Verstande gebildet würden. Die Formel des Nominalismus war: Universalia sunt post res (rem), die des Realismus: Universalia sunt ante res (rem). Eine vermittelnde Richtung nahm Abälard (1079—1142) ein, der die Existenz des Allgemeinen in Gott als Idee und im Einzelnen (universalia sunt in rebus, in re) behauptete. Der Nominalismus wurde, weil er zum Tritheismus zu führen schien, samt Roscellin 1092 zu Soissons verdammt. Der Streit zwischen beiden Parteien zog sich aber durch das ganze Mittelalter hin. Berühmte spätere Nominalisten sind z. B. Joh. Buridan († 1358), Gabr. Biel († 1495) gewesen. Sie wurden meist der Ketzerei beschuldigt, weil die Kirchenlehre, besonders von der Trinität, vom Logos und von der Transsubstantiation, durch sie bedroht schien und machten es ihrerseits mit ihren Gegnern nicht anders. Eine vermittelnde Richtung war der Conceptualismus (s. d.) des Wilhelm v. Occam († 1347). Vom Nominalismus ging im Mittelalter der freiere, von der klirchlichen Theologie unabhängige Geist aus, der der Philosophie der folgenden Jahrhunderte den Weg bahnte. Der Kampf zwischen Realismus und Nominalismus setzt sich übrigens, nur mit veränderter Terminologie, bis in die neueste Zeit fort — Hobbes, Locke, Hume, Berkeley, Mill sind neuere Vertreter des Nominalismus und Conceptualismus, Leibniz, Kant, Fichte, Hegel da-

Digitized by Google

gegen Vertreter des Realismus —, nur daß die Realisten jetzt Idealisten, die Nominalisten hingegen Sensualisten oder auch Realisten genannt werden. Ebenso finden sich Spuren dieses Gegensatzes bereits im Altertum, bei Platon und Aristoteles. Siehe Realismus. — Vgl. F. Exner, Nominalismus und Realismus. Prag 1841. H. Reuter, Gesch. der. relig. Aufklärung im Mittelalter. 1875. Löwe, Der Kampf zwischen dem Realismus und Nominalismus. Prag 1876.

Noologist (v. gr. *νοῦς* = Verstand u. *λόγος* = Lehre) nennt Kant (1724—1804) denjenigen, welcher behauptet, daß die reinen Vernunfterkonntnisse unabhängig von der Erfahrung seien und bloß der Vernunft entstammen. Solche Noologisten waren Platon, Leibniz, Berkeley und (nach Kant) Fichte d. Ä.

Nooumenologie nannten einige Psychologen, wie Ennemoser, Lichtenfels, Nüßlein u. a., den ersten, generellen Teil der Psychologie, während sie den zweiten, den speziellen, als Phänomenologie bezeichneten.

Nooúmenon (gr. *νοούμενον* = das Gedachte) heißt ein Verstandesding (ens merae cognitionis), das von jeder sinnlichen Anschauung frei ist. Kant (1724—1804) versteht darunter den Gegenstand der reinen Verstandesbegriffe, und da Begriffe ohne Anschauung leer sind, ist ihm das Nooumenon zunächst ein leerer Begriff, dem nichts in der Wirklichkeit entspricht. Kant erweitert aber diesen negativen Begriff des Nooumenons zu dem positiven Begriff eines Gegenstandes, der einer Anschauung, obgleich nicht einer sinnlichen, gegeben werden kann, und nähert damit die Nooumena unmittelbar den Begriffen der Dinge an sich selbst. „Erscheinungen, sofern sie als Gegenstände nach der Einheit der Kategorien gedacht werden, heißen Phaenomena. Wenn ich aber Dinge annehme, die bloß Gegenstände des Verstandes sind, und gleichwohl als solche, einer Anschauung, obgleich nicht der sinnlichen (als coram intuitu intellectuali) gegeben werden können, so würden dergleichen Dinge Nooumena (intelligibilia) heißen“ Kr. d. r. V. 1. Aufl., S. 248 f, S. 137 ff u. 235 ff. 2. Aufl, S. 306 ff. Prolegg., §§ 32—35. Der Gegensatz zum Nooumenon ist das Phaenomenon, der Begriff der Dinge, welche die Sinnenwelt ausmachen, also der Erscheinungen (s. d.), sofern sie als Gegenstände nach der Einheit der Kategorien gedacht werden. — Vgl. Ding an sich.

Normalreiz und Normalempfindung heißen in der

Digitized by Google

neueren Psychologie der Reiz und die Empfindung, von denen ausgegangen wird, wenn bei einem Experiment ein zweiter Reiz und eine zweite Empfindung (Vergleichsreiz, Vergleichsempfindung) bestimmt werden sollen, die den ersten gleich, oder nur eben merklich von den ersten verschieden sein sollen. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. Bd. I, 6. Aufl., Leipzig 1908. S. 550, 554.

nosce te (lat., Cic. Tusc. Disp. I, 22, 52 = nosce animum tuum, gr. *γνῶθι σεαυτόν*), Erkenne dich selbst! war die Mahnung, welche über dem Eingange zum Tempel des delphischen Apollon stand. Das Wort sollte von Thales oder Chilon herstammen. In der Tat ist Selbsterkenntnis (s. d.) der Anfang aller theoretischen wie praktischen Philosophie.

Nota notae est nota rei ipsius (lat.: Wenn S das Merkmal M hat, so ist das Merkmal P des Merkmals M auch ein solches des Gegenstandes S) ist ein Satz, der mit dem Dictum de omni et nullo (s. d.) verwandt ist. Er wird ergänzt durch den Satz: Repugnans notae repugnat rei ipsi.

Notrecht (lat. ius necessitatis) heißt dasjenige Recht, welches dem einzelnen oder dem Staate im Falle der Not zusteht. Für den einzelnen besteht es in der Befugnis, im Falle der Gefahr des Verlustes des eigenen Lebens, einem andern, der ihm nichts zuleide getan hat, das Leben zu nehmen. Es ist im Grunde kein Recht, sondern nur eine Schuldaufhebung. Der Sinnspruch des Notrechts: „Not kennt (hat) kein Gebot" (necessitas non habet legem) begründet eigentlich kein Recht des einzelnen, etwas Schlechtes zu tun, sondern rechnet ihm nur keine Schuld zu. Darum wird es nicht bestraft, wenn jemand in der Hungersnot für sich (Mundraub) oder seine Kinder Lebensmittel raubt oder in der Feuersnot oder im Schiffbruch sich auf Kosten eines andern rettet. Ebenso wird es dem Staate gestattet, im Interesse des Ganzen das Recht des einzelnen (Vermögen, Freiheit desselben) aufzuopfern (Belagerungszustand, Ausnahmegesetze, Enteignung, Krieg). Doch muß wirkliche Gefahr bestehen, und die Güter, die aufgeopfert werden, dürfen nicht unersetzlich sein. Kant (1724—1804) erklärt, daß das Notrecht kein objektives Recht ist, sondern nur in der subjektiven Straflosigkeit besteht. (Metaph. d. Sitten I, Einl., S. XLIf.). Neuere Schriftsteller des Völkerrechts verlangen die Beschränkung der Anwendung des Notrechts auf das Äußerste.

Notwehr (lat. inculpata tutela) nennt man die Verteidi-

Digitized by Google

gung zur Abwendung eines gegenwärtigen rechtswidrigen Angriffs von sich oder einem anderen. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch § 53 und das Bürgerliche Gesetzbuch § 227 bestimmen die Notwehr als: „Diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwenden". Der Angriff muß ernstlich sein oder wenigstens scheinen, damit die Notwehr erlaubt ist. Auch darf das Maß der Gegenwehr nicht überschritten werden und diese, wo geringere Mittel ausreichen, nicht zum Äußersten greifen. Ferner darf man nicht zum Angriff übergehen und den Angreifer auf der Flucht töten, doch bleibt straflos, wer in der Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen ist. Die Berechtigung zur Notwehr entspringt aus der natürlichen und vernünftigen Freiheit des Menschen. Denn wenn auch in unseren zivilisierten Verhältnissen der Staat den Schutz des einzelnen übernommen hat, so tritt doch, wo jener diesen nicht ausüben kann, das Recht des einzelnen, sich selbst zu schützen, wieder in Kraft. Wollte man verlangen, der Angegriffene sollte sich nicht verteidigen, so würde der ehrliche Bürger dem Verbrecher wehrlos anheimgegeben, ja unter das Tier herabgedrückt werden, welches sich doch instinktiv wehrt. — Vgl. Wessely, Die Befugnisse des Notstandes und der Notwehr. Prag 1862. Tobler, Die Grenzgebiete zwischen Notwehr und Notstand. Zürich 1894. Alberti, Das Notwehrrecht. Stuttgart 1901. Ötker, Über Notwehr und Notstand. Leipzig 1903.

Notwendigkeit (abgel. von notwendig, das in Südwestdeutschland am Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden ist, lat. necessitas, gr. *ἀνάγκη, ἀναγκαῖον*) heißt in allgemeinster Bedeutung, als reales Verhältnis gedacht, die Unmöglichkeit des Gegenteils. So faßte den Begriff schon Aristoteles (384 bis 322. Metaphys. IV, 5 p. 1015 a 34), der das Notwendige als das bezeichnete, was sich nicht anders verhalten könne, was also durch Widerlegung seines Gegenteils indirekt bewiesen werde (*τὸ μὴ ἐνδεχόμενον ἄλλως ἔχειν ἀναγκαῖόν φαμεν οὕτως ἔχειν*). Auch Chr. Wolf (1679—1754) definiert: Cuius oppositum impossibile seu contradictionem involvit, id necessarium dicitur (Ontol., § 279) und: Wenn dasjenige, was einem Dinge entgegengesetzt wird, etwas Widersprechendes in sich enthält, so ist dasselbe Ding notwendig (Vern. Ged., § 36). Das Notwendige wäre demnach die Verneinung einer Verneinung. Aber

Digitized by Google

eine solche negative Fassung des Begriffs befriedigt nicht. Der Versuch, die Erklärung positiver zu gestalten, führt zunächst zur Unterscheidung verschiedener Arten der Notwendigkeit.

Der Begriff der absoluten Notwendigkeit würde zunächst die Existenz von etwas fordern, das unabhängig von allem anderen ist. Der bloße Begriff müßte also die Existenz in sich schließen. Da aber das Dasein kein Merkmal eines Begriffs ist, ist ein solcher Begriff, der Existenz in sich einschlösse, nicht vorhanden, und der Begriff einer absoluten Notwendigkeit ist deswegen als unberechtigt aufzugeben. Er ist höchstens soweit als abstrakte Idee zulässig, als die Existenz dem Gedachtwerden gleichgesetzt wird.

Es bleibt also weiterhin nur der Begriff einer bedingten (relativen) Notwendigkeit. Hier können wir logische, physische, moralische und metaphysische Notwendigkeit unterscheiden. Logisch notwendig ist die Folge, wenn der Grund gesetzt ist. Physisch notwendig ist die Wirkung, wenn die Ursache gegeben. Moralisch notwendig ist die Handlungsweise, die aus einem gegebenen allgemeinen Sittengesetz folgt. Metaphysisch notwendig ist die Konsequenz, wenn das Grundprinzip feststeht. Notwendig ist also im allgemeinen, was im kausalen Zusammenhang mit einem Gegebenen steht und darum, sobald dieses gegeben ist, in allen Fällen zutrifft.

Kant (1724—1804) nahm außerdem eine erkenntnistheoretische Notwendigkeit an. Notwendig und allgemein gültig sollten nach ihm in dem Erkenntnisprozesse alle diejenigen Anschauungen (Raum und Zeit) und Begriffe (Kategorien) sein, ohne welche Erfahrung überhaupt nicht möglich ist. Aber der Nachweis der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit der uns gegebenen Raum- und Zeitanschauung und der von Kant aufgestellten Kategorien für alle Erfahrung mißlang. Es ist sehr wohl eine auf anderen Anschauungsformen und Begriffen beruhende Erfahrung denkbar, und für uns schließen die Gesetze des Erkennens nur Tatsächlichkeit, nicht Notwendigkeit in sich ein. Und da alle Notwendigkeit schließlich auf kausale Bestimmung und Gesetzmäßigkeit hinauskommt, unsere Einsicht in das Wesen der Kausalität aber nur so weit reicht, daß wir den Eintritt der Folge nach dem Grunde, der Wirkung nach der Ursache kennen lernen, das Wie des Zusammenhangs aber nicht erkennen, so ist im Grunde alle uns bekannte Notwendigkeit nicht mehr als Tatsächlichkeit. Das gilt von aller logischen, physischen und

Digitized by Google

metaphysischen Notwendigkeit, und die moralische ist nicht einmal immer Tatsächlichkeit, sondern bleibt oft nur ein Gefühl der Verpflichtung ohne Verwirklichung. Weil alle Notwendigkeit, soweit sie uns in der Erkenntnis gegeben ist, schließlich nur das Wiederkehrende in der Erfahrung, die Tatsächlichkeit in ihrem kausalen Zusammenhange ist, ist die rationalistische Methode in der Philosophie unschöpferisch und unfruchtbar, die empiristische allein schaffend und fördernd. Das Fördernde in allen mathematischen Schlüssen ist auch nur das tatsächlich Gegebene der Raum- und Zeitanschauung und die Möglichkeit der Verbindung der Elemente derselben in den verschiedensten Formen. Auch mathematische Gewißheit und Allgemeingültigkeit schließt keine höhere Notwendigkeit in sich ein als alles Tatsächliche. Wohl aber bleibt das Bedürfnis nach einer höheren Notwendigkeit als die des Tatsächlichen in seinem gegebenen Zusammenhange für das menschliche Gefühl bestehen.

Die rechte Einsicht in den Begriff der Notwendigkeit gibt schließlich nur die Erkenntnis, daß sie ein Modalbegriff ist und als solcher überhaupt nicht ein reales Verhältnis (Sein und Nichtsein), sondern nur einen Grad der Überzeugung, mithin ein subjektives Verhältnis des Menschen zum Ausdruck bringt. Sie bezeichnet den stärksten Grad der menschlichen Überzeugung von der Wahrheit eines Satzes oder der Existenz eines Dinges. Wenn wir alle Bedingungen einer Sache erfüllt sehen, halten wir sie für notwendig, wo die Erfüllung aller Bedingungen behindert ist, reden wir im Gegensatz dazu von Unmöglichkeit. Als modale Kategorie, d. h. als solche, die dem Begriff kein Merkmal hinzufügt, sondern nur das Verhältnis zum Erkenntnisvermögen ausdrückt, hat sie auch Kant erfaßt, wenn er definiert: „Dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, ist notwendig“ (Kr. d. r. V., S. 218). Nur dürfte die Notwendigkeit nicht Kategorie zu nennen sein, sondern sich als abgeleiteter Begriff erweisen. — Vgl. Modalität, Möglichkeit, Wirklichkeit, Freiheit, Determinismus, Prädestination, Fatalismus, Gott. — R. v. Wichart, Notwendigkeit und Freiheit (Zeitschrift f. Philos. u. philos Kritik. Bd. 93).

Nous, Nus (gr. νοῦς = Verstand, lat. intellectus, sprich: Núss!) heißt bei Homeros der Verstand, die Vernunft, die Gesinnung, der Gedanke. Bei Platon (427—347) und bei Aristoteles (384—322) bedeutet Nous den edelsten Teil der Seele. Platon

Digitized by Google

versteht unter Nous den höchsten der drei Seelenteile, die denkende Seele (*λογιστικόν*), die im Haupte ihren Sitz hat (vgl. Tim. 30, 13), Aristoteles den Teil der menschlichen Seele, den sie vor den Tieren voraus hat. Die übrigen Teile der Seele sind nach ihm vergänglich. Der *νοῦς* ist präexistierend und unsterblich. Er tritt von außen (*θύραθεν*) in den Seelenkeim ein und geht vom Vater auf das Kind über, er hat zwar kein körperliches Organ, aber wird in Verbindung mit der Seele des einzelnen Menschen, doch vom Wechsel ihrer Zustände berührt. Insofern er alles wirkt, ist der unvergängliche *νοῦς ποιοῦν*, der tätige Geist, insofern er alles wird, ist der vergängliche *νοῦς παθητικός*, der leidende Geist (vgl. Zeller, Grundr. d. Gesch. d. griech. Philos. 9. Aufl. [Lortzing] Leipzig 1909, § 60, S. 198. De an. III, 4 p. 429 a 23 *λέγω δὲ νοῦν, ᾧ διανοεῖται καὶ ὑπολαμβάνει ἡ ψυχή.* De gen. anim. II, 3 p. 736 b 27 *λείπεται δὲ τὸν νοῦν μόνον θύραθεν ἐπεισιέναι καὶ θεῖον εἶναι μόνον*). Der Begriff *νοῦς* ist also zunächst ein psychologischer. Aber auch in der Geschichte der griechischen Metaphysik spielt der Nous eine wichtige Rolle. Schon Xenophanes von Kolophon (ca. 500 v. Chr.) nahm eine objektive göttliche Vernunft als Weltprinzip an. Ihm folgend, fand Anaxagoras (500—428), der Lehrer des Sokrates, die bewegende und gestaltende Kraft weder mit den Hylozoisten in der Natur der Stoffe selbst, noch mit Empedokles in halb körperlich, halb psychisch gedachten Mächten, sondern in einem weltordnenden Geiste, auf den er allerdings den reinen Begriff der Persönlichkeit noch nicht anwandte. Der Nous unterscheidet sich nach ihm von den materiellen Wesen durch Einfachheit, Selbständigkeit, Wissen und Herrschaft über den Stoff (*ὁκοῖα ἔμελλεν ἔσεσθαι καὶ ὁκοῖα ἦν καὶ ἄσσα νῦν ἐστι καὶ ὁκοῖα ἔσται, πάντα διεκόσμησε νόος* Simpl. z. Arist. Phys. fol. 35 a). Platon (Tim. 56, C, 47 E) definiert die weltbildende Vernunft als die Ordnung, Maß, Zweckmäßigkeit, die Idee des Guten in die Welt bringende Macht, während er die Notwendigkeitsursachen, welche nur mithelfen, als in der Materie begründet ansetzt (vgl. Notwendigkeit). Aristoteles nennt den stofflosen Geist direkt Gott, dessen Existenz er aus der Notwendigkeit eines ersten unbewegten Bewegers beweist (vgl. Beweise für das Dasein Gottes). Als solcher muß er reine Energie (*ἐνεργείᾳ ὄν*), ewig, reine Form (*τὸ τί ἦν εἶναι, τὸ πρῶτον*), ohne Materie, daher auch ohne Vielheit und

Digitized by Google

Teile, reines Denken (*νοῦς*), das sich selbst denkt, sein. Er ist also Selbstbewußtsein (*νόησις νοήσεως*). Er bewegt, ohne zu bilden und zu handeln, selber unbewegt, als das Gute und der Zweck, dem alles zustrebt (*αὐτὸ τὸ οὗ ἕνεκα*), wie der Liebende dem Geliebten. Die Welt als gegliedertes Ganzes hat ewig bestanden und wird nicht untergehen. Als Aktualität ist Gott nicht Produkt, sondern Prinzip der Entwicklung (vgl. Zeller, Die Philos. d. Griechen III, 2, S. 214 ff. — Metaphys. 12, 6ff). Eigenartig ist die Richtung der Neuplatoniker, die das Göttliche, das Eine, weder als Nous noch als Gegenstand der Vernunft (weder als *νοῦς* noch als *νοητόν*) ansahen, sondern als Übervernünftiges (*ὑπερβεβηκὸς τὴν νοῦ φύσιν*). Es verhält sich zum Nous, wie das Licht zum Auge. Die Einheit ist die Quelle und Kraft, woraus erst das Seiende stammt. So hypostasiert Plotinos (205—270) das Resultat seiner Abstraktion zu einem gesondert existierenden Wesen, hält es für ein Prinzip dessen, woraus es abstrahiert ist, und nennt es die Gottheit.

nützlich (ahd. nuzzi, mhd. nütze, gr. *χρήσιμος*, lat. utilis) heißt dasjenige, was zur Erreichung eines bestimmten äußeren Zweckes als Mittel dient. Man kann das dem einzelnen Nützliche und das der Allgemeinheit Nützliche unterscheiden. Beide stehen oft im Widerspruch. Auch das Verhältnis des Nützlichen zum Sittlichen ist strittig, wie schon die Alten erkannt haben. Sokrates (469—399) schied das Nützliche nicht vom Sittlichen, Platon (427—347) trennte beide Begriffe voneinander. Bentham (1748—1832) setzt das Sittliche in das Allgemein-Nützliche. Aber das Sittliche tritt oft mit einer Unbedingtheit auf, die allem, auch dem Allgemein-Nützlichen, fern ist. Chr. Wolf (1679—1754) verstand unter Nutzen eines Dinges eine Folgerung aus seinem Wesen, die wir vorher nicht bedacht haben, da wir es hervorzubringen getrachtet (Vern. Ged. I, § 1029). Kant (1724—1804) definiert Nützlichkeit als äußere objektive Zweckmäßigkeit, während er die innere objektive Zweckmäßigkeit Vollkommenheit nennt (Kr. d. U., S. 44).

Nyâyasystem s. Vaiśeshikasystem.

O.

O bezeichnet in der Logik ein besonders verneinendes Urteil, z. B.: Einiges Glänzende ist nicht Gold, während a ein

Digitized by Google

allgemein bejahendes, i ein besonders bejahendes und e ein allgemein verneinendes bezeichnet. Die allgemeine Form eines besonders verneinenden Urteils ist: Einige S sind nicht P (SoP). Der besonders verneinende Satz kann auf drei Begriffsverhältnissen des Subjekts und Prädikates beruhen. 1. Entweder die beiden Begriffe kreuzen sich, z. B : Einige Raubtiere sind nicht Zehengänger; 2. oder der Subjektsbegriff ist der Gattungs-, der Prädikatsbegriff der Artbegriff, z. B.: Einige Phanerogamen sind nicht Dikotyledonen; 3. oder das besonders verneinende Urteil wird auf Grund eines allgemein verneinenden ausgesprochen, und die Begriffssphären von Subjekt und Prädikat haben nichts gemeinsam, z. B. wenn es zutrifft, daß kein Mensch ohne Leid bleibt, so trifft es auch zu, daß einige Menschen nicht ohne Leid bleiben, obwohl dann in letzterem Satze nur ein Teil, nicht das Ganze der Wahrheit zum Ausdruck kommt. — Vgl. A, E, J. — Ueberweg, System der Logik. 3. Aufl., Bonn 1882, § 71.

Oberbegriff (lat. terminus maior) heißt im Syllogismus derjenige in der einen Prämisse, dem Obersatz, vorkommende Begriff (P), der im Schlußsatz zum Prädikat wird. — Vgl. maior, Unterbegriff, Mittelbegriff, M, P, S, Terminus.

Oberhaupt des Reichs der Zwecke nennt Kant (1724 bis 1804) (Grundlegung zur Metaph. der Sitten, 2. Abschn., S. 75, Kants W. Bd. IV. Berlin 1903 [Reimer], S. 433) ein vernünftiges Wesen, das allgemeine Gesetze gibt, ohne selbst denselben unterworfen zu sein. Ein solches Wesen muß unendlich, frei und unabhängig von sinnlichen Neigungen, Bedürfnissen und Antrieben und schrankenlos in seiner Macht sein.

Obersatz (lat.: propositio maior) in einem Schlusse heißt diejenige Prämisse, welche das Prädikat des Schlußsatzes enthält. Sie wird gewöhnlich dem Untersatz vorangestellt. — Vgl. Schluß.

Obertöne, genauer harmonische Obertöne, heißen die bei einem Einzelton (stärkeren Grundton) mitklingenden schwächeren höheren Teiltöne oder Partialtöne (zu c: c', g', c'', e'', g'' usw.), welche 2 ><, 3 ><, 4 ><, 5 ><, 6 ><, 7 ><, 8 ><, 9 >< usw. soviel Schwingungen als der Grundton machen. Sie bilden in ihrer Gesamtheit die Klangfarbe zum Hauptton. Die Obertöne sind untersucht von Rameau (Nouveau Système de Musique théorique 1726), Ohm (Poggendorfs Annalen d. Phys. Bd. LIX, S. 513, Bd. LXII, S. 1, 1843), Seebeck (Poggend. Ann. Bd. LX, S. 449.

Digitized by Google

Bd. XLIII, S. 353, 368), v. Helmholtz (1859–63). (Lehre von den Tonempfindungen. 4. Aufl. 1877, S. 37).

Objekt (lat. von objicere = entgegenstellen, vorstellig machen), Gegenstand, eigtl. das Dargebotene, bedeutet allgemein dasjenige, womit sich ein Bewußtsein beschäftigt, das Gedachte, der Inhalt des Gegenstandes unserer Vorstellungen. Das Verhältnis des Bewußtseins (Subjektes) zum Objekte ist also zunächst ein rein innerliches, ein Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, Denken, überhaupt ein Erkennen. Das Objekt, der Gegenstand, ist mit seinem Gegensatze, dem Subjekt, eine Kategorie (s. d.) oder eine Grundform des Erkennens. Von der Existenzweise des Objektes selbst ist dabei noch ganz abgesehen. Gegenstand der subjektiven Betätigung ist alles, was dem Bewußtsein gegeben ist, jedes Gedankending. Ursprünglich von Duns Scotus (1265—1308) ab bis in das 18. Jahrhundert hieß „objectivum“ denn auch das, was „im bloßen obicere, Vorstelligmachen, liegt und hiermit auf Rechnung des Vorstellenden fällt“, während „subiectivum“ (später auch „real“, „formal“) dasjenige hieß, „was sich auf das Subjekt der Urteile, also auf die konkreten Gegenstände des Denkens bezieht“. Objekt bedeutet aber jetzt, seit Kant (1724—1804), im engeren Sinne mit Umkehrung der ursprünglichen Bedeutung den dem Bewußtsein durch die Wirklichkeit gegebenen Gegenstand, mithin das Reale in seinem Verhältnisse zum erkennenden Subjekte. Kant definiert: „Objekt ist das, in dessen Begriff das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung vereinigt ist“ (Kr. d. r. V., 2. Aufl. 1787, S. 137). Ohne das Subjekt und seine Bewußtseinstätigkeit ist also auch das Objekt in diesem engeren Sinne nicht vorhanden. Dies haben J. G. Fichte und Schopenhauer besonders hervorgehoben. Gegenstand der Betrachtung ist ein Ding nur unter Voraussetzung von einem Betrachtenden. Daher muß von dem Objekte das Reale an sich geschieden werden, das aber für unser Wissen keine Rolle spielt (vgl. Ding an sich). Vielfach wird jedoch, was nur Verwirrung hervorrufen kann, das Reale unabhängig von unserem Bewußtsein auch Objekt genannt. Es ist empfehlenswert, diesem verwirrenden Sprachgebrauche nicht zu folgen. — Objekt bezeichnet auch das Ziel unseres Handelns, das, worauf unser Streben und Tun gerichtet ist. —

Die Grenzlinie zwischen Subjekt und Objekt ist nicht immer in gleicher Weise gezogen worden, und dementsprechend hat die

Digitized by Google

Bewertung von Subjekt und Objekt geschwankt. Seitdem die Philosophie die Ablösung des Seelenlebens von der Welt vollzogen hatte, wie dies durch die Sophisten (s. d.) geschah, begann das Problem aufzutreten. Das Altertum bleibt bei dem Gedanken einer Gleichwertigkeit, einer fruchtbaren Wechselbeziehung und Wesensverwandtheit von Subjekt und Objekt stehen, bereichert dadurch das Leben und faßt die Wahrheit als Übereinstimmung des Denkens mit dem Gegenstand. So lehrt Aristoteles (384 bis 322): *τῷ γὰρ εἶναι τὸ πρᾶγμα ἢ μὴ ἀληθὴς ὁ λόγος ἢ ψευδὴς λέγεται* (Kateg. 12 p 14 b 21), und diese Fassung wird trotz veränderter Weltanschauung auch noch im Mittelalter festgehalten, so z. B. von Thomas von Aquino (1225 bis 1274), der die Wahrheit als adaequatio intellectus et rei (Contr. gent. I, 59) definiert. Aber schon das Mittelalter entwertet Natur, Welt und Objekt und fördert die einseitige Ausbildung des Subjektes nach jeder Richtung hin. Die Neuzeit schließt sich diesem Zuge des Mittelalters an und strebt nach einer Steigerung des Subjektes. Aber als Gegenzug macht sich in ihr auch von neuem die Wertsteigerung des Objektes geltend. Die letztere Richtung ist am schärfsten durch Spinoza (1632 bis 1677), die erstere durch Kant (1724—1804) vertreten. Spinoza verachtet das Bloßmenschliche und Kleinmenschliche mit seinem Glückverlangen und sieht im Denken des Menschen eine befreiende Weltkraft. So dringt bei ihm das Objekt ins Subjekt vor. Kant bezeichnet dagegen die menschliche Vernunft in ihrer festen Struktur als gesetzgebend auch für die Natur, soweit der Erfahrungskreis unseres Wissens innegehalten wird (Der Verstand schöpft seine Gesetze (a priori) nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor. Prolegg. § 36, S. 113), und als schrankenlos und schöpferisch gestaltend beim sittlichen Handeln, bei dem der freie Mensch als intelligibles Wesen wirkt. So formuliert sich bei ihm der Begriff der Wahrheit neu als eine Übereinstimmung des Denkens mit sich selbst, während dem Denken doch die Gegenstände wiederum gegeben sein müssen, und so dringt für Kant das Subjekt weiter in das Objekt vor.

Im XIX. Jahrhundert hat die Technik und die Naturwissenschaft im Gegensatz zur Philosophie eine maßlose Überschätzung des Objektes herbeigeführt, und die philosophische Reaktion dagegen ist eine ebenso maßlose Überwertung des Subjektes, wie sie z. B. von Nietzsche gelehrt wird, gewesen.

Digitized by Google

Die Gegenwart strebt nach der Lösung des Konfliktes beider Weltanschauungen, ohne daß diese schon gelungen wäre. Vergeblich dürfte das Bemühen sein, wie es z. B. von Mach und Avenarius ausgegangen ist, die Scheidung von Subjekt und Objekt, den Gegensatz von Drinnen und Draußen, überhaupt aufzuheben und Psychisches und Physisches als Eins anzusetzen, und ebensowenig dürfte die einseitige Ostwaldsche Energetik eine Lösung des Problems herbeiführen. Das Ich läßt sich nicht lediglich als ein Strom sinnlicher Empfindungen erklären, und das Problem des Lebens ist nicht mit dem Begriffe Energie abgetan. — Am fruchtbarsten dürfte wenigstens für den Idealisten der Wink R. Euckens (geb. 1846) zur Lösung des Problems sein, im Menschen eine Weltnatur zu suchen und auf dem Wege Kants und Goethes fortzuschreiten und die logische, ethische und ästhetische Betrachtung gegenüber der psychologischen völlig selbständig zu machen. Auf diesem Wege läßt sich ein Begriff des Geisteslebens gewinnen, der über dem Gegensatz von Subjekt und Objekt steht. Dieses Geistesleben definiert sich als „selbständig gewordene und mit einem eigentümlichen Inhalte ausgestattete Innerlichkeit". Das Geistesleben steht nicht neben der Welt und nicht im Gegensatz zur Welt, sondern in ihr, und die Wendung zur Geistigkeit ist ein Aufstieg des Weltlebens zu einer eigenen Vollendung. Es besteht nicht in einem gegebenen Sein, sondern in einem Lebensprozeß, der für den Menschen zugleich Tatsache und Aufgabe ist und die Grundlage der geschichtlichen Entwicklung mit ihren Expansions- und Konzentrationsbestrebungen und ihrem Gegensatz von Subjektivem und Objektivem wird. Die Wahrheit erfaßt sich von diesem Standpunkt aus als ein Erhöhen des vorgefundenen Daseins, das über das intellektuelle Gebiet hinausreicht. — Vgl. Fr. Kuntze, Die kritische Lehre von der Objektivität. Heidelberg 1906.

Objektivität heißt Sachlichkeit, sachgemäßes Denken oder sachgemäßes Gedachtsein oder auch Sachlichkeit der Darstellung. Das Objektive, als das Sachliche, steht zwar dem Persönlichen gegenüber, ist deshalb aber keineswegs immer das Reale oder Wirkliche, da der Gegenstand unserer Betrachtung sowohl ein Ding als auch eine Vorstellung sein kann. — In der Kunst heißt Objektivität die Darstellung, welche den Gegenstand zur Geltung kommen läßt, während die subjektive Darstellung ihn sich unterordnet. Plastik, Epos und Drama

Digitized by Google

sind objektive, Lyrik und Musik subjektive Künste. — Die Wissenschaft strebt nach Objektivität (sine ira et studio). — Objektiv gültig heißt das, was für alle vernünftigen Wesen Gültigkeit hat, objektiv gut, was alle als solches anerkennen. — Vgl. Subjekt, subjektiv, Wahrheit, Leben. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. 1905, S. 11 ff.

Objekt in grammatischer Bedeutung heißt jedes von dem Prädikate eines Satzes abhängige Substantivum oder Pronomen. Das Objekt ist im Wesen nichts anderes als eine adverbiale Bestimmung der Wirkung. Die Lostrennung des Objektes von den adverbialen Bestimmungen und die Erhebung zu einem besonderen Satzteile erschwert nur die Erkenntnis der Symmetrie des Satzbaues, ist also vom Übel.

objektive Gefühle heißen nach populärer Bezeichnungsweise diejenigen Gefühle, welche einen notwendigen Zusammenhang mit bestimmten Vorstellungen behaupten (intellektuelle, ethische, ästhetische Gefühle), während subjektive Gefühle (Reue, Scham, Freude, Angst) diejenigen genannt werden, welche sich gegen jeden Vorstellungsinhalt gleichgültig verhalten. Die erste Klasse kann man auch materiale, fixe, qualitative, die zweite Klasse formale, vage, quantitative nennen. Recht passend ist der Ausdruck objektive Gefühle nicht, da alle Gefühle subjektive Vorgänge sind. — Vgl. Gefühle.

objektive Leidenschaften heißen nach Maaß diejenigen Leidenschaften, welche das Selbstgefühl des Wollenden aufheben, so daß dieser sich völlig dem Genusse hingibt, subjektive dagegen diejenigen, in denen die Befriedigung das Selbstgefühl steigert, so daß das Subjekt sich dabei selbst fühlen und genießen kann. Jene sind die Leidenschaften des Habens, diese die des Seins. Bei jenen strebt der Genießende sich selbst los zu werden, bei diesen denkt er von vornherein an Steigerung seines Wesens. Das Erwachen aus der Leidenschaft trägt beidemal den Schein der Befreiung, dort aus den Fesseln eines Nicht-Ichs, hier aus denen eines fremden in uns gebietenden Ichs. Der Typus der objektiven Leidenschaft ist Habsucht, der subjektiven Selbstsucht. — Vgl. Leidenschaft.

objektivieren (franz.) heißt gegenständlich machen, aus uns heraus versetzen, eine innere Vorstellung äußerlich in Erscheinung umwandeln. So ist alles objektiviert, was das Gesicht und das Gehör außer uns in Zeit und Raum verlegt. Der Künstler objektiviert seine Idee im Stoffe, im Tone oder

Digitized by Google

im Worte. Schopenhauer (1788—1860) nannte die Welt die Objektivation des Willens, den Leib seine „Objektität".

Obreption (lat. obreptio) heißt Beschleichung, Erschleichung, namentlich durch Verschweigen dessen, was man mitzuteilen verpflichtet war. — Vgl. Subreption.

Observation (lat. observatio) s. Beobachtung.

Occasionalismus (franz. occasionalisme, lat. systema causarum occasionalium = Lehre von den Gelegenheitsursachen v. lat. occasio = Gelegenheit) heißt diejenige Richtung der Philosophie, welche die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper und den Einfluß der Seele auf den Leib und umgekehrt leugnet und die Übereinstimmung beider in jedem einzelnen Falle auf ein in jedem einzelnen Falle (occasio) vermittelndes Drittes, Gott, zurückführt. Sie bildete sich in der Schule des Descartes (1596—1650) heraus. Während vorher die Theorie des natürlichen Einflusses (influxus physicus) von Körper und Geist, Leib und Seele aufeinander geherrscht hatte, stellte Descartes die dualistische Lehre von der substantiellen Verschiedenheit von Körper (Ausdehnung) und Geist (Denken) auf, die, konsequent durchgeführt, jede gegenseitige Einwirkung beider ausschließt. Cordemoy und Louis de la Forge lehrten dann, daß die scheinbare Wechselwirkung zwischen Körper und Geist auf Gott als die wirkliche Ursache zurückzuführen sei. Am entschiedensten vertrat diese Lehre Arn. Geulincx (1624—1669). Er behauptete, Gott rufe bei Gelegenheit des leiblichen Vorganges in der Seele die entsprechende Vorstellung hervor und bei Gelegenheit des Wollens bewege Gott den Leib. Nicht der Körper sei also Ursache für die bewußte Empfindung im Geist, nicht der Wille sei unmittelbare Ursache der Bewegung, sondern das eine sei nur Gelegenheit für Gott (causa occasionalis), das andere hervorzubringen. Geulincx stützte sich dabei auf den Satz „quod nescis, quomodo fiat, id non facis". Wir wissen nicht, wie unser Wille den Leib, unsere Sinnesreizung die Empfindung in Bewegung setzt. Also ist Leibesbewegung und Sinnesempfindung nicht unser Werk. Abgeschwächt ist das Problem bei Nic. Malebranche (1638—1715), welcher alles Tun überhaupt Gott zuschrieb. Gott hat zwei Grundideen, Denken und Ausdehnung, nach denen er alle Dinge geschaffen hat. Von den Körpern hat er nur die Ideen in sich, die Geister aber hat er nicht nur als Ideen, sondern als Geister selbst in sich. Denn Gott ist der „Ort der Geister", die deshalb sich selbst und die

Digitized by Google

Körper erkennen. In beiden, in der Körper- und Geisterwelt, geschieht alles von Gott. Bei **Spinoza** (1632—1677) schwächte sich das Problem noch weiter ab. Indem er nur Gott die Existenz zuschrieb, Ausdehnung und Denken aber zu Attributen Gottes herabsetzte, war nur noch die Idee des vollkommenen **Parallelismus** (s. d.) beider Attribute nötig, um die Übereinstimmung zwischen Seelen- und Körpervorgängen zu erklären. Die Abweichung Malebranches und Spinozas voneinander liegt also, wie Malebranche hervorgehoben hat, nur darin, daß bei ihm selbst das Universum in Gott, bei Spinoza Gott im Universum zu suchen ist. Noch weiter sinkt die philosophische Bedeutung des Problems bei **Leibniz** (1646—1716), der an Stelle des Occasionalismus die Lehre von der **prästabilierten Harmonie** setzte. Unter Verwerfung des physischen Einflusses („die Monaden haben keine Fenster") leugnete auch er, daß Leib und Seele Wirkungen aufeinander ausüben. Um aber nicht ein Wunder ohne Ende anzunehmen, stellte er die Hypothese auf, Körper und Seele folgten spontan den ihnen von Anfang anerschaffenen Gesetzen und stünden, kraft göttlicher **Prästabilierung**, dabei in steter Harmonie, wie zwei kunstvoll regulierte Uhren. Jede Monade ist mit Rücksicht auf alle anderen geschaffen. Die Seele hat also in demselben Momente eine schmerzhafte Empfindung, wo der Körper geschlagen wird. Der Arm streckt sich gemäß den Gesetzen des leiblichen Mechanismus in dem Augenblicke aus, wo in der Seele ein bestimmtes Begehren auftaucht. Erst mit dem **Kritizismus Kants** (1724 bis 1804), der die Erkennbarkeit des Dinges an sich leugnete, verschwindet das Problem, das den Occasionalismus hervorgerufen hat, und mit ihm der Occasionalismus selbst, aus der Philosophie gänzlich. — Vgl. Dualismus, Harmonie, Monade, Kantianismus. — E. **Pfleiderer**, Leibniz und Geulincx. Tübingen 1884. **Seyfarth**, Louis de la Forge und seine Stellung im Occasionalismus. Gotha 1887. L. **Stein**, Antike und mittelalterliche Vorläufer des Occasionalismus. Berlin 1889.

Od nannte **Karl v. Reichenbach** (1788—1869) eine eigentümliche, aus den Fingerspitzen ausströmende und auch auf andere Körper übergehende, zwischen Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus stehende Kraft, welche nur von Sensitiven, d. h. dafür empfänglichen Menschen, als angenehmer oder widriger Geschmack empfunden wird und auf dem die Polarität zwischen Metallen, Pflanzen und Menschen beruhen soll. Vgl. **Reichen-**

Digitized by Google

bach, Odisch-magnetische Briefe. Stuttgart 1852. Dagegen L. Büchner, Das Od. Darmstadt 1854. Fechner, Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers. Leipzig 1876.

Offenbarung (gr. *ἀποκάλυψις*, lat. revelatio, manifestatio) heißt die Gott oder dem Gottgesandten zugeschriebene Enthüllung religiöser Wahrheiten und des göttlichen Wesens. Gott offenbart sich, wie der Glaube annimmt, teils äußerlich, teils innerlich, und zwar jedem Menschen nach Maßgabe seiner Empfänglichkeit. Die äußere (objektive) Offenbarung geschieht in der Natur, im Leben und in der Geschichte. Der religiöse Mensch sucht Gottes Walten in den Naturgesetzen und Naturvorgängen, sowie in Ereignissen des Lebens einzelner und ganzer Völker. Familienerlebnisse, Rettung aus Gefahr, Not, Krankheit und Tod, wie die Knotenpunkte in der Staaten- und Kulturgeschichte, werden als Taten Gottes angesehen. Die innere (subjektive) Offenbarung wird dagegen in der Vernunft und in dem moralischen Gefühl gesucht und befaßt jeden theoretischen und praktischen Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiete der Erfindungen und Entdeckungen, der Erkenntnis, der Darstellung der Kunst und der Sittlichkeit. Der Glaube betrachtet die ganze Geschichte der Menschheit als die Erziehung derselben durch Gott, als eine Herausgestaltung seines Reiches. Die Religionen stützen sich außer auf die Selbstoffenbarung Gottes auch auf die Offenbarung Gottes durch Auserwählte oder Gottgesandte. Insbesondere nimmt die christliche Lehre die Offenbarung des Wesens Gottes durch Moses, die Propheten und vor allem durch Christus an.

Fichte (1762—1814) sah eine äußere Offenbarung für den Fall als notwendig an, daß die Menschheit moralisch so verkommen sei, daß sie die Stimme des Sittengesetzes nicht mehr höre. (Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Königsberg 1792.) Kant erkennt die Notwendigkeit einer Offenbarung nicht an. Er definiert: „Religion ist (subjektiv betrachtet) das Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote. Diejenige, in welcher ich vorher wissen muß, daß etwas ein göttliches Gebot sei, um es als meine Pflicht anzuerkennen, ist die geoffenbarte (oder eine Offenbarung benötigte) Religion. Dagegen diejenige, in der ich zuvor wissen muß, daß etwas Pflicht sei, ehe ich es für ein göttliches Gebot anerkennen kann, ist die natürliche Religion“ (Relig. innerh. d. Grenz. d. bloß. Vern. 2. Aufl. 1794, S. 229 ff). Kant

Digitized by Google

nennt den einen Rationalisten (in Glaubenssachen), der bloß die natürliche Religion für moralisch notwendig erklärt. Der Rationalist heißt Naturalist, wenn er die Wirklichkeit aller übernatürlichen göttlichen Offenbarung verneint, dagegen reiner Rationalist, wenn er die Offenbarung zwar zuläßt, aber behauptet, daß sie zu kennen und für wirklich anzunehmen zur Religion nicht notwendig erfordert wird. Kant hat sich selber auf den Standpunkt gestellt, daß Vernunftglauben und Christentum im wesentlichen übereinstimmen, daß aber allmählich ein Fortgang von der positiven zur reinen Vernunftreligion erfolgen müsse. Jeder Kirchenglaube muß sich selbst mit der Zeit entbehrlich machen und die Religion des guten Lebenswandels herbeiführen (Rel. innerh. d. Gr. d. bl. V. 2. Aufl. S. 269). — Im allgemeinen Sprachgebrauch redet man auch von einer künstlerischen Offenbarung da, wo eine bedeutende schöpferische Idee des Künstlers hervortritt oder überhaupt von einer Offenbarung da, wo eine originale Geistestat oder eine geniale Entdeckung erfolgt. — Vgl. Humanität, Geschichte, Glaube.

Offenheit oder **Offenherzigkeit** heißt die Bereitwilligkeit, anderen unser Inneres aufzuschließen. Die Offenherzigkeit sagt die ganze Wahrheit, die sie weiß. Sie findet sich bei jedem gut angelegten Menschen ursprünglich, erleidet aber durch die Erfahrungen des Lebens ihre Einschränkung und sinkt meist zur Aufrichtigkeit herab, die alles, was sie sagt, mit Wahrhaftigkeit sagt, aber nicht immer alles sagt. Nicht alle Menschen verdienen das Vertrauen der Mitmenschen, weil sie es entweder verkennen oder mißbrauchen. Das Gegenteil der Offenheit ist entweder die Verschlossenheit oder, wo die Absicht zu täuschen vorhanden ist, die Verstellung. — Vgl. Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit. — Kant, Rel. innerh. der Grenzen der bloßen Vern., 2. Aufl., S. 295.

Ohnmacht (gr. *λειποψυχία*, *συγκοπή*, lat subita animae defectio) heißt der Zustand völliger Bewußtlosigkeit, der bei heftigen Gemütsbewegungen, starken Sinnesreizen, Überanstrengungen, Aufenthalt in schlechter Luft eintreten kann und der sich im wesentlichen nicht von einem Tiefschlafe unterscheidet. — Vgl. Schlaf.

Okkultismus heißt die neuere, dem Spiritismus (s. d.) und der Theosophie (s. d.) nahe verwandte Richtung, die sich weder mit dem wissenschaftlich Erkannten noch mit dem Un-

Digitized by Google

erkennbaren, sondern mit dem zwischen beiden liegenden noch Unerkannten beschäftigen will. — Vgl. Astralleib, Astralgeister. — Behre, Spiritisten, Mystiker und Theosophen. Leipzig 1890. C. Kiesewetter, Geschichte des neuen Okkultismus. 2 Bde. Leipzig 1891—94. Der Okkultismus des Altertums. 2 Bde. Leipzig 1895—1896.

Ontogenie (gr.) heißt die Entwicklungsgeschichte des Individuums, welche, wie Huxley (1825—1895) und Haeckel (geb. 1834) zeigten, nicht nur bei verwandten Formen die gleiche ist, sondern auch oft die Entwicklungsgeschichte des ganzen Stammes, die Phylogenie, bis zu einem Grade widerspiegelt. Haeckel formuliert daraus das (nicht überall nachweisbare) biogenetische Grundgesetz: „Die Ontogenie ist die Wiederholung der Phylogenie.“ — Vgl. Darwinismus, Phylogenie.

Ontologie (neugeb. aus gr. *ὄν* = das Seiende u. *λόγος* = Lehre) heißt seit Clauberg (1622—1665) der Teil der Metaphysik, der es mit dem Sein zu tun hat. Das Forschungsgebiet der Ontologie begegnet uns schon bei Platon (427—347), der in seiner Ideenlehre die Ideen als das wahrhaft Seiende (*τὸ ὄντως ὄν*) darstellt. Mit den Prinzipien des Seins (Stoff, bewegende Ursache, Zweck, Form) beschäftigt sich ebenso Aristoteles' (384 – 322) „erste Philosophie (philosophia prima)“; sie ist ihm die Wissenschaft vom Sein als Sein. Während sich Epikuros, die Akademiker und Skeptiker nicht mit den realen Kategorien beschäftigten, schlossen sich die Stoiker, Neuplatoniker, ja fast alle Scholastiker eng an Aristoteles an. Die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts sagten sich fast ganz von der Ontologie los. Erst Chr. Wolf (1679 bis 1754), Leibniz' Schüler, nahm diese Disziplin wieder auf, indem er die Metaphysik in Ontologie, rationale Psychologie, Kosmologie und rationale Theologie zerlegte. Die Ontologie behandelt die allgemeinen Eigenschaften des Seienden und stellt die Hauptarten desselben und ihr Verhältnis zueinander fest. Prinzipien der Ontologie sind der Satz des Widerspruchs und der Satz des zureichenden Grundes. Auf den Satz des Widerspruchs gründet sich der Begriff des Möglichen und Unmöglichen. Hieran schließen sich die Begriffe des Dinges, des Wesens, der Attribute, der Modi, des Einzeldings, der Wirklichkeit, der Notwendigkeit, der Quantität, der Qualität, der Ordnung, der Wahrheit, der Vollkommenheit u. a. m. Als Arten des Seienden werden unterschieden das Einfache und das Zu-

Digitized by Google

sammengesetzte, und hieran schließt sich die Erörterung der Begriffe von Ausdehnung und Aufeinanderfolge, von Raum und Zeit, von Substanz und Kraft, von Endlichkeit und Unendlichkeit u. a. m. — Vgl. Chr. Wolf, Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen. 2. Aufl., Halle 1772, Teil I, 2. Kapitel: Von den ersten Gründen unserer Erkenntnis und allen Dingen überhaupt. §§ 10—190, S. 5 bis 103. Ontologia 1729). H. Pickler, Über Chr. Wolfs Ontologie. Leipzig 1910. — Hume und Kant (1724 bis 1804) verwarfen die Ontologie ganz. An ihre Stelle hat nach Kant die Erkenntnistheorie oder Transscendentalphilosophie (s. d.) zu treten, welche den Vorrat unserer reinen Begriffe a priori einer Kritik zu unterwerfen hat. Die nachkantischen Philosophen, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer und v. Hartmann haben jeder in anderer Weise die Ontologie aufs neue bearbeitet, ebenso Trendelenburg, Ulrici, Fichte d. J. und Lotze. Jedoch halten andere, wie Wundt und F. A. Lange, an der Verwerfung jener Disziplin fest. — Eine neue idealistische Ontologie deutet in ihren Grundzügen Fr. Paulsen an, Die Zukunftsaufgaben der Philosophie (in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 389ff). — Vgl. Metaphysik.

ontologischer Beweis heißt seit Kant der Beweis, der Gottes Dasein aus dem Begriff Gottes nachzuweisen versucht. Er ist zuerst von Anselm von Canterbury (1033 bis 1109) aufgestellt, im Mittelalter wieder verworfen, aber in der Neuzeit von Cartesius (1596—1650), Spinoza (1632 bis 1677), Leibniz (1646—1716) und Wolf (1679—1754) erneuert worden. Kant (1724—1804) hat (wie schon Gaunilo und Thomas v. Aquino vor ihm) seine Unzulässigkeit nachgewiesen (Kr. d. r. V., S. 592—602). Ihm entfließt nach Kant die Ontotheologie, die er als diejenige transscendentale Theologie definiert, welche glaubt durch bloße Begriffe ohne Beihilfe der mindesten Erfahrung das Dasein des Urwesens zu erkennen. Der ontologische Beweis schließt bei Cartesius aus der unendlichen Vollkommenheit, bei Anselm aus der unendlichen Größe Gottes auf die Notwendigkeit der Existenz Gottes. Bei Anselm (Prologium) lautet er: „At certe id, quo maius cogitari nequit, non potest esse in intellectu solo. Si enim, quo maius cogitari non potest, in solo intellectu foret, utique eo, quo maius cogitari non potest, maius cogitari pot-

Digitized by Google

est (sc. id, quod tale sit etiam in re). Existit ergo procul dubio aliquid, quo maius cogitari non valet et in intellectu et in re." Bei Descartes (Princ. philos. I, 14) hat er die Gestalt: „Wenn die Seele — unter ihren verschiedenen Vorstellungen die eines allweisen, allmächtigen und höchst vollkommenen Wesens betrachtet, welche bei weitem die vornehmste ist, so erkennt sie darin dessen Dasein nicht bloß als möglich oder zufällig, wie bei den Vorstellungen anderer Dinge, die sie bestimmt auffaßt, sondern als durchaus notwendig und ewig. So wie z. B. die Seele in der Vorstellung eines Dreiecks es als notwendig darin enthalten erkennt, daß seine drei Winkel gleich zwei rechten sind, und deshalb überzeugt ist, daß ein Dreieck drei Winkel hat, die zwei rechten gleich sind, so muß sie lediglich daraus, daß sie einsieht, in der Vorstellung eines hochst vollkommenen Wesens sei das notwendige und ewige Dasein enthalten, folgern, daß das höchst vollkommene Wesen bestehe." Bei Kant ist er in folgende Form gebracht. Man ist berechtigt, ein (höchstes, allerrealstes) Wesen als möglich anzunehmen. Nun ist unter aller Realität auch das Dasein mitbegriffen. Also liegt das Dasein in dem Begriffe von einem Möglichen. Wird dieses Ding nun aufgehoben, so wird die innere Möglichkeit des Dinges aufgehoben, welches widersprechend ist (Kr. d. r. V., S. 596f.). Gewöhnlich formt man ihn so: Wenn Gott als das allervollkommenste Wesen nicht existierte, so könnte ein Wesen gedacht werden, das alle Vollkommenheit Gottes und außerdem die Existenz besäße. Dann wäre ein Wesen denkbar, das vollkommener wäre als das allervollkommenste, was ein Widerspruch ist. — Das Mittelalter ersetzt nach der Zeit Anselms den Begriff des allergrößten Wesens durch den Begriff des durchsichseienden Wesens und den ontologischen Beweis durch den kosmologischen. Kant hat den ontologischen Beweis mit dem Gedanken bekämpft, daß die Existenz kein Merkmal eines Dinges ist und dem Begriffe eines Dinges nichts inhaltlich als Prädikat hin- zufügt. Für die Existenz sind Empfindungen das Kriterium. — Vgl. Gott. — Uphues, Kant und seine Vorgänger. Berlin 1906, S. 3—10.

Opposition (lat. oppositio), Entgegensetzung, heißt 1. der logische Widerspruch, welcher entsteht, wenn von demselben Dinge etwas zugleich bejaht und verneint wird. Das Resultat dieser Opposition ist ein Nonsens, ein Nichts (nihil negativum irrepraesentabile), wie der Satz des Widerspruchs

Digitized by Google

es aussagt, z. B. ein Körper, der zugleich in Bewegung und in Ruhe ist; 2. bei gleichen Subjekts- und Prädikatsbegriffen der Gegensatz der Urteile a und o und e und i (kontradiktorische Entgegensetzung), der Gegensatz der Urteile a und e (konträre Entgegensetzung) und der Gegensatz der Urteile i und o (subkonträre Entgegensetzung). Habe ich ein allgemein bejahendes und ein entsprechendes partikulär verneinendes Urteil oder ein allgemein verneinendes und ein entsprechendes partikulär bejahendes Urteil (kontradiktorischer Gegensatz), so folgt aus der Wahrheit des einen die Unwahrheit seines kontradiktorischen Gegenteils und aus der Unwahrheit des einen die Wahrheit des andern. Habe ich ein allgemein bejahendes und ein entsprechendes allgemein verneinendes Urteil (konträrer Gegensatz), so folgt aus der Wahrheit des einen die Unwahrheit seines konträren Gegenteils, aber nicht aus der Unwahrheit des einen die Wahrheit des anderen. Habe ich endlich ein partikulär bejahendes und ein entsprechendes partikulär verneinendes Urteil (subkonträrer Gegensatz), so folgt aus der Unwahrheit des einen die Wahrheit seines subkonträren Gegenteils, aber nicht aus der Wahrheit des einen die Unwahrheit des andern; 3. der reale Gegensatz (reale Oppugnanz), in dem zwei Prädikate eines Dinges entgegengesetzt sind, aber nicht durch den Satz des Widerspruchs, wie z. B. die Bewegung eines Körpers nach rechts a und die Bewegung nach links b, deren Resultat a — b ist. Auf den Unterschied der realen Oppugnanz von dem logischen Widerspruch hat zuerst Kant (1724—1804) in seiner Schrift Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen (1763) aufmerksam gemacht. — Vgl. Gegensatz, Widerspruch, Negation. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 97.

Optimismus (nlat., franz. von lat. optimus = der beste) heißt theoretisch die Lehre, daß diese Welt, trotz der ihr anhaftenden Unvollkommenheiten, die beste, die erschaffen werden konnte, d. h. möglichst vollkommen und auf die Glückseligkeit der darin lebenden Wesen berechnet sei. Diese Lehre findet sich schon bei Platon (427—347) und den Stoikern. Platon sagt, Gott wollte alles so gut wie möglich machen und fand vor, daß sich alles Sichtbare wirr durcheinander bewege. Da brachte er es in Ordnung, weil er dies für besser hielt. Denn dem Besten ist es Gesetz, nur das Vollkommenste zu tun. (*βουληθεὶς γὰρ ὁ θεὸς ἀγαθὰ μὲν πάντα, φλαῦρον δὲ μηδὲν*

Digitized by Google

εἶναι κατὰ δύναμιν, οὕτω δὴ πᾶν, ὅσον ἦν ὁρατόν, παραλαβὼν οὐχ ἡσυχίαν ἄγον, ἀλλὰ κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως, εἰς τάξιν αὐτὸ ἤγαγεν ἐκ τῆς ἀταξίας, ἡγησάμενος ἐκεῖνο τούτου ἄμεινον· θέμις δὲ οὔτ' ἦν, οὔτ' ἔστι τῷ ἀρίστῳ δρᾶν ἄλλο πλὴν τὸ κάλλιστον.) So sagt Kleanthes (um 331 bis 250) in seinem „Hymnus auf Zeus“: „Nichts geschieht ohne dich, Gottheit, im Himmel, auf Erden und im Meere, außer was die Bösen tun durch ihre eigene Unvernunft; aber auch das Schlimme wird wieder durch dich zum Guten gelenkt!“ (*οὐδέ τι γίγνεται ἔργον ἐπὶ χθονὶ σοῦ δίχα δαῖμον, οὔτε κατ' αἰθέριον θεῖον πόλον οὔτ' ἐπὶ πόντῳ πλὴν ὁπόσα ῥέζουσι κακοὶ σφετέρῃσιν ἀνοίαις · ἀλλὰ σὺ καὶ τὰ περισσὰ ἐπίστασαι ἄρτια θεῖναι καὶ κοσμεῖν τὰ ἄκοσμα, καὶ οὐ φίλα σοὶ φίλα ἔστιν* Stob. Ecl. 1, 30.) Nach Chrysippos (282 bis 209) ordnet die Vorsehung (*εἱμαρμένη*, fatum) alles aufs beste, und der Mensch kann sich dieser alles beherrschenden Logik anvertrauen. Gott ist der Vater aller, ist wohltätig und menschenfreundlich. Zur Rechtfertigung der Übel geben die Stoiker eine ausführliche Theodicee (s. d. W.). Ebenso lehrt Plotinos (205—270) den Optimismus, indem er die ganze Weltentwicklung als Emanation aus und Rückkehr zu Gott betrachtet. Auch Aristoteles (384—322) vertritt mit seiner teleologischen Weltbetrachtung den Optimismus, und im Anschluß an ihn vertraten ihn die scholastischen Aristoteliker Albertus Magnus (1193—1280) und Thomas von Aquino (1225—1274). Am bekanntesten als Optimist ist Leibniz (1646–1716), der, angeregt durch Bayles (1647—1705) Zweifel, eine ausführliche „Theodicee“ (1710) geschrieben hat. Gott hat die Ideen von unendlich vielen möglichen Welten. Da von diesen nur eine existiert, muß es einen hinreichenden Grund dafür geben, warum er diese allen anderen vorgezogen hat. Diese muß also die vollkommenste aller möglichen sein; denn, wenn sie es nicht wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt oder nicht schaffen können oder nicht schaffen wollen. Das aber widerspräche entweder seiner Weisheit, oder seiner Allmacht, oder seiner Güte. Die Übel, welche die Welt in sich einschließt, sind daher notwendig mit der Existenz der Welt bedingt. Denn sollte es eine Welt geben, so mußte sie aus endlichen, d. h. sündlichen, beschränkten und leidensfähigen Wesen bestehen. Und mit dem Übel in der Welt steht die Perfektibilität der Menschen und der Mensch-

Digitized by Google

heit im engen Zusammenhange. Zwischen dem Reiche der Natur und dem der Gnade besteht eine durchgängige Harmonie. — Vgl. Theodicee. — An Leibniz schlossen sich Lessing und Herder an. Auch die auf Leibniz folgenden großen deutschen Idealisten sind sämtlich, mit Ausschluß von Kant (1724—1804), der nur in seiner Jugendepoche den Leibnizschen Optimismus annahm, Optimisten. Fichte (1762—1814) vertrat einen ethischen Optimismus, indem er an die Realisierbarkeit der sittlichen Ideale glaubte, Hegel (1770—1831) einen metaphysischen Optimismus, indem er annahm, das Vernünftige gelange unfehlbar zur Verwirklichung. Eine pessimistische Stimmung entstand in Frankreich vor der Revolution von 1789. In Deutschland haben erst Schopenhauer (1788—1860) und v. Hartmann (1842—1906) im neunzehnten Jahrhundert den Pessimismmus (s. d.) herausgebildet, welcher diese Welt für die denkbar schlechteste hält. Jener leitet den Optimismus mit Hume aus „heuchelnder Schmeichelei" gegen Gott ab. Er sei eine schreiende Absurdität dieser Welt des Elends und der Sünde gegenüber, eine Ironie und eine „wahrhaft ruchlose Denkungsart" (W. a. W. u. V. I, 385; II, 663). Der Pessimismus beruht jedoch auf falschen Ansprüchen des Individuums, unrichtiger Auffassung des Wesens der Lust und Verkennung der zweckmäßigen Ordnung der Welt. Optimismus wie Pessimismus sind aber beide nur Auffassungen, die vom Standpunkt und den Forderungen des Menschen ihren Ausgang nehmen, also subjektive Stimmungen, die keine objektiven Weltbilder liefern. Die rein objektive Weltauffassung kann weder optimistisch noch pessimistisch gefärbt sein. — Im praktischen Sinne heißt Optimist derjenige, dessen Gemütsstimmung derart ist, daß er alle Begebnisse von der besten und heitersten Seite auffaßt, den Menschen das Beste zutraut und überall Mut und Hoffnung, selbst in schlimmen Lagen des Lebens, bewahrt. — Vgl. Voltaire, Candide ou l'optimisme. Paris 1756. Condorcet, Esquiss d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Paris 1794. Deutsch v. Posselt. Tübingen 1796. J. Duboc, Der Optimismus als Weltanschauung. Bonn 1881. Eug. Dühring, Der Wert des Lebens. 5. Aufl., Leipzig 1904. Hilty, Das Glück. 3 Tle. Frauenfeld 1891—99. L. Stein, Der soziale Optimismus Jena 1905. E. Metschnikoff, Beiträge zur optimistischen Weltanschauung. Deutsch. München 1908. Stud. über die

Digitized by Google

Natur des Menschen. Eine optimistische Philosophie. Leipzig 1910.

optische Täuschung s. Sinnestäuschungen.

Ordnung s. Anordnung, Begriff.

Organ (gr. ὄργανον = Werkzeug) heißt derjenige Teil eines Ganzen, der die übrigen Teile bedingt und zugleich durch die übrigen Teile des Ganzen bedingt wird. Jedes Organ ist um eines Zweckes willen da. Aristoteles (384—322) definiert allgemein τὸ μὲν ὄργανον πᾶν ἕνεκά του (Part. anim. I, 5 p. 645 b 14) und er redet von künstlichen und natürlichen Organen, von letzteren auch bei den Pflanzen. Jedes natürliche Organ muß aber nicht nur als Mittel zu einem Zweck, sondern auch als Zweck der übrigen mit ihm verbundenen Mittel angesehen werden und unterscheidet sich durch seine Form von anderen Organen, so daß die Aristotelische Definition für die Erklärung der natürlichen Organe nicht zureicht. — Organon nannten spätere Herausgeber die Gesamtheit der logischen Schriften von Aristoteles, weil die Logik das Werkzeug für alle anderen Wissenschaften ist. Auch Bacon (1561—1626), der die Logik im Gegensatz zu Aristoteles durch die Induktion erneuern wollte, nannte einen Teil seines Hauptwerkes Novum Organon. Organon der reinen Vernunft heißt bei Kant (1724 bis 1804) der Inbegriff derjenigen Prinzipien, nach denen alle reinen Erkenntnisse a priori erworben und wirklich zustande gebracht werden. Die ausführliche Anwendung eines solchen Organon würde ein System der reinen Vernunft verschaffen. — Vgl. Organismus. — Kr. d. r. V., 2. Aufl., Vorrede, S. 24.

Organisation heißt eine zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung der Teile eines Ganzen.

Organismus (nltat., fr. organisme) heißt ein zusammengesetztes, in seinen Teilen verschiedenartiges Naturganzes, in welchem alle Teile sich wechselseitig zueinander wie Mittel und Zweck verhalten. Der Organismus beruht auf der Vereinigung einer bestimmten Anzahl verschiedener Organe zu einem lebensfähigen Ganzen. Im Organismus liegen die voneinander verschiedenen Teile des Ganzen nicht nur äußerlich nebeneinander, wie in den Mechanismen und Industrismen, sondern sie hängen innerlich zusammen und vermitteln einen einheitlichen Prozeß, der das Ganze umfaßt. Die Organismen entwickeln sich von innen heraus. Aus einem Keime (Zelle, Samen oder Ei) entstehend, wachsen sie und erhalten sich durch den Stoffwechsel, bis sie entweder das

Digitized by Google

für ihre Art gültige Lebensmaß erreicht haben und sterben oder durch äußere Eingriffe oder innere Leiden gewaltsam zerstört werden. Alle Organismen haben eine gewisse Spontaneität, eine stationäre Energie, welche besonders ihrer Ernährung und Fortpflanzung dient. So stellen sie sich alle als ein System von Kräften dar, das durch die in der Zelle angelegte Form spontan (d. h. von innen heraus) und zweckvoll ausgestaltet wird, ausdauert und sich selbst erhält.

Der Begriff des Organismus ist im Altertume besonders von Aristoteles, in der Neuzeit von Kant philosophisch bestimmt worden. Aristoteles (384—322) geht von der Bedeutung des Wortes *ὄργανον* aus: *ὄργανον* heißt Werkzeug, *ὀργανικός* heißt werkzeuglich. Jedes Werkzeug ist aus ungleichartigen Teilen zusammengesetzt, hat einen Zweck und ist um einer bestimmten Tätigkeit willen da. Organische Wesen sind daher zusammengesetzte, aus ungleichartigen Teilen bestehende Wesen, deren Teile zweckmäßig zu irgend einer Tätigkeit eingerichtet sind (De anima II, 1). Zu diesem Begriff fügt Aristoteles noch den Begriff des Lebens, der Beseeltheit (der Kraft der Selbstbewegung, der Selbstwirkung und des Wachstums) hinzu und er setzt wenigstens stellenweise „organisch" und „belebt" einander gleich, z. B. De an. II, 1 p. 412a 27 *σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντος·τοιοῦτο* (sc. *δυνάμει ζωὴν ἔχοντος*) *δέ, ὃ ἂν ᾖ ὀργανικόν.* So ergibt sich die aristotelische Definition, daß ein organisches Wesen ein innerlich zweckmäßiges, beseeltes oder belebtes Naturwesen ist, ein Mikrokosmus, dessen ungleichartige Teile dem Zweck des Ganzen als Werkzeuge dienen. Die organischen Wesen bilden eine Stufenfolge von der Pflanze zum Tiere und von da zum Menschen. Stellenweise gebraucht aber Aristoteles den Ausdruck organisch auch nur in dem Sinne „werkzeuglich", z. B. Pol. I, 13 p. 1259b 23, also in dem Sinne, den jetzt das Wort „mechanisch" hat. In dieser Bedeutung verharrt das Wort bis zum XVIII. Jahrh. Für Kant (1724—1804), der den Begriff einer neuen gründlichen Untersuchung unterzieht, ist das organische Wesen ein seine Gattung fortpflanzendes, sich selbst als Individuum im Wachstum fortbildendes Naturprodukt, dessen Teile sich gegenseitig erhalten, oder, kürzer zusammengefaßt, ein Naturprodukt, das zugleich Naturzweck ist. Aristoteles und Kant gründen also den Begriff des organischen Wesens auf die Merkmale Naturwesen, Selbsternährung, Wachstum, gegenseitige Abhängig-

Digitized by Google

keit der Teile, innere Zweckmäßigkeit. Aber Kant gebraucht das Wort nur im einheitlichen Sinne von Naturwesen, während es bei Aristoteles einen Doppelsinn hat. Er fügt ferner dem Begriff noch das Merkmal der Erhaltung der Gattung hinzu und verfeinert den Begriff des Wachstums zum Begriff der beständigen Selbsterzeugung des Individuums; und für die Bestimmung des Aristoteles, daß die Teile des Organismus dem Zweck des Ganzen dienen, die auch auf ein Kunstprodukt paßt, setzt Kant den Begriff der gegenseitigen Erhaltung der Teile des Organismus. So ist Kants Definition der des Aristoteles an Geschlossenheit, Klarheit und Feinheit überlegen (Kr. d. U., II, §§ 62—68. Vom Gebrauch teleologischer Prinzipien 1788). Nach Kants Zeit ist der Begriff des organischen Wesens namentlich durch die Entdeckung der Zelle naturwissenschaftlich neu begründet, aber philosophisch noch nicht endgültig formuliert. Wundt (geb. 1832) erklärt den Organismus als einen aus einer großen Zahl ineinandergreifender Selbstregulierungen zusammengesetzten Apparat, der, sobald er mit einer Anzahl anderer gleich- und verschiedenartiger Organismen in Wechselwirkung tritt, nun alsbald auf das so entstehende Ganze ebenfalls das Prinzip der Selbstregulierung übertragen muß (Logik, 3. Aufl., Stuttgart 1908, Bd. III, S. 639ff). Ostwald sieht in den Organismen Wesen, deren Betätigung der Energiestrom ist und die befähigt sind, sich selbst zu erhalten und fortzupflanzen, oder kurz, sich selbst als Individuen und Familien erhaltende stationäre Energiegebilde (Vorles. üb. Naturphilos. 3. Aufl., Leipzig 1905, S. 312—331). — Vgl. Lebenskraft, Teleologie. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 125ff. J. Reinke, Die Zelle und die Abstammung der Organismen. (Einleitung in die theoretische Biologie. Abschnitt IV u. V, Kap. 22—39.) Berlin 1902. H. Driesch, Philosophie des Organischen. 2 Bde. Leipzig 1909.

organisch im bildlichen Sinne heißt jedes Verhältnis einer Wechselwirkung. Weil diese Wechselwirkung das Hauptmerkmal des Lebens (s. d.) ist, so spricht man bildlich auch von organischen Verhältnissen des Staates, der Schule, der Gesellschaft, des Rechts, der Geschichte, der Wissenschaft u. a. m. Auch die Wissenschaften, z. B. Politik und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaft, stehen in Wechselwirkung, und der „philosophische Kopf", wie Schiller den wahrhaft wissenschaftlichen Menschen nennt, setzt sie stets in Wechselbeziehung. —

Digitized by Google

Vgl. Organismus. — H. Diels, Die Organisation der Wissenschaft(in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, I, S. 591ff.).

original (franz. original, lat. originalis), originell, heißt ursprünglich, ureigen, angeboren, schöpferisch. Ein originaler Mensch (Kopf) heißt ein Mensch, der Neues hervorbringt, oder doch wenigstens Altes wie neu zu gestalten weiß. Original heißt z. B. das Genie, das Neues aus sich heraus in Religion, Kunst oder Wissenschaft hervorbringt. Schopenhauer (1788—1860) sagt (Vierf. Wurzel des Satzes vom zureich. Grunde, S. 103f.): „Das mit Hilfe anschaulicher Vorstellungen operierende Denken ist der eigentliche Kern aller Erkenntnis, indem es zurückgeht auf die Urquelle, auf die Grundlage aller Begriffe. Daher ist es der Erzeuger aller wahrhaft originellen Gedanken, aller ursprünglichen Grundansichten und aller Erfindungen, sofern bei diesen nicht der Zufall das Beste getan hat." Übrigens ist die Originalität auch der größten Genies, wie Goethes, Rafaels, Beethovens und Leibniz', nur relativ. Meist läßt sich nach dem Satze: „die Natur macht keinen Sprung" durch historische Forschung bei jeder originalen Entdeckung, Erfindung und Leitung die Reihe der Übergänge und Vorläufer zeigen. Gegenwärtig hat sich die Bedeutung des Begriffes originell dahin schoben, daß er das durch seine Eigentümlichkeit vom Allgemeinen Abweichende, das Überraschende, Seltsame, Wunderliche bezeichnet. — Vgl. jedoch Mutation.

Ort (gr. τόπος, lat. locus) bedeutet 1. mathematisch den Teil des Raumes, den ein Ding einnimmt. Alle Ortsbestimmung ist relativ. Sie geschieht im Raume in der Regel mit Hilfe dreier, in der Ebene mit Hilfe zweier von einem Punkte aus rechtwinklig zueinander gezogener gerader Linien (Koordinaten). Auf der Kugeloberfläche geschieht sie meist mit Hilfe der Parallelkreise und Meridiane (Breite und Länge). Chr. Wolf (1679—1754) definiert: „Ort ist die Art und Weise, wie ein Ding neben andern zugleich da ist" (Vernünft. Ged. I, § 47). 2. Logisch bezeichnet Ort den Inbegriff oder Titel, unter den viele Erkenntnisse gehören. Bei Kant (1724—1804) heißt transscendentaler Ort die Stelle, welche wir einem Begriff entweder in der Sinnlichkeit oder im reinen Verstande erteilen (Kr. d. r. V., S. 268). — Vgl. Raum und Zeit, Topik.

Digitized by Google

P.

P bedeutet in der Logik das Prädikat eines Urteils, und da das Prädikat des Schlußsatzes in einem kategorischen Schlusse bei normaler Anordnung der Prämissen stets im Obersatze erscheint, also Oberbegriff ist, auch den Oberbegriff. Ferner bezeichnet p in den Namen der Schlüsse, die innerhalb jeder der beiden letzten Schlußfiguren möglich sind, die Conversio (Umkehrung) per accidens, wobei die Relation und Quantität geändert werden, aber die Qualität bleibt, so in Darapti, Felapton, Bamalip, Fesapo. — Vgl. Schluß, Conversion, maior, Oberbegriff, Mittelbegriff, Unterbegriff, M, S, Terminus. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl. Bonn 1882, § 113.

Pädagogik s. Erziehung.

Palingenesie (gr. *παλιγγενεσία* aus *πάλιν* = wieder und *γένεσις* = Geburt), die Wiedergeburt (der Welt), lehrten die Pythagoreer und einzelne Stoiker. Die Pythagoreer waren der Meinung, daß in einer späteren Weltperiode die gleichen Personen wieder auftreten, die in einer früheren existiert haben, und sich alle Handlungen und Zustände wiederholen (Zeller, Die Philos. d. Gr. I, S. 321). Die Lehre der Stoiker von der Palingenesie ist folgende: Nach Ablauf einer Weltperiode „zehrt das Urwesen den Stoff, den es als seinen Leib von sich ausgesondert hat, allmählich wieder auf, bis am Ende dieser Weltzeit ein allgemeiner Weltbrand (*ἐκπύρωσις*) alle Dinge in den Urzustand zurückführt, in welchem das Abgeleitete aufgehört hat und nur noch die Gottheit oder das Urfeuer in seiner ursprünglichen Reinheit übrig bleibt". Hierauf beginnt jedoch die Schöpfung einer neuen Welt, welche der früheren Welt vollkommen gleich ist und ganz dieselben Erscheinungen, Dinge, Personen und Vorgänge hervorbringt wie die frühere (vgl. Zeller, Phil. d. Griechen III, 1, S. 136ff, IV, 140f. Eusebius, praep. ev. XV, 19). Auch Empedokles (484—424) nahm schon ewig wechselnde Perioden der Weltbildung an, je nachdem die Liebe alle Elemente völlig vereinigt (Arist. Met. II, 4, p. 100b 1) oder der Haß sie völlig trennt. Der griechische Begriff der Palingenesie ist in der Neuzeit auch von Bonnet und Herder neu aufgenommen worden. — In moralisch-religiösem Sinne heißt Palingenesie (*γεννηθῆναι ἄνωθεν*

Digitized by Google

Joh. 3, 7) Wiedergeburt, d. h. radikale Besserung, metaphysisch-religiös bedeutet sie die Auferstehung der Toten, metaphorisch nennt man Palingenesie auch die Verjüngung und Erneuerung des Altgewordenen.

Palingenesis (neugeb. aus d. gr. *παλιγγενεσία* = Wiedererzeugung, Wiedergeburt, Erneuung) ist ein Begriff in der neueren Entwicklungslehre. Man unterscheidet in der Entwicklung des Individuums diejenigen Erscheinungen, die Resultate selbständiger Anpassungen sind, als Cenogenesis (Neubildung) von den Erscheinungen, in denen das biogenetische Gesetz (Haeckels) zutrifft und sich die Phylogenie abspiegelt. Die letzteren Erscheinungen faßt man unter dem Namen Palingenesis (Wiederkehr) zusammen.

Pandaemonium (neugeb. aus d. Gr.) heißt 1. ein allen Göttern geweihter Tempel, also s. a. Pantheon; 2. der Inbegriff aller übermenschlichen Wesen, sowohl Engel als Teufel; 3. die Hölle. — Reinh. Lenz schrieb 1775 sein satirisches Literaturdenkmal „Pandaemonium germanicum", eine Geniesatire, in der er sich neben Goethe zu stellen versuchte, die gesinnungslosen Nachahmer und hohlen Journalisten verspottete und Karikaturen Gellerts, Weißes, Wielands, Jacobis u. a. m. zeichnete. — Vgl. E. Schmidt, Lenz Pandaemonium Germanicum. Berlin 1896.)

Panentheismus (neugeb. aus d. Gr. = Allingottlehre) heißt die Ansicht, nach der die Welt in Gott existiert, der sie als höhere Einheit umfaßt. So lehrte Malebranche (1638 bis 1715), der den Sitz der Geister und der Ideen der Körper in Gott suchte, und so nennt sein System Fr. Krause (1781 bis 1832). Der Grundgedanke des Panentheismus spricht sich in den Worten Fausts aus: „Der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?" Der Deismus und Theismus trennt Gott und die Welt, der Pantheismus setzt Gott und die Welt einander gleich, der Panentheismus versetzt die Welt in Gott. — Vgl. Pantheismus, Deismus, Theismus.

Panlogismus nennt man die Philosophie Hegels (1770 bis 1831), die sich die Entwicklung der Welt nach logischen Gesetzen abspielend denkt. Die logische Notwendigkeit ist für Hegel auch die Naturnotwendigkeit. Die logischen Gesetze sind nicht nur Gesetze des Denkens, sondern auch Gesetze der Wirklichkeit. — Vgl. Hegelianismus.

Digitized by Google

Panpsychismus (neugeb. aus d. Gr. $\pi\tilde{\alpha}\nu$ = Alles und $\psi\upsilon\chi\acute{\eta}$ = Seele) ist eine seit der Renaissance aufgekommene andere Bezeichnung für die Richtung in der Philosophie, die gewöhnlich Hylozoismus genannt wird (vgl. Hylozoisten). Der Panpsychismus besteht in der Lehre, daß alle Stoffelemente beseelt sind. — Vgl. Monismus.

Pansatanismus hat O. Liebmann (Zur Analysis der Wirklichkeit, 1. Aufl. Straßburg 1876, S. 230) Schopenhauers (1788—1860) Willenslehre genannt. Die Fichte-Schelling-Hegelsche Philosophie lief in Pantheismus aus. Schopenhauer liefert dazu das Gegenstück und die Karikatur. Die Benennung trifft nicht völlig zu. Statt ihrer braucht man jetzt die Benennung Panthelismus (s. d.) und Voluntarismus. — Vgl. Voluntarismus.

Panspermie (neugeb. aus d. Gr. von $\pi\tilde{\alpha}\nu$ = alles und $\sigma\pi\acute{\varepsilon}\varrho\mu\alpha$ = Samen), Allsamigkeit, Verbreitung der Samen in der Welt, nennt Svante Arrhenius (Das Werden der Welten, übersetzt v. L. Bamberger, Leipzig 1907, S. 191 ff.) die Annahme, daß Lebenssamen in den Räumen des Weltalls umherirren, die Planeten treffen und deren Oberfläche mit Leben erfüllen, sobald die Bedingungen für das Bestehen der Organismen dort erfüllt werden. Durch diese Theorie soll sowohl die Annahme einer generatio aequivoca als auch die Rückkehr zur Linnéschen Lehre von der Konstanz der Arten vermieden werden. Die Theorie der Panspermie hat Vorläufer in dem Franzosen Sales-Guyon de Montlivault (1821), dem Deutschen H. E. Richter (1865), ferner in Ferdinand Cohn (1872) und Lord Kelvin (1871). Arrhenius nimmt an, daß es so kleine lebende Organismen gibt (unter 0,00016 mm Durchmesser), daß der Strahlungsdruck der Sonne sie in den Raum hinaustreiben konnte, wo sie auf Planeten, die ihrer Entwicklung günstigen Platz bieten, Leben erwecken konnten. Aber er gibt zu, daß die Richtigkeit dieser Annahme direkt durch Untersuchung der aus der Luft niederfallenden Samen wohl kaum bewiesen werden wird, und seine Lehre erklärt in keiner Weise, wie diese im Weltenraume befindlichen organischen Lebewesen aus unorganischem Stoffe entstehen konnten. Sie muß vielmehr den Gedanken in sich aufnehmen, daß die Existenz des organischen Lebens ewig (S. 196) und daß es zwecklose Arbeit ist, nach seinem Ursprung zu forschen. Sie löst also nicht die Frage nach der Entstehung der Organismen in ihrem Kern und Wesen,

Digitized by Google

sondern verzichtet auf die Lösung prinzipiell. Dadurch wird die Theorie der Panspermie für viele unannehmbarer als die der generatio aequivoca. Die Lehre von der Panspermie würde auch die Konsequenz haben, daß man die Verwandtschaft aller organischen Wesen im ganzen Weltenraum annehmen müßte. — Vgl. Abiogenesis, Generatio aequivoca, Darwinismus, Entwicklung, Evolution.

Pantheismus (neugeb. aus d. Gr. *πᾶν* = alles u. *θεός* = Gott) heißt seit Anfang des 18. Jahrhunderts dasjenige religionsphilosophische System, welches Gott und die Welt nicht voneinander trennt, sondern im Wesen für eins erklärt und zu einer Wirklichkeit verbindet. Im Gegensatz dazu heißt das System, das an der Verschiedenheit von Gott und Welt festhält, Theismus. Der Pantheist identifiziert Gott und Welt und verleiht Gott ein immanentes (s. d.) Dasein in der Welt, während der Theist Gott und Welt trennt und Gott eine transscendente (s. d.) Existenz zuschreibt. So ist der Pantheismus eine festbestimmte religionsphilosophische Richtung. Aber in seiner Entwicklung erweist er sich als eine wandelbare und verschiedene Formen in sich einschließende Idee. Leicht verflüchtigt sich dem Pantheismus, wenn er Gott und All gleichsetzt oder sie so verbindet, daß er das eine in das andere setzt, die Bedeutung des einen der gleichgesetzten oder verbundenen Faktoren. Bald verliert er über dem Begriff Gott das Bild der Welt, bald über dem Bilde der Natur das Bild Gottes. Der Pantheismus erzeugt daher zwei Hauptrichtungen, die akosmistische (Brahmaismus, Eleaten), welche im Grunde die Welt leugnet, und die pankosmistische, atheistische (Giordano Bruno, Spinoza, Goethe, Strauß), welche in Gefahr schwebt, Gott über der Welt völlig zu verlieren. (Siehe Th. Ziegler, Religion und Religionen. Stuttgart 1893, S. 113f.) Bei den einzelnen Vertretern der Einheitslehre gewinnt ferner der Pantheismus durch Betonung eines besonderen Elementes an dem über Geist und Körper hinaus gedachten Absoluten eine sehr verschiedene Färbung. Realistisch erscheint er da, wo die Einheit eines Stoffprinzips wie bei Herakleitos, oder die Einheit der Naturkraft, wie bei den Stoikern, hervorgehoben ist, idealistisch da, wo, wie bei Hegel, Gott die sich selbst entwickelnde Idee oder, wie bei Fichte, Gott die sittliche Weltordnung ist. Abstrakt erscheint er da, wo eine fast nur mit negativen Prädikaten ausgestattete Einheit, wie bei den

Digitized by Google

Eleaten, gesetzt ist, konkret da, wo Gott als das Allpersönliche in den Geistern gedacht wird. Der Pantheismus, welcher innige Religiosität keineswegs ausschließt, wie dies z. B. die indische Religion beweist, ist eine weite und hohe poetische Weltanschauung, die etwas tief Beruhigendes an sich hat. Aber wir befinden uns meist außerhalb der Wissenschaft und im Reiche der Phantasie, zehrend von den verschiedensten Früchten der Wissenschaft und der Religion, wenn pantheistische Gedanken unser Gemüt erfüllen. — Wir finden den Pantheismus im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit vor. Spuren des Pantheismus sind schon im Rigveda vorhanden. In der Vedântaphilosophie erscheint die Welt als Emanatio des Brahma. Pantheistisch ist auch schon die griechische Lehre des Anaximandros (um 570 v. Chr.) vom Apeiron (s. d.). Die Eleaten vertraten dann unter den Griechen einen abstrakten akosmistischen Pantheismus (*Ξενοφάνης δὲ πρῶτος τούτων ἑνίσας — εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀποβλέψας τὸ ἓν εἶναί φησι τὸν θεόν.* Arist. Met. I, 5 p. 986 b 21. — Platon, Soph. 242 D *τὸ δὲ παρ' ἡμῖν Ελεατικὸν ἔθνος ἀπὸ Ξενοφάνους τε καὶ ἔτι πρόσθεν ἀρξάμενος ὡς ἑνὸς τῶν πάντων καλουμένων οὕτω διεξέρχεται τοὺς μύθους.* — Simpl. in Aristot. Phys. 5 b. *μίαν δὲ τὴν ἀρχὴν ἤτοι ἓν τὸ ὂν καὶ πᾶν — Ξενοφάνην τὸν Κολοφώνιον τὸν Παρμενίδου διδάσκαλον ὑποτίθεσθαί φησιν ὁ Θεόφραστος*), indem sie nur dem einen Sein Existenz und Göttlichkeit zuschrieben. Herakleitos (um 500 v. Chr.) sah in dem All ein göttliches Urfeuer, das immer war und immer sein wird (vgl. Zeller, Die Philos. d. Griechen I, S. 459 f.). Auch für die Stoiker war die Gesamtheit des Wirklichen nichts anderes als das göttliche Pneuma, das Urfeuer (Stob. Ekl. I, 374). Herakleitos und die Stoiker schufen also den realistischen Pantheismus. Anders und zwar mehr idealistisch war der neuplatonische Pantheismus beschaffen, der die bunte Erscheinungswelt aus dem einen Gott durch Emanation ableitete, sei es, wie bei Plotinos (205 bis 270) und Proklos (410—485), in der Form spekulativer Entwicklungen, sei es, wie bei Jamblichos (um 430 n. Chr.), vermischt mit dämonisierenden Phantastereien. Im Mittelalter tritt der Pantheismus nur vereinzelt auf, entweder im Anschluß an Plotinos bei Scotus Erigena, oder an Averroës bei David v. Dinant. Das erwachende Naturstudium des 16. Jahrhunderts rief eine Art von Schwärmerei für die mit Gott identifizierte Natur hervor (Vanini, Paracelsus, Campanella, Giordano

Digitized by Google

Bruno). Mehr panentheistisch als pantheistisch (vgl. Panentheismus) war die Lehre Malebranches (1638—1715), dem Gott als der Sitz der Geister und der Ideen der Körper erschien. John Toland (1670—1722) schrieb ein „Pantheisticon". Cosmopoli 1710. Der nüchternste und konsequenteste (pankosmistische) Pantheist war Spinoza (1632—1677), dem das All das „deus sive natura" galt. Er verschmäht jeden poetischen Reiz, jede bestechende Rhetorik, bringt vielmehr seine Lehre in die Form mathematischer Schlüsse, hat aber gerade auf Dichter Einfluß geübt. Nachdem er lange Zeit mehr verketzert als studiert war — noch Chr. Wolf (1679—1754) sucht in langen Ausführungen den Spinozismus zu bekämpfen (vgl. Theologia naturalis 1787, Tl. II) —, haben sich Herder (1744—1803), Goethe (1749—1832) und die neueren den Idealismus vertretenden Philosophen nach Kant, die die Kantische Philosophie mit der Spinozistischen verschmolzen, mehr oder weniger an ihn angeschlossen, namentlich Fichte (1762—1814), Schelling (1775—1854), Hegel (1770—1831), Schleiermacher (1768 bis 1834) und Fechner (1801—1887). Bekannt gemacht hat ihn zuerst durch seine Polemik Fr. Jacobi (1743—1819). Bis zu Jacobi schied man meist nicht Deismus und Pantheismus. Im 17. Jahrhundert verstand man unter Deismus einen auf Vernunftprinzipien gegründeten Glauben, ohne dabei zu unterscheiden, ob er auf den Gedanken der Transcendenz oder Immanenz aufgebaut sei. Im 17. Jahrhundert hat man also Deismus genannt, was wir heute Pantheismus nennen. Der Ausdruck Pantheismus findet sich in Deutschland zuerst bei J. Fr. Buddens 1717 (Theses theologicae de Atheismo, Jena).

Die Lehre Schopenhauers (1788—1860) und E. v. Hartmanns (1842—1906) als Pantheismus zu bezeichnen, dürfte unzulässig sein. Pantheismus kann vernünftigerweise nur da gesucht werden, wo Gott nicht in das Gegenteil verkehrt wird. Bei Schopenhauer ist aber die Wirklichkeit der vernunftlose Wille, und bei v. Hartmann ist das Absolute vernunftloser Wille und ohnmächtige logische Idee, und der Schopenhauersche und Hartmannsche Pessimismus fordert als Endresultat die Aufhebung des Daseins. Die durch Verbindung von Christentum und Buddhismus geschaffene Zukunftsreligion Hartmanns, die von ihm selbst als konkreter Monismus bezeichnet wird, hat mit dem Pantheismus nur den Gedanken der Einheit des (Unbewußten) Absoluten gemeinsam.

Digitized by Google

Gegen den Pantheismus richten sich außer den Bedenken, die jede Identitätsphilosophie (s. d.) erweckt, die Einwendungen, daß es für ihn fast unmöglich ist, dem Individuum gerecht zu werden, daß für ihn die menschliche Persönlichkeit mit ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Selbstbestimmung unerklärlich wird oder ihren Wert verliert, und daß ihm die Erklärung des Übels und des Bösen kaum ohne Gewaltsamkeiten gelingt. — Vgl. Pansatanismus, Monismus. — Deisenberg, Theismus und Pantheismus. Geschichtsphilosophische Untersuchungen. Wien 1880. Schuler, Der Pantheismus. Würzburg 1884. A. Drews, Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Berlin 1893. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904. S. 256 ff., 378 ff. Fr. Eberhardt, Die Philosophie des Spinoza im Lichte der Kritik. Leipzig 1908. K. Fischer, Spinoza. 5. Aufl. Heidelberg 1909 (Gesch. d. neueren Philos. II). K. P. Hasse, Von Plotin zu Goethe. Leipzig 1909. H. Scholz, Über den Pantheismus. Preuß. Jahrb. 1910. Septemberheft. Zu den ältesten Begriffen von Deismus und Pantheismus. Preuß. Jahr. CXLII, Heft 2, S. 318—325.

Panthelismus (neugeb. aus d. Gr. *πᾶς* = all u. *θέλω* = ich will) wird zuweilen die Lehre Schopenhauers (1788 bis 1860) genannt, nach der der Wille das Wesen aller Dinge ist. — Vgl. Pansatanismus, Voluntarismus.

paradox (gr. *παράδοξος*) heißt seltsam, wider Erwarten. — Paradoxie oder Parádoxon heißt eine Behauptung, welche dem gesunden Menschenverstand (common sense) oder allgemein anerkannten Grundsätzen zu widersprechen scheint. Die Eleaten (vgl. Achilleus, Pfeil) und die Stoiker liebten es, solche Paradoxa aufzustellen. Die Stoiker verstanden im besondern unter Paradoxa Sätze, die den Neulingen durch ihre seltsame Fassung auffallend oder sogar dem gesunden Sinne widerstreitend erscheinen, bei näherem Eingehen sich aber als wohlbegründet erweisen. Cicero (106—43 v. Chr.) überliefert in seinen „Paradoxa“ folgende Sätze: 1. Nur was sittlich, ist gut. 2. Die Tugend genügt zum Glück. 3. Tugenden und Laster sind gleichartig. 4. Jeder Unweise ist ein Wahnsinniger. 5. Der Weise allein ist frei, der Unweise ein Sklave. 6. Der Weise allein ist reich. Schopenhauer (1788—1860) hält die Paradoxie für ein günstiges Symptom der Wahrheit, und F. Nietzsche (1844

Digitized by Google

bis 1900) liebt es, den Leser durch paradoxe Sätze zu fesseln. Oft ist die Neigung zur Paradoxie nur ein Zeichen der Eitelkeit, der Überhebung, der Absonderlichkeit, der Streitlust. — Rousseau bezeichnete Paradoxe als Wahrheiten, die hundert Jahre zu früh erscheinen.

Parästhesie oder Spontanempfindung heißt diejenige Störung der Sinnesempfindung, die durch einen spontanen Reizzustand der niederen Sinne entsteht. Ihre wichtigste Form ist der spontane Schmerz (rheumatisches Reißen, neuralgischer Schmerz, Kopfschmerz). Andere Formen sind das Pelzigsein der Haut, das Ameisenkriechen, das Taubsein, der Stumpfsinn, Hitzempfindungen, die Gänsehaut, Empfindungen, die auch bei Gesunden zeitweise vorkommen, und bei hysterischen Kranken das Gefühl einer vom Magen zum Schlund aufsteigenden Kugel, eines Nagels im Kopfe usw. oder das Gefühl des Juckens. — Vgl. Anästhesie, Hyperästhesie. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902, S. 226 ff.

Parallelismus (gr. *παραλληλισμός* = Gleichlauf, Gleichförmigkeit) heißt in der Philosophie die Lehre, daß Ausdehnung und Denken, Körper und Geist, Leib und Seele zwei einander gleichlaufende Reihen bilden. Einen metaphysischen Parallelismus der den Menschen erkennbaren Attribute Gottes, des Denkens und der Ausdehnung und ihrer Modi, der Ideen und Körper, und damit zusammenhängend einen anthropologischen Parallelismus des Geistes und des Körpers nimmt Spinoza (1632—1677) an und ersetzt hierdurch den Occasionalismus (s. d.) der Cartesianer. Er lehrt, daß nur ein in sich selbst und für sich selbst bestehendes Wesen, nur eine Substanz, Gott oder die Natur, existiere. Diese besitze unendlich viele Attribute, von denen der menschliche Intellekt zwei als ihr Wesen ausmachend erkenne, die Ausdehnung (extensio) und das Denken (cogitatio). Alles Einzelne ist demgegenüber nur unselbständig, nur Zustand der Substanz (affectio), nur Modus. Alle Ideen sind Modi des Denkens, alle Körper Modi der Ausdehnung. Die Ideen haben daher nicht die Körper, und die Körper nicht die Ideen zur Ursache. Die Ideen haben vielmehr Gott als denkendes Wesen und die Körper Gott als ausgedehntes Wesen zur Ursache. Beide gehen aber in gleicher Weise aus den Attributen Gottes hervor und drücken das Wesen ein und derselben Substanz aus, so daß sie zwei nebeneinander parallel laufende Reihen

Digitized by Google

bilden (Parallelismus der Attribute). Die Ordnung und Verknüpfung der Ideen ist daher nach Spinozas Auffassung im Weltall dieselbe wie die Ordnung und Verknüpfung der Körper (ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum Eth. II, Prop. 7). Auf den Menschen (anthropologisch) angewandt, besagt diese Lehre, daß die Ordnung und Verknüpfung des Handelns und Leidens unserer Seele dieselbe ist wie die Ordnung und Verknüpfung des Handelns und Leidens unseres Körpers. Hierin besteht der Zusammenhang beider. Auch die Psychophysik Fechners, der Phänomenalismus Langes und der Haeckelsche Monismus (s. d.) schließen den Gedanken des Parallelismus in sich ein, während Leibniz (1646—1716) an die Stelle dieser Lehre Spinozas die Idee der prästabilierten Harmonie setzte. Den psychophysischen Parallelismus charakterisiert G. F. Lipps (Grundriß der Psychophysik. Leipzig 1909, S. 25f.) kurz so: „Betrachten wir die Welt, sofern sie in ihrer subjektiven Bedingtheit auf den Unterscheidungen unseres Bewußtseins beruht, so stellen wir uns auf den Standpunkt des Psychologen, und die Erkenntnis dieser subjektiv bedingten Wirklichkeit ist als Psychologie zu bezeichnen. Betrachten wir hingegen die Welt, sofern sie in ihrer objektiven Wirklichkeit auf den räumlich-zeitlichen Größenbezeichnungen beruht, so stellen wir uns auf den Standpunkt des Naturforschers, dessen Erkenntnisse den Inhalt der Physik (im weitesten Sinne des Wortes) bilden. Demnach ist die Lehre vom Zusammenbestehen der in den Unterscheidungen des Bewußtseins hervortretenden und der in den Größenbezeichnungen des räumlich-zeitlichen Geschehens sich darbietenden Welt Psychophysik zu nennen. Dieses Zusammenbestehen kann als Parallelismus und zwar als psychophysischer Parallelismus bezeichnet werden. Es wird so von vornherein die Ansicht abgelehnt, daß die Bewußtseinserscheinungen aus objektivem Geschehen oder umgekehrt das objektive Sein und Werden aus den Zuständen des Bewußtseins abzuleiten seien. Es darf indessen durch diese Bezeichnungsweise nicht der Irrtum veranlaßt werden, als ob das Bewußtsein und das objektive Sein, jedes für sich allein, ähnliche wie die eine und die andere von zwei parallelen Geraden, eine selbständige Existenz beanspruchen könne.“ — Außer von einem metaphysischen, anthropologischen und psychophysischen Parallelismus kann man auch von einem logischen oder erkenntnistheoretischen Parallelismus reden.

Digitized by Google

Dieser besteht in der Annahme einer Übereinstimmung zwischen den Formen des Denkens und des Seins. Er findet sich der Anlage nach bei Aristoteles (384—322), für den die Kategorien Denkformen sind, die durch die Existenzformen bedingt sind (vgl. Kategorie). In der Neuzeit vertreten den logischen Parallelismus Schleiermacher (1768—1834), nach dessen Auffassung Ideales und Reales nebeneinander fortlaufen als Modi des Seins, Trendelenburg (1802—1872), nach dessen Lehre die logische Einheit ein Gegenbild des realen Ganzen ist, Lotze (1817 bis 1881), der ein Zusammentreffen des logischen Denkens und der Dinge als Endergebnis annimmt u. a. m. — Vgl. Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. III, S. 769 ff. Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1905. I, § 4, 3 und in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 190—194. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904. S. 277 ff. K. Krösche, Wie weit stimmt die Lehre Spinozas vom Parallelismus der göttlichen Attribute überein mit der Theorie vom psychisch-physischen Parallelismus bei Fechner und Lange? Berlin 1910.

Paralogie (gr. *παραλογία*) heißt im weiteren Sinne Vernunftwidrigkeit, Irrtum. Im engeren Sinne bezeichnet Paralogie das Vorbeireden der Gemütskranken. Die Kranken geben Antworten, die mit den gestellten Fragen nicht in Zusammenhang stehen. — Vgl. Hellpach, Die Grenzwiss. d. Psychologie. Leipzig 1902, S. 341 ff. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909, B. I, S. 380.

Paralogismus (gr. *παραλογισμός* = Vernunftwidrigkeit von *παρά* = gegen und *λόγος* = Vernunft) oder Fehlschluß heißt im logischen Sinne ein formal unrichtiger Schluß (s. Fehlschluß), der durch einen Irrtum entstanden ist, während ein formal unrichtiger Schluß, der die Absicht zu täuschen hat, ein Trugschluß oder Sophisma (s. d.) heißt. Kant (1724 bis 1804) unterscheidet den transscendentalen vom logischen Paralogismus. Der transscendentale Paralogismus ist ein Fehlschluß, der auf der natürlichen Beschaffenheit der menschlichen Vernunft, des Erkenntnisvermögens a priori, beruht, und der eine notwendige, wenn auch nicht eine unauflösliche Illusion mit sich führt. Kant kommt zu der Behauptung, daß es vier solcher transscendentalen Paralogismen gebe. Sein Gedankengang ist folgender: Ideen sind notwendige, auf das absolute Ganze aller möglichen Erfahrung gerichtete Begriffe, deren

Digitized by Google

Gegenstand in keiner Erfahrung gegeben werden kann. Ihr Ursprung liegt in den Funktionen der drei Vernunftschlüsse, des kategorischen, des hypothetischen und des disjunktiven Schlusses. Die erste Idee ist die des vollständigen Subjekts oder der absoluten Einheit des denkenden Subjekts, die zweite die der vollständigen Reihe der Bedingungen, die dritte die eines vollständigen Inbegriffs alles Möglichen. Auf die erste Idee, die absolute Einheit des denkenden Subjekts, gründet sich die ganze rationale Psychologie. Diese entwickelt ihre Lehre auf Grund von vier Schlüssen, durch die nachgewiesen werden soll, daß die Seele Substanz, einfach, numerisch-identisch (Person) sei und im Verhältnisse zu möglichen Gegenständen im Raume stehe. Aber diese vier Schlüsse erweisen sich als Paralogismen. Der erste Paralogismus lautet: Dasjenige, dessen Vorstellung das absolute Subjekt unserer Urteile ist, ist Substanz. Ich, als ein denkendes Wesen, bin das absolute Subjekt aller meiner möglichen Urteile. Also bin ich, als denkendes Wesen (Seele), Substanz; der zweite: Dasjenige Ding, dessen Handlung niemals als die Konkurrenz vieler handelnden Dinge angesehen werden kann, ist einfach. Nun ist aber das denkende Ich ein solches. Also ist die Seele einfach; der dritte: Was sich der numerischen Identität seiner selbst in verschiedenen Zeiten bewußt ist, ist eine Person. Nun ist sich die Seele der numerischen Identität ihrer selbst in verschiedenen Zeiten bewußt. Also ist die Seele eine Person; der vierte: Dasjenige, auf dessen Dasein nur als einer Ursache zu gegebenen Wahrnehmungen geschlossen werden kann, hat eine nur zweifelhafte Existenz. Nun sind alle unsere Erscheinungen derart, daß ihr Dasein nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern auf sie als die Ursache gegebener Wahrnehmung allein geschlossen werden kann. Also ist das Dasein aller Gegenstände äußerer Erscheinungen zweifelhaft (Idealismus). Alle diese Schlüsse schließen einen Fehler in sich ein. Der erste verschiebt den Begriff des logischen Subjekts des Denkens zu dem Begriff des realen Subjekts der Inhärenz, der zweite den Begriff der Einheit des Bewußtseins zu dem Begriffe der substantiellen Einfachheit des Subjekts, der dritte den Begriff der Identität des Bewußtseins seiner selbst in verschiedenen Zeiten zu dem Begriff der objektiven Beharrlichkeit, der vierte den Standpunkt des transscendentalen Idealismus zu dem des dogmatischen Idea-

Digitized by Google

lismus. Alle vier schließen also den unabsichtlichen Fehler in sich ein, daß sie dasjenige auf das Objekt an sich beziehen, was nur das Subjekt und die Leistung desselben im immanenten Gebrauche angeht, daß sie von dem transscendentalen Begriffe des Subjekts, der nichts Mannigfaltiges enthält, auf die absolute Einheit dieses Subjekts selber schließen, von dem wir gar keinen Begriff haben. Mit den vier transscendentalen Paralogismen fällt die rationale Psychologie. — Vgl. Kant, Kritik d. reinen Vernunft S. 341—405. Prolegg., S. 134 bis 142. Benn, History of rationalism in the 19th century. 2 Bde. London 1906.

Paranoia (gr. *παράνοια*) heißt Irrsinn, chronischer Verrücktheit. Man redet von Paranoia namentlich da, wo bei den Kranken ständige Erweiterung vorhandener Wahnideen ohne deutliche Abnahme der psychischen Kräfte eintritt, die aber tatsächlich vorhanden ist und nur langsam fortschreitet. In neuerer Zeit wird von Kraepelin die Paranoia nicht mehr als Geisteskrankheit selbst, sondern nur als ein Zustandsbild der Krankheit aufgefaßt. — Vgl. Hellpach, Grenzwiss. d. Psychologie. Leipzig 1902, S. 324, 376 ff. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl. Leipzig 1909, B. I, S. 518.

Paranomie (gr. *παρανομία*) heißt Ungesetzlichkeit.

Paraphasie (gr. *παράφασις*) heißt eine Form der Aphasie (s. d.), bei der man, ohne es zu wissen, verkehrte Wörter wählt, in veränderter Klangfarbe, ohne Modulation spricht und in Silbenstolpern verfällt. Die Paraphasie ist gewöhnlich paralytischen Ursprungs.

Parole intérieure (gr. *ὁ ἔσω λόγος*, Aristoteles, Analyt. post. I, 10 p. 766, 27, *λόγος ἐνδιάθετος* bei den Stoikern), stille Rede, nennt Victor Egger (La parole intérieure. Paris 1881) im Gegensatz zur äußeren, vernehmbaren Rede den Gebrauch, den wir bei jeder inneren geistigen Tätigkeit von der Sprache machen, bei der wir äußerlich schweigen. Die innere geistige Tätigkeit verläuft nicht ohne ein stilles Mitsichselbstsprechen. Wir reden still, wenn wir für uns lesen, wenn wir schreiben, wenn wir denken. Zu unserer Qual verläßt uns die stille Rede nicht, wenn der Schlaf unsere müden Glieder flieht, weil der Geist nicht zur Ruhe kommen kann. Selbst wenn wir laut reden, fehlt in den Zwischenräumen das stille Wort nicht. Es weist uns die Fährte und sagt uns das Nächste vor. Es ist ein Mittelglied zwischen dem vernehmbaren Worte und dem

Digitized by Google

lautlosen Gedanken, eine Zwischenstufe zwischen Außen- und Innenwelt. Die innere Rede ist eine Nachahmung der äußeren Rede, aber sie fließt bald schneller, bald langsamer als diese, erlaubt sich Abkürzungen und Sprünge und sieht sich andrerseits gehemmt und aufgehalten. Sie ist das Vehikel des Gedankens, kann aber auch der Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften sein. Ohne das innere Wort wäre der Geist wie vernichtet, gelähmt und ohne Fährte und Richtung. Es erlaubt ihm, an Stelle der Idee selbst, sich mit dem Zeichen der Idee und seiner Reproduktion zu behelfen und erleichtert den Gedankenprozeß im höchsten Maße.

partikulär (lat. particularis von pars = Teil), besonders, heißt ein Urteil, in dem das Prädikat nur einem Teil vom Umfange des Subjektsbegriffs zukommt. Das partikuläre Urteil hat die Form: Einige S sind (nicht) P, z. B.: Einige Inseln sind vulkanischen Ursprungs. Einige Länder sind nicht bewohnbar. Das bejahende partikuläre Urteil wird mit i, das verneinende mit o bezeichnet. Gegensätze zum partikulären Urteile sind die allgemeinen und singulären Urteile: Alle S sind P, und: Dieses S ist P. Die partikulären, universalen und singulären Urteile werden voneinander geschieden auf Grund der Quantitätsverhältnisse des Subjektes des Urteils. Der Begriff der partikulären Urteile findet sich schon bei Aristoteles (384—322) und wird hier durch die Bezeichnung *ἐν μέρει* ausgedrückt: *πρότασις μὲν οὖν ἐστι λόγος καταφατικὸς ἢ ἀποφατικὸς τινὸς κατά τινος. οὗτος δὲ ἢ καθόλου ἢ ἐν μέρει ἢ ἀδιόριστος* (Analyt. prior. I, 1 p. 24 a 17). — Vgl. Quantität.

Partitio (lat. partitio = Teilung) hieß im Altertum allgemein die Einteilung eines Ganzen in seine Teile. In der neueren Logik bedeutet es die Einteilung des Inhaltes eines Begriffs, während Divisio die Einteilung des Umfangs bezeichnet. — Vgl. Divisio, Einteilung. — Quintilianus, Institutio orator. 4, 5. Ueberweg, System der Logik, Bonn 1882, § 50.

Parusie (gr. *παρουσία* = Gegenwart) s. Methexis, Platonismus.

Passionen s. Affekte.

Passivität s. Aktivität.

Pathetisch-erhaben heißt nach Schiller (1759—1805) die Würde im Leiden in der Tragödiendichtung. Beim Pathetisch-Erhabenen ist ein Leiden in der Anschauung gegeben und zugleich die moralische Widerstandskraft des Menschen dargestellt.

Digitized by Google

pathognomische (gr. *παθογνωμικός*) Sprachperiode heißt die unterste Stufe der Sprache, in welcher der Laut die eigenen oder fremden Zustände unmittelbar reproduziert. — Vgl. Sprache.

Pathologie (franz. pathologie aus d. Gr. geb.) heißt in der Medizin die Lehre von den Krankheiten.

pathologisch (v. gr. *πάθος* = Leiden, u. *λόγος* = Lehre) heißt s. a. abnorm, krankhaft. Bei Kant (1724—1804) bedeutet pathologisch dasjenige, was dem passiven Teil der menschlichen Natur angehört, was von der Sinnlichkeit abhängt, z. B. Interesse, Liebe, im Gegensatz zu dem praktischen, was von der freien Tätigkeit der Vernunft abhängt (Kr. d. r. V., S. 802f.). — Pathologische Begehrung nennt man im Gegensatz zur ästhetischen diejenige Art des Begehrens, welche aus stark betonten und darum lokalisierten Empfindungen, wie Hunger und Durst, entspringt. Bei ihr tritt der Trieb zwar dunkler, aber kompakter auf als bei der ästhetischen, die der Wahrnehmung folgt. Die pathologische Begier wurzelt auch tiefer im Ich als die ästhetische. Auf moralischem Gebiete bezeichnet man sie mit Namen, die mit Sucht zusammengesetzt sind, z. B. Selbst-, Hab-, Herrschsucht. Vgl. Begierde. — Pathologische Träume werden seit Esquirol (Die Geisteskrankheiten. Dtsch. 1838) diejenigen Träume genannt, aus welchen ein krankhafter Zustand des Organismus erkennbar ist. Besonders pflegt dies bei den Seelenkrankheiten der Fall zu sein. — Man spricht jetzt auch von pathologischer Physik und Chemie, und bezeichnet damit das Studium der physikalischen und chemischen Veränderungen, die im kranken Körper vor sich gehen. — Vgl. Alberti, De vaticiniis aegrotorum. 1724. Scherner, Das Leben des Traumes. 1881. Kreht, Pathologische Physiologie. 2. Aufl. Leipzig 1898.

Pathos (gr. *πάθος* = Leiden) heißt zunächst allgemein jedes äußere oder innere Leiden des Körpers oder der Seele. So nennt man Szenen in der griechischen Tragödie, in denen sich ein solches Leid offenbart und beklagt wird, Pathosszenen (vgl. die Perser von Aischylos). — In engerer psychischer Bedeutung nur auf die Seele bezogen, heißt Pathos Gemütserregung, Affekt, Leidenschaft. Das Pathos in diesem engeren Sinne steht, da jede Gemütserregung und jede Leidenschaft eine Macht ist, die den Menschen beherrscht, im Gegensatz zur freien aktiven praktischen Vernunft. Das Pathos kann

Digitized by Google

zur Unvernunft und, insofern sich Vernunft und Natur decken, sogar zur Unnatur werden. Aristoteles (384—322) schied die Seelenvorgänge in Leidenschaften, Kräfte und Fertigkeiten (*τὰ ἐν τῇ ψυχῇ γινόμενα τρία ἐστί, πάθη, δυνάμεις, ἕξεις*). Zu den ersten, die er geradezu den Begierden (*ἐπιθυμίαι*) gleichsetzte, rechnete er den Zorn (*ὀργή*), die Furcht (*φόβος*), den Mut (*θράσος*), den Neid (*φθόνος*), die Freude (*χαρά*), die Freundschaft (*φιλία*), den Haß (*μῖσος*), die Sehnsucht (*πόθος*), den Eifer (*ζῆλος*), das Mitleid (*ἔλεος*), überhaupt jeden Seelenzustand, der mit Lust oder Unlust verbunden ist (Arist. Eth. Nicom. II, 4 p. 1104 b 20ff.), die Kräfte oder Fähigkeiten sind dagegen die angeborenen Vermögen, aus denen die Affekte entstehen, und die Fertigkeiten bestehen in unserem ethischen Verhalten gegenüber den Leidenschaften. Die Stoiker verstehen unter Pathos nach Zenons Definition den Affekt, die vernunftlose und naturwidrige Gemütsbewegung (*ἡ ἄλογος καὶ παρὰ φύσιν ψυχῆς κίνησις ἢ ὁρμὴ πλεονάζουσα*. Diog. Laert. VII, 110). Das Pathos geht aus der Vernunft selbst durch das Übermaß eines Triebes hervor. Alle Affekte entstehen aus einem Fehler des Urteils, einer falschen Meinung über Gut und Böse und beziehen sich auf Gegenwärtiges (Lust und Trauer) oder Zukünftiges (Begierde und Furcht) (vgl. Zeller, Gesch. d. gr. Phil. IV, S. 207ff). Descartes (1596 bis 1650) übersetzt Pathos mit passion und definiert die Leidenschaft als Perzeption, Empfindung oder Erregtheit der Seele, die man nur auf sich bezieht und die durch Bewegung der Lebensgeister bewirkt und erhalten wird. Er nahm sechs Grundaffekte an: Bewunderung, Liebe, Haß, Verlangen, Freude und Traurigkeit. Spinoza (1632—1677) definiert die Leidenschaften als aus inadäquaten Ideen hervorgegangene Seelenzustände, welche die Macht des Menschen zu handeln vermehren oder vermindern, und nimmt nur drei Grundaffekte, Verlangen, Freude und Traurigkeit, an, während Leibniz (1646—1716) die Affekte als Begehrungen faßt, welche aus der Meinung oder dem Gefühl stammen und mit Lust oder Unlust verbunden sind. Kant (1724—1804) schied als erster deutlich Affekt und Leidenschaft: „Das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welches im Subjekte die Überlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen läßt, ist der Affekt.“ „Die durch Vernunft des Subjekts schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist

Digitized by Google

die Leidenschaft." — Vgl. Anthropol., § 70ff. — Pathos wird in der Ästhetik dem Ethos gegenübergestellt. Ethos, d. h. Charakter, ist das bleibende sittliche Gepräge, Pathos der vorübergehende Zustand, der auf diesem Charakter ruht. Das Pathos kann nicht als Hauptaufgabe der bildenden Künste betrachtet werden, weil sonst die Anschaulichkeit und Objektivität der Darstellung beeinträchtigt wird. Es muß vielmehr die Darstellung des Charakters des Handelnden als Grundaufgabe gelten. Doch scheiden sich die Epochen der Kunst, indem z. B. die des Phidias vorwiegend das Ethos, die des Praxiteles und Skopas vorwiegend das Pathos darstellt.

Patriotismus (franz. patriotisme vom mittellat. patriota, das vom gr. *πατριώτης* stammt) heißt die Liebe zum Vaterlande, welche sich in der Bereitwilligkeit ihm zu dienen äußert. Der Patriot besitzt Nationalsinn, er fühlt sich instinktiv als zu seiner Nation gehörig, er freut sich dessen, was seiner Nation ihr eigenes Gepräge gibt, nimmt an den Freuden und Leiden seines Vaterlandes Anteil, er erfüllt die Pflichten gegen dasselbe, er sucht dessen Wohl zu befördern und er opfert, falls es not tut, dafür Gut und Blut. Er ordnet also in idealer Gesinnung sein Wohl dem der Allgemeinheit unter. Muster von Patrioten sind z. B. Aristides, Brutus, Richelieu, Friedrich II., Scharnhorst, Bismarck gewesen. Auf jeden Patrioten paßt das Wort Bismarcks: Patriae inserviendo consumor (Im Dienste des Vaterlandes gehe ich auf). Der Patriotismus färbt sich leicht partikularistisch, parteilich, dynastisch, kriegerisch, militärisch, chauvinistisch. Die ihm entgegengesetzten Gedanken sind der Kosmopolitismus und die Internationale. — Vgl. Nation, Kosmopolit, Humanität. — Fr. G Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls. München u. Leipzig 1893.

patristische Philosophie (franz.) heißt innerhalb der Geschichte der Philosophie die der Scholastik vorausgehende Philosophie der christlichen Kirchenväter (patres ecclesiae), die durch strengere Fassung der christlichen Lehre zu festen Dogmen und in Anlehnung an die alte Philosophie (Stoizismus, Neuplatonismus) einen ersten Versuch zur Begründung dieser Lehre machte. So verfolgten innerhalb der älteren Patristik die Apologeten im 2. u. 3. Jahrh. n. Chr. (Aristides, Justinus Martyr, Tatianus, Athenagoras, Theophilos, Irenaios, Hippolytos, Tertullianus, Minucius Felix, Arnobius, Lactantius) das Ziel, die christliche Religion gegen die Angriffe

Digitized by Google

heidnischer Schriftsteller und des Staates, gegen Judentum und Ketzerei zu verteidigen und den philosophisch Gebildeten als die wahre Philosophie des Geistes, der Freiheit und der Sittlichkeit zu empfehlen, während die Alexandriner (Ende des 2. Jahrh.) (Clemens Alexandrinus, Origenes), Wissenschaft und Christentum in Einklang zu setzen versuchten. Die jüngere Patristik (Gregor v. Nyssa, Ambrosius, Augustinus, Synesius, Areopagitische Schriften, Maximus Confessor) versuchte dagegen die Dogmen zu beweisen. Die katholische Kirche rechnet zur Patristik alle Kirchenlehrer bis zum 13, die protestantische Kirche dagegen nur bis zum 8. Jahrhundert. Die Patristik hat eine Reihe von Begriffen in Erörterung gezogen, auf denen die christlichen Dogmen und spätere philosophische Lehren beruhen, und man muß bei der Geschichte dieser Begriffe die Auffassung der Patristik berücksichtigen, so z. B. bei den Begriffen Glaube (*πίστις* s. d.), Erkenntnis (*γνῶσις* s. d.), Sein, Substanz (s. d.), Person (s. d.), Selbstgewißheit (s. d.), Gottesgewißheit (vgl. Selbstgewißheit), Logos (s. d.), Wiedergeburt (s. d.) u. a. m. — Vgl. Gnosis. — J. Huber, Philosophie der Kirchenväter. München 1859. Chr. Baur, Das Christentum der drei ersten Jahrh. 2. Aufl. Tübingen 1860. W. Engelmann, Bibliotheca scriptorum classicorum. 8. Aufl. (E. Preuß). 2 Bde. Leipzig 1880—1882. E. C. Richardson, Bibliographic Synopsis of the Antinicen Fathers. Buffalo 1887. A. Stöckl, Gesch. d. christl. Philos. zur Zeit der Kirchenväter. Mainz 1891. A. Potthast, Bibliotheca historica medii aevi. 2. Aufl. Berlin 1896. A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3. Aufl. Tübingen 1894/7. 4. Aufl., B. 1—2. 1909. B 3. 1910. R. Seeberg, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 2 Bde. Leipzig 1895. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1808/9. A. Ehrhard, Die altchristliche Literatur und ihre Erforschung. 2 Bde. Straßburg 1894—1900. G. Krüger, Geschichte der altchristlichen Literatur in den ersten Jahrhunderten. Freiburg 1895—1897. A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius. 2 Bde. Leipzig 1893—1904. A. Baumgartner, Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker. Freiburg 1900. Bardenhewer, Patrologie. 2. Aufl. Freiburg 1901. Geschichte der altchristlichen Literatur. Freiburg 1902—1904. A. Harnack u. O. v. Gebhardt, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Leipzig 1882ff. Schmid, Grundlinien der Patrologie. 6. Aufl.,

Digitized by Google

Freiburg 1904. Ranscken, Grundriß der Patrologie. 2. Aufl., Freiburg 1906. J. Wellhausen, A. Jülicher, A. Harnack u. a. Geschichte der christlichen Religion (Hinneberg, Kultur d. Gegenwart). 2. Aufl., Leipzig 1909.

Pelagianismus heißt die von dem britischen Mönche Pelagius (Anfang des 5. Jahrh. n. Chr.) vertretene Lehre, daß durch Adams Sündenfall die menschliche Natur nicht verdorben, der Mensch daher willensfrei und durch die Kraft seines Willens (liberae voluntatis arbitrium) befähigt sei, auch außerhalb der Kirche der göttlichen Gnade teilhaftig zu werden. Sie bildet den Gegensatz zur Lehre des Augustinus (354—430), der die Lehre von der Erbsünde und Prädestination annahm. Verändert und gemildert lebte die Lehre des Pelagius im Semipelagianismus fort. — Vgl. Prädestination und Determinismus, Freiheit. — Wörter, Der Pelagianismus. 2. Aufl., Freiburg 1874. Zimmer, Pelagius in Irland. Berlin 1901.

Peproméne (gr. *πεπρωμένη*) heißt Schicksal. — Vgl. Schicksal.

Perfektibilismus (nlat. v. lat. perficio = vollende) heißt die Lehre von der stetigen Vervollkommnung (Perfektibilität) des Menschengeschlechts. Sie entwickelt sich gegen das Ende der Aufklärungszeit und wird z. B. von Rousseau und Herder vertreten. Perfektionisten nennt man dagegen Christen, die glauben, zum Stande geistiger Vollkommenheit gelangt zu sein. — Vgl. Fortschritt, Geschichte, Humanität, Optimismus.

Peripatetiker (gr. *περιπατητικός* = Philosophen, benannt nach den Spaziergängen [*περίπατοι*] des athenischen Lykeions, auf denen Aristoteles lehrte, oder wohl vielmehr Philosophen, die nach dem Vorgange des Aristoteles ihre Unterhaltung im Auf- und Abgehen trieben) hießen die Schüler und Anhänger des Aristoteles (384—322), soweit sie dem Altertum angehörten. Sie haben sich vor allem mit der Fortsetzung der Naturforschung und mit der Popularisierung der Ethik des Aristoteles beschäftigt, ohne sich von der Lehre desselben weit zu entfernen. Hervorragend sind Theophrastos von Lesbos, Eudemos von Rhodos, Aristoxenos von Tarent, Dikaiarchos aus Messene, Straton von Lampsakos, Lykon, Ariston von Keos, Hieronymos, Kritolaos, Diodoros, Staseas, Kratippos. Auch die späteren Kommentatoren des Aristoteles rechnet man zu den Peripatetikern. Unter ihnen sind am bekanntesten Andronikos von Rhodos, Boëthius aus Sidon, Nikolaos von

Digitized by Google

Damaskos, Alexander von Aigai, Aspasios und Adrastos von Aphrodisias, vor allem Alexander von Aphrodisias um 200 n. Chr., endlich Porphyrios, Philoponos und Simplicius. Seit dem 12. Jahrhundert beherrschte Aristoteles die Scholastik, deren größte Vertreter, Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Duns Scotus, ihm anhingen. Zur Zeit der Renaissance traten Neu-Aristoteliker auf, die sich entweder dem Averroës, dem arabischen Vertreter des Aristotelismus im XII. Jahrh., oder dem Alexander v. Aphrodisias oder Platon mehr näherten. Der neueste Vertreter des Aristotelismus ist Trendelenburg (1802—1872) gewesen. Peripatetische Philosophie ist also im allgemeinen soviel wie aristotelische Philosophie. — Vgl. Aristotelismus, Alexandrismus.

Peripetie (gr. *περιπέτεια*), eig. Umschlag, heißt der entscheidende Wendepunkt im Schicksal eines Menschen aus Glück in Unglück oder aus Unglück in Glück. Dieser bildet ein wichtiges, meist ergreifendes und wirkungsvolles Moment im Drama. Er geht der Lösung des Dramas voraus und begründet sie. Aristoteles (384—322) scheidet die Fabeln (*μῦθοι*) der Tragödien in einfache (*ἁπλοῖ*) und verwickelte (*πεπλεγμένοι*). Die ersteren enthalten keine Erkennung (*ἀναγνωρισμός*) und keinen Umschlag (*περιπέτεια*), die letzteren schließen sie in sich ein (Poetik 10 p. 1452a 12—21). Die Peripetie erklärt Aristoteles als den Umschlag der Handlung in das Gegenteil (*Ἔστι δὲ περιπέτεια μὲν ἡ εἰς τὸ ἐναντίον τῶν πραττομένων μεταβολή* Poet. 11 p. 1452a 22). — Vgl. G. Freytag, Die Technik des Dramas, Leipzig 1863. 6. Aufl. 1890.

Person (vom lat. persona, gr. *πρόσωπον* = Maske, wodurch im Altertum die Schauspieler den Charakter der Rolle zum Ausdruck brachten, Rolle, Mensch, mhd. persône zunächst = geistiges Wesen, dann = menschliches Einzelwesen, verbreitet seit dem 16. Jahrh.) heißt ein lebendes Wesen mit individueller Einheit und kontinuierlicher, im Wechsel der körperlichen und geistigen Zustände beharrender Identität des Bewußtseins und Identität des Willens. Persönlichkeit besitzen daher vernunftbegabte Wesen, welche Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung haben und zurechnungsfähig sind. Sie können im Staate Rechte erwerben und Pflichten übernehmen, während Sachen und Tiere nur der Gegenstand rechtlicher Verhältnisse sein können. Im speziellen bedeutet Person entweder ein erkenntnistheoretisches Subjekt, das sich seiner numerischen Einheit bei den

Digitized by Google

Veränderungen bewußt ist oder ein metaphysisches Subjekt, d. h. eine beharrliche Substanz mit dem Bewußtsein ihrer Identität, oder ein moralisches Subjekt, welches, unabhängig vom Naturmechanismus, sich selbst Zwecke setzen kann und daher auch der Zurechnung fähig ist, oder ein juristisches Subjekt, welches in einem Rechtsverhältnisse berechtigt oder verpflichtet ist. Im letzteren Sinne wird der Begriff Person auch vom Einzelwesen auf eine Gemeinschaft von Menschen übertragen. Die Anlage zur Persönlichkeit bringt der Mensch mit auf die Welt, er kann sie daher weder verlieren noch freiwillig aufgeben. Sie ist der Grund aller Menschenrechte und Menschenpflichten. Die Sklaverei ist widersinnig und unberechtigt, weil sie den Menschen als Sache, nicht als Person behandelt. Die Ausbildung zur Persönlichkeit ist erst ein Werk des menschlichen Lebens, und Persönlichkeit in dieser Bedeutung ist mehr eine Aufgabe als ein bestehendes Verhältnis für den Menschen. Der Begriff der Person und der Persönlichkeit hat seine Ausprägung zunächst durch den Stoizismus, dann durch die Dogmatik des Christentums gewonnen, nachdem er von Tertullianus († 220 n. Chr.) eingeführt und von Boethius (480—524) in die Form gebracht war: „Person ist ein vernünftiges Einzelwesen" (Persona est rationalis naturae individua substantia). Bei Thomas von Aquino (1225 bis 1274) spielt der Begriff der Persönlichkeit eine Rolle, ohne speziell behandelt zu werden. In der neueren Philosophie haben ihm vor allem Locke, Shaftesbury, Wolf und Kant feste Gestalt gegeben. Locke (1632—1704) versteht unter der Person: „ein denkendes, vernünftiges Wesen mit Verstand und Überlegung, das sich als sich selbst und als dasselbe denkendes Wesen zu verschiedenen Zeiten und Orten auffassen kann, indem dies nur durch das Selbstbewußtsein geschieht, was vom Denken nicht zu trennen und — wesentlich ist" (Ess. II, 27, § 9). Shaftesbury (1671—1713) vertritt die Idee einer Persönlichkeits- und Vervollkommnungsmoral mit der Pflicht, sich auszuleben. Chr. Wolf (1679—1754) definiert Person als Ding, das sich bewußt ist, es sei eben dasjenige, was vorher in diesem oder jenem Zustand gewesen (Vernünft. Gedanken I, § 924). Kant (1724—1804) unterscheidet bezüglich der Person das psychologische Subjekt, das reale Objekt und das vernünftige Wesen. Das psychologische Subjekt schließt nur den Begriff der numerischen Identität seiner selbst in verschie-

Digitized by Google

denen Zeiten in sich ein. Das reale Objekt ist eine beharrliche Substanz mit dem Bewußtsein der Identität als denkenden Wesens in allem Wechsel der Zustände. Ob ich dieses bin, hält Kant für unbeweisbar, weil mein Bewußtsein fließen und in ein anderes Subjekt übergehen könnte. Ein vernünftiges Wesen ist ein Wesen, dessen Natur es schon als Zweck an sich selbst, d. i. als etwas, das nicht bloß als Mittel gebraucht werden kann, auszeichnet. Kant definiert daher auch kurz: Person ist dasjenige Subjekt, dessen Handlungen einer Zurechnung fähig sind. Die moralische Persönlichkeit ist also nichts andres, als die Freiheit eines vernünftigen Wesens unter moralischen Gesetzen. — Unter Persönlichkeit im engeren Sinne versteht man die völlig und fest ausgeprägte, charaktervolle Art eines Menschen, der sich zur individuellen Einheit seines Wesens erzogen hat. Bechterew (Die Persönlichkeit und die Bedingung ihrer Entwicklung u. Gesundheit. Wiesbaden 1906) definiert: „Persönlichkeit ist ein psychisches Individuum mit allen seinen ursprünglichen Eigenschaften, ein Individuum mit freiem Verhältnis gegenüber dem sozialen Milieu." Diese engere Bedeutung meint Goethe, wenn er im Westöstl. Divan. sagt: „Volk und Knecht und Überwinder, sie gestehn zu jeder Zeit, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit", und A. Harnack, wenn er sagt: „Nur durch Persönlichkeiten schreitet die Menschheit fort". Personifikation (lat.), (gr. Prosopopöia) heißt Verpersönlichung, Darstellung von Unpersönlichem als Person, Ein Wechsel der Persönlichkeit kann dann beim Menschen eintreten, wenn die bewußte Wechselwirkung des Individuums und seiner Umgebung und die teils bewußte, teils unbewußte Ansammlung der gemachten Erfahrungen in der Form von Erinnerungen, Gewohnheiten usw. gestört ist. — Person im grammatischen Sinne heißt jeder belebte oder unbelebte Gegenstand, von dem ein Vorgang ausgeht, oder der durch einen Vorgang beeinflußt wird oder an dem eine Eigenschaft oder ein Zustand haftet. Im einzelnen scheidet man drei Personen, die erste Person bezeichnet denjenigen, von dem die Rede herkommt, die zweite den, an welchen die Rede gerichtet ist und die dritte jeden Gegenstand ohne Rücksicht auf Richtung und Herkunft der Rede. — Vgl. Sache, Ich. — Kant, Kr. d. r. V., S. 341 ff., Kr. d. r. V., 2. Aufl., S. 268. Grundz. zur Met. d. Sitten, 2. Abschn. Met. d. Sitten, I. Einl., S. XXII. Binet, Les altéra-

Digitized by Google

tions de la personalité. Paris 1900. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 344ff. Jos. Perkmann, Der Begriff des Charakters bei Platon und Aristoteles. Wien 1909. E. Krieck, Persönlichkeit und Kultur. Kritische Grundlegung der Kulturphilosophie. Heidelberg 1910.

Perspicuität (lat perspicuitas) heißt Durchsichtigkeit, Klarheit, Verständlichkeit.

Perzeption (lat. perceptio = Aufnahme, Erfassung) heißt zunächst die sinnliche Empfindung und Wahrnehmung, der Akt durch den die Seele, die Gegenstände erfaßt, und dann auch in erweiterter Bedeutung die bewußte Vorstellung. In der ersten Bedeutung ist der Begriff klar zuerst innerhalb des englischen Empirismus und Sensualismus im 17. und 18. Jahrhundert geprägt worden. Locke (1632—1704) bezeichnet die Perzeption als den ersten Schritt zum Wissen und den Einlaß alles Stoffs für dasselbe (Ess. II, 9, § 15). Bei Leibniz (1646—1716) verschiebt und trübt sich der Begriff der Perzeption unter dem Einflusse der Metaphysik. Nach Leibniz besteht die Wirklichkeit aus Monaden (âmes). Jede Monade, so auch die menschliche Seele, ist ein Spiegel des Universums. Aber keine Monade erleidet äußere Einwirkungen, und es kann ihr keine Vorstellung von außen zukommen. Die Quelle der Vorstellungen der Seele liegt vielmehr in ihr selbst. Die sinnliche Wahrnehmung ist für Leibniz daher nicht ein Gegensatz zum Denken, sondern nur die unvollkommenere verworrene Vorstufe des Denkens. Leibniz macht demgemäß die Perzeption zur Vorstellung, zum inneren Zustand der Monade. Er scheidet dabei zwischen kleineren Perzeptionen (petites perceptions), die die unbewußten (insensiblen) Elemente anderer Vorstellungen sind, und den zusammengesetzteren bewußten (remarquables) Perzeptionen, die aus jenen entstehen. Die Perzeption wird also bei Leibniz zum bloßen (unbewußten oder bewußten) Vorhandensein einer Vorstellung in der Monade. Der Perzeption (der sinnlichen Vorstellung) stellt er die Apperzeption entgegen. Jene ist der einzelne vorübergehende Zustand der Monade, diese der Eintritt der Perzeption in das Selbstbewußtsein und das über den Zustand nachdenkende Bewußtsein der Seele. Kant (1724—1804) verändert weiter den Begriff der Perzeption. Sie ist ihm eine Art der Vorstellung (repraesentatio), und zwar ist sie die Vorstellung mit Bewußtsein. Die Perzeption kann sich entweder auf das Sub-

Digitized by Google

jekt beziehen und heißt dann Empfindung, oder sie ist eine objektive Perzeption und heißt dann Erkenntnis (cognitio). Die Erkenntnis ist entweder unmittelbar und einzeln und heißt dann Anschauung (intuitus), oder sie ist allgemein und mittelbar und heißt dann Begriff (conceptus) (Kr. d. r. V., S. 320). Der Perzeption ist bei Kant die Apperzeption, und zwar die empirische als das Bewußtsein des jedesmaligen Zustandes und die transscendentale als das Selbstbewußtsein überhaupt (ich denke) entgegengesetzt. Herbart (1776 bis 1841) schied zwischen der Perzeption, der sinnlichen Aufnahme und der Apperzeption, der Aneignung nnd Verarbeitung der neuaufzunehmenden Vorstellungen durch die älteren untereinander verbundenen und ausgeglichenen Vorstellungsgruppen. Wundt (geb. 1832) vergleicht das Bewußtsein einem inneren Sehen und scheidet zwischen Blickfeld und Blickpunkt des Bewußtseins. Die in einem bestimmten Momente gegenwärtigen Vorstellungen befinden sich im inneren Blickfelde, diejenigen, denen die Aufmerksamkeit zugekehrt ist, im inneren Blickpunkt des Bewußtseins. Der Eintritt einer Vorstellung in das innere Blickfeld heißt Perzeption, der Eintritt in den Blickpunkt Apperzeption (Wundt, Grundz. d. physiolog. Psych. 5. Aufl. Leipzig 1903, B. III, S. 332ff.). Im allgemeinen Sprachgebrauch heißt Perzeption jetzt sinnliche Aufnahme, sinnliche Empfindung, sinnliche Wahrnehmung, also das, was Kant als Anschauung (intuitus) bezeichnete.

Pessimismus (nlt. pessimismus, franz. pessimisme, von lat. pessimus = der schlechteste) heißt die durch Schopenhauer (1788—1860) und E. v. Hartmann (1842—1906) begründete Theorie, nach der unsere Welt schlecht oder die schlechteste unter allen möglichen Welten sein soll. Ansätze zur pessimistischen Weltstimmung finden sich im Buddhismus, im Alten Testament (Koheleth) und im mittelalterlichen Christentum und bei Rousseau. Der Buddhismus begründet seine Moral auf die Weltflucht, im Alten Testament findet sich die Lehre von der Eitelkeit des Daseins. Im Christentum verbindet sich mit optimistischen Hoffnungen auf das Jenseits eine pessimistische Auffassung der irdischen Dinge. Bei Rousseau verbindet sich mit der Hochschätzung der Natur und der Forderung der Rückkehr zu ihr die Geringschätzung des Kulturlebens. Schopenhauer bezeichnet den Optimismus (s. d.), die dem Pessimismus entgegengesetzte Weltstimmung, als eine sinnlose und

Digitized by Google

ruchlose Denkungsart. Von Glückseligkeit könne hienieden nicht die Rede sein. Das irdische Leben biete höchstens Illusionen. Unser Dasein trage den Charakter einer Tragödie, einer Verirrung, einer Schuld. Die Welt ist vernunftloser, zielloser Wille. Seine Hemmung ist Leiden. Aber die Erreichung eines vermeintlichen Zieles bringt nie Befriedigung, sondern weckt nur neues Streben. So bewegt sich das menschliche Leben zwischen Schmerz und Langweile. Wahrhafte Güter existieren nicht. Die Unlust überwiegt bei weitem die Lust. Die Verneinung des Willens zum Leben ist daher der einzige Weg der Erlösung, und der tatenlose Quietismus ist der Zweck des Daseins. — E. v. Hartmann geht von dem Gedanken aus, daß alles individuelle Glück, wie Jugend, Freiheit, Gesundheit es gewährt, illusorisch ist. Die Welt ist die beste unter allen möglichen (relativer Optimismus), aber sie ist schlechter als keine. Ihr Nichtsein wäre besser als ihr Sein. Kein Individuum ist imstande, einen Überschuß der Lust über die Unlust zu erreichen. Das Leben ist voller Illusionen. Alles ist eitel. Ziel ist die Erlösung von der Qual des Daseins, das nur durch Steigerung der bewußten Intelligenz und der Kultur und die Einsicht in die Nichtigkeit des Glücks erlangt werden kann. E. v. Hartmann findet also Mitarbeit am Kulturprozeß, aber nur zum Zweck der Weltvernichtung. — Der Pessimismus ist im wesentlichen, trotz seiner vermeintlichen metaphysischen Grundlegung, nur der leidenschaftliche Stimmungsausdruck für unbefriedigte Ansprüche des Menschen an das Leben. Philosophie und Zeitgeist haben sich in der Gegenwart verbunden, ihm Verbreitung zu geben. Aber die Beweise, auf die er sich stützen will, sind nicht stichhaltig. Wenn er zu beweisen sucht, daß die Summe der Unlust die der Lust überwiegt, so stellt er sich auf den Standpunkt des unberechtigten Hedonismus. Mit der ethischen Einsicht in das Unberechtigte dieser Ansprüche und mit der Beherrschung der Leidenschaften schwindet er von selbst. Die Summe des menschlichen Glücks kann mit Recht weder, was den einzelnen, noch was die gesamte Menschheit betrifft, zum Maßstab für das Werturteil über die Welt gemacht werden. Es wäre dies ein der ganzen Tendenz der Philosophie widersprechendes anthropozentrisches Urteil. Von einem allgemeinen „Weltelend“ zu sprechen, ist unzulässig, wenn wir nur von den Ansprüchen der Menschheit und nicht einmal der ganzen Menschheit ausgehen. Und auch für die

Digitized by Google

Menschheit ist alle Befriedigung nicht bloß negativ. Arbeit, Erwerb, Streben, Selbstbetätigung, Gesundheit, Liebe, Ehe, Freundschaft u. dgl. sind nicht nur Illusionen, sondern geben uns faktisch Glück. Auch Erinnerung, Hoffnung, Ruhm und Phantasie sind eine Quelle des Genusses selbst für den, der erkannt hat, daß sie objektiv nichts sind. Kunst, Wissenschaft, Moral und Religion mehren den geistigen Genuß des menschlichen Lebens. Vergeblich beruft sich auch der Pessimismus auf die unbewiesene Lehre, daß die Welt blinder, zielloser Wille sei (metaphysischer Pessimismus) und auf die Imaginärheit der sittlichen Güter (moralischer Pessimismus), die er nicht nachzuweisen imstande ist, sowie auf die Geschichtsphilosophie (geschichtsphilosophischer Pessimismus), da die Behauptung daß die Kultur nur die Übel steigere, den Tatsachen widerspricht, und mit Unrecht wirft er dem Optimismus vor, daß er oberflächlich, der Pessimismus dagegen die tiefere Denkweise sei. Man kann vom Pessimismus frei sein, ohne Anhänger eines oberflächlichen, die Mängel des Daseins übersehenden oder ableugnenden Optimismus zu sein. Eine objektive Weltauffassung ist weder pessimistisch noch optimistisch gefärbt.

Der Pessimismus hat verschiedene Formen angenommen: Der soziale Pessimismus findet, mit Malthus, eine Disharmonie zwischen der Volksvermehrung und der Nahrung. Auf die Idee des Kampfes ums Dasein, wie ihn Darwin annimmt, gründet sich der zoologische Pessimismus. Der dichterische Pessimismus findet sich als Stimmung bei Jünglingen und poetisch veranlagten Menschen. Der Stimmungspessimismus (Weltschmerz) erwächst aus melancholischem Temperament und unglücklichen Lebenserfahrungen. Die allgemeine Form des Pessimismus ist der metaphysische oder theoretische Pessimismus, der sich auf metaphysisches oder geschichtsphilosophisches Räsonnement stützt. — Vgl. Übel, Eudämonismus, Moralprinzip. — A. Taubert, Der Pess. und seine Gegner. Berlin 1873. Pfleiderer, Der moderne Pess. Berlin 1875. Plümacher, Der Pess. in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl., Heidelberg 1888. E. v. Hartmann, Zur Geschichte und Begründung des Pess. 2. Aufl., Leipzig 1892. Fr. Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pess. Berlin 1900. O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen. Bd. II, 3; Trilogie des Pessimismus. Straßburg 1902.

Digitized by Google

Kowalewski, Studien zur Psychologie des Pess. Wiesbaden 1904. H. Richert, Schopenhauer. 2. Aufl., Leipzig 1909. H. Keyserling, Schopenhauer als Verbilder. Leipzig 1910. G. Häusler, Schopenhauers und Nietzsches Pess. Halle 1910. A. Vögele, Der Pessimismus und das Tragische an Kunst und Leben. Freiburg 1910.

petitio principii (lat. = Erschleichung des Grundes, gr. τὸ ἐξ ἀρχῆς oder τὸ ἀρχὴν αἰτεῖσθαι) heißt ein Beweisfehler, der darin besteht, daß ein Satz, der selbst erst bewiesen werden müßte, als Beweisgrund vorausgesetzt wird. Bei der petitio principii wird also das Gesetz der Voraussetzungslosigkeit des Beweises verletzt. So begeht Kant eine petitio principii, wenn er die Apriorität der Raum- und Zeitanschauung von der Notwendigkeit und Allgemeinheit mathematischer Lehrsätze ableitet, die keineswegs feststeht, vielmehr selbst erst aus der Apriorität von Raum und Zeit erschlossen werden könnte. Aristoteles (384—322) definiert: Ἐπεὶ τὰ μὲν δι' αὑτῶν πέφυκε γνωρίζεσθαι τὰ δὲ δι' ἄλλων, — ὅταν τὸ μὴ δι' αὑτοῦ γνωστὸν δι' αὑτοῦ τις ἐπιχειρῇ δεικνύναι, τότε αἰτεῖται τὸ ἐξ ἀρχῆς. — (Analyt. prior. II, 16, p. 64, b 34ff.) — Vgl. Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 137. Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. Berlin 1842, § 42.

Pfeil. „Der fliegende Pfeil ruht" ist einer der Sätze des Eleaten Zenon (geb. zw. 490 und 485 v. Chr.), mit dem er die Nichtexistenz der Bewegung zu beweisen suchte (Arist. Phys. VI, 9 p. 239 b. 30 τρίτος δ' ὁ νῦν ῥηθείς, ὅτι ἡ ὀϊστὸς φερομένη ἕστηκεν). Der Fehler in dem Zenonischen Argument liegt, wie schon Aristoteles bemerkte, darin, daß Zenon annahm, die Zeit bestehe aus den unteilbaren Augenblicken (τὸν χρόνον συγκεῖσθαι ἐκ τῶν νῦν). — Vgl. Bewegung.

Pflanzen (gr. φυτά, lat. sata) heißen organische Wesen, deren eigentümliche ihrer Natur angemessene Bewegungen und Veränderungen (Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung) ausschließlich durch Ruhe erfolgen (Hansen, Ernährung d. Pflanzen, S. 4). Man erkennt also im allgemeinen Pflanzen im Gegensatze zu den Tieren an dem Mangel der Ortsbewegung, obwohl es auch Tiere, wie z. B. die Korallen, gibt, die keine Ortsbewegung haben, und Pflanzen, z. B. in der Meeresflora des Planktons, welche Ortsbewegung besitzen. Auch schreibt man den Pflanzen im allgemeinen keine Empfindung zu, obwohl diese Annahme nicht unbezweifelt ist (s. Pflanzenseele). Man unterscheidet unter

Digitized by Google

den Pflanzen blütenlose (Kryptogamen) und Blütenpflanzen (Phanerogamen). Die ersteren teilt man in Myxothallophyten, Euthallophyten, Lichenes und Archegoniatae, die letzteren in Gymnospermen und Angiospermen — Vgl. Tier. — Sachs, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. Leipzig 1882. Zimmermann, Morphologie und Physiologie d. Pflanzen. Breslau 1884. Detmer, Das pflanzenphysiologische Praktikum. 2. Aufl. Jena 1895. Körnicke, Der heutige Stand der pflanzlichen Zellenforschung. Berlin 1903. Jost, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. Jena 1904. Detmer, Das kleine pflanzenphysiologische Praktikum. 2. Aufl. Jena 1905.

Pflanzenseele heißt das Innerliche der Pflanze, das zu dem, was äußerlich von der Pflanze sichtbar ist, hinzukommt, insofern es Empfindung, Gefühl usw. in sich einschließen soll. Die Existenz einer Pflanzenseele hat Fechner (1801 bis 1887) behauptet (Nanna. Leipzig 1848. Zendavesta. Leipzig 1851. Über die Seelenfrage. Leipzig 1861). Er nimmt Beseeltheit der ganzen Natur an und weist darauf hin, daß die Seele bei der Pflanze nicht an dasselbe Organ geknüpft zu sein braucht wie beim Tiere, daß sie also auch ohne Nerven und Gehirn bestehn kann. Für Fechner spricht, daß sich zwischen Pflanzen und Tieren, namentlich auch in der Meeresfauna und -flora, vielfache Stufen finden, die sich faktisch als Übergänge aus dem vegetabilischen ins animalische Gebiet hinauf kennzeichnen. Auch werden jetzt die Protoplasmaverbindungen vielfach als Organe von Reizvorgängen angesehen. Für die Pflanzenseele sind auch Ulrici (Leib und Seele, S. 348) E. v. Hartmann, (Philos. des Unbewußten, S. 386, 399) eingetreten, und schon Aristoteles (384—322) nahm eine Pflanzenseele mit den Funktionen der Ernährung und Fortpflanzung, aber ohne ein Zentralorgan an. Auch Leibniz (1646—1716) schrieb in Konsequenz seiner Monadenlehre den Pflanzen ein gewisses Maß des Seelenlebens (Vorstellung, Trieb, aber nicht Empfindung) zu. Er nannte sie nackte, schlummernde Monaden, „simples vivans“. Alle Pantheisten müssen auf ähnlichem Standpunkte stehn. — Vgl. Ludwig, Lehrbuch der Biologie der Pflanzen. Stuttgart 1895. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben. 2. Aufl., Leipzig 1898. Pfeffer, Pflanzenphysiologie. 2. Aufl, 2 Bde. Leipzig 1897—1904. Wilson, The cell development and inheritance. 2. Aufl. New York 1900. Wiesner, Biologie der Pflanzen. 2. Aufl., Wien 1902. Verworn, All-

Digitized by Google

gemeine Physiologie. 4. Aufl., Jena 1902. Czapek, Biochemie der Pflanzen. Jena 1905. O. Hartwig, Allgemeine Biologie. Jena 1906. Br. Leisering, Studien zu Fechners Metaphysik der Pflanzenseele. Berlin 1907.

Pflicht (ahd., mhd. pfliht = Sorge, Pflege, Dienst, gr. *καθῆκον*, lat. officium) eigtl. Sorge, Pflege, Dienst (vom ahd. phlegan), heißt allgemein soviel als Obliegenheit, Verbindlichkeit. Es bezeichnet ein Tun oder Lassen, das als von selbst geboten erscheint. Eine Pflicht setzt ein erstes Subjekt (fremdes oder eigenes), welches eine Aufgabe vorschreibt, und ein zweites Subjekt (fremdes oder eigenes), welchem die Aufgabe erteilt wird und das sowohl des Gehorsams wie des Ungehorsams fähig ist, und drittens ein Objekt, das heißt einen Gegenstand, auf den sich die Pflichthandlung richtet, voraus. In engerer Bedeutung ist Pflicht soviel als sittliches Gebot oder Inbegriff der sittlichen Gebote. Die Notwendigkeit, welche die Pflicht dem Menschen auferlegt, ist hiernach keine äußerliche oder physische, sondern eine innerliche, moralische. Der Mensch muß nicht die Pflicht erfüllen, sondern er soll sie erfüllen. Dasjenige, was ihn verpflichtet, ist im allgemeinen die Vernunft, das Gewissen, der Charakter, die Gewohnheit, die Sitte und im einzelnen das psychologische Motiv seines Willens, die alle natürlich in Wechselwirkung mit den äußeren Umständen des Lebens stehn. So erwächst die Pflicht aus Vernunft und Erfahrung, Anlage und Erziehung, Notwendigkeit und eigenem Willen, Zwang und praktischer Freiheit.

Wir lernen gewisse Dinge als sittlich gut, andere als schlecht ansehen, und wir begreifen, daß die Nichtbefolgung der Pflicht, sittlich zu handeln, zum physischen und seelischen Verderben führe. Das Sittliche wurzelt mithin in der menschlichen Natur. Während aber die Ethik des Naturalismus keine Pflichtenlehre kennt und die pantheistische Ethik der Philosophie des Absoluten Natur- und Sittengesetz für im Grunde identisch annimmt, baut sich die Ethik des Idealismus ganz und gar auf dem Pflichtbegriff auf. Die Pflicht wird von ihr vornehmlich als der Gegensatz zu den natürlichen Trieben und Neigungen gefaßt und teils formalistisch, aber unzulänglich, nur von der Art, wie die Bestimmung des Willens erfolgt, abgeleitet, teils, richtiger, inhaltlich bestimmt, indem Ziel und Zweck der Handlung mit ins Auge gefaßt wird.

Digitized by Google

Die Pflichtenlehre ist zuerst von den Stoikern geschaffen, welche die Pflicht (*καθῆκον*) als vernunftgemäße Handlung definierten (Diog. Laert. VII, § 107; Cicero, de officiis), dann namentlich durch das Christentum ausgebildet, das in der Pflicht das Gebot Gottes sah, und als Kern der Ethik von Kant (1724 bis 1804) betont worden, der Pflicht als „Nötigung, obzwar durch bloße Vernunft und dessen (des Willens) objektives Gesetz, zu einer Handlung" definiert (Kr. d. pr. V., S. 57. Vgl. S. 143 u. 151), und der folgenden Hymnus auf die Pflicht anstimmt (Kr. d. pr. Vernunft, S. 154): „Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich ins geheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung und wo findet man die Wurzel deiner edelen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werts ist, den sich Menschen allein selbst geben können?" Nüchterner definiert Kant den Begriff der Pflicht in der Metaphysik der Sitten I, S. XXI: „Pflicht ist diejenige Handlung, zu welcher jemand verbunden ist (Verbindlichkeit ist die Notwendigkeit einer freien Handlung unter einem kategorischen Imperativ der Vernunft)" und in der Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten: „Pflicht ist Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz". Eine nicht rein formalistische Ethik des Idealismus kann allerdings den schroffen Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung nicht mit Kant aufrechterhalten und muß in dem durch Erziehung hergestellten Einklang von Trieb und Vernunftgebot, wie schon Schiller hervorhob, den höheren sittlichen Standpunkt anerkennen. Fr. Paulsen (1846—1908) definiert Pflicht folgendermaßen: „Im menschlichen Leben kommt als ein eigentümliches, aufregendes Erlebnis vor das Sollen: unterschieden wie vom Wollen, so von dem äußerlich erzwungenen Müssen, hat es die Form, daß der Mensch an sich Anforderungen gestellt weiß und selber stellt: zu unterlassen, worauf seine natürliche Neigung gerichtet ist, zu tun, worauf die Neigung nicht gerichtet ist.

Digitized by Google

Wir nennen diese gefühlte und innerlich anerkannte Verbindlichkeit Pflicht" (Hinneberg, Kult. d. Gegenw. I, VI, S. 282). „Die Pflicht ist ihrer Form nach das Gefühl der Verbindlichkeit, immer und überall so zu handeln, wie es durch die objektive Sittlichkeit gefordert wird, ohne Rücksicht auf ihre zufälligen Neigungen des eigenen Willens; ihrem Inhalt nach ist sie der Inbegriff dessen, was in der Gesamtheit als Sitte und Recht gilt und anerkannt wird" (S. 290). Goethe (1749 bis 1832) antwortet, den Begriff konkret erfassend, auf die Frage: Was ist deine Pflicht? „Die Forderung des Tages" (Sprüche in Prosa, Abt. 1, Nr. 3).

Man unterscheidet die Pflichten nach ihrer Tragweite in ursprüngliche und abgeleitete, absolute und relative, unbedingte und bedingte, assertorische und hypothetische, allgemeine und besondere. Formal lassen sie sich in positive und negative, präzeptive und prohibitive sondern. Inhaltlich unterscheidet man Pflichten der Gerechtigkeit (Tugendpflichten) und der Güte oder Liebe. Das Christentum macht den Unterschied von Pflichten gegen uns selbst, gegen andere und gegen Gott, Selbst-, Ander- und Gottespflichten, und diese Einteilung läßt sich allgemein nach der Beziehung der Pflichten machen, Kant (1724—1804) unterscheidet Rechts- und Tugendpflichten, Paulsen unterscheidet individualistische und soziale Pflichten. — Vgl. Gesetz, Notwendigkeit, Sittlichkeit, Sollen, Gewissen.

Pflichtenkollision (Widerstreit der Pflichten) nennt man das (meist scheinbare) Zusammentreffen mehrerer nicht gleichzeitig erfüllbarer Pflichten. Die Tragödie (z. B. die Antigone des Sophokles und die Iphigenie Goethes) schließt oft eine solche Pflichtenkollision als tragischen Konflikt in sich ein. Das sittliche Gefühl des Menschen muß in solchem Falle entscheiden, welcher Pflicht der Vorzug gebührt. — Vgl. Kollision.

Pflichtenlehre (doctrina de officiis) heißt derjenige Teil der Ethik (s. d.), in dem von den Pflichten gehandelt wird. Aus dem Altertum besitzen wir ein wohlgegliedertes System der Pflichten von Cicero (106—43) (abgefaßt 44 v. Chr.), das auf der Lehre des Stoikers Panaitios (gest. 111 v. Chr.) (*περὶ τοῦ καθήκοντος*) beruht. Kant nennt die Pflichtenlehre „Metaphysik der Sitten". Sie zerfällt ihm gemäß dem Unterschiede zwischen Rechts- und Tugendpflichten in Rechts- und Tugendlehre.

Digitized by Google

Pflichtgefühl heißt das lebhafte Gefühl und Bewußtsein des einzelnen Menschen von seinen Pflichten. Je lebhafter dasselbe ist, desto sicherer entwickelt sich das Gewissen (s. d.).

Pflichtmäßig s. legal.

Pflichtobjekt heißt der Gegenstand, auf den sich die pflichtmäßige Handlung richtet. Pflichtsubjekt heißt dagegen das Wesen, welches Pflichten hat.

Phänomén, Phänómenon (gr. *φαινόμενον* = Erscheinung), heißt ein Objekt oder ein Vorgang, dessen wir uns durch die Sinne bewußt geworden sind. Von den Lufterscheinungen ist der Ausdruck in die Metaphysik übergegangen. Man spricht z. B. von physikalischen, chemischen und physiologischen Phänomenen. Das Phänomen steht als metaphysischer Begriff im Gegensatz zum Ding an sich (s. d.), als erkenntnistheoretischer Begriff im Gegensatz zum Nooúmenon (s. d.), dem begrifflich Erfaßten. Das Phänomen ist metaphysisch im Gegensatz zum Ding an sich, d. h. dem von unserm Bewußtsein unabhängigen Dinge, das durch unser Erkennen weder erzeugt noch umgestaltet ist, das Ding in Abhängigkeit von unserm Bewußtsein, wie es uns in den Formen unseres Erkennens, von den Sinnen in Raum und Zeit erfaßt, erscheint. Kant definiert die Phänomena als Gegenstände der Sinne, sofern sie nach der Einheit der Kategorien gedacht werden (Kr. d. r. V., S. 248). Die Begriffe Phänomen (Erscheinung) und Ding an sich stehen in unmittelbarer logischer Verbindung. Die Annahme, daß es Erscheinungen gibt, führt auch zur Annahme, daß es Dinge an sich gibt. Denn Erscheinung kann etwas nur genannt werden, insofern etwas vorhanden ist, was erscheint. Der Nachweis aber, daß die Begriffe Phänomen und Ding an sich metaphysisch unentbehrlich sind, und daß die sinnlichen Anschauungen als Phänomene zu bezeichnen sind, ist von unüberwindlicher Schwierigkeit, wie Kants Kritik der reinen Vernunft zeigt. Die Erscheinungen können nach Kant weder als Eigenschaften von Substanzen, noch als Wirkungen von Ursachen betrachtet werden, da die Kategorien Substantialität und Kausalität nur innerhalb der Erfahrung und der Erscheinungswelt gültig sind, aber keine Anwendung auf das Ding an sich finden können. Auch der Begriff der Wirklichkeit findet nach Kant nur seine Anwendung in der Erscheinungswelt. Daher hätte der positivistische Standpunkt für Kant gerechtfertigt erscheinen können, der die Empfindungen

Digitized by Google

als das einzig und ursprünglich Gegebene betrachtet. Kant hat aber niemals positivistische Neigung besessen und setzt für die Vernunftkritik ohne weiteres das Vorhandensein einer Wirklichkeit voraus, und sein Versuch, für diese Annahme in der 2. Aufl. der Kritik der reinen Vernunft einen Beweis zu schaffen, kann für sein früheres System nicht als ausreichend angesehen werden. Ohne der Kategorie der Kausalität auch eine metaphysische Geltung zuzuschreiben, kann der Begriff Erscheinung und Ding an sich überhaupt nicht aufgestellt werden. Aber der Begriff des Dinges an sich geht überhaupt über das Zulässige hinaus. Von demjenigen, was außerhalb nnseres Bewußtseins liegt, haben wir keinerlei Begriff. Das Wirkliche wird daher am besten nicht als Ding an sich, sondern als das unserm Willen in der Erfahrung durch die Empfindung Gegebene gefaßt (vgl. Ding an sich). Erkenntnistheoretisch steht das Phänomenon im Gegensatz zu dem Nooúmenon (s. d.), dem bloßen Gedanken- oder Verstandesdinge, das in die Formen des Begriffs gefaßt, aber von den Formen des Raumes und der Zeit befreit ist. — Phänomenologie heißt 1. die Lehre von den Erscheinungen, also auch von der Wahrnehmung; 2. die Darstellung von verschiedenen Entwicklungsstufen unseres Bewußtseins. So stellt Hegel (1770—1831) in seiner „Phänomenologie des Geistes" den Geist in seiner Erscheinung als Bewußtsein und die Notwendigkeit seiner Entwicklung bis zum absoluten Standpunkt dar; 3. die Darstellung einer Entwicklung überhaupt. So hat v. Hartmann eine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", Berlin 1879, 2. Aufl., Berlin 1885 u. d. Titel: „Das sittliche Bewußtein" geschrieben und darin alle überhaupt möglichen Moralprinzipien behandelt. Scheidler u. a. nannten den speziellen Teil der Psychologie Phänomenologie der Seele. — Vgl. Uphues, Kant und seine Vorgänger. Leipzig 1906. S. 37—56. Brief Schillers vom 19. Januar 1798.

Phänomenalismus (von gr. *φαινόμενον*, Erscheinung) heißt die idealistische von Kant vertretene Lehre, daß wir nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen erkennen. Sie beruht auf der Lehre von der transscendentalen Idealität von Raum und Zeit und ist eine der wichtigsten Konsequenzen des Kantischen Kritizismus. Realistisch genommen, besteht der Phänomenalismus in der Annahme, daß uns nur die physischen Vorgänge bekannt sind. Scharfsinnige Vertreter des realistischen Phänomenalismus sind Mach und

Digitized by Google

Ostwald. — Vgl. Kantianismus. — E. Mach, Die Wurzel u. d. Geschichte des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. 2. Aufl. Leipzig 1909.

Phänomenologie s. Nooumenologie u. Hegelianismus, Phänomen.

(**Phantasie** gr. *φαντασία* = Darstellung, Erscheinung, Vorstellung, Vorstellungskraft) oder Einbildungskraft heißt nach der Auffassung der Vermögenspsychologie das Vermögen unseres Geistes, Anschauungen in freier Weise zu reproduzieren, sie assoziativ und apperzeptiv mit anderen Vorstellungen zu verbinden und sie willkürlich oder nach einem bestimmten Plane umzugestalten. Die Phantasie wirkt bald mehr bewußt, bald mehr unbewußt, bald mehr passiv, bald mehr aktiv. Sie ist an die Anschauung von Raum und Zeit wie auch an die wirkliche Welt als an ihre Quelle gebunden und wird sowohl durch sensible Reize, als auch durch lebhafte Gefühle und fesselnde Gedanken besonders erregt. Ihr Einfluß läßt sich auf physischem, physiologischem, logischem, ästhetischem und ethischem Gebiet verfolgen. Ihre Kraft ist auf allen diesen Gebieten schöpferisch. Von der Wahrnehmung ist die Phantasie dadurch unterschieden, daß sie bei Abwesenheit der Gegenstände in Tätigkeit tritt, die sinnlichen Eindrücke umgestaltet und zur Erfindungsgabe wird. Vom logischen Denken ist die Phantasietätigkeit durch ihre sinnliche Lebendigkeit unterschieden, und Wundt nennt sie daher ein „Denken in Bildern“ (Grundz. der phys. Psychol. II, S. 397 ff.). — Zunächst beeinflußt sie unser Leibesleben. Gewisse ansteckende Krankheit, Nervosität und Ekstase können vereinzelt durch die Phantasie übertragen werden. Unsere Sinne empfangen oft durch sie täuschende Reize. Der Hungernde schmeckt die vorgestellte Speise, der Furchtsame sieht und hört den Räuber, der Verfolgte fühlt die Faust des Verfolgers. Illusion, Vision, Halluzination sind zum Teil das Werk der Phantasie, ebenso das Traumleben, der Somnambulismus und die Psychose. Auch die Wissenschaft steht unter ihrem Einfluß, und die Philosophie, soweit sie schöpferisch ist und eine Weltanschauung konstruiert, bedarf ihrer. Es ist kein größeres System ohne die Phantasietätigkeit aufgestellt (vgl. Paulsen in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 418), auch keine wichtigere Erfindung ohne sie gemacht worden. Auf ethischem Gebiete schafft sie die Ideale, welche zum Handeln begeistern, verstärkt sie die Macht des Beispiels

Digitized by Google

und befördert sie die Freiheit der Wahl. Die Kunst verdankt ihr fast alles. Auch die Religion, welcher die Kunst vielfach verwandt ist, bedarf ihrer, wie ihre Geschichte sicher bezeugt. So erweist sich die Phantasie als eine schöpferische Grundkraft der Seele, die, passiv, beständig in uns wirksam ist und die logische Tätigkeit vorbereitet, begleitet und unterstützt, aktiv, die verstecktere und nicht unter Regeln und Gesetze zu bringende Schaffensweise des menschlichen Geistes bildet. Die neuere Psychologie sieht in der Phantasie nicht ein einheitliches Vermögen, sondern eine komplexe Erscheinungsform elementarer psychischer Vorgänge. Phantasie und Verstand sind Allgemeinbegriffe für bestimmte Richtungen der apperzeptiven Funktionen. — Vgl. Wundt, Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, S. 329.

Aristoteles versetzt die Phantasie zwischen die Wahrnehmung (*αἴσθησις*) und das Denken (*διάνοια, νόησις*) (De an. III, 3, p. 427 b 14) und sieht in ihr eine psychische Nachwirkung der Empfindung, eine abgeschwächte Empfindung (*αἴσθησίς τις ἀσθενής*), die sich auf Vergangenheit und Zukunft bezieht (Rhet. I, 11 p. 1370 a 28). Die Stoiker unterscheiden zwischen dem Bewußtsein der Affektion (*φαντασία*, d. h. *πάθος ἐν τῇ ψυχῇ γενόμενον*) und dem Objekte, der Ursache derselben (*φανταστόν, τὸ ποιοῦν τὴν φαντασίαν*), der bloßen Einbildung, der nichts zugrunde liegt (*φαντασικόν*) und demjenigen, was solche Einbildung in Träumen veranlaßt (*φάντασμα*). Augustinus (353—430) kennt drei Arten der Phantasie: die reproduktive, produktive und synthetische (Ep. ad Nebrid. 62). Die Phantasievorstellungen gehören bei Descartes (1596—1650) zu den von dem Menschen selbst gebildeten (factae). Die neuere Philosophie hat sich nur wenig mit diesem höchst wichtigen Seelenvermögen beschäftigt. Erst Kant (1724—1804) tat es, indem er die Einbildungskraft zwischen Sinnlichkeit und Verstand einschob (Kr. d. r. Vernunft, S. 137ff.). Sie hat den Stoff, den jene herbeischafft, synthetisch zur Einheit zu bringen. Auf ihr beruht der Schematismus der reinen Vernunft (s. d.). Goethe (1749—1832) gibt ihr, als seiner Göttin, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde den höchsten Preis (Meine Göttin). J. Frohschammer (1821—1893) bezeichnet die Phantasie als das schöpferische Weltprinzip (Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. München 1876). Ähnlich, wenn auch mehr nur

Digitized by Google

auf die organische Welt beschränkt, faßten sie Krause, J. H. Fichte und Ulrici auf.

Man unterscheidet determinierende, abstrahierende und kombinierende Phantasie. Doch sind diese Unterscheidungen mehr künstliche als natürliche, da sich bei jedem Vorgange mehr oder weniger alle Seiten der Phantasie zeigen. Die Einbildungskraft ist auch die Hauptquelle des Irrtums. — Vgl. Sinnestäuschungen. — H. Cohen, Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. Berlin 1869. H. Sibeck, Das Wesen der ästhet. Anschauung. Berlin 1875. Frohschammer, Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. München 1876. S. Rubinstein, Psychologisch-ästhet. Essays. Heidelberg 1878. J. Frohschammer, Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas. München 1879. Schmidtkunz, Analytische und synthetische Phantasie. Halle 1889. Leuchtenberger, Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. Erfurt 1894. Ribot, Essai sur l'imagination créatrice. Paris 1900 (Deutsch: Die Schöpferkraft der Phantasie. Berlin 1902.) Wundt, Völkerpsychologie B. II, 1. Leipzig 1905. E. Lucka, Die Phantasie. Wien 1908. A. Schöppa, Die Phantasie nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für das Geistesleben. Leipzig 1909.

Phantasmen (gr. *φαντάσματα* = Erscheinungen, Bilder, Vorstellungen) heißen rein subjektive Trugbilder der Phantasie, die eine solche Lebhaftigkeit erreichen, daß sie mit wirklichen Anschauungen verwechselt werden, was durch Wallungen des Blutes, Affekte, Leidenschaften, überspannte Tätigkeit, übertriebenes Nachtwachen und nervöse Überreizung veranlaßt werden kann. Dagegen heißen Phantome solche Trugbilder der Phantasie, bei denen irgend ein äußerer Anlaß mitwirkt. — Bei Thomas v. Aquino (1225—1274) heißen Phantasmen die räumlich und zeitlich bestimmten individuellen Anschauungsbilder. — Vgl. Halluzination, Illusion.

Phantast (gr. *φαντασιής*) heißt derjenige, welcher auf die Wirklichkeit gern Bilder der Phantasie überträgt oder übertragen will.

Philosophém (gr. *φιλοσόφημα*) heißt allgemein eine philosophische Behauptung oder Lehre, bei Aristoteles (Top. VIII, 11, p. 162a 15) ein apodiktischer Syllogismus. — Vgl Epicherém, Aporema, Sophisma.

Digitized by Google

Philosophie (gr. *φιλοσοφία* = Weisheitsliebe von *φίλος* = Freund und *σοφία* = Weisheit), eigtl. Liebe zur Weisheit, Suchen nach Wissen, heißt diejenige Wissenschaft, welche die Grundlagen alles Wissens zu untersuchen, die Ergebnisse des Wissens in Einklang zu setzen und so das Wissen zu einem Gesamt-Welt- und -Lebensbilde zusammenzufassen hat. Die Philosophie ist Wissenschaft des Ganzen. Alle Einzelwissenschaften haben es mit besonderen Gebieten des Wissens von der Natur oder von der Geschichte oder von den Lebensverhältnissen zu tun. Die Philosophie allein untersucht das Wissen überhaupt, seine Prinzipien und seine Methoden. Die Einzelwissenschaften arbeiten getrennt für sich, sie brauchen aufeinander nicht überall Rücksicht zu nehmen. Die Philosophie stellt dagegen den Zusammenhang zwischen ihnen her, sie ist ihr geistiges Band. Die Philosophie setzt andrerseits, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, die verschiedenen Wissensgebiete voraus, während sie in früheren Zeiten viele Wissensgebiete erst geschaffen hat. Diese Wissenschaften bieten ihr die Resultate ihrer Einzelforschung dar und bewahren sie davor, daß sie nicht bei Aufstellung der Weltanschauung in leere Phantasmen gerate. Die Philosophie als Wissenschaft vom Ganzen erstreckt sich auch nicht nur auf alle Gebiete des Wissens vom Wirklichen, sondern auch auf das Wissen von den Werten im menschlichen Leben und von den Regeln, Zielen und Zwecken des Handelns, und sucht ein allgemein gültiges Wissen, in dem die Lebens- und Welt-Fragen und -Rätsel ihre Auflösung finden. — Die Philosophie ist griechischen Ursprungs. Ihr Name findet sich nicht bei Homeros und Hesiodos, sondern erst bei Herakleitos (*φιλοσόφους ἄνδρας*), dann bei Herodotos (I, 30: *Ξεῖνε Ἀθηναῖε, παρ' ἡμέας γὰρ περὶ σέο λόγος ἀπῖκτο πολλὸς καὶ σοφίης εἵνεκεν τῆς σῆς καὶ πλάνης, ὡς φιλοσοφέων γῆν πολλὴν θεωρίης εἵνεκεν ὑπελήλυθας*) und bei Thukydides II, 40 (*φιλοκαλοῦμεν γὰρ μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας*). Nach Cic. Tusc. V, 3, 8 und Diog. Laert. Prooem., § 12 soll Pythagoras (ca. 500 v. Chr.) sich zuerst, im Bewußtsein der Schwierigkeit, Weisheit zu erreichen und auf den Namen der Weise (*σοφός*) verzichtend, einen Philosophen genannt haben. Durch die Schule des Sokrates gewann aber der Name erst weitere Verbreitung und technische Bedeutung, fast jeder Philosoph hat jedoch dem Begriff der Philosophie eine eigene Formulierung gegeben. Für Sokrates (469—399) war die Philosophie das Streben nach begrifflichem Wissen, vor allem

Digitized by Google

auf ethischem Gebiete. Platon (427—347), der zuerst ein philosophisches Lehrgebäude schuf, nannte die Philosophie die Wissenschaft der Ideen, die Kunst, die Seele von der Sinnlichkeit zu befreien, oder auch die Kunst, sterben zu lernen (vgl. Liebe). Für Aristoteles (384—322) war sie die Einheit der Wissenschaften oder im engeren Sinne Forschung nach den höchsten Prinzipien des Wissens (*ἐπιστήμη τῶν πρώτων ἀρχῶν καὶ αἰτιῶν θεωρητική*. Met. I, 2, p. 982 b 9). In den philosophischen Schulen, die von Platon und Aristoteles begründet sind (vgl. Akademie, Peripatetiker, Aristotelismus) sind in Festhaltung der Prinzipien der Begründer die Einzelwissenschaften in ihren Grundlagen festgelegt worden. In den Schulen der Stoiker und Epikureer bildete sich dagegen die Philosophie zur Theorie und Kunst der Lebensführung um. Während die Stoiker die Philosophie als das Streben nach Tugend ansahen, bezeichneten sie die Epikureer als das rationelle Streben nach Glückseligkeit. Die Scholastik des Mittelalters erniedrigte die Philosophie zur ancilla theologiae. In der Neuzeit suchte man den Kern der Philosophie zunächst in der Methode und zwar entweder in einem der Mathematik entlehnten deduktiven Konstruktionsverfahren, das zu einer neuen Metaphysik führen sollte, wie Descartes, Hobbes, Spinoza, Leibniz, Wolf lehrten, oder in einem induktiven, der Naturforschung entlehnten Aufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen, das über die Welt der Erscheinungen nicht hinausstrebte, wie Bacon, Locke, Hume forderten. Descartes (1596—1650) definiert die Philosophie als Studium der Weisheit, d. h. nicht nur der Klugheit im Handeln, sondern auch des vollkommenen Wissens alles dessen, was der Mensch wissen kann. Für Hobbes (1588—1679) ist die Philosophie Erkenntnis der Dinge aus ihren Ursachen und Entstehungsweisen und umgekehrt. Spinoza (1632—1677) macht die philosophische Methode zum mos geometricus, Leibniz (1646—1716) strebt danach sie zu einem calculus universalis umzubilden. Bacon (1561—1626) strebte darnach, die Philosophie auf Grund der empirischen Einzelerkenntnisse zu einer Enzyklopädie der Wissenschaften zu machen. Locke (1632—1704) faßte unter Philosophie Physik, Ethik und Logik zusammen. Hume (1711—1776) weist der Philosophie die kritische Prüfung der Prinzipien unseres Wissens durch Aufsteigen vom Einzelnen zu. Chr. Wolf (1679—1754) bezeichnete die Philosophie als Wissenschaft von

Digitized by Google

dem Möglichen, wiefern es sein kann. Kant (1724—1804), der die Methoden der Engländer und Deutschen zu vereinigen strebte, erklärte die Philosophie für die Wissenschaft von den Vernunftprinzipien der Erkenntnis oder für die reine Vernunfterkenntnis aus Begriffen (andrerseits auch als Lehre vom höchsten Gut, vgl. Kantianismus, Primat) und schuf die neue transscendentale (erkenntnistheoretische) Methode der Zergliederung nach Form und Stoff, nach objektiver und subjektiver Bezeichnung der Vorstellungen. Für ihn schränkte sich die Philosophie auf die Erkenntnistheorie ein. Fichte (1762—1814), Schelling (1775—1854) und Hegel (1770—1831) definierten sie als die Wissenschaft vom Absoluten und suchten eine neue Metaphysik, von den Tatsachen des Bewußtseins und ihrem Zusammenhange ausgehend, zu schaffen. Herbart (1776—1841) bestimmte die Philosophie als die Wissenschaft von der Bearbeitung der Begriffe und der Befreiung der Erkenntnis von Widersprüchen. Schopenhauer (1788—1860) sah sie als die vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen an. An Herbart knüpften Lotze und Fechner die metaphysische Hypothese eines widerspruchlosen geistigen Zusammenhangs der Wirklichkeit an. — D'Alembert (1717 bis 1783) und Turgot haben an die Engländer anknüpfend die systematische Ordnung der Wissenschaften durchgeführt, und Comte (1798—1857) hat diese enzyklopädistische Richtung auf systematischer und historischer Grundlage als Philosophie ohne Metaphysik, als Positivismus (s. d.) zum Abschluß gebracht. Andrerseits hat an Hume (1711—1776) und St. Mill (1806 bis 1873) anknüpfend, Beneke (1798—1854) die Philosophie zur Wissenschaft der inneren Erfahrung oder zur Geisteswissenschaft oder zur Naturwissenschaft der menschlichen Seele zu gestalten versucht. Die neueste Entwickelung der Philosophie in Deutschland drängt, nachdem sie eine Zeitlang aus Mangel an einem herrschenden System mehr geschichtlich behandelt worden war, auf Grund des Kantischen System und in Verwertung des ungeheueren empirischen Materials aller Wissenschaften zu einer neuen Systematisierung hin, in welcher die Richtungen des Evolutionismus und der Willensmetaphysik sich zu einem idealistischen Monismus zu verbinden suchen, in den sowohl Gedanken Spinozas wie Fichtes sich einschmelzen, und eine neue Definition des Begriffs der Philosophie wird sich aus dieser Bewegung ergeben müssen.

Digitized by Google

Zur Philosophie gehören anerkanntermaßen folgende Gebiete: 1. als Grundlage aller Philosophie die Erkenntnistheorie, welche die Grenzen und die Tragweite des gesamten Wissens zu untersuchen hat, 2. die Metaphysik, die es mit den letzten Gründen alles Seins, mit dem, was über der Natur und hinter der Bewußtseinswelt liegt, zu tun hat, 3. die Naturphilosophie, die sich mit dem Wesen und Werden der Welt beschäftigt, 4. die Psychologie, die Lehre von den Bewußtseinsvorgängen, 5. die Logik, die Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens, 6. die Ethik, die Wissenschaft vom Sittlich-Guten und -Bösen, 7. die Ästhetik, die Lehre von den Empfindungen, die durch das Schöne und das ihm Verwandte oder Entgegengesetzte hervorgerufen werden. An die Ethik und Psychologie schließt sich die Pädagogik oder Erziehungslehre, die Soziologie und Politik oder die Gesellschafts- und Staatslehre, und die Rechtslehre, an die Metaphysik die Religionsphilosophie an. — Platon teilte die Philosophie in Dialektik, Physik und Ethik, Aristoteles in theoretische und praktische Philosophie. Chr. Wolf (1679—1754) stellte innerhalb der Philosophie die Ontologie voran. Dann ließ er die reine Philosophie (Kosmologie, Psychologie, Theologie) und dann die praktische (Logik und Erfindungskunst, Ethik, Politik und Ökonomik) folgen. Kant (1724—1804) teilte die Philosophie in Transscendentalphilosophie und Metaphysik, die Metaphysik in Metaphysik der Natur und der Sitten. Herbart (1776 bis 1841) unterschied Logik, Metaphysik (reine und angewandte, d. h. Psychologie und Naturphilosophie) und Ästhetik (d. h. Ethik, Rechtsphilosophie, Pädagogik und Soziologie). Hegel (1770—1831) teilte die Philosophie ein in Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. Schleiermacher (1768—1834) unterschied empirische und spekulative Philosophie. Jene schildert, was ist: Natur- und Geschichtskunde, diese, was sein soll: Psychologie und Ethik.

Die Geschichte der Philosophie reicht vom Altertum bis zur Gegenwart, ohne daß ihr Zusammenhang jemals unterbrochen worden ist, doch ist sie im Mittelalter am wenigsten selbständig und original gewesen (vgl. Geschichte der Philosophie).

Mannigfaltig sind die Beziehungen der Philosophie zur Religion, zur Kunst, zur Dichtung, zur Wissenschaft, zum Leben,

Digitized by Google

und die Einflüsse sind gegenseitige oft wechselnde, bald hemmende, bald fördernde, bald trennende, bald verbindende, stets aber aus dem Stande der Kultur sich mit einer gewissen Notwendigkeit ergebende, in denen sich der Einfluß aller dieser Gebiete auf die Kulturgeschichte kundgibt. Die Philosophie hat sich in allen diesen Entwicklungsstadien seit ihrer Entstehung behauptet, trotzdem gegen sie oft von verschiedenen Seiten mancherlei Beschuldigungen erhoben worden sind. Während z. B. Platon sie eine königliche Kunst (*βασιλικὴ τέχνη*, Euthydemos 18, 291 B) genannt hat, sagte A. v. Humboldt, sie sei die Kunst, einfache Begriffe in schwerfälliger Weise wiederzugeben, und Goethe behauptete: „Genau besehen, ist alle Philosophie nur der Menschenverstand in amphigurischer Sprache“ (Sprüche in Prosa 635). Aber der gesunde Menschenverstand reicht keineswegs aus zur Erforschung der letzten Wahrheiten, und einfach sind die Grundbegriffe der Philosophie gewiß nicht. Oft hat man der Philosophie Penelopearbeit vorgeworfen, weil ein System das andere auflöst. Aber es ist andrerseits ein Fortschritt in den Systemen erkennbar, und was der eine Philosoph als ganze Philosophie ansah, findet oft seinen angemessenen Platz als Teil und Baustein in späteren Systemen. — Der Philosophie wird auch oft Feindschaft gegen die Religion vorgeworfen. Aber schon Bacon (1561—1626) sagte richtig: Die Philosophie, oberflächlich betrieben, führt von Gott ab, tiefer behandelt, zu ihm hin. Religion ohne Philosophie bleibt persönlich und schwankend und bringt es nicht zur Allgemeingültigkeit, so sehr sie auch das Streben in sich einschließt, sich zu einer Lebens- und Weltanschauung zu gestalten, und es ist z. B. ein großer Mangel des Protestantismus bis auf die Jetztzeit gewesen, daß er es nicht zu fester Verbindung mit der Philosophie gebracht hat. Aber auch jede Philosophie, die in die Tiefe dringt, wird religiös durch ihre Beschäftigung mit den ernstesten Welt- und Lebensfragen und knüpft auch an historisch gegebene vorarbeitende religiöse Vorstellungen, sie umgestaltend und fortentwickelnd, und in ihrer individuellen Gestaltung bei den einzelnen Philosophen an deren Lebenserfahrung an. Der Philosophie wird ferner Untergrabung der Achtung vor der Autorität zur Last gelegt (Sophisten, Freidenker, Enzyklopädisten, Rationalisten, Naturalisten und Monisten). Aber die Irrwege der Philosophie sind nicht die Philosophie selber, und die Autorität, die nicht vor vernünf-

Digitized by Google

tiger Aufklärung bestehen kann, ist nichtig. Endlich werfen ihr die Anhänger der exakten Forschung vor, sie sei überhaupt keine Wissenschaft, da sie sich nicht auf feste Formeln bringen lasse. Aber sie fassen die Aufgabe der Wissenschaft zu eng. Die Philosophie ist zwar kein abgeschlossener Bau, sondern wandelt sich mit den Fortschritten der Wissenschaften, der Kultur und des Lebens und überliefert stets der Nachwelt neue Aufgaben und Probleme, aber was ihr an Fertigkeit abgeht, besitzt sie an Lebensdauer und Lebensfrische. — Vgl. A. Riehl, Über Begriff und Form der Philosophie. Leipzig 1872. Bender, Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Leipzig 1897. Wundt, System der Philosophie. 2. Aufl., Leipzig 1897. M. Dessoir und P. Menzer, Philosophisches Lesebuch. Stuttgart 1900. O. Külpe, Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. Leipzig 1903. W. Jerusalem, Einleit. in die Philosophie. 2. Aufl. Wien 1903. H. Cornelius, Einleit. in die Philosophie. München 1903. A. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1904. R. Eisler, Kritische Einführung in die Philosophie. 1905. O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 3. Aufl., Leipzig 1905. Busse, Die Weltanschauung der großen Philosophen der Neuzeit. 2. Aufl., Leipzig 1905. Systematische Philosophie von Dilthey, Riehl, Wundt usw. in Kultur der Gegenwart. Leipzig 1907. W. Dilthey, Das Wesen der Philosophie (Hinneberg, Die Kultur der Gegenw. I, VI, S. 1—72). Leipzig 1907. Frischeisen-Köhler, Moderne Philosophie (Lesebuch). Stuttgart 1907. A. Ruge, III. Internationaler Philosophenkongreß. 7 Hefte. Heidelberg 1908. A. Riehl, Philosophie der Gegenwart. 3. Aufl., Leipzig 1908. L. Stürz, Philosophische Strömungen der Gegenw. Stuttgart 1908. Fr. Paulsen, Einleitung in die Philosophie. 21. Aufl. Stuttgart 1909. Wundt, Einleitung in die Philosophie. 5. Aufl. Leipzig 1909. H. Maier, An der Grenze der Philosophie. Tübingen 1909. Fr. Paulsen, Die Zukunftsaufgaben der Philosophie (Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 389—423. W. Windelband, Die Philosophie im deutschen Geistesleben des 19. Jahrh. Tübingen 1909. R. Böttger, Die politische Bedeutung der Philos. Dresden 1909. St. Garfein-Garski, Ein neuer Versuch über das Wesen der Philosophie. Heidelberg 1909. Wie studiert man Philosophie? 3. Aufl. von Zimmer. Leipz. 1909. E. Arnoldt, Ges. Schriften. B. III. Einleitung in d. Philosophie. Berlin 1910.

Digitized by Google

P. Häberlein, Wissenschaft und Philosophie. Basel 1910. A. Schneider, Wirklichkeiten. Eine Kritik der philos. Spekulation. Straßburg 1910. — Zeitschriften: Zeitschr. f. Philosophie und philos. Kritik, hrsgb. von Busse. Bonn, Tübingen und Leipzig 1873ff. Archiv f. Philosophie, hrsgb. v. Stein. Berlin 1894ff. Vierteljahrszeitschr. f. wiss. Philosophie und Soziologie, hrsgb. v. Barth. Leipzig 1876ff. Philosophische Wochenschrift u. Literaturzeitung, hrsgb. v. Renner. Leipzig 1906. Mind, hrsgb. v. Stont. London. Revue philosophique de la France et de l'Etranger, hrsgb. v. Ribot. Paris 1875ff. The Monist, hrsgb. v. Chons. Chicago 1890ff. Logos, hrsgb. v. G. Mehlis. Tübingen 1910.

Philosophenmantel oder Tribon (*gr. τρίβων* = reibender, rauher Mantel) hieß das weite rauhe Oberkleid, welches nach dem Vorbild des Sokrates (Protag. 335 D) die Kyniker und Stoiker allein mit Fortlassung des Chiton trugen. Tribon und langes Haar galten im späteren Altertum als äußeres Kennzeichen des Philosophen (Epiktet. Diss. IV, 8 p. 633 *Οὗτος φιλόσοφος. Διὰ τί; Τρίβωνα γὰρ ἔχει καὶ κόμην*). Auch manche Frauen, wie Hypatia, und Laien, wie Kaiser Antoninus, trugen den Tribon als Abzeichen philosophischen Strebens.

Philosophenschulen oder Sekten hießen im Altertume Verbände von Männern, welche denselben philosophischen Ansichten und Methoden anhingen. Solche Vereinigungen nannten sich bald nach den Meistern, so z. B. die pythagoreische, epikureische, pyrrhonische, bald nach den Gegenden, wo sie blühten, so die eleatische, ionische, megarische Schule, bald nach den Lehrplätzen, so die akademische, peripatetische, stoische, kynische Schule. Die alten Philosophen betrachteten ihre Schule als ihr Privateigentum, sie verfügten darüber im Testament und ernannten selbst ihren Nachfolger. So entwickelten sich dieselben zu rechtlich geordneten Verbänden. Manche waren nicht bloß durch dieselbe Prinzipienlehre und Arbeit an bestimmten Einzelwissenschaften, sondern auch durch gemeinsames Leben verbunden, so die pythagoreische, stoische und epikureische Schule. Der Staat bekümmerte sich nicht um sie, erst die Ptolemäer und die römischen Kaiser stellten philosophische Lehrer aus verschiedenen Schulen an. Nachdem aber Justinian 529 die Philosophenschule zu Athen aufgehoben hatte, gab es durch das ganze Mittelalter nichts dergleichen. In der

Digitized by Google

neueren Zeit bezeichnen Philosophenschulen geistige Vereinigungen, die alle Menschen umfassen, die sich diesem oder jenem Meister anschließen. So hat der Reihe nach die cartesianische Schule, die leibniz-wolfische, die kantische, hegelsche, schellingsche Schule geherrscht, d. h. die Denkweise der Studierenden und Gebildeten beeinflußt. In der Gegenwart kann von der Herrschaft einer Philosophenschule nicht geredet werden. Den größten Einfluß übt zur Zeit in Deutschland die Wundtsche Richtung aus.

philosophisches Ei hieß bei den Alchimisten die eiförmige Phiole (Flasche), in der sie den Stein der Weisen herzustellen hofften.

philosophische Methoden s. Methode.

philosophische Schreibart, der Stil der Philosophen, unterscheidet sich dem Wesen nach, abgesehen von den technischen Ausdrücken, in nichts von der guten Prosa. Die philosophische Schreibart soll also korrekt, klar fließend und wohlklingend sein. Aber sie verirrt sich oft in Schwerfälligkeit und Dunkelheit. An diesem Mangel ist zum Teil bei uns Deutschen der Umstand schuld, daß die Philosophie erst seit Chr. A. Wolf (1679—1754) deutsch zu reden begonnen hat. Besonders schwierig zu lesen sind Kant, Fichte, Hegel, zum Teil auch Schelling, Krause, während Herbart, Schopenhauer, von Hartmann, Ulrici, Lotze, Paulsen und Nietzsche sich eines verständlichen, ja oft vollendet klaren und schönen Stils befleißigt haben.

philosophische Terminologie oder Idiographik heißt diejenige Bezeichnungsweise, welche die der Philosophie eigentümlichen Ausdrücke und Formeln (termini technici) umfaßt. Die meisten griechischen Ausdrücke rühren von Aristoteles her. Cicero übertrug viele derselben ins Lateinische, Wolf viele lateinische und griechische ins Deutsche. Jedes System hat aber immer neue hinzugefügt oder die vorhandenen in einem neuen Sinne gebraucht. So ist ihre Zahl groß. Ihr genaues Verständnis ist die Voraussetzung für die Erfassung der einzelnen Systeme. Zur Einführung in die philosophische Terminologie dienen auch Wörterbücher der philosophischen Grundbegriffe wie R. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. 3. Aufl. 3 Bde. Berlin 1909. Franck, Dictionnaire des sciences philosophiques. 3. Aufl. Paris 1885. James M. Baldwin, Dictionary of Philosophy and Psychologie. 3 Bde. New York and London

Digitized by Google

1901—1906. R. Odebrecht, Kleines philosophisches Wörterbuch. Schöneberg 1908.

philosophische Tugend s. Kardinaltugend.

Phlegma (gr. *φλέγμα*, eigentlich = Brand, dann seit Hippokrates = lat. pituita = kalter, flüssiger Schleim. Gal. de diff. febr. 2 p. 332 *ὅστις ἂν ἐν τῷ σώματι χυμὸς ὑγρὸς ἢ καὶ ψυχρός, ἡμεῖς μὲν τοῦτο ὀνομάζομεν φλέγμα*) ist der Name eines der vier von Hippokrates (460—377) aufgestellten Temperamente (s. d.). Grund der Benennung ist, daß vermeintlicher Schleim im Blute die Eigenart des Temperaments verursachen sollte.

Phlogiston (gr. *φλογιστόν* = das Verbrennbare von *φλογίζω* = entflammen, verbrennen) nannte Stahl (1660 bis 1734) das den brennbaren Körpern Gemeinsame, welches ihnen Entzündlichkeit und Brennbarkeit verleiht, also den hypothetischen Bestandteil im brennbaren Körper, der bei der Verbrennung entweicht. Phlogistisch heißt entzündlich. Die Phlogistontheorie, die annahm, daß bei der Verbrennung ein Stoff verloren geht, hat zum ersten Male die Begriffe der Oxydation und Reduktion in ihrer gegenseitigen Beziehung klargestellt und dadurch dauernd für die Wissenschaft erobert. — Vgl. Ostwald, Leitlinien der Chemie. Leipzig 1906.

Phoronomie (von gr. *φορά* = Bewegung und *νόμος* = Gesetz) heißt Bewegungslehre, d. h. die Theorie von den Gesetzen und Größen der Bewegung ohne Rücksicht auf die veranlassenden Kräfte (s. d.). Kant (1724—1804) definiert: Phoronomie ist der Teil der Naturwissenschaft, der „die Bewegung als ein reines Quantum nach seiner Zusammensetzung ohne alle Qualität des Beweglichen betrachtet". (Vorw., S. XX.) — Vgl. Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Hauptstück I. Riga 1786.

Phrenologie (= Geisteslehre von gr. *φρήν* = Geist, Plural *φρένες*, und *λόγος* = Lehre, auch Kranioskopie oder Kraniologie = Schädellehre genannt) heißt die von Franz Joseph Gall (1758—1828) und von Spurzheim (1776 bis 1832) begründete Vergleichung der geistigen Kräfte von Menschen und Tieren mit deren Schädelformen. Die Voraussetzungen der Phrenologie sind die Annahme, daß das Gehirn das aus vielen Organen zusammengesetzte Organ der geistigen Kräfte sei und daß ein durchgehender Parallelismus zwischen Gehirn und Seelenleben bestehe, sodann die Zurückführbarkeit des Seelenlebens auf bestimmte Seelenvermögen und die anatomisch-physiolo-

Digitized by Google

gische Kongruenz dieser Vermögen mit bestimmten Gehirnteilen und besonders mit lokal abgegrenzten Regionen der äußeren Schädelwand. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Voraussetzungen wird angeführt, daß die Bildung des Gehirns und die Mannigfaltigkeit seiner Teile mit der Stufenfolge der Tiere zunimmt, daß die Gehirnteile mit der Entwicklung der betreffenden Fähigkeiten hervortreten, und daß geistige Anstrengung nur den betreffenden Teil ermüdet, ferner daß die Hirnbildung der Geschlechter entsprechend ihrer verschiedenen geistigen Begabung verschieden sei, so daß die Stärke jener Seelenvermögen, deren die Phrenologie nach Gall 27, nach Spurzheim 35 annimmt, wie z. B. der Ortssinn, das Sprachtalent, der Farbensinn usw., in gleichen Verhältnissen zur räumlichen Entwicklung der betreffenden Hirnteile stehe, was durch Betastung des Schädels festgestellt werden könne. — Die Phrenologie deckt sich in dem Gedanken der Lokalisation einzelner Hirnfähigkeiten mit den Bestrebungen der neueren exakten Physiologie, und das Verdienst Galls ist, die Erforschung des Gehirnbaues gefördert, die Zergliederung von unten nach oben eingeführt und die durchgängige Faserung des Hirnmarks nachgewiesen zu haben (vgl. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol., 6. Aufl., Leipz. 1908, I, S. 341 ff.). Die Rinde des 7. Hinterhauptlappens dient dem Sehen, die dem Ohre zugehörige des Schläfelappens dem Hören, das Scheitelbein dem Tasten usw. Aber gegen die Art, wie die Phrenologie ihre Theorie ausgeführt hat, spricht, daß die Seelenvermögen gegeneinander nicht so isoliert sind, wie Gall dies annahm, und daß wohl die Hirnpartien ungleichartig an den einzelnen psychischen Funktionen beteiligt sind, wir aber bisher doch nicht in der Lage sind, diese Beteiligung bis ins einzelste nachzuweisen. Gall selbst hat auch kaum ein einziges Vermögen richtig lokalisiert. Ferner werden in der Phrenologie die inneren Hirnteile zu sehr gegen die äußeren herabgesetzt. Die bloße äußere Erhöhung derselben genügt nicht zur Erklärung erhöhter Funktion, die innere Struktur und chemische Beschaffenheit kommen vielmehr in Betracht. Die Aufstellung von 27 bis 35 komplizierten Vermögen ist auch nicht nur viel zu schematisch, sondern absolut willkürlich. Ihre Zahl läßt sich beliebig verringern oder vermehren. Die Vermögenstheorie ist zudem in der neuen Psychologie mit Recht ganz aufgegeben. Die Resultate der Phrenologie sind daher unbefriedigend, trotzdem sie sich eine Zeit lang einer gewissen Popularität erfreut

Digitized by Google

hat. — Vgl. Gall, Untersuchungen über die Anatomie des Nervensystems im allgemeinen und des Gehirns insbesondere. 2 Teile. Paris und Straßburg 1809 u. 1812. Meier, Die Phrenologie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet. 1844. Combe, System of Phrenology. 5. Aufl. London 1843. Deutsch Braunschweig 1833. Scheve, Phrenologische Bilder. 3. Aufl. Leipzig 1874. Derselbe, Katechismus d. Phrenologie. Leipzig, 8. Aufl., 1896.

Phylogenie (Stammesgeschichte) (auch Phylogonie, Phylogenese) heißt die durch Beobachtung und ergänzende Schlüsse erschlossene Entwicklungsgeschichte der Organismen. — Vgl. Ontogenie, Darwinismus.

Physik (gr. *φυσική* sc. *ἐπιστήμη*), eigentlich Naturlehre im weitesten Sinne des Wortes, heißt heute im engeren Sinne derjenige Teil der Naturwissenschaft, welcher von den Gesetzen der in der unbelebten Natur vorkommenden Vorgänge handelt, sofern diese Vorgänge nicht eine wesentliche Veränderung des Stoffes der Körper in sich einschließen (s. Chemie). Sie betrachtet die Natur als einen in sich geschlossenen Kausalzusammenhang und gründet sich auf Empirie und Induktion, ist aber in ihren Einzelproblemen, da sie die quantitative Seite der Natur ins Auge faßt, der mathematischen Behandlung fähig. Doch vermag sie nur den Verlauf, nicht die letzten Gründe der Erscheinungswelt zu erklären. Die Physik bedarf daher zu ihrer Ergänzung der Hypothesen, die schon an der Grenze der Naturphilosophie liegen. Die Physik pflegt man in die Experimentalphysik und die theoretische Physik einzuteilen. Die metaphysische Physik aber schließt man gewöhnlich von der Physik aus und bezeichnet sie als Naturphilosophie. Bei den Griechen dagegen schloß die Physik die metaphysischen Probleme mit in sich ein und sie bildete neben der Ethik und Dialektik einen Hauptteil der Philosophie. Aristoteles (384—322) definiert sie als Wissenschaft vom Bewegten und Körperlichen (Metaph. VI, 1 p. 1026 a 13 *ἡ μὲν γὰρ φυσικὴ περὶ ἀχώριστα* [= das vom Körperlichen Untrennbare] *μέν, ἀλλ' οὐκ ἀκίνητα*). Experimentell wurde sie besonders von Archimedes, Heron, Ptolemaios u. a. behandelt. Das Mittelalter begnügte sich damit, den Aristoteles auszulegen. Daher sind physikalische Entdeckungen in dieser Zeit ganz vereinzelt. Als eigentlicher Begründer der modernen Physik ist Galilei (1564—1641) anzusehen. Mit ihm beginnt die Zurückführung des Qualitativen in der Natur auf das Quan-

Digitized by Google

titative, worin neben dem Aufbau auf dem Kausalitätsgesetze der Grundgedanke der neueren Physik besteht, während Bacon (1561—1626) in seinem Novum Organon die Empirie und Induktion wohl als die einzig sicheren Quellen der Erkenntnis pries, aber den Gedanken der Reduktion des Qualitativen auf das Quantitative nicht faßte und die Physik selbst nicht förderte. — Vgl. Natur, Naturphilosophie. — Helmholtz, Vorlesungen über theoretische Physik. Leipzig 1898ff. Weinstein, Einleitung in die höhere mathematische Physik. Berlin 1901. Günther, Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Berlin 1901. E. v. Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. 2. Aufl. Sachsa 1909. M. Planck, 8 Vorles. über theoret. Physik. Leipzig 1910.

Physikotheologie (neugeb. von gr. *φυσικός* = natürlich und *θεολογία* = Gotteslehre) heißt nach Kant (1724—1804) der Versuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur (die nur empirisch erkannt werden können) auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften zu schließen (Kant, Kr. d. Urteilskraft, § 85, S. 395). Die Physikotheologie kann es nach Kant aber nicht dahin bringen, den Endzweck der Schöpfung zu eröffnen. Der physikotheologische Beweis für das Dasein Gottes (s. d.) ist ein Werk der physischen Teleologie (s. d.). Diese treibt uns zwar an, eine Theologie zu suchen, kann aber keine hervorbringen. Physikotheologie ist also eine mißverstandene physische Teleologie und ist nur als Vorbereitung zur Theologie brauchbar, ist aber nicht selbst eine Theologie. Je nachdem in der vermeintlichen Physikotheologie besonders auf die Gestirne, das Gewitter, die Fische, die Vögel usw. Rücksicht genommen wird, nennt man solche Versuche Astro-, Bronto-, Ichthyo-, Ornitho- usw. -Theologie. Die Engländer und von den Deutschen die Schüler Wolfs haben dieses Gebiet eifrig angebaut. — Vgl. Ethikotheologie.

Physiognomik (gr. *φυσιογνωμονική* sc. *σοφία* v. *φύσις* = Natur, *γνωμική* sc. *σοφία* = Erkenntnis) heißt die Kunst, aus dem Äußeren, besonders aus den Gesichtszügen der Menschen ihren Charakter oder ihre seelischen Eigenschaften zu erkennen. Die ersten Versuche der Physiognomik fallen ins Altertum. Im Mittelalter beschäftigten sich Albertus Magnus, Battista della Porta und Campanella mit Physiognomik. Doch erst Lavater trat 1775 mit großen Ansprüchen an diese vorgebliche Wissenschaft heran. G. Chr.

Digitized by Google

Lichtenberg verspottete ihn 1778. Gall bildete die Physiognomik zur Phrenologie (s. d.) um. — Die Voraussetzung der Physiognomik, daß das Geistige im Körperlichen zum Ausdruck komme, glaubte man schon an der Tierwelt erkennen zu können. Dem Löwen legte man nach seinen Zügen Stärke und Großmut, dem Fuchs Verschlagenheit, dem Wolf räuberische Wildheit bei, und Battista della Porta (1593 De humana physiognomia) verglich gewisse Menschengesichter mit Tierköpfen. Auch wird man kaum bestreiten, daß es kluge und dumme, verschmitzte und offene Gesichter gibt, daß die Gefühle, Neigungen, Denkweisen, Affekte und Leidenschaften stets in der Physiognomie irgendwie ausgeprägt werden. Dazu aber, die Physiognomik zu einer Wissenschaft zu erheben, gehört, wie Lichtenberg zuerst erkannte, das Studium der an die Gemütsbewegungen geknüpften Ausdrucksbewegungen (s. d.). Dieses Ziel haben J. J. Engel (Ideen zu einer Mimik. 2 Teile. Berlin 1785—1786), Camper (Über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge. Deutsch. Berlin 1792), Charles Bell (Essays on anatomy of expression. 1806. Anatomy and philosophy of expression as connected with the fine arts. 1844. 2. Aufl. 1872), Huschke, (Mimices et physiognomices fragmenta. 1821), Harless (Lehrbuch der plastischen Anatomie. 1856—58), Piderit (System der Mimik und Physiognomik. 2. Aufl. Detmold 1886), Ch. Darwin (The expression of emotions. 1871) ins Auge gefaßt. Zuletzt hat Wundt (Grundz. d. physiol. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, 293ff) in Verbesserung der Lehre Darwins für die Ausdrucksbewegungen drei Prinzipien, das der direkten Innervationsveränderung, das der Assoziation analoger Empfindungen und das der Beziehung der Bewegung zu Sinnesvorstellungen, aufgestellt. Hiermit ist die Physiognomik auf wissenschaftliche Grundlage gestellt. Aber freilich fehlt noch viel daran, daß auch die letzten Erklärungsgründe für die Ausdrucksbewegungen gefunden und der Kausalnexus zwischen den einzelnen Seelenzuständen und den Einzelheiten des äußeren Habitus nachgewiesen wäre. Die Physiognomik ist also keineswegs eine vollendete und ausgebildete Wissenschaft, sondern nur eine werdende zu nennen, die erst in der Zukunft zu den exakten Wissenschaften gehören wird. — Vgl. Joh. Casp. Lavater, Physiogn. Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. 4 Bde. Leipzig 1775—1778. C. G. Carus, Symbolik der menschl. Gestalt. 2. Aufl. Leipzig 1848. Mehring, Philos. krit.

Digitized by Google

Gesch. der Selbsterkenntnis. III. 1857. Ledos, Traité de la physiognomie humaine. Paris 1894. Mantegazza, Physiognomik und Mimik. Deutsch. 2 Bde. Leipzig 1900. Borée, Physiognomische Studien. Deutsch. Stuttgart 1900.

Physiokratie (von gr. φύσις und κράτος) heißt Herrschaft der Natur. Physiokratismus heißt die im Gegensatz zu dem im 17. Jahrhundert aufgestellten Merkantilsystem (s. d.) ausgebildete Lehre, nach welcher die Natur allein produktiv sei. Physiokratisches System oder Agrikultursystem heißt die als oberstes Machtprinzip in der Welt geltende staatswissenschaftliche Theorie, welche den Ackerbau für die einzige Quelle des Nationalreichtums ansieht. Schon bei Locke (1632 bis 1704) findet sich dieser Gedanke, doch erst Quesnay führte ihn in seinem Tableau économique (Paris 1758) aus. Seine Anhänger, z. B. Gournay, Mirabeau, Turgot, hießen Physiokraten, die Gegner Ökonomisten. — Vgl. Guyot, Quesnay et la Physiocratie. Paris 1896. Schweizer, Geschichte der Nationalökonomik in vier Monographien. 2 Teile. Ravensburg 1904. Rougon, Les Physiocrates et la réglémentation du taux de l'intérêt. Paris 1906.

Physiologie (gr. φυσιολογία, von φύσις = Natur, λόγος = Lehre) bezeichnet jetzt die Lehre von den Lebenserscheinungen der organischen Wesen, soweit sie sich durch die äußeren Sinne wahrnehmen lassen, während die Psychologie die Lebensvorgänge erforscht, die der inneren Wahrnehmung zugänglich sind. Im Altertum verstand man dagegen unter Physiologie schlechthin die Naturlehre. Es gibt im besonderen eine Pflanzen-, Tier- und Menschenphysiologie. Die Entwicklung der Physiologie als Wissenschaft beginnt mit der Entdeckung des Blutkreislaufes durch Servet (1553 Restitutio religionis Christianae), welcher erkannt hatte, daß das Blut durch die Lungenarterie getrieben und von ihr zum Herzen zurückgeführt wurde, und durch Harvey (Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus 1629). Die erste zusammenfassende Darstellung der Physiologie gab A. v. Haller unter dem Titel Elementa physiologiae. 8 Bde. Lausanne 1757—66. Charakteristisch für die Physiologie ist, daß sie die Lehren der Physik und der Chemie zugleich unter Berücksichtigung der bis an die Grenze des Erkennens beobachteten morphologischen Eigenschaften des lebenden Körpers zur Anwendung bringt. Die größten Fortschritte hat die Physiologie im 19. Jahrhundert

Digitized by Google

gemacht. (v. Bär, E. H. Weber, Brücke, Du Bois-Reymond, Ludwig, v. Helmholtz, Liebig, Darwin, Wundt usw.) — Vgl. Frey, Vorlesungen über Physiologie. Berlin 1904. Schuck und Gärber, Physiologie des Menschen. 4. Aufl. Stuttgart 1906. Nagel, Handbuch der Physiologie des Menschen. 4 Bde. Braunschweig 1904—1906. Landois, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 11. Aufl. Wien 1905. Steiner, Grundriß der Physiologie des Menschen. 9. Aufl. Leipzig 1906. Munk, Physiologie des Menschen und der Säugetiere. 7. Aufl. Berlin 1905. Fr. Schenk, Leitfaden und Physiologie des Menschen. Stuttgart 1908. —

physiologische Psychologie nennt man diejenige methodische Form der Psychologie, welche das Nervensystem und die körperlichen Prozesse eingehend berücksichtigt, und von denjenigen Lebensvorgängen ausgeht, welche der inneren und äußeren Wahrnehmung gleichzeitig zugänglich sind. Sie ist durch die Untersuchungen von Du Bois-Reymond, Lotze, A. W. Volkmann, Weber, Fechner und Wundt besonders gefördert worden. — Vgl. Assoziationspsychologie. — Fechner, Elem. der Psychophysik. 1860. Revis. der Hauptpunkte der Psychophysik. 1884. Wundt, Grundzüge der physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipz. 1908ff. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. 7. Aufl. Jena 1906.

physiologische Zeit oder (einfache) Reaktionszeit (persönliche Gleichung) heißt die Zeit, welche zwischen dem Reiz eines Nerven durch einen Eindruck und der dadurch als Reaktion ausgelösten Bewegung vergeht. Der Vorgang, welcher dieser Zeit entspricht, setzt sich zusammen: 1. aus der Leitung vom Sinnesorgan zum Gehirn, 2. aus dem Eintritt in das Blickfeld der Perzeption, 3. aus dem Eintritt in das Blickfeld der Apperzeption, 4. aus der Willenserregung, 5. aus der Leitung der motorischen Erregung zu den Muskeln. Der erste und der letzte von diesen Vorgängen sind rein physiologischer Art, die drei mittleren Vorgänge, die Perzeption, die Apperzeption und der Willensimpuls sind psychophysisch. Die physiologische Zeit ist zuerst bei der Anstellung von astronomischen Beobachtungen entdeckt und dann experimentell durch Reaktionsversuche festgestellt worden. Sie ist von längerer Dauer, wenn die Aufmerksamkeit intensiv auf das Sinnesorgan gerichtet ist, dessen Reizung man erwartet (vollständige, sensorielle Reaktionszeit), und von kürzerer Dauer, wenn die Aufmerksamkeit ausschließ-

Digitized by Google

lich auf das reagierende Organ gerichtet ist (verkürzte, muskuläre Reaktionszeit). Die sensorielle Reaktionszeit beträgt im Durchschnitt 0,120—0,250, die muskuläre 0,100—0,180 Sekunden. Bei optischen Reizen beträgt sie etwa $\frac{60}{1000}$ bis $\frac{80}{1000}$ Sekunden mehr als bei Gehörs- und Tastreizen. Auch ist sie in ihrer Dauer abhängig von dem Beobachter und zeigt also auch kleinere individuelle Unterschiede. — Vgl. Reaktion. — Ribot Experimentelle Psychol. Braunschweig 1881. Wundt, Grundzüge der physiolog. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 284ff. Grundr. der Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 14, 11—14b, S. 235—245.

Pietät (lat.) heißt eigentl. Frömmigkeit, dann Ehrfurcht gegen Eltern, Lehrer, Wohltäter, Greise, auch gegenüber Sachen.

Plastik (gr. von *πλάσσω* = bilde) oder Bildhauerkunst (Skulptur) heißt diejenige bildende Kunst, welche im festen Stoffe (Erz, Marmor, Ton usw.) und im dreidimensionalen Raume körperliche Gestalten, und zwar fast ausschließlich Menschen- und Tiergestalten darstellt. Ihre wichtigste Aufgabe ist die Darstellung des Menschen. Das Tier stellt sie meist nur in seinen höchsten Erscheinungen und soweit es zu dem Menschen in Beziehung steht oder sein Symbol ist, dar. Sie hat, da sie wie die Baukunst mit festem Stoffe arbeitet, den statischen Gesetzen zu gehorchen, aber sie löst ihr Werk soviel als möglich vom Boden ab und will nicht, oder nicht nur, wie die Architektur, Sicherheit des Ruhens auf dem Boden zum Ausdruck bringen. Das organische Leben, das sie darstellt, schließt selbstgewollte Bewegung in sich ein, und die Statue sucht dementsprechend Leben und Bewegung anzudeuten. Die Plastik kann dabei entweder die Gestalt in geistiger Tätigkeit, aber äußerer Sammlung und Ruhe, oder auch in der lebendigsten äußeren Bewegung, dann aber nur in einem Momente der Bewegung darstellen. Ihre Hauptaufgabe ist jedoch, die typische Schönheit der in sich geschlossenen Einzelgestalt wiederzugeben, und sie hat ihre höchste Blüte erlebt, als man Götter in Menschengestalt dachte und im Bilde anbetete. In der Gruppe erweitert sie ihre Aufgaben, aber ohne wirklich zu einer Kunst des Zusammenhanges zu werden, ohne den verbindenden Raum selbst darstellen zu können. Im Relief geht sie in die Malerei über. Von der Baukunst und Malerei scheidet sie sich in ihrem Wesen dadurch, daß die Baukunst nur den Raum selbst,

Digitized by Google

die Plastik, abgesehen vom Relief, nur die Gestalt im Raume, nicht den Raum, die Malerei aber die Gestalt im Raume und den Raum in Verbindung miteinander, aber freilich auch, durch das Aufgeben einer Dimension zum Schein umgewandelt, darstellt. Das ästhetische Gebiet ihrer Schöpfungen ist das Einfach-Schöne, das Erhabene und das Reizende, während ihr das Komische, abgesehen von der plastischen Kleinkunst, fast ganz verschlossen ist. Haltung, Bewegung und Ausdruck sind die Hauptmittel des Plastikers. Da er sein Subjekt, losgelöst von den Beziehungen der Außenwelt, rein in den Verhältnissen seiner Form und Gestalt darstellt, kann er unbedenklicher als jeder andere Künstler auch das Nackte nachbilden. — Vgl. Kunst, Architektur, Malerei, Ästhetik, Ideal. — J. Strzygowski, Die bildende Kunst der Gegenwart. Leipzig 1909.

Platoniker hießen erstens die unmittelbaren Schüler Platons (Akademiker), dann die Neuplatoniker (s. d.), und drittens die Mitglieder der von Cosmo v. Medici ins Leben gerufenen platonischen Akademie (15. Jahrh.). — Vgl. Akademie, Neuplatoniker.

platonische Liebe heißt die Zuneigung zu einer Person des anderen Geschlechts, welche frei ist von Sinnlichkeit und nur aus geistiger Hinneigung entspringt. Sie hat ihren Namen davon erhalten, daß Platon von der Geschlechtsliebe eine höhere geistige Liebe, auf welcher der philosophische Trieb beruht, geschieden hat. — Vgl. Liebe, Eros. — Wiegand, Die wissenschaftliche Bedeutung der platonischen Liebe. Berlin 1877.

Platonismus heißt die Philosophie Platons (427 bis 347). Sie ist die erste sich zum System entwickelnde Philosophie gewesen und ist aus der Verschmelzung der Lehre des Herakleitos vom Fluß der sinnlichen Dinge mit der Lehre der Eleaten von der Unveränderlichkeit des ewigen Seins und mit der sokratischen Lehre vom Werte der Begriffsdefinitionen hervorgegangen. Die platonische Philosophie umfaßt einen metaphysischen Teil, die Dialektik oder Ideenlehre einen naturwissenschaftlich-anthropologischen Teil und einen ethisch-politischen Teil. Die platonische Metaphysik ist ihrem Wesen nach Idealismus und spricht dem Einzelnen und der im steten Flusse befindlichen Sinnenwelt die eigentliche Existenz ab, den allgemeinen immer sich gleichbleibenden Begriffen (εἴδη Ideen) dagegen das substanzielle Dasein zu und erblickt in ihnen die Wirklichkeit. Die Dinge der Sinnenwelt sind für Platon nur

Digitized by Google

Abbilder (*εἴδωλα*) der Ideen, existieren nur, insofern sie an den Ideen teilhaben (*μέθεξις, κοινωνία*). Die Ideen selbst sind die Urbilder (*παραδείγματα*). Ihr Verhältnis zu dem Einzelnen ist das der Gegenwart (*παρουσία*). Der Platonismus nimmt die wirkliche Welt als eine metaphysische Vielheit von Begriffen, nicht als eine Einheit (wie die Eleaten), strebt aber von der Vielheit der Ideen einer letzten Einheit des Daseins und einer ethischen Weltanschauung zu und sieht in der Idee des Guten die höchste aller Ideen und den Ursprung des ganzen Daseins, die Gottheit. Mit der Metaphysik Platons hängt seine naturwissenschaftlich-anthropologische Lehre unmittelbar zusammen. Die Materie sieht Platon als ein Nichtseiendes an. Das Materie und Idee verbindende Mittelglied ist ihm die Seele, und Platon redet von einer Weltseele. Die Seele des Menschen hält Platon für gleichen Wesens wie die Weltseele und für unsterblich und präexistent. Der Seele schreibt er drei Teile, Vernunft (*λογιστικόν, νοῦς*), Mut (*θυμός, θυμοειδές*) und Begierde (*ἐπιθυμητικόν*) zu und in dem Wissen sieht er ein Sicherinnern (*ἀνάμνησις*) an eine frühere Existenz. Die Ethik und Politik Platons ist auf aristokratischen Boden erwachsen. Die Tugend ist für Platon die Tauglichkeit der Seele zu dem ihr zukommenden Werke. Von den vier einzelnen Haupttugenden ist die Weisheit die Tauglichkeit der Vernunft, die Tapferkeit die Tauglichkeit des Mutes und die Mäßigkeit die richtige Beschaffenheit der Begierde, während die Gerechtigkeit in dem richtigen Verhältnis aller Seelenteile zueinander besteht. Aus dieser ethischen Weltanschauung schöpft Platon den Plan zu einer Staats- und Erziehungslehre, die das Ideal der Gerechtigkeit verwirklichen soll. — Der Idealismus Platons ist „der leuchtende Stern in dem Streben und Hoffen der Menschheit geworden und seine Werke bleiben die glänzendsten Zeugnisse des hellenischen Geistes“ (J. Müller). Goethe hat in der Geschichte der Farbenlehre unter der Überschrift „Überliefertes“ (Hempel XXXVI, S. 96) Platon, vielleicht seine Persönlichkeit nicht richtig beurteilend, aber seine Lehre zutreffend schildernd, folgendermaßen charakterisiert: „Plato verhielt sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu tun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt, und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefen, mehr, um sie mit seinem

Digitized by Google

Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder teilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewiges Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag". — Vgl. Idee, Liebe, Tugend, Staat. — Die Literatur zu Platon ist verzeichnet in Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie d. Altertums, 10. Aufl., I. Teil, Berlin 1909, S. 124—188, S. 48*—74*. Susemihl, Die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie. 2 Bde. Leipzig 1855—60. Bonitz, Platonische Studien 1858—60. 3. Aufl., Berlin 1886. Ueberweg, Über die Echtheit und Zeitfolge platonischer Schriften. Wien 1861. v. Stein, Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus. 3 Bde. Göttingen 1862—75. E. Pfleiderer, Sokrates und Plato. Tübingen 1896. Natorp, Platons Ideenlehre. Laipzig 1903. Windelband, Platon. 4. Aufl. Stuttgart 1903. K. Harth, Platons Philebus. Magdeburg 1908. C. Ritter, Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre I. B. München 1909. C. Ritter, Neue Untersuchungen über Platon. München 1910.

Pleroma (gr. *πλήρωμα* = Fülle) nennt der Gnostiker Valentinus († 160 n. Chr.) die aus dem Urgrund (*βυθός*) durch Emanation hervorgegangene Fülle des geoffenbarten göttlichen Lebens im Gegensatz zum Kenoma (gr. *κένωμα* = Leere), dem wesenlosen Chaos. — Vgl. Achamoth.

Plerotismus oder Kontinuismus nennt man die Auffassung, daß die Materie eine zusammenhängende, das Weltall füllende, ins Unendliche teilbare Masse bilde, während der Atomismus sich den Stoff aus kleinsten, durch das Leere voneinander getrennten Teilchen bestehend denkt. Der Plerotismus ist mit der Annahme von Kraftpunkten als gesonderten Substanzen nicht vereinbar und kann daher widerspruchlos nur als kinetischer, nicht als dynamischer Plerotismus durchgeführt werden. Aber auch der kinetische Plerotismus vermag die Massenunterschiede, die Dichtigkeitsdifferenzen, die Kompression und Ausdehnung und die Elastizität nicht zu erklären, und mit dem Plerotismus ist die Annahme von Fernkräften nicht vereinbar. Er muß vielmehr die Gravitation auf Nahwirkungen zurückführen, kommt aber schon bei dem Problem der Be-

Digitized by Google

rührung in Schwierigkeiten, wie sie bereits die Eleaten aufdeckten. So erweist sich der Plerotismus als kaum haltbar und muß dem dynamischen Atomismus als der mehrleistenden Hypothese den Platz räumen. — Vgl. Atom, Leere. — Julius Schultz, Die Bilder von der Materie. Göttingen 1905, S. 46—69. G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. Leipzig 1907.

Pluralismus (nlat.) nennt man die Annahme, daß die Welt aus einer Vielheit einzelner Urwesen bestehe. Dis hervorragendsten auf Grund des Pluralismus aufgebauten Systeme sind der Atomismus, die platonische Ideenlehre, die Leibnizsche Monadologie und die Herbart-Lotzesche Metaphysik. Der Pluralismus kann im Wesen Dualismus sein, wenn Geist und Körper als wesentlich geschieden und zugleich als wirklich angenommen werden. Er ist aber meistens Monismus, indem die Vielheit der Wesen gleichartig entweder nur als materielle oder nur als geistige oder als absolute Einheiten gedacht werden. Als Monismus ist er entweder Materialismus, wie im Atomismus, oder Idealismus, wie im Platonismus und der Monadenlehre, oder Idealrealismus, wie bei Herbart und Lotze. — Kosmologischer Pluralismus heißt die Annahme mehrerer von Menschen bewohnten Welten. — Kant (1724—1804) versteht in seiner Anthropologie, § 2, S. 8 unter Pluralismus eigenartig die dem Egoismus entgegengesetzte Denkungsart „sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten".

Pneumatiker (v. gr. *πνεῦμα* = Geist) hießen 1. eine medizinische Schule im 1. Jahrh. n. Chr., welche eine Art von Luftgeist als Urheber der Gesundheit und Krankheit ansahen (vgl. Lebenszeit); 2. nach der Bezeichnung der Gnostiker diejenigen Menschen, welche nicht unter der Herrschaft der Hyle (Materie) oder der Psyche (des sinnlichen Lebenskeims), sondern des göttlichen Pneuma (heiliger Geist) stehen. — Vgl Wellmann, Die pneumatische Schule bis Archigenes. Berlin 1895.

Pneumatologie (gr. *πνεῦμα*, Geist, *λόγος*, Lehre), eigtl. Geisteslehre, hieß früher in der Philosophie die metaphysische Psychologie. In der Theologie hieß Pneumatologie die Engel- und Dämonenlehre.

Poesie (gr. *ποίησις* = Hervorbringung, Dichtkunst) heißt diejenige Kunst, welche das Schöne durch die Sprache darstellt. Sie vereinigt in sich teils Wirkungen der Musik, teils Wirkungen der bildenden Künste, da die Worte erstens

Digitized by Google

Töne und als solche wie die Ausdrucksmittel der Musik an die Zeit gebunden sind, zweitens aber, als Zeichen und Träger einer Bedeutung, alles, was die Welt in sich einschließt, also nicht nur Zeitliches, sondern auch Räumliches darstellen können. Daher ist sie die reichste und fruchtbarste Kunst, reicher als die Musik für sich und reicher als die bildenden Künste für sich, nicht eine Schwester der Malerei, wie Lessing dachte, sondern die Königin unter den Künsten. Sie ist zugleich diejenige Kunst, die am vollendesten die Reinheit des Scheins in sich einschließt und am wenigsten physich gebunden ist. Sie hat nicht, wie die bildende Kunst, einen physischen Stoff (Stein, Erz, Farbstoff) zu verarbeiten und nicht, wie die Musik, die Töne nach ihren akustischen und mathematischen Verhältnissen zu verbinden, sondern sie arbeitet mit dem nur einen letzten Rest physischer Beschaffenheit bewahrenden und fast ganz zum Träger der Bedeutung gewordenen Worte. Das Wort ist nicht Stoff oder Gegenstand, sondern es ist nur Vehikel, Zeichen und Energie, es arbeitet für den inneren Sinn, das Erinnerungsvermögen, die Einbildungskraft, nicht, wie die Farbe und der Stein, für die äußere Anschauung. Aber es bleibt nicht wie der bloße Ton, der durch das Gehör zur Phantasie spricht, bei unbestimmter Innerlichkeit stehn, sondern erhebt sich als festes Zeichen zur Klarheit und Deutlichkeit des Inhalts. Die Poesie ist daher an ihrer einen Grenze mit der Wissenschaft verwandt. Beide empfangen ihre Form von der Sprache, beide bringen das Innere des Menschen zur Darstellung. Aber die Wissenschaft will lehren, und die Poesie will Wohlgefallen hervorrufen. Die Poesie stellt das Schöne dar, die Wissenschaft hingegen das Wahre. Jene ist subjektiv, diese objektiv. Dort ist das Gefühl, hier der Verstand die Hauptsache. Einem und demselben Gegenstande gegenüber sind viele Gedichte möglich. Die Wissenschaft erstrebt nur eine sachgemäße Darstellung desselben. Der Dichter schafft Werke, deren kleinstes ein Ganzes ist, sofern sich daran die Eigenart des Schöpfers ausspricht. Die wissenschaftliche Arbeit dagegen, auch die größte, bleibt im einzelnen Stückwerk. Nach der anderen Seite hin grenzt die Poesie auch an die Technik. Aber sie kennt nur eine Tecknik der Worte, der Ordnung, der Darstellung, der Rythmen und Reime. Das Technische spielt in keiner Kunst eine so geringe Rolle, wie in der Poesie. Gegenstand der Dichtung ist das gesamte Innen- und Außenleben. Nach Jakob Grimms (1785 bis

Digitized by Google

1863) ansprechender Erklärung ist sie „das Leben gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache“. Der Dichter selbst muß nach Goethe (Hans Sachsens poetische Sendung) ein kluges, treues Auge und Liebe besitzen, um die Welt klar und rein zu schauen, und eine Zunge haben, die sich leicht und fein in Worte ergießt. Jeder Dichter aber muß mit seiner Nation innerlich zusammenhängen, da sein Mittel nicht ein neutraler Stoff, sondern eine bestimmte, den Geist eines Volkes ausdrückende Sprache ist. Der echte Dichter gibt seinem Volke Neues, aber dem Geist des Volkes Entsprechendes. Aus der Nachahmung fremder Poesie ist nur selten wahre Poesie entstanden. — Die poetischen Stoffe sind entweder mehr objektiv oder mehr subjektiv. Der Dichter empfängt den Anstoß zum Schaffen mehr von außen oder mehr von innen. So entstehen zwei Arten der Poesie, die epische und die lyrische. Aus der Durchdringung beider geht die höchste Leistung der Poesie, die dramatische, hervor, welche zugleich Schicksal und Charakter darstellt.

Die Dichtung kann es in der Ausprägung äußerer Formen den bildenden Künsten nicht gleich tun. Sie kann nichts so greifbar bilden wie die Architektur und die Plastik, nichts so anschaulich vorführen wie die Malerei (vgl. Lessing, Laokoon). Alles durch die Sprache Bezeichnete ist ein Allgemeines, Reproduziertes, nicht ein Einzelnes, Ursprüngliches. Aber dafür stehen der Poesie die reichen Schätze der Sprache durch die Sprache alle Mittel der Energie zu Gebote. Der Dichter bedient sich, um die Anschaulichkeit durch die Kraft zu ergänzen, der Bilder und Gleichnisse (Metaphern, Tropen, Metonymien) und belebt seine Worte durch Personifikationen, durch packende und eindringliche Ausdrücke, durch rhetorische Figuren, durch Rhythmus und Reim. Die Dichtkunst bleibt auch hinter der Musik in der Ausnutzung des Reichtums der Töne zurück, aber sie versteht es, durch Einklang zwischen Ausdruck und Inhalt Stimmungen zu erwecken, die hinter den durch Tonwerke hervorgerufenen nicht zurückbleiben. — In der Dichtung versuchen sich sehr viele Menschen, da allen das Mittel der Sprache zu Gebote steht und viele glauben, es künstlerisch behandeln zu können. Der echte Dichter aber, der außer der Fähigkeit künstlerischer Behandlung den Reichtum inneren Lebens besitzt, ist selten und der echte Dramatiker am seltensten. Das Drama ist der Gipfel der

Digitized by Google

Dichtkunst und damit der Kunst, und nach einem Ausspruch Gottfried Kellers ist es „ein Paradies auf Erden; es ist aber auch verteufelt schwer, hineinzukommen". — Vgl. Kunst, Sprache, Epos, Lyrik, Drama. — W. Dilthey, Über die Einbildungskraft der Dichter. Zeitschr. f. Völkerpsychol. und Sprachw. X. Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. Leipzig 1886. Die Einbildungskraft des Dichters. Leipzig 1886.

Poetik (gr. *ποιητική* sc. *τέχνη*) heißt derjenige Teil der Ästhetik, welcher von der Dichtkunst, ihrem Wesen (Verhältnis zu den andern Künsten, eigne Aufgaben), ihren Formen (Verse, Strophen, Rhythmen, Reime usw.) und Arten (Epik, Lyrik, Dramatik) handelt. Schon Platon (427—347) hat in einigen seiner Dialoge (Philebus, Phaidros, Hippias d. gr., Staat) Untersuchungen über Fragen aus der Poetik angestellt, aber erst Aristoteles (384—322) hat die erste systematische Poetik verfaßt, von der uns nur ein Teil erhalten ist. Die nächste einflußreiche Schrift über Poetik ist die kein System gebende, aber unterhaltend plaudernde kritisische Ars poetica oder Epistola ad Pisones des Horatius (65—8 v. Chr.). Seit dem 16. Jahrh. sind die schulmäßigen Werke von Vida, Scaliger, Boileau, Opitz, Gottsched, Breitinger, dann die wuchtigen kritischen Forschungen Lessings, Herders, Mendelsohns, Schillers, Goethes, Humboldts und A. W. Schlegels, zuletzt die der Technik der Poesie zugewandten Theorien Freytags und Ludwigs, Spielhagens u. a. m. hervorzuheben. Alle großen Werke über Ästhetik (s. d.) enthalten natürlich Abschnitte über das Wesen der Poesie. (z. B. J. Paul, Hegel, Vischer, Carrière, Zimmermann, Fechner, Lotze usw.). — Vgl. M. Carriere, Das Wesen und die Formen der Poesie. 2. Aufl., Leipzig 1884. Kleinpaul, Poetik. 9. Aufl., Leipzig 1892. R. Gottschall, Poetik. 6. Aufl. 2 Bde. Breslau 1893. G. Gerber, Die Sprache als Kunst. Berlin 1871 f. Beyer, Deutsche Politik. 3 Bde. 2. Aufl.. Stuttgart 1887. Scherer, Poetik. Berlin 1888. Elster, Prinzipien der Literaturwiss. B. I, Halle 1897. K. Bruchmann, Naturlehre d. Dichtung. Berlin 1898. Röttecker, Poetik. 3 Teile. München 1902 ff. W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. 3. Aufl., Halle 1906.

Polarität (franz. polarité von gr. *πόλος* = Polos) nennt man das Vorhandensein zweier Pole (Endpunkte einer Achse), das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende

Digitized by Google

Wirkungsreihen. So spricht man von der Polarität der magnetischen und elektrischen Erscheinungen, aber auch von der Polarität der Geschlechter. Den Gegensatz der Polarität kennt schon die chinesische Spekulation. Ferner findet er sich bei Pythagoras, Herakleitos und besonders auch bei Goethe und Schelling. Goethe sagt: „Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff getrennt werden könne. Daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfaltigkeit durchdringt und belebt", und Goethe definiert Polarität als ein Verhältnis von widerstrebenden Kräften, die sich gegenseitig bedingen und in ihrer unzertrennlichen Beziehung aufeinander ein Ganzes ausmachen. Schelling schreibt der hervorbringenden Natur zwei entgegengesetzte Tätigkeiten, eine expandierende oder repulsive und eine attrahierende zu und gründet hierauf das allgemeine Gesetz der Polarität. — Auch in der Botanik redet man von Polarität und versteht darunter das allen höheren Pflanzen eigentümliche Bauprinzip, das in der verschiedenen Ausgestaltung und dem gegensätzlichen Verhalten von Basis und Spitze (Wurzelpol, Sproßpol) zum Ausdruck kommt. — Vgl. E. Boucke, Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage. Stuttgart 1907.

Polygamie s. Ehe.

Polylemma s. Dilemma.

Polysyllogismus heißt ein aus mehreren vollständigen Syllogismen zusammengesetzter Schluß. Im Polysyllogismus sind die einzelnen Schlüsse so miteinander verbunden, daß der Schlußsatz des einen die Prämisse des anderen bildet. — Vgl. Prosyllogismus, Episyllogismus, Enthymem, Epicherem, Sorites. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 124.

Polytheismus s. Gott, Monotheismus, Henotheismus, Pantheismus.

Polyzetese (v. gr. πολύς = viel u. ζήτησις = Frage, Fragesucht) heißt die Neigung viel und unter Belästigung des andern zu fragen, die man bei Kindern aus Wissenseifer, bei Frauen aus Laune und bei Dummen aus Torheit oft findet.

populär (lat. popularis = volkstümlich) heißt diejenige Art mündlicher oder schriftlicher Darstellung, welche sich nicht bloß an die Gelehrten, sondern an weitere Kreise wendet. Um von diesen verstanden zu werden, muß der Vortrag alle außerhalb

Digitized by Google

des Kreises des gewöhnlichen Wissens liegenden technischen Ausdrücke vermeiden oder erklären und faßlich machen. Er muß ferner einfach, deutlich, lebendig und wirksam sein. Je nach dem Bildungsstandpunkt derer, für welche etwas popularisiert wird, hat der Redner oder Schriftsteller mehr oder minder von seinem Standpunkte des Wissens herabzusteigen und sich in die Denkweise andrer hineinversetzen. Die populäre Darstellung verträgt sich sehr wohl mit Gründlichkeit und Scharfsinn, aber sie ist schwieriger als die gelehrte Darstellung. Es gehört dazu eine große Beherrschung sowohl der Sprache als auch besonders der wissenschaftlichen Stoffe und eine strenge Folgerichtigkeit und Vollständigkeit des Denkens in Verbindung mit der Fähigkeit der Veranschaulichung.

Popularphilosophen oder „Philosophen für die Welt" nennt man die Vorgänger Kants, welche die Form der schulmäßigen Darstellung und der zusammenhängenden wissenschaftlichen Untersuchung absichtlich verschmähten, um ihren Ideen eine weitere Verbreitung zu geben, sich sowohl an Locke wie an Leibniz und Wolf anschlossen und ihr Interesse vor allem der Psychologie und Moral zuwandten. Zu den Popularphilosophen gehören: M. Mendelssohn (1729—1786), Fr. Nicolai (1733—1811), J. A. Eberhard (1738—1809), Chr. Garve (1742—1798), J. J. Engel (1741—1802), Thomas Abbt (1738—1766), J. Zimmermann (1728—1795) u. a. m.

Porisma (gr. *πόρισμα* = eigtl. das Gegebene) oder Consectarium (lat. consectarium = Folgesatz), Corollarium (lat. = Ehrengeschenk, Zugabe), heißt ein Satz, der sich als Folge aus anderen Sätzen ergibt. Bei Eukleides (300 v. Chr.) bedeutet es einen aus einem bewiesenen Lehrsatz oder einer gelösten Aufgabe abgeleiteten Satz. Es wird stets eingeführt mit den Worten: *Ἐκ δὴ τούτου φανερόν* (daher ist klar), vgl. z. B. Eukl. El. I, 15, II, 4. So wird III, 1 die Aufgabe gelöst, zu einem gegebenen Kreise den Mittelpunkt zu finden, und an diese Aufgabe schließt sich das Porisma: Daher ist es klar: Das im Mittelpunkt einer Kreissehne auf der Sehne errichtete Lot geht durch den Mittelpunkt. Porismatisch heißt abgeleitet, gefolgert. Poristik ist die Schlußsatzlehre.

Position (lat. positio = Setzung v. pono = setze) heißt in der Philosophie die Setzung oder die Bejahung oder die Daseinsaussage, d. h. 1. die Annahme (s. d.) von etwas; 2. die Bejahung eines Urteils, vgl. positiv; 3. die Zusprechung des Daseins einem Dinge

Digitized by Google

gegenüber. Im letzteren Sinne ist die Position, wie Kant zuerst nachdrücklich hervorgehoben hat, keineswegs ein Merkmal eines Begriffes und kann nie aus dem bloßen Begriff eines Dinges abgeleitet werden. „Sein ist offenbar kein reales Prädikat, d. i. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne". Es ist bloß die Position eines Dinges, oder gewisser Bestimmungen an sich selbst (Kr. d. r. V., S. 598). — Vgl. Dasein, Wirklichkeit Sein.

positiv oder affirmativ, bejahend, heißt der Gegensatz von negativ. Vgl. Negation. — Im Urteile wird einem Subjekt ein Prädikat entweder zugesprochen oder abgesprochen. Im ersteren Falle heißt das Urteil positiv, affirmativ oder bejahend, im letzteren negativ oder verneinend. Der Begriff des Positiven im Urteil ist also der Begriff der Zusammengehörigkeit zweier Begriffe, der Begriff des Negativen der Begriff der Nichtzusammengehörigkeit. Position und Negation bilden die Qualität (s. d.) des Urteils. Über den Begriff des Positiven in Beziehung auf die Wirklichkeit vgl. Position.

Positivismus nennt der Franzose Aug. Comte (1798 bis 1857) sein System, welches sich, unter Verwerfung jeder Theologie und Metaphysik, mit der Erkenntnis der die Erscheinungen regelnden Gesetze der Aufeinanderfolge und Ähnlichkeit der Tatsachen begnügt. Die positive oder exakte Philosophie, die wohl kaum in Protagoras (485—415), wie Laas annimmt, sondern erst in Hume (1711—1776) ihren Vorläufer hat, sucht sensualistisch durch Beobachtung die im Bereiche der Erscheinungen selber liegenden festen Verhältnisse zu erkennen und den Begriff der Ursache durch den der konstanten Folge zu ersetzen. Ihr Ziel ist: „Sehen, um vorauszusehen, und forschen, was ist, um zu schließen, was sein wird." Die Naturwissenschaft ist nach ihr die Grundlage aller Philosophie, und der Unterschied zwischen physikalischen und moralischen Wissenschaften ist hinfällig (vgl. Natur und Geschichte!). Die Tätigkeit des Menschen ist nur ein Produkt der unendlichen Mannigfaltigkeit äußerer Eindrücke und der Wechselwirkung zwischen ihnen und inneren Reaktionen. Dem positiven Stadium der Wissenschaft, welches da anfängt, wo man die Erscheinungen in Gesetze faßt, geht das theologische, welches die Ereignisse der Welt von Willensakten übernatürlicher Wesen ableitet, und das metaphysische voran, das den Erscheinungen abstrakte Begriffe unterschiebt. Und nach dem Maße, wie die

Digitized by Google

einzelnen Wissenschaften sich in dieser dreifachen Gestaltung entwickelt haben, bestimmt sich selbst ihre Ordnung und Stufenleiter. Die Hierarchie der Wissenschaften ist hiernach: 1. Mathematik (Arithmetik, Geometrie, Mechanik), 2. Astronomie, 3. Physik (Lehre von der Schwere, der Wärme, Akustik, Optik, Elektrizitätslehre), 4. Chemie, 5. Biologie (oder Physiologie), 6. Soziologie. Besonderen Nachdruck legt Comte auf die Soziologie. In der Hierarchie der Wissenschaften macht nach Comte jede Wissenschaft die Vorstufe und Voraussetzung der nächstfolgenden aus. Die Gesellschaftswissenschaft ist nicht möglich ohne die Wissenschaft vom Leben, diese nicht ohne Chemie, die Chemie nicht ohne Physik, diese nicht ohne Astronomie und Astronomie nicht ohne Mathematik. Die Moral gründet Comte auf den geselligen Trieb (vgl. Altruismus). Sie zur exakten Wissenschaft zu erheben, ist sein Ziel. — Als deutsche Positivisten bezeichnet man E. Laas (1837—1885) und Al. Riehl (geb. 1844). Nach Laas ist der Positivismus diejenige Philosophie, die keine anderen Grundlagen als positive Tatsachen (Wahrnehmung und logische Gesetze) anerkennt. Die Grundlage dieser Philosophie bilden drei Lehren: 1. die korrelative Tatsache, daß Subjekt und Objekt nur miteinander bestehen und entstehen, 2. die Variabilität der Wahrnehmungsobjekte und 3. der Sensualismus. Auch Laas verwirft jede Metaphysik und fordert für die Ethik, daß sie aus menschlichen Verhältnissen begründet werde. — Riehl stellt die von der Grundlage der Empfindung ausgehende Erkenntnistheorie als wissenschaftliche Philosophie der Metaphysik der unwissenschaftlichen entgegen und verweist die Lehre von den praktischen Idealen aus der Wissenschaft in die Nähe der Kunst und Religion. — Vgl. Empirismus. — Comte, Système de philos. positive. Paris 1824. Cours de philosophie positive (1830—1842), 6 Bde., neue Aufl. 1868. Littrè, Aug. Comte et la philosophie positive. 2. Aufl., Paris 1864. Aug. Comte et Stuart Mill. Paris 1866. Lewes, Comte's philosophy. 1874. E. Dühring, Natürliche Dialektik. Berlin 1865; Kursus der Philosophie. 1875. G. E. Schneider, Einl. in d. posit. Philos. 1880. Laas, Idealismus u. Positivismus, 3 Bde. Berlin 1879—1884. Riehl, Der philosophische Kritizismus. Leipzig 1876—1887. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 1898, S. 515f. A. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Leipzig 1903. 2. Aufl. 1904.

Digitized by Google

O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 4. Aufl. Leipzig 1908.

Possibilität (lat. possibilitas) heißt Möglichkeit.

post hoc, ergo propter hoc (danach, also dadurch) lautet einer der häufigsten Fehlschlüsse, der die Aufeinanderfolge zweier Dinge oder Ereignisse für ihre kausale Verbindung ansieht. Es können Dinge zeitlich aufeinander folgen, die keineswegs miteinander in Kausalnexus stehen. So folgt der Tag auf die Nacht, ohne daß die Nacht die Ursache des Tages wäre. — Vgl. Causalität, Causalnexus.

posthypnotische Wirkungen heißen die Handlungen, die ein Hypnotisierter, der Suggestion folgend, lange nach der Hypnose ausführt. — Vgl. Hypnose.

Postprädikamente heißen die aus den Kategorien (s. d.) abgeleiteten Begriffe.

Postulat (postulatum von lat. postulo = fordere, gr. *αἴτημα*), Forderung, heißt im mathematischen Sprachgebrauche der Griechen eine Aufgabe, durch deren Lösung ein Begriff oder eine Figur erzeugt wird. So heißen die drei ersten *αἰτήματα* in Eukleides El. (I, 1—3): 1. Es sei gefordert, daß von einem beliebigen Punkte zu einem beliebigen Punkte eine gerade Linie gezogen werde; 2. es sei gefordert, eine begrenzte gerade Linie über den Endpunkt zu verlängern; 3. es sei gefordert, von einem beliebigen Punkte als Mittelpunkt aus mit einem beliebigen Radius einen Kreis zu beschreiben. Kant sagt daher: „Nun heißt ein Postulat in der Mathematik der praktische Satz, der nichts als die Synthesis enthält, wodurch wir einen Gegenstand uns zuerst geben und dessen Begriff erzeugen.“ Als Beispiel nennt er das dritte Postulat des Eukleides (Kr. d. r. V., S. 234). Kant überträgt den mathematischen Begriff auch auf die Philosophie und redet in dieser Bedeutung von Postulaten des empirischen Denkens. Dies sind die Grundsätze der Modalität (s. d.), die deswegen Postulate heißen dürfen, „weil sie ihren Begriff von Dingen nicht vermehren, sondern nur die Art anzeigen, wie er überhaupt mit der Erkenntniskraft verbunden wird“ (Kr. d. r. V., S. 234). Sie lauten: 1. Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich; 2. was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich; 3. dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Be-

Digitized by Google

dingungen der Erfahrung bestimmt ist, ist notwendig (Kr. d. r. V., S. 218). — Allgemein heißt in der Philosophie Postulat ein Satz, der für richtig angesehen wird, trotzdem er nicht bewiesen ist und für nicht beweisbar gilt (Kant, Kr. d. r. V., S. 233). Dies kann ein theoretischer oder ein praktischer Satz sein. Chr. Wolf (1679—1754) definiert Postulat als Propositio practica indemonstrabilis. Kant (1724—1804) nennt Postulat der reinen praktischen Vernunft einen theoretischen, als solchen aber nicht erweislichen Satz, sofern er einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetze unzertrennlich anhängt (Kr. d. pr. V., S. 220). Sie können zwar nicht theoretisch erwiesen werden, müssen aber doch von dem Menschen als handelndes Wesen anerkannt werden. Solche Postulate sind ihm: 1. die Unsterblichkeit der Seele, 2. das Dasein Gottes, 3. die Freiheit des Willens. Zwischen Axiom (s. d.) und Postulat scheidet scharf Sigwart (1830 bis 1904). Er versteht unter Axiomen allgemeine Sätze, deren Wahrheit und Gewißheit unmittelbar einleuchtend, deren Gegenteil zu denken eben darum unmöglich ist, ohne daß sie darum bloße Begriffserklärungen wären, und die also die letzten Voraussetzungen bilden, auf welche alle Begründung zurückgehen muß. Postulate dagegen nennt er Sätze, welche weder weiter zu begründen und abzuleiten, noch als unmittelbar und notwendig gewiß anzunehmen möglich ist, deren Gewißheit aber doch, nur aus anderen Gründen als der logischen Notwendigkeit, also aus allgemeinen psychologischen Motiven angenommen wird (Sigwart, Logik 1873, Bd. I, S. 361f.). Noch schärfer läßt sich zwischen Axiom, Prinzip und Postulat scheiden, indem Axiome auf unmittelbare Anschauungen, Prinzipien auf Denknotwendigkeit und Postulate auf psychische Motive bezogen werden. — Vgl. Axiom, Prinzip.

Potenz (lat. potentia, eigtl. Vermögen) heißt in der Arithmetik ein Produkt aus gleichen Faktoren. In der Philosophie hat Potenz den allgemeinen Sinn: Möglichkeit, Vermögen, Kraft. Schelling (1775—1854) verwendet den Ausdruck Potenz im Sinne von Kraftstufe und schreibt jedem Einzelwesen beide Faktoren des absoluten Wesens, Natur und Ideelles, in einer eigentümlichen Potenz zu. Er unterschied drei Potenzen: die erste Potenz in der Natur ist die Schwere, ein Überwiegen des objektiven Faktors, die zweite das Licht, ein Überwiegen des subjektiven Faktors, die dritte das orga-

Digitized by Google

nische Leben, das Gleichgewicht beider Faktoren. — Vgl. Möglichkeit, Energie.

prăcis (lat. praecisus), abgemessen, genau, heißt in der Logik ein Begriff, der so zutreffend bestimmt ist, daß man kein abgeleitetes und zufälliges Merkmal in denselben aufgenommen hat. Ebenso heißt diejenige Definition prăcis, in der nichts Überflüssiges steht. — Vgl. Definition.

Prädestination (lat. praedestinatio), Vorherbestimmung, heißt nach Augustinus (354—430) und Calvin (1509—1564) die von Gott nach absoluter Willkür getroffene Auswahl der einen zur Seligkeit, der andern zur Verdammnis (reprobati, Prädamnation). — Vgl. Determinismus, Pelagianismus.

Prädeterminismus (von nlat. praedeterminatio) heißt eine Art des Determinismus, welche in der Behauptung besteht, daß alle menschlichen Handlungen durch vorangehende Zeitvorgänge vollständig bestimmt seien. Der naturalistische oder transscendentale Prädeterminismus findet die Bestimmungsgründe in der Natur und im Weltlauf, der theologische (eines Augustin, Boëthius, Anselm, Calvin, Beza) in Gottes Ratschluß. — Vgl. Detetterminismus, Fatalismus, Prädestination.

Prädikabilien (lat. praedicabilia) heißen bei Kant (1724 bis 1804) die reinen abgeleiteten Verstandesbegriffe. — Vgl. Kategorie.

Prädikat (lat. praedicatum, gr. *κατηγόρημα, κατηγορούμενον*) heißt dasjenige Glied eines Urteils, welches die Aussage enthält. Bei natürlicher Gestaltung des Urteils ist das Subjekt der zu bestimmende Begriff, das Prädikat die Bestimmung, so daß im Prädikat das wichtige Ergebnis des Urteils liegt. Das Subjekt des Urteils kann sogar inhaltlich völlig fortfallen, wie es in Sätzen geschieht, deren formales Subjekt das unbestimmte Fürwort „es“ ist. Das Prädikat kann nie fortfallen, und ohne Prädikat existiert kein Urteil. — Vgl. Subjekt, Urteil.

Präexistenz (nlat. praeexistentia, frz. préexistence) heißt das Dasein der menschlichen Seele vor dem gegenwärtigen Leben. Die Annahme einer Präexistenz der Seele läuft entweder auf Metempsychose (s. d.), Seelenwanderung, hinaus, so beim Buddhismus, bei den Pythagoreern, bei Empedokles, Platon (Tim. 41 Dff.) und Leibniz, oder auf Creatianismus (s. d.), d. h. auf die Auffassung, Gott habe die Seelen vor der Welt erschaffen und verbinde sie seinerzeit mit ihren Körpern, oder

Digitized by Google

auf die Idee eines präexistenten Abfalles der Seele von ihrer Bestimmung, wie bei Empedokles (V, 369ff.), Platon (Phaedr. 246ff.), Philon, Plotinos, Origenes und Schelling, durch den die Seelen in den niederen Leib gekommen seien. — Veranlassung zu der wissenschaftlichen Annahme einer Präexistenz gab sowohl die Lehre von den angeborenen Ideen (Platon, Men. 80Dff., Phaid. 72Eff.), als auch die Existenz eines angeborenen Hangs zum Bösen. Ferner wirkten mit auch Idiosynkrasien, Sympathien, Antipathien und beständig wiederkehrende Traumbilder, welche den Wahn erzeugten, daß man schon einmal existiert habe, auch die instinktartigen Impulse, die den individuellen Talenten und Fertigkeiten zugrunde liegen. Aber diese Gründe sind zu subjektiv und zu dunkel, um darauf eine so gewagte Hypothese zu bauen. — Vgl. Traducianismus. — Bruch, Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seele, 1859. J. M. Meyer, Die Idee der Seelenwanderung, 1861.

Präformation (von lat. praeformo = bilde vor) nannte man im 17. Jahrhundert die Vorausbildung sämtlicher Teile des Organismus im Samen oder Ei. — Vgl. Organismus, Idee, Zweck. — Präformationssystem der reinen Vernunft nennt Kant (1724—1804) die Hypothese, daß die Kategorien weder empirischen Ursprungs (generatio aequivoca), noch die Bedingung der möglichen Erfahrung überhaupt (System der Epigenesis), sondern daß sie subjektive, uns mit unserer Existenz zugleich eingepflanzte Anlagen zum Denken seien. Er verwirft ein solches Präformationssystem (Kr. d. r. V., 2. Aufl., S. 167).

pragmatisch (gr. *πραγματικός* = zum Handeln befähigt von *πρᾶγμα* = Handlung) heißt 1. dasjenige, was zum Handeln, zur Praxis notwendig ist; 2. bedeutet es gemeinnützlich, klug, erfahren. So ist die pragmatische Sanktion Karls VI., welche die Erbfolge im österreichischen Staate regelte (1713, publiziert 1724), eine für Österreich nützliche, aus der Vorsorge für die allgemeine Wohlfahrt getroffene Maßregel gewesen; ein pragmatischer Kopf ist ein tüchtiger, anstelliger Mensch; eine pragmatische Regel ist eine Klugheitsregel; 3. heißt pragmatisch diejenige Geschichtschreibung, welche die Begebenheiten nach ihrem inneren (ursächlichen) Zusammenhang entwickelt. Der Pragmatismus der Geschichte ist der unter dem Gesichtspunkte des Kausalnexus betrachtete objektive Verlauf der Ereignisse. — Kant nennt pragmatisch im weiteren Sinne das-

Digitized by Google

jenige, was dazu dient, unsere Absichten zu erfüllen. Also ist ihm jede Klugheitsregel pragmatisch (vgl. Kant, Grundlegung zur Metaph. d. Sitten).

Pragmatismus oder Instrumentalismus nennt sich neuerdings eine voluntaristische Richtung in der Philosophie, die von Amerika ausgegangen ist. Sie beruht auf dem Gedanken, daß unsere Urteile und Überzeugungen nichts anderes seien als Regeln für unsere Handlungsweise, und sie besteht in der Methode, jedes philosophische Problem auf seine Bedeutung für die Lebensführung, für die sittlichen Ideale, für das, was wir vom Leben zu erwarten haben, zu untersuchen und nur diejenigen Probleme weiter zu verfolgen, die unsere Ziele und Hoffnungen zu beeinflussen imstande sind. Der Pragmatismus, der sich auf Goethes Wort berufen könnte: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" (Vermächtnis), doch aber nicht im Geiste Goethes gewesen wäre, ist also eine der Zukunft zugekehrte Philosophie und steht dem Voluntarismus nahe. Begründet ist er 1878 von Pierce (How to make our ideas clear) und James 1898 (Varieties of religious experience). Auf die Logik ist er von Dewey (Studies in logical theory 1903), auf die Geschichte der Philosophie von Schiller (Axiomes as Postulates 1902, Humanism 1903, Studies in humanism 1907) angewendet. — Vgl. William James, Pragmatism a new name for some old ways of thinking. Popular lectures in Philosophy 1907, übersetzt v. W. Jerusalem (Eislers philosophisch-soziologische Bücherei.) W. Jerusalem, Der Pragmatismus. Deutsche Literaturzeitung, Jahrg. XXIX, Nr. 4, 25. Jan. 1908, S. 198—206. Gutberlett, Der Pragmatismus. Philosophische Jahrb. XXI, 4. T. Royce, The philosophy of loyalty. New-York 1908. G. Jacoby, Der Pragmatismus. Leipzig 1909. John M. Mac Eachran, Pragmatismus. Eine neue Richtung der Philosophie. Leipzig 1910. W. Switalski, Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus nach William James. Braunsberg 1910.

Prämissen (von lat. praemitto = vorausschicken) heißen die Vordersätze eines Schlusses. Der vollständige Schluß hat zwei Prämissen (Ober- und Untersatz), der unvollständige aber nur eine. — Vgl. Enthymem, Sorites.

Prästabilismus s. Harmonie, Monade.

Präsumption (lat. praesumptio von praesumo = vorausnehmen) heißt eine Voraussetzung, die auf Gründen der Wahr-

Digitized by Google

scheinlichkeit beruht; präsumptiv heißt was wahrscheinlich oder unter gewissen vorausgesetzten Bedingungen eintreten wird.

praktisch (gr. *πρακτικός*) heißt im Gegensatz zum Theoretischen (*θεωρητικός*), dem auf die Erkenntnis Bezüglichen, alles, was sich auf das Tun und Handeln des Menschen bezieht, was in irgend einer Weise mit der Willensbestimmung zusammenhängt. So sind praktische Wissenschaften die, welche die Zwecke des Handelns und die Mittel zu ihrer Erreichung zum Gegenstande haben. Die Erkenntnis, welche sie bieten, bezieht sich auf das menschliche Leben und hat darin ihren Nutzen, daß sie Entschließungen des Menschen beeinflussen kann. Solche Wissenschaften sind: Ethik, Pädagogik, Rechts- und Staatsphilosophie, Theologie, Medizin und alle technischen Disziplinen. Ein praktischer Vortrag einer Wissenschaft nimmt auf die Anwendbarkeit ihrer Lehren für bestimmte Zwecke des Lebens Rücksicht. Ein praktischer Mensch weiß, unabhängig von systematischer Einsicht und nur durch Erfahrung geleitet, die richtigen Mittel zum Zwecke zu finden. — Vgl. Praxis. — Der Begriff praktisch ist zuerst von Aristoteles (384 bis 322) geprägt und in den Gegensatz zu theoretisch (*θεωρητικός*) und poetisch (*ποιητικός*) gesetzt worden (*πᾶσα διάνοια ἢ πρακτικὴ ἢ ποιητικὴ ἢ θεωρητική* Arist. Metaph. V, 1 p. 1025 b 25). Aristoteles gliedert sein System in theoretische, praktische und poetische Wissenschaft. Die erste hat im Erkennen ihr Ziel, die zweite im Handeln, die dritte im Hervorbringen. Zur theoretischen Wissenschaft gehören die Physik, die Mathematik und die erste Philosophie (Metaphysik), zur praktischen die Ethik, Ökonomik, Feldherrnkunst, Rhetorik und Politik, die dritte bildet die Poetik. Von Aristoteles sind die Begriffe theoretisch und praktisch in die Scholastik und die neuere Philosophie übergegangen. Chr. Wolf (1679—1794) definiert: Scientia practica est scientia locomotivam facultatem vel etiam cognoscitivam determinandi ad actus externos vel internos voluntati et noluntati conformiter exequendos vel omnittendos (Phil. pract., § 2). Kant (1724—1804) versteht unter praktisch dasjenige, was auf Freiheit beruht, was von dem selbsttätigen Begehrungsvermögen abhängt (Kr. d. r. V., S. 314, Kr. d. pr. V., S. 21). Praktische Vernunft heißt die Vernunft, insofern sie den Willen bestimmt (Kr. d. pr. V., S. 24). Bei ihm gewinnt der Begriff praktisch aber dadurch an Bedeutung, daß er der praktischen Vernunft den Primat über die theoretische zuweist. Prak-

Digitized by Google

tisch gut heißt bei Kant, was vermittelst der Vorstellungen der Vernunft, mithin nicht aus subjektiven Ursachen, sondern objektiv, d. i. aus Gründen, die für jedes vernünftige Wesen als ein solches gültig sind, den Willen bestimmt. Daher ist der Wille, der sich ganz durchs Sittengesetz bestimmen läßt, praktisch gut. — Vgl. Intellektualismus, Voluntarismus. — Eucken, Geist. Strömm. d. Gegenw., 3. Aufl., Leipzig 1904, S. 38ff. 4. Aufl. 1909.

Praxis (gr. πρᾶξις = Handlung) heißt die aus gewohnter Tätigkeit hervorgehende Übung und erlangte Fertigkeit in einem bestimmten Wirkungskreise. Sie bildet den Gegensatz zur Theorie, dem wissenschaftlichen Erkennen und Verständnis der Gegenstände und Vorgänge eines Wirkungskreises. Praxis und Theorie können sich verbinden, können aber auch in Widerspruch zueinander treten. Einsicht und Übung fordern und ergänzen sich gegenseitig, und da ein einsichtsloses Handeln nur zufällig zum Ziele führt, so kann Praxis nicht ohne Theorie sein, wenn sie zum sicheren Erfolge führen will. Theorie für sich bleibt ohne die Erfahrung des Handelns, und darum ist Theorie ohne Praxis stets eine Halbheit. So kann die erprobte Theorie und die einsichtige Praxis sich nicht widersprechen. Wo Praxis und Theorie trotzdem im Widerspruch stehen, ist jene blind, diese unvollständig. Doch hat in diesem Falle die Praxis meist etwas vor der Theorie voraus, weil alle Erkenntnis mit der Erfahrung beginnt und diese zunächst im Handeln erworben wird, und so trifft Goethes Wort zu: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum“ (Faust). Beide können aber stets einen Ausgleich finden. Sie wandeln nur, wo die Theorie noch nicht genügend geklärt oder die Praxis noch nicht genügend erprobt ist, zwiespältig nebeneinander. Jedenfalls ist es in der Moral, Ästhetik, Politik und Religion eine Halbheit, dasjenige, was man theoretisch vollständig anerkennt, nicht auch in die Praxis umzusetzen. Diese Halbheit ist oft die Signatur der Übergangsepochen in der Kulturgeschichte. Sie deutet aber eine zukünftige Entwicklung an. — Kant (1724—1804) hat 1793 einen Aufsatz verfaßt über den Gemeinspruch: „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.“ In diesem definiert er Theorie als einen Inbegriff selbst von praktischen Regeln, wenn diese Regeln als Prinzipien in einer gewissen Allgemeinheit gedacht werden und dabei von einer Menge Bedingungen abstrahiert

Digitized by Google

wird, die doch auf ihre Ausübung notwendig Einfluß haben, und Praxis als diejenige Bewirkung eines Zweckes, welche als Befolgung gewisser im allgemeinen vorgestellten Prinzipien des Verfahrens gedacht wird. Er untersucht das Verhältnis der Theorie zur Praxis, Garve bekämpfend in der Moral, Hobbes widerlegend in der Politik und Mendelssohn kritisierend im Völkerrecht. Auf allen drei Gebieten ist er der Auffassung, daß, was aus Vernunftgründen für die Theorie gilt, auch für die Praxis gelte. — Vgl. Intellektualismus. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 38 ff.

Preis (aus afrz. pris [nfrz. prix] entlehnt am Ende des 12. Jhdt. von lat. pretium = Wertäquivalent) bedeutet das Geld-Äquivalent einer Sache. Man unterscheidet Kostenpreis und Verkaufspreis. Jener ersetzt dem Produzenten und dem jedesmaligen Verkäufer nur die Auslagen für Erwerben, Aufsuchen, Bearbeiten und Fortschaffen einer Sache. Dieser wird ihm wirklich gezahlt. Auf seine Höhe oder seinen jedesmaligen Stand haben viele Verhältnisse Einfluß: der Gebrauchswert einer Sache an diesem oder jenem Orte (vgl. Bedürfnis), das Angebot und die Nachfrage, die Kosten der Aufbewahrung, die Dauer der Brauchbarkeit der Ware selbst, der Zinsfuß des angelegten Kapitals, die Zölle und die Konkurrenz. Das Resultat aller dieser Faktoren ist der durchschnittliche Verkaufspreis. Man unterscheidet auch Marktpreis (s. d.) und Affektionspreis (s. Affektion). Jenen kann der Verkäufer von allen, diesen nur von Liebhabern fordern. — Vgl. Marktpreis, Affektion, Wert. — Kant, Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschn. Zuckerkandl, Zur Theorie des Preises. Leipzig 1889. Schönhof, History of money and prices. Leipzig 1896. Schmoller, Einige prinzipielle Erörterungen über Wert und Preis. Berlin 1901. Lexis, Preis im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Bd. 6. 2. Aufl., Jena 1901.

Primalitäten nannten die Scholastiker die Grundbestimmungen der Dinge. So sind nach Campanella (1568—1639) Allmacht, Allweisheit und Allliebe die Primalitäten oder Proprinzipien des Seienden oder der Gottheit.

primär oder wesentlich heißen nach Locke (1632 bis 1704) diejenigen Eigenschaften, welche dem Ding unabhängig von seiner Beziehung zum Subjekt zukommen und die Dinge so widerspiegeln, wie sie wirklich sind, wie Zahl, Ausdehnung, Größe, Gestalt, Bewegung, Ruhe, während sekundär diejenigen

Digitized by Google

Eigenschaften heißen, die ihm nur in Beziehung auf ein wahrnehmendes Subjekt angehören und nicht Abbilder der Dinge sind, wie Farbe, Licht, Ton, Geruch. Vorbereitet ist diese Unterscheidung in der Neuzeit von Leonardo da Vinci (1452 bis 1519), Galilei (1564—1641), Descartes (1596—1650) und Hobbes (1588—1679). Sie formuliert im wesentlichen den Gesichtspunkt aller physikalischen Wissenschaften, welche die qualitativen Verhältnisse auf quantitative reduzieren, und ist in ihrem Kerne daher schon im Atomismus des Altertums gegeben. Bei Kant (1724—1804) ist sie dadurch aufgehoben, daß Raum und Zeit für subjektiv erklärt werden. Doch unterscheidet Kant extensive und intensive Größen, hält an den methodischen Gesichtspunkten der Physik fest und sieht in den mathematischen Eigenschaften der Erscheinungen diejenigen, die ihre wissenschaftliche Behandlung möglich machen. — Vgl. Wesen, constitutiv.

Primat (lat. primatus) heißt Vorrang, Vorzug. Ein solcher Primat wird von Kant (1724—1804) und Fichte (1762 bis 1814) der praktischen Vernunft vor der spekulativen beigelegt, weil die praktische Vernunft frei, die spekulative aber an das Kausalitätsgesetz gebunden ist, die letzte Absicht bei der Einrichtung unserer Vernunft also auf das Moralische gestellt ist, und weil jene durch ihre Gesetzgebung dasjenige als Gegenstand des Glaubens verbürgt, was diese nicht zu beweisen vermag. Von diesem Gesichtspunkte aus bestimmt sich bei Kant die Philosophie auch als Lehre vom Ideal des höchsten Guts (Kant, Krit. d. r. V., S. 804ff.; Kr. d. prakt. V., S. 194; 215ff.). Schopenhauer (1788—1860) schreibt dem unvernünftigen und ziellosen Willen den Primat über den Intellekt zu. — Vgl. Wille, Intellekt, Voluntarismus.

Principium contradictionis s. contradictio.

Principium individuationis s. Individuation.

Principiis obsta (sero medicina paratur), d. h. „Tritt den Anfängen entgegen, (das Heilmittel kommt sonst zu spät)" oder dem Sinne nach: „Wenn die Krankheit noch in ihren Anfängen ist, suche sie zu bekämpfen, (sonst kommt der Heilungsversuch zu spät)". Diese Worte Ovids (Remedia amoris 91), die sich auf die Liebe beziehen, werden jetzt allgemeiner gebraucht und gelten als Mahnung zur Wachsamkeit bei der Entstehung eines Übels, das großen Umfang annehmen kann, und zur entschlossenen Bekämpfung des Übels in seinen Anfängen.

Digitized by Google

Prinzip (lat. principium, gr. ἀρχή = Anfang) bedeutet, allgemein genommen, den Anfang, den Ursprung, die Grundlage, die Voraussetzung irgend einer Sache. Ein Prinzip ist also ein (relativ oder absolut) Erstes, Ursprüngliches, von dem eine Reihe nachfolgender Dinge abhängig ist (quod in se continet rationem alterius. Chr. Wolf, Ontologie, § 866). Solche Prinzipien für die gesamte Wirklichkeit aufzusuchen, ist das Ziel der Metaphysik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart gewesen. Thales (um 600 v. Chr.) fand das Prinzip alles Wirklichen im Wasser, Anaximandros (um 570) im qualitativ unbestimmten, quantitativ unendlichen Apeiron, Anaximenes (um 530) in der Luft, Herakleitos (um 500) im Feuer, Pythagoras (580 bis um 500) in der Zahl, Empedokles (484—424) in den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer, Leukippos (5. Jahrh. v. Chr.) und Demokritos (um 460—360) in den Atomen, Platon (427 bis 347) in den Ideen, Aristoteles (384—322) im Stoff, der Form, der bewegenden Ursache und dem Zweck, oder im Stoff und der Form allein, die Stoiker im Stoff und in der Kraft, die Epikureer in den Atomen, die Scholastiker in Gott, Descartes (1596—1650) im Denken und in der Ausdehnung, Spinoza (1632—77) in Gott-Natur, Leibniz (1646—1716) in den Monaden, Fichte (1762—1814) im Ich, Schelling (1775—1854) im Absoluten, Hegel (1770—1831) in der logischen Vernunft, Schopenhauer (1788—1860) im Willen, v. Hartmann (1842—1906) im Unbewußten.

Im engeren Sinne heißt Prinzip ein erster Grundsatz, der eines Beweises nicht fähig ist und nicht bedarf und der eine Denknotwendigkeit für uns bildet. Sein Gegenstück ist das Axiom, d. h. ein unbeweisbarer Satz, der auf unmittelbarer Anschauung beruht (vgl. Axiom), und das Postulat, d. h. ein unbeweisbarer Satz, dessen Gewißheit auf anderen Gründen als der Denknotwendigkeit und der Anschauung beruht (z. B. auf sittlichen oder überhaupt auf psychischen Motiven. — Vgl. Postulat). Prinzipien in dieser engeren Bedeutung können dem Range nach entweder komparativ oder absolut sein. Komparative Prinzipien sind allgemeine Sätze, aus denen sich andere Sätze ableiten lassen, absolute Prinzipien sind die schlechthin obersten Sätze oder Regeln, die einer Ableitung zugrunde gelegt werden.

Der Beziehung nach zerfallen die Prinzipien in Real-

Digitized by Google

prinzipien, Kausalprinzipien, Erkenntnisprinzipien und Willensprinzipien. Realprinzipien sprechen die obersten Bedingungen des Daseins, der Wirklichkeit aus (principia essendi). Kausalprinzipien bestimmen die obersten Ursachen alles Geschehens (principia fiendi). Erkenntnisprinzipien (principia cognoscendi) umfassen die obersten Bedingungen für alle Erkenntnis, Willensprinzipien oder praktische Prinzipien (principia agendi) geben die obersten Regeln alles Handelns. Die Realprinzipien sind so mannigfaltig gestaltet worden, als es die verschiedenen metaphysischen Standpunkte verlangen (siehe oben). Das oberste Kausalprinzip lautet nach Kants Formulierung: „Alles, was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt." Die Erkenntnisprinzipien zerfallen in formale und materiale. Die Formalprinzipien (allgemeinen Regeln der Logik und der Dialektik) beziehen sich auf die Form der Anordnung und der inneren Verbindung der Erkenntnisse; die Materialprinzipien bestimmen den Inhalt des Erkennens. Jene, wie den Satz der Identität, des Widerspruchs usw., stellt die Logik auf, diese hängen von dem jedesmaligen Erkenntnisgebiet ab, wie z. B. das Prinzip von der Erhaltung der Energie von der Physik, die Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung von der Mathematik usw. Je nachdem das Einzelne und Besondere, oder das Allgemeine als Ausgangspunkt der Erkenntnis dient, ist der eingeschlagene Weg der Ableitung regressiv (analytisch) oder progressiv (synthetisch). Nur im letzteren Falle können die Erkenntnisprinzipien mit den Realprinzipien sich decken, und die so gewählte Methode (s. d.) des Erkennens ist die eigentlich wissenschaftliche und konstruktive, während die entgegengesetzte nur heuristisch und propädeutisch ist. Die praktischen Prinzipien, die eine Forderung aussprechen und eine Wertbestimmung enthalten, sind entweder von allgemeiner und objektiver Geltung, wie der kategorische Imperativ Kants, und heißen dann Imperative, oder sie gelten nur für die Person und sind subjektiv und heißen dann Maximen (s. d.). Was der gewöhnliche Mensch Prinzipien nennt, sind meist nur Maximen, die keineswegs als Prinzipien brauchbar sind. — Vgl. Ueberweg, System der Logik 5. Aufl., Bonn 1882, § 139. Schopenhauer, Über d. vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Rudolstadt 1813.

Die Lehre von den Prinzipien im engeren Sinne hat mit der Entwicklung der Logik Schritt gehalten. Platon (427 bis

Digitized by Google

347) stellte den Begriff der *ἀρχή* auf und forschte über den progressiven und regressiven Weg (Arist. Eth. Nicom. I, 2 p. 1095 a 32 *εὖ γὰρ καὶ Πλάτων ἠπόρει τοῦτο καὶ ἐζήτει, πότερον ἀπὸ τῶν ἀρχῶν ἢ ἐπὶ τὰς ἀρχάς ἐστιν ἡ ὁδός, ὥσπερ ἐν τῷ σταδίῳ ἀπὸ τῶν ἀθλοθετῶν ἐπὶ τὸ πέρας ἢ ἀνάπαλιν*). Aristoteles (384—322) unterscheidet die verschiedenen Arten der Prinzipien, des Seins, des Werdens und des Erkennens, und nennt als solche Natur, Element, Gedanke, Entschluß, Wesen und Zweck: *πασῶν μὲν οὖν κοινὸν ἀρχῶν τῶν τὸ πρῶτον εἶναι, ὅθεν ἢ ἔστιν ἢ γίγνεται ἢ γιγνώσκεται· τούτων δὲ αἱ μὲν ἐνυπάρχουσαί εἰσιν, αἱ δὲ ἐκτός. διὸ ἥ τε φύσις ἀρχὴ καὶ τὸ στοιχεῖον καὶ ἡ διάνοια καὶ ἡ προαίρεσις καὶ οὐσία καὶ τὸ οὗ ἕνεκα* (Aristot. Metaph. IV, 1 p. 1013 a 17 ff). Kant (1724—1804) verstand unter Prinzipien synthetische Erkenntnisse aus Begriffen und schied zwischen theoretischen und praktischen Prinzipien. Jene geben die Bestimmung der Natur nach Begriffen, diese die Bestimmungen unserer freien Handlungen durch allgemeine Begriffe (Kant, Kr. d. r. V., S. 298 ff). Prinzip aller menschlichen Erkenntnis ist für Kant die transscendentale synthetische Einheit der Apperzeption einerseits und die sinnliche Empfindung andrerseits, Prinzip der Natur das Kausalitätsgesetz, Prinzip alles Handelns der kategorische Imperativ und Prinzip der Kunst- und Naturbetrachtung im einzelnen das (nur regulative, nicht konstitutive) Gesetz der Zweckmäßigkeit. — Vgl. Axiom, Gesetz.

Prinzipaltugend s. Cardinaltugend.

Proärese (gr. *προαίρεσις*), Vorsatz, Entschluß (s. d.), unterscheidet sich nach Aristoteles (Eth. Nic. III, 4, p. 1111 b 4 ff.) vom bloßen Wollen, indem jede Proärese außer einem Wollen Überlegung und Nachdenken in sich einschließt (*ἡ γὰρ προαίρεσις μετὰ λόγου καὶ διανοίας* p. 1112 a 15) und sich nur auf das, was in unserer Macht liegt, bezieht (*βουλευτικὴ ὄρεξις τῶν ἐφ' ἡμῖν* p. 1113 a 11), während das bloße Wollen auch ohne Überlegung und Nachdenken sein kann und sich nicht immer auf das, was in unserer Macht liegt, beschränkt. Der aristotelische Begriff der Proärese deckt sich also im wesentlichen mit dem neueren psychologischen Begriff der Wahlhandlung, nur vernachlässigt Aristoteles dabei den Gefühlsbestandteil des Motivs. Den Stoikern ist das Proäretische (*τὸ προαιρετικόν*) dasjenige, was wir in unserer Gewalt haben. Wer sich unter Anerkennung des Fatums von diesem

Digitized by Google

leiten läßt, ist frei, wobei jedoch das Wollen durchaus nicht willkürlich ist, da es entweder von der Vernunft oder von den Affekten beherrscht wird. — Vgl. Freiheit, Determinismus.

probabel (lat. probabilis) heißt wahrscheinlich, beifallswert, glaublich. Probabilität heißt Wahrscheinlichkeit (s. d.).

Probabilismus (abgeleitet v. lat. probabilis) heißt die Ansicht, daß man in wissenschaftlichen Dingen zur Sicherheit nicht gelangen, sondern sich mit einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit begnügen müsse. So lehrten die Skeptiker (s. d.), so der Platoniker Karneades (214—129), so Cicero (106—43). Neben diesem theoretischen gibt es auch einen praktischen Probabilismus, welcher nach Kant darin besteht, daß man die bloße Meinung, eine Handlung könne recht sein, für hinreichendes Motiv, sie zu unternehmen, ansieht. — In der katholischen Moraltheologie ist Probabilismus die Lehre wonach man „im Zweifel der Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Handlung der minder sicheren, aber durch probable Gründe zu stützenden Meinung auch dann folgen darf, wenn sie weniger probabel ist". Besonders haben die Jesuiten (s. d.) diesen von Pascal an den Pranger gestellten praktischen Probabilismus in der Weise vertreten, daß sie es für erlaubt halten, da, wo über die Pflichtgemäßheit einer Handlung keine volle Sicherheit erlangt werden könne, nicht der Ansicht zu folgen, welche die meisten Gründe für sich habe, sondern auch einer andern, für die irgend welche Gründe sprächen. A. v. Liguori und die Redemptoristen lehrten den Äquiprobalismus, die Dominikaner den Probabiliorismus (Tutiorismus. — Vgl. Collision der Pflichten. — Vgl. Döllinger und Reusch, Moralstreitigkeiten in der römischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert. 2 Bde. Nördlingen 1889. F. ter Staar, Das Dekret des Papstes Innocenz XI. über den Probabilismus. Paderborn 1904. Lehmkuhl, Probabilismus vindicatus. Freiburg 1906.

Problem (gr. *πρόβλημα* = der Auftrag, die Streitfrage, v. *προβάλλειν* = hinwerfen, vorschlagen) heißt eine wissenschaftliche Frage oder Aufgabe, deren Lösung Schwierigkeiten bereitet. Jede Wissenschaft hat ihre eigentümlichen Probleme, aus deren Lösung gewöhnlich immer neue, schwierigere hervorgehen. Ein Muster von Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in der Untersuchung philosophischer Probleme ist Immanuel Kant (1724 bis 1804) gewesen. Er führt die Grundfragen der Philosophie auf

Digitized by Google

folgende drei zurück, die alles Interesse der Vernunft vereinigen: 1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen? (Kr. d. r. V., S. 805.) — Die wichtigsten Probleme der neueren Philosophie sind: 1. Welches sind die Quellen der Erkenntnis? 2. Welches sind die Grenzen der Erkenntnis? 3. Was ist das Wesen der Dinge? 4. Existiert eine Außenwelt? 5. Was ist das Wesen von Raum, Zeit und Bewegung? 6. Welches sind die Grundgesetze der Natur? 7. Was ist das Wesen von Stoff und Kraft? 8. Ist die Natur nur aus Ursachen verständlich, oder wird sie auch aus Zweckbegriffen erkannt? 9. Wie entsteht die Empfindung? 10. Was ist das Wesen der Seele? 11. Wie bestimmt sich der Wille? 12. Welches ist das Wertverhältnis von Intellekt und Wille? — Vgl. Flügel, Die Probleme der Philosophie. Köthen 1876. C. L. Peter, Das Problem des Zufalls in der griechischen Philosophie. Jena 1909. W. Strich, Das Weltproblem in der Philosophie der Gegenwart. Leipzig 1909. A. Ruge, Das Problem der Freiheit in Kants Erkenntnistheorie. Leipzig 1910. L. Klages, Das Problem der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik. Leipzig 1910. E. Lange, Das Problem der Freiheit des menschlichen Willens. Leipzig 1910.

problematisch (gr. *προβληματικός*) heißt allgemein das Mögliche oder Ungewisse oder Zweifelhafte. Ein problematischer Begriff gibt nur etwas Mögliches zu denken. Ein problematisches Urteil (S kann P sein) ist ebenso möglich wie sein Gegenteil. Dem problematischen Urteil steht das assertorische (s. d.) (S ist P) und das apodiktische (s. d.) (S muß P sein) gegenüber. — Problematische Naturen (an inneren Widersprüchen krankende Persönlichkeiten) sind nach Goethe (Sprüche in Prosa II, 127) solche, „die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut; daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt". — Vgl. den gleichnamigen Roman von Spielhagen. 1861.

Produkt (v. lat. produco = bringe hervor) heißt jedes Erzeugnis der Natur oder der menschlichen Arbeit, produktiv heißt schöpferisch, weitschaffend. Produktivität heißt wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. — Vgl. Phantasie.

Proëgmena s. Gut u. Adiaphora.

Progreß (lat. progressus = Fortschritt v. progredi = fortschreiten) heißt der Fortgang von der Bedingung zum Bedingten,

Digitized by Google

progressiv oder episyllogistisch heißt der Schluß, welcher synthetisch (deduktiv) von dem Allgemeinen zum Besonderen oder Einzelnen herabführt. Progression heißt Reihe. Progressus in infinitum nennt man das Herabsteigen in einer unendlichen Reihe, die vom Allgemeinen zum Besonderen führt. Progressus in finitum heißt der entsprechende Gang in einer endlichen Reihe, in indefinitum derjenige in einer Reihe, die an einer beliebigen Stelle abgebrochen wird. — Vgl. Deduktion, Regreß, Analysis, infinit.

Projektion (lat. proiectio = Hinausverlegung, v. proicio = hinwerfen) nennt man in der Mathematik die Abbildung eines Raumgebildes auf einer ebenen oder krummen Fläche durch gerade Linien, die entweder von einem Zentrum aus (Zentralprojektion) oder, indem dieses Zentrum ins Unendliche verlegt wird, parallel gezogen werden (Parallelprojektion). Jedem Punkt des Gebildes entspricht dann ein Punkt seiner Projektion, und aus der Projektion lassen sich Lage, Gestalt, Größe und gegenseitige Beziehungen der projizierten Gegenstände rechnerisch bestimmen (deskriptive Geometrie). — Projektion der Empfindung heißt in der Psychologie die Hinausverlegung derselben in die Außenwelt, deren Folge ist, daß wir sie nicht für einen subjektiven Vorgang, sondern für einen objektiven Gegenstand und Vorgang halten. So wird zunächst die Druckempfindung nach außen als Leib, die Muskel- und Tastempfindung als Außending projiziert. Dies erhellt z. B. aus der Tatsache, daß ein Glied, das infolge abnormer Einwirkung die Druckempfindung verliert, uns alsbald als etwas Fremdes, zur Außenwelt Gehöriges erscheint. Auch die Empfindungen der anderen Sinne werden projiziert, freilich erst mit Hilfe des Tastsinns, und so, daß das Gesicht wieder das Gehör leitet. Betonte Empfindungen werden nach dem Grade ihrer Betonung lokalisiert, unbetonte im Verhältnisse der Bestimmtheit ihres Inhalts projiziert. Betastet man ein Objekt mit einem Stabe, so wird die Tastqualität vor das Ende des Stabes projiziert. Bei Berührung projiziert das nervenreichere Glied seine Empfindung auf das nervenärmere, das bewegte auf das unbewegte, das frische auf das ermüdete. Neugeborene projizieren noch nicht. Sie schließen weder die Augen vor dem sich nähernden Gegenstand, noch wenden sie ihm das Ohr zu. Ebensowenig projiziert der Erwachsene im Halbbewußtsein. Das Projizieren auch der Traumbilder nach außen beweist, daß es

Digitized by Google

überhaupt ein rein psychischer Vorgang ist. — Vgl. Einfühlung. — W. Volkmann, Psychol. II, 127 f. 3. Aufl. Cöthen 1885. Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol. 6. Aufl., B. II. Leipzig 1910, S. 730 ff.

Prolegomena (gr. *προλεγόμενα* = das Vorausgesprochene) bedeutet Vorrede, Einleitung. Der Zweck der Prolegomena ist meist, in die Aufgabe und den Geist einer Schrift oder eines Systems einzuführen. Unter den Einleitungen in die Philosophie liegt die berühmteste vor in Kants „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können". Riga 1783. Kant beantwortet darin vier Fragen: 1. Wie ist reine Mathematik möglich? 2. Wie ist reine Naturwissenschaft möglich? 3. Wie ist Metaphysik überhaupt möglich? 4. Wie ist Metaphysik als Wissenschaft möglich? Er führt den Nachweis, daß es bis dahin überhaupt noch keine Metaphysik gegeben habe, ja daß eine solche in dem Sinne einer theoretischen Wissenschaft von den letzten Ursachen und Zwecken alles Seins unmöglich sei. Diese Schrift Kants ist, trotz ihres negativen Resultats, noch heute sehr lesenswert, besonders als Einleitung zum Studium seines schwierigeren Werkes: „Kritik der reinen Vernunft". 1781. Wer in die Metaphysik auf literarischem Wege eindringen will, lese erst Humes Essays, dann Kants Prolegomena, dann dessen drei Kritiken, hiernach Platons und Aristoteles' Schriften. Schließlich wird er sich an jede metaphysische Abhandlung heranwagen können. Von neueren Einleitungen in die Philosophie sind hervorzuheben: Wundt, Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. Leipzig 1904. O. Külpe, Einleitung in die Philos. 4. Aufl. Leipzig 1907. W. Dilthey, Das Wesen der Philosophie in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI. 1907. M. Apel, Kommentar zu Kants Prolegomena. Berlin 1908. Einführung in die Philosophie (erscheint demnächst). Fr. Paulsen, Einleitung in die Philos. 21. Aufl. Stuttgart 1910. — Vgl. Philosophie.

Prolepse (gr. *πρόληψις*, lat. anticipatio = Vorwegnahme) bedeutet bei den Stoikern den natürlich und absichtslos aus der Wahrnehmung gebildeten allgemeinen Begriff (*ἔννοια φυσικὴ τῶν καθόλου* Diog. Laert. VII, § 54. Plutarch. de placit. philos. 11 p. 900 b *τῶν δ' ἐννοιῶν αἱ μὲν φυσικαὶ γίνονται — καὶ ἀνεπιτεχνήτως· αἱ δ' ἤδη δι' ἡμετέρας διδασκαλίας καὶ ἐπιμελείας. αὗται μὲν οὖν ἔννοιαι καλοῦνται μόναι* (corrige *μόνον*), *ἐκεῖναι δὲ καὶ προλήψεις*. Bei Epikuros

Digitized by Google

(341—270) heißt Prolepse die Allgemeinvorstellung, d. h. ein in uns beharrendes allgemeines Gedächtnisbild, das die Erinnerung an viele gleichartige Perzeptionen ein und desselben Objekts in sich einschließt (*καθολικὴν νόησιν ἐναποκειμένην, τουτέστι μνήμην τοῦ πολλάκις ἔξωθεν φανέντος*. Diog. Laert. X, 1, § 33). Sie taucht beim Hören des betreffenden Namens in uns auf. Die Benennung Prolepse für den allgemeinen Begriff oder für die Allgemeinvorstellung ist nur verständlich, wenn der auf natürliche Weise entstandene Allgemeinbegriff oder die Allgemeinvorstellung als aus angeborener Anlage (a priori) hervorgehend gedacht wird. So dachten auch zum Teil die Stoiker, die von einer *ἔμφυτος πρόληψις* redeten, trotzdem sie das Wissen aus der sinnlichen Wahrnehmung ableiteten, in deren System der Erkenntnistheorie also der Begriff Prolepsis nicht recht hineinpaßte. So dachte aber nicht Epikuros, in dessen System die Benennung Prolepsis ganz und gar nicht hineinpaßte, da er das Wissen aus der sinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung ableitete, und Kants Bemerkung, daß ohne Zweifel Epikurs Prolepsis das an einer empirischen Erkenntnis bezeichnete, was man daran a priori erkennen und bestimmen kann, trifft in keiner Weise zu (Kr. d. r. V., S. 166). Die Verwendung des Wortes Prolepse erfolgte also bei den Epikureern gänzlich und bei den Stoikern zum Teil wider den etymologischen Sinn des Wortes. — In der Rhetorik heißt Prolepse die vorgreifende Beantwortung eines möglichen Einwurfs. Vgl. Vorstellung, Wahrnehmung, Anticipation.

Propädeutik (gr. *προπαιδευτική* sc. *τέχνη*), Vorbereitung oder Vorübung, heißt die Summe der zum Studium einer Wissenschaft oder Kunst nötigen Vorkenntnisse. Manche Wissenschaften, die an sich selbständig sind, können anderen als Propädeutik dienen. So dient die Mathematik als Propädeutik für die Astronomie, die Anatomie für die Medizin usw. Da die Logik die Wissenschaft vom Wissen überhaupt ist, hat man sie oft als Propädeutik der Philosophie oder auch aller Wissenschaften bezeichnet. Doch ist sie selbst eine philosophische Disziplin und gehört zum System. Dagegen findet an der Pforte der Philosophie am besten die Erkenntnistheorie (siehe Erkenntnis) Platz. Unter philosophischer Propädeutik versteht man aber auch die Darlegung derjenigen Begriffe und Prinzipien, die für ein erfolgreiches Studium der Philosophie unerläßlich sind. — Vgl. Prolegomena. — A. Matthiä, Lehrbuch des ersten

Digitized by Google

Unterrichts in der Philosophie. Leipzig 1827. W. G. Schirlitz, Propädeutik z. Philosophie. Cöslin 1829. Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. Berlin 1842. 9. Aufl. Berlin 1892. L. Noack, Propädeutik d. Philosophie. Weimar 1854. E. Kuhn, Propäd. f. wissensch. Studien. Berlin 1869. Ziegler, Die Philos. in der Schule. Leipzig 1896. Dittes, Praktische Logik und Psychologie. 6. Aufl. Leipzig 1901. Höfler, Grundlehren der Logik und Psychologie. Leipzig 1903. Külpe, Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. Leipzig 1903. 4. Aufl. 1907. Rabier, Leçon de philosophie, Bd. I (Psychologie). 7. Aufl. Paris 1903. Bd. II (Logique). 5. Aufl. Paris 1903. Frischeisen-Köhler, Moderne Philosophie. Stuttgart 1904. R. Lehmann, Wege und Ziele der philosophischen Proprädeutik. Berlin 1905. Wundt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik. München 1905. Dessoir und Menzer, Philosophisches Lesebuch. 2. Aufl. Berlin 1905. Dessoir und Meyer, Philosophisches Lesebuch. 2. Aufl. Berlin 1905. R. Fritzsche, Vorschule d. Philos. Leipzig 1906. Jerusalem, Einleitung in die Philosophie. Wien 1906. P. Natorp, Philosophische Propädeutik. 3. Aufl. Marburg 1909. M. Brasch, Wie studiert man Philosophie? 3. Aufl. von Hans Zimmer. Leipzig 1909. Rausch, Elemente der Philosophie. Halle 1909. Fr. Paulsen, Einleitung in die Philosophie. 21. Aufl. Stuttgart 1910.

Propositio maior und minor (lat.) heißt der Ober- und Untersatz eines Schlusses (s. d.).

Prosyllogismus (gr.), Vorschluß, heißt in einem Polysyllogismus (s. d.) derjenige Schluß, dessen Konklusion (Schlußsatz) in dem darauffolgenden Schlusse Prämisse ist (vgl. Episyllogismus).

Protestantismus und Philosophie. Die Geschichte des deutschen Geisteslebens zerfällt im Grunde in zwei große Abschnitte, deren Inhalt ist, wie wir uns in der Kindheit und Jugend unserer Nation selbst verloren haben und im Fremden untergingen, um zum Kulturvolke zu werden, und wie wir uns im reiferen Alter wiederfanden und eigenes deutsches Wesen zurückerwarben. Im Mittelalter haben alle bahnbrechenden germanischen Persönlichkeiten dazu beigetragen, uns mit der romanischen Kultur, mit der Kultur des Auslandes in Verbindung zu setzen und uns so aus einem Barbaren- zu einem Kulturvolk zu machen. In der Neuzeit haben uns alle deutschen

Digitized by Google

Geistesführer von fremdem Einfluß befreit und auf unsere Eigenart hingewiesen. Der Wendepunkt in der Entwicklung ist die Entstehung des Protestantismus im 16. Jahrhundert. Der Protestantismus ist das von Rom in Lehre und Organisation losgelöste, auf deutsche Art gegründete und mit deutschem Wesen verwachsene, von dem Eingriff veralteter Mythologie, Philosophie und Romantik befreite, auf eigene Prinzipien (Bibelwort und innere Erfahrung) gestellte Christentum der praktischen Gewissensfreiheit, der sittlichen Gesinnung und Selbstverantwortung des Individuums, unter dessen Herrschaft sich die moderne Kultur entfaltet hat. Nur durch bewußte Wahl, nicht durch Zwang, wie er in den Zeiten Karls des Großen ausgeübt wurde, von den Deutschen erworben, hat er sie von der Erdrückung durch fremden Einfluß und von der römischen Hierarchie befreit und ihnen das Recht des eigenen religiösen Empfindens und Denkens zurückgegeben. Er hat die Religion von der Beimischung einer noch im Altertum steckenden Halbphilosophie losgemacht und den Glauben auf historisches Zeugnis und Lebenserfahrung gestellt. Er hat die Wirklichkeit mit ihren Forderungen anerkannt, die Deutschen zu einer ihrer Natur entsprechenden Lebenshaltung zurückgeführt und intensive geistige und sittliche Selbsttätigkeit des Individuums geweckt. Er begünstigt die Fortschritte der Kultur und verinnerlicht den Menschen durch die Anerkennung der unmittelbaren Beziehung zu Gott und der Selbstverantwortung des einzelnen Menschen. — Der Protestantismus zeigt seinem ganzen Wesen nach in seiner Entwicklung eine Hinneigung zur Philosophie. Luther hat zwar anfangs jede Philosophie zurückgewiesen. Er haßte den Aristotelismus, „die gottlose Wehr der Papisten“. Aber die protestantische Theologie bedurfte philosophischer Waffen, und schon Melanchthon verknüpfte den protestantischen Glauben mit einem gereinigten Aristotelismus. Als dann später die Systeme der neueren Philosophie entstanden, hat es der Protestantismus der Reihe nach mit dem Cartesianismus, mit Leibniz und Wolf, mit Kant, mit Schelling und Hegel versucht. Aber ein festes Bündnis mit einem der neueren Systeme ist nicht entstanden. Das Dienstverhältnis der Philosophie gegenüber der Theologie ist selbstverständlich in der Neuzeit aufgehoben. Die Wissenschaft geht ihre eigenen Bahnen, und der Protestantismus hat sich auf Grund der Erfahrung und historischer Kritik ebenfalls in seinen

Digitized by Google

eigenen Gleisen fortbewegt. Eine Übereinstimmung zwischen Philosophie und Protestantismus ist darum viel weniger wahrscheinlich und viel schwieriger erreichbar, als dies im Mittelalter bei Katholizismus und Scholastik der Fall war. Wenn jedoch nicht eine unheilvolle Kluft zwischen Glauben und Wissen entstehen soll, ist die Verständigung zwischen dem Protestantismus und der Philosophie eine Notwendigkeit. Es besteht auch eine Wahlverwandtschaft zwischen den Grundlehren des Protestantismus und bestimmten Richtungen der Philosophie. Der Protestantismus, der sich auf äußere und innere Erfahrung und auf historische Zeugnisse stützt, ist seiner Methode nach Empirismus. Als theistischer Glaube ist er mit dem erkenntnistheoretischen Standpunkt des Skeptizismus, Positivismus und Naturalismus unvereinbar, aber ebensowenig hat er mit dem rationalistischen Dogmatismus innere Verwandtschaft. Am nächsten steht er erkenntnistheoretisch dem vom Rationalismus befreiten Kerne des Kantischen Kritizismus, indem er mit ihm das Sonderrecht des Glaubens und Wissens anerkennt. Metaphysisch und ethisch ist der Protestantismus Idealismus und berührt sich auch hier mit der Philosophie Kants, obwohl er mit einem rein formalen Sittengesetz nicht auskommen kann. Aber er ist ethischer Glaube, wie es im Grunde auch die Kantische Philosophie ist. Paulsen hat deswegen auch Kant den Philosophen des Protestantismus genannt. Doch ist die Übereinstimmung zwischen Kant und dem Protestantismus eine zwar bedeutende, aber doch nicht vollständige. Eine die Gemüter beherrschende, allgemein anerkannte protestantische Philosophie gibt es also noch nicht. Sie kann nur aus einer Verbindung von Empirismus, Kritizismus und Idealismus erwachsen, und Männer wie Lotze, Fechner und R. Eucken sind diesem Ziele nicht fern geblieben. — Vgl. O. Pfleiderer, Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant. Freiburg 1891. Fr. Paulsen, Kant der Philosoph des Protestantismus. Berlin 1899. J. Kaftan, Das Christentum und die Philosophie. 2. Aufl. Leipzig 1896. R. Eucken, Das Wesen der Religion. 1901. Der Wahrheitsgehalt der Religion. Leipzig 1901. Werckshagen, Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Berlin 1900—1902. Kaltenbusch, Protestantismus (Realenzyklopädie für die protestantische Theol. und K. 3. Aufl., Bd. XVI). C. Sell, Katholizismus und

Digitized by Google

Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik und Kultur. Leipzig 1908.

Proton Pseudos (gr. *πρῶτον ψεῦδος*, bei Aristoteles Analyt. prior. II, 18 p. 66a 16, lat. error fundamentalis), Grundirrtum, heißt eine falsche Voraussetzung, aus welcher andere Irrtümer entspringen. So ist z. B. Schopenhauers Proton Pseudos die Idee, daß diese Welt die denkbar schlechteste sei, J. G. Fichtes, daß die Außenwelt nur eine Setzung des menschlichen Ichs sei, Herbarts, daß Vorstellungen durch Zahlen ohne ein gegebenes Maß gemessen werden könnten. — Vgl. Beweis.

Prozeß (lat. processus = Fortgang, Verlauf von procedo = vorwärts schreiten) heißt jedes Verfahren nach bestimmten Regeln, dann auch ein gesetzmäßiger Vorgang überhaupt. So spricht man von chemischen, logischen, psychologischen Prozessen.

Pseudómenos (gr. *ψευδόμενος*), der Lügner, heißt eine Vexierfrage des Eubulides (4. Jahrh. v. Chr.): „Wenn jemand sagt, er lüge eben jetzt, lügt ein solcher oder sagt er die Wahrheit?“ (Diogenes Laert. II, 10, § 108. Aristoteles, Soph. elench. 25, p. 180b 2. Cic., Acad. IV, 29, 95. Zeller, Gesch. d. gr. Philos. II, S. 188.) — Vgl. Lügner.

pseudoskopische Erscheinungen heißen Täuschungen des Augenmaßes, welche entweder durch vorgefaßte Meinungen entstehen oder durch Konvergenz der Linien oder durch Bewegung oder durch Beleuchtung und die unser Urteil über Größe und Gestalt des Geschehenen irreführen. — Vgl. Wundt, Grundzüge der physiol. Psychol. 6. Aufl. B. II. Leipzig 1910, S. 577 ff. Die geometrisch-optischen Täuschungen. Leipzig 1898.

Psyche (gr. *ψυχή*), Hauch, Lebenskraft, Seele, heißt die Lebenskraft der einzelnen Person. Parallel dem Begriff der griechischen Psyche geht der Begriff der lateinischen anima, des Lebensprinzips im Menschen und im Tiere, welches zwischen Leib und Geist die Mitte hält. Dieselbe Bedeutung hat das hebräische Nephesch (Seele) als das den Leib durchdringende Lebensprinzip, das im Blute wohnt, dem jedoch auch Liebe, religiöses Gefühl und Denken zugeschrieben wird. — Vgl. Seele, Psychologie. — Hirsch, De animarum apud antiquos imaginibus. Leipzig 1889. Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 3. Aufl. 2 Bde. Tübingen 1903.

Digitized by Google

Psychiatrie (aus d. gr. ψυχή = Seele und ἰατρεία = Heilung), Seelenheilkunde, heißt die Lehre von dem Verlauf und der Behandlung der Seelen-, Geistes- oder Gemütskrankheiten. Da das seelische Leben durch das Nervensystem vermittelt wird, so hat sie es hauptsächlich mit den Erkrankungen dieses Systems zu tun. Doch berücksichtigt sie auch die Einflüsse, die auf die menschliche Seele einwirken, mögen dieselben nun physischer oder moralischer oder sozialer Art sein. — Vgl. Griesinger, Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. 4. Aufl. Braunschweig 1876. Kraepelin, Psychiatrie, Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. 8. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1909 ff.

Psychische Maßmethoden (Methoden psychischer Größenbestimmung) heißen die Methoden der Nachweisung von Größenbeziehungen zwischen psychischen Inhalten (Elementen und Gebilden). Die psychischen Inhalte zeigen außer den Qualitätsunterschieden auch Intensitätsunterschiede. Daher ist eine psychische Größenbestimmung an sich nichts Unmögliches. Aber psychische Größen können nur durch psychische, nicht durch physische Größen gemessen werden, und konstante Maße oder Maßstäbe für die psychische Größenmessung existieren nicht, da jeder psychische Vorgang ein vorübergehender, nicht zu fixierender Prozeß ist, der sich nicht in gleicher Weise wiederholen, oder wie das Meter, die Sekunde, das Gramm dauernd festlegen läßt. — Vgl. Maß. — Alle psychische Größenbestimmung kann daher nur auf der Vergleichung psychischer Größen beruhen, und zwar muß die Vergleichung eine unmittelbare, unter Ausschluß aller gerade die Intensität der psychischen Elemente und Gebilde stark abändernder Einflüsse der Reproduktion, also möglichst in einem einzigen psychischen Akte erfolgende sein. Zur psychischen Größenbestimmung führen nur Vergleichungen psychischer Prozesse, die innerhalb eines Zeitintervalls ausgeführt sind, das hinreichend kurz ist, um störende Einflüsse auszuschließen, welche den psychischen Akt abzuändern, z. B. die Aufmerksamkeit abzulenken und die subjektive Auffassung umzugestalten imstande sind. Die Psychologie steht also bezüglich der Ausführungsmöglichkeiten und der Grenzen ihrer Maßbestimmungen viel ungünstiger da als die Physik und sieht sich auf die engste Grenze relativer Maßstäbe und unmittelbare Vergleichung angewiesen. Eine Größenvergleichung ge-

Digitized by Google

lingt ihr nur in den Fällen 1. wo es sich um die Gleichheit zweier psychischer Größen, 2. wo es sich um eben merkliche (minimale) Unterschiede zweier psychischer Größen, 3. wo es sich um die Gleichheit zweier psychischer Größenunterschiede oder um die Gleichheit zweier in gleicher Größenrichtung liegender Strecken oder um die Mitte zwischen zwei durch ein Intervall geschiedenen psychischen Größen (also um die Vergleichung dreier Größen) handelt. Die psychische Größenmessung bedarf zur Ausführung ihrer Arbeit gewisser grundlegender Begriffsbestimmungen. Diese sind folgende: 1. Normalreiz und Normalempfindung, d. h. der Reiz und die Empfindung, von denen bei einer Vergleichung ausgegangen wird; 2. Vergleichsreiz und Vergleichsempfindung, d. h. der Reiz und die Empfindung, die mit einem Normalreiz und einer Normalempfindung verglichen werden; 3. Reizschwelle und Reizhöhe, d. h. die untere und obere Grenze, über die ein Reiz steigen und unter der ein Reiz verbleiben muß, damit überhaupt eine Veränderung der Empfindung möglich ist, und einerseits eine Minimal- (eben merkliche), andrerseits eine Maximalempfindung entsteht; 4. Reizempfindlichkeit, d. h. die von der Lage der Reizschwelle abhängige dem reziproken Werte der Reizschwelle proportionale Fähigkeit, minimale Reize zu empfinden; 5. Reizempfänglichkeit, d. h. die von der Reizhöhe abhängige, dem direkten Werte der Reizhöhe proportionale Fähigkeit, wachsenden Werten des Reizes mit der Empfindung zu folgen; 6. Reizumfang, d. h. das ganze dem Produkte aus der Reizempfänglichkeit und der Reizempfindlichkeit oder dem Quotienten aus der Reizhöhe und Reizschwelle proportionale Gebiet der Reizgrößen, deren Veränderung von einer Veränderung der Empfindung begleitet ist; 7. Unterschiedsschwelle, d. h. der eben merkliche Unterschied zweier Reize; 8. Unterschiedsempfindlichkeit, d. h. die Fähigkeit, den Unterschied zweier Reizgrößen zu empfinden. Die Unterschiedsempfindlichkeit ist der reziproke Wert der Verhältnisschwelle; 9. absolute Unterschiedsschwelle (=7) und relative Unterschiedsschwelle oder Verhältnisschwelle, d. h. der eben merkliche Unterschied eines Normal- und Vergleichungsreizes und das Verhältnis eines eben merklichen Vergleichungsreizes zu einem Normalreize. — Die Methoden der psychischen Größenbestimmung, die sich für die drei Fälle der Möglichkeit psychischer

Digitized by Google

Messung entwickelt haben, sind verhältnismäßig spät zur Ausbildung gekommen. Vor Fechner (1801—1887) sind nur Ansätze dazu vorhanden. Fechner unterschied drei Methoden, die er den Gesichtspunkten seiner Psychophysik (s. d.) unterordnete, die Methode der eben merklichen Unterschiede, die Methode der richtigen und falschen Fälle und die Methode der mittleren Fehler. Ebbinghaus (1850—1909) stellte der Methode der Reizempfindung die Methode der Urteilsempfindung gegenüber, G. E. Müller unterschied Grenzmethoden und Konstanzmethoden, G. F. Lipps (objektive) Meß- und (subjektive) Zählmethoden, rechnete aber den letzteren alle Methoden zu, bei denen die Ordnung einer großen Anzahl von Beobachtungen zur Gewinnung sicherer Mittelwerte erforderlich ist. W. Wundt (geb. 1832) trennt die Abstufungsmethoden, nämlich die Methode der Minimalabänderungen, die Methode der mittleren Abstufungen und die Methode der Gleicheintellung, von den Abzählungsmethoden, nämlich der Methode der drei Hauptfälle und der Methode der mehrfachen Fälle.

Die Abstufungs- oder Einstellungsmethoden bestehen in dem Verfahren, bei gegebener Normalempfindung A die Vergleichsempfindung B so lange zu variieren, bis B eben merklich größer oder kleiner als A, oder B gleich A ist, oder, wenn zwei Normalempfindungen, A und B gegeben sind, eine dritte C so lange zu variieren, bis die Intervalle C—A und B—C einander gleich sind. Soll der eben merkliche Unterschied zweier Empfindungen hergestellt werden, so geht man von gleichem A und B aus und entfernt B so lange in kleinen Schritten von A, bis der Unterschied eben merklich ist. Soll dagegen die Gleichheit von A und B erreicht werden, so stuft man die Empfindung B von einem Punkte an, wo sie sich noch deutlich von A unterscheidet, in kleinen Schritten sich A annähernd so lange ab, bis die Gleichheit erreicht ist. Auf gleiche Intervalle erfolgt die Einstellung von beiden gegebenen konstanten psychischen Größen aus. Das äußere Hilfsmittel für die planmäßige Abstufung der Empfindungen ist in allen drei Fällen die Variation äußerer Reize. Wo dieses Hilfsmittel versagt, wie bei den Organ-, Geruchs-, Geschmacks- und Schmerzempfindungen, weil der Reiz unserer Beherrschung unzugänglich oder eine sichere quantitative Abstufung seiner Einwirkung auf das Sinnesorgan nicht

Digitized by Google

durchführbar ist, ist keine sichere psychische Maßbestimmung möglich. Wo dagegen als Hilfsmittel die Variation des äußeren Reizes angewandt werden kann, ermöglichen die Abstufungsmethoden eine direkte Vergleichung der Empfindungen und ergeben sogar schon bei wenigen Untersuchungen, oder auch bei einer Einzeluntersuchung, sobald dieselbe planmäßig und sorgfältig angestellt ist, ein zuverlässiges Resultat. Bei der Anwendung wiederholter Versuche bieten sie aber auch das Material zur Entwerfung von Häufigkeitskurven, aus denen Schlüsse über die Schwankungen der Assoziations- und Apperzeptionsprozesse gezogen werden können.

Die Abzählungsmethoden bestehen in dem Verfahren, die Reize, die als Mittel zur Erzeugung von psychischen Inhalten dienen, in bestimmten, objektiv für eine Versuchsreihe festgelegten Zwischenräumen in größerer Zahl zu variieren und aus den Resultaten Mittelwerte der Schätzungen abzuleiten. Die Abzählungsmethoden gehen also nicht wie die Abstufungsmethoden von Empfindungsgrößen, sondern von Reizgrößen aus und verfahren indirekt, nicht direkt, indem sie zunächst eine statistische Sammlung zahlreicher Versuchsergebnisse herstellen und hieraus erst psychische Größenbestimmungen ableiten. Die Abstufungsmethoden haben den Vorzug da, wo es sich darum handelt, die Grenzwerte selbst aufzusuchen, um die es sich bei psychischen Messungen handelt (minimale Unterschiede, Gleichheit, gleiche Intervalle), die Abzählungsmethoden leisten dagegen den besseren Dienst, wenn es sich darum handelt, die psychologischen Bedingungen zu ermitteln, unter denen die Apperzeption der Bewußtseinsinhalte erfolgt.

I. Abstufungsmethoden: 1. Die mathematisch leicht verständliche Methode der Minimaländerungen ist bereits von Weber und Fechner angewandt worden. Fechner charakterisiert sie folgendermaßen: Man hebe „zwei durch Belastung mit einem gegebenen Gewicht auf ein etwas verschiedenes Totalgewicht gebrachte Gefäße A B vergleichungsweise auf. Ist der Gewichtsunterschied groß genug, so wird man ihn spüren, widrigenfalls nicht merklich finden. Die Methode der eben merklichen Unterschiede besteht nun darin, die Größe des Gewichtsunterschieds zu bestimmen, welche nötig ist, um als eben merklich erkannt zu werden. Die Größe der Empfindlichkeit für Gewichtsunterschiede gilt der Größe der so gefundenen Unterschiede reziprok.“ (Fechner, Elemente der Psychophysik,

Digitized by Google

Bd. I, S. 74.) Wundt bestimmt ihr Wesen so: Sie besteht in dem Verfahren, einem Normalreiz r einen Vergleichsreiz r′ zuerst gleichzumachen, dann r′ durch unmerkliche Zwischenstufen so lange zu verstärken, bis r′ eben merklich größer als $r = r'_o$ erscheint, und zur Sicherheit auch noch über diesen Punkt hinauszugehen, hierauf r′ wieder allmählich abzuschwächen, bis wieder der Punkt erreicht ist, wo r′ als $r''_o = r$ erscheint, auch hier zur Sicherheit den Punkt zu überschreiten, und aus den Werten r_o' und r''_o das arithmetische Mittel r_o zu berechnen, dann dieselben Operationen nach der entgegengesetzten Richtung, wo es sich um den eben merklich kleineren Reiz handelt zu machen, um r_u zu bestimmen. Das doppelte Verfahren nach beiden Richtungen ergibt die Werte der oberen $\triangle r_o = r_o - r$ und der unteren Unterschiedsschwelle $\triangle r_u = r - r_u$. Das Doppelverfahren ist dann für eine Reihe verschieden großer Normalreize anzustellen, und Fehler sind durch Wiederholungsversuche zu eliminieren. Die Minimalmethode ergibt also die Unterschiedsschwellen, die das Maß der Unterschiedsempfindlichkeiten sind, direkt und erfordert bei geübtem Beobachter verhältnismäßig wenig Versuche.

2) Die von Plateau von der Schätzung der Sternlichtstärken auf die Psychologie übertragene Methode der mittleren Abstufungen oder der übermerklichen Unterschiede gestattet ein zwiefaches Verfahren: a) Von den drei aufeinanderfolgenden Reizen r_1, r_2, r_3 erhält man den unteren (r_1) und den oberen (r_3) konstant und variiert den mittleren (r_2) stufenweise und zwar zunächst von einem der unteren Grenze (r_1) näher liegenden Werte durch Steigerung bis zu einem ersten (unteren) Werte (r'_u), der in der Mitte zwischen r_1 und r_3 zu liegen scheint, und dann noch drüber hinaus bis zu einem zweiten (oberen) Punkte r'_o, bei dem die obere Grenze der Mittelschätzung erreicht wird. Ebenso wird in umgekehrter Richtung durch Ausgang von einem r_3 näher liegenden Reize verfahren und so der obere und untere Grenzpunkt der Mittelschätzung r''_o und r''_u bestimmt. Das arithmetische Mittel aus den vier Werten r'_u, r''_u, r'_o und r''_o ergibt den Wert für r_2. b) Von den drei Reizen r_1, r_v, r_2, von denen r_1 und r_2 konstant sind, r_v variabel ist und zwischen r_1 u. r_2 liegt, läßt man r_v sich beliebig und sprungweise ändern, so daß es bald über, bald unter der Mitte zwischen r_1 und r_2 gelegen erscheint. Es ergeben sich also 1) Oberschätzungen (o), 2) Unterschätzungen (u),

Digitized by Google

während die Mittelschätzungen (m) als solche angesehen werden können, bei denen sich die Neigungen, über und unter der Mitte zu schätzen, das Gleichgewicht halten. Die Schätzungen werden demgemäß auf die zwei Formen gebracht: $o' = o + \frac{m}{2}$ und $u' = u + \frac{m}{2}$. Als Empfindungsmitte zwischen r_1 und r_2 gilt dann der Reiz r_m, für den sich aus n Beobachtungen $o' = u' = \frac{n}{2}$ ergibt.

3) Die von Fechner aus der Physik und Astronomie auf die Psychologie übertragene und demjenigen, der mit einem Fernrohr operiert hat, leicht verständliche Methode der Gleicheinstellung oder der mittleren Fehler geht aus der Methode der Minimaländerungen hervor, wenn man sie auf die Feststellung der untermerklichen Reizunterschiede beschränkt und nach Ausführung größerer Versuchsreihen den gewonnenen mittleren Fehler in einen konstanten und variabeln Mittelfehler zerlegt und aus dem reziproken Wert des variabeln Mittelfehlers die Unterschiedsempfindlichkeit bestimmt. Das Verfahren ist nach Fechner folgendes: „Hat man sich bloß das Gewicht des einen Gefäßes als Normalgewicht mittels der Wage gegeben, so kann man versuchen, das andere, das Fehlgewicht, nach dem bloßen Urteil der Empfindung jenem gleich zu machen. Hierbei wird man im allgemeinen einen gewissen Irrtum, Fehler begehen, den man findet, wenn man das zweite Gefäß, nachdem man es dem ersten als gleich taxiert hat, nachwiegt. Wiederholt man den Versuch oft, so wird man viele Fehler erhalten, aus denen man durch Mittelziehung einen mittleren Fehler gewinnen kann. Die Empfindlichkeit für Gewichtsunterschiede wird der Größe des mittleren Fehlers, den man so erhält, reziprok zu setzen sein.“ (Elemente der Psychophysik, B. I, S. 130.) G. E. Müller erläutert sie an Augenmaßversuchen so: „Wir nennen mit Fechner diejenige Distanz, welche bei den Augenmaßversuchen konstant erhalten wird, die Normaldistanz und die andere Distanz, welche ihr gleich geschätzt worden ist, die Fehldistanz. Den Fehler, um welchen eine Fehldistanz von der Normaldistanz abweicht, bezeichnet man als den rohen Fehler. Leitet man aus einer großen Anzahl von Beobachtungen den mittleren Wert der Fehldistanz ab, so zeigt sich, daß derselbe

Digitized by Google

im allgemeinen mit der Normaldistanz zusammenfällt. Man bezeichnet die Abweichung der mittleren Fehldistanz von der Normaldistanz als den konstanten Fehler und die Abweichung einer einzelnen Fehldistanz von der mittleren als den reinen variabeln Fehler. Der rohe Fehler, der bei Herstellung einer Fehldistanz begangen wird, setzt sich mithin aus dem konstanten und dem reinen variabeln Fehler zusammen. Nur die reinen variabeln Fehler sind nach Fechner zum Maße der Unterschiedsempfindlichkeit zu verwenden, indem man den mittleren Wert derselben bestimmt und als eine dem Unterschiedsschwellenwerte proportionale Größe betrachtet." Wundt beschreibt das Verfahren folgendermaßen: Man sucht einem gegebenen Normalreize r einen Vergleichsreiz r′ gleich zu machen, entweder, indem man irregulär r′ solange hin und her variiert, bis man den Punkt vollkommenster scheinbarer Gleichheit mit r erreicht hat, oder indem man regulär r′ zuerst kleiner als r wählt und es vergrößert, bis es gleich r erscheint, und dann größer als r wählt und es verkleinert, bis es wieder gleich r erscheint, und dann r_1' als das Mittel zwischen beiden Ergebnissen bestimmt. Der hierbei begangene Fehler F_1 besteht darin, daß r_1' entweder größer oder kleiner als r wird. $F = r' - r$ ist also entweder positiv oder negativ. Aus m in gleicher Raum- und Zeitlage angestellten Versuchen ergibt sich als Abweichung des arithmetischen Mittels (r_m) der einzelnen Vergleichsreize (r'_1, r'_2, r'_3 usw.) von r der konstante Fehler C_m, der also $= r_m - r$ ist und der sich auch aus dem Mittel der einzelnen Fehler F_1, F_2, F_3 bei Berücksichtigung des Vergleiches der einzelnen Werte unmittelbar ergibt, weil die positiven und negativen Komponenten der darin steckenden variabeln Mittelfehler dem absoluten Werte nach gleich sind. Die Differenz zwischen den Fehlern der Einzelversuche F_1, F_2 usw. und C_m ergibt die einzelnen reinen variabeln Fehler $f_1 = F_1 - C_m$, $f_2 = F_2 - C_m$ usw. Das arithmetische Mittel von f_1, f_2, f_3 usw. bestimmt den mittleren variabeln Fehler f_m, dessen Wert der Unterschiedsempfindlichkeit reziprok ist. Der konstante Fehler C_m setzt sich aus dem scheinbar konstanten und wahren konstanten Fehler (C_s und C_w) zusammen. Der scheinbar konstante Mittelfehler C_s, der von der Zeit- und Raumlage herrührt und durch Veränderung derselben zu eliminieren ist, ist schließlich von C_m abzuziehen, und es ergibt die Differenz $C = C_m - C_s$ den wahren konstanten Mittelfehler. Dieser Wert gibt an, um wieviel

Digitized by Google

je nach seinem positiven oder negativen Vorzeichen der gegebene Reiz r überschätzt oder unterschätzt worden ist. Bei der Methode der Gleicheinstellung ist aber zu beachten, daß das, was vom physikalischen und astronomischen Standpunkt aus Fehler genannt wird, für den Psychologen nicht als Fehler, sondern als das Objekt psychologischer Forschung zu gelten hat.

II. Abzählungsmethoden. 1) Die von Vierordt und Fechner geschaffene Methode der drei Hauptfälle oder der richtigen und falschen Fälle besitzt für die Psychologie eine verhältnismäßig geringere Bedeutung. Ihr Ziel besteht darin, die Größe des Reizunterschiedes (D) zu bestimmen, die unter den verschiedenen Verhältnissen, unter denen die Unterschiedsempfindlichkeit verglichen werden soll, dasselbe Verhältnis richtiger Fälle zur Gesamtzahl der Fälle ergibt. Die Größe der Unterschiedsempfindlichkeit ist der reziproke Wert des Reizunterschiedes (D). Die Methode besteht in folgendem Verfahren: Man läßt zwei um die Grenze des eben merklichen Reizes oder etwas unter ihr liegende konstante Reize i und i_1, von denen $i_1 > 1$ ist, in kurzen Zwischenräumen auf das Bewußtsein einwirken. Dann wird i_1 in einzelnen Fällen entweder (richtig) $>$ i oder (falsch) $<$ i oder $=$ i geschätzt werden. Die ersten Fälle nennt man in Rücksicht auf die Reizstärken richtige (r), die zweiten falsche (f) Fälle, die dritten Gleichheitsfälle. Wenn nun unter n Fällen insgesamt sich r richtige Fälle befinden, so ist das Verhältnis der Zahl der richtigen Fälle zu der Zahl der Gesamtfälle $= \frac{r}{n}$. Dieser Quotient nähert sich um so mehr der Einheit ($r = n$; $\frac{n}{n} = 1$), je größer der Reizunterschied oder je größer bei gleichbleibendem Reizunterschied die Unterschiedsempfindlichkeit ist. Bei konstantem Reizunterschiede (wie dies für i_1 und i der Fall ist) könnte dieser Quotient als Maß der Unterschiedsempfindlichkeit dienen. Nimmt man jedoch, wie dies im Falle, daß $i_1 - i = D$ wenig von Null verschieden ist, geschehen kann, die Gleichheitsfälle als Mittelgebiete zwischen den richtigen und falschen Fällen, und rechnet man sie, wie dies ohne erheblichen Fehler möglich ist, zur Hälfte diesen und jenen zu, so hat man zunächst für r vielmehr $r + \frac{g}{2} = r'$ zu setzen und als Maß der Unter-

Digitized by Google

schiedsempfindlichkeit $\frac{r'}{n}$ zu verwenden, nachdem aus den Werten $\frac{r_1'}{n}, \frac{r_2'}{n}, \frac{r_3'}{n}$ der Wert berechnet worden ist, der nötig gewesen wäre, um immer dasselbe D gleich $\frac{r'}{n}$ zu ergeben. Die Unterschiedsempfindlichkeit kann dann gleich $\frac{1}{D}$ gesetzt werden.

2) Die von E. Mosch zuerst im Gebiete der Schallempfindungen angewandte Methode der mehrfachen Fälle verfährt wie die Methode der richtigen und falschen Fälle, berücksichtigt aber außer den drei Fällen der Gleichheit, des eben merklichen Kleinerseins und des eben merklichen Größerseins auch noch die Fälle des „mehr als eben merklichen" oder des „deutlich merklichen" Kleiner- und Größerseins, so daß fünf Beobachtungsgrößen gegeben sind, mit denen in analoger Weise wie bei der Methode der richtigen und falschen Fälle zu operieren ist. Diese Methode der mehrfachen Fälle bildet eine nützliche Erweiterung der Methode der drei Hauptfälle und macht eine bessere Vergleichung der Ergebnisse der Abzählungsmethoden mit denen der Abstufungsmethoden möglich. —

Vgl. Psychophysik. — Fechner, Elemente der Psychophysik. 1. Aufl. Leipzig 1860. 2. Aufl. 1889. Langer, Die Grundlagen der Psychophysik. Jena 1876. G. E. Müller, Zur Grundlegung der Psychophysik. Berlin 1878. S. 11—102. F. A. Müller, Das Axiom der Psychophysik. Marburg 1882. Delboeuf, Éléments de psychophysique. Paris 1883. Elsas, Über die Psychophysik. Marburg 1886. Münsterberg, Neue Grundlagen der Psychophysik. Freiburg i. Br. 1890. G. F. Lipps, Grundriß der Psychophysik. Leipzig 1899. 2. Aufl. 1909. Foucault, La psychophysique. Paris 1901. G. F. Lipps, Die psychischen Maßmethoden. Leipzig 1906. W. Wundt, Grundzüge der physiol. Psych. Bd. I. 6. Aufl. Leipzig 1908. S. 546—614. Logik. 3. Aufl. Bd. III. Stuttgart 1908. S. 177 ff.

Psychobiologie s. Neovitalismus.

Psychogenese (aus d. gr. *ψυχή* = Seele und *γένεσις* = Entstehung) heißt die von Tiedemann (1748—1803) begründete, durch Kußmaul, Preyer, Stumpf usw. geförderte Lehre von der Entwicklung der Seele in den ersten Anfängen ihres geistigen Lebens. Ihr Untersuchungsobjekt ist die Kindesseele

Digitized by Google

und die Tierseele. Sie untersucht die Ausdrucksbewegungen, die Entstehung der Sprache, des Gedächtnisses, des Denkens usw. — Vgl. W. Preyer, Psychogenesis (Naturwiss. Tatsachen u. Probleme). Berlin 1880. Baldwin, Mental development in child and race. Deutsch v. Ortmann. Berlin 1898. Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele. Deutsch v. Ufer. Altenburg 1899. Schiller u. Ziehen, Sammlung von Abhandl. aus dem Gebiete d. päd. Psychol. u. Physiol. Berlin 1898ff. Ament, Die Entwicklung von Sprache und Denken beim Kinde. Leipzig 1899. Probst, Gehirn und Seele des Kindes. Berlin 1904. K. Gross, Das Seelenleben des Kindes. 2. Aufl. Berlin 1908. W. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. Leipzig 1908. R. Gaupp, Psychologie des Kindes. 2. Aufl. Leipzig 1910.

Psychograph (aus d. Gr. geb.) heißt ein von Hare erfundener Buchstabenzeigeapparat, durch welchen die Geister der Spiritisten ihre Offenbarungen kundgeben sollen. Er ist eine Platte, auf welcher sich, von der Hand des Mediums geführt, ein Zeiger bewegt, der mit der Spitze die im Halbkreis stehenden Buchstaben anzeigt. Der Apparat hat natürlich mit Geistern nichts zu tun, sondern dient nur zur Selbsttäuschung oder zum Betrug. — Vgl. C. Sterne, Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper. Weimar 1862. Geßmann, Die Psychographie. Berlin 1897.

Psychologie (vom gr. $\psi\upsilon\chi\acute{\eta}$ = Seele und $\lambda\acute{o}\gamma o\varsigma$ = Lehre, Seelenlehre. Das Wort kommt schon bei Goclenius [1547 bis 1628] vor, ist aber erst durch Chr. Wolf [1679—1754] dauernd in den philosophischen Sprachgebrauch eingeführt: Psychologia est scientia eorum, quae per animas humanas possibilia sunt. Vgl. Eucken, Geschichte der philosoph. Terminologie, S. 75) heißt die Wissenschaft, welche darlegt, wie die Erfahrung ihrem ganzen Umfange nach aus den Vorgängen im Subjekte entsteht. „Sie untersucht den gesamten Inhalt der Erfahrung in seinen Beziehungen zum Subjekt und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften“ (Wundt, Grundriß der Psychologie, 9. Aufl., Leipzig 1909, S. 3). Sie hat die uns unmittelbar gegebenen Vorgänge unseres Bewußtseins zu ermitteln und durch Analyse auf ihre Grundlagen zurückzuführen, ihre Entstehung und die Verbindung ihrer Elemente untereinander und ihren Verlauf zu erforschen, und die Gesetze, nach denen sich die inneren Vorgänge für sich und in ihren Be-

Digitized by Google

ziehungen zur Wirklichkeit abspielen, festzustellen. Sie beruht auf der Erfahrung und muß ihrer Methode nach streng empirisch sein. Sie, wie andere auf der Grundlage der Erfahrung beruhende Wissenschaften synthetisch oder zu einer Entwicklungsgeschichte umzugestalten, ist ein Ziel, dem zugestrebt werden muß, das aber zurzeit noch nicht erreicht ist. Die Psychologie ist auch kein Teil der Metaphysik. Nur in ihren Endhypothesen kann sie in metaphysische Spekulationen über das Wesen der Seele hinauslaufen, aber sie kann nicht mit metaphysischen Voraussetzungen beginnen. Wie sie sich von aller Metaphysik unabhängig halten muß, um fruchtbar zu sein, und nach dem Ausdruck von Lange (1828—1875) eine Psychologie ohne Seele sein muß, so kann sie auch nicht einfach die Wege der Naturwissenschaft gehen. Die Naturwissenschaft abstrahiert nach Möglichkeit von den Beziehungen des gegebenen Erfahrungsinhaltes zum Subjekt, während diese Beziehungen gerade der Gegenstand der Forschungen der Psychologie sind. So ist die Psychologie weder mit Hegel, der die Seelenvorgänge konstruktiv als Momente der Selbstentwicklung des Geistes bestimmt, nur für einen Teil der Metaphysik, noch mit Beneke, der von Erfahrungen ausgeht und dieselben rationell zu verarbeiten sucht, lediglich für Naturwissenschaft zu halten. Sie hat ihr eigenes Forschungsgebiet und ihre eigene Methode. Sie dient allen Geisteswissenschaften, wie Philologie, Geschichte, Rechtslehre, Staatslehre usw. zur Grundlage und erfreut sich, je mehr dies in der Gegenwart erkannt wird, eines steigenden Interesses. Die Psychologie ist in der Jetztzeit der am höchsten geschätzte Teil der Philosophie. Von der Logik, welche, ihren Gesichtspunkt enger wählend, die Gesetze des richtigen Denkens aufstellt, und von der Ethik und Ästhetik, welche nur Normen für das Handeln und Empfinden des Menschen suchen, unterscheidet sie sich dadurch, daß sie die Vorgänge in unserm Inneren in ihrem ganzen Umfange und nach ihrem natürlichen Verlauf betrachtet, ohne sie beeinflussen zu wollen. Von der Erkenntnistheorie weicht sie darin ab, daß sie den genetischen Gesichtspunkt besitzt und die Entstehung der Erfahrung zu ermitteln versucht, während jene die objektive Beziehung und Gültigkeit unserer Vorstellungen ins Auge faßt, um ein sicheres Urteil über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik zu erlangen.

Digitized by Google

Das Musterwerk der Erkenntnistheorie, Kants Kritik der reinen Vernunft, verfolgt keinen psychologischen Gesichtspunkt.

Die Lösung der Aufgaben der Psychologie ist nicht leicht gewesen. Sie ist dadurch erschwert, daß in der seelischen Innenwelt keine beharrlich und unabhängig voneinander existierende Elemente vorhanden sind, sondern alles in Wechselbeziehung steht und alles sich in Fluß befindet. Hierzu kemmt noch die Tatsa he, daß für den inneren Fortgang nicht nur die augenblicklich vorhandenen Seelenzustände, sondern auch die ganze Vergangenheit des einzelnen Menschen bestimmend ist. Die Annahme einer das innere Geschehen beherrschenden mechanischen Gesetzmäßigkeit, auf die Herbart seine Psychologie gründete, ist deswegen nur unter willkürlichen metaphysischen Voraussetzungen durchführbar. In Wahrheit handelt es sich um einen Entwicklungsprozeß, der aus dem Zusammenwirken wechselnder Bedingungen und relativ bestimmter Anlagen hervorgeht. Überhaupt kann in der Psychologie von Gesetzen, die es ermöglichten, aus gegebenen Ursachen zu erwartende Ursachen abzuleiten, nicht die Rede sein. Die psychologischen Gesetze sind vielmehr nur Ausdrücke für gewisse typische Formen des inneren Geschehens und geben nur zu inneren Erscheinungen die Bedingungen und Ursachen, die sie verständlich machen. Aber unter Überwindung aller dieser Schwierigkeiten hat die Neuzeit ein streng wissenschaftliches Verfahren der psychologischen Forschung ausgebildet.

Das Verfahren der Psychologie, wie es jetzt allgemein anerkannt ist, besteht in der Feststellung und in der Analyse der seelischen Zustände bis zu den Elementen hin, in der Aufsuchung der Formen der sukzessiven und simultanen Verknüpfung der psychischen Elemente, in experimentell geregelter Beobachtung an uns selbst und anderen gleichartigen oder verwandten Wesen bis hinab zu den einfachsten Organismen und darüber hinaus bis zu der unorganisch genannten Stoffwelt, in physiologischen und in psychophysischen Forschungen. Die Untersuchungen der Sprachwissenschaft, Ethnographie. Statistik unterstützen sie, und alle Geisteswissenschaften sowie die Schöpfungen der Kunst geben der Beobachtung Aufschlüsse. Der Psychologie des Menschen, die als Teil der Anthropologie (s. d.) gefaßt wird, gliedert sich die Tierpsychologie an, der Psychologie der reifen Seele die der Kindesseele (s. Psychogenese), der Psychologie des normalen

Digitized by Google

Verlaufs die Psychologie des gestörten Verlaufs der Seelenvorgänge (Psychopathologie), der Psychologie des einzelnen Menschen (s. Individualpsychologie) die der Gesellschaften und Völker (Sozialpsychologie, Völkerpsychologie).

So gestaltet, sucht die Psychologie die ersten Elemente des psychischen Lebens auf, die Triebanlagen und Triebe, welche Empfindung und Bewegung in sich einschließen, verfolgt die Empfindungen nach Qualität und Intensität, ermittelt die assoziativen Verbindungen der Empfindungselemente, die Verschmelzungen, Assimilationen und Komplikationen derselben und verfolgt den Vorgang der Reproduktion der aus ihnen hervorgehenden Vorstellungen bis zur Entstehung der aktiven Apperzeption im aufmerksamen Denken. Ebenso zergliedert sie den die Empfindungen begleitenden Gefühlston in seine Elemente und zeigt die Entstehung der Gefühle, der Affekte, der Ausdrucksbewegungen, der Willenshandlungen, des Ichgefühls und des Selbstbewußtseins. An die Untersuchung der Vorstellungen nach Qualität, Intensität und Gefühlston schließt sich folgerichtig die Ermittlung der komplizierten Vorgänge des Denkens, der Beziehung, der Vergleichung, der Kontrastbildung, der Analyse und Synthese der Vorstellungen an. So werden die allgemeinsten Gesetze des Seelenlebens, das Gesetz der psychischen Relationen, das Gesetz des psychischen Kontrastes und das Gesetz der psychischen Resultante aufstellbar, und so wird das Wesen der psychischen Kausalität bestimmbar. Erst von hier aus führt der Weg der Psychologie in ergänzende und abschließende metaphysische Hypothesen hinein.

Zu dieser Gestaltung, zu einer klaren Erfassung ihrer Aufgaben und zu einem erfolgreichen methodischen Verfahren ist aber die Psychologie, deren Anfänge in die Zeit der Sophisten (5. Jahrh. v. Chr.) zurückreichen und deren Versuche bis zur Gegenwart ununterbrochen fortdauern, erst im 18. und namentlich im 19. Jahrhundert gelangt. Auch erst im 18. Jahrhundert ist ihr Name, der im 16. Jahrhundert durch Melanchthon geschaffen ist, durch Wolf (1679—1754) zur allgemeinen Verbreitung gekommen. Die Psychologie ist so lange unfruchtbar geblieben, als sie in Verwechslung mit der Metaphysik von Spekulationen über das Wesen der Seele (s. d.) ausging und aus dem Begriff der Seele die Tatsachen des Seelenlebens ableiten wollte. Sie ist überall da fruchtbar geworden, wo sie

Digitized by Google

mit Beiseitesetzung der metaphysischen Spekulationen von den Seelenvorgängen ausging und von den einfachern Phänomenen zu den komplizierten aufzusteigen versuchte. Die Entstehung der englischen deskriptiven Psychologie, deren Schöpfer Locke (1632—1704), der Geograph des Bewußtseins, gewesen ist, die Ausbildung der englisch-schottischen Assoziationspsychologie durch Berkeley (1685—1753), Hartley (1704 bis 1757), Hume (1711—1776), Priestley (1733—1804), James Mill (1775—1836), Stuart Mill (1806—1873), Alexander Bain (1818—1903), George Lewes (1817 bis 1878), Herbert Spencer (1820—1904), H. Münsterberg (geb. 1863) u. a. m., die Begründung der Psychophysik durch E. H. Weber (1795—1878) und Fechner (1817—1881), die Verbindung der Psychologie mit physiologischen Forschungen durch Hartley, Priestley, durch Mediziner und Naturforscher und vor allem durch Wundt (geb. 1832) hat die Psychologie vorwärts gebracht und allmählich zur methodisch verfahrenden Wissenschaft mit gesicherten Resultaten emporgehoben. Wie langsam sie aber hierzu gekommen ist, lehrt der Blick auf den zwei bis drei Jahrtausende umfassenden Werdegang der Psychologie. In der Geschichte der Philosophie treten nach- und nebeneinander hervor: 1. eine metaphysische Psychologie, die entweder a) auf dem dualistischen Prinzip der Scheidung von Seele und Körper oder b) auf dem monistischen Prinzip entweder α) des Materialismus, daß der Stoff das Wirkliche sei, oder β) des Idealismus (Spiritualismus), daß der Geist das Wirkliche ist, oder γ) der Philosophie des Absoluten, daß ein über Geist und Körper stehendes Göttliches das Wirkliche sei, beruht; 2. eine empirische Psychologie, die a) als Psychologie des inneren Sinns sich auf Selbstbeobachtung zu stützen versuchte, die seelischen Vorgänge beschrieb (deskriptive Psychologie) und auf Seelenvermögen reduzierte (Vermögenspsychologie), sich in einen Gegensatz zur Naturwissenschaft gestellt und eine Neigung in spekulative Betrachtungen einzulenken nie verleugnet hat, und b) als Psychologie der unmittelbaren Erfahrung sich als experimentelle die Hilfsmittel der gegenwärtigen Physiologie benutzende Psychologie und über die Individualpsychologie hinausgehend sich als generelle Psychologie und durch Analyse der allgemeinsten geistigen Erscheinungen als Völkerpsychologie zu entwickeln angefangen und ent-

Digitized by Google

weder mehr intellektualistisch dem Verlauf der Vorstellungsprozesse das Interesse zugewandt oder mehr voluntaristisch auch den Gefühls- und Willensvorgängen gleiche Beachtung geschenkt hat. (Vgl. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 2, S. 6—24.)

Ganz metaphysisch war die Psychologie des Altertums und des Mittelalters. Platon und Aristoteles streben einem idealistischen Monismus zu, bleiben aber noch im Dualismus stecken. Denn Platon läßt neben der geistigen Welt der Ideen auch den Stoff als ein Nichtseiendes, Veränderliches der Erscheinungswelt bestehn, und Aristoteles hält zwar die Form (*εἶδος*) für die einzige vollendete Wirklichkeit (*ἐνέργεια, ἐντελέχεια*), schreibt aber dem Stoffe (*ὕλη*) die Anlage zur Wirklichkeit, die Möglichkeit (*δύναμις*) zu. Platon (427—347) philosophiert zum Teil in der Form des Mythus (im Timaios, und in der Republik und anderen Schriften) über die Welt- und Menschenseele, in der er ein Mittelglied zwischen Idee und Erscheinung sieht, über Präexistenz und Erinnerungsfähigkeit, über Postexistenz und Wanderung der Seele, über sterbliche und unsterbliche Teile der Seele, über deren Sitz im Körper und deren Zusammenhang mit den menschlichen Tugenden und den Teilen des Staatsorganismus. Aristoteles (384—322), der das erste psychologische Werk *περὶ ψυχῆς*, de anima, über die Seele, verfaßt hat, geht planmäßiger und weniger phantastisch vor. Er kritisiert die Aufstellungen der älteren Philosophen, bestimmt den Begriff der Seele als erste Entelechie des organischen Körpers, verfolgt den Seelenbegriff bis in die Tier- und Pflanzenwelt, verfeinert die Lehre Platons von Seelenteilen zu einer Vermögenstheorie (*θρεπτικόν — αἰσθητικόν, ὀρεκτικόν, κινητικὸν κατὰ τοπόν — νοῦς*) und trennt den *νοῦς ποιητικός*, das formgebende Prinzip der Seele, als den unsterblichen Teil von den anderen sterblichen Teilen ab. — Über die platonische und aristotelische Psychologie, auf der auch die stoische Psychologie beruht, kommt das Altertum und Mittelalter nicht wesentlich hinaus. Die Psychologie ist in dieser Zeit noch kein klar abgegrenzter Teil der Philosophie, sondern ein Teil der Physik gewesen.

Von den monistischen Richtungen der Psychologie hat im Altertum nur die materialistische (atomistische) in Leukippos (5. Jahrh. v. Chr.), Demokritos (um 460—360) und

Digitized by Google

den Epikureern (vom 4. Jahrh. ab) einen kräftigeren Ausdruck empfangen, ohne rechte Ausbildung zu finden, die auch der moderne Materialismus (Hobbes, Lamettrie, Holbach, Diderot, Helvetius, vgl. Seele) der Seelenlehre nicht zu geben verstanden hat. Über die Hypothese, daß die Seele, wie das Feuer, aus feinen, glatten und runden Atomen bestehe, über die Forschung nach dem Sitz der Seele, die sie als im ganzen Körper verbreitet annahmen (*σῶμα λεπτομερὲς παρ' ὅλον τὸ ἄθροισμα παρεσπαρμένον* Diog. Laert. X, 1, § 63), und über eine mangelhafte Theorie von der Entstehung der Sinneswahrnehmung ist der antike Materialismus nicht hinausgekommen. Der moderne Materialismus hat dagegen entschieden das Verdienst, mit dahin gewirkt zu haben, daß die Psychologie sich auf physiologische Untersuchungen stützt.

Die metaphysische, sich auf die Methode des Rationalismus stützende Richtung bildet sich in der Psychologie der Neuzeit fort. Auf dualistischem Standpunkte steht Descartes (1596—1650). Er scheidet Seele und Körper als Denken und Ausdehnung, betont die Wichtigkeit des Bewußtseins für das Seelenleben und erzeugt durch seinen Dualismus die Frage nach dem Zusammenhang von Seele und Leib, an deren Lösung nach ihm der Occasionalismus (s. d.) mit entschiedenen Mißerfolge arbeitete. Den idealistischen Standpunkt vertritt dagegen Leibniz (1646—1716), der die Seelen (âmes) oder Monaden als das eigentlich Wirkliche hinstellte, intellektualistisch die Entwicklung der Vorstellungen in den Seelen verfolgte und dem Seelenleben auch in der Stufenfolge der Wesen nachgeht. Wolf (1679—1754), der sich an Leibniz anschloß, formulierte die Grundlehren der idealistischen Psychologie und begründete die moderne Vermögenstheorie, indem er Erkennen und Begehren schied und sowohl das Erkenntnis- wie das Begehrungsvermögen in ein niederes und höheres einteilte. Die Vermögenstheorie ist dann von Tetens (1736—1805), der Erkennen, Fühlen und Begehren schied, und von Kant (1724 bis 1804), der sich an Tetens anschloß, aber die rationale Psychologie verwarf, ausgebildet worden. Einen gewissen Übergang zu der empirischen Richtung leitete Wolf in Deutschland damit ein, daß er neben die rationale Psychologie, die rein spekulativ sein sollte, auch eine empirische stellte, um jener Stützen aus der Erfahrung zu geben, ohne aber sie fruchtbar gestalten zu können. Auch Herbarts und Lotzes Psychologie beruht im Wesen

Digitized by Google

auf der Leibniz-Wolfschen. Doch hat Herbart (1776—1841), der von der inzwischen entstandenen Assoziationspsychologie nicht unberührt geblieben ist, sich bemüht, die spekulative Psychologie zu einer exakten Wissenschaft umzugestalten, indem er mit der Vermögenstheorie brach, das ganze Seelenleben streng intellektualistisch auf Vorstellungen, die er als Kräfte dachte, und ihre Verbindungen zurückführte und eine mathematisch gestaltete Statik und Mechanik der psychischen Prozesse zu liefern versuchte. Seine mathematische Psychologie, die nicht auf Psychophysik gestützt war, entbehrt aber eines Maßes für psychische Größen und schwebt daher völlig in der Luft. — Die Philosophie des Absoluten ist die Grundlage der Psychologie bei Spinoza (1632—1677), der eine Substanz (Gott-Natur) mit den Attributen Denken und Ausdehnung annahm, und der Grundgedanke Spinozas ist von Schelling (1775 bis 1854) wieder aufgenommen worden.

Eine streng empiristische Richtung in der Psychologie hat zuerst Locke (1632—1704) eingeschlagen. Sein Essay concerning human understanding 1690 ist ein epochemachendes Ereignis und bedeutet den Übertritt der Psychologie in die induktiven Wissenschaften. Locke beobachtete unbefangen und vorurteilsfrei, zergliederte scharfsinnig und gut, führte die Vorstellungen auf die Doppelquelle der Sinneswahrnehmung (sensation) und inneren Erfahrung (reflexion) zurück und ging der Zusammensetzung des Psychischen aus den einfachen Elementen ohne jede Gewalttätigkeit nach. Auch Beneke (1798—1854) folgte der induktiven Richtung, stand aber auf dem einseitigen Standpunkt des Sensualismus (s. d.). Scharf griffen englisch-schottische Forscher wie Berkeley, Hartley, Hume, Priestley seit dem 18. Jahrhundert zu und schufen die Lehre von der Assoziation der Vorstellungen, die von James Mill, Stuart Mill, Bain, Lewes und Spencer im 19. Jahrhundert fortgeführt und von letzterem mit dem Gedanken der Evolution verbunden wurde. Weber und Fechner begründeten die Psychophysik. In der letzten Vergangenheit und Gegenwart hat die Herbartsche Schule ihr Fortleben in Zimmermann, Lindner, Volkmann u. a., ihre Fortbildung durch Lotze u. a. gefunden. Steinthal (1823—1899) und Lazarus (1824 bis 1903) haben zur Herbartschen Psychologie die Sprachforschung und Völkerpsychologie hinzugebracht. Den Standpunkt der Assoziationspsychologie vertreten gegenwärtig Ebbinghaus,

Digitized by Google

Külpe, Ziehen und Münsterberg, einen vermittelnden Standpunkt zwischen Assoziationspsychologie und Voluntarismus vertritt Höffding, den Standpunkt empirischer Analyse und der Selbständigkeit der Psychologie Jerusalem. Die Fäden aller psychologischen Forschung laufen aber zusammen in Wundt (geb. 1832), der eine völlige Durchdringung von Psychologie und Physiologie herbeigeführt und der Psychologie eine voluntaristische Richtung gegeben hat (vgl. Voluntarismus) und dessen „Grundzüge der physiologischen Psychologie (6. Aufl., Leipzig 1908 ff.) und dessen „Grundriß der Psychologie" (9. Aufl., Leipzig 1909) als die bedeutendsten Werke auf diesem Gebiete gelten. Eine neuere Erscheinung sind die internationalen Kongresse für Psychologie (Paris 1889, London 1892, München 1896, Paris 1900, Rom 1905). — Vgl. Herbart, Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl. 1834. Drobisch, Empirische Psychologie, 1842. 2. Aufl. 1898. Beneke, Pragmatische Psychologie. 2 Bde. Berlin 1850. Lotze, Medizinische Psychologie. Leipzig 1852; Mikrokosmus, 1856—1864. 5. Aufl., Göttingen 1896—1905. Fortlage, System der Psychologie als empir. Wissenschaft, 1855. Jessen, Versuch einer wissensch. Begründung d. Psychologie, 1855. F. Brentano, Psychologie vom empiristischen Standpunkt. Bd. I, Leipzig 1874. Th. Ribot, La psychologie anglaise contemporaine, 1875. Siebek, Geschichte d. Psychologie. 2 Bde. Gotha 1880—1884. C. Stumpf, Tonpsychologie. 2 Bde. 1883 und 1890. Strümpell, Psychologie, 1884. Külpe, Grundzüge der Psychologie auf experimenteller Grundlage. Leipzig 1893. Volkmann, Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus. 4. Aufl., 2 Bde. Cöthen 1894—1895. Bain, The senses and the intellect. 4. Aufl. London 1894. Löb, Einleitung in die vergl. Gehirnphysiol. u. d. vergl. Psychol. Leipzig 1899. Störring, Vorlesungen über Psychopathologie. Leipzig 1900. Stein, Die psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts, insbesondere in Deutschland. Berlin 1900. E. v. Hartmann, Die neuere Psychologie. Leipzig 1901. Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. I. Bd. 2. Aufl. 1902. Guido Villa, Einleitung in die Psychologie der Gegenwart, 1902. W. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie, 1902. Münsterberg, Grundzüge der Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1905. Psychologische Gesellschaft zu Breslau, Über die Entwicklung der Psychologie. (Vortrags-Zyklus), 1903 f.

Digitized by Google

H. Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. 2 Bde. Leipzig 1905/6. Psychologie in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 174—246. Grundzüge der Psychologie. 1. Bd., 2. Aufl. 1905. Grundzüge der Psychologie. Bd. I., 2. Aufl, Leipzig 1905. Abriß der Psychologie. 2. Aufl., Leipzig 1909. 3. Aufl. 1910. Bd. II., Leipzig 1908. Th. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psych. 7. Aufl. Jena 1904. Über die Beziehungen der Psychologie zur Psychiatrie. Jena 1900, Spencer, Prinzipien der Psychologie. Deutsch von Vetter. 2. Aufl., Stuttgart 1906. S. Friedländer, Psychologie. Berlin 1907. Ostermann, Die hauptsächlichen Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihre Konsequenzen. 3. Aufl., Oldenburg 1908. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 4. Aufl., Hamburg 1906. H. Höffding, Psychologie in Umrissen. 4. Aufl. 1906. Grundzüge d. physiologischen Psychologie. 5. Aufl., 3 Bde., Leipzig 1903. 6. Aufl. (1 u. II). 1908—1910. Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., Leipzig 1909. Philosophische Studien. Leipzig 1883 bis 1903. Neue Folge: Meumann, Archiv für die gesamte Psychologie. Leipzig 1903 ff. Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl., 2 Bde., Stuttgart 1903. Th. Lipps, Psycholog. Untersuchungen. Leipzig 1905 ff. A. Pfinder, Einführung in die Psychologie. Leipzig 1904. E. Ebert und E. Neumann, Über einige Grundfragen der Psychologie. Leipzig 1904. E. Mach, Erkenntnis und Irrtum. Leipzig 1903. 3. Aufl., 2 Bde. Stuttgart 1908. H. Groß, Kriminalpsychologie. 2. Aufl. Leipzig 1905. F. Schumann, Psycholog. Studien (zur Analyse der Gesichtsvorstellungen, zur Psychologie des Lesens). Leipzig 1908. Witasek, Grundlinien der Psychologie. Leipzig 1908. H. James, Psychologie, übers. v. M. Dürr. Leipzig 1909. Stern, Die psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts. Berlin 1909. G. Maier, Pädagogische Psychologie auf Grund der Erfahrung. Gotha 1909. Th. Lipps, Psychologische Untersuchungen. I. Bd. Leipzig 1907 (rez. v. Ziehen. Litt. C. B. 1908, S. 1662 f.). A. Faggi, Principj di psicologia moderna. Palermo 1907. Jos. Geyser, Lehrbuch d. allgemeinen Psychologie (aristotelisch-scholastisch; viel Literaturangaben). Münster 1908. Fr. Jodl, Lehrbuch der Psychologie. Kracinsky, Die Prinzipien d. energetischen Psychologie. Leipzig 1910. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie des Sinnesorgane, herausgegeben v. Ebbinghaus und Vogel, Leipzig, 47 Bde. H. James, Psychologie. Deutsch v. Marie Dürr. Leipzig 1909. R. Schulze, Aus der Werk-

Digitized by Google

statt der experimentellen Psychologie und Pädagogik. Leipzig 1909. Th. Wagner, Bibliographie der deutschen und ausländischen Literatur vom Jahre 1908 über Psychologie. Leipzig 1909. Th. Lipps, Leitfaden der Psychologie. 3. Aufl., Leipzig 1909. R. Eisler, Das Wirken der Seele. Leipzig 1909. S. Freud, Über Psychoanalyse. Wien 1910. P. Natorp, Allgemeine Psychologie in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen. 2. Aufl. Marburg 1910. G. Schridde, Gustav Freytags Kultur- und Geschichtspsychologie. Leipzig 1910. Witasek, Psychologie der Raumwahrnehmung. Heidelberg 1910. E. B. v. Fötchner, Lehrbuch d. Psychologie. Deutsch v. Klemm. 1910. A. Stößner, Lehrbuch d. pädagogischen Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1910.

Psychologismus heißt die Auffassung, daß die Psychologie die Grundlage aller Philosophie sei, wie sie früher von Fries (1773—1843) und von Beneke (1798—1854) vertreten wurde und jetzt z. B. von Brentano, Wundt, Uphues u. a. m. verteidigt wird. — Vgl. D. Michaltschew, Psychologische Studien. Beiträge zur Kritik des modernen Psychologismus. Leipzig 1909.

Psychometrie (gr.) nannte Chr. Wolf (1679—1754) die mathematische Psychologie. Er hielt sie für ausführbar, bezeichnete sie aber als noch fehlenden Teil der Wissenschaft. Kant (1724—1804) dagegen erklärte die Psychologie für nicht geeignet, mathematisch durchgeführt zu werden. Erst Herbart (1776—1841) hat, freilich ohne Erfolg, versucht, sie auszuführen (1823). Herbarts Gedanke, die quantitativen Bestimmungen, zu denen die psychologische Betrachtung führt, auf mathematische Formeln zu bringen, scheiterte aber an dem Mangel eines psychischen Maßes für Vorstellungsintensitäten, so gut auch die Begriffe Vorstellungsstärke, Grad ihrer Helligkeit, Hemmung, Hemmungssumme, Verschmelzung und Bewegung gewählt waren. Fechner (1817—1871) hat die Idee Herbart, in beschränkter und veränderter Form, in seiner Psychophysik (s. d.) wieder aufgenommen und das Grundverhältnis von Leib und Seele durch ein mathematisches Gesetz zu bestimmen versucht. Er täuschte sich aber über die Deutung, die diesem Gesetze zu geben ist. — Vgl. Psychische Maßmethoden, Weber-Fechnersches Gesetz. — Herbart, Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Königsberg 1823. Psychologie als Wissenschaft. 2 Bde. Königsberg

Digitized by Google

1824—1825. Lehrbuch der Psychologie. 3. Aufl. Königsberg 1850. Th. Fechner, Elemente der Psychophysik. Leipzig. 1. Aufl. Leipzig 1860, 2. Aufl. 1889. G. E. Müller, Die Gesichtspunkte und die Tatsachen der psycho-physischen Methodik. Wiesbaden 1904. G. F. Lipps, Die psych. Maßmethoden. Braunschweig 1906.

Psychopannychie (geb. aus gr. ψυχή = Seele, πᾶν = alles, ganz und νύξ = Nacht) heißt der Seelenschlaf zwischen Tod und Auferstehung, der wiederholt von der christlichen Theologie angenommen wurde, ein Zustand der Bewußtlosigkeit, dessen Ansetzung schon Tertullianus (de anima 58) bekämpft und das Konzil zu Lyon 1224 verworfen hat. Die Psychopannychiten, Anabaptisten und Soulsleepers huldigten dieser Lehre. — Vgl. Calvin, De psychopannychia, 1534.

Psychopathie nennt man die funktionelle, nicht vollentwickelte ohne Intellegenzdefekt auftretende Seelenkrankheit (Psychose), bei der leichtere psychische Krankheitszustände mit abgeschwächten mannigfaltigen Symptomen, wie pathologischen Affekten, Sinnestäuschungen, Wahn- und Zwangsvorstellungen usw. hervortreten. Der Begriff spielt in der Kinderpsychologie und Pädagogik darum eine wichtige Rolle, weil es pädagogisch notwendig ist, psychopathische Kinder von Schwachsinnigen scharf zu unterscheiden. Die Psychosen des Kindesalter ohne Intelligenzdefekt zerfallen nach Ziehen in einfache und zusammengesetzte. Zu den einfachen Psychosen gehören erstens die affektiven, zweitens die intellektuellen und drittens die psychopathischen. — Vgl. Ziehen, Die Prinzipien und Methoden der Intelligenzprüfung. Berlin 1908. Koch, Die psychopathischen Minderwertigkeiten. 3 Tle. 1891—1893.

Psychopathologie (aus d. Gr. geb.) heißt die Lehre von den Gemüts- oder Geisteskrankheiten.

Psychophysik nannte der Begründer dieser Wissenschaft, Th. Fechner (1801—1887), ein Gebiet, das er sich zwischen die Psychologie und Physik gestellt dachte und das er (Elemente der Psychophysik. 2 Bde. Leipzig 1860) als Lehre von den funktionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Seele, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, zwischen physischer und psychischer Welt definierte. Er war zu der Begründung dieser Wissenschaft durch seine metaphysischen Ansichten gekommen und dachte sich ihr Arbeitsgebiet möglichst weit,

Digitized by Google

schränkte aber bei vorwiegendem Interesse für die Methode der Physik seine eigenen psychophysischen Untersuchungen auf die Beziehung der Empfindungsintensitäten zu den Reizstärken ein. Herbart (1776—1841) hatte in der Begründung seiner mathematischen Psychologie (1824/5) bei seiner Betrachtung der Vorstellungen als Kräfte und bei seinem Ausgang von dem Begriffe der Vorstellungsstärke ein psychisches Maß nicht besessen und mit bloßen Zahlen operiert. Fechner setzte an Stelle der Vorstellungsstärke die Empfindungsstärke und glaubte ein psychisches Maß für diese in der Annahme gefunden zu haben, daß die Unterschiede der Empfindungsstärken, die für die subjektive Auffassung in gleicher Weise merklich sind, gleichgroße Unterschiede wären und zu dem physischen Maße der Reizstärken unmittelbar in Beziehung gesetzt werden könnten. Wenn der Unterschied zweier Reizgrößen immer als positiver oder negativer Zuwachs zu einer anderen Reizgröße gefaßt und also ein ganzer Reiz mathematisch als die Summe der positiven Zuwüchse von Null an bis zum vollen Reiz angesehen werden kann, kann nach Fechners Ansicht auch der Unterschied zweier Empfindungsstärken immer als positiver oder negativer Zuwachs zu einer anderen Empfindungsstärke betrachtet und also eine ganze Empfindung als die Summe der positiven Zuwüchse von Null an bis zur vollen Empfindung genommen werden. Die Beziehung zwischen den elementaren Zuwüchsen des Reizes einerseits und der Empfindung andrerseits ergibt dann auch mathematisch die Beziehung zwischen den beiderseitigen Summen. Der Reiz ist also das Maßmittel, an welchem die Empfindungsstärken gemessen werden können, und Fechner verglich ihn der Elle, die wir bei physischen Längenmessungen an irgend eine räumliche Strecke anlegen. Fechner versuchte daher bestimmte psychophysische Maßmethoden (Maßmethoden der eben merklichen Unterschiede, Maßmethoden der richtigen und falschen Fälle, Maßmethoden der mittleren Fehler, vgl. psychische Maßmethoden) auszubilden, die sich an die physikalischen und astronomischen Methoden der Eliminierung von Beobachtungsfehlern anschlossen. Vor allem aber suchte er nach einem mathematisch formulierten Grundgesetz, durch das die Beziehung zwischen Reizstärke und Empfindungsintensität allgemein zum Ausdruck gebracht würde. Er glaubte dieses psychophysische Grundgesetz in dem von ihm in Anschluß an E. H. Weber (1795—1878) aufgestellten

Digitized by Google

Gesetze: $e = k \cdot \log \frac{r}{\varrho}$ gefunden zu haben, worin e die Empfindungsstärke, r die Reizstärke, ϱ den eben noch merklichen Zuwachs der Reizstärke und k eine konstante Größe bezeichnet (vgl. Webersches Gesetz). Die Richtigkeit dieses Gesetzes suchte er durch wiederholte zahlreiche Versuche, deren Wiederholung den Zweck der Elimination von Beobachtungsfehlern hatte, nachzuweisen.

Die Kritik, die sich an Fechners Versuch anschloß, hielt zunächst im allgemeinen an seinen methodischen Gesichtspunkten fest, bezweifelte aber zum Teil die Richtigkeit des Weberschen Gesetzes und strebte nach Verbesserungen der mathematischen Formel, wie solche von Helmholtz, Delboeuf, Langer und G. E. Müller vorgeschlagen wurden, ohne aber mit dem von Fechner bereits zusammengebrachten Aufwand von Berechnungen aufzuräumen (vgl. G. E. Müller, Zur Grundlegung der Psychophysik. Berlin 1878). Im weiteren Fortgange ersetzte die Kritik dann aber die physischen Maße Fechners durch psychische. G. F. Lipps, der hierin voranging, definierte die Psychologie im Gegensatz zu Fechner als die Lehre von dem Zusammenbestehen der in den Unterscheidungen des Bewußtseins hervortretenden und der in den Größenbezeichnungen des räumlich-zeitlichen Geschehens sich darbietenden Welt und setzte an die Stelle der funktionellen Abhängigkeit die bloße äußere Zuordnung von Reiz und Empfindung. Die Psychophysik sollte danach nur die subjektiven Bedingungen für die Auffassung des objektiven Geschehens und die objektiven Unterlagen der subjektiven Bewußtseinserscheinungen untersuchen und in ihren Qualitätsbestimmungen nur die Stelle der Empfindung innerhalb einer Reihe eben merklicher Abstufungen in ihrer Zugehörigkeit zum Reizwerte durch ein mathematisches Gesetz darstellen (vgl. Archiv f. Psychol. Bd. III, S. 177. Grundriß d. Psychologie. Leipzig 1899, 2. Aufl. 1909).

Eine neue Grenz- und Zweckbestimmung hat der Psychophysik vor allem W. Wundt (geb. 1832) gegeben. Er betrachtet als die Voraussetzung aller Psychophysik die Tatsache, daß die Bewußtseinsinhalte quantitative Eigenschaften besitzen, die Empfindungen (und Gefühle), also überhaupt vergleichbare Größen sind. Da eine Empfindung aber nur durch eine andere Empfindung und ein Reiz nur durch einen anderen Reiz, aber

Digitized by Google

die Empfindung nicht durch einen Reiz und der Reiz nicht durch eine Empfindung gemessen werden kann, so handelt es sich bei der Verbindung von Untersuchungen über die Variationen von Reizstärken mit Untersuchungen über die Variationen von Empfindungsstärken nur darum, daß durch die Variationen der Reizstärken willkürliche Variationen der Empfindungsstärken möglich gemacht werden. Die Variationen der Reizstärken sind daher nur äußere Hilfsmittel, um das Maß der Fähigkeit unseres Bewußtseins, Empfindungen als gleich oder unterschieden zu schätzen, aufzufinden. Während aber für den Physiker und Astronomen bei der Verbindung von Variationen physischer und psychischer Größen die Elimination der (variabeln und konstanten) Beobachtungsfehler zur Auffindung eines gesicherten Resultates und zur Feststellung eines fehlerfreien Mittelwertes der eigentliche Zweck ist, hat die Elimination der Fehler und die Berechnung eines Mittelwertes für den Psychologen nur eine untergeordnete Bedeutung, und die von dem Physiker als Fehler betrachteten Abweichungen von einem Mittelwerte bilden ebensosehr den Gegenstand des psychologischen Interesses, wie die Aufsuchung einer allgemeinen Gesetzesformel. Die Fehler des Physikers und Astronomen sind für den Psychologen nicht Fehler, sondern Tatsachen der Bewußtseinsvorgänge. Ein einziges gründlich angestelltes Experiment oder wenige Versuche leisten dabei dem Psychologen oft bessere Dienste als eine zahlreiche Wiederholung von Beobachtungen. Die Überladung der Psychophysik mit unnützem Rechnungsballast ist demgemäß zu vermeiden.

Der Begriff der psychischen Größe ordnet sich dem Begriffe der Intensität und dieser wieder dem des Grades unter. Unterformen des Grades oder der intensiven psychischen Größe sind der Stärkegrad oder die Intensität, der nur bei psychischen Elementen, Empfindungen und einfachen Gefühlen, eine eindeutig angebbare Größe ist, der Qualitätsgrad, der ebenfalls nur bei einfachen Qualitäten, Empfindungs- und Gefühlselementen, wie z. B. bei Tonhöhen und Lichtqualitäten klar bestimmbar ist, und der Klarheitsgrad und Apperzeptionsgrad, die sich, der erstere auf die Veränderung eines einzelnen Bewußtseinsinhalts, der letztere auf die dieser Veränderung zugrunde liegende, in bestimmten Gefühlen sich äußernde psychische Tätigkeit beziehen. Von diesen psychischen Größen bietet die Intensität, und zwar die

Digitized by Google

Intensität der Empfindungen, die günstigsten Bedingungen für Maßbestimmungen. Aber auch der Klarheitsgrad ist von Einfluß auf die Maßbestimmungen sowohl der Intensität wie der Qualität. Bei allen psychischen Messungen kann aber niemals der Reiz als Maß für die Empfindung gelten. Die Zuordnung einer Reizreihe zu einer Empfindungsreihe kann nicht als eine willkürliche mathematische Funktionsbeziehung behandelt werden, und die Psychophysik kann daher nicht, wie Fechner es wollte, als eine besondere wissenschaftliche Disziplin zwischen der Psychologie und Physiologie betrachtet, auch nicht die exakte Psychologie lediglich auf Psychophysik eingeschrämkt werden, vielmehr bilden die psychophysischen Untersuchungen eine Gruppe der experimentellen psychologischen Untersuchungen, bei denen die Variationen physischer Größen der psychologischen Forschung Dienste leisten. Den Forschungskreis für diese Untersuchungen zieht Wundt so, daß er die Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung, aber auch die Zeitverhältnisse und den Verlauf der seelischen Vorgänge umfaßt, und die psychischen Maßmethoden (Abstufungs- und Abzählungsmethoden) unterzieht er einer neuen Kritik bezüglich ihres Verfahrens und ihrer Leistungsfähigkeit. Dem Weber-Fechnerschen Gesetz läßt sich zur Zeit mit Sicherheit nur eine psychologische Deutung geben, die eine spätere physiologische nicht ausschließt, und es ist in Wahrheit nur ein Apperzeptionsgesetz, das als solches ohne weiteres verständlich ist, da es nur die Bedeutung hat, daß psychische Größen nur nach ihrem relativen Wert verglichen werden können. — Vgl. Weber-Fechtnersches Gesetz, psychische Maßmethoden, physiologische Psychologie, Parallelismus. — Th. Fechner, Elemente der Psychophysik. Leipzig 1860. 2. Aufl. 1889. Revision der Hauptpunkte der Psychophysik. Leipzig 1882. Philosophische Studien IV, S. 179. G. E. Müller, Zur Grundlegung der Psychophysik. Berlin 1878. Gesichtspunkte und Tatsachen der psychophysischen Methodik, 1904. Helmholtz, Physiolog. Optik. S. 312 ff. 2. Aufl., S. 387 ff. Delboeuf, Etude psychophysique. Brüssel 1873. Langer, Die Grundlagen der Psychophysik. Jena 1876. F. A. Müller, Das Axiom der Psychophysik. Marburg 1882. Elsas, Über die Psychophysik. Marburg 1886. Münsterberg, Neue Grandlegung der Psychophysik. Freiburg i. Br. 1890. G. F. Lipps, Grundriß der Psychophysik. Leipzig 1899. Wundt, Grundz.

Digitized by Google

d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Bd. I, Leipzig 1908, S. 525—549, S. 629ff. Vorlesungen über die Menschen und Tierseele. Leipzig 1863. 4. Aufl. 1906. Über psychische Kausalität und dem psychophysischen Paralleliemus. Philos.-Studien X. Leipzig 1894. G. Th. Fechner. Rede. Leipzig 1901. M. Foucault, La Psychophysique. Paris 1901. Kries, Über die materiellen Grundlagen der Bewußtseinserscheinungen. Tübingen 1901. P. Schultz, Gehirn und Seele. Leipzig 1903. L. Busse, Geist und Körper, Seele und Leib. Leipzig 1904.

psychophisisches Gesetz s. Weber-Fechnersches Gesetz und Merkelsches Gesetz.

Psychose (gr. *ψύχωσις* = Beseelung) heißt jetzt Geisteskrankheit (s. d.), Irresein.

Psychovitalismus s. Neovitalismus.

Punkt (lat. punctum, gr. *σημεῖον*) heißt nach Eukleides (um 300 v. Chr.) dasjenige (im Raume), was keine Teile hat (Elem. I. Def. 1. *Σημεῖόν ἐστιν, οὗ μέρος οὐθέν*). Chr. Wolf (1679—1754) erneuert diese Definition. Der geometrische Punkt ist demgemäß ebenso, wie das Atom der Physik, eine Abstraktion, und seine Begriffsbestimmung befriedigt nicht die Ansprüche unseres Verstandes. Beide kann man nur denken, nicht vorstellen oder anschauen. Durch Fortbewegung eines Punktes entsteht die Linie. Punkte bilden die Grenzen, aber nicht die Teile der Linie. Die Ausdehnungslosigkeit des Punktes rechnet Schopenhauer zu den Prädikabilien a priori des Raumes.

Pyromanie (v gr. *πῦρ* = Feuer u. *μανία* = Wahnsinn), d. h. Brandstiftungstrieb, nennt man den aus epileptischen und hysterischen Dämmerzuständen oder aus Störungen in den Entwicklungsjahren entspringenden Irrtrieb, Feuer anzulegen, um eine Erschütterung des Nervensystems zu erreichen und sich selbst als Urheber eines aufregenden Ereignisses zu sehen. Oft verrät sich solche Pyromanie durch die heftige Freude des Brandstifters über die gelungene Tat oder gar durch zu frühzeitiges Alarmieren. Meist wiederholt der Pyromane seine Untat, weil sie ihm Erleichterung der psychischen Spannung gebracht hat. Gewöhnlich liegen diesem Irrsinne Störungen des Geschlechtslebens zugrunde. — Vgl. J. A. Knop, Die Paradoxie des Willens. Leipzig 1863. Gimbal, Annales médicopsychologiques. 1905 II, S. 353ff. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909, S. 407 f.

Pyrrhonismus s. Skepsis.

Digitized by Google

Pythagoreismus heißt die durch Pythagoras von Samos, von dem wir nur weniges, und dies auch nur unsicher wissen, (6. Jahrh. v. Chr.) in Unteritalien begründete religiös-ethische und wissenschaftliche Lehre, die durch das griechische Altertum festgehalten, fortentwickelt und umgestaltet ist und bald mehr in ihren religiös-ethischen Tendenzen, bald in ihren wissenschaftlichen Zügen Anhänger und Fortsetzer gefunden hat. Der Pythagoreismus teilte mit den Orphikern die Lehre von der Seelenwanderung und forderte einen asketischen Lebenswandel mit dem Ziele der Erlösung aus dem Kreise der Geburten. Er lehrte die Abhängigkeit der Töne von der Saitenlänge des musikalischen Instrumentes und sah das Wesen der Dinge in der Zahl (Gesetz) und er begründete die Lehre von der Kugelgestalt der Erde. Berühmte Pythagoreer waren zur Zeit des Sokrates Philolaos und dessen Schüler Simmias und Kebes, ferner Okkelos der Lukaner, Timaios von Lokroi, Echekrates und Arion, Archytas von Tarent, Lysis und Eurytos. Die Lehre, daß das Wesen der Dinge die Zahl ist, blieb die Grundlehre aller Pythagoreer. Über die Entwicklung dieser Lehre in ihren Einzelheiten sind wir nicht sicher unterrichtet. — Vgl. Neupythagoreer. — Böckh, Philolaos' des Pythagoreers Lehren nebst den Bruchstücken seines Werkes. Berlin 1819. Ritter, Geschichte der pythagoreischen Philosophie. B. 2. 2. Aufl., Heidelberg 1862. A. Rothenbücher, Das System der Pythagoreer. Berlin 1867. Chaignet, Pythagore et la philosophie pythagorienne. 2. Aufl. 2 Bde. Paris 1875. Döring, Wandlungen in den pythagoreischen Lehren (Archiv f. Geschichte d. Phil., B. 5). Berlin 1892. Bauer, Der ältere Pythagoreismus. Bonn 1897. Diels, Fragmente der Vorsokratiker. 2. Aufl. Berlin 1907. Nestle, Die Vorsokratiker. Jena 1908.

Q.

Qualität (lat. qualitas von qualis = wie beschaffen, gr. *ποιότης*), d. h. Beschaffenheit, wird Dingen, Begriffen und Urteilen zugeschrieben als das ihnen Anhaftende und Unselbständige. Aristoteles (384—322) definierte Qualität als dasjenige, wonach etwas in bestimmter Weise beschaffen ist (*ποιότητα δὲ λέγω, καθ' ἣν ποιοί τινες εἶναι λέγονται.*

Digitized by Google

Kateg. 8 p. 8 b. 25). Er unterscheidet vier Arten von Qualitäten: 1) Eigenschaften und Zustände, z. B. Jugend und Gesundheit, 2) aktive Anlagen, z. B. Lauffähigkeit, 3) passive Beschaffenheiten, z. B. Süßigkeit, 4) Gestalten, wie Geradheit, Krummheit. Unter den Qualitäten eines Dinges versteht man jetzt allgemein seine durch die Sinne in der Empfindung erfaßten Eigenschaften, wie Licht, Farbe, Geruch, Geschmack, Wärme, Kälte, Härte usw. Die philosophische Besinnung führt aber zu der Erkenntnis, daß diese Qualitäten abgesehen von der Empfindung des Subjektes nicht existieren und dem Dinge ohne Beziehung auf ein erkennendes Bewußtsein abzusprechen sind. Diese Erkenntnis drang schon im Altertum bei den Atomisten durch, während die Stoiker die Qualitäten der einzelnen Dinge für Körper erklärten. In der Neuzeit ist sie einer der Grundgedanken der Physik, welche die Qualitäten auf quantitative Verhältnisse zurückführt. Ihren philosophischen Ausdruck fand sie durch Locke (1632—1704), der die Qualitäten sekundäre, nur durch Einwirkung der Dinge auf das wahrnehmende Subjekt bedingte, die Quantitäten primäre, den Dingen selbst zukommende Eigenschaften nennt. Bei Kant (1724 bis 1804), der alle räumlichen und zeitlichen Verhältnisse für subjektiv hält, hat dieser Unterschied Lockes keinen Platz. Bei ihm wird die Qualität zu einer Kategoriegruppe (Realität, Negation, Limitation). Er setzt Quantität und Qualität als extensive und intensive Größe einander gegenüber. Qualität als Kategorie a priori ist ihm demgemäß dasjenige, was sich an jeder Empfindung, als Empfindung a priori erkennen läßt. (Kr. d. r. V., S. 166ff.) — Die Qualitäten eines Begriffs sind seine Merkmale, die seinen Inhalt ausmachen. Man denkt einen Begriff logisch genau, wenn man sich nach seiner Qualität richtet. — Bei Urteilen nennt man gewöhnlich das Verbindungsverhältnis zwischen Subjekt und Prädikat Qualität, und die Urteile sind der Qualität nach bejahende oder verneinende (auch limitierende). Dieser Begriff der Qualität ist nur der Beziehungsbegriff der Verbindung und Trennung und hat mit dem sonstigen Begriff der Qualität nichts gemein. — Vgl. Fries, System der Logik. 2. Aufl., Heidelberg 1819, § 31.

qualitative Gefühle s. Gefühle.

Quantifikation des Prädikats nennen englische Logiker die Einschränkung des Prädikats eines Urteils auf einen solchen Umfang, daß er dem Subjekte quantitativ gleich wird, so daß

Digitized by Google

das Urteil sich in eine Gleichung verwandeln läßt. Danach lautet z. B. das Urteil nicht: die Rose ist rot, sondern: die Rose ist dasjenige Rot, das Rose ist. Die Quantifikation des Prädikats die zuerst von Hamilton (Lecture on metaphysic and logic. London 1859/60) vorgenommen ist, soll eine Algebraisierung der Logik ermöglichen. Sie ist aber eine dem Wesen der Subsumption widersprechende Umgestaltung der Urteilslehre. Die Subsumption beruht gerade auf der Beziehung von Art und Gattung, aber nicht auf der Beziehung der Gleichheit. — Vgl. Wundt, Logik, 3. Aufl., Stuttgart 1906. Bd. I, S. 243 ff.

Quantität (lat. quantitas, von quantus = wie groß, gr. *ποσότης*), Größenbestimmung, Zahlbestimmung, Formbestimmung, wird Dingen, Begriffen und Urteilen zugeschrieben. Aristoteles (384—322) definiert Quantum als das in Teile Zerlegbare (*ποσὸν λέγεται τὸ διαιρετὸν εἰς ἐνυπάρχοντα.* Met. IV, 13 p. 1020 a 7). Quantität eines Dinges nennt man allgemein im Gegensatz zu den durch die Sinne in der Empfindung erfaßten Eigenschaften (Qualitäten) die Art der Verbindung, in der diese Eigenschaften gegeben sind. Quantität setzt daher stets Mehrheit gleichartiger Teile und Verbindung der Mehrheit zu einer Einheit, einem Ganzen voraus und erscheint der Vermehrung und Verminderung fähig. Im einzelnen scheidet sich die Quantität in Menge, Zahl, Größe, Grad, Raum, Zeit, Bewegung, Intensität usw. Quantität gilt als die Grundeigenschaft des Objektes, und die Reduktion der Qualität auf Quantität ist ein Hauptpunkt der naturwissenschaftlichen Methode, da die Quantitätsbegriffe die allgemeinsten und sichersten sind. Daß aber der Begriff der Verbindung ebenfalls seine subjektive Grundlage hat und auch nur den Dingen in Beziehung auf ein Subjekt zukommt, hat Kant (1724—1804) richtig bestimmt. Bei ihm wird die Quantität zu derjenigen Kategorien-Gruppe (Einheit, Vielheit, Allheit) gemacht, die die Anwendung der Mathematik auf Erfahrung ermöglicht. Alle Erscheinungen können nach ihm nur apprehendiert werden durch die Zusammensetzung des Gleichartigen und das Bewußtsein der synthetischen Einheit dieses Mannigfaltigen (Gleichartigen). Das Bewußtsein des mannigfaltigen Gleichartigen in der Anschauung ist aber, sofern dadurch die Vorstellung eines Objekts zuerst möglich wird, der Begriff der Größe (quanti). Alle Anschauungen sind daher extensive Größen (Kr. d. r. V. II. Aufl., S. 202 f.). Damit ist freilich über das Wesen und den Ur-

Digitized by Google

sprung der Quantitätsbegriffe im allgemeinen nicht entschieden. Die höchsten und allgemeinsten unter ihnen sind die Begriffe der Menge und der Zahl. Diese erheben sich, wenn sie auch nur im Zusammenhange mit der Erfahrung gewonnen werden, am meisten über dieselbe, alle anderen Quantitätsbegriffe sind in stärkerem Maße empirischen Ursprungs. — In der Logik bezeichnet die Quantität eines Begriffs seinen Umfang, d. h. die Menge von Dingen oder Begriffen, denen er als Merkmal zukommt. Die Quantität eines Urteils dagegen richtet sich nach dem Umfang seines Subjekts, ist also die Bestimmung, ob das Urteil vom ganzen Umfange des Subjekts ausgesagt wird oder von einem Teile. Quantitativ unterscheidet man also die universalen und die partikulären (auch die singulären) Urteile. — Vgl. Zahl, Größe, Raum. — Fries, System der Logik. 2. Aufl., Heidelberg 1819, § 30.

Quaternio terminorum (lat. = Vierzahl der Begriffe) heißt der Fehler im Schlusse, der entsteht, wenn ein Syllogismus vier Begriffe enthält. Ein richtiger Syllogismus enthält immer nur drei Begriffe, den Oberbegriff, den Unterbegriff und den Mittelbegriff. Wird aber einer der Begriffe in doppelter Bedeutung genommen, so enthält der Syllogismus in Wahrheit vier Begriffe und wird dann zu einem Sophisma (s. d.) oder Paralogismus (s. d.). Eine Quaternio terminorum findet z. B. in dem Schluß statt: Was du aussprichst, geht durch deinen Mund. Nun sprichst du Wagen aus. Also geht ein Wagen durch deinen Mund. Denn hier ist einmal das Wort Wagen und das andere Mal der Gegenstand Wagen als Begriff genommen. — Vgl. Fr. Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 126.

qui bene distinguit, bene docet (wer gut unterscheidet, lehrt gut) ist ein Satz, welcher die Wichtigkeit klarer und deutlicher Begriffe und scharfer Definitionen hervorhebt. Ulrici (1806—1884) setzt das Unterscheiden als Ausgangspunkt alles Philosophierens an.

Quiddität (mittellat. vom lat. quid = was?) bezeichnet bei den Scholastikern das Wesen der Dinge (nach Aristoteles' Ausdruck τὸ τί ἦν εἶναι oder τί ἐστι). — Vgl. Form.

Quietismus (vom lat. quies = Ruhe) heißt diejenige beschauliche Lebensführung, welche sich durch Versenkung in Gott völlig vom Leben abwenden will. Solche Quietisten oder Hesychasten haben sich unter den Buddhisten und unter den

Digitized by Google

Mystikern des Mittelalters (Meister Eckhardt, Tauler) und der neueren Zeit, im 17. Jahrhundert (Molinos, Frau v. Guyon, v. Bourignon, Bunyan, Michael Gichtel) befunden. Molinos bezeichnete reine Gottesliebe und unmittelbare Anschauung Gottes unter Vernichtung alles eignen Lebens als den wahren Heilsweg. Auch Schopenhauer (1788—1860) gehört, wenigstens in der Theorie, zu den Quietisten. — Vgl. Molinos, Guida spirituale. Rom 1675. Deutsch von Arnold 1699.

Quietiv (vom lat. quies, Ruhe) nennt Schopenhauer (1788—1860) die intuitive Erkenntnis von der Nichtigkeit der Welt und des Individuums, durch die die Verneinung des Willens zum Leben erzeugt wird. Dieses Quietiv, die Resignation, findet Schopenhauer schon in den höchsten Leistungen der Kunst, an Heiligenbildern und in der Tragödie. — Vgl. Pessimismus.

qui nimium probat, nihil probat heißt: Wer zuviel beweist, beweist nichts. — Vgl. Beweis.

Quintessenz (lat. quinta essentia), eigtl. fünftes Wesen, bezeichnet ursprünglich den Äther, den Aristoteles als fünftes Element annahm (außer Feuer, Wasser, Luft und Erde). Da der Äther für das Vorzüglichste, ja für etwas Göttliches gehalten wurde, so bezeichnete man mit Quintessenz einer Sache auch ihr Wesen, ihren wirksamsten Bestandteil. Die Alchimisten haben auch den Alkohol wegen seiner belebenden Wirkungen fünfte Essenz genannt. — Vgl. Äther.

quod dubitas, ne feceris (tue nicht, was du bezweifelst) ist eine gute sittliche Vorschrift, wonach wir so lange lieber nicht handeln sollen, als wir noch in Zweifel sind, ob die Handlung gut oder böse sei. Dies spricht schon Cicero (de offic. I, 30) und Plinius (ep. I, 18) aus, auch Paulus (Röm. 14, 23). — Vgl. Gewissen.

Quodlibet (lat. quod libet = was beliebt) hieß bei den Scholastikern eine Schrift vermischten Inhalts, welche meist nach Art des Katechismus aus Fragen und Antworten bestand (quaestiones et responsiones quodlibeticae). Verfasser und Ausleger solcher Schriften hießen Quodlibetarier, z. B. Goethals († 1293), Hervay († 1323), Mayronis († 1325).

Digitized by Google

R.

Rabulistenbeweis (vom lat. rabula = Rechtsverdrehung) heißt ein Scheinbeweis, der auf falschen Schlüssen, Scheingründen, sinnwidriger Auslegung der Tatsachen oder der Gesetze und dgl. beruht, wie ihn ränkevolle Sachwalter anwenden. — Vgl. Beweis, argumentum ad hominem.

Rache (ahd. rahhe, mhd. râche = Verfolgung, vom ahd. rehhan, got. wrikan = verfolgen) heißt die ursprüngliche Form der persönlichen Vergeltung einer uns zugefügten Übeltat oder Beleidigung. Rache ist eine Befriedigung des Hasses. Sie ist dem unzivilisierten Menschen natürlich, ist aber vom sittlichen Standpunkte aus verwerflich, weil der sich Rächende im Affekt handelt und dadurch unfähig wird, unparteilich zu handeln und die erlaubten Grenzen innezuhalten. Die Süßigkeit der Rache beruht darauf, daß wir die Willkür und Überlegenheit dessen überbieten, der uns Böses zugefügt hat. Rachgier oder Rachsucht ist die leidenschaftliche Begierde nach Rache. Typen des rachgierigen Menschen sind Krimhilt und Shylock.

radikal (fr. radical, vom lat. radix = Wurzel) nennt man eine Denk- oder Handlungsweise, welche einen Grundsatz bis zu seinen äußersten Konsequenzen verfolgt, bis auf die Wurzel, bis auf den Grund geht, also vom Fundament aus aufbaut oder bis zum Fundament zerstört. So spricht man z. B. von Radikal-Reformern. Der Ausdruck radikal wird besonders für solche Richtungen in Wissenschaft und Leben gebraucht, die einem richtigen Grundsatz zuliebe alles damit nicht Vereinbare ausnahmslos abweisen und jede Fortentwicklung ausschließen wollen. Kant (1724—1804) redet von dem „radikalen Bösen in der menschlichen Natur", d. h. dem uns angeborenen, in unserer Gebrechlichkeit, Unlauterkeit und Verkehrtheit beruhenden natürlichen Hange zum Bösen, infolgedessen der Grund aller Maximen verdorben ist, um einen ähnlichen Gedanken auszudrücken, wie ihn die Kirchenlehre in der Lehre von der „Erbsünde" vertritt. — Vgl. Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 3—64.

Raison (frz. raison) heißt Vernunft, Einsicht, Erkenntnis: raisonnieren heißt verständig betrachten, reden, urteilen und schließen, auch vernünfteln, schwatzen, widersprechen. Rai-

Digitized by Google

sonnement heißt Beurteilung, verständige Betrachtung, Schlußkette, aber auch Geschwätz, Vernünftelei.

Ratiocination (lat. ratiocinatio) heißt Schlußfolgerung.

rational (lat. von ratio = Vernunft), vernünftig, heißt 1. der Gegensatz von empirisch oder sensual und ist dann soviel als aus der Vernunft stammend. So spricht man von einer empirischen und rationalen Psychologie, und so nennt man rational alle Erkenntnisse, die durch reines Denken gewonnen werden. Rational verfährt derjenige, welcher sich nicht auf die Aussagen seiner Sinne verläßt, sondern sich auf Begriffe stützt. Eine rationale oder rationelle Lebensweise ist eine vernünftige. Nach rationaler Erkenntnis strebten vor allem der Cartesianismus, der Spinozismus, die Leibniz-Wolfische und die Kantische Philosophie. 2. In der Mathematik nennt man rational diejenigen Zahlen, welche sich entweder durch ganze Einheiten oder durch Teile der Einheit genau ausdrücken lassen.

Rationalismus heißt der Gegensatz 1. zum Empirismus und Sensualismus, 2. zum Skeptizismus und Kritizismus, 3. zum Supranaturalismus und Historismus. Im Gegensatz zum Empirismus (s. d.) und Sensualismus (s. d.) heißt Rationalismus im engeren Sinne diejenige methodische Richtung der Philosophie, die, von dem Vorbilde der Mathematik ausgehend, die Form und den Inhalt allen Wissens aus der Vernunft unabhängig von aller Erfahrung ableiten und aus der Philosophie ein System von Vernunftschlüssen, an deren Spitze ein oberster Grundsatz steht, machen möchte (vgl. Noologist). Aus dem obersten Grundsatze versucht sie durch folgerichtige Ableitung das Ganze des begrifflichen Wissens zu gewinnen. Der Rationalismus ist die Grundrichtung der griechischen Philosophie gewesen und ist namentlich von Platons Philosophie nicht zu trennen. In der Neuzeit ist er in Frankreich von Descartes (1596—1650) geschaffen, von ihm auf Spinoza übergegangen und dann für lange Zeit die Methode der deutschen Philosophie geworden. Leibniz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart sind seine namhaftesten Vertreter gewesen. Als oberster Grundsatz galt ihm bis auf Kant der Satz der Identität oder der des Widerspruchs. Kant stellte dagegen den Gedanken der Möglichkeit der Erfahrung und damit den Begriff der transscendentalen synthetischen Einheit der Apperzeption an die Spitze seines Vernunftsystems. Auch der nachkantische Idealismus suchte nach neuen Ausgangspunkten, und bei

Digitized by Google

Hegel entwickelte sich der Rationalismus zum Panlogismus. Es ist jedoch noch keine rationale Ableitung des Wissens zustande gekommen, ohne daß irgendwo, bewußt oder unbewußt, die Erfahrung zu Hilfe genommen ist. — Im Gegensatz zum Skeptizismus (s. d.) und Kritizismus (s. d.) ist der Rationalismus oder Dogmatismus im weiteren Sinne diejenige erkenntnistheoretische Ansicht von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis, die unbedingtes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit unserer Vernunft setzt und an der Überzeugung von der Begreiflichkeit der Welt festhält. Dieser erkenntnistheoretische Rationalismus macht die Vernunft zur Alleinherrscherin im Reiche der Wahrheit und erklärt ihr Regiment für absolut. Von Descartes im Aufbau seines Systems geschaffen, hat er sich mehr negierend und die historisch gegebenen Verhältnisse in Gesellschaft, Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst auflösend, als agitatorische Aufklärungsphilosophie im 18. Jahrhundert in Frankreich entwickelt und hier den Glauben an die Autoritäten untergraben. Mehr positiv sich haltend und in vornehmerer Wissenschaftlichkeit hat er in Deutschland durch Leibniz und Wolf seine Ausbildung empfangen und im 19. Jahrhundert in Fichtes, Schellings und Hegels Systemen fortgelebt. Auch in Deutschland zeigt er im 18. Jahrhundert Abneigung gegen das historisch Gegebene, und sein stets von ihm im Auge behaltener Gegner ist der Aberglaube gewesen. Er hat mit Erfolg dahin gewirkt, uns von dem Erbe mittelalterlicher Befangenheit zu befreien. Vor allem hat er den Versuch gemacht, sich mit der Theologie auseinandersetzend, Glauben und Wissen zu einem einheitlichen System zu vereinigen, bei dem nicht mehr wie im Mittelalter die Theologie der Philosophie übergeordnet ist, sondern umgekehrt sich der Glaube nach der Vernunft richten muß. — In dieser Funktion und im Gegensatze zum Supranaturalismus und Historismus heißt Rationalismus diejenige theologische Richtung, welche in Glaubenssachen den Gebrauch der Vernunft nicht nur für erlaubt, sondern sogar für notwendig hält. Vernunft und Offenbarung sind nach rationalistischer Auffassung in Einklang zu bringen, und die Vernunft ist das Kriterium für die Offenbarung. Die Heilstatsachen erklären sich auf natürlichem Wege. Der Wunder bedarf es nicht. Nicht im Dogma, sondern in dem moralischen Inhalt liegt der Wert der christlichen Religion. Der theologische Rationalismus ist in Deutschland durch Chr. Wolf (1679 bis

Digitized by Google

1754) begründet. Dieser stellte in seiner „Theologia naturalis“ 1737 (Natürliche Theologie) eine Vernunftreligion dem positiven Glauben gegenüber. Hieran schloß sich die durch Ernesti (1707—1781) begonnene und eingeleitete, durch Semler (1725—1791), Töllner (1724—1774), Griesbach (1745—1812) u. a. fortgesetzte Kritik der Bibel und Kirchengeschichte. Zu den Theologen traten in der Bekämpfung des alten Glaubens und in dem Versuch, einen Vernunftglauben zu schaffen, die Popularphilosophen (s. d.) hinzu, deren Organ, Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, seit 1765 für eine ziemlich seichte Aufklärung eintrat, welche auf religiösem Gebiet nichts gelten lassen wollte, was sich nicht vor dem „gesunden Menschenverstande“ (common sense) rechtfertigen könnte und was über eine kahle Verständigkeit und Moralität hinausging. Kant (1724—1804) verwarf die eudämonistische Moral des Rationalismus, negierte aber auch zugleich alle positiven Elemente der Religion (Offenbarung, Wunder, Weissagung). Auch er betrachtete die Vernunft als die einzige Offenbarungsquelle und duldete nichts Mystisches und Unbegreifliches in der Religion. Um nun aber doch die geschichtliche Wahrheit der hl. Schrift, deren Autorität sie anerkannten, zu retten, ohne mit der Vernunft in Widerspruch zu geraten, verirrten sich die Rationalisten in gewaltsame Auslegungen. So ist viel Plattes und Unnatürliches beim Rationalismus herausgekommen, und der Rationalismus erscheint als das echte Kind des 18. Jahrhunderts, der Zeit der Ernüchterung, Verständigkeit und Aufklärung. Gegen ihn erhoben sich aus den Kreisen der führenden Geister historisch denkende Männer wie Hamann, Herder, Jacobi, Lavater u. a. und danach die Romantiker und vor allem Schleiermacher und Schelling und innerhalb der Theologie die Supranaturalisten. Schleiermacher hat in seiner „Glaubenslehre“ versucht, den Gegensatz zwischen Rationalisten und Supranaturalisten durch eine tiefere Erfassung des Begriffs der Religion zu überwinden. Weniger den Angriffen der Supranaturalisten als dem historischen Sinn des 19. Jahrhunderts und der Vertiefung des Religionsbegriffs durch Schleimacher ist der Rationalismus, dessen letzte Vertreter Paulus (1761—1851), Wegscheider (1771—1849) und Röhr (1777—1848) u. a. waren, wehrlos zum Opfer gefallen. — Vgl. a posteriori, Aufklärung, Empirismus. — Stäudlin, Gesch. des Rationalismus und Supranaturalismus. Göttingen

Digitized by Google

1826. K. Hase, Theologische Streitschriften. 3 Hefte. Jena 1834—1837. Rückert, Der Rationalismus. Halle 1859. Fr. Paulsen, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie. Leipzig 1875. G. Frank, Geschichte der protestantischen Theologie. Bd. 3 u. 4. Leipzig 1875 u. 1905. R. Eucken, Geist. Strömungen d. Gegewart. 1904. S. 117 ff. Benn, History of rationalism in the 19. Century. 2 Bde. London 1906.

Raum und Zeit. Alles, was wir wahrnehmen, und alles, was wir uns vorstellen, versetzen wir in Raum und Zeit. Bei jedem Ereignisse fragen wir, wo und wann es geschehen ist. Der naive Mensch findet dabei nichts Auffallendes, während der Philosoph damit auf eines der schwierigsten erkenntnistheoretischen und psychologischen Probleme stößt. — Zunächst ist es klar, daß wir uns die Dinge, wenn wir sie in Raum oder Zeit versetzen, als Glieder einer Mannigfaltigkeit nebeneinander oder nacheinander vorstellen. Jenes geschieht bei den sogenannten Außendingen, dieses bei allen Veränderungen der Außendinge und allen Vorgängen in der Innenwelt. Überlegen wir nun, was wir uns eigentlich unter Raum und Zeit vorstellen, so ergibt sich, wenn wir von allem abstrahieren, was als Inhalt in den Raum und in die Zeit hineinversetzt wird, daß wir uns den Raum als eine Form der Gegenstände oder der seienden Dinge und die Zeit als eine Form des Geschehens oder Werdens vorstellen. Für das naive Denken existieren diese Formen als etwas Selbständiges, vor dem Inhalte Fertiges und auf diesen Wartendes, der Raum als ein ungeheures Gefäß, welches alles umschließt (etwa eine Kugel) (vgl. Aristot. Phys. IV, 4 p. 212 a 15 *ὁ τόπος ἀγγεῖον ἀμεταχίνητον*), die Zeit als der stetige Übergang von dem, was war, zu dem, was sein wird, als ein sich selbst bewegender Fluß. Jenen denkt man sich durch drei rechtwinklige Abmessungen von einem Punkte aus bestimmt, diese als eine immer entstehende, aber nie daseiende Linie von einer Dimension.

Nun lehrt aber die Erkenntnistheorie, daß die ganze Außen- und Innenwelt uns nur in unserem Bewußtsein gegeben ist. Raum und Zeit sind trotz aller Beziehung zum Wirklichen also nicht etwas, was den Dingen unabhängig von unserem Bewußtsein angehört, sondern wie jede Verbindungsform der Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen

Digitized by Google

aus der Tätigkeit des Subjekts entspringt, so sind auch sie nur unter Voraussetzung eines Subjekts, das zur Wirklichkeit in Beziehung tritt, vorhanden. Diese Lehre von der transscendentalen Idealität von Raum und Zeit, die Kant (1724 bis 1804) in seiner Kritik der reinen Vernunft (1781) und schon vorher (1770) aufgestellt hat, muß jetzt zu den gesicherten Resultaten der Erkenntnistheorie gerechnet werden.

Raum und Zeit scheiden sich nun bestimmt und klar von den Qualitäten der Empfindung. Sie sind die extensiven Formen, in denen sich die Elemente der Empfindungen unmittelbar und in fester Ordnung zueinander, sowie auch in Beziehung zum Subjekte verbinden. Solche Formen sind aber nicht selbst Empfindungen. Und weil sie nur Verbindungsformen von Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen sind, können sie auch nicht unmittelbar als Wahrnehmungen oder Vorstellungen gegeben sein. Man kann sich den Raum zwar von allem Inhalt getrennt als absoluten oder reinen unendlichen Raum und die Zeit als leere unendliche Zeit denken, und die Mathematik stellt die ideale Forderung, sie sich so zu denken. Aber jede wirkliche räumliche und zeitliche Vorstellung und Anschauung eines einzelnen Subjekts schließt trotzdem einen, wenn auch noch so verblaßten Empfindungsinhalt in sich ein. Der reine Raum und die reine Zeit wird niemals wahrgenommen oder vorgestellt, sondern nur gedacht. Andrerseits besteht gerade das Wesen der Verbindungsformen, die uns in Raum und Zeit vorliegen, auch darin, daß die Empfindungen sich unmittelbar und assoziativ ohne unseren Willen und unsere Aktivität mit einem gewissen Zwang, den wir erleiden, in sie hineinfügen, und daß diese Formen dann von den Empfindungen und Wahrnehmungen aus durch Reproduktion in die Vorstellungen übergehen. Raum und Zeit haben darum empirische Realität und sind als sinnliche Formen der Anschauungen zu bezeichnen. Sie sind keine begrifflichen Formen und sind etwas stets Einzelnes, nie schlechthin Allgemeines. Sie wollen also wahrgenommen und vorgestellt, aber nicht nur gedacht sein. Nur gedachte Räume oder Zeiten sind keine Räume und Zeiten mehr. Absolute unendliche Räume und Zeiten sind also nichts weiter als Abstraktionsaufgaben, die in Wahrheit nie vom Subjekte gelöst werden und nur als letzte ideale Forderungen der Philosophie und der Mathematik vor-

Digitized by Google

handen sind. Mit Recht hat also Kant Raum und Zeit von den Kategorien (allgemeinen Begriffsformen) geschieden und als sinnliche Formen der Anschauung bezeichnet und ihnen empirische Realität zugeschrieben.

Es fragt sich nun weiter, ob sie als fertige Formen in der Seele liegen oder sich von Fall zu Fall aus den Empfindungen und Vorstellungen des Subjektes entwickeln. Jene Ansicht, die nativistische, wird Kant oft fälschlich zugeschrieben. Das beruht aber nur auf einem hartnäckigen Mißverständnis der Lehre Kants. Kant bezeichnet 1770 Raum und Zeit ausdrücklich als „ursprünglich erworben", nicht als angeboren, und in der Kritik der reinen Vernunft (1781) findet sich nichts, was dieser Annahme widerspricht oder eine Änderung der Ansicht Kants andeutet. Vielmehr verwirft Kant ausdrücklich den Gedanken eines Präformationssystems (vgl. Präformation, Epigenesis, angeboren). Das Apriori hat bei Kant nicht die Bedeutung: „angeboren", oder „fertig im Bewußtsein gegeben", oder „vor aller Erfahrung gegeben", sondern es hat nur die Bedeutung: „aus der Quelle der Vernunft, nicht von außen her entstehend". Das Apriori kann sich somit in der Erfahrung und durch die Tätigkeit des Bewußtseins selbst erst entwickeln und bilden. Kant ist also bezüglich der Lehre von Raum und Zeit kein Nativist, wofür er häufig gehalten wird. Er hat zwar keine genetische Raumtheorie aufgestellt, aber sie läßt sich der Kantschen Lehre ohne Widerspruch hinzufügen. Es kann nun mit Raum und Zeit nicht anders stehn als mit unserem gesamten Bewußtseinsinhalt. Er entwickelt sich erst im Leben innerhalb der Erfahrung und wird schrittweise erworben. Nur die Anlage zur räumlichen und zeitlichen Einordnung der Empfindung ist ein Besitz, den wir durch Vererbung auf der Stufe des höheren tierischen und des menschlichen Lebens bereits überliefert erhalten.

Wenn nun aber alle räumlichen und zeitlichen Vorstellungen sich erst innerhalb unserer sinnlichen Tätigkeit auf Grund der vorhandenen Anlagen entwickeln, so kann die Erkenntnistheorie die Idee einer strengen Allgemeinheit und Notwendigkeit der uns bekannten Zeit- und Raumgesetze, wie sie Kant aufgestellt hat, nicht aufrechterhalten. Raum und Zeit entstehen mit unseren Vorstellungen von in der Wirklichkeit gegebenen Objekten und

Digitized by Google

haben nur den Wert und die Bedeutung des Tatsächlichen. Die Mathematik, soweit sie aus diesen Vorstellungen hervorgeht, insbesondere die Geometrie, beruht auf Tatsachen und ist in ihren Fundamenten ebenso empirisch wie jede Wissenschaft. Aus dem Begriffe der Sinnlichkeit, Empfänglichkeit, Rezeptivität oder Verbindung läßt sich nie Raum und Zeit in der uns gegebenen Form ableiten, nie zeigen, daß Raum und Zeit so beschaffen sein müssen, wie sie sind, und der Gedanke der Möglichkeit anderer Räume und Zeiten wie der unsrigen läßt sich sehr wohl fassen, und wenn auch nie vollständig in Anschauung übersetzen, so doch mathematisch bestimmen und durchführen (s. Metamathematik). Alle geometrischen Lehrsätze haben also nur eine beschränkte Apodiktizität. Die spiritistische Phantasterei, einen mehr als dreidimensionalen Raum als wirklich gegeben anzunehmen, ist natürlich andrerseits durch nichts gerechtfertigt, und alle experimentellen Versuche, ihn nachzuweisen sind Gaukelspiel und Betrug. Es gilt aber noch heute der Satz, den Gauß am 9. April 1830 an Bessel schrieb: „Nach meiner innigsten Überzeugung hat die Raumlehre zu unserem Wissen der selbstverständlichen Wahrheiten eine ganz andere Stellung als die reine Größenlehre; es geht unserer Kenntnis von jener durchaus diejenige vollständige Überzeugung von ihrer Notwendigkeit (also auch von ihrer absoluten Wahrheit) ab, welche der letzteren eigen ist, wir müssen in Demut zugeben, daß, wenn die Zahl bloß unseres Geistes Produkt ist, der Raum auch außer unserem Geiste eine Realität hat, der wir a priori ihre Gesetze nicht vollständig vorschreiben können." Die Lehre von der transscendentalen Idealität des Raumes findet also erst ihre Ergänzung in der recht verstandenen und richtig gewendeten Lehre von dem empirischen Ursprunge von Zeit und Raum, mit der allerdings das Apriori im Sinne Kants als das Notwendige, Allgemeine, aus reiner Vernunft Stammende fällt und nur im Sinne der Entwicklungslehre bleiben kann.

Aus den Bedingungen unserer geistigen und physischen Organisation hervorgehend, entstehen Zeit und Raum mit der Entwicklung des Empfindungslebens. Als Bewußtseinsformen sind sie nicht unmittelbar etwas Wirkliches, aber sie gehören zu dem Objektiven in unseren Vorstellungen, eben weil sie unmittelbar mit den Empfindungen verknüpft sind und die Einordnung in sie ohne Willkür und unter einem gewissen Zwange

Digitized by Google

erfolgt. Im besonderen vollzieht sich die Entstehung der Raum- und Zeitvorstellung im Subjekte nach Wundts genetischer Verschmelzungstheorie, die an Lotze und v. Helmholtz anknüpft und der nativistischen Herings (geb. 1834) entgegengesetzt ist, in folgender Weise: Die Raumvorstellung ist nicht eine ursprüngliche Eigenschaft der einzelnen Empfindungselemente, wie es die Intensität und Qualität der Empfindungen sind, sondern sie setzt ein Zusammensein der Empfindungen als Bedingung voraus und ist die Form fester Ordnung der Sinnesqualitäten. Sie entsteht aus den Funktionen zweier Sinne, des Tastsinns und des Gesichtssinns, ist also die Form der Ordnung der Tastempfindungen und Lichtempfindungen. Der Blindgeborene erwirbt sie nur durch den Tastsinn, der normalsehende Mensch in ihrer feineren Ausbildung mehr durch den Gesichtssinn als durch den Tastsinn. Die Vorgänge, die beim Zustandekommen der Raumvorstellung durch den Tastsinn stattfinden, sind folgende: Ein Gegenstand kommt in Berührung mit dem Tastorgan und ruft eine Tastempfindung hervor. Hierbei bildet sich eine bestimmte Vorstellung von dem Orte der Berührung, die darauf beruht, daß jedem Punkte des Tastorgans eine eigentümliche qualitative Färbung der Tastempfindung zukommt, die von der Qualität des äußeren Eindrucks unabhängig ist. Die lokale Färbung der Empfindung wird das Lokalzeichen (s. d.) der Empfindung genannt. Diese Lokalzeichen oder Ortsempfindungen schließen, jedes für sich, noch keine Raumvorstellung in sich ein. Mit diesen Ortsempfindungen verbinden sich nun aber die Bewegungen des Tastorgans, die von inneren Tastempfindungen begleitet sind. Die einzelne dieser inneren Tastempfindung schließt ebensowenig wie das Lokalzeichen die Raumvorstellung in sich ein. Aber durch die empirisch gegebenen Verbindungen der Empfindungen entsteht die räumliche Vorstellung. Mit je zwei Empfindungen a und b von bestimmter Lokalzeichendifferenz ist stets eine bestimmte, die Bewegung begleitende innere Tastempfindung β, mit einer größeren Lokalzeichendifferenz a und c eine intensivere Bewegungsempfindung γ assoziiert. So ist die aus der Funktion des Tastsinns hervorgehende Raumvorstellung das Produkt einer Verschmelzung äußerer Tastempfindungen und ihrer qualitativ abgestuften Lokalzeichen mit inneren intensiv abgestuften Tast-

Digitized by Google

empfindungen, und zwar bilden bei dieser Verschmelzung die äußeren Tastempfindungen die herrschenden Elemente, während die inneren Tastempfindungen hinter ihnen zurücktreten, wie etwa die Obertöne eines Klanges hinter dem Grundton. Die Verschmelzung selbst ist eine doppelte, wenn auch gleichzeitige. Durch eine erste Verschmelzung ordnen sich die Qualitätsstufen des nach zwei Dimensionen geordneten Lokalzeichensystems in ihrem Verhältnis zueinander nach den Intensitätsstufen der inneren Tastempfindung. Durch eine zweite verbinden sich die durch die Reize bestimmten äußeren Tastempfindungen mit jenen ersten Verschmelzungsprodukten. Die äußere Tastempfindung wechselt mit der Beschaffenheit des objektiven Reizes, aber die Lokalzeichen bilden zusammen mit den inneren Tastempfindungen subjektive Elemente, deren wechselseitige Zuordnung bei den verschiedenen äußeren Eindrücken immer dieselbe bleibt, so daß die psychologische Bedingung für die dem Raume zugeschriebene Konstanz der Eigenschaften gegeben ist, die sich in der Lehre von der Verschiebbarkeit und Drehbarkeit der räumlichen Gebilde ausspricht. Die so erworbene Raumvorstellung ist natürlich reproduzierbar und kehrt in Erinnerungsbildern wieder.

Die Eigenschaften des Tastsinns wiederholen sich beim Gesichtssinn, freilich in viel feinerer Ausbildung. Die Netzhautfläche verhält sich analog einem Tastgebiet, übertrifft es aber an Stärke. Auch bei dem Eintritt einer Gesichtsempfindung durch Einwirkung eines Lichtreizes auf die Netzhaut entsteht die Vorstellung eines ihm zukommenden Ortes, mit der aber die räumliche Vorstellung noch nicht verbunden ist. Doch erfolgt hierbei die Lokalisation nicht wie beim Tastsinn durch die unmittelbare Beziehung auf den entsprechenden Punkt des Sinnesorganes selbst, sondern wir verlegen, ohne daß wir erklären können, warum dies geschieht, den Eindruck an das außerhalb des vorstellenden Subjektes und in irgend einer Entfernung von ihm gelegene Sehfeld. Mit diesen qualitativen Lokalzeichen des Gesichtssinnes, die mit den einzelnen Zuständen der Netzhaut zusammenhängen, verbinden sich die die Bewegungen des Auges begleitenden, ein intensiv abgestuftes System bildenden Empfindungen. Die Bewegungen des Auges spielen bei der Ausmessung von Strecken des Sehfelds eine ähnliche Rolle wie die Tastbewegungen bei Ausmessung der Tasteindrücke, jedoch so, daß die Bewegungen des einen

Digitized by Google

Auges noch durch die des andern unterstützt werden. Mit der einzelnen Empfindung ist auch hier die räumliche Vorstellung nicht verbunden. Sie entsteht erst auf Grund der Verbindung der Empfindungen. Die räumliche Ordnung der Lichteindrücke ist also eine Einordnung des nach zwei Dimensionen geordneten Lokalzeichensystems der Netzhaut in ein intensiv abgestuftes System der die Bewegungen des Auges begleitenden inneren Tastempfindung. Für je zwei Lokalzeichen, a und b, ist die bei der Durchmessung der Strecke a b entstehende Spannungsempfindung α ein Maß der linearen Raumgröße, während einer größern Strecke a c eine intensivere Spannungsempfindung γ entspricht. So vollzieht sich also auch bei der Entstehung der Raumvorstellung durch die Vorgänge im Gesichtssinne eine Verschmelzung. Verschmolzen werden die in der Beschaffenheit der äußeren Reize begründeten Empfindungsqualitäten, die von den Arten der Reizeinwirkung abhängigen qualitativen Lokalzeichen und die durch die Beziehung der gereizten Punkte zum Netzhautzentrum bestimmten intensiv abgestuften Spannungsempfindungen. Auch hier ist die Entstehung der Raumvorstellung an die Vorgänge selbst gebunden, aber die Raumvorstellung ist ebenso reproduzierbar wie beim Tastsinn. Während aber beim Tastsinn sich die qualitativen Lokalzeichen mit den inneren, durch die Bewegung des Tastorgans verbundenen Bewegungen verschmelzen, verbinden sich beim Sehen die qualitativen Lichteindrücke mit den die Bewegungen der Augen begleitenden inneren Tastempfindungen, so daß hier von einem System komplexer Lokalzeichen geredet werden kann. Die räumliche Lokalisation irgend eines Lichteindrucks erscheint demnach als das Produkt einer vollständigen Verschmelzung der durch den äußeren Reiz bestimmten Lichtempfindung mit je zwei zusammengehörigen Elementen jenes komplexen Lokalzeichensystems, und die räumliche Ordnung einer Mehrheit einfacher Eindrücke besteht in der Verbindung einer großen Anzahl solcher Verschmelzungen, die qualitativ und intensiv nach Maßgabe der Elemente des Lokalzeichensystems gegeneinander abgestuft sind. Hierbei sind die von den äußeren Reizwirkungen bestimmten Empfindungen die herrschenden Elemente, gegenüber denen die Elemente des Lokalzeichensystems selbst zurücktreten.

Die durch den Tastsinn und die durch den Gesichtssinn erworbenen Raumvorstellungen und ihre Erinnerungsbilder ordnen

Digitized by Google

sich ineinander ein und ergänzen sich, und zwar so, daß beim Sehenden die letzteren vorherrschen und uns das Bild der Außenwelt liefern. Sie werden schließlich auf alle anderen Sinnesempfindungen übertragen (vgl. Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 10. Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1910, B. II, S. 462ff, S. 530ff, S. 702ff).

Die Bildung der Zeitvorstellungen erfolgt vornehmlich auf Grund von Tast- und Gehörsempfindungen. Doch sind die Bedingungen zu ihrer Entstehung auch bei anderen Empfindungen gegeben. Bei der Bildung der Zeitvorstellung durch den Tastsinn sind es nicht die äußeren, sondern nur die inneren, die Tastbewegungen begleitenden Tastempfindungen, aus denen die Zeitvorstellung hervorgeht. Bei den Bewegungen, besonders bei den rhythmischen Bewegungen, z. B. der Beine und Arme beim Gehen, findet ein regelmäßiges Wechseln qualitativ entgegengesetzter, spannender und lösender Gefühle statt, von denen das lösende sehr rasch verläuft, das spannende langsam zum Maximum aufsteigt, um dann plötzlich zu sinken, und bei deren Wechsel die intensivsten Gefühlsvorgänge sich auf die Grenzpunkte der Perioden zusammendrängen. Die einfachsten zeitlichen Tastvorstellungen, die so entstehen, bestehen demnach in rhythmisch geordneten Empfindungen, die sich gleichförmig wiederholen. Für die Entstehung der Zeitvorstellung durch den Gehörssinn liegen die Bedingungen besonders günstig, wenn es sich um diskontinuierliche Tastfolgen handelt, bei denen den Zeitstrecken selbst jeder objektive Empfindungsinhalt fehlt, und die Gehörseindrücke selbst nur die Begrenzung der Zeitstrecken gegeneinander vermitteln. Auch hier füllen sich die objektiv leeren Zeitstrecken mit einem subjektiven Gefühls- und Empfindungsinhalt, der dem bei rhythmisch verlaufenden Tastbewegungen vollständig entspricht, und es wechseln steigende und erfüllte Erwartung, die auf Spannungsempfindungen des Trommelfells oder auf den inneren Tastempfindungen beruht, die sich mit einem unwillkürlichen Taktieren verbinden.

Verbindet man die Resultate dieser Beobachtung, die sich nur auf die günstigen Fälle der Entstehung der Zeitvorstellung bezieht, so ergibt sich, daß auch die Zeitvorstellung nicht an einer einzelnen isoliert gedachten Empfindung haftet, sondern aus der Verbindung psychischer Elemente hervorgeht. Auch

Digitized by Google

hier ist der Vorgang der Entstehung eine Verschmelzung. Bei dieser ist der momentan gegenwärtige Eindruck, der am schärfsten und klarsten wahrgenommen wird und durch Gefühlselemente charakterisiert ist, immer derjenige, nach dem alle andern orientiert werden, wodurch die Vorstellung vom Fließen der Zeit entsteht. Die zeitliche Ordnung nach diesem Orientierungspunkte geschieht durch Hilfsmittel, die analog den Lokalzeichen Zeitzeichen genannt werden können und die im wesentlichen Gefühlselemente sind. Die Erwartungsgefühle sind die qualitativen, die inneren Tastempfindungen die intensiven Zeitzeichen. Die Zeitvorstellung ist daher ihrer Entstehung nach ein Verschmelzungsprodukt beider Arten der Zeitzeichen miteinander und mit den in die zeitliche Form geordneten objektiven Empfindungen (vgl. Wundt, Grundriß der Psychol., 9. Aufl. Leipzig 1909, § 11. Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., B. II, S. 462ff, 530ff, 702ff).

Aus der psychologischen Darlegung der Entstehung unserer Zeit- und Raumvorstellung ergibt sich, daß Zeit und Raum, soviel Analoges sie enthalten, weder gleichgesetzt, noch vollständig parallelisiert werden können. Die psychologischen Grundlagen der Zeitvorstellung sind, trotzdem wir nur von einer Zeit reden, viel allgemeiner als die der Raumvorstellung. Die Zeit wird zur Ordnung aller unserer psychischen Elemente, zur Grundform der inneren Wahrnehmung und ist somit allgemeiner als die Raumform. Die Ordnung, die im Raume den psychischen Elementen gegeben wird, ist nur fest in bezug auf die Elemente selbst, aber veränderlich bezüglich des Subjekts, so daß wir die Möglichkeit einer Drehung und Verschiebung der räumlichen Gebilde ohne Änderung derselben zugeben. Die Ordnung, die dagegen in der Zeit den psychischen Elementen gegeben wird, ist fest auch bezüglich des Subjekts, so daß jede Veränderung in dieser Beziehung auch eine Veränderung der Zeitelemente zueinander herbeiführt. Der Raum hat drei Dimensionen, die Zeit nur eine. Aber die Punkte in dieser Dimension sind nie zugleich gegeben. Die völlige Parallelisierung von Raum und Zeit ist also unmöglich.

Die Ansichten der Philosophen über das Wesen von Raum und Zeit haben sehr geschwankt. Die reale Existenz des leeren Raumes nahmen im Altertum die Pythagoreer, die Atomisten und Epikureer an, während die Eleaten sie leugneten. Platon (427—347) setzte Materie und Raum einander

Digitized by Google

gleich. Beide sind ihm ein Nichtreales. Aristoteles (384 bis 322) erklärte den Raum für die erste unbewegte Grenze des umschließenden Körpers gegen den umschlossenen und leugnete den leeren Raum (*τὸ τοῦ περιέχοντος πέρας ἀκίνητον πρῶτον τοῦτ' ἐστιν ὁ τόπος.* Phys. IV, 4 p. 212 a 20). Die Stoiker lehrten die Existenz eines von der stofflichen Welt unterschiedenen leeren Raumes. Der Raum ist für sie ein unkörperliches Ding, das vom Körperlichen ausgefüllt werden kann und als erfüllter Raum auch ausgefüllt ist, als leerer Raum nicht ausgefüllt ist. — Von den Neueren nahm Descartes (1596—1650) wie Platon Raum und Materie für identisch, indem er als das Wesen des Körperlichen die Ausdehnung ansah. Für Leibniz (1646—1716) dagegen war der Raum nur eine verworrene Vorstellung. In der sinnlichen Auffassung erscheint uns die Ordnung der Monaden als Ordnung koexistierender Phänomene. Chr. Wolf (1679—1754) definierte den Raum als die Ordnung der Dinge, die zugleich sind (Vernünft. Ged., § 46). Kant (1724—1804) erfaßte den Raum richtig als sinnliche Form und lehrte seine transscendentale Idealität und empirische Realität. Seine Lehre von der Reinheit, Unendlichkeit und Apriorität der Raumanschauung und Apodiktizität der Mathematik entspricht zwar dem rationalistischen Gesichtspunkte seiner Philosophie, ist aber nicht haltbar. Gegen sie sind von mathematischer Seite triftige Einwendungen namentlich von Lobatschewsky, Gauß, Riemann, v. Helmholtz u. a. gemacht worden. Die Raumtheorie Kants lebt also nur modifiziert in der Gegenwart fort. Den physiologisch-psychischen Prozeß, durch den die Raum- und Zeitvorstellung erworben wird, hat in neuerer Zeit im Anschluß an Lotze und von Helmholtz vor allem Wundt (geb. 1832) festgestellt, der die Theorie des komplexen Lokalzeichens geschaffen hat. An Wundt sich anlehnend, gibt Hellpach (Die Grenzwissenschaften der Psychologie, S. 142 ff.) eine ausführliche Theorie der Raumanschauung, die aber Mißverständnisse der Kantischen Lehren in sich einschließt. Von Lotze ausgehend, hat C. Stumpf (Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung. Leipzig 1873) die Entstehung der Raumvorstellung klargelegt.

Die Zeit ist nach Platon mit dem Himmel entstanden. Nach Aristoteles ist sie die Zahl der Bewegung in bezug auf das Früher und Später (*ὅτι μὲν τοίνυν ὁ χρόνος ἀριθμὸς*

Digitized by Google

κινήσεως κατὰ τὸ πρότερον καὶ ὕστερον — φανερόν, Arist. Phys. IV, 11 p. 220 a 24). Für den Stoiker war die Zeit wie der Raum ein unkörperliches Ding, der Abstand der Weltbewegung. Descartes (1596—1650) sah in ihr einen Modus des Denkens (modus cogitandi) und definierte sie nach Aristoteles als 'numerus motus'. Ihm folgte Spinoza. Für Leibniz (1646—1716) war die Zeit 'l'ordre des possibilités inconsistentes', für Wolf (1679—1754) die Ordnung dessen, was aufeinander folgt (Vernünft. Gedanken, § 94). Kant (1724 bis 1804) verbindet die Raum- und Zeittheorie miteinander. Ebenso wie der Raum ist ihm die Zeit sinnliche Form, und zwar Form des inneren Sinnes und von transscendentaler Idealität. Ebenso wie vom Raume, lehrt er die Reinheit, Unendlichkeit und Apriorität der Zeitvorstellung, ebenso wie in der Raumtheorie will er die Apodiktizität der Mathematik mit auf die Apriorität der Zeitvorstellung aufbauen. Aber von dem Erscheinen der Prolegomena ab begeht er in seiner Zeittheorie den Irrtum, daß er den Zeitbegriff als Grundlage des Zahlbegriffs ansieht und nun die Arithmetik ebenso in Verbindung mit seiner Lehre von der Zeit setzt, wie die Geometrie mit seiner Raumlehre. Die erste Auflage der Kritik der reinen Vernunft ist von diesem Irrtum noch frei. Daß der Begriff der Zeit seine mathematische Verwendung erst in der Kombinations- und Reihenlehre findet, die Grundbegriffe der Arithmetik aber nichts damit zu tun haben, muß Kant gegenüber betont werden (vgl. Zahl). Aber ebensowenig ist seine Parallelisierung von Zeit und Raum als richtig anzuerkennen. Nach Kant ist die erkenntnistheoretische Frage bezüglich der Zeit wenig behandelt und nur die psychologische Theorie von der Zeit gefördert worden. Eine philosophische Theorie andersartiger Zeiten, als unsere Erfahrungszeit ist, ist nicht aufgestellt worden und dürfte besondere Schwierigkeit haben, da mit mehrfachen Dimensionen bei der Zeit nichts auszurichten ist. Neuerdings ringt aber eine neue Zeitauffassung in der Physik um Anerkennung. Das Scheitern aller Versuche, eine Äthertheorie zu schaffen, die mit der mechanischen Naturanschauung vereinbar ist, drängt zu der Aufstellung eines Prinzips der Relativität, zu dessen Entdeckung der erste Schritt mit der Frage zusammenfällt: „Welche Beziehungen müssen zwischen den Naturkräften bestehen, wenn es unmöglich sein soll, an dem Lichtäther irgendwelche stoffliche Eigenschaften nachzuweisen, wenn sich also

Digitized by Google

die Lichtwellen, ohne überhaupt an einem materiellen Träger zu haften, durch den Raum fortbewegen?" Eine solche Relativitätstheorie würde auch zu einer neuen Auffassung der Zeit zwingen, die der Zeitgröße ebenso wie der Geschwindigkeit nur eine relative Bedeutung zuschreiben kann. „Eine Zeitangabe" hätte danach „in der Physik erst dann einen bestimmten Sinn, wenn der Geschwindigkeitszustand des Beobachters, für den sie gelten soll, in Rücksicht gezogen wird." Nach dem Prinzip der Relativität besitzt die unserer Beobachtung zugängliche physikalische Welt vier vollkommen gleichberechtigte und verstandene Dimensionen, drei von ihnen nennen wir den Raum, die vierte die Zeit, und aus jedem physikalischen Gesetz lassen sich durch Vertauschung der darin vorkommenden Weltkoordinaten drei andere Gesetze ableiten. Vorläufig kann diese Theorie nur als eine Arbeitshypothese von eminenter Fruchtbarkeit gelten (Max Planck, Vortrag auf der Naturforscherversammlung am 23. September 1910. Physikal. Zeitschrift 1910, Nr. 91—23, S. 922—932). — Vgl. Kant, Kritik der reinen Vernunft, S. 191 ff. Th. Isenkrahe, Idealismus oder Realismus. 1883. C. Stumpf, Psychol. Ursprung der Raumvorstellung. Leipzig 1873. Baumann, Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik. 2 Bde. Berlin 1868—1869. B. Erdmann, Die Axiome der Geometrie. 1877. Schlesinger, Substantielle Wesenheit des Raumes und der Kraft. Wien 1885. Wundt, Grundzüge der phys. Psychologie. 6. Aufl. Leipzig 1908 ff., B. II. S. 462 ff, 530 ff. Max Simon, Didaktik und Methodik des Rechen-, Mathematik- und Physik-Unterrichts. München 1895. 2. Aufl. 1908. Döring, Über Raum und Zeit. Berlin 1894. Branislav Petroniewics, Die typische Geometrie und das Unendliche. Heidelberg 1907. E. van Biéma, L'espèce et le temps chez Leibniz et chez Kant. Paris 1908. W. Förster, Über Zeitmessung und Zeitrechnung. Leipzig 1909. M. Palagyi, Neue Theorie des Raumes und der Zeit. Leipzig 1901. Einstein, Zur Elektrodynamik. Annal. d. Phys. 1905. Bd. 17. v. Ignatowski, Relativitätsprinzip. Arch. d. Math. Bd. 17. 1910. H. Minkowski, Raum und Zeit. Leipzig 1909.

Raumschwelle des Tastsinns nennt die neuere Psychologie den Grenzwert, welcher die kleinste Raumentfernung mißt, in welcher Tastempfindungen noch voneinander getrennt werden können. Sie variiert von 1 bis 2 mm (Zungen- und Fingerspitze) bis zu 68 mm (Rücken, Oberarm, Oberschenkel).

Digitized by Google

Übrigens sind der Zustand des Tastorgans und die Übung von Einfluß auf die Raumschwelle. Je nachdem die Tastempfindungen einander zeitlich folgen oder gleichzeitig stattfinden, unterscheidet man die Sukzessivschwelle und die Simultanschwelle des Tastsinns. Die Werte der Simultanschwelle sind erheblich größer als die der Sukzessivschwelle. — Vgl. Reizschwelle, Schwelle. — Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908 ff. B. II, S. 462 ff. Grundriß d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, S. 125.

Reaktion (fr. réaction) nennt man die Wirkung, die überall in der Natur als Gegenwirkung der Aktion stattfindet. Nirgends in der Natur gibt es bloße Passivität. Die Billardkugel z. B., die gegen eine andere läuft, setzt zwar diese in Bewegung und übt so eine Aktion. Die in Bewegung gesetzte aber übt eine Reaktion aus, indem sie die anlaufende Kugel zurückstößt. Die Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung ist ein Grundgesetz der Mechanik. — In der Psychologie nennt man Reaktion allgemein jede auf äußere Reize durch die Funktion der Nerven erfolgende Gegenwirkung eines beseelten Organismus, dann in engerem Sinne und im Gegensatz zu den Reflexvorgängen die durch psychische Motive bestimmte willkürliche Gegenwirkung. — Vgl. physiologische Zeit.

Reaktionsversuche nennt Wundt (geb. 1832) diejenigen experimentellen Versuche, bei denen durch äußere Hilfsmittel Reizeinwirkungen erzeugt werden, die mit äußeren Handlungen abschließen. Sie zeigen den Verlauf von Willensvorgängen und dienen auch dazu, die Geschwindigkeit gewisser psychischer und psycho-physischer Vorgänge zu bestimmen. Mittelst eines Chronoskops ist es möglich, die Reaktionszeit, d. h. die Zeit zwischen der Einwirkung eines (Licht-, Schall- oder anderen Sinnes-)Reizes und einer daraufhin mit Absicht ausgeführten Bewegung (z. B. der Niederdrückung eines Tasters) zu messen, und daraus die Zeitdauer zu berechnen der zwischen beiden Vorgängen liegenden, teils physiologischen, teils psychischen Vorgänge zu bestimmen. Es gibt eine muskulare oder abgekürzte Reaktion und eine zusammengesetzte Reaktion. Die letztere entsteht, wenn in den Vorgang noch weitere psychische Akte (Erkennungsprozesse, Wahlprozesse usw.) eingeschaltet werden. — Vgl. physiologische Zeit. — Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, S. 235 ff. Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 380 ff.

Digitized by Google

Reaktionszeit s. physiologische Zeit, Reaktion, Reaktionsversuche.

real (v. lat. res) heißt 1. sachlich oder dinglich; 2. gegenständlich, objektiv und 3. materiell und wirklich. Der Gegensatz zu real ist entweder sprachlich, verbal, oder ideal, oder imaginär. Man spricht z. B. von Realwissenschaften und Sprachwissenschaften, von Realinjurien und Verbalinjurien, von Realwerten, Idealwerten und imaginären Werten.

Realdefinition oder Sacherklärung (definitio realis) heißt (nach St. Mill) diejenige Definition, die nicht nur den Gebrauch eines Namens festlegt (Nominaldefinition), sondern auch die innere Möglichkeit des durch den Begriff bezeichneten Gegenstandes und die reale Gültigkeit des Begriffs zum Ausdruck bringt. Nach Wundt handelt es sich in der Realdefinition um die systematische Stellung eines Begriffes, auf die die Nominaldefinition keine Rücksicht nimmt. — Vgl. Definition. — Ueberweg, Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 61. Wundt, Logik. B. II, 3. Aufl., Stutgart 1907, S. 42.

Realdivision heißt diejenige Einteilung, welche den Begriff eines Wortes nicht bloß in seine verschiedenen Bedeutungen, wie die Wörterbücher es tun, zerlegt, sondern logisch in seine Arten einteilt. — Vgl. Einteilung.

Realen nannte Herbart (1776—1841) die letzten wirklichen Bestandteile alles Seins, die er sich, indem er die Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit der für Dinge widerspruchsvoll ansah und an Stelle des Dinges mit vielen Eigenschaften eine Vielheit von Beziehungen der Dinge setzte, als substantiell, quantitätslos, schlechthin einfach, affirmativ, von unveränderlicher Qualität und in unbestimmter Zahl vorhanden dachte. Das Wesen der Realen ist nach Herbart die Selbsterhaltung gegen Störungen. Das Reale Herbarts ist aus der Monade Leibniz', deren Wesen die Vorstellung ist, durch Wendung vom Idealismus zu einer etwas mehr realistischen Auffassung der Dinge entstanden. Doch gelten auch bei Herbart die Selbsterhaltungen der Seelenrealen für Vorstellungen, so daß seine Metaphysik im wesentlichen idealistisch bleibt, wie die Leibniz' es war. — Das Reale der Empfindung ist bei Kant (1724 bis 1804) der Stoff, durch den etwas Existierendes im Raum und in der Zeit vorgestellt wird.

Realismus (lat. res, Sache) heißt in der scholastischen Philosophie des Mittelalters der Gegensatz zum Nomi-

Digitized by Google

nalismus. Der Realismus behauptete in seiner strengsten Form, an Platon anknüpfend, die Universalien, d. h. die allgemeinen Begriffe, seien vor den einzelnen Dingen vorhanden (Universalia sunt ante res), und zwar (als ewige Ideen) in Gott und (als angeborene Ideen) in unserem Geiste. Diesen Standpunkt vertrat Anselm v. Canterbury (1033—1109). Ihm sind die Gattungs- und Artbegriffe nicht subjektive Abstraktionen, sondern Wesen, welche vor den Einzeldingen existieren. An Anselm schloß sich Wilhelm von Champeaux (geb. 1070) an. Der Gegensatz zum Realismus in der Scholastik, der Nominalismus, erklärte die allgemeinen Begriffe für bloße Namen (nomina, voces, flatus vocis) und sprach ihnen die Wirklichkeit ab. Der Nominalismus wurde zuerst vertreten von Roscellin (geb. um 1050) und von Wilhelm von Occam († 1347) erneuert und modifiziert. W. von Occam erkannte die Existenz allgemeiner Begriffe nur im denkenden Geist an (vgl. Konzeptualismus) und sah in ihnen nur Zeichen (termini) für die wirklichen Dinge (Terminismus). Neuere Vertreter des Nominalismus sind Hobbes, Locke, Berkeley, Stuart Mill usw. Eine vermittelnde Stellung zwischen Realismus und Nominalismus nahm Abälard (1079—1142) ein. Abälard schrieb den allgemeinen Begriffen zwar keine gesonderte Existenz, aber die Existenz im Einzelnen (universalia sunt in rebus) und im göttlichen Geiste als conceptus mentis zu. Die ganze Streitfrage knüpfte an die Einleitung des Porphyrios (233—305) zu Aristoteles' logischen Schriften (*Εἰσαγωγὴ περὶ τῶν πέντε φωνῶν*) an, in der untersucht wird, ob die fünf Begriffe: Gattung (*γένος*), Differenz (*διαφορά*), Art (*εἶδος*), Eigentümlichkeit (*ἴδιον*) und Accidenz (*συμβεβηκός*) Existenz haben, ob sie ferner Körper oder unkörperliche Wesen seien, und endlich, ob sie von den sinnlichen Objekten gesondert oder nur in und an diesen existieren. Während Porphyrios selbst die Frage nicht entscheidet, beschäftigte sich das Mittelalter eifrig damit, weil die Theologie darauf fort und fort hinwies. Porphyrios selbst neigt zum Realismus hin, Marcianus Capella zum Nominalismus, während Boëthius, Macrobius und Chalcidius vermitteln. Im 16. Jahrhundert ist die Philosophie nominalistisch. Doch erhob sich der alte Streit zwischen Nominalismus und Realismus von neuem bei der Frage, ob es „angeborene Begriffe" gäbe oder nicht. Descartes (1596—1650) behauptete die Existenz angeborener Begriffe und stützte seinen Beweis für das Dasein

Digitized by Google

Gottes darauf. Gott hat die Idee von sich dem Menschen schon im Mutterleib eingeprägt. Doch sind die angeborenen Begriffe nur Dispositionen im Geiste und kommen erst allmählich zum Bewußtsein. Cudworth (1617—1688) kehrte vollständig auf Platons Standpunkt zurück. Gegen ihn polemisierte Locke (1632 bis 1704), der die Existenz angeborener Ideen und Grundsätze vollständig in Abrede stellte. Leibniz (1746—1716) setzte sich wiederum mit Locke auseinander und behauptete, daß die virtuelle Erkenntnis angeboren sei. Kant (1724—1804) suchte den Streit dadurch zu entscheiden, daß er lehrte, der Stoff aller unserer Erkenntnis entstamme der sinnlichen Empfindung, die Form aber der Vernunft. Diese Form gehöre derselben a priori an, aber weder als fertige Vorstellung noch als Disposition, sondern als Funktion der Vernunft. Die nachkantischen Philosophen waren zunächst wieder ganz realistisch, so Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Krause und Schopenhauer, während die neueste Philosophie vielfach dem Nominalismus zuneigt. — Vgl. Nominalismus und Conceptualismus.

Eine andere Bedeutung hat das Wort Realismus in dem neueren philosophischen Sprachgebrauche erlangt, wo es den Gegensatz zum Idealismus (s. d.) bezeichnet. Hier ist der Realismus dasjenige monistische System der Metaphysik, welches das Wissen aus dem Sein ableitet und dem Einzelnen, dem Körper, der Materie die Existenz zuschreibt, dagegen dem Allgemeinen, der Idee, dem Geiste die Existenz abspricht, oder doch nur eine sekundäre Art der Existenz läßt, wodurch alle geistigen Vorgänge zu Begleiterscheinungen des Körperlichen herabgesetzt werden. Der naive Realismus, die Weltauffassung des nicht philosophisch denkenden Menschen, stützt sich auf das Zeugnis der Sinne und glaubt ohne Kritik an die Wirklichkeit des Körperlichen. Der philosophische Realismus dagegen ist sowohl im Altertum wie in der Neuzeit ein Kind der sich zur Philosophie entwickelnden Naturwissenschaft. Er tritt meist im Zusammenhang mit der empiristischen Methode und der sensualistischen Erkenntnistheorie auf. Bald knüpft er mehr an die Erscheinungsform des Stoffes an und wird dann zum Materialismus, bald geht er mehr von den Bewegungsgesetzen des Stoffes und den im Stoffe wirksam erscheinenden Kräften aus und wird dann zum Mechanismus oder Dynamismus. Bei konsequenter und einseitiger Aus-

Digitized by Google

bildung zeigt er stets Hinneigung zum Atheismus. Im Altertum ist er als Atomismus von Leukippos und Demokritos (5. Jahrh. v. Chr.) und Epikuros (341—270) ausgebildet. Seine klassische Epoche hat er im 18. Jahrhundert in Frankreich erlebt, wo er als Materialismus sich aus dem englischen Sensualismus, aus der Naturwissenschaft und aus dem Oppositionsgeist gegen Religion und Konvention entwickelte und eine lebendige Agitationskraft erlangt hat. Sein Hauptvertreter ist Lamettrie (1709—1751, l'homme — machine. Potsdam 1748) gewesen. Das klassische Buch des französischen Materialismus ist das Système de la Nature (1770). Im 19. Jahrhundert hat der materialistische Realismus eifrige Vertreter in Deutschland gefunden in Feuerbach, C. Vogt, Moleschott, Büchner u. a. (s. Materialismus). In der neueren Zeit haben im Gegensatz zu der idealistischen Richtung der deutschen nachkantischen Philosophie Schopenhauer und Herbart nach einem metaphysischen Realismus gestrebt, ohne ihn tatsächlich zu erreichen. Eine Vermittelung zwischen Realismus und Idealismus hat Lotze versucht, nach dessen Auffassung zwar alles in der Welt mit kausaler Notwendigkeit aus den Wechselwirkungen der Dinge hervorgeht, aber durch diese Wechselwirkungen ein dem Ganzen zugrunde liegender Sinn und Plan realisiert wird. — Soweit der Realismus als Naturwissenschaft auftritt, ist er eine sich auf die wahrnehmbare Außenwelt einschränkende folgerichtige und unanfechtbare, aber auf Abstraktion beruhende Gedankenkette. Aber soweit er Metaphysik sein will, kann er nie erweisen, daß die Welt der Sinneswahrnehmung mehr als die eine Seite der wirklichen Welt ist, und er wird durch seine eigenen Schlußfolgerungen über das Sinnenbild der Natur hinaus zu Ergänzungen aus der geistigen Welt gedrängt. — In der Ästhetik ist Realismus diejenige Richtung, welche das Schöne nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalt sucht. Sein Gegensatz ist der Formalismus (s. d.). — Vgl. v. Kirchmann, Über das Prinzip des Realismus. Leipzig 1875. E. v. Hartmann, Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus. 3. Aufl. Berlin 1885. Maydorn, Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Leipzig 1899. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis. 2. Aufl. Tübingen 1904.

Realität (mlat. realitas v. lat. res) heißt in allgemeinster Bedeutung Sachlichkeit, Wirklichkeit. In der Metaphysik

Digitized by Google

bedeutet Realität das Dasein unabhängig von unserer Vorstellung. In der Logik bezeichnet Realität soviel als Bejahung im Gegensatze zur Negation. — Kant (1724—1804) sieht in der Realität eine Kategorie (s. d.) der Qualität. Er unterscheidet die objektive Realität, d. h. die Beziehung einer Vorstellung auf Gegenstände außerhalb des Vorstellungsvermögens, von der subjektiven, d. h. der Gültigkeit für die menschliche Vernunft. Die objektive Realität nennt er empirisch, wenn sie die Beziehung auf durch die Sinne gegebene Gegenstände, auf Erscheinungen enthält, transscendental, wenn sie die Beziehung auf Dinge an sich einschließt, die Realität eines Gegenstandes, welcher unseren Sinnen gegeben ist.

realiter (nlat.) heißt wirklich, in der Tat. Gegensatz dazu ist ideell (geistig) und potentialiter (der Möglichkeit nach).

Realoppugnanz, Sachgegensatz, findet nach Kant (1724 bis 1804, Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen 1763) da statt, wo zwei Dinge als positive Gründe eins die Folge des andern aufheben, wie dies beim Gegensatz der positiven und negativen Zahlen geschieht.

Realprinzip oder Seinsgrund s. Prinzip.

Receptivität oder Receptibilität (nlat.) heißt Empfänglichkeit. Nach Kant (1724—1804) ist Receptivität das Wesen der Sinnlichkeit, während Spontaneität (Selbsttätigkeit) das Wesen des Verstandes ist.

recht bedeutet ursprünglich soviel als gerade, d. h. nicht schief, nicht vom Wege abweichend, dann zutreffend, angemessen, richtig.

Recht (abgel. v. Adj. recht ahd., mhd. reht = gerade, richtig) heißt die Summe erzwingbarer Vorschriften, durch die das Verhalten der Menschen in einer Gemeinschaft geregelt ist. Der Begriff des Rechtes beruht auf den Begriffen der Befugnis und der Pflicht und hat eine subjektive und eine objektive Bedeutung. Subjektiv ist er im Gegensatz zur Rechtspflicht die Befugnis, etwas zu tun oder zu lassen, objektiv ist er die Summe der Gesetze, welche innerhalb einer Gemeinschaft die sich auf äußere Handlungen beziehenden Rechtspflichten und Rechtsbefugnisse der einzelnen zueinander oder zur Gesamtheit regeln. Kant (1724—1804) definiert das objektive Recht als den „Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen ver-

Digitized by Google

einigt werden kann". „Eine jede Handlung ist (demnach) recht, die oder nach deren Maxime die Freiheit der Willkür eines jeden mit jedermanns Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann" (Metaphys. d. Sitten I, S. XXXIII). Dasjenige, was jeder inmitten der übrigen tun darf, ist die Sphäre seiner rechtlichen Freiheit. Dies ist natürlich nach Ort, Zeit und Verhältnissen verschieden. „Mit dem Rechte ist zugleich eine Befugnis, den, der ihm Abbruch tut, zu zwingen, nach dem Satze des Widerspruchs verbunden" (S. XXXV). — Das Recht unterscheidet sich von der Sitte und der Moral. Die Sitte ist die Grundlage des Rechts, und ursprünglich sind Sitte und Recht ein und dasselbe, aber die Vorschriften der Sitte lassen sich nicht erzwingen wie die des Rechts, und eine Trennung beider Sphären tritt mit der schriftlichen Fixierung des Rechts ein. Ein Unterschied des Rechts von der Moral besteht bezüglich des Ursprungs, des Zwecks, der Triebfeder und des Wertes. Der Ursprung der Moral liegt in der Vernunft und der Religion, der Ursprung des Rechts in Verträgen, in der Gewohnheit, im Herkommen, in Sitten usw. Der Zweck der Moral ist die Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst, der Zweck des Rechts die Gemeinschaft der Menschen untereinander. Das Recht fordert die Übereinstimmung der menschlichen Handlung mit dem Gesetze ohne Rücksicht auf die Triebfeder des Handelns und fragt nur nach der äußeren Handlung, die Moral fordert dagegen, daß die Triebfeder der Handlung die Pflicht sei, und urteilt nach der Gesinnung. Auf moralischem Gebiete gibt es nichts Wertloses, nichts Gleichgültiges (*ἀδιάφορον*), wohl aber auf rechtlichem, und innerhalb seiner Rechtssphäre steht es jedem Menschen frei, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt. Die Geschichte beweist, daß der Zwang der Rechtsordnung im Leben der Völker nicht genügt, sondern daß zur Erhaltung menschlicher Gemeinschaften auch die sittlich-religiöse Achtung des Rechts, der Freiheit und Ehre die unentbehrliche Grundlage ist. In der Tat ist der größere Teil der Menschheit von dem natürlichen Gefühl durchdrungen, daß Ordnung, Friede, Sicherheit der äußeren Lebensverhältnisse, Treue und Aufrichtigkeit der Glieder eines Staates nicht bloß aus Nützlichkeitsgründen notwendig, sondern die unentbehrliche Voraussetzung unseres Kulturlebens sind. Daher bilden Moral und Recht keinen unaufhebbaren, sondern nur einen tatsächlichen

Digitized by Google

Gegensatz. — Vgl. Mensch, Persönlichkeit, Pflicht, Rechtsphilosophie. — Vgl. J. Kohler, Das Recht. Frankfurt a. M. 1910. G. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Leipzig 1910.

Rechthaberei heißt das Beharren auf einer zwar an sich nicht allgemein verwerflichen, aber im Einzelfalle nicht anwendbaren Rechtsmaxime. Die Rechthaberei eines Menschen zeigt sich in der hartnäckigen und absprechenden Verteidigung seiner eigenen Behauptungen, während er die gegründeten Einreden anderer ganz unberücksichtigt läßt.

rechtlich heißt derjenige, dem die Rechte anderer ebenso heilig sind, wie seine eigenen. Rechtschaffen heißt ein Mensch, welcher das Gute will und tut, mag es ihm schaden oder nützen, mag er Zeugen haben oder nicht. — Vgl. legal.

Rechtsphilosophie oder philosophische Rechtslehre heißt die Wissenschaft, welche den Ursprung, das Wesen und die Autorität des Rechts untersucht. Zwar ist alles Recht geschichtlich entstanden, und es kann den Anschein haben, als ob es hier nur aus der Willkür des Mächtigen, dort nur aus der Übereinkunft der Parteien, anderswo nur aus Sitten und Gewohnheiten hervorgewachsen sei. Aber bei tieferer Untersuchung erweist sich das Recht doch auch als ein natürliches Erzeugnis der menschlichen Entwicklung, und daher läßt sich die Frage nach den allgemeinen Grundlagen des Rechts nicht abweisen. Es gibt also nicht nur eine Geschichte der Entwicklung des Rechts, sondern auch eine Rechtsphilosophie, und man darf heutzutage, wenn auch nicht mehr von einem Natur- oder Vernunftrecht, so doch von natürlichen Prinzipien und Grundlagen des Rechts reden. In jedem Menschen entwickelt sich ein Gefühl für Recht und Unrecht. Beleidigungen und Mißhandlungen Unschuldiger werden selbst von Unbeteiligten als Unrecht empfunden. Auch nimmt jeder für sich das Recht in Anspruch, die Berechtigung der einzelnen Gesetze zu prüfen. Er sucht also nach Rechtsprinzipien. Kein Gesetz besäße überhaupt Autorität, wenn es nicht zuletzt auf irgend eine Weise zu rechtfertigen wäre. Zur letzten Begründung des Rechtes ist man, soweit man an der Idee eines Naturrechtes festhielt, von verschiedenen Prinzipien ausgegangen, z. B. vom Begriff der äußeren Freiheit, welche jeder einzelne in Anspruch nimmt (wie Kant), oder vom Begriff des Sittlichen, das durch die Gesetzgebung geschützt werden

Digitized by Google

soll (Platon), oder vom allgemeinen Nutzen (Bentham). Je nach diesen Prinzipien wird auch der Umfang des Staatsrechts und sein Verhältnis zu den sozialen und geistigen Sphären, zu Familie, Kunst, Wissenschaft usw. verschieden bestimmt werden.

Die Idee des Rechts leitete sich z. B. aus der Idee der Freiheit nach Kant, der sich an Thomasius und Wolf anschloß, so ab: Jeder Mensch verlangt äußere Freiheit, d. h. die uneingeschränkte Macht, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt. Daraus folgt, daß er aber auch die Selbstbestimmung der anderen respektieren muß. Folglich kann er vernünftigerweise nur ein beschränktes Freiheitsrecht begehren. Er kann nur soviel Freiheit in Anspruch nehmen, als mit der Freiheit eines jeden andern nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen kann. Der dadurch erzielte Stand des Friedens ist die Idee des Rechts. Sein Begriff ist die Regel, welche jene Idee, d. h. die Harmonie der äußeren Freiheit aller, verwirklicht. — Diese Regel muß eine vernünftige und objektive, d. h. zur allgemeinen Anerkennung geeignete und äußerliche Geltung beanspruchende sein. Recht ist also das, was der größtmöglichen Freiheit aller entspricht. Hieraus folgt, daß jeder überall soviel Recht besitzt, als er ohne Widerspruch mit sich selbst anderen gewähren kann. So besitzt er das unbeschränkte Recht auf seine Person, seine Kräfte und Handlungen, sofern dadurch nicht einem anderen ein Zwang angetan wird. Nur an dem Recht des anderen findet das seinige seine Schranke und umgekehrt. Aus der Rechtsgleichheit aller folgt, daß auch jeder, der sich dem Rechte nicht unterwirft, dazu gezwungen werden kann. Die Rechtspflichten, die sich hieraus ergeben, sind nach Ulpian, dem sich Kant anschließt, erstens die lex iusti: „honeste vive" „Sei ein rechtlicher Mensch", zweitens die lex iuridica: „neminem laede" „Tue niemandem Unrecht", drittens die lex iustitiae: „suum cuique tribue" „Tritt in einen Zustand, worin jedermann das Seine gegen jeden andern gesichert sein kann" (Kant, Metaph. d. Sitten. Bd. 1). Die allgemeinen Bedingungen des Freiheitsgebrauchs ergeben sich teils aus der Natur eines freien Wesens, teils aus der Natur der Gemeinschaft solcher Wesen. Auf jener beruht das Privatrecht, auf dieser das öffentliche Recht. Da es sich aber im Recht nur um den äußeren Freiheitsgebrauch handelt, so muß sich das Privatrecht, wenn man das Äußere als Besitz faßt, und Gegenstand dieses Besitzes

Digitized by Google

eine körperliche Sache, oder die Leistung eines andern, oder die andere Person selbst sein kann, in das Sachenrecht, das persönliche Recht und das dinglich-persönliche Recht einteilen lassen. Das öffentliche Recht zerfällt in das Staats-, Völker- und Weltbürgerrecht. Alle solche Ableitungen aus an die Spitze gestellten hypothetischen Prinzipien haben aber etwas Willkürliches und bleiben im Allgemeinen stecken. Es ist richtiger, empirisch und historisch zu Werke zu gehn, und statt mit Prinzipien anzufangen, vielmehr mit Hypothesen zu schließen.

Die Entwicklung der Rechtsphilosophie reicht vom Altertum bis zur Gegenwart. Die Sophisten betrachteten das Recht als Erfindung der Klugheit und identifizierten es mit der Macht. Hippias von Elis (5. Jahrhdt. v. Chr.) lehrte, das Gesetz sei ein Tyrann der Menschen und lehre sie vieles gegen ihre Natur tun (Plat. Prot. 24, p. 337 D *ὁ δὲ νόμος, τύραννος ὢν τῶν ἀνθρώπων, πολλὰ παρὰ τὴν φύσιν βιάζεται*). Platon (427—347) ordnete die Idee der Gerechtigkeit dem System der Tugenden ein, indem er die übrigen Tugenden, die Mäßigkeit (*σωφροσύνη*), die Tapferkeit (*ἀνδρεία*) und die Weisheit (*σοφία*) den einzelnen Seelenteilen zuschrieb, die Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*) aber zur allgemeinen Tugend machte, die darin besteht, daß jeder Teil der Seele seine Aufgabe erfüllt. Den Staat baute er auf der Idee der Gerechtigkeit auf. Wie im Menschen, so besteht auch im Staate das Gute in der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit, in der Beherrschung der Arbeitenden durch die Wissenden. Nach Aristoteles (384—322) führt das Recht, das die Ordnung der staatlichen Gemeinschaft ist, als die allen gebietende Vernunft das glückliche und vernunftgemäße Leben herbei. Doch sollen die Menschen nicht bloß durch Recht und Pflicht, sondern auch durch Freundschaft zusammengehalten werden. So treten uns schon im Altertum drei Standpunkte der Rechtsphilosophie entgegen: Die Sophisten verwerfen das Recht als widernatürlichen Zwang. Platon identifiziert es mit der Ethik, Aristoteles gründet es auf die Idee der Eudämonie. Im Mittelalter wurde das Recht im allgemeinen auf göttliche Offenbarung zurückgeführt, doch bereiteten sich in diesem Zeitraum schon die Ideen des modernen Rechts philosophisch vor. Dies beginnt mit Hugo Grotius (1583—1645), der im Anschluß an Jean Bodin und Joh. Althusius das Prinzip des

Digitized by Google

natürlichen Rechts einführt, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von der Rechtswissenschaft festgehalten worden ist und zum Versuch der Konstruktion des Rechtes aus der Natur der Vernunft im Gegensatz zum positiven (geschichtlich entstandenen) Recht geführt hat. Nach Grotius ist der Bürgerstaat durch Übereinkunft aus dem Triebe nach Geselligkeit zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung entstanden. Recht ist daher alles, was die Natur einer Gesellschaft von jedem für alle fordert und jedem von allen gewährt. Die Entstehung des Staates leitet dagegen Hobbes (1588—1679) aus der Furcht und Klugheit ab. Hobbes und Spinoza (1632—1677) denken sich den Naturzustand als einen Krieg aller gegen alle (bellum omnium contra omnes), aus dem durch einen Staatsvertrag, und zwar nach Hobbes nur durch Übertragung der Gesamtmacht und der Freiheit aller auf einen Willen, nach Spinoza durch Schaffung einer demokratischen oder aristokratischen Staatsform, herauszukommen ist. Eine Vermittlung zwischen Grotius und Hobbes erstrebt Pufendorf (1632 bis 1694), während Locke (1632—1704) den Absolutismus des Hobbes bekämpft. Nach beiden soll der Rechtsstaat die Sicherheit und Freiheit schützen, die der Mensch im Naturzustande habe. Montesquieu (1689—1755), Rousseau (1712 bis 1778) und Kant (1724—1804) leiten das Recht aus der freien Selbstbeschränkung der Menschen ab, welche Rousseau wie Hobbes und Spinoza als einen förmlichen Vertrag (contrat social) darstellte, den das erste Mal alle freiwillig annahmen. Auch Kant leitet aus der Idee der freien Selbstbeschränkung den Satz ab, daß die gesetzgeberische Gewalt in einem Staate nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen kann. Nach J. G. Fichte (1762—1814) ist ein vertragsmäßiger äußerer Zwang die einzig rechtmäßige Quelle der Exekutive. Dabei gilt ihm als der höchste Zweck einer Regierung, sich allmählich überflüssig zu machen. Nach Hegel (1770—1831) lautet das Prinzip des abstrakten Rechtes: Sei Person und respektiere die anderen als Personen! Doch stellt er diesem Vernunftrecht die Sitte und das historische Herkommen als den im allgemeinen Vertrauen lebenden Geist eines Volkes zur Seite. Im Anschluß an die von Hugo (1764—1844) und Savigny (1779 bis 1861) begründete historische Richtung in der Rechtswissenschaft, welche alle Rechtsphilosophie verwirft, erkennt dagegen Herbart (1776—1841) nur faktisches und positives Recht

Digitized by Google

an, dessen Autorität auf dem Mißfallen des Menschen am Streite beruhe. Schopenhauer (1788—1860) sieht in dem Unrecht den „Einbruch in die Grenze fremder Willensbejahung", im Rechte „die Negation des Unrechts", in der Rechtslehre ein Kapitel der Moral, das sich direkt „bloß auf das Tun, nicht auf das Leiden" bezieht. Nach Wundt (geb. 1832) ist das Recht „nicht aus willkürlicher Übereinkunft hervorgegangen, sondern ein natürliches Erzeugnis des Bewußtseins, das in den Gefühlen und Strebungen, die durch das Zusammenleben der Menschen erweckt werden, seine fortdauernde Quelle hat" (Wundt, Log. III, S. 568). In der Gegenwart ist man sich über die historisch-genetische und sozial-teleologische Auffassung des Rechts einig (Paulsen, Ethik in Hinneberg, Kultur der Gegenw. I, VI, S. 288f.) — Vgl. Gerechtigkeit. — J. H. Fichte, System der Ethik. 2 Bde. Leipzig 1850—1853. Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. 2. Aufl., 1868. Ulrici, Das Naturrecht. Leipzig 1872. Stahl, Philosophie des Rechts. 5. Aufl., 2 Bde., Heidelberg 1878. Dahn, Die Vernunft im Recht. Berlin 1879. Goerke, Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorie. Breslau 1880. Schuppe, Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie. Breslau 1881. Lasson, System der Rechtsphilosophie. Berlin 1882. Schuppe, Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie. Breslau 1884. Dahn, Der Begriff des Rechts. Leipzig 1896. Stammler, Die Lehre von dem richtigen Rechte. Berlin 1902. v. Jhering, Der Kampf ums Recht. 5. Aufl. Wien 1903. Der Zweck im Recht. 4. Aufl, 2 Bde., Leipzig 1903. Berolzheimer, System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. 5 Bde., München 1904—1907. H. Cohen, Kants Begründung der Ethik nebst ihren Anwendungen auf Recht, Religion und Geschichte. 2. Aufl., Berlin 1910. G. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Leipzig 1910. J. Kohler, Das Recht. Frankfurt a. M. 1910.

Recognition (lat. recognitio = Wiedererkennung) im Begriffe ist nach Kant (1724—1804) neben der Apprehension (Erfassung) der Vorstellungen in der Anschauung und neben der Reproduktion (Erneuerung) derselben in der Einbildung die Grundbedingung aller Erfahrung. Sie beruht auf der Identität der Funktion der transscendentalen synthetischen Einheit der Apperzeption. „Ohne Bewußtsein, daß das, was wir denken, eben dasselbe sei, was wir einen Augenblick zuvor

Digitized by Google

dachten, würde alle Reproduktion in der Reihe der Vorstellungen vergeblich sein." (Kr. d. r. Vernunft, S. 103.) — Vgl. Reproduktion.

Reduktion (lat. reductio = Zurückführung v. reduco = zurückführen) nennt die Logik die Umwandlung eines verschobenen Schlusses in die regelmäßige Schlußform oder auch die der drei anderen Schlußfiguren in die erste. — Vgl. Schluß, Schlußfiguren, Schlußmodi.

Reflexbewegung (vom lat. reflexus = zurückgebeugt, zurückgewandt) nennt man eine unwillkürliche Bewegung, die durch eine zentrale motorische Nervenerregung (Gehirn, Rückenmark) zustande kommt, welche ihrerseits unmittelbar als Wirkung eines durch den zentripetal leitenden Nerven zugeführten peripherischen Reizes erfolgt. Indem der Bewegungsreiz von einer sensitiven oder sensoriellen Faser auf eine motorische übertragen wird, löst er die Muskelbewegung oder Drüsenabsonderung ohne Vermittlung einer Vorstellung oder eines Willensaktes aus. Solche Bewegungen sind z. B. Husten, Niesen, Erbrechen, Augenblinzeln, Augenschließen, Zucken, Krampf, Entleerungen. Obgleich sie zweckmäßig sind, darf man sie doch nicht von „Gedanken im Rückenmark", wie das geschehen ist, ableiten. Es sind vielmehr mechanische Bewegungen, welche dem Einfluß des Willens nicht ganz entzogen sind. Wahrscheinlich sind sie durch eine regressive Entwicklung aus einer Mechanisierung von Willensvorgängen entstanden, durch die alle zwischen dem Anfangs- und Endpunkt gelegenen psychischen Mittelglieder eliminiert (ausgeschaltet) werden. Ihre Bedeutung für das Seelenleben besteht darin, daß sie die für den Organismus notwendigen Vorrichtungen sichern. Es gibt positive oder eigentliche und negative Reflexbewegungen oder Reflexhemmungen. Die Reflexhemmungen unterbrechen die Reflexbewegungen. In entsprechendem Sinne redet man auch von Reflexempfindungen, die entweder durch Übertragung von sensiblen auf sensible Nervenfasern oder durch das Mittelglied von Reflexbewegungen entstehen. Die Reflexbewegungen sind von den automatischen Bewegungen zu unterscheiden. Die ersteren entstehen aus einer Umsetzung einer äußeren Sinnesreizung in eine motorische Reizung, die letzteren entstehen aus inneren Reizungen in den motorischen Gebieten des Zentralorgans. — Vgl. Körperbewegungen, Automat. — Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 14, S. 231. Grundz. d. physiolog. Psychol. 6. Aufl. Leipzig

Digitized by Google

1908. B. I, S. 293ff. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. III, S. 266ff.

Reflexion (lat. reflexio = Zurückbeugung von reflecto = zurückbeugen, engl. reflection), bezeichnet in der Philosophie allgemein das Denken, die Erwägung, die Vertiefung in eine Gedankenreihe, im besonderen die auf den eigenen Bewußtseinsinhalt gerichtete Aufmerksamkeit, die innere Wahrnehmung, die Vergleichung, Bestimmung und Verknüpfung der Vorstellungen. Die Reflexion betätigt sich also weniger in der Aufmerksamkeit auf die Gegenstände selbst, als in der Richtung auf die Beziehungen, die sie im Denken zueinander haben. Ihr Inhalt ist so mannigfaltig, wie die Vorstellungen selbst und deren Beziehungen. Durch sie hat der Mensch die Innerlichkeit und Besonnenheit, die ihn vom Tier unterscheidet. Der Reflexion über das Gedachte verdankt der Mensch z. B. die Kenntnis der logischen Gesetze. — Schon Platon (427—347) kennt die verständige Reflexion (*διάνοια*) als nächste Vorstufe der Vernunfterkenntnis (vgl. Zeller, Die Philosophie der Griechen II, S. 404f). Aristoteles (384—322) hat zuerst den Gemeinsinn (*τῶν δὲ κοινῶν ἤδη ἔχομεν αἴσθησιν κοινήν.* Arist. de an. III, 1 p 425 a 27) als das Organ der Wahrnehmung, Reflexion, der Einbildung und des Gedächtnisses aufgestellt, dessen Objekt die einzelnen Sinnesempfindungen sind, ohne daß dieser sensus communis usw. als besonderer Sinn zu denken wäre. Bei Thomas v. Aquino (1225—1274) wird dem inneren Sinne alles beigelegt, was nicht dem Intellekt zukommt. Descartes (1596—1650) hat sogar zwei innere Sinne, einen für die Triebe, den anderen für die Affekte, angenommen, während Hobbes (1588—1679) unter dem inneren Sinn nur das Gedächtnis versteht. Der engere Begriff Reflexion rührt von Locke (1632—1704) her. Nach ihm gibt es zwei Quellen der Erkenntnis: Sensation und Reflexion, äußeren Sinn und Selbstwahrnehmung. Durch die Sensation erfahren wir von den Außendingen, die Reflexion ist dagegen die Wahrnehmung der Vorgänge in unserer eigenen Seele. Wir gewinnen durch die Reflexion einen eignen Kreis von Vorstellungen, wie die vom Denken, Zweifeln, Glauben, Begründen, Wissen und Wollen. (Locke, Ess. II, 1, § 4.) Leibniz (1646—1716) setzt an die Stelle von Lockes Begriffspaar den Gegensatz Perzeption und Apperzeption. Jene nimmt die Außendinge wahr, diese ist die Aufnahme einer Vorstellung in das Selbstbewußtsein. Die Perzeption ist etwas

Digitized by Google

Unbewußtes, während die Apperzeption das Bewußtsein voraussetzt. Die Reflexion selber erklärt er für die Aufmerksamkeit auf das, was in uns ist (attention à ce qui est en nous). **Kant** (1724—1804) vermittelt zwischen beiden Philosophen. Er subsumiert den objektlosen inneren Sinn unter die Sinnlichkeit, während er die allgemeinen Erkenntnisbegriffe dem Verstande als apriorische Formen zuschreibt. Die Überlegung (reflexio) ist nach ihm „der Zustand des Gemütes, in welchem wir uns zuerst dazu anschicken, um die subjektiven Bedingungen ausfindig zu machen, unter denen wir zu Begriffen gelangen können. Sie ist das Bewußtsein des Verhältnisses gegebener Vorstellungen zu unseren verschiedenen Erkenntnisquellen, durch welches allein ihr Verhältnis untereinander richtig erkannt werden kann" (vgl. Kant, Kr. d. r. Vernunft, S. 260). Die Reflexionsbegriffe sind nach Kant Einerleiheit und Verschiedenheit; Einstimmung und Widerstreit; Inneres und Äußeres; Materie und Form (vgl. Amphibolie). **Fichte** (1762—1814) schreibt dem Ich Produktion und Reflexion zu. **Hegel** (1770 bis 1831) faßt die Reflexion als „Akt, durch den das Ich, nachdem es seine Natürlichkeit abgestreift hat und in sich selbst zurückgekehrt ist, sich seiner Subjektivität an der gegenübergesetzten Objektivität bewußt wird und sich von ihr mit Feststellung dieser Beziehung unterscheidet" (Enzykl., § 413). **Ulrici** (1806—1884) hat als Grundtatsache des Geistes das Sichunterscheiden aufgestellt, während **Ueberweg** (1826 bis 1871) der inneren Wahrnehmung die Fähigkeit zuschreibt, ihr Objekt mit materieller Wahrheit aufzufassen. Nach **Wundt** (geb. 1832) beruht die Reflexion auf der Apperzeptionsverbindungen (vgl. Grundr. d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 17, S. 307). — Vgl. Bewußtsein, Ich, Apperzeption, Wahrnehmung. — M. Droßbach, Genesis d. Bewußtseins, 1860. Die Objekte der sinnl. Wahrnehmung, 1865.

Reflexionsphilosophie nennt **Hegel** den Standpunkt, auf dem das Denken über alle Gegenstände aufs neue anfängt und sich am Detail der Erfahrung erst mühsam zur Höhe des Weltgesetzes emporarbeitet, auf welchem sich die konstruierende Philosophie bereits befindet.

Reform (franz. réforme) heißt die eingreifende Veränderung eines Zustandes, welche das verloren gegangene **Grundwesen** einer Sache **wiederherzustellen** sucht. Die Reform ist im Gegensatz zur **Revolution** diejenige Umbildung, welche an

Digitized by Google

die Geschichte anknüpft, nicht einfach zerstört und nicht vorbildlos konstruiert. Sie ist nicht lediglich Neubildung, sondern zugleich Umkehrung und Zurückgreifen auf ältere Formen. So suchte die kirchliche Reformation Erneuerung des religiösen Lebens unter Einschränkung der Tradition, aber mit Anknüpfung an die Bibel und das apostolische Christentum. Dagegen sind die politischen Formen der Neuzeit im wesentlichen durch Neubildungen oder durch Revolutionen entstanden, keineswegs durch Reformationen. Aber auch die kirchliche Reformation schließt den Gedanken der Neubildung nicht von sich aus, und der Protestantismus könnte ohne eine den Bedürfnissen des geistigen Lebens angepaßte Fortentwicklung nur als eine historische Religion gelten. — Vgl. Protestantismus und Philosophie.

Regel (mhd. regel, ahd. regula, entlehnt aus d. lat. regula, eigentlich = Ordensvorschrift) heißt ein Satz, der die Gleichförmigkeit eines Wissens oder Tuns als Tatsache oder als Forderung ausdrückt. Die Regel ist der allgemeine Ausdruck dessen, was einer Zahl besonderer Fälle entweder gemeinschaftlich ist, oder gemeinschaftlich sein sollte. Im ersteren Falle handelt es sich um eine theoretische, im letzteren um eine praktische Regel. Erstere hat es mit dem Tatsächlichen, letztere mit dem Gewollten, dem Zweckmäßigen oder Schönen, oder Schicklichen oder Guten zu tun. Allgemeine und notwendige Regeln heißen universelle Regeln oder Gesetze (s. d.). Nur meist zutreffende Regeln heißen dagegen generelle Regeln. — Empirisch heißt eine Regel, wenn sie aus einzelnen Erfahrungen abgeleitet ist, rational, wenn sie aus einem Prinzip entnommen wird, problematisch, wenn sie sich bloß auf irgendeinen möglichen Zweck eines vernünftigen Wesens bezieht, apodiktisch, wenn sie auf einen von der Vernunft als notwendig erkannten Zweck geht, formal, wenn sie auf die allgemeinste Modalität des Willens gerichtet ist, praktisch, wenn sie eine inhaltliche Willensbestimmung für mehrere Fälle enthält. Kant (1724—1804) definiert Regeln als „Urteile, sofern sie bloß als die Bedingung der Vereinigung gegebener Vorstellungen in einem Bewußtsein betrachtet werden“ (Proleg., § 23, S. 89). — Der Satz: keine Regel ohne Ausnahme (nulla regula sine exceptione) gilt nicht bloß von den praktischen, sondern auch von den theoretischen Regeln. — Vgl. Gesetz, Notwendigkeit, Natur, Maxime.

Digitized by Google

Regreß (lat. regressus, v. regredi = rückschreiten) heißt der Rückschritt vom Besonderen zum Allgemeinen, von dem Bedingten zur Bedingung (regressiver oder prosyllogistischer Schluß). Regressus in infinitum heißt das Aufsteigen in einer unendlichen Reihe zu immer allgemeineren, immer schwerer zu beweisenden Sätzen, ohne daß eine letzte Grundlage vorhanden ist, Regressus in finitum dagegen das gleiche Aufsteigen in einer endlichen Reihe und Regressus in indefinitum der gleiche Gang in einer Reihe, die an beliebiger Stelle abgebrochen wird. — Regressive Methode ist soviel wie analytische Methode. — Vgl. Analysis, Deduktion, Progreß, infinit.

regulativ nennt man diejenigen Prinzipien, die Anweisung zur richtigen Behandlung eines Gegenstandes geben. Daher ist regulativ bei Kant (1724—1804) die Bezeichnung für Ideen der reinen Vernunft, sofern diese zwar für die Verknüpfung der Erfahrungstatsachen zu einem Ganzen eine Anweisung geben, aber nicht (wie die konstitutiven Kategorien des reinen Verstandes) erforderlich sind, um überhaupt Erfahrung möglich zu machen. Regulative Prinzipien sind Grundsätze der größtmöglichen Fortsetzung und Erweiterung der Erfahrung, nach welchen keine empirische Grenze für absolute Grenze gelten muß. — Vgl. constitutiv. — Kant, Kr. d. U., Vorrede, S. IV. Kr. d. r. V., S. 509.

Reich (kelt. rîg = Herrscher) heißt allgemein Gebiet, Herrschaftsgebiet, strenger gefaßt die oberste systematische Einheit verschiedener Wesen durch gemeinschaftliche Gesetze. So spricht z. B man von dem Naturreich, wenn die bestimmenden Gesetze Naturgesetze sind, von einem politischen Reiche, wenn sie politische sind. Aber man spricht auch z. B. von einem „Reiche der Träume“ oder einem „Reiche des Zufalls“. Reich der Zwecke nennt Kant (1724—1804) dagegen dasjenige Reich, dessen Gesetze die Beziehung der Wesen desselben als Zwecke und Mittel zur Absicht haben, also die moralische Welt, die Welt der Werte (vgl. Wert). Dem Reiche der Natur steht auch das Reich der Gnade oder das Reich Gottes gegenüber. Jenes bezeichnet die Menschen, sofern sie nur durch physische und soziale Gesetze zusammengehalten werden, dieses sofern sie Gott als dem höchsten Gesetzgeber gehorchen. — Vgl. höchstes Gut. — Kant, Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. Teutscher Merkur. Januar und Februar 1788.

Digitized by Google

Reife (ahd. rifi, mhd. rife eig. = Erntezeit) nennt man den Zustand eines Wesens, welches das geworden ist, was es seiner Natur nach durch Entwicklung werden kann, dessen Kräfte also allseitig entwickelt sind. Beim Menschen liegt die Reife in der Zeit vom dreißigsten bis fünfzigsten Lebensjahre. Schopenhauer (1788—1860) verlegt sie erst ins vierzigste Jahr.

Reihe (mhd. rîhe = Linie, lat. series, progressio) heißt in der Mathematik eine Aufeinanderfolge von Größen, die nach einem bestimmten Gesetz gebildet sind. Jede Größe in einer Reihe heißt ein Glied der Reihe. Die Anzahl der Glieder kann beschränkt oder unbeschränkt sein. Im ersteren Falle heißt die Reihe endlich, im letzteren unendlich. Eine jede mathemathische Reihe, wie z. B. die Zahlenreihe, beruht also auf der Vorstellung der Zeit, ohne die eine Aufeinanderfolge nicht faßbar ist, während der Zahlbegriff für sich nur zu seiner Entstehung der Zeitvorstellung bedarf, aber als fertige Form die Zeit nicht voraussetzt. In der Philosophie versteht man unter Reihe oft nur soviel wie unter Menge, Anzahl, Mehrheit, oder oft auch eine Aufeinanderfolge von Größen ohne ein bestimmtes Bildungsgesetz. Nach Herbart (1776—1841) ist eine Reihe eine Folge von Vorstellungen, die entweder äußerlich (zeiträumlich) oder innerlich (logisch) miteinander verbunden sind und deren Glieder in bestimmter Ordnung reproduziert werden. Die Reihenbildung hält Herbart für die Voraussetzung der Ideenassoziation, der Reproduktion (Gedächtnis und Erinnerung) und der Phantasie. — Vgl. Zahl, Raum und Zeit. — Reiff, Geschichte der unendlichen Reihen. Tübingen 1889.

rein (ahd. hreini, mhd. reine, ursprüngl. = gesichtet) heißt im allgemeinen das, was ohne fremden Zusatz ist. Mathematisch heißt rein (im Gegensatz zu angewandt) alles, was nur auf den Vorstellungen von Raum, Zeit und Zahl beruht und keine Begriffe der Astronomie, Physik oder Technik einbezieht. Physisch bedeutet es, was frei von fremder stofflicher Beimengung, moralisch, was frei von Unsittlichkeit ist. So spricht man von reinem Golde, reiner Menschlichkeit u. dgl. Philosophisch geprägt ist der Begriff rein durch Chr. Wolf (1679 bis 1754). „Weil die Deutlichkeit der Erkenntnis für den Verstand, die Undeutlichkeit aber für die Sinnen und Einbildungskraft gehört, so ist der Verstand abgesondert von den Sinnen und der Einbildungskraft, wenn wir völlig deutliche Erkenntnis

Digitized by Google

haben, hingegen mit den Sinnen und der Einbildungskraft noch vereinbaret, wo noch Undeutlichkeit und Dunkelheit bei unserer Erkenntnis anzutreffen. Im ersteren Falle heißt der Verstand reine, im andern aber unreine" (Vern. Ged., § 282). Rein nennt Kant (1724—1804) im transscendentalen Sinne alles, was den Gegensatz zum Empirischen bildet. So nennt er reine Vernunft im Gegensatz zur Erfahrung das Vermögen der Erkenntnis aus Prinzipien a priori. Reine Anschauung bedeutet bei ihm die von Empfindung leere, formale Anschauung, wie sie Grundlage der Geometrie ist. Sie ist bei Gegenständen des äußeren Sinnes der Raum, bei denen des inneren die Zeit. Reine Begriffe sind bei Kant die zwölf Kategorien, ohne die eine Erfahrung unmöglich ist (vgl. Kategorien), und die aus diesen Kategorien abgeleiteten Prädikabilien (s. d.). Das reine Ich bedeutet bei Kant die transscendentale synthetische Einheit der Apperzeption (vgl. Ich). Das Geschmacksurteil ist nach Kant rein bei der Beurteilung einer freien Schönheit, d. h. einer Schönheit, die keinen Begriff von dem voraussetzt, was der Gegenstand sein soll (Kr. d. U., § 16, S. 48f.). Kants gesamte Erkenntnistheorie wurzelt in dem Gedanken, daß reine Erkenntnis möglich und nachweisbar sei. Ihm trat bei Lebzeiten, namentlich den Standpunkt des Empirikers verteidigend, C. G. Selle mit seiner Schrift: Grundsätze der reinen Philosophie, Berlin 1788, entgegen. Von den späteren Philosophen muß namentlich Comte (1798—1857) als Gegner der Lehre von der reinen Erkenntnis gelten. Auch die Gegenwart verwirft den rationalistischen Standpunkt Kants. — Reines Denken ist bei J. G. Fichte (1762—1814) und Hegel (1770—1831) das Denken, welches nur sich selbst, den „immanenten Inhalt der formbildenden Bestimmungen", und insofern das Sein selbst zum Objekt hat. — Die schroffe Isolierung der Vernunft von der Erfahrung, wie sie sich bei Kant und seinen Nachfolgern in der Idee der Reinheit findet, ist keine glückliche Wendung der Philosophie gewesen. Die Trennung des Erfahrungswissens von dem Vernunftwissen ist eine Zerreißung der natürlichen Tätigkeit des Menschen, die nicht der Wirklichkeit entspricht und zur einseitigen Überschätzung der spekulativen Vernunfttätigkeit führt.

Reizbarkeit (Irritabilität) nennt man im physiologischen Sinne die allen lebenden Körpern eigene Fähigkeit,

Digitized by Google

durch gewisse, als Reize bezeichnete Einwirkungen in Tätigkeit gesetzt zu werden. In erster Linie ist die Reizbarkeit (Erregbarkeit) an die Nerven gebunden und zeigt sich in der Entstehung von Empfindungen, Gefühlen und Bewegungen. Doch reagieren auch durch die Nervenreizung die Muskeln auf Reize. Selbst an den Hüllen der Blutkörperchen hat man Reizbarkeit beobachtet. Und nicht bloß die Tiere, auch manche Pflanzen, z. B. Mimosa, Dionaea, haben solche Reizbarkeit. — Im moralischen Sinne bedeutet Reizbarkeit das überspannte Gefühl, infolgedessen Lust und Unlust über den vorhandenen Zustand zu leicht wechseln. — Vgl. Pflanzenseele. — Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. 6. Aufl., B. I, Leipzig 1908, S. 105ff.

Reize (von reizen, ahd. reizzen, mhd. reitzen = verlocken) nennt man allgemein in der Physiologie Einwirkungen auf die Gewebe lebender Wesen, welche diese in Tätigkeit setzen oder in einem etwas engeren Sinne physische Vorgänge, insofern sie die Ursachen der Entstehung von Empfindungen, Gefühlen oder Bewegungen in einem tierischen oder menschlichen Organismus sind. Auch in der Psychologie versteht man unter Reiz die physische Ursache einer Empfindung oder Bewegung eines beseelten Wesens. Ist der Vorgang, der die Empfindung veranlaßt, ein Vorgang in der das Tier oder den Menschen umgebenden Außenwelt, so heißt der Reiz äußerer. Ist er ein Vorgang, der von den die Nervenelemente umgebenden Geweben und Organen ausgeht, so heißt er ein innerer. Der innere Reiz kann entweder ein Vorgang außerhalb des Gehirns sein und heißt dann peripherer Reiz, oder er ist ein Vorgang im Gehirn und heißt dann zentraler Reiz. Auf zentraler Reizung beruhen z. B. die Empfindungen des Hungers und Durstes, auf peripherischer Reizung die meisten Gemeingefühle. Äußere Reize rufen die Gesamtheit unserer Sinnesempfindungen (Licht-, Schall-, Druck-, Temperaturempfindungen usw.) hervor. Periphere und zentrale Reize heißen auch adäquate Reize. Wird aber ein Nerv an einer Zwischenstelle seiner Bahn gereizt, so heißt der Reiz inadäquat. Wundt definiert im weiteren Sinne den Reiz als „äußere Einwirkung auf nervöse Elemente, die deren Funktion irgendwie anregt oder abändert“, oder im engeren Sinne als „physischen Bewegungsvorgang, dem ein psychisches Erlebnis entspricht.“ — Vgl. Sinne, Innervation, Raum und Zeit, Weber-

Digitized by Google

Fechnersches Gesetz. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908, B. I, S. 92. Dyroff, Einführung in die Psychologie. Leipzig 1908, S. 25ff, 40ff, 530.

Reizempfänglichkeit heißt in der neueren Psychologie die Fähigkeit, wachsenden Werten des Reizes mit der Empfindung zu folgen. Die Reizempfänglichkeit ist dem direkten Werte der Reizhöhe (s. d.) proportional. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 6. Aufl., Leipzig 1908. B. I, S. 560.

Reizempfindlichkeit heißt in der neueren Psychologie die von der Lage der Reizschwelle (s. d.) abhängige Fähigkeit, minimale Reize zu empfinden. Die Reizempfindlichkeit ist dem reziproken Werte der Reizschwelle proportional. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 6. Aufl., Leipzig 1908. B. I, S. 559.

reizend bezeichnet einen niederen, zugleich physisch und geistig anregend wirkenden Grad leicht faßbarer Schönheit. Das Reizende gefällt leichter, schneller, häufiger als das Schöne. Es ist verständlich für die Massen und erweckt Neigung, ist frei von Trübung, Störung und Dissonanz, aber es erhebt und bildet nicht. Es ist ohne Tiefe und Gewalt des Eindrucks. Schopenhauer (1788—1860) nennt es dasjenige, was den Willen dadurch aufregt, daß es ihm die Gewährung unmittelbar vorhält. Es ziehe den Beschauer aus der Kontemplation herab. Es sei daher der Kunst unwürdig. — Vgl. hübsch.

Reizhöhe heißt in der neueren Psychologie die obere Grenze, unter der die Reizstärke bleiben muß, um eine Veränderung der Empfindung verursachen zu können. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychologie. 6. Aufl., Leipzig 1908. Bd. I, S. 599.

Reizmethode s. Eindrucksmethode.

Reizschwelle heißt in der neueren Psychologie die untere Grenze, über die der Reiz steigen muß, um eine Veränderung der Empfindung zu verursachen. Die Begriffe Reizhöhe (s. d.) und der Reizschwelle beziehen sich zunächst auf die Empfindungsintensität. Sie lassen sich aber auch auf Qualitätsverhältnisse, wie z. B. die Tonqualitäten (höchster und niedrigster hörbarer Ton) übertragen. — Vgl. Raumschwelle, Schwelle. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908. B. I, S. 559.

Digitized by Google

Reizumfang heißt in der neueren Psychologie das ganze Gebiet der Reizgrößen, deren Veränderung von einer Veränderung der Empfindung begleitet ist. Der Reizumfang nimmt zu, je mehr die Reizschwelle sinkt und die Reizhöhe steigt. Der relative Reizumfang ist proportional dem Produkte aus der Reizempfänglichkeit und der Reizempfindlichkeit oder dem Quotienten der Reizhöhe und Reizschwelle. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908. B. I, S. 560.

Relation (lat. relatio v. refero = beziehen) heißt allgemein Beziehung oder Verhältnis. Die einfachsten begrifflichen (logischen) Relationen wie Subjekt und Objekt, Bejahung und Verneinung, Einheit und Vielheit, Teile und Ganzes, Substanz und Accidenz, Ursache und Wirkung gehören zu den Kategorien (s. d.). Die Urteile unterscheidet man der Relation nach seit Kant (1724— 1804) in kategorische, hypothetische und disjunktive. — In der physischen Welt stehen alle Dinge in (realer) Relation, und wir erkennen an den Dingen nur ihre (räumlichen, zeitlichen, kausalen) Relationen. Ebenso stehen aber auch psychische Bestandteile des Bewußtseins im Verhältnis zueinander. (Korrelata.) — Vgl. R. Brunswig, Das Vergleichen und die Relationserkenntnis. Leipzig 1910.

relativ heißt im Gegensatz zum Absoluten (s. d.), dem Beziehungslosen, das beziehungsweise Bestimmte oder Gültige, das mit einem anderen in Verbindung Gesetzte. Jede räumliche und zeitliche Größe ist relativ. Sie ist daher groß im Vergleich zu einer zweiten, aber klein im Vergleich zu einer dritten Größe. Relative Begriffe sind solche, die aus der Verbindung eines Objekts mit einem anderen entspringen, z. B. Ganzes und Teil, Substanz und Eigenschaft, Subjekt und Objekt, Eltern und Kinder usw. — Korrelatbegriffe heißen solche Begriffe, die einander gegenseitig voraussetzen. — Relativitätstheorie nennt sich eine neuere, erst noch durchkämpfende, auf Hendrik Lorentz, Einstein, Minkowski, Planck zurückgehende physikalische Theorie, die vielleicht eine vollständige Umgestaltung der mechanischen Naturanschauung hervorzurufen imstande ist. Die mechanische Naturauffassung, die in der Ansicht besteht, daß alle physikalischen Vorgänge sich vollständig auf Bewegungen von unveränderlichen, gleichartigen Massenpunkten oder Massenelementen zurückführen lassen, scheint an der Äthertheorie zu scheitern. Die auf den Lichtäther

Digitized by Google

bezüglichen Versuche drängen zu der die mechanische Naturanschauung stürzenden Fragestellung: „Welche Beziehungen müssen zwischen den Naturkräften bestehen, wenn es unmöglich sein soll, an dem Lichtäther irgendwelche stofflichen Eigenschaften nachzuweisen?“ Hiermit fällt der erste Schritt zur Entdeckung des Prinzips der Relativität zusammen. Nach dem Prinzip der Relativität würde die unserer Beobachtung zugängliche physikalische Welt vier vollkommen gleichwertige Dimensionen, die drei Raumdimensionen und die Zeit besitzen. Die unveränderlichen Elemente des auf das Relativitätsprinzip basierten Systems der Physik würden nur die universellen Konstanten (Lichtgeschwindigkeit im Vakuum, elektrische Ladung, Gravitationskonstante usw.) sein. Vorläufig ist die Relativitätstheorie aber noch nicht viel mehr als ein heuristisches Prinzip oder eine Arbeitshypothese. — Vgl. Raum und Zeit. — Planck, Über d. Prinzip d. Relativität, Berlin 1909. K. Rudolph, Die mechanische Erklärung der Naturerscheinungen, insbes. der Relativbewegung d. Planckschen Wirkungselements und der Gravitation. Coblenz 1910. M. Planck, Die Stellung d. n. Phys. z. mech. Naturansch., Phys. Zeitschr. XI, 1910. Nr. 21—23, S. 922—932. Leipzig 1910.

Relativismus heißt in der Erkenntnistheorie die philosophische Auffassung, nach der alles Wissen relativ ist, unsere Erkenntnis also nur die Beziehungen und Verhältnisse der Dinge, nicht aber die Dinge selbst und ihre Eigenschaften umfaßt. Dem Relativismus dienen als Stütze die Tatsache, daß alle sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften durch ihre Wechselwirkung teils untereinander, teils mit dem wahrnehmenden Subjekte zustande kommen, und die Erwägung, daß wir ein Objekt immer nur durch Vergleichung mit einem andern begrifflich bestimmen können. Hiermit hängt eine doppelte Konsequenz zusammen. Die Relativität des Wissens kann erstens entweder als ein objektives Verhältnis der Gegenstände des Wissens zueinander, oder als subjektiv-objektive Beziehung aller Gegenstände der Erkenntnis auf ein Bewußtsein gedacht werden. Die erstere Auffassung findet sich bei Herbart (1776 bis 1841) (vgl. Beziehungen), die letztere bei den Sophisten (vgl. Sophist), beide Auffassungen vereint bei den Skeptikern (vgl. skeptische Tropen) und bei Positivisten (vgl. Positivismus). Zweitens der Relativismus führt zu verschiedenen Weltanschauungen, wie zu der Sophistik, die den Menschen

Digitized by Google

zum Maß der Dinge macht (Protagoras), und zum Skeptizismus (Pyrrhon), der am Wissen überhaupt verzweifelt oder zum Positivismus, der das metaphysische Wissen ausschließt (Comte), oder zum Agnostizismus, der die transscendenten Fragen ablehnt (Huxley, Spencer) (s. d.), oder zum transscendentalen Idealismus (Kant, vgl. Kantianismus). — Der ethische Relativismus besteht in der Leugnung der Existenz allgemeingültiger sittlicher Normen und nimmt an, daß die Begriffe von Gut und Böse sich ganz nach der Zeit, Nationalität und anderen äußeren Umständen gestalten.

Religion (lat. religio), aus dem Lat. seit dem 16. Jahrhundert entlehnt, abgeleitet von relegere = wiederholt durchgehen (Cic. de nat. deor. 2, 28, 72 Qui — omnia, quae ad cultum deorum pertinerent, diligenter retractarent et tamquam relegerent, sunt dicti religiosi ex relegendo, ut elegantes ex eligendo, itemque ex diligendo diligentes, ex intelligendo intelligentes), nicht von religare (wie Lactantius, Institut. IV, 28 annimmt: Vinculo pietatis obstricti deo et religati sumus), heißt das Verhalten des Menschen zur Gottheit. Die Religion besteht weder allein im Erkennen, noch allein in einem Fühlen, noch in bloßer Gesinnung oder im bloßen Handeln des Menschen. Sie beruht vielmehr auf einem Zusammenwirken aller geistigen Funktionen des Menschen. Der Mensch fühlt sich in seinem Wissen und Können beschränkt, von einer höheren Macht abhängig, erkennt dieselbe als seinen Lebensgrund und bemüht sich durch sein sittliches Verhalten, durch die Sammlung seines Gemütes und durch den Kultus, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Wo die Religion nur als Wirkung der einen oder der anderen Seelentätigkeit angesehen wird, entsteht eine Einseitigkeit der Auffassung. So legten die Gnosis, der Dogmatismus und Hegel mehr oder weniger einseitig den Schwerpunkt auf die Lehre, das Judentum, der Katholizismus und der Rationalismus auf die Werke, der Mystizismus, Quietismus und Pietismus auf das Gefühl. Ebenso einseitig und darum nicht haltbar wie diese Richtungen in der Religion sind auch viele der Definitionen der Religion. So nennt Platon (427 bis 347) die Frömmigkeit (ὁσιότης) das Gerechtsein gegen die Götter, Locke (1632—1704) definiert die Religion als Gehorsam gegen Gott, Spinoza (1632—1677) als Gehorsam gegen die durch Verheißung und Drohung verpflichtende Autorität. Für Lessing ging die Religion im wesentlichen schon

Digitized by Google

in der Sittlichkeit auf. Goethe äußerte sich: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion, wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.“ Kant (1724—1804) bezeichnete die Religion als Ehrfurcht gegen den Urheber der Sittengesetze oder als Anerkennung unserer Pflichten als göttlicher Gebote. Hiermit hat Kant den konsequentesten der moralischen Standpunkte für die Beurteilung der Religion vertreten. Er begründete die Lehre von dem Primat der praktischen Vernunft über die theoretische und ließ hierdurch ein deutlicheres Licht auf die unausgefüllte und theoretisch vielleicht unausfüllbare Kluft fallen, die den Menschen als sinnliches Wesen von dem Menschen als sittliche Persönlichkeit trennt. Fichte (1762—1814) identifizierte ursprünglich Moral und Religion (als glaubendtätiges Ergreifen des Übersinnlichen). Die Religion ist ihm der Glaube an eine moralische Weltordnung oder der Glaube an das Gelingen der guten Sache. Später definiert er sie als den konzentrierenden Gesamtbesitz der Gesetze des Heiligen, Guten und Schönen in harmonischer Grundstimmung des Gemüts. Schopenhauer nannte die Religion die Metaphysik des Volkes. Schelling (1775—1854) charakterisierte sie als das von einem seligen Gefühle begleitete Anschauen des Unendlichen in seinen endlichen Erscheinungen oder die Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen. Hegel (1770—1831) setzte das Wesen der Religion intellektualistisch in die Erhebung des subjektiven Bewußtseins aus seiner natürlichen Gebundenheit zur Selbstbeziehung auf sein wahres Wesen als absoluten Geist. Schleiermacher (1768—1834) leitete die Religion aus dem Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott, aus dem ursprünglichen Zusammenhange des Gemüts mit dem Universum ab. Ursprünglich (Reden über die Religion) hatte Schleiermacher die Religion auf die Tätigkeit der produzierenden Bildkraft und Phantasie zurückgeführt. Dieser späterhin von Schleiermacher zurückgestellte Gesichtspunkt fand besondere Ausbildung bei Fries, der ähnlich wie Jacobi in den Ahnungen und Gefühlen der Religion sich eine übersinnliche Welt verkündigen läßt, und die Berechtigung einer gefühlsmäßig wirkenden Urteilskraft, die uns den ewigen Wert der Dinge und die letzten Zwecke des Daseins ahnen lehrt, aus der ästhetischen Weltauffassung erklärt. Denselben Gedanken verfolgen de Wette und Apelt. Pfleiderer (1839—1908) definiert die Religion als das Suchen und Finden

Digitized by Google

einer dem Menschen überlegenen und ihm zugleich verwandten Geistesmacht in der Welt. G. Claß und R. Eucken (geb. 1846) dringen durch die Metaphysik des Geisteslebens zur Religion vor. Nach Eucken muß die direkte Beziehung des menschlichen Lebens auf das absolute Leben die Umwandlung vom ganzen Menschen auch in die einzelnen Gebiete ausdehnen und die Erhebung des Daseins in ein weltpersönliches Leben bringen. — Für E. v. Hartmann und seinen Anhänger A. Drews fällt die Religion mit der pessimistischen Metaphysik zusammen. Höffding erklärt den Kern der Religion im Glauben an die Erhaltung des Wertes der Welt. Den mystischen Gehalt der Religion betonen wiederum neuere religionsphilosophische Forschungen in Frankreich, England und Amerika (James, The varieties of religion experience. London 1902), eine Auffassung, die in Deutschland nach dem Vorgange Dahms Tröltsch vertritt. In jüngster Zeit hat Wundt eine Untersuchung der Religion im Zusammenhange mit der Völkerpsychologie begonnen.

Die Religion hat ihre Entwicklungsgeschichte. Schwer ist es, ihren Ursprung zu bestimmen. Die Versuche, den Ursprung der Religion nur aus äußeren Einflüssen abzuleiten, sind mißlungen, so a) der Euhemerismus (Euhemeros, Philon v. Byblos, Porphyrios), der geschichtliche Vorgänge und Personen in transscendente Ideale umgesetzt werden läßt; b) der soziale Pragmatismus (Hobbes, Bolingbroke), der die Religionen aus der egoistischen Berechnung pfiffiger Priester oder Tyrannen erklärt; c) der anthropomorphistische Naturalismus (Epikur, Hume, v. Hellwald), welcher annimmt, die Menschen hätten gesetzmäßige und außerordentliche Naturvorgänge personifiziert; d) der ethnologische Utilitarismus (Dühring), der die Religion als die phantasiemäßige Verkörperung der Institutionen eines Volkes betrachtet; e) die linguistisch-mythologische Theorie (Max Müller), die die religiösen Vorstellungen aus der Wandelbarkeit der Sprache ableitet. Auch daß in den Anfängen der Entwicklung der Religion bei den Menschen allgemein der Fetischismus (s. d.) oder der vollkommene Monotheismus (s. d.) gestanden habe, ist nicht wahrscheinlich. Der Bildungsstand der früheren Menschen verbietet jene Annahme, das Gesetz der Entwicklung diese. Vielmehr war wohl Henotheismus (s. d.) vielfach die Urreligion. (Andere Entstehungstheorien siehe z. B. bei Runze, Katechismus der Dogmatik. 1893, § 16.)

Digitized by Google

Bei der Untersuchung des Ursprungs der Religion kommt zunächst ihr subjektiver Ursprung in Betracht, und hierbei zeigt sich, daß die Motive, die zur religiösen Auffassung der Welt führen, mannigfaltig sind. Im Gemüt entsteht das Gefühl der Abhängigkeit von der gewaltigen Natur, der Eindruck, den die Harmonie des Weltganzen auf uns macht, die Sehnsucht nach Vollkommenheit, die Verehrung der Abgeschiedenen und Helden (Seelen- und Ahnenkult). Zu diesen Gefühlsmotiven kommen moralische Motive: Die Liebe zum Mitmenschen läßt einen alle liebenden Vater annehmen, das Gewissen führt zur Annahme einer sittlichen Weltordnung, der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Lebenswandel und Schicksal, zwischen Streben und Erfolg lassen einen Ausgleich durch ein Göttliches fordern. Auch die Phantasie, durch die Natur angeregt, betätigt sich symbolisierend und mythenbildend, sie legt den Naturvorgängen menschliche Eigenschaften bei und hypostasiert die Erfahrungen des eigenen Bewußtseins, sie betrachtet den Naturverlauf als Abbild eines übernatürlichen Vorganges, mag derselbe ein übergeschichtlicher oder ein in der Vorzeit geschehener sein. Endlich tritt auch der Verstand in Wirksamkeit, indem er eine letzte Ursache der Dinge sucht und hierdurch auf das Göttliche schließt. Er macht den Schluß vom Vorhandenen auf einen Urheber, von Glück und Unglück auf den Geber desselben, von der Persönlichkeit des Menschen auf diejenige Gottes. Er abstrahiert von den Einzeldingen die Substanz, von der Vielheit des Bedingten das Absolute, von der eigenen Vernünftigkeit die objektive Vernunft. Er erhebt sich durch die eigene Art, nach Zwecken zu fragen und zu handeln zur Idee der realen Zweckmäßigkeit. Die so erworbene subjektive Religion (Religiosität) wird zur objektiven, indem sie von einem Menschen auf den anderen übergeht, z. B. die Religiosität des Familienhauptes von seinen Angehörigen angenommen wird und sich allmählich zur Stammes- und Volksreligion erweitert. Die Verschiedenheit der geschichtlichen Religionen, die in ihren besten Entwicklungsmomenten „das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt“ (Goethe), zeigen, erklärt sich aus den Einflüssen des Klimas, der Bodenbeschaffenheit und der Nationalität, des Bedürfnisses, der Gewohnheit sowie aus dem Charakter der Religionsstifter und Reformatoren.

Digitized by Google

Religion bestimmt sich hiernach zusammenfassend als die Hingabe des Menschen an die Gottheit. Sie entspringt aus dem Gefühl der Abhängigkeit, stützt sich auf die Erfahrung und Wissenschaft und betätigt sich in einem vernunftgemäßen, d. h. sittlichen Leben und besonderen Formen. Sie beglückt den Menschen in der Überzeugung, Gott wohlgefällig zu sein, demütigt ihn im Glück, erhebt ihn im Unglück, gibt dem Streben des Menschen ein Ziel und seiner Arbeit eine Zukunft.

Eingeteilt werden die Religionen I. nach dem Gegenstande der Gottesverehrung in poly-, heno- und monotheistische; II. nach ihrer Entstehung in natürliche (Natur- und Geschichtsreligionen) und positive; III. Nach dem Standpunkte des Subjekts und zwar a) nach dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott in fatalistische und teleologische; b) nach der Bemessung des Verhältnisses Gottes zur Welt in Immanenz- und Transscendenzreligionen; c) nach der Selbstbetätigung des Menschen in asketische und soziale, kontemplative und praktische, esoterische und exoterische. — Vgl. Offenbarung, Frömmigkeit, Gott, Polytheismus usw. — I. Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 2. Aufl. Königsberg 1794. J. G. Fichte, Kritik aller Offenbarung. Königsberg 1791. Fichte, Kritik aller Offenbarung. 1792. Schleiermacher, Reden ü. d. Rel. 1799. C. Schwarz, Das Wesen d. Rel. 1847. M. Müller, Essays. 2 Bde. Leipzig 1869. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch v. Böttger. 2 Bde. Leipzig 1869. Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874. Pfleiderer, Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte. 2 Bde. Leipzig 1869. L. Feuerbach, Vorlesungen über das Wesen der Religion. Neu herausgegeben von W. Bolin. Stuttgart 1900. W. James, The varieties of religious experience. New York 1902. Deutsch von Wobbermin. Leipzig 1907. Archiv für Religionswissenschaft von Thomas Acholis (jetzt von Dieterich) 1898ff. Bd. 7ff. Leipzig 1904ff. (B. 1—6. Tübingen). R. Eucken, Der Wahrheitsgehalt der Religion. 2. Aufl. Leipzig 1905. Seydel, Rel. und Religionen 1906. Bousset, Das Wesen der Religigion, dargestellt an ihrer Geschichte. Halle 1906. K. Kesseler, Die Vertiefung der Kantischen Religionsphilosophie durch Rud. Eucken. Bunzlau 1908. H. Bois, La valeur de l'expérience religieuse. Paris 1908. A. Hansen, Grenzen der Religion und Naturwissenschaft. Gießen 1908.

Digitized by Google

Grimm, Theorie der Religion. Leipzig 1908. Fr. Jodl, Wissenschaft und Religion. Frankfurt a. M. 1909. Schiele, Gunkel und Scheel, Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch. Tl. I u. II (A — Hessen). Tübingen 1909. Weitere Literaturnachweise bietet: Louis Henry Jordan, Comparative religion, its genesis and growth. London 1905.

Religionsphilosophie heißt die philosophische Wissenschaft von der Religion. Sie hat deren Ursprung, Wesen, Inhalt und Bedeutung zu untersuchen. Als wissenschaftliche Betrachtung der Religion faßt sie dieselbe im Zusammenhang mit allen übrigen Erscheinungen des Menschengeistes auf. Sie will nicht bloß eine Phänomenologie des religiösen Bewußtseins, eine Übersicht der verschiedenen Religionen sein, sondern sie will begreifen lehren, was und warum Religion ist, wie dieselbe mit der Natur des Menschen und seiner Stellung im Weltall zusammenhängt, wie und weshalb sie bei diesem Volke so, bei jenem anders wurde. Als spekulative Religionserkenntnis will sie den religiösen Erfahrungsstoff durch logische Bearbeitung desselben mit der Vernunft durchdringen lassen und zu einem begriffenen Inhalt unseres Denkens erheben. — Hieraus ergibt sich ihre Methode: Sie versucht von der historischen Überlieferung auszugehen und von dort aus die Entstehung, Fortbildung und Wandlung der religiösen Vorstellungen und Bräuche zu verfolgen. Da sie aber nicht bloß Religionsgeschichte ist, sucht sie das allgemeine Wesen, das innere Prinzip der Religion, den religiösen Geist zu erkennen. Dieser aber stellt sich sowohl in den objektiven Religionen als auch im religiösen Leben des einzelnen Subjekts dar. Beide Seiten zieht der Religionsphilosoph in Betracht und vergleicht sie miteinander. Daher strebt die Religionsphilosophie nach möglichst innniger Durchdringung der psychologischen, spekulativen und historischen Untersuchung. Sie analysiert das religiöse Bewußtsein und die religiöse Erkenntnisart, betrachtet die geschichtlichen Einzelerscheinungen in der Weise, daß sie das ihnen zugrunde liegende geistige Prinzip aus den Zufälligkeiten herausschält. Sie gewinnt ohne subjektive Dialektik durch sachgemäßes Vorgehen allmählich, also auf genetisch-spekulativem Wege den Wahrheitskern der Religionen. Sie will dagegen nicht an Stelle der Religion ein philosophisches System abstrakter metaphysischer Begriffe setzen. Das philosophische Denken kann die Religion weder erzeugen noch ersetzen. Beide

Digitized by Google

sind vielmehr verschiedene Funktionen. Weder die Fähigkeit noch das Bedürfnis, religiös zu empfinden, wird durch das philosophische Wissen alteriert, sondern nur die Art, wie sich die religiöse Empfindung in der theoretischen Weltansicht reflektiert.

Die Geschichte der Religionsphilosophie geht mit derjenigen der Philosophie überhaupt Hand in Hand. Im engeren Sinne beginnt sie mit der englischen Aufklärung, mit Fichtes „Kritik aller Offenbarung" 1792 und Kants „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" 1793. Dann folgt Schleiermacher mit seinen „Reden" 1799 und Schellings „Philosophie u. Religion". Tübingen 1804, ferner F. H. Jacobis „Von den göttlichen Dingen". Leipzig 1811, Hegels „Philosophie der Religion" 1831. 2. Aufl. 2 Bde. Berlin 1840. Sie wird immermehr zu einer selbständigen und exakten Disziplin und zu einer Untersuchung der Religion nach der Methode der wissenschaftlichen Psychologie. — Vgl. Biedermann, Die freie Theologie 1844. Pünjer, Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation. 2 Bde. Braunschweig 1880 bis 1883. Grundriß der Religionsphilosophie. Leipzig 1901. E. v. Hartmann, Das religiöse Bewußtsein 1881; Die Religion des Geistes 1882. Pfleiderer, Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 1893. Jastrow, The study of religion. London 1901. Marshall, Die gegenwärtigen Richtungen der Religionsphilosophie in England. Berlin 1902. A. Dorner, Grundriß der Religionsphilosophie. Leipzig 1903. Grundprobleme der Religionsphilosophie. Berlin 1903. Tröltzsch, Religionsphilosophie. Heidelberg 1904. (Festschrift f. K. Fischer). Psychologie und Erkenntnistheorie der Religionswissenschaft im Beginne des 20. Jahrh. B. I, Tübingen 1905. Das Wesen der Religion und der Religionswissenschaft. (Hinneberg, Kult. d. Gegenw. I, IV.) Leipzig 1906. A. Drews, Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Jena 1906. Siebert, Die Religionsphilosophie in Deutschland in ihren gegenwärtigen Hauptvertretern. Langensalza 1906. W. Mayer, Über Religionsphilosophie. Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1908, S. 293ff. Rittelmeyer, Psychologie und Religionswiss. Christl. Welt, 1908. W. Schmidt, Die verschiedenen Typen religiöser Erfahrung und Psychologie. Gütersloh 1908. S. Hochfeld, Fechner als Religionsphilosoph. Erlangen 1908. G. E. Burckhardt, Die Anfänge einer geschichtlichen Fundamentierung der Reli-

Digitized by Google

gionsphilosophie. Berlin 1908. P. Natorp, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. 2. Aufl. Tübingen 1908. S. Hochfeld, Fechner als Religionsphilosoph. Potsdam 1909. R. Eucken, Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 1909. E. Diller, Starbuck, Religionspsychologie. Deutsch von Vorbrodt und Beta. Leipzig 1909. C. Schaarschmidt, Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1910. E. Boutroux, Wissenschaft und Religion und die Philosophie unserer Zeit. Deutsch. Leipzig 1910. W. Wundt, Völkerpsychologie. IV. Bd. Mythus u. Religion. I. Teil. 2. Aufl. Leipzig 1910. Weltanschauung. Philosophie u. Religion in Darstellungen von W. Dilthey, Bernh. Groethuysin u. a. (Schriftleitung M. Frischeisen-Köhler). Berlin 1910. — Vgl. auch Goethes Gedichte „Die Geheimnisse" 1784 und „So laßt mich scheinen, bis ich werde", und Schillers Gedicht „Thekla, eine Geisterstimme".

Religiosität heißt die subjektive Religion (s. d.) oder die Frömmigkeit (s. d.).

Reproduktion (vom lat. re- und producere, wiedererzeugen = Wiedererzeugung) nennt die Physiologie den stetig erfolgenden Vorgang der Wiedererneuerung der stetig verbrauchten Körpersubstanz eines lebenden Organismus. Die Reproduktion beruht auf der Ernährung und Atmung, auf dem Kreislauf von Stoffen, durch den der lebende Organismus fortwährend schrittweise erneuert wird, indem neue Gebilde an Stelle der durch den Lebensprozeß abgenutzten treten. — In der Psychologie bedeutet Reproduktion die Erneuerung und Wiederkehr früherer Vorstellungen durch das Bewußtsein. Keine Reproduktion erneuert aber eine frühere Vorstellung unverändert. Vielmehr verändert jede Reproduktion die frühere Vorstellung in geringerem oder höherem Maße. Die unmittelbare, d. h. gleichsam spontane Reproduktion verknüpft Gleichartiges, die durch Hilfen vermittelte, mittelbare, Gleichzeitiges. Die Reproduktion erfolgt nach den Gesetzen der Assoziation (s. d.). Auf der Reproduktion beruht das Gedächtnis, die Erinnerung, das Memorieren und die Phantasie. Es ist aber nicht leicht zu erklären, worauf die Reproduktion selbst beruht. Die materialistische Deutung, die sich bei Platon, Descartes, Malebranche und Locke findet, wonach stoffliche Residuen, Spuren oder Furchen im Gehirn die Ursache seien, ist überwunden. Ebensowenig genügt die Erklärung Herbarts, welcher den

Digitized by Google

Vorstellungen Kräfte beilegt, vermöge deren sie frei steigen, sich hemmen und verschmelzen. Wundt (geb. 1832) sucht die eigentliche Ursache der Reproduktion in der von den aktuellen Vorstellungen ausgehenden assoziativen Wirkung (Grundz. d. physiol. Psychologie. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. II, S. 476 ff.). Die Reproduktion früherer Vorstellungen und die assoziative Fähigkeit, neue Eindrücke mit den reproduzierten Vorstellungen in Verbindung zu setzen, gibt dem Bewußtsein des Einzelnen Stetigkeit und Zusammenhang und ist daher von größter Bedeutung für das Seelenleben. Natürlich kann man nicht nur eine Reproduktion der Vorstellungen, sondern auch eine Reproduktion der Gefühle und Begehrungen beobachten. — In der Kunst heißt Reproduktion die Darstellung eines in einem bestimmten Material ausgeführten Kunstwerkes in einem anderen Material durch Vervielfältigung von Schriften, Bildern, Lithographien, Holzschnitten usw. Jede Reproduktion verändert das Kunstwerk in wesentlichen Punkten. — Vgl. Gedächtnis, Erinnerung, Memorieren, Mnemonik, Assoziation, Verschmelzung, Assimilation, Komplikation, Vorstellung. — R. Semon, Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Lebens. Leipzig 1904. Dyroff, Einl. in die Psychologie. Leipzig 1908, S. 49 ff, 116 ff.

Repulsivkraft heißt Abstoßungskraft (s. d.).

Res de re praedicari non potest, eine Sache läßt sich von der anderen nicht aussagen, ist der dem Abälard (1079 bis 1142) zugeschriebene Grundsatz des Nominalismus (s. d.), wonach das Allgemeine das von mehreren Dingen Prädizierbare (quod de pluribus natum est praedicari) folglich kein Ding ist. — Vgl. Johannes Salisberensis. Metalog. II, 17. H. Hayd, Abälard u s. Lehre. 1863.

Reservatio mentalis (nlt.), Gedankenvorbehalt, s. Mentalreservation.

Resignation (mlat.) heißt der Verzicht auf das Lebensglück. Man kann zwischen der stoischen und christlichen Resignation unterscheiden. Jene fügt sich fatalistisch in den Weltenlauf, in das Unabänderliche (ducunt volentem fata, nolentem trahunt. Senec. ep. 107, 11), diese schickt sich gehorsam in Gottes Willen (*γενηθήτω τὸ θέλημά σου ὡς ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ γῆς.* Matth. 6, 10). Muster der christlichen Resignation sind z. B. der arme Heinrich, der heilige Alexius u. a.

Digitized by Google

Schopenhauer (1788—1860) empfiehlt die Resignation als sichersten Weg zur Seligkeit. Auch in der Ethik Spinozas (1632—1677) kommt ein Zug der Resignation zur Geltung.

Restriktion (lat. restrictio, von restringo) heißt die Einschränkung eines Begriffs oder Urteils auf einen kleineren Umfang; restriktiv heißt einschränkend. Die logische Lehre von der Restriktion und ihrem Gegenteil der Ampliation (Erweiterung) ist namentlich in der nominalistischen Logik des späteren Mittelalters zur Ausbildung gekommen. — Vgl. Quantifizierung des Prädikats.

Reue (ahd. hriuwa, mhd. riuwe, eigtl. Betrübnis, Schmerz, Kummer, gr. λύπη, lat. poenitentia contritio) nennt die Ethik die Unlust über einen begangenen Fehler, aus der der Wunsch entspringt, ihn nicht begangen zu haben, ihn künftig zu meiden und ihn wieder gut zu machen. Wir bereuen gewöhnlich, was uns Unheil gebracht hat. Wir bereuen aber auch, was uns keinen Schaden, sondern vielleicht Vorteil bereitet hat, weil wir es als Unrecht erkennen. Die Reue gehört zu den peinigendsten Gefühlen. Weder Zerstreuung, noch Vernunftgründe, noch Askese helfen dagegen. Nur die Zeit und die Arbeit lindern sie. Doch bricht in tieferen Naturen die Reue immer wieder hervor. Es besser zu machen, ist die wirksamste Reue. Der Begriff der Reue hat eine besondere Prägung durch die christliche Kirche empfangen. In dieser engeren Bedeutung ist Reue die Zerknirschung über eine begangene Sünde. — Tätige Reue liegt nach dem deutschen Strafgesetzbuche da vor, wo jemand den schädlichen Erfolg seiner strafbaren Handlung selbst abgewendet hat (wie z. B. bei einer Brandstiftung). — Schopenhauer (1788—1860) lehrt eigenartig, die Reue entspringe nie daraus, daß der Wille, sondern daraus, daß die Erkenntnis sich geändert habe. Wir bereuten deshalb nie, was wir gewollt, wohl aber, was wir getan hätten, weil wir, durch falsche Begriffe geleitet, etwas taten, das unserem Willen nicht gemäß war. Die Einsicht in diesen Irrtum sei die Reue. Immer sei sie die berechtigte Erkenntnis des Verhältnisses der Tat zur eigentlichen Absicht. Doch entspricht diese Auffassung Schopenhauers dem Empfinden bei der Reue keineswegs. Sie ist nur eine Deutung zur Liebe seiner metaphysischen Willenslehre und fällt zugleich mit dieser. — Von der Reue zu scheiden ist die Gewissensangst. Gewissensangst erfolgt nicht wie die Reue nach der Tat, sondern ist der schon vor der Tat vorhandene

Digitized by Google

andauernde Zustand des Schmerzes, welcher aus der Erkenntnis unserer sittlichen Schwäche fließt. — Vgl. Gewissen.

reziprok (lat. reciprocus) heißen in der Logik Begriffe, deren Umfänge zusammenfallen, z. B. die Begriffe des gleichseitigen und des gleichwinkligen Dreiecks. Dasselbe Begriffsverhältnis wird auch als Äquipollenz (s. d.) bezeichnet. Urteile heißen reziprok (äquipollent), wenn Subjekt und Prädikat eines Urteils wiederholt in abweichender Form miteinander verbunden werden, ohne daß sich der logische Inhalt dadurch ändert, z. B. A = B, Non B = Non A, Non A = Non B. — Vgl. Wundt, System der Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, B. I, S. 214, S. 228. — Zahlen heißen reziprok, wenn ihre Produkte = 1 sind, z. B. $\frac{a}{b}$ und $\frac{b}{a}$, tg φ und ctg φ. Gleichungen heißen reziprok, wenn je zwei ihrer Wurzeln reziproke Zahlen sind.

Rhythmus (gr. ῥυθμός) heißt die taktmäßige und abgemessene Bewegung, bei der im Wechsel miteinander in gleichen Zeitabständen gleiche Zustände oder Vorgänge wiederkehren. Die Körperbewegungen des Menschen verlaufen zum Teil rhythmisch, so von den physischen die Herz- und Atembewegung, von den psychophysischen die natürliche Gangbewegung. Dem Menschen wohnt daher ein natürliches Wohlgefallen am Rhythmus inne, und es ist für ihn ein Bedürfnis, anhaltende gleichmäßige Bewegungen rhythmisch zu gliedern. So arbeiten Schmiede, Steinsetzer, Drescher, Ruderer usw. am liebsten nach dem Takte. Ebenso marschiert man flotter nach der Musik oder dem Gesang. Selbst dem Geräusch schieben wir gern rhythmische Form unter, teils weil diese die Auffassung erleichtert, teils weil sie dem Interesselosen Interesse verleiht. Besonders aber verwendet den Rhythmus die Poesie und die Musik. Hier ist er der regelmäßige Wechsel der in Zeitdauer und Tonstärke verschiedenen Töne und Silben. Verbindet sich hiermit auch regelmäßiger Wechsel der Tonhöhen, so geht der Rhythmus in die Melodie über. Die rhythmische Gestaltung eines Textes ist nicht nur ästhetisch wohlgefällig, sondern erleichtert auch das Erlernen des Textes um ein Bedeutendes. — Es gibt auch einen Rhythmus der Gefühle, der in dem regelmäßigen und dadurch wohlgefälligen Fluß derselben besteht. — Vgl. Raum und Zeit. — Meumann, Untersuchungen zur Psychologie und Ästhetik des Rhythmus. Leipzig 1894. Riemann, System der musikalischen Rhythmik u. Metrik. Leipzig 1903. Th. Lipps,

Digitized by Google

Ästhetik. Bd. 1. Hamburg 1903. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903. B. III, S. 163 ff. M. Ettlinger, Zur Grundlegung einer Ästhetik des Rhythmus. Zeitschr f. Psychol. Bd. 22. K. Bücher, Arbeit und Rhythmus. 4. Aufl. Leipzig 1909.

richtig (abgel. von ahd. reht = gerade) heißt eigentlich dasjenige, was nach dem Richtmaß aufgestellt ist, dann das, was ordentlich, gesetzmäßig, zutreffend ist. Im logischen Sinne bedeutet richtig das in sich Widerspruchslose, bezeichnet also die formale Wahrheit, die in der Übereinstimmung des Denkens mit sich selbst besteht, während die materiale Wahrheit auf der Beziehung desselben zu den Objekten beruht. Ein Urteil ist richtig, in welchem dem Subjekt dasjenige Prädikat gegeben ist, das ihm zukommt. Im Urteile kann der Gegensatz formaler und materialer Wahrheit nicht zum Ausdruck kommen. Ein Schluß dagegen kann logisch (formal) richtig sein, während er material falsch ist, z. B. der Schluß: „Alle Vögel fliegen — der Strauß fliegt nicht — folglich ist er kein Vogel." Hier ist der Obersatz des logisch richtigen Schlusses material falsch. Dagegen kann kein Schluß material wahr sein, der formal unrichtig ist. — Man kann ferner subjektive und objektive Richtigkeit unterscheiden. Bei jener liegt die Norm im urteilenden Subjekt selbst, bei dieser im Zusammenhang der Dinge. — Die Wissenschaft, welche die richtigen allgemeinen Denkformen von den unrichtigen unterscheiden lehrt, ist die Logik (s. d.). — Vgl. Evidenz, Wahrheit, Urteil.

Richtungstäuschungen heißen diejenigen normalen geometrisch-optischen Sinnestäuschungen, denen jedes menschliche Auge in bezug auf die Richtung, z. B. die vertikaler Linien im Sehfelde unterworfen ist, indem eine mit ihrem oberen Ende um 1—3° nach auswärts geneigte aufsteigende Linie vertikal, und eine in Wirklichkeit vertikale Linie mit ihrem oberen Ende nach innen gekehrt zu sein scheint. Da diese Täuschung für jedes Auge eine entgegengesetzte Richtung hat, so verschwindet sie im zweiäugigen Sehen. Sie entspringt aus der Tatsache, daß sich die durch die Muskeln bewirkten Abwärtsbewegungen der Augen unwillkürlich mit einer Zunahme, die Aufwärtsbewegungen mit einer Abnahme der Konvergenz verbinden — Vgl. Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 10, 19, S. 148 ff. Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1910, S. 584 ff. — Andere Richtungs-

Digitized by Google

täuschungen entstehen, indem spitze Winkel überschätzt, stumpfe unterschätzt werden und die die Winkel begrenzenden Linien dementsprechend in ihrer Richtung verändert erscheinen. — Vgl. Streckentäuschungen, Sinnestäuschungen.

Rigorismus (nlat. rigorismus, fr. rigorisme v. lat. rigor = Starrheit) nennt man in weitester Bedeutung die strenge oder überstrenge Anwendung eines allgemeinen Gesetzes ohne Rücksichtnahme auf den Einzelfall. In engerer Bedeutung spricht man von einem moralischen oder ethischen Rigorismus, welcher dem Menschen nur Pflichterfüllung abverlangt, jede Lust und unschuldige Lebensfreude verbietet und ihm das Trachten nach Glückseligkeit, sowohl für die Gegenwart, als auch für die Zukunft, versagt. Der moralische oder ethische Rigorismus geht von der Annahme der Existenz unbedingt verpflichtender Sittengesetze aus und fordert, daß der Mensch diese unter allen Umständen und nur aus Achtung vor dem Sittengesetze erfülle und jeden Einfluß des die Folgen erwägenden Verstandes wie des Gefühles und der Neigung auf das Handeln fernhalte. Der ethische Rigorismus bildet den Gegensatz zu denjenigen ethischen Systemen, die, wie z. B. der Eudämonismus (s. d.) die Berechtigung der Sittengesetze aus den Zwecken ableiten, und zu denjenigen, die wie die Verstandes- und Gefühlsmoral die vernünftige Überlegung oder das Gefühl, z. B. des Mitleids, Wohlwollens, als Motiv des Handeln anerkennen. Rigoristen waren die Stoiker, die Montanisten und Pietisten, ebenso Kant. Kant (1724—1804) faßt den Begriff des Rigorismus folgendermaßen: „Es liegt — der Sittenlehre überhaupt viel daran, keine moralische Mitteldinge, weder in Handlungen (adiaphora), noch in menschlichen Charakteren, so lange es möglich ist, einzuräumen: weil bei einer solchen Doppelsinnigkeit alle Maximen Gefahr laufen, ihre Bestimmtheit und Festigkeit einzubüßen. Man nennt gemeiniglich die, welche dieser strengen Denkungsart zugetan sind (mit einem Namen, der einen Tadel in sich fassen soll, in der Tat aber Lob ist): Rigoristen, und so kann man ihre Antipoden, Latitudinarier nennen" (Rel. innerh. d. bloßen Vernunft, 2. Aufl. 1794, S. 9). Kants Rigorismus erklärt sich aus der Opposition gegen die teils egoistische, teils gefühlsselige Ethik seiner Zeit. Schiller bezeichnete Kant gegenüber mit Recht als die höchste Stufe der Sittlichkeit, die Übereinstimmung von Pflicht und Neigung. — Dem Rigorismus steht die Ansicht der Indifferentisten, Synkretisten und Latitudinarier

Digitized by Google

(s. d.) gegenüber. — Vgl. Indifferentismus, Synkretismus, Adiaphora, kategorisch.

Romantik heißt die das geistige Leben beherrschende Richtung, die am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu dem vorher herrschenden Klassizismus (s. d.) in Deutschland entstanden und dann auch in anderen Ländern Europas zum Durchbruch gekommen ist und deren Nachwirkungen in Kunst, Wissenschaft, Staatsleben usw. bis in die Gegenwart reichen. Vorläufer der Romantik waren Hamann, Herder, und der junge Goethe. Begründet ist die Romantik durch L. Tieck, Wackenroder, Novalis, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel u. a. m., fortgeführt durch A. v. Arnim und Cl. Brentano und Jüngere. Anfangs eine einheitliche Richtung, hat sie sich dann in viele künstlerische und wissenschaftliche Richtungen gespalten. Die Romantik bekämpft die französische Revolution und ihre Einflüsse, den Rationalismus des 18. Jahrhunderts und die Aufklärungsphilosophie als verkehrt, seicht, unzureichend und zu einseitig auf eine einzige Kraft des Geistes, nicht auf das Ganze der menschlichen Seele begründet. Sie sucht ihrerseits die Phantasie und das Gemütsleben zur Grundlage des menschlichen Schaffens zu machen und neu zu beleben und schreibt dem Subjekte bei diesem Schaffen völlige Freiheit bis zur Rechtfertigung der Ironie (s. d.) zu. Inhaltlich wendet die Romantik sich von den griechischen Mustern des Klassizismus ab und knüpft an das Mittelalter an. Sie belebt neu religiöse Ideen, poetische Muster, Kunstformen und Staatsformen des Mittelalters und zieht die vergessene mittelalterliche Ritter- und Volkspoesie aus dem Staube der Bibliotheken hervor. Sie ist darum auch die geistige Schöpferin der Germanistik und wegen des engen Zusammenhangs der germanischen und romanischen Literatur im Mittelalter der Romantik geworden. Sie hat aber allgemein den historischen und sprachwissenschaftlichen Sinn geweckt. Erst seit der Romantik haben wir geschichtlich denken und auffassen gelernt, und erst die Romantik hat das rein wissenschaftliche Sprachstudium erzeugt. Indem die Romantik an das Mittelalter anknüpfte, lenkte sie den deutschen Sinn auch auf die eigene Vergangenheit, auf das Nationale und Vaterländische hin, und so wurde sie Mitarbeiterin an der Erhebung Deutschlands nach dem Sturze in der napoleonischen Zeit. Andrerseits wandte sie sich mit ihrem historischen und sprachwissenschaftlichen Sinn

Digitized by Google

universell der Vergangenheit zu und eröffnete uns Schätze aller Völker und Zeiten, wie z. B. die des Orients und der Sanskritliteratur. In der Philosophie hat die Romantik (Schelling, Hegel) namentlich die Wiederbelebung Spinozas und der Mystik herbeigeführt. — So ist die Romantik eine zunächst unfertige, aber kaum auszumessende Bereicherung des deutschen Geistes, aber auch dem politischen und religiösen und, was die Mystik betrifft, auch dem philosophischen Rückschritt nicht abgeneigte Richtung gewesen, aus deren Einwirkung die verschiedensten poetischen, künstlerischen, philosophischen und wissenschaftlichen Richtungen des verflossenen Jahrhunderts hervorgegangen sind. — Vgl. R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. Ruge, Manifest gegen die romantische Schule. Hallesche Jahrbücher 1833. Borcher, Die Philosophie der Romantik. Leipzig 1906.

rührend (eigtl. bewegend von ahd. ruoren, mhd. rüeren = in Bewegung setzen) heißt dasjenige wirkliche oder nur in der Darstellung der Kunst gegebene Leiden, welches uns zum sanfteren Mitleid bewegt. Während das Pathetische kräftigere Gefühle weckt, ruft das Rührende die weicheren Empfindungen hervor. Rührend ist z. B. die schöne, wahnsinnige Ophelia in Shakespeares Hamlet, rührend der schuldlose Königssohn Arthur in Shakespeares König Johann, der den harten Hubert anfleht, ihm nicht die Augen auszubrennen. Das Rührende ist in der Kunst nicht zu verwerfen. Aber es gerät leicht in schwächliche Einseitigkeit, ins Rührselige und Tränenreiche (Sentimentale) und schlägt dann wie das Erhabene ins Lächerliche um. So wirken z. B. die fortwährenden Ausrufe des Schmerzes und die Tränen in Klopstocks Lyrik komisch. Das nur Rührende löst uns auf, macht uns schwach und bringt uns zum Weinen. Freilich wirkt es nicht auf alle. Es gehören vielmehr Empfindungsvermögen, Phantasie und eine gewisse Naivität dazu, um überhaupt gerührt zu werden. Der rohe, der abgehärtete und der blasierte Mensch werden selten gerührt. Der sich selbst beherrschende will nicht gerührt erscheinen, weil er es fälschlich für Schwäche ansieht. Kinder und Frauen werden leichter gerührt als Männer, weil jene lebhafter empfinden und vorstellen.

Ruhe (ahd. ruowa, mhd. ruowe = das Ablassen, Aufhören, die Rast), das Gegenteil der Bewegung (s. d.), heißt das Beharren an demselben Orte oder, auf Lebendes übertragen, die andauernde Untätigkeit. Ruhe an sich kann nicht gefühlt werden, sondern

Digitized by Google

nur als Gegensatz von Tätigkeit. Absolute Ruhe gibt es nirgends in der Natur. — Vgl. Bewegung.

S.

S bezeichnet in der Logik das Subjekt eines Urteils und, da das Subjekt des Schlußsatzes in einem kategorischen Schlusse bei normaler Anordnung der Prämissen stets im Untersatze erscheint, also Unterbegriff ist, auch den Unterbegriff. Ferner bezeichnet s in den Namen derjenigen Schlüsse, die innerhalb der drei letzten Schlußfiguren möglich sind, die einfache Umkehrung (conversio simplex), bei der die Relation geändert wird, aber die Quantität und Qualität des Urteils unverändert bleiben (Cesare, Camestres, Disamis, Datisi, Ferison, Calemes, Dimatis, Fesapo, Fresison). — Vgl. Conversion, maior, Oberbegriff, Unterbegriff, Mittelbegriff, M, P, Terminus, Schluß.

Sabellianismus heißt die auf den römischen Presbyter Sabellius (um 200 n. Chr.) zurückgeführte, in der Mitte des 3. Jahrhunderts in Libyen verbreitete Lehre, nach welcher Gott nicht aus drei Personen besteht, sondern nur in drei Offenbarungsformen (*πρόσωπα*, personae = Darstellungsrollen) hervortritt.

Sache (ahd. sahha, mhd. sache = Streit, Rechtshandel, Ursache, Grund, gr. *χρῆμα*, lat. res) bedeutet allgemein s. a. Ding (s. d.). In der Rechtslehre ist Sache im Gegensatz zu Person „ein Ding, was keiner Zurechnung fähig ist. Ein jedes Objekt der freien Willkür, welches selbst der Freiheit ermangelt, heißt daher Sache (res corporalis)" (Kant, Met. d. Sitten I, S. XXIII.) Eine Sache ist also für Pflicht und Recht nicht empfänglich und darf deshalb auch zum bloßen Objekt und Mittel unseres Handelns gemacht werden. Vom Mißbrauch einer Sache läßt sich nur in dem Sinne sprechen, als dadurch die Rechte anderer verletzt werden. Sachenrecht ist daher nicht das Recht der Sachen, sondern das Recht an Sachen, das Recht des Privatgebrauchs einer Sache. Juridisch ist Sachenrecht „der Inbegriff der Rechtssätze von der menschlichen Herrschaft über Sachen (körperliche Gegenstände)", während eine einzelne, diesen Rechtssätzen entsprechende Befugnis dingliches Recht heißt. — Vgl. Person, Ich.

Digitized by Google

Sacherklärung (definitio realis) s. Realdefinition.

sachlich s. Objekt.

Sage (ahd. saga, mhd. sage = Rede, Erzählung, Gerücht) heißt eine im Volke (mündlich) fortgepflanzte Erzählung von Begebenheiten, in denen sich mit dem Tatsächlichen das Erfundene, mit dem Natürlichen und Begreiflichen das Übernatürliche und Unbegreifliche mischt. Sind die Begebenheiten historische, so entsteht die geschichtliche Sage. Mit dem Gerücht und der Tradition hat die Sage die unbekannte Herkunft gemein. Doch ist das Gerücht nur ein schwankendes, vorübergehendes Gerede über ein gleichzeitiges Ereignis, die Tradition eine mündliche oder schriftliche Fortpflanzung einer Nachricht über die Zeit ihres Geschehens hinaus, ohne daß dabei eine Veränderung des wirklich Geschehenen nach bestimmter Richtung stattzufinden braucht. Aus dem Gerücht kann durch Tradition eine Sage werden, wenn Gedächtnis, Phantasie und Volksglaube sich ihrer bemächtigen. Im Andenken an seine großen Männer schmückt die Phantasie eines Volkes deren Taten unbewußt und unabsichtlich aus und erhöht sie über das Menschliche. Nur auf die Hauptidee gerichtet, läßt sie Nebenumstände fort, bildet sie um oder schafft völlig andere Lebensverhältnisse. Die Sage wirft willkürlich Personen, Ereignisse, Orte und Zeiten durcheinander, verbindet Götter und Helden, hält aber an bekannten Namen und Orten fest und erzählt nicht zeit- und ortlos wie das Märchen. Während das Märchen poetischer ist, ist die Sage historischer. „Sagen, Märchen und Geschichte begleiten den Menschen von heimatswegen als ein guter Engel." — Vgl. Mythus. — Deutsche Sagen von den Gebrüdern Grimm. 3. Aufl. Berlin 1891. I, S. VII—IX. J. Braun, Die Naturgesch. der Sage. 2 Bde. München 1864—1865. L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Sage. Bd. 1 u. VII. Stuttgart 1865 ff. Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage im Verhältnis zu den Mythen aller Völker. 2. Aufl. Wien 1879. Paul, Grundriß der germanischen Philologie II, 1. 2. Aufl. Straßburg 1901. Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1904—1906.

Sanftmut (gr. *πραότης, πραΰτης*) heißt die leidenschaftslose Gemütsruhe und freundliche Haltung gegenüber feindseligen Gesinnungen, Worten und Handlungen anderer. Der Sanftmütige beherrscht seine Empfindlichkeit nicht aus Mangel an Gefühl, sondern auf Grund der Ruhe des Gemütes und des

Digitized by Google

Wohlwollens gegen den anderen. Er gerät weder über wirkliche Kränkungen, noch über geringfügige Versehen in Zorn, sondern gibt durch seine ruhige Haltung dem anderen ein besänftigendes Vorbild. Sanftmut ist nach Aristoteles (384—322) die richtige Mitte im Zürnen (Eth. Nicom. II, 7 p. 1108 a 6). In christlichen Kreisen gilt Sanftmut als der oberste Grundsatz der Pädagogik. (Vgl. II Timoth. 2, 24/25.)

Sânkhyasystem (ind.) heißt ein System der indischen Philosophie, das seit 500 v. Chr. von Kapila, Pançacikha und Âsari vertreten wurde und dessen Hauptgedanken einerseits die Realität der wandelbaren Welt und der beschauenden individuellen Seele, also der Dualismus von Natur und Geist, andrerseits die Nichtrealität des Brahma, und damit in Verbindung die Entwicklungstheorie und der Atheismus sind. Vom Sânkhyasystem weicht das Yogasystem durch seinen zum System nicht recht passenden Theismus ab. — Vgl. Weber, Indische Literatur. Berlin 1852, S. 210ff. Oldenberg, Die indische Philosophie in Hinneberg, Kultur d. Gegenwart I, V, S. 34ff. R. Garbe, Die Sânkhyaphilosophie. 1894.

Sansâra (ind. संसार = Welt) bezeichnet die unaufhörliche Erneuerung des Daseins, den Kreislauf der Geburten und des Lebens mit allen seinen Leiden, im Gegensatz zum Nirwâna, dem Verwehen, Verlöschen, dem Nichts, der Befreiung von den Leiden. — Vgl. Niwâna.

Sarkasmus (gr. *σαρκασμός* v. *σαρκάζειν* = abbeißen) heißt ein bitterer, mit Ironie verbundener Spott, welcher den anderen zu vernichten strebt. Er ist ohne Erbarmen und ist meist nur die Waffe intellektuell hochstehender Menschen von hochmütigem Wesen und bösartigem Charakter. Als Redefigur kommt er bis Demosthenes und Cicero vor.

Satz (v. sitzen, mhd. saz = Stellung, Lage, Verordnung, Gesetz, gr. *λόγος*, lat. propositio) nennt man den Ausdruck für einen in unserem Bewußtsein stattfindenden Vorgang, durch welchen zwei oder mehr Vorstellungen in ein solches Verhältnis zueinander gesetzt werden, daß die eine mit der anderen verbunden und die eine durch die andere bestimmt wird. Wie den Vorstellungsformen im wesentlichen die Wortarten entsprechen, so entsprechen den logischen Urteilsformen im wesentlichen die (grammatischen) Satzarten. Sätze enthalten in ihrer einfachen Form eine zu bestimmende Vorstellung, das Subjekt,

Digitized by Google

und eine zweite Vorstellung (eine Sache, eine Eigenschaft, eine Tätigkeit, einen Zustand, eine Wirkung usw.), welche mit der ersten verbunden und wodurch die erste Vorstellung bestimmt wird, das Prädikat. Der Übergang vom Subjekt zum Prädikat ist eine lebendige Fortbewegung (Energie) des Bewußtseins von einem zum anderen. Ihm entspricht in der Sprache das Verbum finitum das den aktuellen Prozeß des Denkens wiedergeben und auf dem die eigenartige Architektonik des Satzes beruht. Indem die Sprache mehrere Sätze mit gemeinschaftlichen Bestandteilen zusammenzieht, erweitert sie die Form des Satzes. Die indogermanischen Sprachen haben als Satzteile neben dem Subjekt und Prädikat noch das Objekt (d. h. denjenigen Satzteil, welcher einen Gegenstand oder Vorgang bezeichnet, der durch den im Prädikate ausgedrückten Vorgang hervorgerufen oder beeinflußt wird), die adverbiale Bestimmung (d. h. denjenigen Satzteil, welcher eine Beschränkung bezeichnet, unter der ein Vorgang stattfindet oder ein Zustand eintritt) und die attributive Bestimmung (d. h. die Bestimmung eines Substantivums im Satze). Das Objekt ist aber seinem Wesen nach nichts anderes als eine Art der adverbialen Bestimmung, und darf in einer philosophischen Grammatik nicht als besonderer Satzteil gelten. Durch die Beseitigung des Objektes gewinnt erst die Architektonik des Satzes volle Symmetrie (Subjekt [Nomen], Prädikat [Verbum], adverbiale und adnominale Bestimmungen). — Mit dem Wesen des Satzes haben sich die alten Philosophen von der Zeit der Sophistik ab beschäftigt. Platon (427—347) erklärt den Satz innerlich als die Verbindung von Begriffen (*τῶν εἰδῶν συμπλοκή* Soph. 259 E) und äußerlich als eine Verbindung von einem Nomen (*ὄνομα*) mit einem Verbum (*ῥῆμα*) Soph. 262 B. Nach Aristoteles (384—322) ist der Satz (*λόγος*) die Rede, die etwas von einem anderen bejaht oder verneint (Analyt. prior I, 1 p. 24 a 16 *πρότασις μὲν οὖν ἐστι λόγος καταφατικὸς ἢ ἀποφατικός τινος κατά τινος* — vgl. de interpr. 4—5 p. 17 a 1 ff). Die Stoiker schieden die Arten der Sätze voneinander. In der Grammatik des Dionysios Thrax (100 v. Chr) wird der Satz als eine unrythmische Verbindung von Worten erklärt, die einen vollständigen Gedanken wiedergeben (*λόγος δέ ἐστι πεζῆς λέξεως σύνθεσις διάνοιαν αὐτοτελῆ δηλοῦσα*). Kant (1724—1804) will nur ein assertorisches Urteil als Satz bezeichnen. Steinthal (1823—1899) bezeichnet den Satz als Ausgangspunkt

Digitized by Google

der Sprachbildung. Wundt (geb. 1832) sieht Satz und Wort für gleich ursprüngliche Formen des Denkens an, läßt aber im gewissen Sinne den Satz als die ursprünglichere Form gelten. H. Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl. Halle 1898, §85) sieht in dem Satz „den sprachlichen Ausdruck, das Symbol, dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen". Diese Erklärung ist die beste bisher gegebene. Aber sie irrt in der Behauptung, daß die Verbindung der Vorstellungen eine schon vollzogene ist, vielmehr ist sie eine sich erst vollziehende. Im Satz liegt das Leben und die Bewegung des Gedankens, nicht aufgespeichertes Gut. — Die Satzteile sind zuerst richtig bestimmt von Joh. Werner Meiner, Rektor in Langensalza, in seinem Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre der philosophischen und allgemeinen Sprachlehre. Leipzig 1781. Hierauf hat Adelung (1732 bis 1806) die Satzlehre ausgebaut. — Vgl. Urteil. — Fr. Kern, Die deutsche Satzlehre. Berlin 1883. Delbrück, Vergleichende Synta der indogermanischen Sprachen. B. 1 u. 3. Straßburg 1893 u. 1900. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Straßburg 1904 (S. 623). C. Michaelis, Neuhochdeutsche Grammatik. 4. Aufl., 1908, § 42—47.

Satz des Widerspruchs s. contradictio.

Scepticismus s. Skepsis, skeptische Tropen.

Schadenfreude heißt die affektvolle Lust an fremdem Unglück. Die Schadenfreude ist dreierlei Art. Die erste, unschuldigste Schadenfreude ist die Freude, sich von fremder Unlust frei zu wissen. Diese Art Schadenfreude empfindet man selbst befreundeten Personen gegenüber, und in ihr liegt der Reiz, der Anstoß und Übergang zum Mitleid (the luxury of pity, wie Spencer sagt). Wir müssen uns dem überlegen fühlen, den wir bemitleiden sollen. Tiefer als diese echt menschliche, wenn auch für sich selbst noch nicht sittliche Schadenfreude steht das Vergnügen über das Übel, welches unseren Feind trifft. Diese Schadenfreude ist das Kind des Hasses. Wir gönnen dem Feinde das Übel, weil wir ihn hassen. Hier mischt sich kein Mitleid ein, und hier bereitet sich kein edleres Gefühl vor. Am tiefsten aber ist die dritte Art der

Digitized by Google

Schadenfreude zu stellen, welche in Grausamkeit übergeht, und die daraus besteht, daß der Mensch, bloß um sich an fremder Unlust zu freuen, gegen andere, die ihm nichts Böses getan, tätlich vorgeht oder ein Übel selbst bewirken hilft. Sie ist z. B. da vorhanden, wo jemand einen Blinden absichtlich zu Falle bringt, einen Fremden irreführt, auf Menschen Hunde hetzt, Tiere quält u. dgl. m. Diese Schadenfreude nennt Kant (1724—1804) qualifiziert (Metaphys. d. Sitten, 1797, II. Tl., § 36, c. S. 135 f.), Schopenhauer (1788—1860) ein antimoralisches Motiv. Nietzsche (1844—1900) lobt sie. Der junge Don Carlos († 1568) und Iwan der Schreckliche († 1584) besaßen z. B. diese Schadenfreude. — Vgl. Neid, Mitgefühl.

Scham (ahd. scama, mhd. scham = Beschämung, Schmach, Schande, gr. *αἰδώς*, lat. pudor) bedeutet zunächst das Unlustgefühl, welches aus der Unbedecktheit gewisser Körperteile entspringt, dann in weiterer Bedeutung das in der Schamröte sich verratende Mißvergnügen über irgend eine Unvollkommenheit der eigenen Person, welches die Vorstellung in sich einschließt, von anderen darum verachtet zu werden. Diese Furcht vor Schande kann sich entweder bloß auf die äußere Ehre beziehen und ist dann nur von geringerem Wert, oder sie entsteht aus dem Abscheu vor dem Schlechten und hat dann höheren Wert. In diesem Falle schämt sich der Mensch, weil seine innere Ehre leidet oder in Gefahr ist, zu leiden. Er empfindet Mißvergnügen, weil er etwas Tadelnswürdiges, und wäre es auch nur ein schlechter Gedanke, an sich wahrnimmt. Die Furcht vor äußerer Schande erzeugt oft falsche Scham, d. h. die Neigung, sich solcher Dinge zu schämen, die an sich notwendig und gut, aber bei gewissen Leuten verrufen sind. Die wahre Scham dagegen leitet nicht irre und fällt mit Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit zusammen. Der Mensch schämt sich vor sich selbst, vor seinem besseren Ich. Lieber erträgt er Schmach und Schande vor den Menschen, als daß er etwas gegen sein Gewissen täte (vgl. Schillers Jungfrau von Orleans und E. v. Wildenbruchs Claudia). — Vgl. Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen. Deutsch von Carus. 4. Aufl. Stuttgart 1884. Henle, Über das Erröten. Breslau 1882.

schamhaft nennt man denjenigen, welcher eine feine Empfindung für das Wohlanständige hat und daher alles vermeidet, was (in Worten und im Benehmen) der Sittsamkeit

Digitized by Google

zuwider ist. Der Schamhafte sucht nicht nur in seinen Äußerungen, sondern auch in seinen Gedanken keusch und züchtig zu sein und besonders alle lüsternen Phantasien und Begierden ernsthaft zu bekämpfen.

schamlos nennt man sowohl den, der die Sitte, als auch den, der die Sittlichkeit frech verletzt, weil er gegen Ehre und Schande gleichgültig ist.

Schande (ahd. scanta, mhd. schande, abgel. von Scham) heißt die Mißachtung, die andere gegen unseren Wert, besonders den sittlichen Wert, hegen. Wie bei der Ehre (s. d.), dem Gegenteil der Schande, äußere und innere Ehre, wird auch bei der Schande äußere und innere Schande unterschieden. Jene ist das verwerfende Urteil, welches die Welt über uns fällt, diese die Verurteilung durch unser Gewissen. Die Schande vor den Menschen kann wohl mit Ehre vor uns selber verbunden sein. Ob uns etwas innerlich zur Schande gereiche oder nicht, hängt daher allein vom Gewissen ab. So dachten die Märtyrer, so Sokrates, Huß und Galilei u. a. Das äußere Zeichen, durch das andere uns ihre Mißachtung kund geben, heißt Schimpf.

Scharfsinn (sagacitas) nennt man in der Vermögenspsychologie diejenige Kraft des Geistes, welche dazu befähigt, die einzelnen Vorstellungen deutlich zu unterscheiden, die Teile und Merkmale eines Begriffs klar zu denken und bis zu ihren letzten Zusammenhängen zu verfolgen und daher richtig und zutreffend zu urteilen. Ein Begriff ist um so vollkommener, je bestimmter sein Inhalt zum Bewußtsein kommt und je sicherer er sich von allem, was nicht dazu gehört, absondert. Im ersteren Falle ist er deutlich, im letzteren klar. Auf der Deutlichkeit der Begriffe beruht der Scharfsinn. Chr. Wolf (1679—1754) definiert deswegen: „Wer viele Deutlichkeit in den Begriffen der Dinge hat und also genau heraus zu suchen weiß, worinnen eines einem andern von seiner Art ähnlich und worinnen es hinwiederum von ihm unterschieden ist, derselbe ist scharfsinnig“ (Vern. Ged. I, § 850); und: „Der höchste Grad der Scharfsinnigkeit ist, wenn man alles, was in einem Dinge unterschieden werden kann, bis auf das allerkleinste deutlich begreiffet und also einen ganz vollständigen Begriff erhält“ (Vern. Ged. I, § 851). Doch ist Deutlichkeit nur die Grundlage des Scharfsinns, und der Scharfsinn ist erst da vorhanden, wo auch die Konsequenzen jedes begrifflichen Merkmals erfaßt werden und die volle Einsicht in den Zu-

Digitized by Google

sammenhang eines Begriffes mit andern vorhanden ist. Der Scharfsinn erfordert nicht nur Unterscheidungsgabe, sondern auch Fähigkeit kausal zu denken, im besondern hat er es mit den abstrakten und spekulativen Begriffen zu tun. Er beruht auf Anlage, kann aber durch Schulung gesteigert werden. Ohne ihn ist keine wissenschaftliche Erkenntnis möglich, wenn er auch allein keine wissenschaftliche Leistung zustande bringen kann. Von eminentem Scharfsinn waren Aristoteles, Newton und Kant. — Vgl. deutlich, klar.

Schein (ahd. scîn, mhd. schîn = Glanz, Helligkeit) bedeutet zunächst einen Lichtglanz, z. B. Sonnen-, Mondenschein u. dgl., dann das Bild des Wirklichen und endlich den Gegensatz zur Wirklichkeit, die Täuschung, die Nichtübereinstimmung unserer Auffassung des Sachverhalts mit der Wirklichkeit. Man kann zwischen subjektivem und objektivem, zwischen metaphysischem und logischem Schein unterscheiden. Der subjektive Schein beruht auf einem falschen Schlusse von der Wirkung auf die Ursache, indem man entweder eine Ursache setzt, die eine Erscheinung überhaupt nicht haben kann, oder indem man behauptet, daß sie die Ursache überall und stets habe. Übereilung oder Mangel an Urteil und beschränkte Kenntnis der Verhältnisse veranlassen diesen Irrtum. — Oft aber liegt ein objektiver Schein vor, nämlich da, wo man den Irrtum als solchen erkennt, ihn aber nicht verbessern kann, weil er an den Gegenständen zu haften scheint. Hierher gehören die Sinnestäuschungen, bei denen der Schein ganz individueller oder allgemein menschlicher Natur ist. Im ersteren Falle sind entweder die Sinnesorgane in eine ungewöhnliche Lage gebracht, oder sie sind krank, oder ihre Energie wird durch einen ganz ungewöhnlichen Reiz hervorgerufen. Im letzteren Falle entsteht ein sinnlicher Schein, ohne krankhafte Affektion der Organe, z. B. die scheinbare Größe entfernter Gegenstände (optischer Schein). Auf dem objektiven Schein beruht auch die Wirkung der Künste, besonders der Malerei, Musik und Poesie (vgl. Illusion). An sich ist der objektiv genannte Schein nicht objektiv, sondern ebenfalls subjektiv, aber im Gegensatz zu jenem entweder allgemein menschlich und natürlich, oder doch für den einzelnen nicht überwindbar. — Der metaphysische (transscendentale) Schein ist die unserem Wesen notwendige und doch falsche Vorstellung von der Welt, die entsteht, indem

Digitized by Google

wir Ideen für Wirklichkeit, Subjektives für Objektives, Vorstellungen für Dinge nehmen. Ihn zu berichtigen, ist die Aufgabe der Philosophie, insbesondere der Metaphysik. — Unter logischem Schein endlich versteht man die Ableitung formell richtiger Folgerungen aus falschen Voraussetzungen oder falscher Folgerungen aus richtigen Voraussetzungen. Hierauf beruht die Kraft der Trug- und Fehlschlüsse (s. d.). Schein und Erscheinung sind nicht dasselbe. — Vgl. Erscheinung, Irrtum, Widerlegung, Illusion, Sinnestäuschungen, Richtungstäuschungen, Streckentäuschungen.

Schema (gr. σχῆμα) heißt in der Philosophie zunächst in weiterer Bedeutung die allgemeine Form oder Gestalt. Das Schema ist verschieden vom Bilde. Beide sind sinnliche Formen der Wiedergabe. Aber das Bild gibt das Einzelwesen wieder, das Schema dagegen nur die Gestalt einer Gruppe gleichartiger Einzelwesen. Kant nennt daher Schema die Vorstellung von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff ein Bild zu verschaffen (Kr. d. r. V., S. 140). Transscendentales Schema bedeutet bei Kant (1724—1804) in engerer Bedeutung ein Verfahren der Einbildungskraft, das die Anwendung einer Kategorie auf Erscheinungen, also des Allgemeinen auf das Einzelne überhaupt möglich macht. Diese Anwendung wird möglich vermittelst transscendentaler Zeitbestimmung. Die einzelnen Schemata sind also die verschiedenen Arten der transscendentalen Zeitbestimmungen und zwar Zeitreihe, Zeitinhalt, Zeitordnung und Zeitinbegriff (Kr. d. r. V., S. 137—147). Das Schema der Größe ist die Zahl oder die Zeitreihe, d. h. die sukzessive Addition von Gleichartigem. Das Schema der Realität ist das Sein in der Zeit (Zeitinhalt). Das Schema der Substanz ist die Beharrlichkeit des Realen in der Zeit. Das Schema der Ursache ist die Sukzession des Mannigfaltigen, insofern sie einer Regel unterworfen ist. Das Schema der Gemeinschaft (Wechselwirkung) ist das Zugleichsein der Bestimmungen des einen mit denen des anderen nach einer allgemeinen Regel. Das Schema der Möglichkeit ist die Bestimmung der Vorstellung eines Dinges zu irgend einer Zeit, das der Wirklichkeit das Dasein in einer bestimmten Zeit, das der Notwendigkeit das Dasein des Gegenstandes zu aller Zeit. Die Tätigkeit der transscendentalen Einbildungskraft, durch die die Schemata hervorgebracht werden, nennt Kant den Schematismus der reinen

Digitized by Google

Vernunft. — Schemata heißen in der Logik die Schlußfiguren (s. d.).

schematisieren heißt im allgemeinen etwas nach einem Muster anordnen, bei Kant aber bedeutet es, einen Begriff durch Analogie mit etwas Sinnlichem faßlich machen, z. B. die übersinnliche Ursache einer Pflanze durch die Analogie eines Künstlers in Beziehung auf sein Werk. — Vgl. Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 2. Aufl. Königsberg 1794, S. 82.

Schemhamphorásch (hebr. Schēm = Name, ha = der, parâsch = ausdrücken) ist der geheime Name Jahves, der nach der Kabbâla (s. d.), gesprochen oder geschrieben, Wunder tut.

Scherz (mhd. scherz, eigentlich fröhlicher Sprung) heißt ein munteres Tun und Reden, welches keinen anderen Zweck hat, als zu unterhalten, heiter zu stimmen und frohe Lust zu wecken. Der Scherz, der Gegensatz zum Ernst, zum zweckvollen Tun und Reden, ist ein heiterer Genosse des Lebens. Er bereitet zwar oft dem Betroffenen vorübergehend leichtere Verlegenheit, indem er die Begriffe witzig wechselt und verwirrt, so daß er in seiner Absichtslosigkeit nicht gleich erkannt wird. Die Auflösung der Schwierigkeiten aber erzeugt den Frohsinn, ja schon während der Verwicklung ergötzt das Spiel denjenigen, der sieht, worauf es hinaus will. Nicht jeder versteht Scherz oder Spaß, aber es ist ein Zeichen von geselligem Charakter, wenn man auf Scherz einzugehen versteht. Der Scherz wird unfein, wenn er die Grenzen des Erlaubten überschreitet, welche durch Liebe oder Achtung bestimmt werden, und taktlos, wenn er an falscher Stelle versucht wird, wo die Situation Ernst gebietet. — Versteckt sich der Ernst hinter dem Scherz, so entsteht der Humor (s. d.). Hüllt sich dagegen der Scherz in Ernst, so wird er zur Ironie (s. d.). Die Ironie fängt mit ernster Miene an und endigt mit lächelnder, der Humor umgekehrt. — Legt man in scherzhafter Entstellung den Worten eines ernsthaften Gedichts unbedeutende, niedrige Personen, Motive und Handlungen unter, so entsteht die Parodie. — Scherz kann auch den Gegensatz zur Wahrheit bezeichnen. In dieser Bedeutung ist Scherz eine absichtliche, meist nicht übel gemeinte, vorübergehende Täuschung eines Menschen durch einen anderen. — Vgl. Komisch, lächerlich.

schicklich (abgel. von schicken = bereiten, ordnen, ins Werk setzen) heißt das, was den Umständen und den herrschenden

Digitized by Google

Umgangsformen entspricht und gebilligt wird, ohne unbedingt geboten zu sein. Das Schickliche umfaßt das der Sitte und das der Moral Angemessene. Der Genußmensch fragt nicht nach dem Schicklichen der Sitte, sondern macht sein Belieben zum höchsten Maßstabe. Er steht deswegen am niedrigsten da. Höher steht, wer das Schickliche in der Sitte sucht. Was der Kreis, in welchem er lebt, für angemessen hält, tut auch er und vermeidet so äußeren Anstoß. Aber für den höchsten Standpunkt fällt das Moralische und Schickliche zusammen. Die Moral ist die beste Richterin über das Erlaubte. Schon die Stoiker schieden ein niederes und höheres Schickliches (*καθῆκον*). Das niedere Schickliche (Pflicht) ist nach ihnen eine Handlung, die der Natur eines Wesens gemäß ist und sich daher rechtfertigen läßt. Das höhere Schickliche ist aber das Rechte (*κατόρθωμα*), d. h. die Tat, die auf tugendhafter Gesinnung und Gehorsam gegen die Vernunft beruht. (Stobaeus, Eklog. II, 158.) Einen ähnlichen Unterschied formuliert Kant, wenn er zwischen Legalität und Moralität unterscheidet. Samuel Clarke (1675—1729) hat seiner Moral das Schickliche zugrunde gelegt. — Vgl. Gut, Sittlichkeit, Tugend. — Samuel Clarke, A collection of papers, which passed between the late learned Mr. Leibniz and Dr. Clarke in the years 1715 ad 1716 relating to the principles of natural philosophy and religion. London 1717. R. Zimmermann, Samuel Clarkes Leben und Lehre. Wien 1870.

Schicksal (das Wort ist erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts gebräuchlich) bedeutet zunächst die Summe der Lebensereignisse eines Menschen. So wird dem einen ein gutes, dem anderen ein böses Schicksal zuteil. Ferner bedeutet Schicksal die personifizierte höhere Gewalt, die sowohl als Gesetz in der Natur, als auch als die den Erfolg bestimmende Macht über die menschlichen Handlungen herrscht. Der Glaube an ein solches Schicksal (*μοῖρα*, *εἱμαρμένη*; fatum) beruht auf der Überzeugung des Menschen von der Notwendigkeit alles Geschehens. Er ist im Altertum die Weltansicht Homers, der Orphiker, Heraklits und, mit dem Vorsehungsglauben verbunden, der Stoiker, im Mittelalter und der Neuzeit die Weltanschauung des Islams. — Höher steht der bei den Griechen, wie Platon und Aristoteles, sich vorbereitende, im Christentum fortgebildete Glaube an eine göttliche Vorsehung, die Überzeugung, daß nichts in unserem

Digitized by Google

Leben zufällig geschieht, sondern unser Dasein unter dem Schutze Gottes steht. — Für das Schicksal hatten die Griechen viele Ausdrücke: z. B. Moira (*μοῖρα* homerisch), Ate (*Ἄτη*), Adrastéa (*Ἀδράστεια*), die Unvermeidliche, Heimarménē (*Εἱμαρμένη*), Peproménē (*Πεπρωμένη*), die Austeilende, Zielsetzende, Anágkē (*Ἀνάγκη*), Notwendigkeit, und Atropos (*Ἄτροπος*), die Unabwendbare usw. — Die Schicksalstragödie, welche das tragische Leid des Helden von einer unentrinnbaren Vorherbestimmung der einzelnen Taten und Erlebnisse ableitet, war im Altertum berechtigt. Heutzutage kollidiert sie sowohl mit dem Glauben an eine sittliche Weltordnung, eine göttliche Weltregierung, als auch mit der allgemeinen Überzeugung, welche der praktischen Freiheit des Menschen einen an sich viel größeren Spielraum zuschreibt als frühere Zeiten. So ist sie eine Verirrung, welche Schiller in seiner „Braut von Messina" mit Maß, aber mit entscheidendem Einfluß auf das Aufkommen dieser Dramen angefangen, Müllner, Werner, Houwald und Grillparzer ohne Beschränkung fortgesetzt und zu spukhaft prunkvoller Ausstattung gebracht haben und Platen in der „Verhängnisvollen Gabel" verspottet hat. — Vgl. Fatalismus, Praedestination, Teleologie. — Minor, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt 1803 (Ausgabe d. Schicksalsdramen v. Minor in Kürschners Deutscher Nationalliteratur, Bd. 151).

Schlaf, für die Menschen der eine, weniger als die Hälfte ausmachende Teil des Lebens (altera portio vitae humanae), für die Tiere zum Teil mehr als die Hälfte des Lebens, ist der periodisch wiederkehrende physiologische Zustand, in welchem sich die im Wachen verbrauchte Nervenkraft des Organismus durch Muskelruhe und Wärmeverminderung reproduziert. Er ist der dem Wachen, dem Zustande der Bewußtseins- und Willenstätigkeit, entgegengesetzte Zustand und ist mit einer Hemmung oder Herabminderung des Bewußtseins und der Tätigkeit verbunden. Die Äußerungen des Bewußtseins treten im Schlaf zurück oder sind völlig aufgehoben. Der Schlaf tritt regelmäßig bei Nacht auf Grund der Ermüdung durch die Tagesarbeit oder auch bei Tage nach einer Mahlzeit oder beim Mangel gewohnter Sinneserregungen ein. Die Ermüdung beruht, soweit sie ein psychischer Vorgang ist, auf mehrfacher Wiederholung seelischer Tätigkeiten in unmittelbarer Aufeinanderfolge, wie sie z. B. durch gleichförmige Sinnesreize veranlaßt werden, durch die die Empfindungsfähigkeit und Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit herabgesetzt wird. (Vgl. Übung.) Bisweilen führt aber auch ein hoher Grad der Ermüdung keinen Schlaf herbei, und es gibt neben diesen natürlichen Ursachen auch andere Veranlassungen des Schlafs: Genuß narkotischer Stoffe, Druck auf das Gehirn, Verletzung des Gehirns, Erschöpfung durch körperlichen Schmerz, Blutverlust, Hunger, Blutandrang und Steigerung des Verdauungsprozesses, starke Mahlzeiten, Erhöhung oder Herabsetzung der Temperatur, Frühgeburt, zartes und hohes Alter, Suggestion. Der menschliche Schlaf, der im reifen Alter etwa den dritten Teil des Tages erfordert, vollzieht sich in vier Stadien: Einschlafen, tiefer Schlaf, leiser Schlummer und Erwachen. Mit sicherer Erkenntnis der Hauptmomente des Schlafs beschreibt poetisch diesen Goethe in dem Elfengesange (Faust II, 1, 1): „Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder, dann badet ihn im Tau aus Lethes Flut; gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder, wenn er gestärkt dem Tag entgegenruht; vollbringt der Elfen schönste Pflicht, gebt ihn zurück dem heil'gen Licht!" Das Einschlafen erfolgt entweder unwillkürlich oder infolge willkürlich erzeugter Langeweile. Nachdem durch die Schläfrigkeit die Seele von der Außenwelt mehr und mehr abgelöst worden ist, jagen zahllose Schlummerbilder am geistigen Auge auf einem von innen projizierten Lichtnebel vorüber. Auch Nachklänge von Gehörempfindungen kommen vor. Das Einschlafen selbst kann niemand an sich beobachten. Im Tiefschlafe, der am kräftigendsten wirkt, ist die Sinnestätigkeit, das Bewußtsein und die willkürliche Bewegung aufgehoben. Herz- und Atembewegung sind herabgesetzt, Hunger und Durst hören auf, die Verdauungs- und Absonderungstätigkeit ist verlangsamt, die Reflexerregbarkeit vermindert. Aber nicht immer tritt Tiefschlaf ein, sondern es gibt Zwischenzustände zwischen Tiefschlaf und Wachen, und in diesen hört nicht bloß nicht das vegetative Leben und die unwillkürliche (automatische) Bewegung auf, sondern auch nicht die Empfindung und auch nicht eine Art von Vorstellen und Denken, wie der Traum (s. d.) beweist. Der leisere Schlaf stellt sich meistens erst gegen Morgen ein. Die Außenwelt beeinflußt allmählich den Schläfer und regt neue Vorstellungen in ihm an. Endlich tritt das Erwachen ein, und zwar scheinbar plötzlich, indem man sich unvermutet bei hellem Bewußtsein vorfindet. Das Ergebnis des Schlafes ist im allgemeinen außer der Kräftigung des gesamten Geistes und

Digitized by Google

Körpers, die Schärfung der Sinnestätigkeit und die Steigerung der Aufmerksamkeit.

Über das Wesen des Schlafes standen sich in der Philosophie zwei Ansichten früher schroff gegenüber. Die eine sah in ihm eine Steigerung, die andere eine Herabsetzung des Seelenlebens. G. H. v. Schubert (1780—1860) nahm an, daß der Leib im Schlafe der äußeren Körperwelt anheimfalle, die Seele aber den jenseitigen Regionen zueile und die Lichter eines fernen Sternenhimmels schaue. Krause (1781—1832) sah im Schlafe das reinste und feinste Seelenleben des Geistes. J. H. Fichte (1796—1879) meinte, die Seele erhebe sich leib- und hirnfrei zu einer Art intellektueller Anschauung über die Gegensätze des Sinnesbewußtseins, Fortlage behauptete, nur insofern wir schlafen, leben wir. Wenn wir aufwachen, fangen wir an zu sterben. Schopenhauer (1788—1860) endlich hielt mit Burdach (1776—1847) den Schlaf für den ursprünglichen Zustand, dagegen Bewußtsein, Wahrnehmen usw. für den sekundären. Er legte ihm einen positiven Charakter bei und behauptete, daß zwischen Schlafen und Wachen nicht nur ein Unterschied des Grades, sondern eine feste Grenze bestände. Bei beängstigenden Traumbildern versuchten wir vergeblich zu schreien und uns ihrer zu erwehren. Im Schlaf finde die Erneuerung des Organismus, die Nutrition des Gehirns statt. Auch sei eine gewisse Kraft zum Schlaf erforderlich, und Übermüdung wie zu große Schwäche verhindere uns, ihn zu fassen (capere somnum) W. a. W. u. V. II, 273f. Vgl. Parerga I, S. 471. — Andrerseits sieht jede metaphysisch unbefangene, auf vernünftige Beobachtung und physiologisches Studium begründete Ansicht vom Schlafe, wie sie B. Pflüger und Wundt gegeben haben, schon seit den Zeiten des Herakleitos (500 v. Chr.), des Aristoteles (384—322) und der Stoiker im Schlaf eine Herabminderung des Seelenzustandes, da äußere Reize von mäßiger Stärke in ihm nicht wahrgenommen werden, auch die Reproduktionen verschwinden und völlige Bewußtlosigkeit im Schlaf das Normale ist. Auch das Traumleben, in dem eine Perzeption, Assoziation und Apperzeption sowie eine Reproduktion stattfindet, gibt, da sein Inhalt aus Illusionen und Halluzinationen besteht, dem Schlafe nicht die Bedeutung des gesteigerten, sondern des herabgesetzten Bewußtseinszustandes. Namentlich sind die äußeren Willenstätigkeiten gewöhnlich im Traume ganz gehemmt und nur sensorische

Digitized by Google

Funktionen vorhanden (vgl. Schlafwandeln). Eine Herabminderung des Seelenzustandes sieht auch Goethe im Schlafe, wenn er sagt: „Schlaf ist Schale, wirf sie fort" (Faust II, 1, 1). Das Bedürfnis nach Schlaf steht in geradem Verhältnis zur Intensität des Gehirnlebens, also zur Klarheit des Bewußtseins. Die Menschen bedürfen des Schlafs desto mehr, je verwickelter nach Quantität und Qualität ihre Arbeit und je tätiger ihr Gehirn ist.

Der Schlaf ist für die Menschheit eine Schutz- und Abwehrvorrichtung, aber seine physiologischen Ursachen sind noch nicht genügend erforscht. Seine nächste Entstehungsursache ist in direkter zentraler Veränderung des Nervensystems zu suchen. Pflüger betrachtet die durch den intramolekularen Sauerstoff bei seiner Verbindung herbeigeführten Wärmeschwingungen als die Ursache des Wachens, den Schlaf denkt er sich entstanden aus dem Verbrauch eines Teils des Sauerstoffs, so daß während des Schlafes eine allmähliche Aufnahme von neuem Sauerstoff erfolgt. Wundt wirft dieser Theorie vor, daß sie zwar die entfernteren Bedingungen des Schlafes erklärt, aber nicht die unmittelbaren Ursachen, und verlangt einen Nachweis, wie die Zentralteile sukzessiv an der Entstehung des Schlafes beteiligt seien. — Vgl. Aristoteles, *περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν*. Alb. v. Haller, Elementa physiologiae Bd. V. Lausanne 1763, Lib. XVII. Sect. 3, S. 592 bis 627. Beyer, Über die Ursache des Schlafes. Stuttgart 1877. Radestock, Schlaf und Traum. Leipzig 1879. H. Spitta, Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele. 2. Aufl. Tübingen 1882. Liébeault, Der künstliche Schlaf und die ihm ähnlichen Zustände. Deutsch von Dornblüth. Wien 1892. Mosso, Über Ermüdung. Aus dem Italienischen. Leipzig 1893. Wundt, Grundz. d. phys. Psychol. II, S. 437 ff., Grundriß d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909. § 18. Veronese, Versuch einer Physiologie des Schlafes und Traumes (Deutsch aus Rivista sperimentale di freniatria), Wien 1910.

Schlafwandeln (Somnambulismus) oder Nachtwandeln heißt der dem Schlafe verwandte, auf natürlichem oder künstlichem Wege eintretende Zustand, in welchem der Mensch in einseitiger Weise für Sinneseindrücke empfänglich ist und zugleich willkürliche Bewegungen ausführen kann. Dem natürlichen Nachtwandeln sind nur einzelne Individuen ausgesetzt. Es ist eine verhältnismäßig seltene Form des Traumlebens. Bisweilen scheinen einzelne Sinne im Schlafwandeln seltsam

Digitized by Google

abgeschlossen gegen Reize von außen. Oft aber ist ein Hellsehen (clairvoyance) vorhanden, indem der Mensch Dinge bemerkt, die der gewöhnlichen Sinnestätigkeit entgehen. Die Grade des Somnambulismus sind verschieden. Am häufigsten kommen motorische Funktionen im Traume in den Sprechorganen vor und rufen das Sprechen im Schlafe hervor. Manche Somnambulen gehen umher, andere verrichten mechanische, andere sogar geistige Beschäftigungen (Schriftstellerei, Komposition). Meist aber sind die Tätigkeiten der Somnambulen verkehrte. Die natürliche Entstehung des Zustandes ist dunkel und an eine in ihrem Wesen noch unbekannte Disposition des Nervensystems geknüpft. Der Zustand kann aber auch künstlich hervorgerufen werden und bildet dann eine Form der hypnotischen Zustände. Früher führte man das Schlafwandeln auf den sogenannten tierischen Magnetismus zurück, der durch den Magnetiseur in einem Medium erzeugt werde. Gegenwärtig glaubt man die Ursache des künstlich erzeugten Schlafwandelns in einer dauernden Fixierung eines glänzenden Gegenstandes oder im wiederholten Streichen des Gesichts gefunden zu haben, wodurch der Geist förmlich gelähmt und in Tiefschlaf (Hypnose, s. d.) versenkt werde. Besonders Schelling (1775—1854) suchte dieses ganze Gebiet für die Philosophie zu verwerten. Nach ihm gehört das Wachen dem idealsolaren, das magnetische Schlafleben dem realtellurischen Pol an, deren jedes das gesamte Geistesleben umschließe. Seine Schüler hielten sogar das Hellsehen für völlige Entleiblichung und Versetzung in Gott (so Kerner, Jung-Stilling, Eschenmayer). Auch Schopenhauer, J. H. Fichte und Fortlage legten viel Gewicht auf diese Zustände: so nannte der erste z. B. den Schlafwandel „Wahrtraum". Im allgemeinen ist vieles, was vom Schlafwandeln und Schlafhandeln überliefert ist, übertrieben und ausgeschmückt. Auch läuft Betrug und Selbsttäuschung mit unter, so daß alle Berichte und Schaustellungen mit Vorsicht aufzunehmen sind. — Vgl. Hypnose, Lethargie, Katalepsie, Träumen, Schlaf. — R. Heidenhayn, Der sog. tier. Magnetismus. 1888. A. F. Weinhold, Hypnot. Versuche. 1880. G. H. Schneider, Die psycholog. Ursache der hypnotischen Erscheinungen. 1880. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. 5. Aufl. Leipzig 1903, III, S. 664 ff. Kraepelin, Psychiatrie, 8. Aufl. Leipzig 1909. Bd. I, S. 242.

Schlauheit (nhd.) heißt die praktische Klugheit. Der Schlaue wählt die Mittel zur Erreichung seiner Absichten ge-

Digitized by Google

schickt und weiß sowohl diese Absichten und die Mittel zu ihrer Erreichung zu verbergen, als auch fremde gegen ihn selbst gerichtete Anschläge zu entdecken. Wenn seine Ziele nur geringwertige sind, nennt man ihn pfiffig. Wenn sie mit Nachteil anderer verknüpft sind, verschmitzt. Merkwürdig ist oft die Verbindung von Schlauheit und Dummheit in einem Menschen. Oft sind die Schlauen, weil sie zu einseitig an sich denken, in einem Punkte dumm, während die Dummen in dem kleinen, einfachen Kreise, in dem sie zu Hause sind, oft ganz schlau sind. Daher der Ausspruch La Rochefoucaulds: Man kann schlauer sein als ein anderer, aber nicht schlauer als alle anderen (On peut être plus fin qu'un autre, mais non pas plus fin que tous les autres) und das Paradoxon: Il y a un mystère dans l'esprit des gens qui n'en ont pas! Jene partielle Dummheit in Verbindung mit Schlauheit zeigen oft die Verbrecher, diese dumme Schlauheit oft die Bauern. Das bekannteste poetische Muster von Schlauheit ist Odysseus.

schlecht (ahd. sleht = gerade, eben, schlicht, einfach), das Gegenteil von gut, bezeichnet dasjenige, was nicht so ist, wie es sein soll, also das Unbrauchbare, Unangenehme oder Schädliche. In bezug auf die Handlungsweise des zurechnungsfähigen Menschen nennen wir es böse (s. d.).

Schluß (lat. ratiocinium, ratiocinatio) heißt derjenige Denkprozeß, durch welchen ein Urteil aus einem oder mehreren anderen abgeleitet wird. Die Ableitung eines Urteils aus einem anderen heißt unmittelbarer Schluß (vgl. Conversion, Contraposition, Subalternation, Äquipollenz, Opposition, Modalität, Relation). Die Ableitung eines Urteils aus zwei oder mehreren Urteilen heißt mittelbarer Schluß. Man schließt entweder vom Allgemeinen auf das Besondere oder umgekehrt vom Besonderen auf das Allgemeine. Die erste Art des mittelbaren Schlusses heißt Syllogismus (ratiocinatio), die zweite Induktion.

Das Urteilen besteht in der Verbindung zweier Begriffe, das syllogistische Schließen in der Verbindung zweier oder mehrerer Urteile und Gewinnung eines neuen weniger allgemeinen Urteils. Sage ich mit dem trivialsten Beispiel der Schullogik: „Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folglich ist Cajus sterblich" — so habe ich aus zwei Urteilen ein drittes und zugleich das Besondere aus dem Allgemeinen abgeleitet. Subsumiert das einzelne Urteil einen Begriff unter einen anderen, umfassenderen, so führt der syllogistische Schluß

Digitized by Google

diese Subsumtion durch weitere Begriffe fort. Es läßt sich die Voraussetzung, daß, was vom umschließenden Begriff gilt, auch vom umschlossenen gelte, so fortsetzen, daß das, was vom umschlossenen Begriff gilt, auch von dem Begriffe gelte, den dieser umschließt, und so fort. Sind also alle Menschen sterblich, so gilt es auch von Cajus, wenn er unter die Menschen zu rechnen ist.

Der Syllogismus heißt einfach, wenn er aus zwei Urteilen, welche zwei verschiedene und einen gemeinsamen Begriff haben, ein drittes Urteil ableitet, zusammengesetzt oder Polysyllogismus (s. d.), wenn mehr als drei Begriffe darin vorkommen und mehr als zwei Urteile zur Begründung des Schlußsatzes dienen. Der gemeinsame Bestandteil im einfachen Syllogismus heißt Mittelbegriff (terminus medius), er kommt in den beiden Urteilen, aus denen ein drittes abgeleitet wird, d. h. den Vordersätzen (Prämissen), also im Schlusse zweimal, aber nicht im Schlußsatz (conclusio) vor. Von den beiden Prämissen heißt Obersatz (propositio maior) diejenige, welche das Prädikat, Untersatz (propositio minor) diejenige, welche das Subjekt des Schlußsatzes enthält. Alle diese Bestandteile nennt man die Elemente des einfachen Syllogismus.

Allgemeine Regeln für das syllogistische Schließen sind: 1. Im einfachen regelmäßigen kategorischen Schlusse dürfen nur drei Begriffe vorhanden sein. 2. Aus rein verneinenden Prämissen folgt nichts. 3. Aus rein partikulären Prämissen folgt nichts. 4. Aus einem partikulären Obersatz und einem verneinenden Untersatz folgt nichts. 5. Die Quantität (s. d.) des Schlußsatzes richtet sich nach dem Untersatze. 6. Die Qualität (s. d.) des Schlußsatzes richtet sich nach dem Obersatze. 7. Ist eine Prämisse problematisch, so ist es auch der Schlußsatz.

Eingeteilt werden die syllogistischen Schlüsse gewöhnlich nach der Relation (s. d.) des Obersatzes in kategorische (s. d.), hypothetische (vgl. Hypothese) und disjunktive (s. d.). In der kategorischen Schlußform wird innerhalb des Ober-, Unter- und Schlußsatzes ein Prädikat einem Subjekte schlechthin beigelegt oder abgesprochen.

Die hypothetische Schlußform richtet sich nach dem Grundsatz: mit dem Bedingenden (Grund) ist das Bedingte (Folge) gesetzt, und mit dem Bedingten (Folge) ist das Bedingende (Grund) aufgehoben. Ihre Hauptform, der gemischte

Digitized by Google

hypothetische Schluß, dessen Obersatz ein hypothetisches und dessen Untersatz ein kategorisches Urteil ist, zerfällt in 2 Modi. Der modus ponens schließt aus der Setzung der Bedingung des Obersatzes im Untersatz auf die Setzung des Bedingten des Obersatzes im Schlußsatz. (Wenn A ist, so ist B; nun ist A; also ist B.) Der modus tollens schließt aus der Aufhebung des Bedingten des Obersatzes im Untersatz auf die Aufhebung der Bedingung des Obersatzes im Schlußsatz (wenn A ist, so ist B; nun ist B nicht; also ist A nicht). — Bei der disjunktiven Schlußform, bei der der Obersatz ein disjunktives Urteil ist, gilt die Regel, daß von je zwei einander vollkommen ausschließenden Gegensätzen jeder durch die Setzung des anderen ausgeschlossen und durch die Aufhebung des anderen gesetzt ist. Auch hier gibt es 2 Modi: Der modus ponendo tollens schließt aus der Setzung des einen Gegensatzes im Unter- auf die Aufhebung des anderen im Schlußsatz (A ist entweder B oder C; nun ist es B; also ist es nicht C). Der modus tollendo ponens schließt von der Aufhebung des einen im Unter- auf die Setzung des anderen im Schlußsatz (A ist entweder B oder C; nun ist es nicht B; also ist es C).

Beziehungsschlüsse nennt Wundt solche Urteilsverbindungen, bei den sich aus dem Verhältnis der übrigen darin enthaltenen Begriffe zum Mittelbegriffe ein eindeutiger Schluß überhaupt nicht ergibt (Wundt, System der Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, B. I, S. 342f).

Versuche, alle Schlüsse auf ein einheitliches Grundgesetz zurückzuführen, sind seit der Scholastik gemacht. Als solches hat zunächst das dictum de omni et nullo (s. d.) gegolten.

Die Möglichkeit des syllogistischen Schlusses als rein logischen Verfahrens beruht nach der jetzigen Annahme auf den Grundsätzen der Identität (vgl. A ist A und Identität), des Widerspruchs (vgl. Contradictio) und des ausgeschlossenen Dritten (vgl. Ausschließung des Dritten). Als Erkenntnisform beruht sie auf der Voraussetzung einer realen Gesetzmäßigkeit gemäß dem Satze vom Grunde (s. d.). Die vollkommenste Erkenntnis entspringt aus dem Zusammenfallen des Real- und Erkenntnisgrundes, folglich ist auch der Schluß am vollkommensten, in dem der Mittelbegriff jene beiden enthält. Durch den Schluß erfährt der Schließende nicht etwa schlechthin Neues, ihm vorher ganz

Digitized by Google

Unbekanntes, sondern etwas, was er implicite schon wußte, was er nun aber erst explicite kennen lernt. Wir bringen uns also durch den Schluß nur zum Bewußtsein, was schon latent in den Prämissen lag. Diese „Entzifferung unserer eigenen Noten", wie Mill sagt, ist aber doch nur die eine Seite der Sache. Die andere ist die wirkliche Förderung unserer Erkenntnis durch den Syllogismus, sobald unser Denken auf dem Grunde einer erkannten realen Gesetzmäßigkeit ruht. Darum forderte Aristoteles, daß der Mittelbegriff (M) die reale Ursache ausdrücke. Die Skeptiker hingegen drehten die Sache um und meinten, daß die Wahrheit der Prämissen aus derjenigen des Schlußsatzes folge, nicht umgekehrt. Das Mittelalter hat den technischen Apparat der Aristotelischen Syllogistik eifrig ausgearbeitet (vgl. Schlußfiguren und Schlußmodi). Bacon (1561—1626) zieht ihr die Induktion vor, Descartes (1596—1650) verwirft sie ganz, ebenso Locke (1632—1704), während Leibniz (1646—1716) im Syllogismus ein bedeutendes Hilfsmittel der Forschung erkennt. Kant (1724—1804) dagegen hielt nur die erste Schlußfigur für natürlich und betrachtete sie bloß als ein Mittel, das, was wir schon wüßten, durch Analyse klar zu machen. Ähnlich lehren Herbart (1776—1841), Fries (1773 bis 1843) und Beneke (1798—1854), während Hegel (1770 bis 1831) und Schopenhauer (1788—1860) im Schlusse die notwendige Form alles Vernünftigen, das eigentliche Geschäft der Vernunft sehen. Der Wert desselben beruht vor allem in dem Ausbau der Subsumtion, in der Herstellung der richtigen Verbindungen zwischen Gattungs- und Artbegriffen. Die Klassifikation der Wissenschaft beruht auf durchgeführter Syllogistik. Das Material für die Prämissen hat die Induktion (s. d.) herbeizuschaffen, aber ihre Ordnung erfolgt durch den Syllogismus.

Die Induktion ist der Schluß vom Besonderen auf das Allgemeine. Ihre Grundform ist: A, B, C, D sind P; A, B, C, D sind S; also sind alle S : P. — Vgl. Induktion, Fehlschluß, Fallacien, Paralogismus, Trugschluß. — J. Kl. Kreibig, Die intellektuellen Funktionen. Wien 1908. Pillsbury, The psychology of reasoning. London 1910.

Schlußfiguren (*σχήματα*) heißen die Hauptklassen der einfachen Syllogismen, welche durch die Stellung des Mittelbegriffes (M) in den Prämissen entstehen. Nennt man die beiden im Schlußsatz zu verbindenden Begriffe A und B, den Mittelbegriff M, so kann M entweder in einer Prämisse Subjekt

Digitized by Google

und in der anderen Prädikat, oder in beiden Prämissen Prädikat, oder in beiden Subjekt sein. Hieraus ergeben sich die drei Schlußfiguren:

1. M ist A	2. A ist M	3. M ist A
B — M	B — M	M — B

Für den Schlußsatz bleibt es nach dieser Einteilung unbestimmt, welcher von den beiden Begriffen A und B Subjekt und welcher Prädikat wird.

Unterscheidet man aber in den Prämissen von vornherein das Subjekt (S) und das Prädikat (P) des Schlußsatzes, so entstehen vier Schlußfiguren, indem dann aus der eben bezeichneten ersten zwei Unterabteilungen werden:

I (I,1)	II	III	IV (I,2)
M P	P M	M P	P M
S M	S M	M S	M S
S P	S P	S P	S P

Drei Schlußfiguren nach der ersten Einteilung hat bereits Aristoteles (384—322) aufgestellt. Die Modi, die der vierten Schlußfigur angehören, hat zuerst Theophrastos (c. 370 bis 288) aufgestellt, als besondere Figur soll sie Galenus (131 bis 200) ausgeschieden haben. — Vgl. Fr. Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 103.

Schlußkette heißt ein zusammengesetzter vollständiger Schluß, welcher aus einer Reihe von zusammengehörigen Schlüssen besteht, und zwar so, daß der Schlußsatz des vorangehenden (Vorschluß, Prosyllogismus) Vordersatz des folgenden (Nachschluß, Episyllogismus) Schlusses ist. Wird derselbe zusammengezogen, so daß der Vorschluß nur als Nebensatz der Vorsätze des Nachschlusses erscheint, so heißt er Epicherém (s. d. W.). Wird die Schlußkette abgekürzt, indem zuerst alle einzelnen Schlüsse in unvollständige Schlüsse, Enthymeme (s. d.), verwandelt und dann so miteinander verbunden werden, daß sie einen gemeinsamen Schlußsatz enthalten, so hat man den Kettenschluß oder Sorites (s. d.). — Vgl. Polysyllogismus, Fehlschluß, Tragschluß, Paralogismus, Sophisma.

Schlußmodi oder Schlußarten heißen die zulässigen Formen der syllogistischen Schlüsse, welche innerhalb der einzelnen Schlußfiguren (s. d.) ergeben, wenn lediglich die Gesichtspunkte der Quantität und Qualität beider Prämissen berücksichtigt werden. Da jede von beiden Prämissen nach Qualität und

Digitized by Google

Quantität von vier verschiedenen Formen sein kann (a = allgemein bejahend, e = allgemein verneinend, i = partikulär bejahend, o = partikulär verneinend), so ergeben sich innerhalb der 4 Schlußfiguren 64 denkbare Schlußmodi. Dies sind, wenn der erste Buchstabe den Ober-, der zweite den Untersatz bezeichnet, innerhalb jeder einzelnen Figur:

aa	ea	ia	oa
ae	ee	ie	oe
ai	ei	ii	oi
ao	eo	io	oo

Von diesen 64 denkbaren Schlußmodi erweisen sich aber 45 als fehlerhaft, so daß nur 19 gültige Schlußmodi übrig bleiben. Die vier Vokale zur Bezeichnung der Schlußmodi soll M. Psellos (ca. 1050) erfunden haben. Die vier Modi der ersten Figur lauten jetzt: Barbara, Celarent, Darii, Ferio, die vier der zweiten: Camestres, Baroco, Cesare, Festino; die sechs der dritten: Darapti, Felapton, Disamis, Datisi, Bocardo, Ferison; die fünf der vierten: Bamalip, Calemes, Dimatis, Fesapo, Fresison. Während in diesen Merkwörtern, die dem Joh. Hispanus († 1277, Summulae logicales) zugeschrieben werden, die Vokale das Verhältnis der Modi bezüglich der Quantität und Qualität der Prämissen und der Conclusio bezeichnen, deuten die Konsonanten die Verwandlung an, die mit den drei letzten Figuren vorzunehmen ist, damit sie in die erste übergehen: s zeigt einfache Umkehrung (conversio simplex) an, p die conversio per accidens, m die Metathesis der Prämissen und c das kontradiktorische Gegenteil des Schlußsatzes. In den 19 Schlußmodi steckt viel Künstelei und Spitzfindigkeit. Das wirkliche Denken folgt ihren Wegen nur in seltenen Fällen. Das Grundwesen des syllogistischen Schließens ist die Subsumtion der Begriffe, und diese vollzieht sich in Wirklichkeit viel einfacher und natürlicher, meist nur in der Form Barbara. Mit den Subsumtionsschlüssen ist aber nur eine und noch dazu nicht die wichtigste Art der Schlüsse gegeben. Viel wichtiger sind z. B. die mathematischen Schlüsse, die nicht subsumieren, sondern Quantitätsgleichheiten oder -ungleichheiten nachweisen. Für diese hat aber die gewöhnliche Schullogik keinen Platz gefunden. Die Logik der Syllogismen verdient daher einerseits vereinfacht und andrerseits erweitert zu werden. Wie sie jetzt noch ist, fordert sie den Spott jedes frischeren Geistes heraus. Man verlange von einem Verteidiger der Schullogik, daß er

Digitized by Google

zu allen 19 Modi solche Beispiele anführe, die einmal wirklich in der Geschichte der Wissenschaft den Fortschritt herbeigeführt haben. Er wird außerstande sein, dies zu tun. Die meisten künstlich gemachten Beispiele sind albern und öde. (Vgl. z. B. die Beispiele in Walchs philosophischem Lexikon, Leipzig 1740, unter Syllogismus auf S. 2499.) Auch die in dem vorliegenden Buche angeführten werden diesem Vorwurfe nicht entgehen können. Die Beweise für die Richtigkeit der 19 Schlußmodi und für die Unrichtigkeit der 45 anderen denkbaren werden gewöhnlich seit Leonhard Euler durch den Umfang der Begriffe bezeichnenden Kreise, die sich einschließen, ausschließen oder durchkreuzen, erbracht. (Siehe Ueberwegs System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 100 ff.) Der Wert der Syllogistik wird oft sehr überschätzt. Gerechte Kritiken lieferten die englischen Induktionsphilosophen. Wissenschaftliche Logiken der Neuzeit haben längst die Künsteleien der scholastischen Syllogistik beiseite geschoben und an ihre Stelle eine natürliche Schlußlehre gestellt. So gibt z. B. Wundt eine Schlußlehre, die die einfachen Schlußformen in Identitätsschlüsse, Subsumtionsschlüsse (eigentliche Subsumtionsschlüsse, Wahrscheinlichkeitsschlüsse und Analogieschlüsse), Bedingungs- und Begründungsschlüsse (verifizierende Bedingungsschlüsse und disjunktive Schlüsse, subsumierende Bedingungsschlüsse) und Beziehungsschlüsse (Vergleichungsschlüsse, Verbindungsschlüsse, Verhältnis der Beziehungsschlüsse zu den Wahrscheinlichkeits- und Analogieschlüssen) einteilt. — Vgl. J. E. Th. Wildschrey, Die Grundlagen einer vollständigen Syllogistik. Halle a. S. 1907. (80 Schlußmodi statt 19 unter Zugrundelegung des englischen, aber nicht empfehlenswerten Gedankens der Quantifizierung (s. d) des Prädikats.) Wundt, System der Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906. B. I, S. 286 bis 376.

Schmeichelei (mhd. schmeicheln, schmeichen = sich lobend äußern) heißt die Handlungsweise, anderen mit erheuchelter Achtungsbezeigung (in Gebärden, Worten und Handlungen) zu begegnen, um sie für uns zu gewinnen und davon Nutzen zu ziehen. Die Schmeichelei ist unmoralisch, weil sie aus dem Egoismus entspringt und dem Schmeichler wie den Mitmenschen schadet. Nach einem Ausspruch des Bias (6. Jhdt. v. Chr.) ist unter den wilden Tieren der Tyrann, unter den zahmen der Schmeichler das schlimmste (*τῶν μὲν ἀγρίων [ζῴων*

Digitized by Google

χαλεπώτατόν ἐστιν] ὁ τύραννος, τῶν δὲ ἡμέρων ὁ κόλαξ. Plutarchos, De amico et adulatore 19.)

Schmerz (ahd. smerzo, mhd. smerze) heißt in der neueren Psycholgie die qualitativ bestimmte, von Unlust begleitete Empfindung des allgemeinen Sinnes, in welche eine Empfindung übergeht, sobald sie eine bestimmte Stärke erreicht. Der Schmerz ist eine der vier Empfindungssysteme des allgemeinen Sinns, der außerdem die Systeme der Druckempfindungen, der Wärme- und der Kälteempfindungen umfaßt. Der Schmerz gehört hiernach zu den Empfindungen, nicht zu den Gefühlen, wenngleich er auch mit Gefühlen verbunden ist. Er kann aus dem Gemeinsinn oder aus jeder Empfindung eines anderen Sinnes, insofern sie selbst mit Gemeinempfindungen verbunden ist, hervorgehen. Es gibt schmerzhafte Tasteindrücke, Schmerzen der inneren Organe, schmerzhafte Geräuschempfindungen, schmerzhafte Gesichtsempfindungen usw. Die einzelnen Arten derselben werden als stechende, ziehende, bohrende, brennende, reißende usw. bezeichnet. Die Entstehung der Schmerzen ist physiologisch und psychologisch ebenso dunkel wie die der körperlichen Lustgefühle. Unzweifelhaft sind die Empfindungsnerven dabei beteiligt. Da aber alle Schmerzen, von welchem Teil sie auch ausgehen, einen gewissen gemeinsamen Charakter haben, so scheint der Schmerz auf anderen Bahnen zu den Nervenzentren geleitet zu werden als die Druck- und Temperaturreize (graue Substanz). Ein sicherer Beweis hierfür ist aber nicht erbracht. Gewisse Nerven scheinen des Schmerzes weniger fähig zu sein als andere, z. B. der Geruchs- und Geschmacksnerv. Bei den eigentlich sensitiven Nerven dagegen, die mit dem Lebensprozeß enger verknüpft sind, löst jede starke Reizung sogleich Schmerz aus. Bei anderen wird aus großer, aber noch nicht gefährlicher Unannehmlichkeit bereits Schmerz, z. B. bei den Druck-, Wärme- und Kälteempfindungen. Bei den edlen Sinnen, Gehör und Gesicht, bedeutet Schmerz schon Gefährdung ihres Seins. Nicht alle Punkte der Haut sind für den Schmerz gleich empfindlich. Die Maximalpunkte der Reizbarkeit heißen Schmerzpunkte. Der Schmerz kann aber von dem zentralen Sitz der Erregung in viele Mitempfindungen ausstrahlen, so daß man sich über den Sitz der Schmerzen vollständig täuschen kann. Schmerzen fühlen wir nicht, wenn das betreffende Glied vom Gehirn getrennt oder dieses selbst chloroformiert ist. Wenn der Schmerz fehlt, wo er natürlicherweise zu erwarten wäre, liegt das Symptom bedenk-

Digitized by Google

licher zentraler Störungen vor. Die Schmerzempfindungen haben eine längere Latenzzeit der Reizung, setzen meist mit hohen Intensitäten ein und besitzen eine längere Nachdauer der Erregung. — Der Ausdruck Schmerz ist aber früher in anderm Sinne gebraucht und sein Begriff ist schwankend gewesen. Er wurde bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung gebraucht. In der weitesten Bedeutung galt Schmerz als dasselbe wie sinnliche Unlust. Kant (1724—1804) definiert dementsprechend: „Schmerz ist die Unlust durch den Sinn" (Anthropol., § 57). In engerer Bedeutung unterschied man zwischen körperlichen und seelischen Schmerzen. Die körperlichen Schmerzen faßte man zwar als Gefühle auf, aber bestimmte sie ähnlich, wie man jetzt die Schmerzempfindungen bestimmt. Die seelischen Schmerzen faßte man ziemlich unbestimmt als gleichbedeutend mit seelischen Leiden. Als Seelenschmerz galt also jedes bis zum Affekt gesteigertes Unlustgefühl, das im Gebiete der Vorstellungen, seien diese nun mehr intellektueller oder mehr moralischer Natur, entsteht. Die Fähigkeit zum seelischen Leiden ist bei den verschiedenen Menschen verschieden. Die höchsten Schmerzen empfindet derjenige Mensch, der das tiefste Gefühl, die klarste Einsicht und den besten Willen hat. Schopenhauer (1788—1860) sah in dem Leiden den Zweck des Lebens und lehrte, wenn nicht das Leiden der nächste und unmittelbarste Zweck des Lebens wäre, so wäre unser Dasein das Zweckwidrigste von der Welt. Denn es sei absurd, anzunehmen, daß der endlose, aus der dem Leben wesentlichen Not entspringende Schmerz zwecklos und rein zufällig sein soll. Diese Lehre Schopenhauers hängt eng mit seiner metaphysischen Lehre vom Willen und mit seinem Pessimismus zusammen. Aber daß der Schmerz eine hohe ethische Bedeutung hat, weiß jeder aus eigener Erfahrung. Geduld, Sanftmut, Mitgefühl, Streben nach Höherem und Enthaltsamkeit werden dadurch befördert. — Eine teleologische Deutung des Schmerzes findet sich auch schon vor Schopenhauer bei Leibniz (1646—1716), der es für die Erhaltung der verletzbaren Tiere als nötig erklärte, daß sie Zeichen hätten, „an denen sie eine gegenwärtige Gefahr erkennen könnten, und die sie antrieben, dieselbe zu vermeiden. Deßhalb muß das, was eine schwere Verletzung zu bringen droht, vorher Schmerz verursachen, der das Tier zu Anstrengungen treibt, die imstande sind, die schadenbringende Ursache zu beseitigen oder ihr zu entfliehen, um damit einem großen

Digitized by Google

Übel vorzubeugen" (Theodic. Anh. III, § 9. Vgl. Abhandl. II, § 342). Burdach (1776—1847) präzisiert die teleologische Deutung dahin: „Der Schmerz ist der Wächter des Lebens". Die physiologisch-mechanische Deutung sieht mit Wolf (1679 bis 1754) im Schmerz „die Trennung des Stetigen in unserem Körper" (Vernünft. Ged. I, § 421) oder mit neueren Physiologen eine zu große Schwingungsweite der Vibrationen der Nervenfaser. — Der Hauptvertreter der neueren psychologischen Lehre vom Schmerze ist Wundt (geb. 1832), der die Schmerzempfindungen als eins der Empfindungssysteme des allgemeinen Sinns definiert und streng zwischen Schmerz als Empfindung und Unlust als Gefühlston der Empfindung unterscheidet. — Vgl. Hagen, Psychol. Untersuchung. 1847. S. 59f. Domrich, Die psych. Zustände. 1849. S. 173f. Bouiller, Du plaisir et de la douleur. 4. Aufl. Paris 1891. Dumont, Vergnügen und Schmerz. Leipzig 1876. Oppenheimer, Schmerz und Temperaturempfindung. Leipzig 1893. Goldscheider, Über den Schmerz in physiologischer und klinischer Hinsicht. Berlin 1894. Martius, Der Schmerz. Leipzig 1898. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1910. B. II, S. 2ff. Grundr. d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1901, S. 56.

Scholastik (v. gr. *σχολαστικός*, lat. scholasticus = zur Schule gehörig, Schüler und Lehrer, also = Schulwissenschaft), Scholastizismus, nennt man die germanisch-romanische Philosophie des Mittelalters, besonders von Scotus Eriugena bis zur Reformation (9.—16. Jahrh.). Die Scholastik steht, wie man seit Petrus Damiani (1050) zu sagen pflegt, im Dienste der Theologie (ancilla theologiae), deren Dogmen sie zu verteidigen, logisch zu begründen und zu systematisieren sucht. Sie bedient sich dazu der Reste der antiken Philosophie, deren Gedanken sie sich ebenso willig unterordnet, wie der kirchlichen Lehre des Augustinus. Jede ihrer Untersuchungen, die etwas Traditionelles und Ineinandergreifendes an sich haben und eine syllogistische Lehrform erzeugen, zeigt daher den Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung und gewinnt seit Abälard die Form einer Kontroverse. In der 1. Periode vom 9.—13. Jahrh. verband man die aristotelische Logik mit neuplatonischen Lehren, in der 2., vom 13.—16. Jahrh., herrschte Aristoteles ganz vor. In jener ragten hervor Johannes Eriugena (Scotus 810 bis 877), der die Einheit wahrer Philosophie und wahrer Religion auf Grund der Vernunftautorität behauptete und in der

Digitized by Google

Natur die Entfaltung Gottes sah, Roscellin v. Compiègne (um 1100), der zuerst den konsequenten Nominalismus (s. d.) vertrat, indem er die reale Existenz der Universalien ableugnete, den Einzeldingen allein Existenz zuschrieb, und auch die drei Personen der Gottheit für drei getrennte Substanzen erklärte (Tritheismus, 1092 auf der Synode zu Soissons verworfen), Anselm v. Canterbury (1033—1109), der realistisch (vgl. Realismus) die Existenz der Universalien behauptete, den Glauben über die Erkenntnis stellte und den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes schuf, und sein Schüler Wilhelm von Champeaux († 1121), der der strengste Realist der Scholastik gewesen ist, Abälard (1079—1142), der eine vermittelnde Stellung zwischen Realismus und Nominalismus einnahm, indem er die Existenz des Allgemeinen im Einzelnen und im göttlichen Geiste zugab, und Petrus Lombardus († 1164), der Schöpfer des allgemein anerkannten Kompendiums der mittelalterlichen Dogmatik; in dieser Albertus Magnus (Albert von Bollstädt aus Schwaben 1193 bis 1280), der zuerst der scholastischen Philosophie die streng aristotelische Wendung gab, Thomas von Aquino (1225 bis 1274), der aus der aristotelischen Philosophie und der christlichen Kirchenlehre (Augustinus) ein System machte (vgl. Katholizismus und Philosophie, Thomisten) und einem gemäßigten Realismus und strengen Intellektualismus huldigte (vgl. Conceptualismus), Duns Scotus (1274—1308), der Glauben und Wissen voneinander schied und dem Willen den Vorrang vor dem Verstande zuerteilte, und Wilhelm v. Occam (1270 bis 1347), der den Nominalismus erneuerte. Ihre Blütezeit hat die Scholastik im 13. und 14. Jahrhundert gehabt. Die Vertreter der Scholastik stammten aus England, Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland. Mit großem Scharfsinn und nicht ohne Tiefe behandelten die Scholastiker die dogmatischen und die philosophischen Fragen, soweit sie untereinander zusammenhingen, besonders das Verhalten von Gott und Welt, von Gattungen und Arten zu den Einzeldingen. Aber die Beschränktheit ihrer Kenntnisse, die Unterschätzung der Natur, die dialektische Spitzfindigkeit, die rationalistische Methode, der Begriffschematismus und die Gebundenheit ihrer Denkungsart riefen die Opposition von Mystikern, Humanisten und Naturforschern hervor und führten den Sturz der Scholastik am Ende des Mittelalters herbei. Der Scholastik mit ihrem einseitigen

Digitized by Google

metaphysischen Zuge hat die Grundlage eines charakteristischen Lebens, das nationale und das individuelle Gepräge gefehlt. Kant (1724—1804) nennt daher Scholastiker Leute, deren Kunst darin besteht, sich an Scharfsinn zu übertreffen. — Noch heute übrigens gilt Thomas v. Aquino den Katholiken als der größte Philosoph (vgl. Katholizismus und Philosophie). — Vgl. Patristik, subjektiv, objektiv, Essenz, Existenz. — A. Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 3 Bde. Mainz 1864—1866. H. Reuter, Geschichte der relig. Aufklärung im Mittelalter. 2 Bde. Berlin 1875—1877. Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique. 2 Bde. Paris 1872 u. 1880. v. Liliencron, Über den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik. München 1876. Talasno, L'Aristotelismo della scolastica nella storia della filosofia. 3. Aufl., Siena 1881. K. Wehner, Die Scholastik des späteren Mittelalters. 4 Bde. Wien 1881—1887. R. Eucken, Philosophie des Thomas v. Aquino. Halle 1886. v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Stuttgart 1887. Ellinger, Philipp Melanchthon. Berlin 1902. K. Vorländer, Geschichte d. Philosophie. Leipzig 1903. Bd. I, § 58—69. de Wulf, Histoire de la philosophie médiévale. Paris 1900. Endres, Thomas v. Aquino. Mainz 1910.

schön (ahd. scôni, mhd. schœne = hell, glänzend) heißt im weiteren Sinne dasjenige sinnlich erfaßte Objekt, das unser geistiges Wohlgefallen hervorruft, ohne unsere niederen Begierden zu reizen (vgl. angenehm). Es gefällt durch seine Einheit in der Mannigfaltigkeit, die Harmonie seiner Teile, durch seine scheinbare Zweckmäßigkeit, ohne daß es selbst für anderes direkt als Mittel diente. In ihm erscheint den höheren Sinnen, Gesicht und Gehör, erfaßbar das eigentümliche innerste, uns ansprechende, für uns angemessene, uns wertvoll erscheinende Wesen der Dinge, befreit von störenden Zufälligkeiten. Die sinnliche Form ist beim Schönen von der geistigen Idee bestimmt. — Schön im engeren Sinne ist die völlige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen. Im Komischen dagegen wird das Geistige vom Sinnlichen überragt, im Erhabenen das Sinnliche vom Geistigen. Das Häßliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Alles Schöne zeigt aber nicht nur dem Menschen ein ihm verwandtes Wesen, sondern es erhebt ihn auch über sein persönliches Interesse zur Objektivität der Idee. Diese tritt ihm im Schönen der Natur und der Kunst so wirksam entgegen,

Digitized by Google

daß er zum selbst- und willenlosen Betrachter wird. Der Sinn für das Schöne heißt Geschmack. Der Geschmack findet das Schöne zunächst in der Natur vor. Das Schöne der Natur (s. Naturschönheit) ist die erste und vorbildliche Stufe der Schönheit. Die höhere Stufe ist die Kunstschönheit. Die Kunst (s. d.), die Fähigkeit, das Schöne zu schaffen, sucht die Natur in bewußter Tätigkeit zu überbieten. Mit der Wissenschaft hat die Kunst gemein die Darstellung des Wesens der Dinge, der Wahrheit, nur daß die Wissenschaft diese begrifflich, die Kunst sie anschaulich darstellt. Auch idealisiert die Kunst das Natürliche, d. h. sie faßt das in der Wirklichkeit Zerstreute zusammen und legt andrerseits das Verworrene übersichtlich auseinander, erhöht und veredelt sein Wesen. Die Wissenschaft vom Wesen des Schönen heißt Ästhetik (s. d.). Die Ästhetik ist von der Ethik (s. d) dadurch geschieden, daß die letztere Verwirklichung der durch sie festgestellten Werte fordert, die erstere dagegen nicht nach der Verwirklichung ihrer Objekte strebt, sondern sich mit dem Schein begnügt (vgl. Schein). — Da aber die Idee des Schönen bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten gewechselt hat, so wechselt auch die Erscheinung des Schönen in den verschiedenen Zeiten. Deshalb hat die Ästhetik (s. d.) auch die Kunstgeschichte zu berücksichtigen und ihre eigene Methode empirisch zu gestalten, was sie nicht immer getan hat.

Platon (427—347), der nur Ansätze zu einer Ästhetik geschaffen hat, trennt das Schöne nicht vom Guten und Wahren, unterschätzt am Schönen die sinnliche Erscheinung und sucht sein Wesen mehr im Inhalte als in der Form, obwohl er Maß, Harmonie, Reinheit und Vollendung als Merkmale des Schönen nennt (Phileb. Rep. Tim., vgl. Zeller, Philos. d. Gr. II, S. 608 f.). Aristoteles (384—322) setzt die Schönheit in die Ordnung, Symmetrie, Begrenztheit, Einheit und Ganzheit, also in die Form des schönen Gegenstandes (vgl. Aristot. Met. XIII, 3 p. 1078 a 36). Nach Plotinos (205—270) besteht die Schönheit in einem Ineinander von Vielheit und Einheit, in der Harmonie der Teile eines Ganzen, in der unsinnlichen Form und in der Herrschaft des Höheren über das Nidere, der Ideen über den Stoff, der Seele über den Leib, der Vernunft und des Guten über die Seele. (Vgl. Zeller, Philos. d. Gr., V, S. 475.) Augustinus (353—430) sah in der Schönheit eine das Mannigfaltige verknüpfende Einheit. Shaftesbury (1671

Digitized by Google

bis 1713) identifizierte, an Platon anknüpfend, das Gute und Schöne und sah in Gott das Urschöne. Leibniz (1646 bis 1716) sieht die Schönheit in der Harmonie der Gegensätze, in der Einheit innerhalb der Vielheit. Wolf (1679—1754) charakterisiert die Schönheit als diejenige Vollkommenheit, die in uns Wohlgefallen hervorruft. Baumgarten (1714—1762), der Begründer der Ästhetik (s. d.) in Deutschland, verlegt die „sinnlich erkannte Vollkommenheit" oder die Schönheit in die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen in der Erscheinung und verlangt für alle Schönheit das Vorbild der Natur. Sulzer (1720 bis 1779) definiert sie als Vollkommenheit der äußeren Form oder Gestalt. Lessing (1729—1781) forscht nach dem Wesen einzelner Kunstformen, der Fabel, des Epigramms, des Epos, des Dramas, und scheidet zwischen bildender Kunst und Poesie. Kant (1724—1804) nennt schön den Gegenstand eines allgemeinen notwendigen interesselosen Wohlgefallens, welches durch das subjektiv Zweckmäßige hervorgerufen ist, sieht aber im Schönen auch das Symbol des Sittlich-Guten (Kr. d. U., § 59). Schiller (1759—1805) definiert das Schöne als Freiheit in der Erscheinung (Kallias) und findet es da, wo Vernunft und Sinnlichkeit übereinstimmen. Nach Schelling (1775—1854) ist das Kunstwerk die Darstellung des Ewigen oder Unendlichen im Endlichen, die Harmonie des Bewußten und Bewußtlosen, des Freien und Notwendigen, von Natur und Geist, Realem und Idealem. Hegel (1770—1831) definiert es als das Absolute in sinnlicher Existenz, die Wirklichkeit der Idee in der Form begrenzter Erscheinung. „Die Welt des Schönen ist (nach Hegel) die Region der künstlerisch für die Anschauung und Empfindung dargestellten göttlichen Wahrheit, die selbständige, freie, göttliche Gestalt, welche das Äußerliche der Form und des Materials sich vollständig angeeignet hat und als Manifestation ihrer selbst in sich trägt." (Hegel, Werke X, 1). Auf dem Verhältnis der Idee zum Stoffe — dem Überwiegen der Erscheinung —, dem Gleichgewicht von Idee und Erscheinung — dem Überwiegen der Idee — beruht der Unterschied der symbolischen, klassischen und romantischen Kunst. Nach Schopenhauer (1788—1860) ist schön der deutliche Ausdruck bedeutsamer Ideen. Herbart (1776—1841) nennt schön, im Unterschied vom Begehrten und Angenehmen, das, was an den Objekten unwillkürlich gefällt. Die Materie ist gleichgültig, nur auf die Form, die Verhältnisse der einfachen Elemente

Digitized by Google

kommt es an. Er kehrt damit, wie fast in seiner ganzen Philosophie, zu Leibniz zurück, dessen ästhetischen Formalismus er teilt. In der Neuzeit strebt man vielfach nach einer Ästhetik auf empirischer und experimenteller Grundlage, die von theoretischen Vorurteilen befreit ist, ohne daß eine solche bereits vollständig erreicht sei. Als angewandte Psychologie, aber mehr spekulativ als empiristisch behandelt die Ästhetik Th. Lipps, der den Begriff der Schönheit so bestimmt: „Schönheit ist die Angemessenheit eines Objektes an die Natur des ästhetisch wertenden Subjekts". — „Schön ist dasjenige, in dessen Betrachtung sich mein eignes Wesen bestätigt, gesteigert, bereichert findet. Schönheit ist die in der Betrachtung eines Objektes gefühlte und daran fühlbar gebundene freie Lebensbejahung". — „Schönheit ist nicht mein zufälliges Wesen. Sie ist eine reiche und objektive. Sie bemißt sich nicht danach, wie weit ich sie fühle oder zu fühlen fähig bin. Sondern sie ist ein dem schönen Objekte unveränderlich Anhaftendes, sein Recht und sein Eigentum; sie ist die von dem Objekte geforderte oder für das Objekt geltende Wertung. Das Bewußtsein von dieser Forderung aber und ihre Anerkennung ist ein Urteil. Es ist das Werturteil. Erst in diesem Werturteil gewinnt das Wort Schönheit seinen Sinn" (Th. Lipps, Ästhetik in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 349, 360, 368). Andere Ästhetiker der Gegenwart führen das ästhetische Gefallen auf Persönlichkeitsapperzeption (Siebeck), Illusion (Konr. Lange), innere Nachahmung (Groos), Kontemplation (Külpe) usw. zurück. Meumann versucht aus den sich streitenden Theorien der Gegenwart durch Vereinigung eine allen Forderungen genügende Theorie herzustellen. — Vgl. Kunst, Ästhetik, gut, Geschmack, erhaben, Anmut, häßlich, Einfühlung, Formalismus. — Th. Lipps, Ästhetik, Psychologie des Schönen und der Kunst. 3 Bde. Leipzig u. Hamburg 1903 ff. E. Meumann, Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Leipzig 1908. Th. v. Frimmel, Philos. Schriften. II. Tl. Zur Kunstphilosophie. München 1910.

schöne Seele ist ein Begriff, der in der Zeit, die unserer klassischen Dichtungsepoche vorausging, geprägt worden und namentlich von Wieland in Umlauf gesetzt ist. Er ist die Übersetzung von belle âme in Rousseaus Héloise. Goethe verwendet ihn in Wilhelm Meister (Lehrjahre). Schiller nennt schöne Seele den Menschen, in welchem Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren. Die schöne Seele

Digitized by Google

hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nicht ihre einzelnen Handlungen, sondern ihr Charakter ist sittlich. Die schöne Seele tut das Gute wie aus Instinkt und übt selbst die peinlichsten Pflichten und die heldenmütigsten Opfer mit der größten Leichtigkeit (Schiller, Anmut und Würde, 1793). Üblich geworden ist der Ausdruck schöne Seele für solche Naturen, „deren Seelenleben durch zarte Empfindsamkeit und Hinneigen zu mystischer Auffassung in Dingen der Religion und des weltlichen Lebens charakterisiert wird". — Vgl. Genie. — Goethes „Wilhelm Meister" (Bekenntnisse einer schönen Seele VI, B.). Schiller, Über Anmut und Würde, 1793. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, 1904, S. 305. Büchmann, Geflügelte Worte. 23. Aufl., S. 161.

Schöpfung heißt im allgemeinen jede Hervorbringung eines Werkes (z. B. die eines Kunstwerks) durch die Tätigkeit einer Person, im besonderen diejenige der Welt durch Gott, die ein auf der biblichen Kosmogonie beruhendes christliches Dogma bildet. Kant (1724—1804) definiert im letzteren Sinne Schöpfung als Ursprung aus dem Nichts, insofern dieser als Wirkung einer fremden Ursache angesehen wird (Kr. d. r. V., S. 206). Der menschliche Wissenstrieb führt zu der Frage: „Woher stammt die ganze Welt?" Die ursächliche Verknüpfung der Dinge nötigt ihn, für alles eine Ursache zu suchen. Die letzte Ursache der Welt findet der christliche Glaube in Gott. Während die griechische Kosmogonie die Welt aus dem Chaos, die gnostische durch den Demiurgen entstehn, die atomistische sie überhaupt nicht entstanden sein läßt, entsteht sie nach dem christlichen Glauben durch Schöpfung der göttlichen Idee aus Nichts. Die Idee der Weltschöpfung „aus Nichts", die im Alten Testament gegeben ist, bezeichnet aber nicht das Nichts als das Material der Welt, sondern will nur ein Chaos als vorhandenen Faktor neben Gott und die absolute Grundlosigkeit der Welt zurückweisen. Das „Nichts" ist also nicht ein absolutes, sondern ein relatives Nichts, nicht ein Weltenstoff, sondern die Idee Gottes. Dem Begriff der Weltschöpfung aus Gottes Idee ist auch der Begriff der Weltschöpfung aus Gottes Wesen entgegengestellt worden und entweder in die Form des Emanationsgedankens (des unbewußten und natürlichen Hervorgehens der Welt aus Gott Plotinos usw.) oder in die Form des Generationsgedankens, der bewußten und absichtlichen Erzeugung der Welt durch

Digitized by Google

Gott gebracht worden. Kirchliche Anerkennung hat aber die Lehre von der Schöpfung der Welt aus Gottes Wesen nicht erlangt. Der Begriff der Schöpfung ist eine die Grenzen menschlichen Wissens überschreitende Idee, die für die Erkenntnis keine Bedeutung hat. Seine Bedeutung ist eine ethisch-religiöse. Nach Kant gehört er nicht zu der sinnlichen Vorstellungsart der Existenz und zur Kausalität, sondern kann nur auf ein Nooumenon (s. d.) bezogen werden (Kr. d. pr. V., S. 183). Die sittlich-religiöse Bedeutung der Schöpfungsidee beruht nicht in einer wissenschaftlichen Einsicht, sondern in der ethischen Grundlage, die sie dem Gemüte gibt. Denn, wenn sie gilt, nimmt es alles nach Anfang und Fortgang als von Gott bedingt. Für das Menschenherz ist es nicht gleichgültig, ob der Mensch aus dem Urschlamm oder aus dem Ozean einer Substanz oder aus Gottes Hand hervorgegangen ist. Die ethische Weltbetrachtung des Glaubens will Gottes als des Weltschöpfers nicht entraten, mag sie ihn auch als Natur oder Urgrund fassen, oder in eine andere Gestalt bringen.

Das Dogma von der Schöpfung der Welt durch Gott wird von konservativen Dogmatikern noch heute buchstäblich festgehalten, während freiere Auffassung ein ewiges schöpferisches Wirken Gottes annimmt. Unter dem Einfluß der geologischen Erkenntnis, daß die Beschaffenheit der Erdrinde eine allmähliche Entstehungsweise verrät und daß die Erdoberfläche in mannigfachen aufeinander folgenden Epochen Tiere und Pflanzen getragen habe, die von den heute lebenden völlig verschieden sind, hat der Glaube an eine plötzliche Erschaffung der Welt der Annahme einer allmählichen Entwicklung des Alls platz machen müssen (Buffon, Époques de la nature. Paris 1749). Immer wieder aber sind seitdem Versuche gemacht worden, zwischen der Geologie und dem biblischen Schöpfungsbericht zu vermitteln (Konkordanz- oder Harmonisierungshypothesen). Man hat versucht, den mosaischen Schöpfungsbericht auf die in der Menschenentstehung gipfelnde, letzte geologische Phase einzuschränken oder hat in den Schöpfungstagen Bilder der Epochen der Erdbildung gesehen.

Die biblische Schöpfungsidee findet ihren Ausdruck in dem Satze: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde". Platon (427—347) lehrte, die sinnliche wahrnehmbare und körperliche Welt sei nicht ewig, sondern geworden. Gottes Güte habe sie zugleich mit der Zeit gebildet. Sie sei das

Digitized by Google

Beste von allem Gewordenen und von dem besten Werkmeister als Nachbild des höchsten Urbildes geschaffen. Die neben dem Weltschöpfer existierende, an sich unbestimmte Materie (insofern ein Nichts, μὴ ὄν) galt Platon nur als eine Nebenursache der Welt. Bei Aristoteles (384—322) findet der Begriff Weltschöpfung keinen Platz: Die Welt ist nach ihm nie entstanden und wird nie vergehen (vgl. Zeller, Philosophie d. Griechen III, 329ff). Der Pantheismus der Stoiker betrachtete die gestaltende Weltkraft als Gottheit, deren Existenz durch die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Alls bewiesen werde. Sie durchdringt die Welt als allverbreiteter Hauch, als künstlerisch nach Zwecken bildendes Feuer, als Vernunft und Weltseele. Nach einer gewissen Zeit nimmt diese alles wieder in sich zurück durch einen Weltbrand. So vergehen und entstehen periodisch neue Welten nach vernünftiger Notwendigkeit. Einen mechanischen Materialismus lehrten dagegen die Atomisten (Demokritos und Leukippos) und Epikuros. Ihr Prinzip war: Aus Nichts wird Nichts, und: Nichts vergeht in Nichtseiendes. Seit Ewigkeit sind die Atome und der leere Raum. Aus jenen, die sich nur durch Größe, Gestalt und Ordnung unterscheiden, entstehen alle Dinge, indem sie (nach Epikuros) sich infolge zufälliger Abweichung von ihrer Falllinie zusammenballen. Die Welt wird weder durch Gott noch durch Zweckmäßigkeit geleitet. Plotinos (205—270) endlich leitete die Welt aus dem Einen durch Emanation oder Ausstrahlung ab, welches, je mehr es sich von der Sonne entfernt, desto schwächer wird und Schlechteres hervorbringt. — In diesen verschiedenen philosophischen Systemen des Altertums treten die verschiedenen Möglichkeiten, sich zur Idee der Weltentstehung zu stellen, hervor, die Theorie der Schöpfung durch einen persönlichen Welturheber (Theismus: Bibel, Platon) oder durch eine unpersönliche Weltursache (Deismus: Stoiker); der Pantheismus (Stoiker), der atheistische Mechanismus (Atomisten) und das Emanationssystem (Plotinos). Von den neueren Philosophen denkt sich Leibniz (1646—1716) den Schöpfungsakt als eine mathematische Auswahl der besten Welt durch den Welturheber aus einer unendlichen Reihe möglicher Welten (optimistischer Theismus), Hegel (1770—1831) sieht die Schöpfung für ewig und die unendliche Schöpferkraft der Idee für perennierende Tätigkeit an (logisch-idealistischer Deismus), Spinoza (1633—1677) sucht in Gott die immanente Ursache der Welt

Digitized by Google

(kosmistischer Pantheismus), für Holbach (1723—1789) ist Gott nur die tätige Natur, der Mensch nur ein physisches Wesen, die Welt nur materiell (atheistischer Materialismus), Schelling (1775—1854) hat bald mit der Idee der Emanation, bald mit der des Abfalls gearbeitet und im Mystizismus geendet. — Vgl. Nichts, Theismus, Deismus, Chaos. — Reinkens, Die Schöpfung der Welt, 1859. L. Weis, Antimaterialismus, 1871. Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaften. Gütersloh 1877—1879. Fr. Schultze, Philosophie der Naturwissenschaft, 1881. Otto Ziemßen, Makrokosmos, 1893. Eiser, Die Lehre des Thomas von Aquino über die Möglichkeit einer anfanglosen Schöpfung, 1895. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen 1904. T. Wendland, Die Schöpfung der Welt. Halle 1905. A. Harpf, Natur- und Kunstschaffen. Eine Schöpfungsurkunde. Jena 1910. Kupperberg, Zur Philosophie des Bewußten. Prolegomena: Der Aufbau der realen und idealen Welt im Bewußtsein des Menschen. Bern 1910.

Schreck (gr. ἔκπληξις, lat. pavor, ahd. skric = das plötzliche Auffahren, mhd. schrecke) heißt der passive Affekt der Unlust, der durch plötzliche Wahrnehmung unmittelbar gefahrdrohender Dinge oder Zustände entsteht. Der Schreck hemmt zunächst die Denk- und Willenstätigkeit. Er macht den Organismus starr und untätig, jagt das Blut zum Herzen und erzeugt Reflexbewegungen, sogar zuweilen Krampf und Tod. Er stammt meist aus Ursachen, die dem Menschen schädlich sind. Er kann aber auch ausnahmsweise unerwarteten angenehmen Eindrücken entspringen und heißt dann freudiger Schreck. Wie alle lebhaften Gemütserregungen, steckt der Schreck an und heißt, wenn er plötzlich eine große Menge erfaßt, panischer Schrecken (vom Gotte Pan, der in den Wäldern hausen und die Menschen plötzlich erschrecken sollte). Der Schreck entsteht aus der unmittelbar eindringenden Gefahr, während die Furcht (s. d.) durch ein zukünftiges Übel hervorgerufen wird. Besonders das Neue und Überraschende ruft ihn hervor. Bekanntschaft mit dem veranlassenden Gegenstande heilt ihn. (Vgl. Jean Paul, Levana, § 107.) Die Begriffe Furcht und Schrecken haben in unserer klassischen Zeit eine wichtige Rolle bei der Erörterung des Wesens der Tragödie (s. d.) gespielt. Wolf (1679—1754) definierte: „Eine plötzliche Traurigkeit in hohem Grade über einem unvermuteten Unglücke wird

Digitized by Google

das Schrecken genennet“ (Vernünft. Ged. I, § 479). Kant (1724—1804) bestimmt den Schreck als die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüt außer Fassung bringt (Anthropol., § 73, S. 208). Schreckhaft heißt derjenige, welcher leicht erschrickt; schrecklich heißt das, was Schreck hervorruft. — Vgl. Furcht.

Schüchternheit heißt die auf Mangel an Selbstvertrauen beruhende Unfähigkeit eines Menschen, sich im Umgange mit wirklich oder vermeintlich Höherstehenden geltend zu machen. — Vgl. Furcht.

Schuld (ahd. sculda, mhd. schult = Verpflichtung, Verschuldung) im juridischen Sinne heißt 1. die Leistung, zu der der eine (der Schuldner, debitor) dem andern (dem Gläubiger, creditor) gegenüber verpflichtet ist (debitum); 2. der innere Grund, der für die Zurechnung einer Rechtsverletzung oder Gesetzesübertretung maßgebend ist. Dieser besteht entweder in böser Absicht (dolus) oder in Fahrlässigkeit (culpa). — Im moralischen Sinne bedeutet Schuld die Urheberschaft des Sittlich-Bösen, welches jemand als freies Wesen tut, so daß es ihm daher zugerechnet werden kann. Die moralische Schuld ist nicht identisch mit der Sünde. Jene setzt rein menschliche Maßstäbe der Beurteilung voraus, diese gilt als Verletzung göttlicher Gebote (vgl. Sünde). Die moralische Schuld kann also in objektiven Sinne als das Bewußtsein solchea Handelns bestimmt werden. Bei hochentwickeltem sittlichen Gefühle stellt sich das Schuldbewußtsein auch da ein, wo die Übertretung eine unwissentliche und ungewollte ist (Ödipus) oder bei einem Pflichtenkonflikt (Max Piccolomini). — Schuld haben heißt endlich im allgemeinsten Sinne Ursache von etwas Verderblichem sein. Schuld ist also da vorhanden, wo der Mensch volle Absicht und Einsicht bei Begehung einer unheilvollen Tat hat. Und zwar kann er nicht nur direkt (selbsttätig), sondern auch indirekt (durch Anreizung anderer) schuldig werden und nicht nur positiv durch die Tat, sondern auch negativ durch Unterlassung. Wer auch nur intellektueller Urheber von etwas Schlimmem ist und dies zwar nicht selbst ausgeführt, aber andere dazu angereizt oder nicht davon abgehalten hat, trägt die Verantwortung für das Geschehene, hat also Anteil an der Schuld. — Vgl. Zurechnung, Böses, Gewissen, Freiheit.

Schwäche heißt der physische oder moralische Mangel

Digitized by Google

an Kraft, Schwachheit der daraus entstehende dauernde Zustand. Schwachheitssünden sind solche unsittliche Handlungen, welche ohne böse Absicht, aus selbstverschuldeter Schwäche, aus Selbstvernachlässigung entspringen. — Vgl. Geistesschwäche.

Schwachsinn (Imbecillität, Demenz) heißt diejenige angeborene intellektuelle Minderwertigkeit, bei der die Behafteten zwar nicht für einen die geistigen Kräfte stark anspannenden Beruf als befähigt, aber noch als tauglich erscheinen, sich in einem begrenzten Lebenskreise zurechtzufinden. Der Vorstellungsschatz der Schwachsinnigen ist arm, die begriffliche Verarbeitung fehlt, das Gedächtnis ist schwach und das Gemüt stumpf. Aber die Begabung reicht für einen engen Tätigkeitskreis noch zu. Von Idiotie redet man dagegen da, wo das geistige Leben des Behafteten ganz auf der Stufe des Triebes stehen bleibt, von moralischem Schwachsinn (moral insanity) da, wo bei leidlich entwickelten intellektuellen Fähigkeiten Triebe in dem Individuum vorherrschen, die den sittlichen Lebensforderungen entgegenwirken, wie Heimtücke, Rachsucht, Hinterlist. Der Schwachsinn wurde bisher als eine Krankheitsform angesehen, die man als den Ausgangspunkt aller Psychosen ansah, welche nicht in Genesung übergehen. Neuerdings wird der Schwachsinn nur als ein notwendiges Glied in der Kette der Krankheitserscheinungen und der Zustandsbilder der Geisteskrankheiten angesehen. — Vgl. Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902, S. 366ff. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909, B. I, S. 521.

schwärmen (von Schwarm, rauschende Menge) bezeichnet einen krankhaften Gemütszustand, in dem der Mensch sich nicht durch vernünftige Einsicht, sondern durch Phantasie zur Sympathie für Personen oder Ideen leiten läßt. So liebenswürdig es ist, für einen geliebten Menschen oder eine Idee zu schwärmen, so unverständig ist doch auch wieder die in jeder Schwärmerei liegende Übertreibung. Auch gefährlich wird das Schwärmen für uns und andere dadurch, daß wir uns durch die Phantasie zu unüberlegten Handlungen hinreißen oder von der Erfüllung der nächsten Pflichten abhalten lassen. Besonders gefährlich ist nach dieser Richtung die religiöse Schwärmerei, die den Menschen in den Glauben versetzt, in einem besonderen Verhältnis zu Gott zu stehen, ihn zu schauen und besondere Offenbarungen von ihm zu empfangen (vgl. Lessings Wort im Nathan I, 2:

Digitized by Google

Begreifst du aber, wieviel andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch andächtig schwärmt, — um nur gut handeln nicht zu dürfen?) Nicht minder gefährlich ist die politische Schwärmerei für die Verwirklichung irgend eines Staatsideals ohne Berücksichtigung der gegebenen realen Verhältnisse. — Vgl. Enthusiasmus, Ekstase, Entzücken.

Schwelgerei s. Hedonismus.

Schwelle des Bewußtseins nannte Herbart (1776—1841) die Grenze des Merklichwerdens oder Verschwindens einer Vorstellung. An der Schwelle des Bewußtseins erhebt sich die Vorstellung aus dem Zustand der völligen Hemmung (s. d.) und tritt zu einem Grade des wirklichen Vorstellens ins Bewußtsein oder sie sinkt in den Zustand völliger Hemmung und wird aus dem Bewußtsein verdrängt, ohne dadurch unwirksam zu werden. Herbart unterschied zwischen einer statischen und mechanischen Schwelle des Bewußtseins. Die erstere gilt für den Zustand des Gleichgewichts, die letztere für den Zustand der Bewegung der Vorstellungen. Der Begriff Schwelle beruht auf einem Bilde, leistet aber trotzdem gute Dienste in der Psychologie und ist passend gewählt. Fechner hat ihn auf das Empfindungsmaß übertragen, Wundt durch den Begriff Reizschwelle ersetzt und dem Begriffe Reizhöhe entgegengestellt. — Vgl. Raumschwelle des Tastsinns, Reizschwelle, Zeitschwelle, Unterschiedsschwelle. — Herbart, Lehrbuch zur Psychol. Einleitung I, S. 10ff. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. Leipzig 1908. B. I, S. 360.

Schwerkraft s. Anziehungskraft.

Schwermut (erst nhd.) heißt diejenige Grundstimmung des Gemütes, in der sich der Mensch durch das, was er erlebt, gehemmt und niedergedrückt fühlt, und in der seine Empfindungen, Gedanken und Gefühle schmerzlich und trübe ausklingen. Das menschliche Gemüt kann durch den Druck einer traurigen Vergangenheit oder einer schlimmen Gegenwart oder durch die Sorge um die Zukunft beschwert werden. Während der Leichtmütige dabei frisch und frei bleibt, blickt der Schwermütige düster ins Leben. Die Erlebnisse, Erinnerungen und Aussichten werden durch seinen umflorten Blick getrübt. Selbst die Lust drückt ihn nieder. Zur Schwermut disponiert besonders das mehr rezeptive, weiche, sinnige Temperament, während das sanguinische und cholerische zum Leichtmut neigt. Aber oft wird auch die Grundstimmung des Menschen durch

Digitized by Google

das Leben geändert. In der Jugend leichtsinnig, wird er durch Enttäuschung, Unglück und Kummer allmählich schwermütig. Der Künstler neigt zum Leichtsinn, der Gelehrte zur Schwermut. Leicht verschwebende Schwermut macht interessant und reizt zur Nachahmung, wie das Zeitalter Rousseaus und Werthers beweist. Das Schmerzgefühl hat auch seinen Reiz, was schon Epikuros und Ovidius erkannten, und der Bach der Schwermut, sagt Young, führt seine Perlen mit sich. Eingewurzelte Schwermut ist schon der Anfang der Geisteskrankheit. — Vgl. Melancholie, Temperament.

Schwindel (gr. ἴλιγγος, lat. vertigo, mhd. swindel) heißt die Empfindung des aufgehobenen Gleichgewichts unseres Körpers, infolge deren sich uns die Gegenstände der Außenwelt oder unsere eigenen Glieder bei wirklicher Ruhe zu bewegen scheinen. Der Schwindel besteht entweder in einer kreisförmigen oder pendelartigen Scheinbewegung der Gegenstände, oder in einem scheinbaren Schwanken der Objekte, besonders des Fußbodens usw. Der Sitz der Störung beim Schwindel ist wahrscheinlich zugleich das Kleinhirn (cerebellum) und das Bogenlabyrinth des Ohres, sowie das Auge und das Tastorgan. Man unterscheidet Augen-, Ohren-, Tast- und Hirnschwindel. Der bekannteste Augenschwindel ist der Drehschwindel, der nach schnellem häufigen Umdrehen des Körpers bei plötzlichem Stillstande entsteht, indem, wenn man sich mehrmals rasch umgedreht hat und plötzlich stillhält, sich die äußeren Objekte in entgegengesetzter Richtung zu drehen scheinen. Überhaupt entsteht Augenschwindel häufig bei der plötzlichen Unterbrechung solcher Bewegungen äußerer Gegenstände oder unseres eigenen Körpers, deren wir uns gar nicht oder nicht vollständig bewußt geworden sind. Andrerseits entsteht Schwindel z. B. aus dem Versuche, stark divergierende Stereoskopbilder zu vereinigen, von einem Turm herab, oder an einem Turm hinauf zu sehen, zwei Melodien gleichzeitig aufzufassen usw. — Der eigentliche Hirnschwindel entsteht aus Angst, Halluzination, Narkose, Typhus. Oft verbindet sich damit Gefühlsverdunklung, Ekel, Erbrechen, Ohnmacht und Bewußtlosigkeit. — Als aus dem Englischen (swindle) gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts entlehntes Fremdwort bedeutet Schwindel s. a. Betrügerei, absichtlich hervorgerufene Täuschung anderer zu unserem Vorteil. — Vgl. Sinne. — Flourens, Recherches expér. sur les fonctions du système nerveux. Paris 1825. Mach,

Digitized by Google

Grundlinien der Lehre von den Bewegungsempfindungen. Leipzig 1875. Hitzig, Der Schwindel (Nothnagel, Pathologie und Therapie). Wien 1898. Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1908ff, B. I, S. 326ff, S. 330ff. B. II, S. 475, 501ff, S. 624ff.

Scotisten s. Thomisten.

Secunda Petri s. Altera pars Petri.

Seele (gr. *ψυχή* = Hauch, Atem, Lebenskraft, Seele; lat. anima; hebr. Nephesch, got. saiwala, ahd. sêla, mhd. sêle) bezeichnet ursprünglich bei den Griechen den Atemhauch. Dann führten Traum und Tod die Griechen zu den ersten Vorstellungen einer vom Körper verschiedenen abtrennbaren Seele, die bald als Hauch (Hauchseele, *ψυχή*, anima, spiritus), bald als Schattenbild (Schattenseele, *εἴδωλον*, umbra), bald zugleich als Schattenbild und Hauch gedacht wurde. Homer versteht bereits unter Seele das Leben der einzelnen Person und das Lebensprinzip des Menschen und denkt sich die Psyche als im Körper wohnend, ihn beim Tode als Hauch verlassend und nach dem Tode als Schattenbild im Hades fortbestehend. Dort hat sie kein Bewußtsein (*φρένες* und *θυμός*) mehr, doch kann sie dies durch Bluttrinken zurückerlangen. Nachdem der Begriff der Psyche als des Lebensprinzips im einzelnen Menschen durch die primitiven, mythischen, poetischen und religiösen Ideen gegeben war, hat sich die Fortentwicklung dieses Begriffs innerhalb der griechischen Gedankenwelt und dann weiter in der Philosophie und Theologie des Mittelalters und der Neuzeit vollzogen, und da die Frage nach dem Wesen der Seele eine metaphysische ist, so spiegelt sich auch in den Wandlungen dieses Begriffs die Geschichte und das Schicksal der Metaphysik wider.

Das Problem vom Wesen der Seele ist bis heute noch nicht endgültig gelöst, aber auch nicht fallen gelassen. Der Skeptiker und Positivist hat das Problem gemieden, der Kritizist hat die Schwierigkeiten, die die Lösung des Problems bereitet, gekennzeichnet und die Grenzen unseres Wissens vom Wesen der Seele beleuchtet, der Metaphysiker hat die Lösung in Angriff genommen und sich mit dem Glauben und den einzelnen Religionen auseinandergesetzt. Der Empirist hat die Einzeltatsachen des Seelenlebens durch Beobachtung und Experiment zu erfassen, Gesetze des Seelenlebens zu gewinnen und in letzten Hypothesen die Lehre abzuschließen versucht. Der Rationalist ist von Dogmen über das Wesen der Seele

Digitized by Google

ausgegangen und hat sich bemüht, durch Schlüsse und Folgerungen mit den Dogmen die Einzeltatsachen in Einklang zu setzen. Der Dualist hat die Seele scharf vom Körper als unkörperliches Wesen abzuscheiden versucht, der Monist hat Körper und Seele in Einklang bringen zu können gemeint. Unter den Monisten hat sich der Realist die Seele als materielle, oder auch als eine der Materie ähnliche feinere Substanz oder als Funktion einer solchen Substanz gedacht, der Idealist (Spiritualist) sah in ihr ein die eigentliche Wirklichkeit darstellendes, geistiges Wesen, der Identitätsphilosoph, Pantheist oder Idealrealist betrachtete sie als eine Seite des über der Scheidung von Körper und Geist stehenden Göttlichen und Absoluten. Der eine Teil der Metaphysiker dachte sie sich als substanziell, der andere als aktuell, der eine als eine bleibende Einheit, der andere als eine fortschreitende Entwicklung. Mehrfach ist auch der ursprüngliche Begriff der Einzelseele zum Begriff einer Weltseele erweitert worden. Mit den philosophischen Untersuchungen haben sich theologische verbunden und namentlich die Frage der Fortdauer der Seele nach dem Tode des Menschen behandelt (vgl. Unsterblichkeit). So ist von einer einheitlichen Erfassung des Begriffs der Seele nicht zu reden, und eine allgemein anerkannte Definition von der Seele nicht vorhanden. Das Seelenproblem greift anfangs auf alle Gebiete des Wissens hinüber, zieht sich aber allmählich auf das ihm eigene Gebiet zurück. Aus den Erklärungsprinzipien der physischen Welt ist die Seele allmählich ganz ausgeschaltet. Aber auch bei den Einzeluntersuchungen der Psychologie spielt der Seelenbegriff keine Rolle mehr. In der Psychologie ist er nur noch der Gegenstand einer Endhypothese. Resultatlos ist die philosophische Forschung trotzdem nicht geblieben.

Ausgegangen ist man bei den Versuchen, das Wesen der Seele zu erfassen, von der Bewegungsfähigkeit und von der Bewußtseinstätigkeit der beseelten Wesen, im besonderen von der Empfindung, von der sinnlichen Wahrnehmung, dem Denken und dem Wollen, oder auch, indem der Begriff weiter gefaßt und vom Menschen und Tiere auch auf die Pflanzen übertragen wurde, von der Ernährungs- und Erhaltungsfähigkeit organischer Wesen.

Die Seele wurde, weil beseelte Wesen Bewegungsfähigkeit zeigen, als das Bewegende, oder auch, weil man annahm, daß

Digitized by Google

das Bewegende nur ein Bewegtes sein könne, zugleich als Bewegtes und Bewegendes, und zwar entweder als ein sich selbst oder als ein den Körper oder als ein beide zugleich Bewegendes angesehen. So scheint schon Thales (um 600 v. Chr.) in der Seele ein Bewegendes gesehen zu haben (*ἔοικε δὲ καὶ Θαλῆς, ἐξ ὧν ἀπομνημονεύουσι, κινητικόν τι τὴν ψυχὴν ὑπολαβεῖν* Arist. de anima I p. 405 a 19). Nicht anders lehrte Anaxagoras (500—428) (*Ἀναξαγόρας ψυχὴν εἶναι λέγει τὴν κινοῦσαν* Arist. de an. I, 2 p. 404 a 25). Herakleitos (um 500 v. Chr.) sah in ihr ein immer Bewegtes (*καὶ Ἡράκλειτος δὲ τὴν ἀρχὴν εἶναί φησι ψυχήν — καὶ ἀσωματώτατον δὴ καὶ ῥέον ἀεί· τὸ δὲ κινούμενον κινουμένῳ γιγνώσκεσθαι*). Arist. de an I, 2 p. 405 a 25 ff). Die Pythagoreer dagegen dachten sie sich als eine sich selbst bewegende Zahl (*Πυθαγόρας* [*ἀπεφήνατο τὴν ψυχὴν*] *ἀριθμὸν αὐτὸν κινοῦντα* Stob. Ecl. I, 41, 794; auch Arist. sagt, ohne die Pythagoreer zu nennen: *ἐπεὶ δὲ καὶ κινητικὸν ἐδόκει ἡ ψυχὴ εἶναι καὶ γνωριστικόν, οὕτως ἔνιοι συνέπλεξαν ἐξ ἀμφοῖν, ἀποφηνάμενοι τὴν ψυχὴν ἀριθμὸν κινοῦνθ' ἑαυτόν* Arist. de an. I, 2 p. 404 b 27). Leukippos (5. Jahrh. v. Chr.) und Demokritos (um 460—360) dachten sich die Seele als ein Bewegtes und anderes Bewegendes (*κινεῖν τὰ λοιπὰ κινούμενον καὶ αὐτά, ὑπολαμβάνοντες τὴν ψυχὴν εἶναι τὸ παρέχον τοῖς ζῴοις τὴν κίνησιν* Aristot. de an. I 2, p. 404 a 7). Platon (427—347) endlich sieht in der Seele ein immer Bewegtes und sich selbst und anderes Bewegendes (*ψυχὴ πᾶσα ἀθάνατος. τὸ γὰρ ἀεικίνητον ἀθάνατον. τὸ δὲ ἄλλο κινοῦν καὶ ὑπ' ἄλλου κινούμενον παῦλαν ἔχον κινήσεως, παῦλαν ἔχει ζωῆς. μόνον δὴ τὸ αὐτὸ κινοῦν, ἅτε οὐκ ἀπολείπων ἑαυτό, οὔποτε λήγει κινούμενον ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις, ὅσα κινεῖται, τοῦτο πηγὴ καὶ ἀρχὴ κινήσεως. ἀρχὴ δὲ ἀγένητον.* Platon, Phaedr. 24, p. 245 c *ᾧ δὴ ψυχὴ τοὔνομα, τίς τούτου λόγος; ἔχομεν ἄλλον πλὴν τὸν νῦν δὴ ῥηθέντα τὴν δυναμένην αὐτὴν αὑτὴν κινεῖν κίνησιν;* Platon, de leg. 10, 7, p. 896 A).

Die Vorstellung, daß die Seele Bewegungsprinzip sei, schloß nicht die Ansicht aus, daß sie stofflich und körperhaft sei. Die älteren griechischen Philosophen haben vielmehr an eine stoffliche Existenzform der Seele geglaubt und sie nacheinander bei den von der Philosophie angenommenen Elementen außer bei der Erde — Empedokles auch bei dieser — gesucht (*πάντα γὰρ τὰ στοιχεῖα κριτὴν ἔλαβε πλὴν τῆς γῆς* Arist. de an. I, 2 p. 405 b 8).

Digitized by Google

So sah Hippon (5. Jahrhundert) die Seele für Wasser an (*καὶ ὕδωρ τινὲς [τὴν ψυχὴν] ἀπεφήναντο, καθάπερ Ἵππων.* Arist. de an. I, 2, p. 405 b 2). Kritias (403 v. Chr.) identifizierte die Seele mit dem Blute (*ἕτεροι δ' αἷμα [τὴν ψυχὴν ἀπεφήναντο], καθάπερ Κριτίας* Arist. de an. I, 2, p. 405 b 5). Anaximenes (um 530 v. Chr.) und Diogenes von Apollonia (5. Jahrhundert) hielten die Seele für Luft (*οἷον ἡ ψυχή, φησίν* [sc. Anaximenes], *ἡ ἡμετέρα ἀὴρ οὖσα συγκρατεῖ ἡμᾶς, καὶ ὅλον τὸν κόσμον πνεῦμα καὶ ἀὴρ περιέχει* Stob. Ecl. I, 12, 296. — *Διογένης δ' ὥσπερ καὶ ἕτεροί τινες ἀέρα [ἔοικε τὴν ψυχὴν ὑπολαβεῖν], τοῦτον οἰηθεὶς πάντων λεπτομερέστατον εἶναι καὶ ἀρχήν* Aristot. de an. I, 2 p. 405 a 21 ff.). Herakleitos (um 500 v. Chr.), der als den Stoff, an dem sich der Werdeprozeß abspielt, das Feuer ansah, hat sich die Seele als Feuer gedacht (Zeller, Phil. d. Gr. I, S. 479), auch Leukippos und Demokritos dachten sich die Seele als Feuer (*Δημόκριτος μὲν πῦρ τι καὶ θερμόν φησιν αὐτὴν* [sc. *τὴν ψυχὴν*] *εἶναι. — ὁμοίως δὲ καὶ Λεύκιππος* Arist. de an. I, 2, p. 403 b 31—404 a 5). Empedokles (um 490—430) ließ die Seele aus allen Elementen zusammengesetzt und jedes von ihnen im Menschen eine besondere Seele sein, die das Gleichartige außer sich erkennt. (*Ἐμπεδοκλῆς μὲν ἐκ τῶν στοιχείων πάντων, εἶναι δὲ ἕκαστον ψυχὴν τούτων, λέγων οὕτω·*

γαίῃ μὲν γὰρ γαῖαν ὀπώπαμεν, ὕδατι δ' ὕδωρ,
αἰθέρι δ' αἰθέρα δῖαν, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ ἀΐδηλον.

Arist. de an. I, 2, p. 404 b 11.) Die Atomisten (Leukippos, Demokritos), die die Seele für Feuer ansahen, ließen sie zugleich mit dem Feuer aus runden Atomen bestehen (*ἀπείρων γὰρ ὄντων σχημάτων καὶ ἀτόμων τὰ σφαιροειδῆ πῦρ καὶ ψυχὴν λέγει [Δημόκριτος. ὁμοίως δὲ καὶ Λεύκιππος]* Arist. de an. I, 2 p. 404 a 1), identifizierten sie auch mit den Sonnenstäubchen, wie schon die Pythagoreer vorher getan hatten (Arist. de an. I, 3, p. 404 a 5—25). Die Lehre der Atomisten über die Seele hat später Epikuros (341 bis 270) etwas modifiziert wieder aufgenommen.

Gegenüber dieser materialistischen Auffassung taucht bei den Griechen die Lehre von der Unstofflichkeit der Seele auf. Diese Lehre tritt jedoch, klar geformt, erst in der nachsokratischen Philosophie hervor. Pythagoras (580 bis um 500) hatte wohl schon die Seele als die Harmonie des

Digitized by Google

Leibes angesehen (Arist. de an. I, 4 p. 407—430), Herakleitos sie für das Unkörperlichste erklärt (*καὶ ἀσωματώτατον δὴ καὶ ῥέον ἀεί* Arist. de an. I, 2 p. 405 a 25), Anaxagoras (500—428) sie, wenn auch nicht mit der alles ordnenden göttlichen Vernunft identifiziert, so doch als dem *νοῦς* für wesensgleich angesehen (*Ἀναξαγόρας δ' ἔοικε μὲν ἕτερον λέγειν ψυχήν τε καὶ νοῦν — χρῆται δ' ἀμφοῖν ὡς μιᾷ φύσει, πλὴν ἀρχήν γε τὸν νοῦν τίθεται μάλιστα πάντων· μόνον γοῦν φησιν αὐτὸν τῶν ὄντων ἁπλοῦν εἶναι καὶ ἀμιγῆ τε καὶ καθαρόν. ἀποδίδωσι δ' ἄμφω τῇ αὐτῇ ἀρχῇ, τό τε γιγνώσκειν καὶ τὸ κινεῖν, λέγων νοῦν κινῆσαι τὸ πᾶν* Arist. de an. I, 2 p. 405 a 13), aber erst bei Platon gewinnt die idealistische Auffassung der Seele eine umfassendere, wenn auch noch nicht widerspruchslose Formulierung. Platon (427—347), für den die eigentliche Wirklichkeit in den Ideen liegt, der aber der sinnlich wahrnehmbaren Welt doch noch eine gewisse Existenz läßt, indem er sie zwar für ein Nichtseiendes, zugleich aber auch für das Einzelne, Veränderliche und Schlechte ansieht, erweitert den Begriff der Einzelseele zu dem Begriff der Weltseele. Die Weltseele ist von Gott durch Mischung aus der unteilbaren und sich selbst gleichbleibenden Substanz der Ideenwelt und aus der teilbaren und veränderlichen Substanz der körperhaften Welt gebildet und in die Welt gepflanzt, um die Vernunft in das Weltganze zu bringen und dieses dadurch vollkommener zu machen. Sie ist die Kraft, die sich selbst und alles andere bewegt, ist durch das Weltganze verbreitet und wirkt in der Sphäre der Fixsterne und in der Sphäre der Planeten. Sie ist aber auch die Ursache aller Erkenntnis. Die Einzelseele des Menschen ist von der Weltseele abgeleitet, aber abgesehen davon, daß sie in Verbindung mit dem Körper steht, der Weltseele wesensgleich. Auch sie ist das Prinzip der Bewegung und des Erkennens. Platon schreibt ihr drei Teile an verschiedenem ethischen Werte zu: das Begehrende (*τὸ ἐπιθυμητικόν*), das seinen Sitz im Unterleibe, das Mutartige (*τὸ θυμοειδές*), das seinen Sitz in der Brust, und das Denkende (*τὸ λογιστικόν*), das seinen Sitz in dem Kopfe hat, und vertritt die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, indem er für sie sowohl eine Präexistenz, aus der gefolgert wird, daß das Wissen Erinnerung (*ἀνάμνησις*) ist, als auch eine Postexistenz mit Wanderung durch verschiedene Leiber und Versetzung in den Fixsternhimmel annimmt (Platon, Timaeus, Phaedrus, Phaedon,

Digitized by Google

Republik, Zeller, Philos. d. Gr. II, S. 490—506, 524—553). — Aristoteles (384—322), der zwischen dem Stoff (*ὕλη*), der die Möglichkeit oder Anlage (*δύναμις*) ist, und der Form oder dem Wesen (*εἶδος*, *οὐσία*, *ἡ κατὰ τὸν λόγον οὐσία*, *τὸ τί ἦν εἶναι*) scheidet, das die Erfüllung, Vollendung, Betätigung (*ἐντελέχεια*, *ἐντελέχεια ἡ πρώτη*, *ἐνέργεια*) ist und bewegendes Prinzip und Zweck in sich einschließt, sieht in der Seele die Form des organischen Körpers. Die Seele ist ihm die erste Entelechie (erste Entelechie = betätigungsfähige Kraft, nicht Betätigung) eines natürlichen Körpers, der die Anlage zum Leben besitzt, oder, was dasselbe ist, eines organischen Einzelwesens (*ψυχή ἐστιν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντος. τοιοῦτο δὲ ὃ ἂν ᾖ ὀργανικόν* Arist. de an. II, 1 p. 412 a 27 *εἰ δή τι κοινὸν ἐπὶ πάσης ψυχῆν δεῖ λέγειν, εἴη ἂν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ ὀργανικοῦ* Arist. de an. II, 1 p. 412 b 4). Die Seele ist also stets mit einem lebensfähigen organischen Körper (Pflanze, Tier, Mensch) verbunden, sie ist Erfüllung, betätigungsfähige Kraft, aber nicht immer Betätigung selbst. Sie ist das Bewegungsprinzip, der Zweck und die Form des organischen Einzelwesens. Bei den Pflanzen, die eine Seele besitzen, ist die Seele das Ernährungsvermögen (*τὸ θρεπτικόν*), die Tiere besitzen außer diesem noch das Vermögen der Wahrnehmung (*τὸ αἰσθητικόν*), welches Reproduktionsfähigkeit (*φαντασία*), Gedächtnis (*μνήμη*) und Erinnerung (*ἀνάμνησις*) in sich einschließt, das Lust und Unlust in sich einschließende Vermögen des Begehrens (*τὸ ὀρεκτικόν*) und das der Ortsbewegung (*τὸ κινητικὸν κατὰ τόπον*) und hierfür ein Zentralorgan, das Herz. Die menschliche Seele besitzt alle Vermögen der Pflanze und des Tieres. Hierzu kommt die Vernunft (*νοῦς*), die präexistent und göttlichen Ursprungs und insofern unsterblich ist, als sie ihre Kraft auf eine gegebene *δύναμις* als formgebendes Prinzip (*νοῦς ποιητικός*) ausübt. Die menschliche Seele vereinigt also die Kräfte der anderen Wesen in sich (*ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πώς ἐστι πάντα*) und ist eine kleine Welt (*μικρὸς κόσμος*) (Arist. Phys. VIII, 2 p. 252 b 26). Aber sie hat auch ihren besonderen Vorzug vor den übrigen Wesen und schließt etwas Göttliches und Unvergängliches in sich ein. — Die Stoiker nahmen wie Platon eine Weltseele an und dachten sich diese, in der sie die Gottheit sahen, als einen alles durchdringenden Hauch (*τὸ πνεῦμα, διῆκον δι' ὅλου τοῦ κόσμου*),

Digitized by Google

als künstlich bildendes Feuer (τὸ πῦρ τεχνικόν) und als Weltvernunft (ὁ ἐν αὐτῇ λόγος). In der Einzelseele des Menschen erblickten sie eine Abscheidung der Gottheit (ἀπόσπασμα τοῦ θεοῦ) und schrieben ihr eine Fortdauer nach dem Tode, aber keine Unsterblichkeit zu. Die Seele schließt nach stoischer Auffassung die fünf Sinne, das Sprachvermögen, die Zeugungskraft und eine herrschende Kraft (ἡγεμονικόν), die im Herzen wohnt und die das Vermögen der Vorstellung, Begehrung und der Vernunft besitzt, in sich ein.

Die christliche Philosophie des Mittelalters neigt zu Anfang einer materialistischen Auffassung vom Wesen der Seele zu, sieht die Seele aber trotzdem für unsterblich an. In ihrem weiteren Verlauf stellt sie sich auf idealistischen (spiritualistischen) Standpunkt und erneuert im wesentlichen die Lehre des Aristoteles. Tertullianus (160—220 n. Chr.) erklärte im Anschluß an die stoische materialistische Lehre die Seele für materiell und von gleicher Gestalt, wie der Leib es ist. Sie erstreckt sich durch alle Teile und Organe des Körpers, ist aus dem Samen des Vaters hervorgegangen und vererbt sich auf die Kinder. Die Seele ist trotzdem unsterblich und Gott verwandt (vgl. Traducianismus). Auch Arnobius († 327) lehrte, die Seele sei körperlich und in ihrer Entwicklung vom Körper abhängig, dachte sie sich jedoch als durch ein Mittelwesen, das um vieles niedriger als Gott sei, geschaffen (vgl. Creatianismus). Sie ist nicht von Natur unsterblich. Die Unsterblichkeit ist vielmehr Gottes Gnadengabe. Schon Augustinus (353—430) aber sah in der Seele eine geistige, unkörperliche, einfache, unzerstörbare, mit Erinnerung, Erkenntnis und Willen (memoria, intellectus, voluntas) begabte und den Körper regierende Substanz, und seine Auffassung kehrt im wesentlichen bei Claudianus Mamertus († um 477), Cassiodorus († nach 562), Hugo von St. Victor (1096 bis 1141), Bernhard von Clairvaux (1091—1153) u. a. wieder. Mehr oder weniger eng schlossen sich in der Bestimmung des Wesens der Seele an Aristoteles an: Averroes (1162—1198), Albertus Magnus (1193—1280), Thomas von Aquino (1225—1274), Duns Scotus (1265 [od. 74] bis 1308) u. a, die zum Teil die Definition des Aristoteles wörtlich übernahmen. Gefördert ist die Erkenntnis der Seele durch die Scholastik im wesentlichen nicht. Die Naturphilosophie des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit hat den Gedanken an die

Digitized by Google

Abstufung des seelischen Lebens in der Natur nicht ohne Phantastik durchgeführt, indem sie dem Weltall (Giordans Bruno), der Erde (Kepler) oder sogar den anorganischen Elementen (Paracelsus) mehr oder minder vollkommene Seelen zuschrieb und umgekehrt auch jeder Seele einen mehr oder minder organischen Leib beilegte.

Erst in der seit siebzehnten dem Jahrhundert einsetzenden neueren Philosophie haben sich die Gegensätze in der Auffassung des Wesens der Seele scharf zugespitzt. Den Dualismus vertritt nur Descartes (1596—1650). Er nimmt die Existenz von zwei Substanzen, Körper oder Ausdehnung und Geist oder Denken, an und scheidet dementsprechend Leib und Seele. Der menschliche Leib ist nur eine Maschine. Die Wärme des Herzens bewirkt den Blutumlauf. Aus dem Blute scheiden sich als feinste und beweglichste Teile die Lebensgeister aus, die zur Zirbeldrüse und von dort in die Nerven gelangen und mit Hilfe der mit den Nerven verbundenen Muskeln die Körperbewegungen verursachen. Die Seele ist dagegen geistige Substanz, die von Gott geschaffen und mit dem Körper nur durch eine Einheit der Zusammensetzung (unio compositionis), nicht durch irgend welche Wesensgleichheit verbunden ist. Ihr Sitz ist die Zirbeldrüse, ihr einziger Einfluß auf den Körper besteht darin, eine Änderung in der Bewegung der Lebensgeister in der Zirbeldrüse hervorzurufen. Ihr ganzes Wesen ist Denken oder Bewußtseinstätigkeit. Nur die Menschen haben eine Seele, die Tiere sind nur seelenlose Maschinen. Dem Dualismus Descartes' ist es nicht gelungen, die Tatsache der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib widerspruchslos und befriedigend zu lösen. — Vgl. Occasionalismus, Freiheit.

Den Materialismus, der das Körperliche für das Wirkliche, die Seele für körperlich oder wenigstens alles Psychische für eine Eigenschaft des Körperlichen oder alle psychischen Vorgänge für körperliche Bewegungsprozesse oder deren Resultate ansieht, haben in der Neuzeit viele Philosophen und meist solche, die zugleich Naturforscher, Physiker, Ärzte waren, vertreten. Für Hobbes (1588—1679) war die Philosophie Körper- und Bewegungslehre. Alle Substanz erschien ihm daher als körperlich, alles Seiende als Körper, alles Geschehen als Körperbewegung. Auch die Seele erklärte er für körperlich. Alle Erkenntnis erwächst aus den Empfindungen,

Digitized by Google

und alle Empfindungen aus den Bewegungen, aber auch alle Materie trägt die Anlage zu Empfindungen in sich. Einen ähnlichen Standpunkt vertritt Diderot (1713—1784), nach dem die Empfindung eine wesentliche Eigenschaft der Materie ist. Noch strenger materialistisch hat Lamettrie (1709—1751) der Ansicht gehuldigt, daß der Mensch nur Körper, nur Maschine, daß alle psychischen Funktionen nur Resultate der körperlichen Organisation seien, daß alles Empfindende materiell sei. Die Seele hängt ganz und gar von den leiblichen Organen ab, entsteht, wächst, nimmt ab und stirbt mit ihnen. (Histoire naturelle de l'âme, Haag 1745, 2. Aufl., 1748. Das Buch wurde verbrannt). Ebenso erklärt Holbach (1723—1789) den Menschen für ein rein physisches Wesen. Die Seele ist ihm nur das Gehirn, alle Seelentätigkeiten sind ihm Gehirntätigkeiten und als solche nur Spezialfälle des Wirkens der allgemeinen Naturkräfte. Denken und Wollen ist Empfinden, und Empfinden Bewegung. Auch Priestley (1733—1808) sieht in dem Denken nur Nerven- und Gehirntätigkeit, in den psychischen Vorgängen mechanische Vorgänge und erklärt die Entstehung aller komplizierteren Vorgänge aus den einfacheren durch Assoziation (s. d.). Nach Cabanis (1757—1804) sind ebenfalls alle Gedanken Absonderungen des Gehirns, das Bewußtsein ist die Eigenschaft der organischen Materie. (Rapports du physique et du moral de l'homme. 2 Bde. Paris 1802. Deutsch von Jacob. Halle 1804). Das Lebensprinzip oder die Seele (Lettre posthume et inédite sur les causes premières. Paris 1824) ist eine Substanz, welche die Naturelemente der Organe verbindet und sich im Tode von ihm trennt. Les nerfs voilà tout l'homme. Auch die deutschen Materialisten des 19. Jahrhunderts Vogt (1817 bis 1895), Moleschott (1822—1893), Büchner (1824 bis 1899) halten die Seelentätigkeiten lediglich für Funktionen des Gehirns, während du Bois-Reymond (1818—1896) die Ohnmacht des Materialismus richtig erkannt und die Möglichkeit der Ableitung des Bewußtseins aus den physischen Vorgängen geleugnet hat und Albert Lange (1828—1875), der kritische Geschichtschreiber des Materialismus, mit Kant den Ausgangspunkt des Materialismus für verkehrt und die Materie für bloße Erscheinung erklärt hat.

So endet also die materialistische Lehre vom Wesen der Seele, welche bestreitet, daß dem Begriffe der Seele überhaupt etwas Reales bezw. etwas anderes entspreche, als die in der inneren

Digitized by Google

Erfahrung unmittelbar gegebene Mannigfaltigkeit sukzessiver Bewußtseinszustände, mit ihrer kritischen Selbstaufhebung. Der inneren Erfahrung, nicht der äußeren kommt die Priorität zu. Aber das Verdienst der materialistischen Auffassung ist doch, auf die engen Beziehungen zwischen Physiologie und Psychologie hingewiesen zu haben, und der physiologischen Grundlegung kann die neuere Psychologie nicht mehr entbehren. Innerhalb der physiologischen Betrachtung stellt sich das Seelenproblem so: Die Vorgänge unseres Seelenlebens stehen im Zusammenhang mit den Funktionen des Nervensystems und seines Hauptorgans, des Gehirns. Mit zunehmender Größe und Entwicklung des Gehirns in der Reihe der tierischen Wesen wächst der Reichtum des seelischen Lebens. Krankheiten und Störungen des Gehirns sind in der Regel von Krankheiten und Störungen der Seele begleitet und umgekehrt. Auch erweist es sich, daß bestimmte Seelentätigkeiten an bestimmte Gehirnteile gebunden sind. Da nun die Auffassung, daß das Gehirn Organ und Werkzeug einer immateriellen Seele sei, zu nicht zu lösenden Schwierigkeiten und zu Widersprüchen mit unserer physischen Weltauffassung führt, so dürfen Seele und Gehirn in gewissem Sinne als ein Wesen betrachtet werden, das auf zwiefache Weise von sich Kunde geben kann, sich selber als von einer unräumlichen, stets wechselnden und doch identischen Summe von Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen, Wünschen usw., anderen gleichartigen Wesen als von einem ausgedehnten, weichen, windungsreichen Organe. Seele und Gehirn sind hiernach dasselbe Wirkliche, einmal sich selbst Bewußte und das andere Mal sich anderen Darstellende. Es muß also von einem Parallelismus der Seelen- und Gehirnvorgänge geredet werden (Ebbinghaus, Psychologie in Hinnebergs Kultur der Gegenwart I, VI, S. 187 ff.).

Von den auf idealistischem (spiritualistischem) Standpunkte stehenden Philosophen der Neuzeit, die von dem richtigen Gedanken ausgehen, daß die innere Erfahrung unmittelbare Gewißheit hat, hat Hegel (1770—1831) die Auffassung vom Wesen der Seele, wie sie Aristoteles hatte, erneuert. Ihm ist die Seele die ideelle und immaterielle Einheit des organischen Leibes, die Entelechie (s. d.) ihres Körpers. Als solche ist sie den körperlichen Affektionen unterworfen, ist klimatischen und meteorologischen Einflüssen ausgesetzt, bildet die Besonderheit der Erdteile als Rassenbestimmtheit in sich

Digitized by Google

nach, hat individuelle Eigentümlichkeiten des Naturells, Temperaments und Charakters, wird vom Unterschied der Lebensalter, dem Gegensatz der Geschlechter, dem Wechsel von Schlaf und Wachen berührt, macht überhaupt Veränderung und Entwicklung durch. (Vgl. Zeller, Gesch. d. deutschen Philos. 2. Aufl. München 1875, S. 651f) Eine neue Prägung hat dagegen vom idealistischen Standpunkte aus dem Begriffe der Seele Leibniz (1646—1716) gegeben, an den sich fast alle anderen neueren Idealisten angeschlossen haben. — Nach Leibniz besteht die Wirklichkeit aus einer unendlichen Zahl unkörperlicher einfacher Einzelsubstanzen, deren inneres Wesen die Vorstellungskraft ist. Solche Wesen sind aber Seelen, und Leibniz nennt sie daher âmes oder, um ihrer Einheitlichkeit willen, Monaden, geistige Automaten (automaton spirituale). Nur Seelen machen daher bei Leibniz die Wirklichkeit aus. Darum denkt er sich alle Wesen als organisch und nimmt innerhalb der organischen Welt keinen Wesensunterschied, sondern nur Gradunterschiede in der Vorstellungskraft an. Die Seelen oder Monaden haben nur innere Zustände und spiegeln mit ihren mehr oder weniger klaren und deutlichen Vorstellungen das Universum ab. Fenster haben sie nicht, und von außen sind sie nicht beeinflußbar. Aber alle Monaden sind von dem Schöpfer durch die Gradunterschiede der Vorstellungskraft und die darauf beruhende geringere und größere Vollkommenheit in den Zustand einer ein- für allemal festgesetzten Harmonie (s. praestabilierte Harmonie) gebracht. Jede ist in Rücksicht auf die andere geschaffen. Wenn in einer Monade so viel Vollkommenheit ist, als in anderen Unvollkommenheit, so bilden sie ein Aggregat von Monaden, und die erste ist eine Zentralmonas. Die sinnliche Vorstellung eines solchen Monadenaggregats faßt dieses als Körper. Die menschliche Seele im besonderen ist eine solche Zentralmonas, die durch den Wechsel ihrer Vorstellungen auch in wechselnden Beziehungen zu ihrem Leibe steht und durch Abfluß und Zufluß der Teile Entwicklung, Evolution und Involution in sich einschließt. An Leibniz schließt sich Christian Wolf (1679—1754) an, dem die Seele eine einfache Substanz mit der Kraft, sich die Welt vorzustellen (vis repraesentativa universi) ist. Auch Herbart (1776—1841) folgt Leibniz, führt aber die Vorstellungskraft auf die Fähigkeit der Selbsterhaltung zurück. Die Seele ist ihm eine einfache Substanz, deren Selbsterhal-

Digitized by Google

tungen gegenüber störenden Einflüssen Vorstellungen sind. Die Mannigfaltigkeit und der Wechsel in den als absolut einfach zu denkenden Seelenzuständen, kommt von passiven Störungen her, die die Seele durch die Elemente des Leibes erfährt.

Ganz eigene Wege hat dagegen Fichte (1762—1814) mit seinem moralischen Idealismus eingeschlagen. Für ihn besteht das Wirkliche lediglich im Ich, das er sich anfangs mehr individualistisch als Einzelsubjekt, dann mehr pantheistisch als das All denkt, und in den sittlichen Tathandlungen dieses Ichs. Da er die Wirklichkeit der Außenwelt ableugnet und diese nur für eine Setzung des Ichs um eines bestimmte Stufen in sich einschließenden Systems moralischer Zwecke willen ansieht, so ist für ihn die Welt das tätige Ich. Eine Seele, in Beziehung auf einen Leib gesetzt, ist daher ein Begriff, der in seine Philosophie nicht hineinpaßt. Das theoretische wie das praktische Ich, das Selbstbewußtsein im Erkennen und Handeln, die Seele, bleibt außer Beziehung zu einem Wirklichen, abgesehen von sich selbst, und läßt nur Selbstbeschränkung zu. Die Seele ist ihm daher ein sich selbst um moralischer Zwecke willen Schranken im Erkennen und Handeln setzendes, seiner selbst bewußtes Ich, dessen Funktionen ein System von Handlungen bilden, deren jede an ihre Stelle von den übrigen gefordert wird und ihrerseits die übrigen voraussetzt.

In dem neueren Idealismus scheiden sich also die intellektualistischen Wege Hegels, Leibniz' und seiner Nachfolger und die voluntaristischen Wege Fichtes voneinander. Mit einem sicheren Ergebnis schließt die idealistische Philosophie ihre Lehre vom Wesen der Seele nicht ab, und wie Kant scharfsinnig in der Kritik des psychologischen Paralogismus gezeigt hat, überschreitet der Idealismus mit seiner Annahme einer einfachen Seelensubstanz die Erfahrung.

Die vom Standpunkt der Philosophie des Absoluten aufgestellte moderne Seelenlehre hat zu ihrem Urheber Spinoza (1632—1677), der nur eine Substanz, Gott oder die Natur (deus sive natura), annimmt und Denken und Ausdehnung zu Attributen dieser einen Substanz macht, denen zwei Reihen von einzelnen Zuständen oder Affektionen der Substanz (Modi) entsprechen. Alles Einzelne ist nur Modus. Der Mensch ist Modus, der menschliche Körper ist Modus, und die menschliche Seele (mens) ist nichts anderes als die Idee dieses Körpers. In jedem einzelnen Momente ist die Seele nur die Idee

Digitized by Google

eines einzelnen Körperzustandes. Hierin besteht die Verbindung zwischen Seele und Körper. Das Verhältnis der Seele zum Leibe ist nicht das eines gegenseitigen Einflusses und auch nicht das eines beständig vermittelnden Eingreifens Gottes (s. Occasionalismus). Es erklärt sich vielmehr daraus, daß Denken und Ausdehnung gleichmäßig Attribute Gottes sind, und daß die Reihe der Modi der Ausdehnung parallel verläuft der Reihe der Modi des Denkens, daß jedem Modus der Ausdehnung ein Modus des Denkens entspricht und umgekehrt, zwischen beiden Reihen also ein vollständiger Parallelismus besteht (Ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum. Eth. II, Prop. 7, vgl. Parallelismus). Andrerseits ist die Seele und der Körper wie alle Modi auch in der Substanz, und sie sind also ein Teil des unendlichen göttlichen Intellekts. In Gott ist eine Idee, welche das Wesen des einzelnen menschlichen Körpers unter der Form der Ewigkeit ausdrückt (sub specie aeternitatis). Die menschliche Seele geht daher nicht zugrunde, sondern es bleibt etwas Ewiges von ihr zurück. Das Problem des Verhältnis zwischen Leib und Seele ist durch den Parallelismus von Denken und Ausdehnung bei Spinoza verhältnismäßig leicht gelöst. Aber die Frage nach den Gründen der seelischen Individualität wird für Spinoza eine nicht zu bewältigende Schwierigkeit. An Spinozas Ideen hat Schelling (1775—1854) wieder angeknüpft. Er hat aber auch aus der Platonischen Philosophie den Begriff einer Weltseele aufgenommen, um ein gemeinschaftliches Prinzip für die anorganische und organische Natur zu finden. Er sieht das Wesen dieser Seele in der Duplizität und Polarität aller Erscheinungen und findet diese im Lichte, in der Wärme, in der Elektrizität, im Magnetismus, in der Irritabilität, in der Sensibilität und in der Produktionskraft der tierischen Organismen usw. Das starre Sein der Dinge in Gott bei Spinoza löst sich bei ihm also in Entwicklung und Stufenfolge in Natur und Dasein auf. Die Einzelseele denkt sich Schelling zugleich als unendliches und endliches Erkennen. Sofern sie unendliches Erkennen ist, steht sie über dem Leibe, insofern sie endliches Erkennen ist, ist sie der Leib selbst. Die Einheit beider ist das Ich. Das endliche Erkennen ist Empfindung, Bewußtsein, Anschauung, das unendliche Begriff, Urteil, Schluß und zuletzt Vernunfterkenntnis, die alles in seinem Wesen unter der Form des Absoluten begreift. — An

Digitized by Google

Leibniz und Spinoza zugleich haben angeknüpft Fechner (1801—1887) und Lotze (1817—1881), indem sie mit einem idealistischen einen pantheistischen Grundzug verbinden. Nach Fechner steht Gott und Welt in derselben Beziehung und Zusammengehörigkeit wie Leib und Seele. Die Seele verknüpft die Mannigfaltigkeit der Tätigkeiten und Zustände in der Einheit des Bewußtseins, und ebenso verknüpft Gott alles einzelne Sein und Geschehen der Welt. Die Natur ist der Leib des göttlichen Geistes, der unserem Geiste gleicht, nur weiter und höher ist als der unsrige. Seelen haben nicht nur die Menschen und die Tiere, sondern auch die Pflanzen und die Himmelskörper. Im übrigen hat Fechner ein exaktes Wissen über das Verhältnis von Leib und Seele in seiner Psychophysik (s. d. und psychophysisches Gesetz) angestrebt und Maßgrößen für psychische Zustände zu entdecken gesucht. — Für Lotze heißt Sein: in Beziehungen Stehn, und in Beziehungen Stehn: Wirkungen Austauschen. Dieses Sein ist aber nur erklärlich unter Voraussetzung einer unendlichen Substanz, deren Zustände oder Modi die Einzeldinge sind. Und diese Substanz empfängt erst Inhalt aus der Religionsphilosophie durch die Begriffe der unendlichen Persönlichkeit Gottes und eines höchsten Gutes. Den wirklichen Dingen kommt insgesamt, indem sie Zustände eines solchen Wesens sind, Bewußtsein zu. Alle Wesen sind also beseelt und geistig.

Auch Wundt (geb. 1832) schließt sich, beide kritisch berichtigend, in seiner metaphysischen Hypothese über das Wesen der Seele zugleich an Leibniz und Spinoza an. Und die Wundtsche Hypothese, die der sorgfältigsten empirischen, physiologischen und psychologischen Untersuchung zur Krönung dient, kann als die reifste und ansprechendste Ansicht der Philosophie über das Wesen der Seele gelten. Er erkennt den Vorrang der inneren Erfahrung vor der äußeren an. Die innere Erfahrung besitzt für uns unmittelbare Realität, während die Objekte der äußeren Erfahrung nur mittelbar gegeben sind. Dies Verhältnis, das dem Idealismus den Sieg über andere Weltanschauungen verleiht, entbindet aber nach Wundts Auffassung nicht von der Pflicht, die Realität der Außenwelt anzuerkennen, sondern nötigt vielmehr zu einer kritischen Sonderung derjenigen Bestandteile objektiver Erkenntnis, welche in den Erkenntnisfunktionen des Subjekts ihre Quelle haben, von denen, die als objektiv gegebene vorauszusetzen sind.

Digitized by Google

Darum ist der allein berechtigte kritische Idealismus der Idealrealismus, der das Verhältnis der idealen Prinzipien zu der objektiven Realität aufsucht und nachweist, wie weit die idealen Prinzipien sich in der objektiven Realität wiederfinden. Bei dieser Untersuchung ergibt sich, daß die innere Erfahrung einen Kausalzusammenhang bildet, der eine Entwicklung in sich einschließt. Eine nach synthetischer Methode dargestellte psychische Entwicklungsgeschichte ist das Ziel, auf das die Untersuchung hinweist, und als das Grundphänomen, das der Entwicklung zugrunde gelegt werden muß, ergibt sich der Trieb, der Empfindung und Willen in ursprünglicher Verbindung in sich einschließt. Ferner zeigt sich, daß die physische Entwicklung die Wirkung der psychischen ist, nicht umgekehrt die psychische die der physischen. Der aus der kritisch berichtigten äußeren Erfahrung gewonnene Substanzbegriff muß also zur Erklärung des Seelenlebens so erweitert werden, daß er zugleich die psychischen Lebensäußerungen der komplizierten Substanzkomplexe der organischen Welt in sich faßt, und alle organische Entwicklung muß als ein psychophysischer Vorgang, die bewegte Substanz zugleich als Trägerin des psychischen Elementarphänomens angesehen werden. Dies führt schließlich, indem die Vorbedingungen zu den Lebensäußerungen der organischen Substanzen in dem einfachen Vorgange der leblosen Natur gesucht werden müssen, zu einer Weltansicht, die jede Bewegung als eine Triebäußerung betrachtet, dem Atom Triebanlage zuschreibt und als die allverbreiteten Zustände aller Substanz, auch der leblosen, bewußtlose unverbundene Triebelemente ansetzt, während sie für die komplizierteren organischen Verbindungen komplizierte psychische Verbindungen und Nachwirkungen vorangegangener Zustände, die sich mit neuen verbinden und durch die eine Kontinuität der inneren Zustände und der äußeren Bewegung entsteht, annehmen muß. „Nach seiner physischen wie nach seiner psychischen Seite ist der lebende Körper eine Einheit. Diese Einheit beruht aber nicht auf der Einfachheit, sondern im Gegenteil auf der sehr zusammengesetzten Beschaffenheit seiner Substanz. Das Bewußtsein mit seinen mannigfaltigen und doch in durchgängiger Verbindung stehenden Zuständen ist für unsere innere Auffassung eine ähnliche Einheit, wie für die äußere der leibliche Organismus, und die durchgängige Wechselbeziehung zwischen Physischem und Psychischem führt

Digitized by Google

zu der Annahme, daß, was wir Seele nennen, das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Diese Auffassung des Problems der Wechselbeziehung führt aber weiterhin unvermeidlich zu der Voraussetzung, daß das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge, und daß die wesentlichste Eigenschaft derselben die Entwicklung ist. Das menschliche Bewußtsein ist für uns die Spitze dieser Entwicklung; es bildet den Knotenpunkt im Naturlauf, in welchem die Welt sich auf sich selber besinnt. Nicht als einfaches Sein, sondern als das entwickelte Erzeugnis zahlloser Elemente ist so die menschliche Seele, was Leibniz sie nannte, ein Spiegel der Welt." (Grundzüge d. physiol. Psychol. 3. Aufl. Leipzig 1887. Bd. II, S. 553f. 5. Aufl. Leipzig 1903, S. 761ff).

So schließt die Lehre vom Wesen der Seele mit einer keineswegs allgemein anerkannten, aber für denjenigen besonders ansprechenden Hypothese ab, der als die Methode der Philosophie die empiristische und als den letzten metaphysischen Gewinn der Philosophie einen kritisch berichtigten Idealismus fordert. Kant, der dem Schein einer rationalen Psychologie ein Ende gemacht hat, hat doch bei seiner Scheu vor allen metaphysischen Hypothesen zur Erklärung des Wesens der Seele positiv nichts beigetragen, sondern in seiner Anthropologie nur viele ansprechende Beobachtungen gesammelt und die Arbeit der modernen Psychologie überlassen. — Die Vielheit der Ansichten über die Seele, die uns in der Geschichte der Philosophie begegnet, beweist, daß der Seelenbegriff kein einfacher Erfahrungsbegriff sondern ein Begriff des spekulativen Denkens ist. Für die Erklärung der Vorgänge des inneren Lebens hat sich daher der Seelenbegriff als unfruchtbar erweisen müssen. Die Psychologie der Neuzeit kann ihn daher im Gange ihrer Untersuchung fast völlig entbehren und hat es nur mit den inneren Erlebnissen selbst zu tun. — Vgl. Notter, Gott und Seele. Stimmen der Völker und Zeiten. Stuttgart 1885. Bastian, Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespenstern der Geisterseherei. Stuttgart 1886. Flügel. Die Seelenfrage 2. Aufl. Lazarus, Die Lehre von der Seele. Berlin 1887. Cöthen 1890. Jüsche, Seele und Geist. Leipzig 1893. Kramár, Die Hypothese der Seele. 2 Bde. Leipzig 1898. Kröll, Der Aufbau der menschlichen Seele. Leipzig 1900. Funcke, Psychekult und Religion. Freiburg 1903. Fechner, Nanna.

Digitized by Google

3. Aufl. 1903. Rohde, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 3. Aufl. 2 Bde. Tübingen 1903. Gutberlet, Der Kampf um die Seele. 2 Bde. 2. Aufl. Mainz 1903. L. Busse, Geist und Körper. Seele und Leib. Leipzig 1903. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. Leipzig 1908. W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- u. Tierseele. 4. Aufl. Hamburg 1906. Fechner, Über die Seelenfrage. 2. Aufl. v. Spranger mit Geleitwort von Paulsen. Hamburg 1907. W. Kinkel, Aus Traum und Wirklichkeit der Seele. Gießen 1907. K. Laßwitz, Seelen und Ziele. Leipzig 1908. J. Rehmke, Die Seele des Menschen. 3. Aufl. Leipzig 1909. W. Schmidt, Der Kampf um die Seele. Gütersloh 1909. R. Eisler, Das Wirken der Seele. Leipzig 1909. H. Lotze, Mikrokosmus. 5. Aufl. Leipzig 1909. J. Hyslop, Probleme der Seelenforschung. Deutsch von O. Knapp. Stuttgart 1909. G. Heinzelmann, Der Begriff der Seele u. d. Idee der Unsterblichkeit bei W. Wundt. Tübingen 1910. L. Schleich, Von der Seele. Essays. Berlin 1910. K. Ewano, Das Wesen der Weltseele im Licht der exakten Philosophie. Dresden 1910. G. Büttner, Das Wesen der Seele. Leipzig 1910.

Seelenkrankheiten s. Geisteskrankheiten.

Seelenkunde oder **Seelenlehre** s. Psychologie.

Seelensitz. Beim Entstehen der ersten Vorstellungen vom Wesen der Seele dachte man sich dieselbe als identisch mit dem lebendigen Leibe oder analog dem äußeren Leibe als etwas Substantielles und identifizierte sie mit irgend einem Organe des Leibes, mit dem Blute, dem Speichel, dem Atem, der Lebenswärme usw. Man sah sich dann zur Annahme eines Prinzips der Empfindung und Bewegung veranlaßt, welchem man die Rolle zuwies, die Eindrücke der Außenwelt und die Einwirkungen auf dieselbe zu vermitteln. So erhob man sich allmählich zu dem Gedanken eines Trägers der Vorstellungen, Gefühle und Begierden. Diese Gesichtspunkte, welche sich in den Anfängen psychologischer Betrachtung ergaben, wurden miteinander verbunden. Die Kontinuität des Ichbewußtseins forderte die Einheit und Einfachheit des Trägers aller Bewußtseinsvorgänge. Die Seele wurde daher irgendwo (im Leibe) gesucht, wenn sie auch selbst unräumlich gedacht wurde. So entstand die Frage nach dem Sitze der Seele.

Zunächst suchte man ihren Sitz im Blute oder in den Nieren, später verlegte man ihn in das Zwerchfell, das Herz,

Digitized by Google

die Brust, noch später in das Haupt. Zuerst dachten sich die Ägypter das Gehirn als Seelensitz. Ihnen folgten die Pythagoreer wie Alkmaion und Hippokrates. Platon (427 bis 347) lokalisiert die Seele dreifach: den Nous (*λογιστικόν*) verlegt er in den Kopf, den Mut (*θυμός*) in die Brust und die Begier (*ἐπιθυμητικόν*) in den Unterleib. Aristoteles (384 bis 322) verwirft die lokale Scheidung der Seelenteile bei Platon, macht die Seele zum Mikrokosmos und nimmt für den Menschen außer dem *θρεπτικόν* (dem Ernährungsvermögen) das *αἰσθητικόν* (Empfindungsvermögen), *ὀρεκτικόν* (Begehrungsvermögen) und *κινητικὸν κατὰ τόπον* (Bewegungsvermögen) und vor allem den *νοῦς* (*διανοητικόν*, Verstand, denkende Seele) an. Die ernährende und empfindende und die Wahrnehmungen zusammenfassende Seele versetzt er ins Herz, das Zentralorgan des Leibes. Die Stoiker und Epikureer verlegten den vernünftigen Teil der Seele in das Herz, lehrten aber die Verbreitung der Seele durch den ganzen Leib. Erst Herophilos (um 280 v. Chr.) und Galenus (131—200) nahmen wieder das Hirn als Sitz wenigstens für die denkende Seele an. Die Neuplatoniker lehrten, die Seele sei ganz im ganzen Leibe und ganz in jedem Teile desselben. Descartes (1596—1650) verlegte ihren Sitz in die Zirbeldrüse (glande pinéale, glandula, conarium). Ihm folgend, nahm Bonnet (1720 bis 1793) den Balken, Digby die Scheidewand, Haller (1708 bis 1777) die Varolische Brücke, Boerhave (1668—1738) das verlängerte Mark, Platner (1744—1818) die Vierhügel, Sömmering (1755—1830) das Wasser des Gehirns als Sitz der Seele an. Kant (1724—1804) verwarf das Suchen nach einem Sitz der Seele überhaupt. Die Identitätsphilosophie sprach sich für ihre allgemeine Verbreitung durch den ganzen Leib aus, jedoch mit dem Gehirn als vorzüglichem Organ. Die Hegelianer behaupteten, die Seele sei kein Ding, also sinnlicher Bestimmungen unfähig. Herbart (1776—1841) empfahl die Idee einer Verschiebbarkeit ihres Sitzes im Gehirn. Schopenhauer (1788—1860) erblickte im Gehirn die Objektivation des Intellekts, im Gesamtorganismus und besonders im Blute diejenige des Willens. Fechner (1801—1887) endlich meinte, im weiteren Sinne sei der Organismus der Sitz der Seele, im engeren (des Bewußtseins) ein Teil des Nervensystems, der mit dem Sinken der Organisationsstufe im Tierreiche zunehme. Die moderne Psychologie verknüpft mit Recht

Digitized by Google

alles Seelenleben beim Menschen und Tiere mit dem Nervensystem, und da die Nerven nicht in einem Zentrum enden und nicht von einem Zentrum ausgehen, so kann von einem punktuellen Seelensitz nicht die Rede sein. „Die Zuordnung der seelischen Funktionen an verschiedene Gehirnteile entspricht vielmehr vollkommen der an der Peripherie des Körpers in seinen Sinnes- und Bewegungsorganen durchgeführten Arbeitsteilung." — Vgl. Ebbinghaus, Psychologie, in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 190. A. Forel, Gehirn und Seele. 11. Aufl. Leipzig 1910.

Seelenvermögen nannte man in der älteren Psychologie die verschiedenen Kräfte oder Anlagen, welche man der Seele beilegte. Man schloß dabei von der Wirklichkeit mannigfaltiger Phänomene auf die ihnen zugrunde liegenden Kräfte oder Vermögen. Aber der Schluß von den Erscheinungen auf die Kräfte hat immer etwas Unsicheres, und wo zuerst eine Vielheit von Kräften angenommen ist, ist später oft eine Zusammenziehung derselben versucht worden. Die Vermögen sollten ein Mittleres zwischen Wesen und Geschehen sein, nämlich der Grund für die Möglichkeit der Vielheit des Geschehens. Sie sind aber etwas Leeres, durch willkürliche Abstraktion, Trennung und Isolierung Gewonnenes, und weder die Psychologie, noch die Pädagogik, noch die Psychiatrie kann die Theorie der Seelenvermögen recht brauchen. Denn eine genauere Betrachtung müßte sie bald ins Unbestimmte vermehren (Empfindung, Gefühl, Erkenntnis, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft, Wille, Begierde usw.), bald wieder auf wenige reduzieren oder in eins zusammenziehen. Sie haben also nur Wert als Bezeichnungen für verschiedene Richtungen, in welchen sich die Seele äußert, und dienen der Klassifikation der psychischen Vorgänge. So ist offenbar Denken und Begehren und Fühlen nicht dasselbe, und doch liegen alle drei schon im Trieb, in der Empfindung, im Bewußtseinsakt, vereint, für den Vorstellung (mit Leibniz) zu setzen nicht recht angängig ist. — Schon die Pythagoreer haben Seelenvermögen oder Seelenteile angenommen (*νοῦς, ἐπιστήμη, δόξα, αἴσθησις*), ebenso Platon (427—347) den vernünftigen Teil (*λογιστικόν*), den mutigen (*θυμός*) und den begehrlichen (*ἐπιθυμητικόν*). Aristoteles (384—322) scheidet die vegetative Seele (*θρεπτικόν*), die auch den Pflanzen zukommt, von der empfindenden (*αἰσθητι-*

Digitized by Google

κόν), begehrenden (ὀρεκτικόν) und bewegenden (κινητικὸν κατὰ τόπον), die außerdem dem Tiere zukommen, und von der denkenden Seele (νοῦς, διανοητικόν), die allein dem Menschen zukommt. Die Stoiker nahmen drei bis fünfzehn Seelenvermögen an. Nachdem im Mittelalter Aristoteles' Auffassung geherrscht und dann in der Neuzeit Descartes (1596—1650) das Denken und Leibniz (1646—1716) die Vorstellung als Grundkraft betrachtet hatte, stellten Wolf (1679—1754) und Kant (1724—1804) wieder Seelenvermögen auf, Wolf das Erkenntnis- und Begehrungsvermögen, Kant das Erkenntnis-, Gefühls- und Begehrungsvermögen. Diese Theorie wurde von Herbart (1776—1841), der auf Leibniz zurückgriff, metaphysisch, von Beneke (1798—1854) psychologisch bekämpft, doch setzt dieser dafür eine große Zahl von „Urvermögen". Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn die Vermögen als selbständig vorgestellt werden, nicht bloß die Einheit der Seele, sondern auch die Möglichkeit des Seelenlebens in Frage gestellt wird. Der Wirklichkeit entspricht allein, daß in jedem Bewußtseinsakte (Empfindung) mit dem Erkenntnisvorgange auch der Gefühlston und die Begehrung, wenn auch in vielfach wechselnder Intensität, verbunden sind. — Vgl. Herz. — F. Vorländer, Grundlinien einer organ. Wissensch. der menschl. Seele. Marburg 1841. G. Siebeck, Geschichte der Psychol. I. 1880f. Wundt, Grundz. d. phys. Psych. 6. Aufl., Leipzig 1908 B. I, S. 16ff.

Seelenwanderung, s. Metempsychose.

Sehnsucht (mhd. sensuht) heißt das starke Verlangen nach etwas für wertvoll Erachtetem, in Verbindung mit dem Gefühl der Trauer, es nur schwer oder überhaupt nicht erreichen zu können. Die Sehnsucht kann sich auf Vergangenes und Verlorenes oder auf Zukünftiges und Erhofftes richten. Am natürlichsten richtet sie sich auf die Zukunft. Es ist „jedem eingeboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt, wenn über uns, im blauen Raum verloren, ihr schmetternd Lied die Lerche singt" (Goethe, Faust, Spaziergang). Besonders in der Jugend wird der Mensch von Sehnsucht nach etwas Unbekanntem gequält, nach der zukünftigen Geliebten, nach einem schöneren Lande, einem besseren Dasein, einem edleren Jenseits. Durch Goethes Lyrik z. B. geht bis zur Reise nach Italien dieser Zug der Sehnsucht hindurch (vgl. z. B. Trost in Tränen, Mignon, Wandrers Nachtlied). Aber

Digitized by Google

auch im späteren Leben erfaßt den Menschen oft mitten in der Prosa der Alltäglichkeit ein tiefer Schmerz, ein geheimes Sehnen, das sich rückwärts nach den Idealen seiner Jugend wendet. So begleitet die Sehnsucht das ganze menschliche Leben. „Wir haben hier keine bleibende Stätte, die zukünftige suchen wir.“ „We spend half our life in longing to be nearer death!“ So förderlich für den Menschen die Sehnsucht nach etwas Höherem ist, so schädlich wird sie, wenn sie zur schwächlichen Sentimentalität, zur phantastischen Mystik oder zum lähmenden Weltschmerz ausartet. „Die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein Neues, Besseres erschaffen“ (Goethe 1823). Eine besondere Form der Sehnsucht ist das Heimweh (s. d.).

Sein (gr. *εἶναι, οὐσία*, lat. esse, got. wisan, ahd. wesan, sîn, mhd. wesen, sîn), einer der höchsten Begriffe, die das menschliche Denken schafft, dient erstens dazu, die Verbindung von Subjekt und Prädikat im logischen Urteile herzustellen (logisches Sein). Es bezeichnet also die Urteilsbeziehung zwischen zwei Begriffen (vgl. Urteil). Diese Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat im Urteile kann entweder Identität (A ist A), oder Gleichheit (z. B. 7 + 5 ist 12) oder Subsumtion (Verhältnis von Art zu Gattung, Besonderm zum Allgemeinen, Unter- und Überordnung, z. B. Blindschleichen sind Eidechsen) oder Beziehung zwischen Substanz und Eigenschaft (zwischen Selbständigem und Unselbständigem, z. B. Körper sind ausgedehnt) oder zwischen Ursache und Wirkung (z. B. Die Sonne ist die Wärmequelle) sein. Der Begriff Sein begegnet uns zweitens im Wahrnehmungsurteile (z. B. Dieser Mensch ist krank). In diesem Falle schließt der Begriff eine Beziehung auf die durch Erfahrung erkannte Wirklichkeit (s. d.) in sich ein, oder er bezeichnet auch direkt die Wirklichkeit (empirisches Sein), sofern diese der Erfahrung zugänglich ist (z. B. Es ist schönes Wetter). Der Begriff Sein bezeichnet drittens die Wirklichkeit unabhängig von aller Erfahrung, wie sie die Spekulation als Grund der Welt zu ermitteln versucht. Der Begriff gehört dann in die Metaphysik (s. d.) und speziell in die Ontologie (s. d.) (metaphysisches Sein, absolutes Sein). Der Begriff des Seins hat die Philosophie seit der Zeit der Eleaten bis zur Gegenwart vielfach beschäftigt.

Digitized by Google

Mit dem Begriff des Seins hängt der Begriff des „Seienden“ (gr. ὄν, mlt. ens) eng zusammen; doch ist er zwar von ihm abgeleitet, aber keineswegs mit ihm identisch. Unter dem Seienden verstehen wir das, was ist, also das Subjekt des Seins. Nun ist das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat im Urteil sprachlich und grammatisch ein einheitlich bestimmter Begriff (vgl. Urteil, Satz), aber er ist im logischen Sinne eine Vielheit von Begriffen. Wer also in den Begriffen des Seins und des Seienden nicht rein nominalistisch (vgl. Nominalismus) nur eine sprachliche Erscheinung sehen will, wird mit der Definition: Das Seiende ist das, was ist, oder das Subjekt des Seins, sich nicht begnügen können, sondern nach einer genaueren Bestimmung verlangen. Schon der Standpunkt der rein logischen Auffassung wird eine genauere Bestimmung des Verhältnisses der beiden Begriffe verlangen. Als ein Verhältnis der Identität oder der Gleichheit ist die Beziehung des Seienden zum Sein wohl nie gefaßt worden, obwohl bei den ersten Philosophen, die sich mit dem Begriff des Seins intensiv beschäftigt haben, den Eleaten Parmenides (geb. 540/39) und Melissos (um 444), beide Begriffe vielfach durcheinandergingen und nicht genügend gesondert waren. Aber die Sätze: Das Seiende ist das Sein, oder das Seiende ist gleich dem Sein, haben keinen Sinn. Auch entspricht es nicht dem natürlichen Sinne der Worte, wenn das Verhältnis des Seienden zum Sein als Beziehung zwischen Besonderem und Allgemeinem oder als Beziehung zwischen Substanz und Eigenschaft gedacht wird. Das Seiende gilt nicht als eine Art des Seins und das Sein nicht als eine Art des Seienden; auch gilt das Sein nicht als eine Eigenschaft des Seienden. Nur Hegel (1770—1831) lehrt: „Das Sein ist der Begriff nur an sich; die Bestimmungen desselben sind seiende“. Sein ist nichts „als die einfache Beziehung auf sich selbst. Das einzelne Sein ist irgend eine Seite der Idee“. Man kann vom logischen Standpunkte aus zuletzt versuchen, das Verhältnis des Seienden zum Sein als ein kausales Verhältnis zu bestimmen, und in diesem Falle läßt sich das Seiende entweder als Ursache oder als Wirkung des Seins fassen. Auch dies ist nicht die gewöhnliche Auffassung der Begriffe. Doch deutet der Ausdruck Wirklichkeit, der mit dem Sein identisch gebraucht wird, immerhin auf ein kausales Verhältnis. In der Tat sehen auch eine Reihe von Philosophen in dem Verhältnis von Seiendem und Sein eine

Digitized by Google

Beziehung von Ursache und Wirkung. Avicenna (980—1037) erklärt das Sein aller Dinge außer dem Ersten für ein Geschehen (esse = fieri), also das Seiende für Ursache, das Sein für Wirkung. Campanella (1568—1639) nennt dagegen das Sein ein dauerndes Wirken (existere = facere permanens). Ihm ist also das Sein Ursache und das Seiende Wirkung. Auch Schopenhauer (1788—1860) sieht in dem Sein der anschaulichen Objekte ihre Wirkung, und B. Erdmann faßt das Sein als kausale Relationsbestimmung, als Wirken. Die Ostwaldsche Energielehre, die ins Gebiet der Metaphysik übergeht, schließt ähnliche Konsequenzen in sich ein.

Über die logischen Bestimmungen des Verhältnisses von Seiendem und Sein sucht die erkenntnistheoretische und metaphysische Bestimmung hinauszukommen. Der Ausgangspunkt für die erkenntnistheoretische Betrachtung ist das Subjekt und das Bewußtsein. Hier ist der eine mögliche Standpunkt der Berkeleysche sensualistische Immaterialismus. Berkeleys (1685—1753) Formel lautet: esse = percipi. Nach dieser Formel ist, wenn sie konsequent beibehalten wird und nicht, wie bei Berkeley, spiritualistisch umgebogen wird, das Seiende das einzelne Wahrgenommene, das Sein das Wahrgenommenwerden des bestimmten Einzelnen. Der andere mögliche Standpunkt ist der des Rationalismus, dessen Formel kurz lauten kann: esse = cogitari. Für ihn ist das Seiende das Gedachte, das begrifflich Erkannte, das Sein das Gedachtwerden. Auf dem Wege der begrifflichen Erkenntnis suchten zuerst Sokrates (469—399), Platon (427—347) und Aristoteles (384—322) das Seiende zu erfassen. Sokrates erfand das definitorische Verfahren (*τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου* Aristot. Metaph. XII, 4 p. 1078b 28). Nach Platon sind die allgemeinen Begriffe, die Ideen, das Seiende. Nach Aristoteles geht der Begriff auf das Sein und das Wesen der Dinge. Den rationalistischen Standpunkt vertritt auch Leibniz (1646—1716) und Kant (1724—1804) und auf verwandtem Standpunkte stehen Mendelssohn (1729—1786) und Lichtenberg (1742 bis 1799). Für Leibniz ist der rationalistische Standpunkt zugleich ein metaphysischer: Das begriffliche Erkannte ist das Seiende an sich. Für Kant dagegen ist der rationalistische Standpunkt lediglich ein erkenntnistheoretischer: Das begriffliche Erkannte ist nur innerhalb des Erfahrungswissens zu verwerten, und der reine Begriff des Seins ist nur ein leeres Verstandes-

Digitized by Google

ding (Nooumenon, s. d.) ohne Beziehung auf ein Seiendes an sich (vgl. Ding an sich).

Der zweite, metaphysische Ausgangspunkt ist der vom Objekte. Von ihm geht Sigwart (1830—1904, Logik. 2. Bd. 2. Aufl., Freiburg 1904) aus, der das Sein als den Gegensatz des Vorgestelltwerdens, Gedachtwerdens, Eingebildetwerdens faßt, eine Ableitung dieses Begriffes aber für unmöglich erklärt. Das Seiende ist demnach das unabhängig von allem Vorstellen, Denken, Einbilden, Gegebene. Für metaphysisch unbestimmbar erklärt der Kritizismus Kants das Wesen des Seins. Das Sein ist ihm erkenntnistheoretisch bloße Position innerhalb der Erfahrung, während Herbart (1776—1841) es metaphysisch für absolute Position erklärt. Lotze (1817—1881) faßt alles Sein für Ichbeziehung-Sein auf, während Wundt (geb. 1832) den Begriff des Seins auf die Abstraktion von allen Eigenschaften und Beziehungen, insbesondere auch von allen Veränderungen, gründet. Das Seiende als das in der Zeit Beharrende, das Sein als Beharren faßten die Eleaten, Platon (427—347), Augustinus (353 bis 430), Spinoza (1632—1677), Schelling (1775—1854), Hegel (1770—1831) und Fichte (1762—1814). Die Eleaten identifizierten das Seiende dabei mit der Welt, die eins und alles ist, Platon mit den Ideen, den allgemeinen und ewigen Begriffen, den Musterbildern des Einzelnen. Augustinus sah nur in Gott das wahrhaft Seiende. Mit dem Gottesbegriffe verknüpfte sich ihm untrennbar der Begriff des Seins. Spinoza (1632—1677) suchte es in Gott-Natur (deus sive natura) unter der Form der Substanz gedacht, deren Wesen die Existenz einschließt. Schelling suchte es in Gott, als der Identität des Idealen und Realen, Hegel in der Identität vom Denken und Sein. Fichte schrieb nur dem Ich das Sein zu. Außer dem Ich ist nichts. Das Sein als das Beharren gedacht, ließ eine doppelte Auffassung zu. Das Seiende kann dabei entweder als ein Unveränderliches oder als ein sich gesetzmäßig Entwickelndes gedacht werden. In der ersten Form dachten es sich die Eleaten, Augustinus und Spinoza, in der letzteren Herder, Goethe, Schelling, Hegel. Auch die Atomisten sahen das Seiende im Beharrlichen, aber sie suchten es nicht wie die Eleaten im Allgemeinen, sondern im Einzelnen und in den kleinsten unteilbaren Elementen der Materie, und auf verwandtem Standpunkt steht der gesamte Materialismus der Neuzeit.

Digitized by Google

So ist ein allgemein anerkannter und einheitlicher Begriff vom Seienden und Sein nicht vorhanden. Auch Goethe, der mit Herder sich an Spinoza anschloß, aber an Stelle der starren Substanz Spinozas die Entwicklung der Natur setzte, hat bezüglich dieser Begriffe geschwankt. Im Jahre 1821 dachte er: „Alles muß in nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will" (Eins und Alles). Aber 1829 verbesserte er diesen Gedanken durch die Lehre: „Kein Wesen kann in Nichts zerfallen, das Ew'ge regt sich fort in allen, am Sein erhalte dich beglückt! Das Sein ist ewig; denn Gesetze bewahren die lebend'gen Schätze, aus welchen sich das All geschmückt" (Vermächtnis). Und mit diesem Vermächtnisse Goethes wird es am fruchtbarsten sein, das Seiende als das sich gesetzmäßig Entwickelnde, das Sein als Gesetz der Entwicklung zu fassen. — Vgl. Substanz. — Nicolai Hartmann, Platos Logik des Seins. Gießen 1909. L'être dans Platon. Paris 1910. H. Schönbach, Das Seiende als Objekt der Metaphysik. I. Teil. Jena 1910.

Seinsgrund s. Realprinzipien unter Prinzip.

Sekte (fr. secte, mhd. secte, lat. secta = Denkweise, Partei, Schule), s. Philosophenschule.

Selbstachtung heißt das von Eitelkeit freie Bewußtsein eines Menschen von seinem Eigenwerte. Sie ist von dem Selbstgefühl zu unterscheiden, bei welchem das Wertbewußtsein mit Eitelkeit gemischt ist. Die Grundlagen der Selbstachtung sind das Bewußtsein unserer Menschenwürde, welche uns über das Tier erhebt, die Anerkennung unseres persönlichen Wertes durch andere und, wo diese fehlt, das Zeugnis unseres eignen Gewissens. — Die Selbstachtung hält uns von Niedrigem und Unedlem, wie Lüge, Betrug, Hinterlist, Heuchelei u. dgl., ab und treibt uns zum Guten, auch da, wo man uns nicht sieht noch lobt. A. Döring (Philosophische Güterlehre. Berlin 1888) sieht in dem die Selbstachtung bedingenden Eigenwerte (s. d.) das höchste Gut der Menschheit. — Vgl. Else Vogtländer, Vom Selbstgefühl. Ein Beitrag zur Förderung psychologischen Denkens. Leipzig 1910.

Selbstbehauptung nennt Fr. Paulsen (1846—1908) die Bewahrung der Einzelpersönlichkeit im Kampf gegen das Allgemeine. Auf ihr beruht alles Größte im Menschenleben. Jede Emporbildung geistig-sittlichen Lebens wird nur im Kampf gegen das widerstrebende Geltende durchgesetzt. Die Selbstbehauptung hat die Selbsthingebung an Ideen zur Voraus-

Digitized by Google

setzung, die von rücksichtsloser Durchsetzung sinnlich-selbstsüchtiger Triebe durchaus verschieden ist. — Vgl. Fr. Paulsen, Ethik, in Hinneberg, Kultur der Gegenwart, I, VI, S. 308.

Selbstbeherrschung nennt man die Fähigkeit, den Willen und das Gemüt schnell durch die Vernunft zu meistern. Die Selbstbeherrschung wird nur durch andauernde strenge Selbsterziehung und Einschränkung der Wünsche erworben. Die Triebe, die Neigungen, die Leidenschaften sind eine elementare Kraft, die immer von neuem hervorzubrechen droht. Aber nur, wer sich selbst beherrscht, ist frei: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet!“ (Goethe, Geheimnisse). Und: „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.“ (Goethe, Tagebuch, 2. Mai 1780). „Sich aufzugeben, ist Genuß.“ (Goethe, Eins und Alles). Fr. Paulsen (1846 bis 1908) sieht in der Selbstbeherrschung die allgemeine Grundform der individualistischen Pflichten und Tugenden. Er nennt sie die Kraft, durch den vernünftig-sittlichen Willen das Eigenleben im Sinne menschlicher Vollkommenheit zu gestalten, unabhängig von den Naturtrieben und Affekten. Als ihre zwei Hauptformen sieht er die Mäßigkeit und Tapferkeit an. — Vgl. Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, VI, S. 305.

Selbstbeobachtung besteht in der Aufmerksamkeit auf unser eigenes Wesen, unsere Anlagen, unsere Art aufzunehmen und zu denken, unsere Gefühlsreaktion, unsere Neigungen, unsere Handlungsweise. Sie dient zu dem doppelten Zwecke, uns unsere Eigenart erkennen zu lehren und uns zugleich allgemeine psychologische Erkenntnis zu vermitteln. Die Selbstbeobachtung ist sogar eine Hauptquelle der Psychologie und für jeden einzelnen der natürliche Weg, um andere Menschen seelisch verstehen zu lernen („Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.“ Schiller). Aber sie hat ihre Schwierigkeiten. Denn die Absicht zu beobachten beeinflußt und verändert unsere seelischen Vorgänge, und es entziehen sich ihr die Affekte, das angestrengte Denken, das Aufmerken, die Begeisterung, überhaupt alles Starke und Aktuelle. Erst wenn ein Seelenzustand auf ein Durchschnittsmaß sinkt und schwindet, können wir ihn beobachten, und während wir ihn betrachten, entschwindet er uns und hält vor unserem geistigen Auge nicht stand. Auch ist die Selbstbeobachtung erst bei schon vorgeschrittenem Seelenleben ausführbar. Dadurch verringert sich der Wert der Selbst-

Digitized by Google

beobachtung, und die Psychologie muß sie durch Beobachtung am Objekte ergänzen. Sie hat sich, indem sie dies tut, aus einer Psychologie des inneren Sinns zur Psychologie der unmittelbaren Erfahrung umgebildet und experimentelle Methoden geschaffen. — Vgl. Psychophysik. — Beneke, Neue Psychologie. Berlin 1845, S. 20. Wundt, Vorles. über die Menschen- u. Tierseele. Leipzig 1863, S. 21. Grundriß der Psychologie, 9. Aufl., Leipzig 1909, § 3, 2, S. 26 ff.

Selbstbestimmung heißt die aus inneren, im Subjekt selbst liegenden Grundlagen entspringende Fassung eines Entschlusses. Sie erfolgt nicht kausalitätslos durch intelligible Freiheit, wie Kant annahm, sondern unter Einfluß von Motiven und dem Charakter des Menschen. — Vgl. Freiheit, Person, Determinismus, Ethik, Anatomie.

Selbstbewußtsein könnte, streng genommen, im theoretischen Sinne nur die unmittelbare Erfassung des eigenen Ichs durch das menschliche Bewußtsein heißen. Ein solches Selbstbewußtsein besitzen wir aber nicht. Wir erfassen uns durch unser Bewußtsein nur in unseren wechselnden Bewußtseinszuständen und psychischen Vorgängen. Die Realität, die dahinter steht, den Träger oder Ursache dieser Zustände und Vorgänge ist, erfassen wir durch unser Bewußtsein nicht. Die Kontinuität unserer Vorstellungen und die Einheit des Ichs ist eine Bedingung der Erkenntnis überhaupt, aber keine Tatsache, die wir beobachten können. Alle Selbstbeobachtung liefert uns kein Element des Wissens, das von der Erfahrung unabhängig wäre oder über derselben stände, und das Bewußtsein des Zusammenhanges der psychischen Erlebnisse des Einzelnen ist seiner Grundlage nach nichts als ein Gefühl (vgl. Kant, Kr. d. r. V. S. 341—405. Von den Paralogismen der reinen Vernunft). Das Selbstbewußtsein, soweit ein solches existiert, gibt uns also nur immer bruchstückweise unser empirisches Ich. In diesem empirischen Bewußtsein liegt eine Summe von wechselnden Vorstellungen und das Gefühl ihres Zusammenhangs, aber es ist nicht unmittelbar durch dieses empirische Bewußtsein eine für sich selbst bestehende einfache und immaterielle, denkende Substanz gegeben.

Aristoteles (384—322) schrieb dem Verstande die Fähigkeit zu, sich selbst theoretisch zu erkennen (*αὐτὸν δὲ νοεῖ ὁ νοῦς κατὰ μετάληψιν τοῦ νοητοῦ.* Metaph. XI,

Digitized by Google

7 p. 1072 b 20 *ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις.* Metaph. XI, 9, p. 1074 b 34). Ähnlich lehrte auch der Stoiker Epiktetos (2. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr.), daß die Verstandesfähigkeit ihr Eigenwesen, ihren Ursprung und ihren Wert zu erfassen imstande wäre. Erst Plotinos (205—270) aber redete, das Wort Selbstwahrnehmung (*συναίσθησις αὐτῆς*) gebrauchend, direkt vom Selbstbewußtsein. Er verlegte es in das dem Körper und der Seele Gemeinsame und sah seinen Ursprung und sein Wesen darin, daß das Denken umbiegt und die in der Seele wirkende Kraft wie von einem Spiegel zurückgeworfen würde (*καὶ ἔοικεν ἡ ἀντίληψις εἶναι καὶ γίνεσθαι ἀνακάμπτοντος τοῦ νοήματος καὶ τοῦ ἐνεργοῦντος τοῦ κατὰ τὸ ζῆν τῆς ψυχῆς οἷον ἀπωσθέντος ὥσπερ ἐν κατόπτρῳ* I, 4, 9. Vgl. Zeller, Philos. d. Gr. V, S. 524). Ebenso lehrte Augustinus (353—430), daß die Seele sich selbst erkennt (mens se ipsam novit per se ipsam. De trin. IX, 3). Auch Thomas v. Aquino (1225—1274) nahm ein Selbstbewußtsein an, leitete es aber nicht aus dem Wesen des Intellekts, sondern aus dem die Verstandesobjekte von den sinnlichen ausscheidenden Akte des Intellekts ab. Descartes (1596—1650) gründete die Philosophie auf die Selbstgewißheit des Denkens (vgl. cogito, ergo sum). Erst Kant (1724 bis 1804) hat die Unmöglichkeit des Selbstbewußtseins, sofern es sich um die Erfassung des reinen Ichs handelt, nachgewiesen (vgl. Proleg., § 46). J. G. Fichte (1762—1814) hielt die Erfassung dagegen für möglich und ließ das Selbstbewußtsein durch eine Reflexion der absoluten Tätigkeit des Ichs auf das reine Sein entstehen. Das Reflektierte ist die in einem Punkte angehaltene, fixierte Tätigkeit, das Reflektierende die aus ihrer Begrenzung in ihrer Unendlichkeit sich wiederholende Tätigkeit selbst. Ebenso hielt Hegel (1770—1831) das Selbstbewußtsein für möglich und erklärt: „Die Wahrheit des Bewußtseins ist das Selbstbewußtsein und dieses der Grund von jenem.“ Auch Fr. Paulsen (1846—1908), der Kants „inneren Sinn“ für eine leere Fiktion hält und der den nur phänomenalen Charakter der inneren Wahrnehmungen ableugnet, erklärt, daß bei der Auffassung der seelischen Vorgänge im Selbstbewußtsein von einem Medium zwischen dem Erkennenden und Erkannten wie bei der Sinnlichkeit keine Rede ist und daß, sofern das Ich sich selbst im Selbstbewußtsein erfaßt, es ein Wirkliches erkennt. Lotze (1817—1881) dagegen bezeichnete

Digitized by Google

das Selbstbewußtsein als bloße theoretische Ausdeutung des Selbstgefühls. Weder die Selbstbezeichnung mit „Ich", die aus äußerlicher Nachahmung entspringen kann, noch die Unterscheidung der eigenen Glieder, noch die Wiedererkennung des eigenen Spiegelbildes ist ein Zeichen des Selbstbewußtseins im Kinde. Es entspringt vielmehr allmählich teils aus Vorstellungen, teils aus Willenshandlungen und Gefühlen. Die Spuren davon beginnen wahrscheinlich schon in den ersten Lebenswochen. Wundt (geb. 1832) erklärt das Selbstbewußtsein als das Erzeugnis psychischer Prozesse, nicht als ihre Grundlage, und als eine Realität, die nicht von den Vorgängen, aus denen es besteht, verschieden ist, sondern auf den Zusammenhang dieser Vorgänge schlechterdings hinweist. Das Selbstbewußtsein ist in den Anfängen seiner Entwicklung durchaus sinnlich und mit der Vorstellung des Leibes verwachsen. Es besteht aus einer Reihe sinnlicher Vorstellungen, die nur durch ihre Permanenz und teilweise durch ihre Abhängigkeit vom Willen sich vor anderen auszeichnen, während gleichzeitig lebhafte Gefühle, namentlich Gemeingefühle, ihre Wirkung verstärken. Erst durch die Selbstauffassung des Willens wird es abstrakter. Aber „selbst der spekulative Philosoph vermag sein Selbstbewußtsein nicht loszulösen von seinen körperlichen Vorstellungen und Gemeingefühlen" (Wundt, Grundz. der phys. Psych. 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 374ff; Grundriß d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, S. 269). — Vgl. Ich, Apperzeption. — Selbstbewußtsein bedeutet im praktischen Sinne soviel als Selbstgefühl (s. d). — Vgl. Chevalier, Das Entstehen und Werden des Selbstbewußtseins. Prag 1897.

Selbsterhaltungstrieb nennt man in der Klassifizierung der Triebe nach Zwecken die Zusammenfassung aller derjenigen Triebe, welche auf die Erhaltung des eignen Seins des Individuums gerichtet sind. Kein tierisches Wesen wünscht unterzugehen, sondern strebt, sich gegenüber den zahllosen Angriffen von außen zu erhalten und zu behaupten. Der Selbsterhaltung dienen vor allem die Nahrungs- und Schutztriebe. Das Verlangen nach Nahrung und Schlaf, nach Luft, Licht, Wärme, nach Bewegung und Ruhe, das Streben, alle feindlichen Eingriffe abzuweisen, dann auch die Betätigung unseres Denkens und Wollens, das Streben nach Macht, Ehre, Besitz usw. sind jedem Menschen eigen. Auch muß unser Geist, um sich selbst zu erhalten, denken, sich selbst treu bleiben und dem

Digitized by Google

Nützlichen und Guten zustreben. So geht beim Menschen, der ein historisch-soziales Lebewesen ist, der Selbsterhaltungstrieb über das Einzelselbst hinaus. Dem Selbsterhaltungstrieb ist der Gattungstrieb entgegengesetzt, der die Geschlechtstriebe, die elterlichen und die sozialen Triebe umfaßt. — Vgl. Trieb. — Wundt, Grundz. d. phys. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 259. Fr. Paulsen, Ethik in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 306 ff. —

Selbsterkenntnis besteht in der ethischen Einsicht des Einzelnen in sein eigenes Wesen. Sie gibt dem Menschen Kenntnis von seinen eigenen Schwächen und Fehlern, Anlagen und Fähigkeiten, Kräften und Kraftgrenzen und führt ihn zum richtigen Urteil über das, „was er vermag". Ein Haupthindernis der Selbsterkenntnis ist die Eitelkeit, welche uns schmeichelt und uns unsere Eigenart im günstigsten Lichte erscheinen läßt. Aber selbst, wo wir gegen sie siegreich ankämpfen, da bleibt die Schwierigkeit, daß wir uns selbst, ebenso wie andere, nur immer im Einzelfalle durch Beobachtung kennen lernen. Jeder erkennt sich zu bestimmter Zeit immer nur einseitig und wird sich erst nacheinander verschiedener Seiten seines Charakters bewußt. Von der Selbsterkenntnis gilt also der Rückertsche Satz: „Wirke, nur in seinen Werken kann der Mensch sich selbst bemerken", und Goethes Wort: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist". Die Selbsterkenntnis bleibt darum aber immer Stückwerk, und alle Selbstbeobachtung fordert, da das Wesen aller Menschen etwas Verwandtes an sich hat, und das richtige Urteil über andre Menschen uns über uns selbst richtig urteilen läßt, als Ergänzung Erfahrung und Menschenkenntnis. Nur im Vergleich mit anderen vermögen wir uns selber gerecht zu werden. Schiller fordert dieses Menschenstudium zum Zwecke der Selbsterkenntnis in dem Worte: „Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben!" Das der Eitelkeit entgegengesetzte Hindernis der Selbsterkenntnis ist die Ungerechtigkeit gegen sich selbst, die edle Geister oft befällt, wenn sie auf eine überwundene Epoche ihres Lebens zurückschauen (Goethe, Ilmenau: „Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme"). Gute Kriterien, an denen man sich selbst beurteilen lernt, sind z. B.: Mit wem man umgeht, was man lächerlich findet, worein man das

Digitized by Google

höchste Glück setzt, wie man sich benimmt, wenn man allein ist, u. dgl. m. Die Selbsterkenntnis bezeichnete schon die bekannte Inschrift am Eingang des Apollotempels zu Delphi: „Erkenne dich selbst" (*γνῶθι σεαυτόν*) als die ethische Grundpflicht. Sokrates (469—399) sah in ihr die Vorbedingung aller Tugend (Xenoph. Mem. IV, 2, 24 ff). Lessing (1729—1781) nannte sie den Mittelpunkt aller Weisheit. Auch Kant (1724—1804) erklärt: Die moralische Selbsterkenntnis ist aller menschlichen Weisheit Anfang (Metaphysik der Sitten, Tl. II, S. 104). — Vgl. Selbstbeobachtung. — Augustinus, Confessiones, deutsch v. Rapp. 7. Aufl. 1878. Rousseau, Confessions. 1764. Schleiermacher, Monologe. 1800.

Selbstgefühl heißt das mit Eitelkeit gemischte Gefühl der Lust, das aus dem Bewußtsein unseres Eigenwertes entspringt. Schon Schmuck und Kleidung erweckt das Selbstgefühl. Ebenso stärken Herkunft, Besitz, Macht, Herrschaft, Einfluß das Selbstgefühl. Es bereitet uns ferner Lust, von unseren Verdiensten zu sprechen oder sprechen zu hören, uns gemalt oder unsere Worte gedruckt zu sehen, auf ein Buch von uns oder ein Zitat aus unseren Schriften zu stoßen. Vor allem vermehrt jede Leistung, die wir glücklich vollbringen, sei sie physisch, technisch, intellektuell, künstlerisch oder moralisch, unser Selbstgefühl. Die relativ berechtigtste Quelle des Selbstgefühls ist die Arbeit. Daher findet sich beim Mann in Beruf und Stellung ein verhältnismäßig gesundes, beim Jüngling, der seine Kräfte überschätzt und in Phantasien schwärmt, oft ein übertriebenes Selbstgefühl. Der Erwachsene merkt bald, daß er ein entbehrliches und leicht ersetzbares Glied des Ganzen, und lernt Bescheidenheit. — Vgl. Stolz, Eitelkeit, Ehrgefühl, Ehrgeiz, Selbstbewußtsein, Selbstachtung. — Else Voigtländer, Selbstgefühl. Leipzig 1910.

Selbstgewißheit heißt die Gewißheit der eigenen Existenz. Als die Rettung vor der Skepsis und als den Ausgangspunkt alles Wissens haben die Selbstgewißheit betrachtet Augustinus (353—430) und Descartes (1596—1650). Augustinus unterschied in der Selbstgewißheit die Gewißheit des Seins, Lebens, Empfindens und vernünftigen Erkennens, gab ihr also einen vierfachen Inhalt, Descartes faßte sie nur als Selbstgewißheit des Denkens und Seins (cogito, ergo sum). Beide Philosophen knüpfen unmittelbar an die Idee der Selbstgewiß-

Digitized by Google

heit die Idee der Gottesgewißheit an. — Vgl. Patristische Philosophie, Cartesianismus, Sein.

Selbstliebe heißt die aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehende natürliche Neigung des Menschen, sich geltend zu machen und auszubilden. Sie ist an sich nicht verwerflich. Ohne sie gäbe es kein Streben nach Besitz, Schmuck, Ehre, Macht, kein höheres Bildungsbestreben. Die Religion erkennt auch die Selbstliebe als natürlich in dem Sittengebote an: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die Selbstliebe ausrotten wollen, hieße Heuchler erziehen. Aber die Selbstliebe bedarf der beständigen Zucht und Ergänzung durch die Rücksicht auf andere, um nicht zur Selbstsucht (Egoismus, s. d.) zu werden. — Vgl. Altruismus. — Th. Fechner, Über das höchste Gut. Leipzig 1846. H. Lotze, Mikrokosmus. 3 Bde. Leipzig 1856—1864. E. Pfleiderer, Eudämonismus und Egoismus. Leipzig 1880.

Selbstmord (gr. *αὐτοχειρία*, lat. suicidium) heißt die absichtliche Vernichtung des eigenen Lebens. Man kann zwischen grobem und feinem Selbstmord unterscheiden. Jener besteht in der plötzlichen, gewaltsamen, dieser in der allmählichen Zerstörung des Lebens, z. B. durch übertriebenen Genuß, Nahrungsenthaltung, Gift usw. Je nach seinen Ursachen ist der Selbstmord dem Selbstmörder als Schuld entweder nicht zuzurechnen oder zuzurechnen. Sind die Ursachen des Selbstmordes der Wahnsinn, das Delirium, verwirrende Angst- und Schmerzzustände, Verzweiflung u. a. m., so kann man die Tat dem Urheber nicht zurechnen, wenn auch oft ein berechtigter sittlicher Vorwurf dem Selbstmörder daraus gemacht werden kann, daß er in den Zustand sinnraubender Angst und Verzweiflung geraten ist, in dem er sich das Leben nimmt. In den meisten Fällen aber ist der Selbstmord eine Tat, die als Schuld gelten muß. Sie bildet zudem ein psychologisches Problem. Wie kommt der Mensch dazu, gegen den Grundtrieb der Selbsterhaltung zu handeln? Wenn es auch meist die schwersten Leiden sind, die zum Selbstmord treiben, und der Mensch sich nur dann mordet, wenn ihm das Leben so verhaßt geworden ist, daß die Furcht vor dem Tode durch die Abneigung gegen die Fortexistenz besiegt wird, bleibt der Selbstmord des Einzelnen uns oft ein unlösbares Rätsel von erschütternder Wirkung. Nur Menschen sind des Selbstmordes fähig. Tiere können sich dagegen nicht umbringen, weil es ihnen dazu an Übersicht und Charakter

Digitized by Google

fehlt. Auch haben sie wohl nie so starke geistige Leiden wie Menschen.

Weil allen Wesen die Furcht vor dem Tode (horror mortis) von Natur innewohnt, findet der Selbstmörder, der diese Furcht überwindet, leicht auch Bewunderer. Und doch ist der Selbstmord unnatürlich. Der Mensch hat sich nicht selbst ins Dasein gerufen, erhält sich nicht selbst, ihn binden in jeder Lage Pflichten und Verhältnisse. Andere haben auf unseren Dank und unsere Tätigkeit Anspruch. Durch Selbstmord entziehen wir uns diesen Pflichten. Selten ist andrerseits ein Mensch so verachtet und so verlassen, daß ihm nicht noch das Mitgefühl und die Hilfe anderer zufiele. Wir sind wohl über die Zeit hinaus, wo man den Stein auf einen unglücklichen Selbstmörder wirft, oder ihm ins Gesicht speit, aber die Versuche, den Selbstmord zu verteidigen, sind doch mißlungen. Da es aber kaum möglich ist, die Zurechnungsfähigkeit des Selbstmörders mit Sicherheit festzustellen, so erscheint eine Ahndung des Selbstmordes durch schimpfliches Begräbnis und eine Bestrafung des Selbstmordversuchs als unstatthaft. In England steht auf den Selbstmordversuch noch Geld- und Gefängnisstrafe. In einzelnen Staaten werden Beihilfen beim Selbstmord als delicta sui generis unter Strafe gestellt.

Die Kyniker und Stoiker lehrten zwar, der Weise sei auch Herr über sein Leben, er könne es daher verlassen, wenn es ihm nicht mehr zusage. Sobald uns die Gottheit einen Wink gebe, daß man gehen solle, sei es unwürdige Feigheit, aus tierischer Anhänglichkeit an die Erde, jenem Rufe nicht zu folgen. — Doch ist der Leib keineswegs ein Kleid, das man nach Belieben wegwirft, sondern gehört unlösbar zu unserem Ich. Und es ist sicher mutiger, ein Leben voller Schwierigkeiten zu ertragen, als es schnell abzuschneiden. Dies erkennt man bei allen Selbstmördern, von denen uns die Geschichte oder die Dichtung erzählt (vgl. z. B. Saul, Ahitophel, Aias, Cato, Seneca, Werther, Don Cesar). Von den neueren Philosophen hat Hume (1711—1776) den Selbstmord zu rechtfertigen versucht, und Schopenhauer (1788—1860) rühmte es als ein Vorrecht des Menschen, zu leben, solange er will. Wenn die Schrecknisse des Lebens größer sind als die des Todes, greife er zum Selbstmorde. Doch sei die Veranlassung oft überaus gering. Auf nichts habe der Mensch aber ein so unzweifelhaftes Recht, wie auf sein Leben. Doch sei es ganz

Digitized by Google

vergeblich, durch Selbstmord dem Leben entrinnen zu wollen: „Was jeder im Innersten will, das muß er sein, und was jeder ist, das will er eben“ . . . Weil dem Willen zum Leben das Leben immer gewiß und diesem das Leiden wesentlich ist, so ist „der Selbstmord, die willkürliche Zerstörung einer einzelnen Erscheinung, bei der das Ding an sich ungestört stehen bleibt, . . . eine ganz vergebliche und törichte Handlung. Aber sie ist auch überdies das Meisterstück der Maya, als der schreiendste Ausdruck des Widerspruchs des Willens zum Leben mit sich selbst“ (W. a. W. u. V. I, § 69). Auch in diesen Gedanken verleugnet Schopenhauer, wie stets, die Eigenartigkeit seiner Gedankenwelt nicht, die alles auf das eine Prinzip des Willens zurückführt. Kant (1724—1804) erklärt den Selbstmord für ein Verbrechen gegen sich selbst: „Das Subjekt der Sittlichkeit in seiner eignen Person zernichten, ist ebensoviel als die Sittlichkeit selbst ihrer Existenz nach, so viel an ihm ist, aus der Welt vertilgen, welche doch Zweck an sich selbst ist“ (Metaphys. d. Sitten, Tl. II, S. 73).

Während wir bei den Naturvölkern überhaupt keinen Selbstmord, bei den alten Griechen ihn selten finden, zeigt die Welt im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. allgemein Lebensüberdruß und Neigung zum Selbstmorde. Mit der Ausbreitung des Christentums schwindet diese wieder, und Selbstmorde treten daher im Mittelalter mehr vereinzelt auf. In dem Zeitalter der Renaissance und Reformation tritt wieder eine gewisse Sucht zum Selbstmord hervor. Sie steigert sich fortwährend und hat im 19. Jahrhundert durch Verschärfung des Kampfes ums Dasein und durch die Unruhe und Ungebundenheit des modernen Lebens stellenweise eine große Höhe erlangt. So hat sich die Zahl der Selbstmorde in den meisten zivilisierten Staaten in 50 Jahren fast verdreifacht, man zählte z. B. in Preußen 1836: 1436 Fälle, 1887 dagegen 5898 Fälle. Dazu kommen noch mindestens $^1/_3$ soviel Selbstmordversuche. Als Ursache dieser Erscheinung lassen sich vor allem bestimmte Wirkungen der physischen und geistigen Organisation des Menschen angeben, wie schlechter Gesundheitszustand, Morbidität und Mortalität, Geschlecht, Alter, ferner sozialpolitische Verhältnisse: Volkszahl und -Dichte, Ehe- und Familienleben, Wirkung der Freiheitsstrafe, Beruf, Rasse, Nationalität, politische Krisen. Sodann sind auf die Steigerung der Zahlen von Einfluß wirtschaftliche Zustände: Zerrüttung des Vermögens,

Digitized by Google

Armut, Elend. Endlich kommen in Betracht die intellektuellen, moralischen und religiösen Einflüsse. Die moderne Überanstrengung des Geistes und die mangelnde Durchbildung des Charakters, sowie die Immoralität gehören vor allem hierher. In Berlin stellte sich z. B. bei einer Bevölkerungsziffer von 1988742 im Jahre 1904 das Bild so: Beweggründe unbekannt: 190; Lebensüberdruß: 14; Geisteskrankheit: 75; Leidenschaften: 26; körperliche Leiden: 78; Laster: 1; Trauer, Kummer: 125; Reue, Scham: 18; Ärger, Streit: 13; Nerven: 43; Geistesschwäche: 1; Alkoholismus: 40; andere Beweggründe: 6. — Als Therapie dieser Zustände empfiehlt sich: Besserung der sozialen und hygienischen Zustände, vernünftige Erziehung und Verbreitung einer moralischen Weltanschauung. — Vgl. Hume, On suicide and immortality of souls. 1783. Tschirner, Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder. 1805. Stäudlin, Gesch. der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde. Göttingen 1824. Th. G. Masaryk, Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung. Wien 1881. v. Öttingen, Akuter und chronischer Selbstmord. Dorpat 1881. Rehfisch, Der Selbstmord eine kritische Studie. Berlin 1893. E. Ferri, L'omicidio-suicidio. 4. Aufl. Turin 1895. Prinzing, Trunksucht und Selbstmord. Leipzig 1905. Dürkheim, Le suicide. Paris 1897. Bär, Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter. Leipzig 1901. Rost, Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung. Köln 1905. Krose, Der Selbstmord im 19. Jahrh. nach seiner Verteilung auf Staaten und Verwaltungsbezirke. Freiburg 1906.

Selbstsucht s. Egoismus.

Selektion (lat. selectio, engl. selection) heißt Auswahl, Auslese, Zuchtwahl. Sie beruht auf der auf das Schwanken der äußeren mitwirkenden Faktoren sich gründenden Variabilität der Organismen, d. h. auf der Fähigkeit der Nachkommenschaft eines Elternpaares neue Merkmale zu entwickeln und sich dadurch von dem Elternpaar zu unterscheiden, und auf der auf innere mitwirkende Faktoren sich gründenden Erblichkeit neu auftretender Merkmale, d. h. der Fähigkeit der Nachkommenschaft die neu erworbenen Eigenschaften auf ihre Nachkommenschaft zu übertragen. Die Zuchtwahl heißt künstlich, wenn ein Züchter sich zur Fortpflanzung bestimmter Rasseneigentümlichkeiten besonders geeignete Individuen auswählt. Sie heißt natürlich, wenn sie im Kampf um das Da-

Digitized by Google

sein von selbst erfolgt, in dem die für den Wettbewerb des Lebens geeigneten Individuen ihre Konkurrenten überleben und allein zur Fortpflanzung kommen. Die natürliche Zuchtwahl erfolgt also durch die Natur, die künstliche durch den Willen und die Intelligenz des Menschen. Zwischen beiden besteht kein prinzipieller Gegensatz. Zwar arbeitet die künstliche Selektion schneller als die natürliche, kommt aber auch früher zum Stillstand. Beide führen zu vollständiger Konstanz, wenn es gelingt, die verschiedenen in einer Art gemischten erblichen Variationen voneinander zu trennen. — Vgl. Darwinismus, Mutation. — Plate, Selektionsprinzip. Leipzig 1908.

Semasiologie (neugeb. aus d. gr.) heißt die Wortbildungslehre. Sie ist für die einzelnen Sprachen noch am wenigsten von allen Teilen der Grammatik entwickelt. — Vgl. Heerdegen, Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie, 3 Hefte. Erlangen 1875—1881. Hecht, Die griechische Bedeutungslehre. Leipzig 1888. Darmesteter, La vie des mots étudiée dans leurs significations. 4. Aufl. Paris 1893. Bréal, Essai de sémantique. 3. Aufl. Paris 1904.

Sensation (engl. sensation), äußere Sinneswahrnehmung, bezeichnet Locke (1632—1704) als die eine Quelle der Erfahrung, während die Reflexion (engl. reflection), die innere Selbstwahrnehmung, nach ihm ihre andere Quelle bildet. Die einfachen Vorstellungen entstehen nach Locke zunächst aus den 5 Sinnen, und zwar entweder je aus einem Sinne, wie z. B. die Vorstellung der Hitze, Kälte, Dichtheit aus dem Gefühlssinne, des Lichts, der Farbe aus dem Gesichtssinne, oder aus den Wahrnehmungen mehrerer Sinne zugleich, wie z. B. die Vorstellungen des Raumes, der Ausdehnung, der Gestalt, der Ruhe und der Bewegung aus den vereinigten Wahrnehmungen des Gesichtes und Gefühles. Aus der Reflexion (s. d.) entstehen andere einfache Vorstellungen von den Tätigkeiten unserer Seele, z. B. die des Denkens und des Wollens. Endlich aus Sensation und Reflexion zusammen erhalten wir die Vorstellung von der Lust und Unlust, der Existenz, Einheit, Kraft und Sukzession. Kant (1724 bis 1804) dagegen versteht in Abweichung von Locke unter Sensation eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als solcher bewußt ist, — wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjekts erregt (Anthrop., § 13, S. 46). — Vgl. Sensualismus.

Sensibilität (v. lat. sensibilis = empfindbar) heißt im

Digitized by Google

Gegensatz zur Irritabilität, der Fähigkeit direkter Bewegungsaktion auf äußere Einwirkung, die Fähigkeit, sinnlich zu empfinden. Diese setzt viererlei voraus: die Existenz eines Reizes, ein Organ, das den Reiz von außen aufnehmen kann, ein anderes, das ihn fortpflanzt, und ein Bewußtsein, das ihn empfindet. Die Sensibilität ist erfahrungsmäßig an ein Nervensystem geknüpft. Weil die Pflanzen keine Nerven haben, spricht man ihnen meist, vielleicht aber mit Unrecht, die Sensibilität ab. Die Sensibilität des Nervensystems ist den Tieren und Menschen eigen. Bei den Menschen ist die Sensibilität je nach Alter, Geschlecht, Rasse usw. verschieden. Kinder haben meist eine hohe, Greise oft eine stark herabgesetzte Sensibilität. Bei Männern pflegt sie größer zu sein als bei Frauen. Bei wilden Völkern ist sie in der Regel geringer als bei zivilisierten. Zum Messen der Sensibilität dienen das Algesimeter und das Barästhesiometer. Bei niederen Tieren ist man bei Bewegungsvorgängen vielfach in Zweifel, ob sie ein Zeichen der Sensibilität, oder ob sie lediglich durch Irritabilität veranlaßt sind. Bewegungen bei Pflanzen (Mimosen) werden neuerdings von einzelnen Forschern auf Sensibilität bezogen, beruhen aber nach der verbreitesten Ansicht auf der durch den Reiz hervorgerufenen Veränderung der Turgescenz in den sogenannten Gelenkschwülsten. — Im engeren Sinne versteht man unter Sensibilität die gesteigerte Empfindlichkeit, Feinheit des Empfindens. — Vgl. Pflanzenseele, Erscheinung, Sinn. — Richet, Recherches expérimentales et cliniques sur sensibilité. Paris 1877.

sensitiv (franz. sensitif v. lat. sensus = Sinn) heißen diejenigen Empfindungen, welche nicht an einen bestimmten Sinn, sondern an gewisse über größere Körperflächen verbreitete Aggregate von Nerven geknüpft sind. Dies sind: Hautdruckempfindung (Tast- und Druckempfindung), Muskel-, Wärme- und Körperempfindung. — Sensitive Pflanzen nennt man die Pflanzen, welche sich, wie die Mimosen, bei der Berührung zusammenziehen, also eine gewisse Empfindung zu haben scheinen. — Vgl. Empfindung, Gemeinsinn.

sensoriell (v. nlat. sensorium = Sinnessitz) heißt die durch die einzelnen Sinne (s. d.) vermittelte Empfindung.

sensorium commune heißt allgemeines Empfindungsorgan, Seelensitz. — Vgl. Seele.

Sensualismus (nlt. v. sensus = Sinn) heißt im Gegensatz zum Intellektualismus (s. d.) und Realismus (s. d.) derjenige er-

Digitized by Google

kenntnistheoretische Standpunkt, welcher alle Erkenntnis lediglich aus den Sinnen ableitet und eine davon unabhängige innere Erfahrung (Reflexion) als Erkenntnisquelle ableugnet. Diese verengte Form des Empirismus hat zwei Seiten, eine theoretische und eine praktische. Der theoretische Sensualismus ist vorbereitet durch die Lockesche Formel: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu (Nichts ist im Verstande, was nicht im Sinne war). Ausgebildet ist er dann durch Hume (1711—1776), der alle Ideen von sinnlichen Eindrücken ableitet, durch Condillac (1715—1780) und durch Bonnet (1720—1793), welche alle psychischen Vorgänge für umgebildete Sinnesempfindungen ansehen. Condillac versucht an dem Beispiel einer allmählich belebten Statue nachzuweisen, daß die Menschheit den Sinnen alle Erkenntnis verdanke. Aber der theoretische Sensualismus ist eine Einseitigkeit, die das Wesen der inneren Erfahrung und der apperzeptiven Vorgänge verkennt, und schon Leibniz (1646—1716) hat den Lockeschen Satz berichtigt durch den Zusatz: nisi intellectus ipse (ausgenommen der Geist selbst), um anzudeuten, daß die Voraussetzung für die Sinneserkenntnis selbst das Vorhandensein geistiger Tätigkeit sei. — Der praktische Sensualismus gründet sich auf die metaphysische Behauptung, alles, was die Grenzen der sinnlichen Erfahrung überschreite, sei Täuschung. Durch diesen Standpunkt werden alle höheren spekulativen, ethischen, ästhetischen und religiösen Interessen gefährdet und der Weltansicht des Materialismus die Tore geöffnet. Folgerichtig wird dann die Sinneslust als Zweck des Daseins anerkannt. Dieser Ansicht huldigten Aristippos, Hobbes und die französischen Naturalisten des 18. Jahrhunderts. Eine mildere Form des sensualistischen Materialismus vertrat dagegen die schottische Philosophie (Hutcheson, Shaftesbury, Smith), welche den moralischen Sinn (common sense) statt der Sinnenlust zur Norm in sittlichen Dingen erhob. In der Gegenwart ist der Sensualismus als psychologische Theorie von Spencer, Ziehen, Münsterberg u. a. erneuert worden. — Vgl. Martin, Shaftesburys und Hutchesons Verhältnis zu Hume. Halle 1905,

Sensualität (lat.) heißt Sinnlichkeit.

Sensus communis (lat. sensus communis, gr. *κοινὴ αἴσθησις*) oder Gemeinsinn (common sense) nannte die ältere Psychologie ein Mittleres zwischen der Sinnestätigkeit der

Digitized by Google

einzelnen Sinne und dem Verstand (Aristoteles, de anima III, 2 p. 425 a 15 *τῶν κοινῶν ἔχομεν αἴσθησιν κοινήν*), eine Art inneren Sinnes. Galenus (131—200) zerlegte den inneren Sinn in mehrere Sinne, und Augustinus (353—461) ließ ihn nicht bloß das Empfinden der Sinne, sondern auch ihr Nichtempfinden wahrnehmen (de lib. arb. II, 4). Bei Thomas v. Aquino (1225—1274) wird ihm alle Vorstellungsweise zugeschrieben, die nicht den einzelnen Sinnen und dem Verstande zufällt, also Phantasie, Gedächtnis, Apperzeption u. a. Zur Zeit der Reformation unterschied man neben den fünf äußeren fünf innere Sinne (Gemeinsinn, Beurteilungsvermögen, Phantasie, Denken, Gedächtnis). (Vgl. Melanchthon, liber de anima, Vitemb. 1540, Fol. 174.) Descartes (1596—1650) nimmt dazu noch zwei innere Sinne an (Hunger und Durst), also im ganzen sieben (Princ. phil. IV, 90). Auch die Sensualisten Hobbes, Locke und Condillac behielten den Begriff des inneren Sinnes bei. Erst Schulze (1761—1833, Anthropol., 2. Aufl. Gött. 1819, S. 34) hat die Ansicht von der Existenz eines Gemeinsinnes bekämpft. Die ganze Fiktion eines oder mehrerer besonderen inneren Sinne ist nur ein Versuch, eine Frage sensualistisch zu erledigen, die ihre Erledigung nicht auf dem Gebiete des Sinnes allein finden kann. — Anders hat die schottische Philosophie im 18. Jahrhundert den Begriff „common sense“, Gemeinsinn gefaßt. Für sie ist der Gemeinsinn so viel als der gesunde Menschenverstand. Thomas Reid (1710—1796) stützt alle Philosophie auf diesen gesunden Menschenverstand, der ein Sinn für das Wahre und die Grundlage für alle abgeleiteten Wahrheiten sein soll. Ihm schlossen sich James Beattie und James Oswald an. — Neugeformt ist der Begriff des Gemeinsinns durch Wundt (geb. 1832). Wundt bezeichnet denjenigen Sinn als „allgemeinen Sinn“, der allen anderen voraufgeht und deshalb allen beseelten Wesen zukommt, der ferner die ausgebreitetste den Reizen zugängliche Sinnesfläche hat, die ganze äußere Haut mit den an sie angrenzenden Schleimhautteilen der Körperhöhlen und eine große Zahl innerer Organe, wie die Gelenke, Muskeln, Sehnen, Knochen usw., in denen sich sensible Nerven ausbreiten und die entweder fortwährend oder zeitweise Reizen zugänglich sind. Der allgemeine Sinn, so bestimmt, schließt vier Empfindungssysteme: Druck-, Kälte-, Wärme- und Schmerzempfindungen in sich ein (Wundt, Grundr. d. Psychol., § 6, S. 56 ff).

Digitized by Google

Sentimentabität s. Empfindsamkeit.

Setzung s. Position, Satz, Sein.

Sinn (ahd., mhd. sin) bezeichnet allgemein 1. objektiv a) theoretisch den Inhalt eines Wortes, einer Rede, eines Kunstwerkes, einer Dichtung, so z. B. in dem Satze: „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?" b) praktisch die Bedeutung oder den Zweck einer Handlungsweise, z. B.: „Ein hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel". 2. subjektiv a) theoretisch die Empfänglichkeit und das Verständnis eines Menschen für Wissenschaft und Kunst, Natur usw.; so redet man z. B. von einem Sinn für die Malerei, Musik usw.; b) praktisch die Gesinnung oder Stimmung des Menschen; so spricht man von einem heiteren, ernsten, leichten, bescheidenen Sinne. — Im besondern bezeichnet Sinn (lat. sensus) nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die Fähigkeit beseelter Wesen mit Hilfe bestimmter leiblicher Organe Reize zu empfangen, dieselben durch die Nerven zu den Zentren fortzuleiten und zu bewußten Empfindungen zu gestalten. Die sogenannten Sinne sind also die Hilfsmittel, durch die den Seelen Erfahrungsinhalte zugeführt werden. Der Mensch hat nach gewöhnlicher Annahme fünf Sinne: 1. den allgemeinen Sinn oder Hautsinn oder Tastsinn und die besonderen Sinne, nämlich 2. das Gehör; 3. den Geruch; 4. den Geschmack; 5. das Gesicht. Die Psychologie sieht sich im Gegensatz zur populären Auffassung genötigt, sowohl den Organen als den Empfindungsarten nach, mehr als fünf Sinne anzusetzen. Schon das, was wir allgemeinen Hautsinn oder Tastsinn nennen, ist eigentlich eine Reihe von Sinnen, der Gelenksinn, der Drucksinn, der Temperatursinn, der Schmerzsinn. Daneben wird auch noch vielfach ein statischer oder Gleichgewichtssinn angenommen, dessen Organ die Bogengänge und Otolithensäckchen des Ohres sein sollen (vgl. Ebbinghaus, Psychologie in Hinneberg, Kultur d. Ggw. S. 197 f.; Flourens, Expériences sur les canaux semicirculaires de l'oreille dans les oiseaux. Mém. de l'Institut 1830. Wundt, Grundzüge d. physiol. Psychol., 6. Aufl. Leipzig 1908 ff Bd. II, S. 502 ff.), und jedem leiblichen Organ, wie dem Ernährungs-, dem Atmungsorgane usw., entstammen bestimmte Empfindungen, wie Hunger, Durst, Beklemmung usw., die wir gewöhnlich als Organempfindungen ununterschieden bezeichnen. Durch die Sinne empfängt der Mensch die Elemente der Erfahrungs-

Digitized by Google

inhalte, die Empfindungen, wie Druck, Wärme, Kälte, Schmerz, Schall, Ton, Licht, Farbe usw. Dies geschieht, indem ein Gegenstand oder ein Vorgang auf das Sinnesorgan einen Reiz ausübt, dieses den Reiz aufnimmt, die Nerven denselben fortpflanzen und der Reiz, so fortgepflanzt, im Nervenzentrum zu einem Bewußtseinsvorgang wird. Bei der Aufnahme des Reizes findet entweder in den Endorganen der Nerven keine Umgestaltung des Reizes statt, oder es vollzieht sich eine Transformation. Man unterscheidet daher die mechanischen Sinne, bei denen eine Umgestaltung nicht nachweisbar ist, nämlich den allgemeinen Sinn (Tastsinn) und das Gehör, von den chemischen Sinnen, dem Geruch, dem Geschmack und dem Gesicht, bei denen eine solche Umgestaltung Platz greift.

Die Sinnesempfindungen unterscheiden sich erstens durch ihren Inhalt (Qualität). Dem allgemeinen Sinne oder dem Gefühle kommen vier Qualitätssysteme zu. Diese sind: 1. das System der Druck- oder Tastempfindungen, 2. das System der Kälte-, 3. das System der Wärme-, 4. das System der Schmerzempfindungen. Das Gehör besitzt der Qualität nach 1. Geräusch-, 2. Tonempfindungen. Der Geruch und der Geschmack schließen eine größere Anzahl der Qualität nach verschiedener Empfindungssysteme, deren Sonderung noch nicht genügend erfolgt ist, in sich ein. Die Empfindungen des Gesichts sind entweder farblose Lichtempfindungen oder Farbenempfindungen.

Die Verschiedenartigkeit der Qualität der Empfindungen der einzelnen Sinne erklärte man sich seit Joh. Müller (1801—1858) aus ihrer „spezifischen Energie", d. h. aus der Anlage, nur gewisse Reize aufzunehmen und auf verschiedenartige Reize nur in der ihm eigentümlichen Weise zu reagieren. Jeder Sinn führt hiernach gleichsam seine eigene Sprache, in welcher er auf die verschiedensten Reize antwortet, während ein und derselbe Anlaß in jedem Sinne eine andere Empfindung weckt. Lichtempfindungen liefert nur der Sehnerv, gleichgültig, ob er durch Licht, Stoß oder Elektrizität gereizt wird. Ein Schlag auf die Haut erzeugt Schmerz, auf das Auge Licht, auf das Ohr Geräusch. Ein elektrischer Strom wird von der Zunge als Geschmacksempfindung, vom Auge als Lichtreiz, vom Ohr als Schall wahrgenommen. Die Lehre von der spezifischen Energie der Sinne ist namentlich von Du Bois-Reymond (1818 bis 1896) und v. Helmholtz (1821—1894) ausgebildet, und in neuerer Zeit dahin modifiziert, daß man die spezifische

Digitized by Google

Sinnesleitung von den Nervenbahnen auf die Endgebilde der Nerven teils in den Sinnesorganen, teils im Gehirn übertrug, aber von Wundt (geb. 1832), der ihr Vorhandensein leugnet oder, soweit sie vorhanden ist, ihre Ausbildung sich erst durch Anpassung und während des Lebens durch spezifische Reize erworben denkt, vor allem im Hinblick auf die Entwicklungsgeschichte der Sinnesorgane, das Nichtbestehen einer Korrespondenz zwischen der Mannigfaltigkeit der Empfindungsqualitäten und der Mannigfaltigkeit der psychologischen Sinneselemente, und das Ausbleiben der Reizung beim Fehlen einer zureichend langen Reizung der peripheren Sinnesorgane bestritten worden. Herings (geb. 1834) Ansicht, daß eine spezifische Sinnesenergie zwar nicht ursprünglich gegeben, aber doch in der Stammesentwicklung erworben und vererbt ist, hat manches für sich.

Die qualitativ bestimmte Sinnesempfindung tritt in verschiedener Stärke auf. Den Sinnesempfindungen kommt also zweitens neben der Qualität eine Intensität zu. Die Intensität der einzelnen Empfindung ist unmittelbar von der Art der Reize und den Sinnesorganen abhängig (vgl. Weber-Fechnersches Gesetz). Der Wechsel in der Intensität ist entweder eine Zunahme oder eine Abnahme der Stärke der Empfindung, so daß die Intensitätsgrade jeder Empfindung geradlinige Kontinuen von einer Dimension bilden, deren Endpunkte die Minimal- und Maximalempfindungen sind.

Außer durch ihre Qualität und Intensität unterscheiden sich die Sinnesempfindungen noch durch ihren Gefühlston. Der Gefühlston ist von den äußeren Reizen weniger abhängig und steht zu dem jedesmaligen Gesamtzustande des Bewußtseins in engerer Beziehung.

Uns bekannte Organe für die sinnliche Empfindung haben außer dem Menschen nur die Tiere, und zwar je höher sie stehen, desto feinere. Der Mensch überragt alle Tiere auch in dieser Hinsicht, weil alle seine Sinne große Empfänglichkeit zeigen und weil kein einzelner Sinn dergestalt über die anderen herrscht, daß Umfang und Richtung menschlicher Erfahrung und die damit zusammenhängende Bildung des Gedankenkreises einseitig bestimmt würde. Aristoteles (384—322) setzte deswegen auch die Sinne mit den Elementen in Parallele, das Gesicht mit dem Wasser, das Gehör mit der Luft, den Geruch mit dem Feuer, das Gefühl mit der Erde. Ähnlich lehrte Schopenhauer (1788—1860), der Sinn für das Feste (Erde)

Digitized by Google

sei das Gefühl, für das Flüssige (Wasser) der Geschmack, für das Dampfförmige (Dunst) der Geruch, für das permanent Elastische (Luft) das Gehör, für das Imponderabile (Feuer, Luft) das Gesicht.

Mit den sinnlichen Empfindungen verbinden sich die Vorstellungen der Gestalt, Größe, Lage, Entfernung, Folge, der Verknüpfung zur Einheit (genannt „Ding"), der Identität des Dinges und seiner Veränderungen. Der naive Beobachter glaubt, daß diese Vorstellungen unmittelbar in der einfachen sinnlichen Empfindung liegen. Die Psychologie dagegen zeigt, wie erst aus einer komplizierten psychophysischen Tätigkeit diese Elemente der Vorstellungen entstehen, und widerlegt so den Materialismus. Zur Erklärung jener Vorstellungsformen nahm Aristoteles (384—322) einen besonderen Sinn, den Gemeinsinn (*κοινὴ αἴσθησις*, sensus communis, s. Gemeingefühl) an, der dasjenige wahrnehme, was, wie z. B. der Raum, den übrigen Sinnen gemein sei. Kant (1724 bis 1804) reduzierte die Formen der Sinnlichkeit auf Raum und Zeit. Die moderne Psychologie dagegen weist nach, daß ohne Assoziation und Reproduktion der einzelnen sinnlichen Reize gar keine Wahrnehmung zustande kommen könnte.

Der Anteil der einzelnen Sinne an unserer Erkenntnis und der Wert ihrer Tätigkeit für das menschliche Leben ist verschieden. Der Geruch und Geschmack dienen der Auswahl bei unserer Ernährung, Gesicht und Tastsinn bringen uns das Räumliche zur Anschauung, das Gehör gibt uns die Grundlage für die Vorstellung der Zeit. Vor allem ausgezeichnet durch Klarheit, Deutlichkeit, Reichtum und Weite der Wahrnehmungen ist das Gesicht. Von ihm hat daher der Sprachgebrauch die Bilder für Vollkommenheit der Erkenntnis entlehnt (Evidenz, Anschaulichkeit, Einsicht), und auf optische Wahrnehmung wird die der anderen Sinne gern zurückgeführt. Das Gesicht allein verbindet uns mit dem gesamten Kosmos, während das Gehör uns unmittelbar nur mit der nächsten irdischen Umgebung verbinden kann, oder mit Hilfe von Instrumenten (Telephon usw.) auch mit weiteren Fernen, doch nicht über die Erde hinausführt. Alle einzelnen Wahrnehmungen zusammen ergeben die sinnliche Anschauung oder Erfahrung, welche die Voraussetzung aller höheren seelischen Tätigkeit ist. In den ersten neun Lebensjahren sind die Sinne am empfänglichsten. Der Mensch macht in ihnen die meisten sinnlichen Erfahrungen. Später

Digitized by Google

herrscht die apperzeptive Verbindung der Wissenselemente vor. — Vgl. Bewußtsein, Ich, Apperzeption, Wahrnehmung. — Preyer, Die fünf Sinne des Menschen. Leipzig 1870. Bernstein, Die fünf Sinne des Menschen. 2. Aufl. Leipzig 1889. Fechner, Elemente der Psychophysik. 2 Bde. Leipzig 1889. Jourdan, Die Sinne und Sinnesorgane der niederen Tiere. Deutsch. Leipzig 1891. Weinmann, Die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien. Hamburg 1895. Noll, Das Sinnesleben der Pflanzen. Frankfurt a. M. 1896. Nagel, Handbuch der Physiologie. Bd. III. Braunschw. 1905. Zeitschrift f. Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane v. Ebbinghaus u. Nagel. Hamburg 1890ff. Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen. 2. Aufl. Leipzig 1907. Wundt, Grundriß der Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909, S. 45—106, § 6, 7. Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908, Bd. I, S. 499ff. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. Leipzig 1908. E. Mangold, Unsere Sinnesorgane. Leipzig 1909. A. Forel, Das Sinnesleben der Insekten. München 1910.

Sinn, innerer, heißt bei Kant (1724—1804) die Fähigkeit, Anschauungen von den psychischen Vorgängen zu erlangen, durch das Gemüt affiziert zu werden. Die Form der Anschauungen des inneren Sinnes ist die Zeit. Kant sieht das Erkenntnisprodukt des inneren Sinnes für ebenso phänomenal an wie das des äußeren Sinns. Er erklärt darum die Erkenntnis der Seele als solcher für unmöglich. Fr. Paulsen (1846—1908) dagegen urteilt, daß der innere Sinn Kants eine leere Fiktion sei, „dem Parallelismus von Raum und Zeit, oder der ‚transscendentalen Deduktion' der Kategorien und dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe zuliebe erfunden" (Paulsen, Die Zukunftsaufgaben der Philosophie in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 397). — Vgl. Seele, Selbstbewußtsein.

Sinnenerkenntnis s. Sensualismus, Empirie.

Sinnengenuß s. Eudämonismus, Hedonismus.

Sinnesart s. Gesinnung.

Sinnesfunktion beim Kinde. Die psychologische Entwicklung des Menschen ist eine langsamere als beim Tier. Zwar reagiert schon das neugeborene Kind auf Sinnenreize, besonders des Geschmacks und Hautsinns. Doch geschieht dies zunächst nur auf Grund ererbter automatischer Bewegungen. Erst Ende des 1. Lebensmonats sind Lust- und Unlustgefühle

Digitized by Google

vorauszusetzen, und die Ausbildung der einzelnen Sinne zieht sich durch die ersten Kindesjahre hin. — Vgl. Wundt, Grundr. d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1901, § 20, S. 379ff. Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl., Leipzig 1908.

Sinnesorgane heißen diejenigen Einrichtungen am tierischen Körper, die ihm durch ihre Einrichtung und durch die in ihnen endenden Nerven von den Zuständen der Außenwelt und zum Teil auch von denen des eigenen Ichs Kunde geben. Sie gehören wesentlich der Haut an. — Vgl. Sinn.

Sinnestäuschungen nennt man falsche Urteile, die auf Grund der Mißdeutung von Wahrnehmungen und Vorstellungen ausgesprochen werden. Ebbinghaus (Psychol. in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 216) definiert: „Ein Widerspruch — zwischen der durch die Gesetzmäßigkeit des Seelenlebens bedingten Vorwegnahme der objektiven Wirklichkeit und der durch die Gesetzmäßigkeit der Natur ausnahmsweise einmal abweichend gestalteten objektiven Wirklichkeit: das ist der allgemeine Typus der Sinnestäuschungen." Der Ausdruck Sinnestäuschungen ist, genau genommen, unzutreffend. Die Sinne selbst täuschen nicht, wie schon Aristoteles, Augustinus, Leibniz, Kant anerkannt haben, sondern sie nehmen, wenn sie gesund sind, den Reiz, den sie empfangen, genau auf und erzeugen die demselben entsprechende Vorstellung. Da sie aber nicht nur von außen, sondern auch von innen erregt werden können, und da Reproduktionen mit Empfindungen verwechselt werden können, so liegt oft eine falsche Beziehung der Empfindung oder der Reproduktion auf Ursachen, die nicht vorhanden sind, für uns nahe. Und zwar kann abnormer Weise entweder eine reproduzierte Vorstellung abwesender Gegenstände für eine Empfindung genommen und auf ein vermeintliches äußeres Objekt bezogen werden, oder es kann eine wirkliche Empfindung, die aber durch reproduktive Elemente beeinflußt oder verändert ist, falsch lokalisiert und projiziert werden. Man kann hiernach zunächst zwei Arten von abnormen Sinnestäuschungen unterscheiden: Halluzinationen (s. d.) und Illusionen (s. d.). Die Halluzination (Sinnesvorspiegelung) hält eine Vorstellung für eine Empfindung, lokalisiert und projiziert sie. Die Illusion geht zwar von einer Empfindung aus, gibt ihr aber nicht die richtige Beziehung. „Auf die objektive Wirklichkeit bezogen", sagt Volkmann, „irrt die Halluzination bezüglich der Substanz, die Illusion

Digitized by Google

bezüglich des Attributes, jene bezüglich des Daß, diese des Was; darum bedarf jene der Zurücknahme, diese der Korrektur.“ Abgesehen von den Halluzinationen und Illusionen, den außergewöhnlichen abnormen Sinnestäuschungen, kommen aber regelmäßige, von der Innervationsempfindung abhängige normale, geometrisch-optische Sinnestäuschungen vor, denen jeder Mensch, auch der gesunde, unterworfen ist. Ihre eine Gruppe bilden die Richtungstäuschungen (s. d.) und Streckentäuschungen (s. d.), die ihre Ursache in dem Bewegungsmechanismus der Augen haben. Eine andere Gruppe der geometrisch-optischen Sinnestäuschungen bilden die Assoziationstäuschungen (s. d.). — Vgl. Purkinje, Physiol. der Sinne. 1823. Lazarus, Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. Berlin 1867. A. Mayer, Die Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Illusionen. Wien 1869. Preyer, Die fünf Sinne. Leipzig 1870. Sully, Die Illusionen. Leipzig 1884. Hoppe, Erklärung der Sinnestäuschungen. 4. Aufl. Würzburg 1888. Wundt, Grundriß der Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, §§ 10, 26; 16, 9; 18. Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Bd. II, Leipzig 1910, S. 575ff.

Sinnesvikariat, d. h. Stellvertretung der Sinne, nennt man den Ersatz, welcher dem Menschen bei mangelnder Entwicklung eines Sinnes durch einen anderen gewährt wird. So vikariiert der Drucksinn für das Gesicht, der Körpersinn für das Gehör. Kurzsichtige haben meist ein sehr scharfes Gehör. Das Vorwiegen einer Sinnesrichtung beeinflußt natürlich die Individualität. So war für Goethe der Hauptsinn das Auge, auch für die alten Hellenen war er mehr oder weniger ebenfalls das Gesicht.

sinnig nennt man denjenigen, der zum Nachsinnen geneigt ist und daher in den Dingen tiefere Beziehungen gefällig aufsucht. Sinnig heißt ferner auch ein Gegenstand, der von dieser Denkungsart eines Menschen zeugt, z. B. ein sinniges Geschenk. Unsinnig heißt s. v. w. sinnlos.

Sinnlichkeit (lat. sensualitas) bedeutet 1. die Fähigkeit, durch Nervenreize zu Empfindungen veranlaßt zu werden, also die Empfänglichkeit, die Rezeptivität innerhalb des Erkennens. Als solche Fähigkeit faßt die Sinnlichkeit z. B. Kant, wenn er definiert: Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen afficiert werden, zu bekommen, heißt Sinnlichkeit (Kr. d. r. V., S. 19): 2. die Funk-

Digitized by Google

tion des Bewußtseins, die durch die Sinne bedingt ist, also a) (theoretisch) den Empfindungsprozeß, soweit er vom verständigen Denken unabhängig ist, b) (praktisch) den ihn begleitenden Gefühlston, die mit den Empfindungen verbundene Regung von Trieben, Begehrungen, Neigungen, Affekten und schließlich auch überhaupt die gesamte menschliche Natur, soweit sie nicht der sittlichen Vernunft unterworfen ist. Eine gesunde Sinnlichkeit in der ersten Bedeutung preist man als ein Glück, weil durch sie der Mensch befähigt wird, reiche und tiefe Eindrücke von der Welt zu empfangen. In der zweiten Bedeutung ist Sinnlichkeit (a. theoretisch) entweder ein unentbehrlicher Teil unserer Erkenntnistätigkeit oder (b. praktisch) ein niederer Zustand des menschlichen Willenslebens (das „Fleisch" im Gegensatz zum „Geist" [Paulus], die „vis animae inferior" [Albertus Magnus], das „Sinnenglück" im Gegensatz zum „Seelenfrieden" [Schiller]), welcher der Einschränkung bedarf, wenn nicht der Wert des menschlichen Lebens verschwinden soll. Im ersteren Sinne als von einem notwendigen Teil des Erkenntnisprozesses (2a) redet Kant (1724—1804) von sinnlicher Anschauung, im letzteren als von einem Zustand des Willenslebens (2b) redet man in der Ethik von sinnlicher Begierde und ihren verhängnisvollen Folgen. Ein sinnlich begehrlicher Mensch, der sich von den niederen, in der Sphäre des Leiblichen wurzelnden Trieben beherrschen läßt, ein Sybarit oder Hedoniker, sieht den Genuß überhaupt oder gar den Geschlechtsgenuß für das höchste Glück an. In der ersteren (theoretischen) Bedeutung setzt man der Sinnlichkeit das begriffliche Denken, in der letzteren (praktischen) das vernunftmäßige Handeln entgegen. Dort ist der Gegensatz der Verstand, hier, das von den Seelenreizen unabhängige Wollen, die Sittlichkeit (s. d.). Leibniz (1646—1716) sah in der Sinnlichkeit als Erkenntnisprozesse (2a) wie in der Sinnlichkeit als Willensprozesse (2b) nur eine niedere verworrene Vorstellungsweise, die der Mensch mit tierischen Wesen gemein hat und die von geringerem Werte ist als alle begriffliche Erkenntnis. Kant verwarf die Leibnizsche Auffassung und sah in der Sinnlichkeit als einem Erkenntnisprozesse (2a) die Tätigkeit, bei der wir von den Dingen affiziert werden und dadurch Anschauungen erwerben. Sie bildet eine notwendige Voraussetzung aller menschlichen Erfahrungserkenntnis, bewirkt aber durch ihre Formen Raum und Zeit, daß aller menschlichen Erfahrung ein subjektives Element

Digitized by Google

beigemischt ist, so daß wir die Dinge nicht erkennen, wie sie an sich sind. Abstrahiert man bei der Sinnlichkeit von den Empfindungen und nimmt man sie nur ihrer Form nach, so heißt sie reine Sinnlichkeit. Die reine Sinnlichkeit ist nach Kant ein Vermögen a priori. — Die Sinnlichkeit im praktischen Sinne als das Triebleben (2 b) sieht auch Kant als eine niedere Seite des menschlichen Wesens an, die durch die sittliche Vernunft unterdrückt werden muß.

Sitte (ahd. situ, mhd. site, gr. ἔθος, lat. mos) heißt 1. die zur festen Gewohnheit gewordene Art der Lebensführung von Volksgemeinschaften. Die Sitte ist ein Produkt ursprünglicher Freiheit, natürlicher Anlage, durch die Zeit entstandener Gewöhnung und sozialer Kräfte. Die Sitten eines Volkes hängen ab von seiner Naturumgebung, seiner physischen und psychischen Eigenart und seiner geschichtlichen Entwicklung. Jede Änderung darin geht mit einer Umwandlung des Volkscharakters Hand in Hand, und jede bewußte Opposition gegen die Sitte führt zu einer Reformation oder Revolution. 2. Sitte bedeutet ferner die Gesittung, die feinere Lebensart, soweit sie sich über Gemeinschaften erstreckt, also die höhere Form eines zivilisierten Lebens. Die Gesittung entwickelt sich unter dem Einfluß des Handels und Verkehrs, des Reichtums und Luxus und hängt auch von „zufälligen" Ereignissen und von der Mode ab. Die fortschreitende Gesittung führt zu immer richtigeren Vorstellungen über Recht, Religion, Familienleben usf. 3. Sitte heißt endlich s. v. w. Sittlichkeit (s. d.). — Die Sitte in der ersten Bedeutung ist ein natürliches Entwicklungsprodukt und hat etwas Instinktives, die feinen Sitten dagegen sind das Ergebnis erworbener Konvenienz. Die guten Sitten sind das Produkt des Sittengesetzes. Bezüglich der Sitte ist der Mensch nur ursprünglich frei, fernerhin aber gebunden, die Gesittung ist gebundener als die Sitte, die Sittlichkeit beruht auf praktischer Willensfreiheit. Die Sitte hat ein herkömmliches Recht, die Gesittung das Recht des Schicklichen, die Sittlichkeit die Verbindlichkeit der Moral. Alle drei können zu gleicher Forderung führen, aber auch auseinandergehen. Manche Sitte ist von der feineren Lebensart beibehalten und verletzt nicht das Sittengesetz. Oft freilich steht sie zu beiden im Gegensatz. Ebenso sind feine Sitten nicht immer gute Sitten. Nach Wundt ist die Mehrzahl der Sitten aus Kulturhandlungen hervorgegangen. — Vgl. Völkerpsychologie. — J. G. Herder, Über die Wirkung der

Digitized by Google

Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten. 1778. Wundt, System der Logik. B. III, 3. Aufl., Stuttgart 1908, S. 568 ff, 575 ff, 232 ff. Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. IV u. I. 2. Aufl. Leipzig 1910. F. Tönnies, Die Sitte. Frankfurt a. M. 1909.

Sittengesetz s. Moralprinzip, Gesetz, Ethik, kategorischer Imperativ. — Vgl. E. Arnoldt, Über die drei Formeln des kategorischen Imperativs in Kants Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Ges. Schr. Bd. VI. Berlin 1910.

Sittenlehre s. Ethik.

sittlich bedeutet 1. dasjenige, was der Beurteilung durch das Sittengesetz unterliegt, mag es für gut oder für böse befunden werden. So redet man nicht nur von sittlicher Vollkommenheit, sondern auch von sittlicher Fäulnis; 2. das, was dem Sittengesetz gemäß ist. Das Sittliche in dieser Bedeutung ist das durch die praktische Willensfreiheit geübte Gute. Um sittlich zu heißen, muß eine Tat mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung des Menschen getan werden und der Vernunft und dem Gewissen entsprechen. Andere Wesen und Dinge nennen wir gut, wenn sie ihrem Zwecke gemäß sind, den Menschen nur, wenn er aus eigener Entschließung vernunftgemäß handelt. Das Sittlichgute ist das aus freier Entschließung Stammende. Nichtsittlich dagegen ist alles, was gegen unsere Überzeugung (aus Zwang, Furcht, Selbstsucht) getan ist, noch nicht sittlich, was nur aus Naturnotwendigkeit geschieht. Gut kann nur sein, was vernünftig, mit Rücksicht auf die Norm, mit guter Absicht und aus freiem Willen getan wird. Bei der sittlichen Tat sind Zweck, Motiv, Wille und Ausführung entscheidend. — Vgl. Gut, Moralprinzip, Eudämonismus, Freiheit.

Das Sittliche scheidet sich vom Angenehmen (s. d.), Nützlichen (s. d.) und Schönen (s. d.). Oft ist das Gute weder angenehm, noch bringt es uns Nutzen, noch ist es schön. Auch zum Intellektuellen steht das Sittlichgute oft im Gegensatz, zu dem es Sokrates, Aristoteles, Spinoza, Fichte und Hegel in zu enge Verbindung gesetzt haben. Man darf das Sittliche auch nicht mit Büchner, Vogt u. a. in die praktische Verbesserung des Lebens setzen. Ebenso ist die Vermischung von Recht und Moral, Moral und Religion unhaltbar. Beide, Recht und Religion, haben zwar viel Gemeinsames mit der Moral, sie beeinflussen die Moral und empfangen von ihr

Digitized by Google

mancherlei Befruchtung; Aber ein religiöser Mensch ist noch nicht ein moralischer, und ein legales Tun ist noch kein sittliches. Das klassische Buch über das Sittlichgute ist Kants Kritik der praktischen Vernunft. Riga 1788.

Sittlichkeit heißt der höchste moralische Zustand einer Persönlichkeit, die Reinheit ihrer Gesinnung und ihres Handelns. Sie setzt voraus, daß der Mensch das Gute kennen und schätzen gelernt und sich zu der Übung desselben erzogen hat. Sie liegt in der Gesinnung des Menschen, kommt aber in jeder seiner Handlungen zum Ausdruck. Sie ist in vollkommener Weise nur da vorhanden, wo der Mensch allmählich seinen Willen erzogen, seinen Charakter ausgebildet, sich zum Pflichtbewußtsein gewöhnt und aus allen Erfahrungen des Lebens richtige Maximen gewonnen, diese untereinander verbunden und gegen sie unverbrüchliche Treue erworben hat. Die Sittlichkeit sagt uns (nach Wundt), was gut ist. Für Kants Leben und Philosophie ist die Sittlichkeit der höchste Gesichtspunkt gewesen. Auf der Sittlichkeit des Einzelnen beruht auch die Erhaltung der menschlichen Gemeinschaften. Der Sittlichkeitsgrad einer Menschenklasse, eines Volkes usw. wird beurteilt nach dem Inbegriff dessen, was von ihm als sittliche Norm anerkannt. — Vgl. Intellektualismus, Voluntarismus. — Strümpell, Vorschule der Ethik. 1844. Baumann, Handbuch der Moral. Leipzig 1879. Paulsen, System der Ethik. Berlin 1894. Paulsen, Ethik in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 282ff. Wundt, Ethik. 3. Aufl., Stuttgart 1903. Achelis, Ethik. Leipzig 1904, S. 74ff. Wundt, System der Logik, B. III. 3. Aufl., Stuttgart 1908, S. 663. Ebbinghaus in Hinneberg, Kultur d. Gegenwart I, VI, S. 239 f.

Sitz der Seele s. Seelensitz.

Skepsis (gr. *σκέψις* = Prüfung, Untersuchung, Bedenken) oder Skeptizismus nennt man allgemein den Standpunkt des Zweifelns. Man kann von einem religiösen, ethischen und erkenntnistheoretischen Skeptizismus reden. Der religiöse Skeptizismus bestreitet entweder nur die historische Glaubwürdigkeit der religiösen Überlieferung und das System der in einer Religionsgemeinschaft anerkannten Dogmen (Strauß) oder die Berechtigung der religiösen Weltanschauung überhaupt (Feuerbach). Der ethische Skeptizismus greift die geltenden sittlichen Werte an, um sie entweder umzuprägen oder ganz zu verwerfen (Sophisten, Nietzsche). Der erkenntnistheo-

Digitized by Google

retische Skeptizismus ist diejenige negative philosophische Richtung, welche an der Wahrheit und dem Werte unseres Wissens zweifelt. Der erkenntnistheoretische Skeptizismus kann als vorübergehende Phase in der Entwicklung des einzelnen Philosophen oder als dauernde Ansicht des einzelnen und ganzer Generationen auftreten. Er kann als Ausgangspunkt des philosophischen Denkens vorkommen oder zum Ergebnis eines Systems werden, aber er geht immer aus dem Inneren der Philosophie hervor. Er setzt sich der unphilosophischen naiven Weltanschauung, den Lehren der Wissenschaft und der positiven Philosophie entgegen. Seine Gegensätze in der Philosophie sind der Dogmatismus, der auf dem Vertrauen zur Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft beruht, und der Kritizismus, der die Grenzen der menschlichen Vernunft prüft, aber positiv den korrekten Aufbau der Wissenschaft zum Ziel hat.

Entstanden ist der Skeptizismus innerhalb der griechischen Philosophie. Zur Theorie erhoben, ist er ihre Selbstauflösung geworden. Anfänge skeptischer Denkweise finden wir schon bei den älteren griechischen Denkern, bei Herakleitos und Parmenides, bei Protagoras und Gorgias und den Megarikern. Doch erst nach Aristoteles (384—322) trat der Skeptizismus in bewußten Gegensatz zum Dogmatismus und entwickelte sich zur philosophischen Theorie in drei Phasen: Es enstand 1. der ältere Skeptizismus des Pyrrhon v. Elis (zur Zeit Alexanders) und des Timon v. Phlius (325—235), 2. die mittlere und neuere Akademie, vertreten durch Arkesilaos (316—241) und Karneades (zw. 214 u. 129), 3. die jüngere Skepsis des Ainesidemos aus Knossos (um 100 n. Chr.) und Sextos Empeirikos (um 200 n. Chr.). Das Mittelalter steht auf dem dogmatischen Standpunkte und schließt die skeptische Richtung aus. Nach 1000jähriger Pause ist der Skeptizismus wiederum erneuert durch M. Montaigne (1533—92), Pierre Charron (1541—1603), Franz Sanchez (1562—1632), dann, außer durch einige kirchliche Männer, durch Pierre Bayle (1647—1705) und endlich durch Dav. Hume (1711—1776) und G. E. Schulze (1761—1833).

Pyrrhon v. Elis kam zu dem Ergebnis, daß nichts schön oder häßlich, gerecht oder ungerecht in Wirklichkeit (*τῇ ἀληθείᾳ*) sei, sondern, daß alles auf menschlicher Satzung und Sitte beruhe (Pyrrhonismus). Die Dinge sind nicht erkennbar (*ἀκαταληψία*), und wir müssen uns des Ur-

Digitized by Google

teils enthalten (*ἐποχή*). Dem Weisen geziemt die Gemütsruhe (*ἀταραξία*).

Timon v. Phlius stellte die dreifache Frage: 1. Wie sind die Dinge? 2. Wie haben wir uns zu ihnen zu verhalten? 3. Was für Erfolg kann unser Verhalten haben? Auf diese Fragen gab er die Antworten: 1. Die Dinge sind unbeständig. 2. Wir dürfen unseren Wahrnehmungen und Vorstellungen nicht trauen. 3. Wir gelangen durch dieses Verhalten zur Nichtentscheidung (*ἀφασία*) und zur Gemütsruhe (*ἀταραξία*). So begründete er das Prinzip der Skepsis, die Isosthenie (*ἰσοσθένεια τῶν λόγων*), d. h. die Idee, daß die Gründe für jede Behauptung und für ihr kontradiktorisches Gegenteil gleich stark sind (vgl. Isosthenie).

Die mittlere Akademie war in ihrem Skeptizismus weniger radikal als Pyrrhon und Timon und lehrte, daß man zwar nicht zur Gewißheit im Wissen, wohl aber zur Wahrscheinlichkeit gelangen könne.

Die jüngeren Skeptiker stützten ihre Behauptung auf zehn skeptische Tropen (s. d.) oder Wendungen, die sie schon den älteren Skeptikern zuschrieben und die dann auf fünf zusammengezogen, ja auf ein Dilemma gebracht wurden.

Während sich die antike Skepsis vor allem gegen die Gewißheit der sinnlichen Erkenntnis richtete, d. h. die Frage aufwarf, ob die Dinge in Wahrheit so beschaffen seien, wie sie sich den Sinnen darstellen, untersuchte die moderne Skepsis den ganzen Bau unseres Wissens. So wendete sich Hume (1711—1776), Kants Vorgänger, gegen den Begriff der Ursächlichkeit und Substanzialität und damit gegen die gesamte Physik. Der moderne Skeptizismus hat aber namentlich in Frankreich eine Hinneigung zur negativen Seite des Rationalismus (s. d.) gezeigt, der nach seiner positiven Seite dogmatisch war, so daß sich Rationalismus und Skeptizismus im Kampfe gegen den überlieferten Glauben trotz ihres inneren Gegensatzes verbinden konnten. Skeptisch-rationalistisch hat fast die gesamte vornehme Gesellschaft in Frankreich im 16., 17. und 18. Jahrhundert gedacht (Montaigne, Charron, Bayle). Die Berechtigung dieser Skepsis gegenüber einem blinden Dogmatismus ist anzuerkennen. Ja jeder Kritiker huldigt ihr teilweise und sie kann als die Triebfeder aller echt philosophischen Forschung bezeichnet werden. Aber als selbständige Richtung ist sie unfruchtbar und haltlos und muß durch den Kriti-

Digitized by Google

zismus ersetzt werden. Die Behauptung, es gebe keinen Satz, der nicht bezweifelt werden könne, nicht einmal diesen Satz selbst ausgenommen, hebt sich selbst auf und führt, wie bei den alten Skeptikern, zum Indifferentismus, welcher Geistestod ist. Wendet sich die Skepsis kritisch gegen bestimmte Gedanken und Richtungen, so ist sie berechtigt, richtet sie sich aber gegen den Verstand selbst, gegen seine Fähigkeit, irgend welche Wahrheit überhaupt zu finden, so ist sie haltlos und zeugt von Erschlaffung des Wissens- und Willenstriebes. — In neuester Zeit macht sich, durch Nietzsche (1844—1900) angeregt und durch die Zeitverhältnisse befördert, besonders stark der ethische Skeptizismus geltend, der viele Kreise anzieht, aber nicht besser begründet ist als der erkenntnistheoretische Skeptizismus. — Vgl. Sklavenmoral, Kritizismus, relativ. — C. F. Stäudlin, Geschichte und Geist des Skeptizismus, Leipzig 1794/5. Tafel, Geschichte und Kritik des Skeptizismus, Tübingen 1834. Brodhard, Les sceptiques grecs. Paris 1887. Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie. Leipzig, I. B. 1904, II. B. 1908. Gödecke-Meyer, Die Geschichte des griechischen Skeptizismus. Leipzig 1905. Sätschick, Deutsche Skeptiker: Lichtenberg, Nietzsche. Berlin 1906. Französische Skeptiker: Voltaire, Mérimée, Renan. Berlin 1906. P. Villay, Les sources et l'évolution des essais de Montaigne. 2. Bde. Paris 1908. C. Stumpf, Vom ethischen Skeptizismus. Rektoratsrede, Leipzig 1909.

skeptische Tropen (gr. τρόποι = Weisen, Wendungen) heißen die Gründe, welche die antike Skepsis für den Zweifel anführte (Sext. Empir. hyp. Pyrrhon. I, 36 ff.). Sie sind entnommen: 1. von der Verschiedenheit der beseelten Wesen überhaupt, aus welcher eine verschiedene Auffassung der Objekte folge; 2. von der Verschiedenheit der Menschen untereinander; 3. von der Verschiedenheit der Struktur der Sinneswerkzeuge; 4. von der Verschiedenheit unserer geistigen und körperlichen Zustände; 5. von der Verschiedenheit der Lagen und Entfernungen und Orte; 6. von dem Vermischtsein des wahrgenommenen Dinges mit anderen; 7. von der Verschiedenheit der Erscheinung je nach Art der Zusammenfügung; 8. von der Relativität überhaupt; 9. von der Verschiedenheit der Auffassung je nach der Zahl der Wahrnehmungen; 10. von der Verschiedenheit der Bildung, der Sitten, der Gesetze, mythischen Vorstellungen und philosophischen Annahmen. Die jüngeren Skeptiker (wie Agrippa und Sextos) empfahlen durch 5 Tropen

Digitized by Google

die ἐποχή (Epoché = Zurückhaltung des Urteils): 1. durch die Verschiedenheit der Ansichten über die nämlichen Objekte; 2. durch den Regreß ins Unendliche, weil jede beweisende Behauptung immer wieder bewiesen werden müsse; 3. durch die Relativität der Objekte; 4. durch die Willkürlichkeit der Prinzipien; 5. durch die Diallele, daß das, worauf der Beweis sich stützen solle, wieder durch das zu Beweisende gestützt werden müsse. — Später wurden diese Sätze folgendermaßen in zwei Sätze zusammengezogen: 1. Nichts kann durch sich selbst gesichert werden, wie aus der Diskrepanz der Ansichten über alles Wahrnehmbare und Denkbare hervorgeht. Daher kann 2. auch nichts durch ein anderes gesichert werden, indem dieses selbst keine Sicherheit aus sich hat und, wenn es sie wiederum durch ein anderes gewinnen sollte, wir entweder auf einen regressus in infinitum oder auf eine Diallele geführt werden würden. — Vgl. D. Zimmermann, Die pyrrhon. Philos. Erlangen 1841. Ueberweg, Grundriß d. Geschichte der Philosophie. 10. Aufl., Berlin 1909, B. I, § 63, S. 284ff.

Sklavenmoral nennt Fr. Nietzsche (1844—1900) die bisher geltende jüdisch-christliche Sittenlehre, weil sie durch eine Erhebung der Sklaven gegen die Herren, die Arier, zustande gekommen sei. Während die „Herrenmoral der blonden Bestie" lehrt: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", gebietet die Sklavenmoral Nachsicht gegen Schwache, Nächsten- und Feindesliebe. Daher fordert Nietzsche, der die Existenz „seiender Werte" leugnet, eine „Umwertung aller Werte". Was bisher gut hieß, müsse böse heißen und umgekehrt. Aber diese brutale Herrenmoral, die sich auf den Entwicklungsgedanken des Darwinismus stützen und den Übermenschen züchten will, ist nicht eine Umwertung aller Werte, sondern nur eine Aufhebung derselben. Sie bietet nichts Positives, nur eine Ersetzung der Moral durch Leben, Lebenssteigerung und Gewalt. Der Versuch, sie in die Tat umzusetzen, der die Auflösung aller Moral bedeuten würde, ist noch nicht gemacht, und sie findet ihre theoretischen Verteidiger außer bei der unreifen Jugend nur bei den Oppositionslustigen, die das absolut Neue dem Gesunden vorziehen. — Vgl. Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. Leipzig. 4. Aufl. 1895. Raoul Richter, Friedrich Nietzsche. Leipzig 1903.

Sklaverei heißt der Zustand, in welchem die Menschen nicht als Personen, sondern als Sachen, von denen der Herr willkürlich

Digitized by Google

Gebrauch machen kann, also als Eigentum eines anderen behandelt werden. Daß dieser Zustand unsittlich, weil wider die Menschenwürde ist, leuchtet heute jedem ein. Wenn Platon und Aristoteles die Sklaverei verteidigten, so zollten sie damit ihrem Zeitalter den Tribut. Doch nennt sie selbst Aristoteles (Pol. I, 3, p. 1253b 14) etwas Widernatürliches. — Vgl. Person, Mensch, Rechtsphilosophie.

Sohar s. Kabbâla.

sokratische Methode s. katechetisch, Ironie.

Sokratisches Daimonion s. Daimonion.

Solipsismus (lat.) heißt der theoretische Egoismus. Vgl. Egoismus.

Sollen (ahd. skulan, mhd. soln) bezeichnet die innere Gebundenheit des menschlichen Willens, die psychische Determiniertheit (vgl. Freiheit), die Nötigung durch moralische Bestimmungsgründe, die Abhängigkeit des menschlichen Handelns von der praktischen Vernunft. Die Existenz eines solchen Sollens offenbart sich sowohl in dem sittlichen Vervollkommnungsstreben als auch in dem Pflichtgefühl, dem bewußten Gefühl des Sollens, sowie in der Reue, die uns nach schlechter Tat lehrt, daß wir anders hätten handeln sollen, als wir gehandelt haben. Das Sollen unterscheidet sich vom bloßen Wollen durch die Tatsache der Nötigung, vom äußeren Müssen durch den Charakter der Innerlichkeit. Es ist die Grundlage für das im Individuum sich allmählich ausbildende Gewissen (s. d.). Auf ihm beruht das Recht (s. d.) und die Moral (s. d., vgl. auch Ethik), die andrerseits auch von den aus der Zeit hervorgehenden Vorstellungen abhängen. Es ist nun eins der schwierigsten Probleme, woher das Gefühl und Bewußtsein des Sollens, welches wir doch in jedem Menschen finden, stamme. Das Sollen kommt nicht aus den natürlichen Trieben, sondern steht oft im Widerspruch mit denselben. Man kann wohl aus Furcht, Hoffnung, Selbstsucht oder Liebe handeln, aber zum Gehorsam verpflichtet fühlen wir uns dadurch nicht, sondern nur dadurch, daß sich das Befohlene irgendwie als Seinsollendes unseren Neigungen entgegenstellt. Das Sollen stammt auch nicht seinem Wesen nach aus fremdem Befehl. Ein fremder Wille kann uns wohl vorübergehend äußerlich zwingen, aber nicht dauernd innerlich binden. Das Gefühl des Sollens setzt aber gerade die dauernde innere Gebundenheit in der Willensfreiheit voraus. Ohne Selbstbestimmung gibt es kein Sollen. Im Sollen ordnen

Digitized by Google

wir aus eignem Entschluß unsern Willen einer allgemeinen Norm, einem Sittengesetz unter. Eine Lösung des Problems hat Kant (1724—1804) versucht. Aber die Kantische Ableitung des Sollens befriedigt den Empiristen nicht. Kant sieht in dem Sollen einen synthetischen Satz a priori. Über den durch sinnliche Begierde affizierten Willen kommt noch die Idee ebendesselben, aber zur Verstandeswelt gehörigen, reinen, für sich selbst praktischen Willens hinzu, welche die oberste Bedingung des ersteren nach der Vernunft enthält. Das moralische Sollen ist ein eigenes notwendiges Wollen als Gliedes einer intelligiblen Welt und wird nur sofern von ihm (dem Menschen) als Sollen gedacht, als er sich zugleich desselben bewußt ist (Kant, Grundleg. d. Metaphys. d. Sitten, Absch. III. Wie ist ein kategor. Imp. möglich?) Diese Ableitung Kants beruht auf der rationalistisch-individualistischen Denkweise, die seine Philosophie durchzieht. Unter dem Gesichtspunkt einer sozialgenetischen Ethik gestaltet sich die Ableitung des Begriffs des Sollens dagegen so: Bedürfnisse, Triebe, Begierden, Neigungen, Gewohnheiten bestimmen zunächst das menschliche Handeln. Beim Handeln setzt sich der Mensch Zwecke und strebt mit Bewußtsein diesen Zwecken zu. Durch Erziehung, Übung, Autorität, Gewohnheit und Sitte werden die den Zwecken dienenden Handlungen, die dem Einzelnen und der Gemeinschaft nützlich sind, als gut, deren Gegenteil als schlecht gekennzeichnet. Die Gesetzgebung, Dichtung und Philosophie fixieren diese Erfahrungen als ethische Grundsätze, und Geschlecht auf Geschlecht lernt sie, wendet sie an, überliefert sie weiter und bildet sie aus. Dadurch entspringt in der Seele der zivilisierten Menschen jenes Gefühl des Sollens, welches sich im allgemeinen als Gewissen, im speziellen als Pflichtgefühl für den einzelnen Fall (Beruf oder Tat) bezeichnen läßt. So läßt sich das Sollen aus der Entwicklung des Einzelnen und aus der Entwicklung der Menschheit ableiten und bedarf keiner Herleitung aus der Religion und keiner Berufung auf göttliche Gebote, womit der Rahmen der Ethik überschritten sein würde. Nietzsche (1844 bis 1900) leugnet zwar, daß ein Sollen überhaupt vorhanden und auf irgend eine Weise begründbar sei. Es findet aber tatsächlich seine Begründung aus der Lebensentwicklung des Einzelnen und aus dem sozialen Leben der Menschheit. Die besondere Ausgestaltung des Sollens und der Pflichten ist natürlich der Kritik unterworfen und keineswegs für alle Zeiten

Digitized by Google

gleich maßgebend. — Vgl. Gesetz, Moralprinzip, Pflicht. — Paulsen, Ethik in Hinneberg, Kultur d. Gegenw. I, VI, S. 286 ff.

Somatologie (von gr. *σῶμα* = Leib, und *λόγος* = Lehre), Körperlehre, nennt man den Teil der Anthropologie (s. d.), welcher von dem Leib und seinen Funktionen handelt, also die Anatomie und Physiologie umfaßt. — Vgl. Psychologie.

Somnambulismus s. Schlafwandeln.

Sonnenstaat s. Utopie.

Sophisma s. Trugschluß.

Sophist (gr. *σοφιστής*) hieß ursprünglich bei den Griechen jeder wissenschaftlich forschende Mensch. Als Sophisten galten also schlechthin die Philosophen, z. B. die sieben Weisen, Solon, Pythagoras, Sokrates, auch die älteren Naturphilosophen, ferner auch Dichter, Künstler, Ärzte usw. Im 5. Jahrhundert hießen Sophisten solche, die die Weisheit als Gewerbe betrieben, die lehren und erziehen wollten (Plat. Protag. 315 A, 316 D). Protagoras bekannte von sich: *ὁμολογῶ τε σοφιστὴς εἶναι καὶ παιδεύειν ἀνθρώπους* (Plat. Protag. 317 B). Bildung und Aufklärung zu verbreiten, ward das Ziel aller Sophisten. Durch die Gegnerschaft des Sokrates (469—399) und Platon (427—347) bekam der Name Sophist eine üble Nebenbedeutung. Aber die Verbreitung der Bildung in Griechenland, namentlich auch ihre Verpflanzung nach Athen, machte Männer nötig, welche unterrichtliche Tätigkeit ausübten. Das taten die Sophisten, die daher Ansehen genossen und gut bezahlt wurden. Der Dünkel einzelner unter ihnen, die Prahlerei mit Kenntnissen und Beredsamkeit, die Rechthaberei und Betonung der Form und vor allem die ausgesprochene Absicht, die Kunst zu lehren, wie der Schein zur Wirklichkeit gemacht werde, wie das Große klein und das Kleine groß erscheine, die formale Rhetorik, die sie an Stelle des Naturwissens setzten, stieß ernstere Männer ab, und der Haß der nichtwissenden Menge vermehrte die Zahl ihrer Feinde. Daher konnten Sokrates, Platon und Aristoteles sie als verschmitzte Menschenjäger und feile Mäkler mit Kenntnissen schildern, die durch Trugschlüsse den Verstand verwirrten und statt wahrer Wissenschaft nichtige Scheinweisheit verbreiteten. Aus der Reihe der Sophisten heben sich aber als wirkliche Philosophen ab: Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontinoi, Hippias aus Elis und Prodikos aus Keos und einige ihrer Schüler. Der gemeinsame Zug

Digitized by Google

ihrer Philosophie liegt in der Ablenkung der philosophischen Forschung von der Außenwelt auf das Ich, von der Natur auf den Menschen und seine Kultur, vom Objekt auf das Subjekt und in dem Gedanken, daß das individuelle (einzelne) Ich Richter über das Wahre und Gute sei, und in der Beschäftigung mit der Seele und ihren Leidenschaften. Sie haben ferner die grammatische Forschung begonnen und die ersten Grundlagen der Rhetorik, Dialektik, Ethik, Ästhetik, Politik und Pädagogik geschaffen. Doch ist ihre Epoche noch durch die Unfertigkeit der Gedanken charakterisiert. Protagoras von Abdera (485 bis 415) lehrte individualistisch, daß der Mensch das Maß der Dinge sei, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind (*πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος, τῶν μὲν ὄντων ὡς ἔστιν, τῶν δὲ οὐκ ὄντων ὡς οὐκ ἔστιν*, Diog. Laert. IX, § 51). (Homo-mensura-Satz). — Als Vater des Positivismus (s. d.), wie Laas will, kann Protagoras nicht angesehen werden. Sein Ausgangspunkt ist nicht der generelle, sondern der individuelle Mensch. Gorgias von Leontinoi (ca. 483—375) behauptete nihilistisch, daß überhaupt nichts sei (metaphysischer Nihilismus), oder wenn etwas sei, daß es nicht erkannt (logischer Nihilismus, oder wenn es erkannt, daß es nicht mitgeteilt werden könnte (Sextus Emp. adv. Math. VII, 65 ff.). Er ist der eigentliche Vater der Rhetorik, die er von Sizilien nach Athen brachte. Hippias von Elis (um 430), der Polyhistor (*πολυμαθής*), sprach aus, daß der Nomos (Brauch, Sitte, Geschichte) ein Tyrann der Menschen sei und sie zu vielem wider ihre Natur zwinge (*ὁ δὲ νόμος τύραννος ὢν τῶν ἀνθρώπων πολλὰ παρὰ τὴν φύσιν βίαζεται*, Plat. Prot. p. 337 D). Prodikos von Keos (um 430), der Moralist, betrieb praktische Sittenlehre, indem er Mythen allegorisch ausdeutete. Auch schuf er die Synonymik. Die einseitige, durch Platon hervorgerufene Darstellung und Beurteilung der Sophisten wird berichtigt und ergänzt durch Theodor Gomperz, Griechische Denker, Kap. 5—7 (Das Zeitalter der Aufklärung. Leipzig 1903, I², 331—396). — Vgl. Wecklein, Die Sophisten. Würzburg 1866. Schanz, Die Sophisten. Göttingen 1867. Funck-Brentano, Les sophistes grecs et les sophistes, contemporains anglais. Paris 1879. Diels, Vorsokratiker. 2. Aufl., Berlin 1907. W. Nestle, Die Vorsokratiker. Jena 1908.

Sophistik heißt nach Aristoteles (384—322) die Philosophie des Scheines, oder die Kunst, durch Scheinweisheit Geld

Digitized by Google

zu erwerben (Soph. el. 1, p. 165a 21 *ἔστι γὰρ ἡ σοφιστικὴ φαινομένη σοφία, οὖσα δ'οὔ, καὶ ὁ σοφιστὴς χρηματιστὴς ἀπὸ φαινομένης σοφίας, ἀλλ' οὐκ οὔσης*). Sophistisch heißt demnach s. a. trügerisch, Sophisterei ein verfängliches Räsonnement, Sophisma ein absichtlicher Trugschluß (s. d.).

Sophistikationen der reinen Vernunft heißen nach Kant Vernunftschlüsse, die keine empirische Prämissen enthalten, und vermittelst deren wir von etwas, das wir kennen, auf etwas anderes schließen, wovon wir doch keinen Regriff haben und dem wir gleichwohl durch einen unvermeidlichen Schein objektive Realität geben (Kant, Kr. d. r. V., S. 339).

Sophrosyne (gr.) heißt Gesundsinnigkeit, weise Mäßigung, Selbstbeherrschung. Sie ist eine der vier Kardinaltugenden (s. d.) in der Ethik Platons (427—347) und war die Tugend der begehrlichen Seele (*ἐπιθυμητικόν*). Sie besteht in der Herrschaft der Vernunft über die sinnlichen Begierden. — Vgl. Platon Rep. IV, 16, 442 Cf.

Sorites (gr. *σωρείτης* = Häufelschluß von *σωρός* = Haufe) oder Kettenschluß heißt ein aus mehreren verkürzten Schlüssen zusammengesetzter Schluß. Er entsteht durch enthymematische (s. Enthymem) Abkürzung mehrerer begrifflich zusammenhängender Schlüsse, deren Unter- beziehungsweise Ober- und Schlußsätze fortgelassen werden. Der Sorites hat also entweder 1. den Unter- und Obersatz des ersten Syllogismus, 2. die Obersätze sämtlicher anderer Syllogismen und 3. den Schlußsatz des letzten, oder er hat 1. den Ober- und Untersatz des ersten Syllogismus, 2. die Untersätze sämtlicher anderer Syllogismen und 3. den Schlußsatz des letzten. Der erste heißt der aristotelische (Aristoteles 384—322) und ist bereits im Altertum, z. B. bei Cicero, sorites benannt, der zweite der goklenische (R. Goclenius, 1547—1628). Jener läßt denjenigen Schlußsatz fort, der im jedesmal folgenden Schlusse Untersatz, dieser den, der Obersatz wird. Jener ist regressiv, dieser progressiv. Der Schluß ist für

den aristotelischen:			den goklenischen:		
S	ist M_1	(Untersatz)	Mn	ist P	(Obersatz)
M_1	— M_2	(Obersatz)	M_{n-1}	— Mn	(Untersatz) usw.
M_2	— M_3	(Obersatz) usw.	M_2	— M_3	(Untersatz)
M_{n-1}	— Mn	(Obersatz)	M_1	— M_2	(Untersatz)
Mn	— P	(Obersatz)	S	— M_1	(Untersatz)
S	— P	(Schlußsatz)	S	— P	(Schlußsatz).

Digitized by Google

Jeder Sorites kann leicht zerlegt und unter Hinzufügung der ausgelassenen Prämissen und Schlußsätze in eine Reihe vollständiger Syllogismen zerlegt werden. Seine Schlußkraft beruht auf dem ununterbrochenen Zusammenhang seiner Unter- oder Überordnungen. Daher müssen alle Zwischenglieder allgemein bejahend sein. Ein Beispiel für den aristotelischen Sorites bietet Aristot. Poetik 6: Das Handeln ist das, worin Glückseligkeit liegt; das, worin diese liegt, ist das Ziel; das Ziel ist das Höchste — also ist das Handeln das Höchste. (Aristoteles meint: das Höchste von den Bestandteilen des Dramas, Handlung, Charaktere, Gedanken). Ein Beispiel für den goklenischen ist: Wer ein Wesen als wirklich annimmt, leugnet nicht alles; wer an sich selbst glaubt, nimmt ein Wesen als wirklich an; jeder Skeptiker glaubt an sich selbst — folglich leugnet jeder Skeptiker nicht alles. — Vgl. Acervus. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl, Bonn 1882, § 125.

sozial (v. lat. socius = Gefährte) heißt das die Gemeinschaft der Menschen, die Gesellschaft Betreffende. Unter sozialem Triebe versteht man also den auf den Zusammenhang des Menschen mit Menschen gerichteten Trieb. Sozialethik ist eine Gestaltung der Sittenlehre, welche auf die Beziehungen des einzelnen Menschen zur Gesellschaft besonderes Gewicht legt. Die Sozialpsychologie handelt von den psychischen Verhältnissen, die die Verbindung zwischen den Menschen bedingen, also von den Entwicklungsprodukten, wie z. B. Sprache, Religion, Recht, Sitte, Kunst, auf denen das Geistesleben der Gesellschaft beruht. Die Sozialpädagogik, wie sie z. B. durch Platon, Fichte, Natorp vertreten wird, fordert die staatsbürgerliche Erziehung des Menschen, während die Individualpädagogik, wie sie Rousseau, Herbart u. a. vertreten haben, nur die Erziehung des Einzelnen im Auge hat. Die Sozialwissenschaft oder Soziologie sucht die gesetzlichen Grundlagen auf, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht. Sie stellt die sozialen Faktoren auf, die für die Entwicklung des Individuums maßgebend sind und untersucht, wie weit das biogenetische Gesetz auch für den Menschen und seine Stammesgeschichte gilt, um den organischen Prozeß zu ermitteln, durch den sich alle sozialen Einrichtungen entwickelt haben. Leitstern für die Fragen über Sozialismus und Individualismus verdiente das Goethesche Wort zu werden: „Äußerlich begrenzt, innerlich grenzenlos“. Sie hat auch die Theorien der Sozial-

Digitized by Google

reformer zu prüfen, wie sie sich bei Philosophen finden. Begründer der modernen Soziologie ist A. Comte (1798—1857) gewesen. Zu den bedeutendsten Forschern auf dem Gebiete der Soziologie gehören Quételet, Quatrefages, Spencer, Lilienfeld, Schäffle, Gumplowicz, Letourneau, Simmel, Stein, Fouillée, Maine, Morgan, Schurtz, Post, Kohler, Worms, Lacombe, Richard, Bernès, Wachsweiler, Kowalewsky, Loria u. a. m. Seit 1892 besteht in Paris ein Institut International de Sociologie. — Vgl. Utopien. — Platon, Der Staat. Thom. Morus, Utopia (Nirgendheim). 1516. Campanella, Sonnenstaat. 1623; Bacon, Atlantis. 1625. Rousseau, Contrat social. 1762. Bellamy, A Looking backward the year 2000. 1888. — Dürkheim, Eléments de sociologie. Paris 1889. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. Jena 1897. Ratzenhofer, Die soziologische Erkenntnis. Jena 1898. Achelis, Ethik. 1900. S. 26 f. Goldscheid, Zur Ethik des Gesamtwillens. Jena 1902. Eisler, Soziologie. Jena 1902. L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. 2. Aufl. Stuttgart 1903. Schallmeyer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Jena 1904. Reiner, Berühmte Utopisten. Jena 1906. Voigt, Die sozialen Utopien. Leipzig 1906. G. Ratzenhofer, Soziologie. Leipzig 1907. Simmel, Soziologie. Leipzig 1908. E. A. Roß, Social psychology. London (Macmillan) 1908. Wundt, Logik, B. III, Abschnitt 3. 3. Aufl., Stuttgart 1908. L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. 2. Aufl. Stuttgart 1908. A. Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel. Leipzig 1908. G. Traub, Ethik und Kapitalismus. Grundzüge einer Sozialethik. 2. Aufl. Heilbronn 1909. H. Wolf, Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus. Gütersloh 1909. L. Gumplowicz, Sozialphilosophie im Umriß. Innsbruck 1910. K. Mayer-Moreau, Hegels Sozialphilosophie. Tübingen 1910. E. Thieme, Die Sozialethik J. St. Mills. Leipzig 1910. E. Grünfeld, Lorenz v. Stein und die Gesellschaftslehre. Jena 1910. — Die Gesellschaft, Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Frankfurt a. M. Bisher 36 Bde. — Zeitschrift für Sozialwissenschaft v. Wolf. Berlin 1898 ff. Annales de l'Institut International de Soziologie. Paris 1897 ff. L'année sociologique. Paris 1896 ff. The American Journal of Sociology. Chicago 1895 ff. Revista italiana di sociologia. Rom 1894 ff.

Digitized by Google

Species (lat., gr. *εἶδος*) oder Art (s. d.) heißt logisch der einem anderen Begriff (der Gattung) untergeordnete Begriff. In der Naturwissenschaft heißt Species die der Gattung untergeordnete, den Individuen übergeordnete Einheit verwandter Einzelwesen, die ihre Eigentümlichkeiten aufeinander vererben (s. Art). In der Mathematik heißt Species Grundrechnungsart. Es kommt in dieser Bedeutung zuerst in einem Codex des Klosters Salem um 1200 vor. Die erste Definition von Species gibt Gemma Frisius (1508—1555): Vocamus autem species certas operandi per numeros formas. Vgl. Tropfke, Gesch. d. Elementar-Mathematik. Leipzig 1902. Bd. I, S. 29 ff. — Spezifizieren heißt das Einzelne, das unter einen allgemeineren Begriff gehört, aufzählen oder vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreiten. Spezifisch verschieden heißt das, was die unterscheidenden Merkmale besitzt, die einen Artunterschied begründen. — Vgl. Definition.

Species sensibiles (lat.), Sinnesbilder, nannten die Scholastiker im Anschluß an Demokritos (um 460—360) subtile körperliche Bilder, welche sich von den Körpern ablösen, durch die hohlen Nervenröhren bis zum sensorium commune (s. d.) vordringen und daselbst gewisse ähnliche Gestalten erzeugen sollten, auf denen das sinnliche Bewußtsein beruhen sollte. Sogar für den Gemeinsinn stellte man solche Species (Größe, Zahl) auf. Obschon Vives († 1540) und Casmann († 1607) dagegen sprachen, ward diese Hypothese doch erst von Descartes durch die Beseitigung des Systema influxus physici (s. d.) gestürzt. — Vgl. Scaliger, Exercitationes exoticae. Frankfurt 1612. p. 298.

Spekulation (lat. speculatio, gr. *θεωρία*), eigentlich Ausspähung, Auskundschaftung, heißt die Forschung über einen die Erfahrung übersteigenden Erkenntnisinhalt. Kant (1724 bis 1804) definiert: „Eine theoretische Erkenntnis“ (d. h. eine Erkenntnis dessen, was ist oder geschieht) „ist spekulativ, wenn sie auf einen Gegenstand, oder solche Begriffe von einem Gegenstand geht, zu welchen man in keiner Erfahrung gelangen kann. Sie wird der Naturerkenntnis entgegengesetzt, welche auf keine andere Gegenstände oder Prädikate derselben geht, als die in einer möglichen Erfahrung gegeben werden können“ (Kr. d. r. V., S. 634f.). Hiernach sind spekulative Systeme z. B. aus dem Altertum die des Pythagoras, der Eleaten, des Platon, des Aristoteles, der Neupythagoreer, aus der Neuzeit

Digitized by Google

die des Descartes, Leibniz, Fichte, Schelling (Hegel). Je nach ihren verschiedenen Standpunkten verstehen aber die Philosophen unter spekulativem Wissen und spekulativer Methode etwas Verschiedenes. Die Neuplatoniker denken sich darunter eine vom Anschauen und Denken verschiedene, ekstatische Erhebung zu Gott. Ähnlich denkt sich Schelling (1775 bis 1854) unter Spekulation ein geistiges Schauen des Unbedingten (Absoluten). Hegel (1770—1854) nennt spekulativ oder positiv vernünftig das Denken, welches durch die dialektische Methode alle Widersprüche in immer höhere Einheiten aufhebt. Der Hegelianer Rosenkranz (1805—1879) nennt die spekulative Methode die produktive Dialektik der Idee. Herbart (1776—1841) sieht die spekulative Methode in der Bearbeitung der Begriffe und Ausscheidung der darin versteckten Widersprüche. Ulrici (1806—1884) definiert die Spekulation als das produktive, ergänzende und abrundende Schauen, womit aus den Teilen und Bruchstücken, die uns vorliegen, das Ganze einer wissenschaftlichen Weltanschauung herausgeschaut und von dieser erschauten Einheit (der Idee) die gegebenen Glieder geordnet und die fehlenden ergänzt werden. Diese Definition hat ihre Berechtigung, insofern die Phantasie ein wesentlicher Faktor des produktiven Philosophierens ist. Aber je nach dem Standpunkt der Erkenntnistheorie, den man einnimmt, wird man in der Spekulation entweder mit dem Panlogismus (s. d.) die höchste Stufe der Erkenntnis oder mit dem Empirismus und Positivismus eine sekundäre Tätigkeit sehen. Eine freischaffende Spekulation, die sich für befähigt hält, ohne jede Erfahrung in den Besitz der Wahrheit zu gelangen, wird in neurer Zeit kaum mehr anerkannt. Die Grenzen des Spekulierens liegen für uns in den Denkgesetzen und den Resultaten der Erfahrungswissenschaften. — Vgl. F. Jac. Schmidt, Zur Wiedergeburt des Idealismus. Leipzig 1908. S. 248—268, S. 144—159.

spermatische Keimformen (gr. *λόγοι σπερματικοί*) nannten die Stoiker die von der Gottheit ausgehenden Naturkräfte, welche als gestaltende Keime durch die Materie verstreut sind. (Diog. Laert. VII, § 136.) Die spermatischen Keimformen im Menschen bedingen das Zeugungsvermögen als einen Teil der Seele. Als Einheit gefaßt, ist der *λόγος σπερματικός* die göttliche Weltvernunft, insofern sie die schaffende und gestaltende Naturkraft ist. — Vgl. Zeller, Philosophie der Griechen III, 1, S. 146—147.

Digitized by Google

Spezifikation (lat.) heißt die Aufzählung der Einzelheiten, die ein Ganzes bilden, oder die Einteilung der Gattung in Arten, spezifisch (vgl. generisch) heißt eigentümlich, in Beziehung auf ein anderes einem Gegenstand zukommend. So ist z. B. spezifisches Volumen (das Volumen der Gewichtseinheit eines Körpers), spezifisches Gewicht (die Zahl, welche angibt, wievielmal ein Körper schwerer ist, als ein ihm gleiches Volumen Wasser), spezifische Wärme (die Zahl, welche angibt, wieviel Wärmeeinheiten zur Temperaturerhöhung von 1 kg eines Stoffes um 1^0 C nötig sind). — Vgl. Generifikation.

Sphäre (gr. *σφαῖρα*), Kugel oder Kreis, bezeichnet in der Logik den Umfang eines Begriffs. Die Darstellung der Begriffsverhältnisse durch sich einschließende, sich durchschneidende und außereinanderliegende Kreise rührt wahrscheinlich von Chr. Weise, Rektor in Zittau († 1708), her. — Vgl. Umfang.

Sphärenmusik s. Harmonie.

Spiel (ahd., mhd. spil = Bewegung in Lust und Scherz, Zeitvertreib) heißt die freiwillige, abneigungslose Betätigung des menschlichen Geistes oder Körpers ohne ernsten und nützlichen praktischen Zweck um der Zerstreuung, Erholung oder Anregung willen. Der Mensch liebt das Spiel, weil es den natürlichen, Anlagen seines Organismus entspricht und seine natürlichen Kräfte entwickelt. Sein Selbsterhaltungstrieb treibt ihn zu fortwährender Tätigkeit. Hat er keinen Kampf gegen leibliche Not zu führen oder gehorcht er nicht der Pflicht, so sucht er sich freiwillig eine Tätigkeit, die ihn beschäftigt, ohne ihm Überwindung zu kosten, d. h. das Spiel. Das Spiel entspringt also dem Bewegungs- und Beschäftigungstriebe. Unter den Spielen körperlicher Art lassen sich Ruhe- und Bewegungsspiele unterscheiden. Von den Spielen des Geistes erfreuen den Menschen am meisten solche, welche ihn veranlassen, seine Vorstellungen zu reproduzieren und frei zu verwenden. Daher spielt das Kind am liebsten mit demjenigen, womit es etwas anfangen und eigene Vorstellungsverbindungen herbeiführen kann. Ebenso erfreut sich der Erwachsene an Spielen, welche den Geist mäßig in Anspruch nehmen, dabei aber Kombination und Erfindungsgabe oder Aufmerksamkeit und Scharfsinn erfordern. Auch die Glücksspiele regen den Geist, soweit nicht Gewinnsucht unterläuft, an. Vom hygienischen und sittlichen Standpunkte aus können nur diejenigen Spiele gebilligt

Digitized by Google

werden, welche weder leibliche Gefahr und Schaden, noch sittlichen Nachteil bringen. Der erzieherische Wert der Spiele ist bereits von Gesetzgebern und Philosophen des Altertums anerkannt worden, und auch in der Neuzeit oft betont worden (Rousseau, Philantrophisten, Pestalozzi, Fröbel). In der Jetztzeit macht sich seit dem darauf bezüglichen Erlaß des Ministers Goßler vom 27. Oktober 1882 eine starke Spielneigung in Deutschland geltend, die von pädagogischen Kreisen teilweise gefördert, teilweise bekämpft wird. Sie hat ihre gesunde Seite, insofern sie Tüchtigkeit und Freude erzeugen will, und ihre gefährliche Seite, soweit sie von ernster Arbeit abzieht und das Pflichtgefühl abschwächt. Sie ist nicht in allen Stücken unmittelbar aus der Seele des Volkes herausgekommen, sondern zum Teil künstlich geweckt worden. Das Turnen unterscheidet sich vom Spielen, indem es größere Kraftanstrengung fordert und moralisch erziehen will. Insofern, als die Kunst Beschäftigung ohne Zwang schafft, kann man sie ebenfalls ein ästhetisches Spiel nennen. Als Gegenstand des Spieltriebes, der den Gegensatz des Stoff- und Formtriebes aufhebe, sah sie in der Tat Schiller an. Den Begriff des Spiels bestimmte er dahin, daß er „alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist und doch weder äußerlich noch innerlich nötigt", umfasse. Als Objekt des Spieltriebes bezeichnete er die lebende Gestalt, und den Wert ästhetischer Beschäftigung bezeichnete er mit dem Worte: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt" (Schiller [1794], Über die ästhet. Erziehung, Brief 15). Sehr mannigfaltig haben sich die Spiele im Laufe der Zeiten entwickelt und vielfach umgestaltet. Die Griechen liebten Kampfspiele (Sunt quos curriculs pulverem Olympicum collegisse invat, metaque fervidis evitata rotis palmaque nobilis etc). Die alten Deutschen übten das Spiel des Schwerttanzes, des Speerwerfens, des Steinstoßens, des Wettlaufens und das Würfelspiel. Das ritterliche Mittelalter tjostierte, buhurdierte und turnierte, zog auf die Jagd und spielte Ball. In der Jetztzeit stehen Rudern, Ballspiele, Wanderungen, Laufspiele im Vordergrunde. — Vgl. J. E. Erdmann, Ernste Spiele. Berlin 1855. 3. Aufl. 1875. Becq de Fouquières, Les jeux des anciens. 2. Aufl. Paris 1873. Ohlert, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen. Berlin 1886. W. Richter, Die Spiele der Griechen und Römer. Leipzig 1887. Schultz, Das höfische Leben des

Digitized by Google

Mittelalters. Leipzig 1889f. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. Wien 1897. Groos, Die Spiele des Menschen. Jena 1899. Mengel, Spiel und Wette. Leipzig 1902. Majert, Spiel und Glücksspiel. Lazarus, Über die Reize des Spiels. 2. Aufl. Berlin 1907.

Spinalsystem (lat.) bezeichnet das Rückenmark und die von diesem ausgehenden Nerven, während das Cerebralsystem das Gehirn und die von diesem ausgehenden Nerven umfaßt. Cerebrospinalsystem heißt das gesamte System der Nerven.

Spinozismus s. Pantheismus, Substanz.

Spiritismus (nlt. von lat. spiritus = Hauch) nennt sich der Glaube an die Existenz einer Geisterwelt des Jenseits, die in unser Diesseits hineinragt, und an den Verkehr des lebenden Menschen mit dieser Geisterwelt, welcher sich seit 1848 von Amerika (Fox) über England nach Europa verbreitet hat und viele Anhänger (fünf Millionen) zählt. Er will Philosophie, Weltreligion, ja Transscendentalphysik sein, ist aber nur Aberglaube und Betrug. Seine Vertreter, A. J. Davis, A. Kardec, Güldenstubbe, Zöllner u. a., behaupten, der Mensch bestehe aus Körper, Tierseele und einem göttlichen Geiste, welcher sich durch stetes Fortschreiten und mehrfache Verkörperung (Metempsychose oder Reïnkarnation) vervollkommne. Der Tod sei die Wiedergeburt des Geistes. Eine Hölle gebe es nicht, sondern jeder von uns setze sogleich nach dem Tode das Leben, an welchem er hier Befriedigung gefunden habe, fort. Die Geister wohnen in Palästen mit allem Komfort, fahren mit der Post, Eisenbahn usw., besuchen Gesellschaften, Theater, Konzerte u. dgl. oder spiritistische Cercles, um sich dort zu amüsieren. Je nach dem Stern, auf dem sie gerade hausen, haben sie eine andere Aufgabe. Sie können sich teilen und wieder zu einem Ganzen vereinigen, und vermöge ihres geistigen Fluidums durchdringen die „spirits“ jede Materie, ja sie können selbst materielle Körper in geschlossene Räume mit hineinbringen, indem sie diese in ihre Urzellen zerteilen und dann zusammensetzen! Andrerseits können sie selbst sichtbar, fühlbar, wägbar werden. Manche Menschen sind durch den Überfluß einer ätherartigen Substanz, des Perisprits, besonders befähigt, Geister zu binden und mit ihnen zu verkehren, die Medien. Es gibt sehende, sprechende, zeichnende, schreibende Medien, deren Fähigkeit angeboren oder angelernt ist. Nur durch sie manifestieren sich die Geister bald körperlich, bald

Digitized by Google

geistig. Es gibt übrigens gute und schlechte, kluge und dumme, reine und unreine, höhere und niedere Geister, welche sich offenbaren. Das richtet sich ganz nach dem Medium. Alle diese Behauptungen sollen nun nicht Sache des Glaubens, sondern der exaktesten Forschung sein. Denn Tausende der verschiedensten Phänomene hätten sie bewiesen. Die Geister hätten sich durch Klopfen, Musizieren, Blumenwerfen, chemische Veränderungen, körperliche Erscheinungen bekundet. Sie hätten durch Sprechen und Schreiben sich mitgeteilt, ja selbst Photographien und plastische Abdrücke wären von ihnen genommen worden.

Der Spiritismus, und was ihm verwandt ist, ist eine der geistigen Epidemien, wie sie von Zeit zu Zeit auftreten. Betrug und Leichtgläubigkeit, Denkfehler und Abhängigkeit vom Gefühl haben hierbei physiologische und psychologische Vorgänge, welche auf noch zum Teil unbekannten Gesetzen beruhen, falsch gedeutet. Selbstbetrug, Sinnestäuschungen, psychische Defekte und geistige Beschränktheit wirkten mit, die Taschenspielereien der Medien für Wunder zu halten. Dazu kam der Reiz, den alles Geheimnisvolle hat, und das Interesse, etwas über das Jenseits zu erfahren. Der Nährboden für den Spiritismus, dessen Grundlage eine grobmaterialistische Vorstellung von der Seele ist, ist vor allem in den Salons zu suchen. Verteidigungsschriften sind: Davis, Prinzipien d. Nat. 1847. Crookes, Der Spiritismus und die Wissenschaft. 1872. 3. Aufl. Leipzig 1898. Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen. 4 Bde. Leipzig 1877—81. B. Hellenbach, Die neuesten Kundgebungen einer intelligiblen Welt. Wien 1882. Aksakow, Animismus und Spiritismus. 1890. du Prel, Der Spiritismus. Leipzig 1893. Polemische Schriften sind: Th. Fechner, Die Tagesansicht gegenüb. d. Nachtansicht. 1879. W. Schneider, Der neue Geisterglaube. 1882. F. Schultze, Die Grundgedanken des Spiritismus. 1883. F. Kirchner, Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. 1883. Kiesewetter, Geschichte des neuen Okkultismus. 2 Bde. Leipzig 1891—4. E. v. Hartmann, Der Spiritismus. 2. Aufl. Leipzig 1898. Hennig, Wunder und Wissenschaft. Bd. 2: Der moderne Spuk- und Geisterglaube. Hamburg 1906. W. Wundt in seinen Essays.

Spiritualismus (nlt., v. lat. spiritus) heißt diejenige Ansicht, welche, von der inneren menschlichen Erfahrung ausgehend,

Digitized by Google

den Geist, die Seele für das Wirkliche, den Körper, den Leib dagegen entweder für eine bloße Erscheinung oder für ein Produkt oder für ein Entwicklungsmoment des Geistes, der Seele, also für eine niedere Stufe des Daseins ansieht. Der Spiritualismus beruft sich darauf, daß uns im Grunde nur Vorstellungen, nicht Dinge der Außenwelt gegeben sind, und darauf, daß der Geist Freiheit und Zweckwirksamkeit in allen Teilen des Leibes zeige, so daß man ihm Existenz außer und über dem Stoffe zuschreiben müsse. Der Spiritualismus versucht vom Bekannten zum Unbekannten (von den Vorstellungen zu den Dingen) fortzuschreiten. Er nimmt Selbsterkenntnis des Geistes an und stützt sich auf die Analogie künstlerischen Schaffens. Er erscheint in der Neuzeit in der Doppelform, daß die Wirklichkeit entweder als ein Reich unendlich vieler Einzelseelen, oder als ein Reich eines Gesamtgeistes angesehen wird. In der ersteren Gestalt schuf ihn Leibniz (1646 bis 1716), in der letzteren Hegel (1770—1831). Vertreter des Spiritualismus in einer der Leibnizschen Monadenlehre verwandten Form ist auch Berkeley (1685—1756) gewesen. — Freilich hat der Spiritualismus auch manches gegen sich: Er kann die Körperwelt und unseren Leib nicht vollständig erklären. Auch kann er nicht rechtfertigen, daß die Herrschaft des Geistes über den Leib durch seine Abhängigkeit von diesem beschränkt wird. Er muß jedenfalls, um nicht einem unberechtigten Anthropomorphismus zu verfallen, sich den Geist von den engmenschlichen Formen befreit und allgemeiner gefaßt denken. — Vgl. Idealismus, Monismus. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 175ff.

Spiritualität (fr. spiritualité, v. lat. spiritus) heißt Geistigkeit, Immaterialität (s. d.) und bildet den Gegensatz zur Körperlichkeit, Materialität. Spirituell heißt geistig, geistreich.

Spiritus animalis s. Nervengeist.

Spiritus rector, herrschender Geist, hieß bei den Alchimisten die Naturkraft, welche das Menschenleben verlängern, andere Stoffe in Gold verwandeln u. dgl. sollte.

Spleen (engl. spleen), eigtl. Milzsucht, heißt die spezifische englische Form der Hypochondrie. Sie entspringt zur Zeit der Pubertät dem unbefriedigten Geschlechtstriebe, bei reiferem Alter dem Mangel an geregelter Tätigkeit, der Übersättigung u. a. Am besten wird sie durch strenge Diät und regelmäßige Tätigkeit bekämpft.

Digitized by Google

Spontaneität (franz. spontanéité, v. lat. spontaneus) heißt Selbstbestimmung (s. d.).

Sprache (ahd. sprâhha, mhd. sprâche) heißt im weiteren Sinne jede Mitteilung innerer Zustände eines lebenden Wesens an andere durch Ausdrucksbewegungen oder Zeichen. So gibt es eine Gebärden-, Mienen-, Augen- und Lautsprache. Insoweit haben nicht nur Menschen, sondern auch manche höher organisierte Tiere eine Sprache. Im engeren Sinne ist aber Sprache die Äußerung und Mitteilung von Gefühlen, Gedanken und Willensregungen durch artikulierte Laute, Wörter und Wortverbindungen. Eine solche völlig entwickelte Lautsprache besitzt nur der Mensch, der in der Fähigkeit aktiver Apperzeption das Tier übertrifft, und bei dem die Verbindung der Stimm- und Gehörsnervenfasern innerhalb des Zentralorgans eine höher entwickelte als bei den Tieren ist. Die Lautsprache ist dem Menschen nicht angeboren, nicht also mit der Entstehung des Menschen gegeben, auch nicht von den Menschen erfunden, nicht also ein beabsichtigtes Werk des Menschen, sondern sie ist ein notwendiges Entwicklungsprodukt seines Geistes, das, einmal entstanden, zugleich auch das wichtigste Werkzeug der Ausbildung seiner Gedanken geworden ist. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache konnte durch historische Forschung nicht zur Beantwortung gebracht werden. Sie mußte vielmehr aus der Wirksamkeit derjenigen Faktoren gelöst werden, die auch jetzt noch in der lebendigen Sprache tätig sind. Die Sprache ist zunächst ein psychophysisches Gebilde. Sie entwickelt sich nur bei Menschen, die den Gehörsinn besitzen. Der Taubgeborne lernt, trotzdem ihm die physische Fähigkeit dazu nicht abgeht, nicht auf natürliche Weise sprechen, weil er nicht hören kann. Das Gehör ist also die psychische Vorbedingung der Sprachentstehung. Sprache ist die von Menschen produzierte und zugleich gehörte Summe von Lautvorgängen. Der Zusammenhang zwischen Gehör und Sprachvermögen ist ein um so wertvolleres Moment der menschlichen Organisation, als ein gleicher Parallelismus für das Gesicht nicht existiert. Licht und Farben, die wir sehen, können wir mit unsern Organen nicht hervorbringen, während wir Laute, die wir hören, selbst produzieren können. In der Lautsprache verbinden sich Laut und Bedeutung miteinander. Die Urschöpfung der Sprache ist also die Verbindung des Lautes mit der Bedeutung. Aber zur Sprache wird diese Verbindung erst dadurch, daß sie von

Digitized by Google

dem Sprechenden festgehalten und reproduziert und von anderen verstanden und gleichfalls reproduziert und so zu etwas Bleibendem und Wiederkehrendem, den Zusammenhang der Menschen Vermittelndem wird. Sprache ist daher auch Produkt des Gesellschaftstriebes. Die ersten Sprachlaute sind Reflexe, Trieb- und Ausdrucksbewegungen, Äußerungen, bei denen Gefühl und Anschauung noch innerlich verbunden sind. Die Sprache ist auf dieser Stufe pathognomischer Affektausdruck, also wesentlich interjektional (pathognomische Sprachperiode). Der Laut hat aber ferner in diesem Entwicklungspunkte eine innere Verwandtschaft zu dem, was ihn hervorgerufen hat. Die Lautbedeutung ist daher Onomatopöie, Nachahmung eines Schalls oder natürliche Wiedergabe der Empfindung eines anderen Sinnes durch eine verwandte Klangbildung. Nachdem für den Sprechenden eine solche Verbindung zwischen dem Laut und der Bedeutung entstanden ist, ist ihre Reproduktion seitens des Sprechenden bei Wiederkehr gleichen Anlasses nach dem Gesetze der Assoziation verständlich, und ebenso ist für den Hörenden, der dieselbe Ursache der Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung miterlebt, das Verständnis und die Möglichkeit der Reproduktion gegeben. So entstehen die ursprünglichsten Bestandteile der Sprache, die Sprachwurzeln, die zunächst nur Sinneswahrnehmungen bezeichnen können. Aus sinnlicher Bedeutung werden aber dann allmählich andere verwandte Bedeutungen gebildet, und es entwickelt sich, wobei sich das ursprüngliche Verhältnis zwischen Laut und Bedeutung natürlich löst, aus dem Konkreten das Abstrakte, indem eine Vorstellung durch die andere bereits vorhandene apperzipiert wird. Diese Stufen der etymologischen Sprachentwicklung und des Sprachgebrauchs, in denen Bedeutungswandel und Lautwandel die Lebensprozesse der Sprache sind, geben ihr erst den Reichtum an Worten und Bezeichnungen, dessen sich die entwickelten Sprachen erfreuen, und machen sie zu dem wichtigsten Hilfsmittel des menschlichen Geistes, Allgemeinvorstellungen zu bilden und das abstrahiendere Denken zu entwickeln, machen aber auch zugleich das Wort zu einem mehr willkürlichen Zeichen des Gedankens. Und weiter bilden einzelne Sprachen durch Zusammensetzung, Ableitung und Flexion, wobei wiederum Laut- und Bedeutungswandel innig ineinandergreifen, den Ausdruck syntaktischer Beziehungen heraus, und es entsteht auf der Stufe des grammatischen

Digitized by Google

Baues aus der Sprache die Möglichkeit, logische Beziehungen bequem zu denken und darzustellen. So muß die Sprache als Produkt der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gelten, und Sprachforschung und Psychologie stehen in engster Verbindung miteinander.

Die geschichtliche Entwicklung der menschlichen Sprache hat bisher nicht zu der Herrschaft einer Gemeinsprache geführt. Nur eine Reihe von Einzelsprachen und Sprachfamilien sind im Laufe der Kulturentwicklung entstanden. Der Form nach unterscheidet man unter ihnen isolierende oder einsilbige Sprachen (z. B. das Chinesische), d. h. solche, die nur Wurzeln besitzen und die Beziehungen derselben nicht zum Ausdruck bringen, agglutinierende Sprachen (z. B. die finnisch-tatarischen Sprachen), d. h. solche, die den Ausdruck für Beziehungen durch Anfügung (Nachsetzung, Vorsetzung, Hineinsetzung) der Beziehungslaute an die Wurzel besitzen, und flektierende Sprachen (z. B. das Indogermanische), d. h. solche, in denen der Ausdruck der Beziehung sowohl durch Anfügungen als durch innere Veränderungen der Wurzeln erfolgt.

Die Erforschung der Sprache beginnt mit den Griechen, doch haben diese sich auf die eigene Sprache beschränkt und, indem sie wesentlich den logischen Gehalt der Sprache erfaßten, nur die Terminologie für die Redeteile geschaffen, in denen sie fälschlich auch zugleich die Satzteile sahen. Die Anfänge der griechischen Sprachforschung liegen bei den Sophisten (5. Jahrh. v. Chr.), von Bedeutung waren Platon (427—347), Aristoteles (384—322), der Abschluß fällt den Stoikern zu. Die Römer haben die griechische Terminologie auf die lateinische Sprache angewandt und, zum Teil mit groben Mißverständnissen, ins Lateinische übersetzt. In der Neuzeit ist die griechisch-römische Terminologie auf alle europäischen Sprachen übertragen worden. Neue Prinzipien in der Sprachforschung tauchen nach den Griechen erst gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts bei den Deutschen auf. Es entsteht die philosophisch-historische Sprachwissenschaft. An der Spitze derselben steht Herders (1744—1803) Abhandlung über den Ursprung der Sprache (verfaßt 1770), in der er nachwies, daß der Mensch kraft des Charakters seiner Gattung, der Merkmale suchenden Besonnenheit, unterstützt von der ihn tönend umgebenden Natur, sich notwendig Sprache und Poesie habe erschaffen müssen. Eine umfassende Sprachphilosophie

Digitized by Google

schuf dann Wilhelm von Humboldt (1767—1835) auf der Grundlage historischer Kenntnis der verschiedensten Sprachen und der Kantischen Philosophie. Ihm ist die Sprache der sich offenbarende und mitteilende menschliche Geist, der Übergang vom Geist zur Erscheinung, kein Werk, sondern Energie, in der der ganze Mensch energiert, und ihm dient die Sprachwissenschaft dazu, eine Charakteristik des Menschen bezüglich seiner idealen Fähigkeit und realen Leistung zu geben. Sein Hauptwerk ist das Werk über die Kawisprache, mit seiner Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (erschienen 1836—1839). Die von Humboldt geschaffene Sprachphilosophie hat ihre Fortsetzer in Steinthal und Lazarus gefunden (vgl. Völkerpsychologie).

Während W. v. Humboldt die neuere Sprachphilosophie begründete, erforschte Jacob Grimm (1785—1863) die historische Entwicklung der germanischen Sprachen und gab in seiner Deutschen Grammatik (seit 1819) das erste Beispiel einer geschichtlichen Behandlung des Sprachstoffes, und um dieselbe Zeit widmete sich Franz Bopp (1791—1867) dem Sprachstudium mit der Absicht, hierdurch in das Geheimnis des menschlichen Geistes einzudringen. Er wurde der Schöpfer der Sprachvergleichung und lieferte für den indogermanischen Sprachstamm den Nachweis der Verwandtschaft der einzelnen Sprachen und zugleich den ersten Nachweis der Entstehung grammatischer Formen. Was z. B. Flexion, Deklination und Konjugation ist, hat Bopp zuerst im Wesen aufgehellt. Sein Hauptwerk, die vergleichende Grammatik (1. Aufl., Berlin 1833 bis 1852, 2. Aufl. 1856—1861, 3. Aufl. 1868), hat den tiefsten Einfluß auf die Sprachforschung im 19. Jahrhundert ausgeübt, obwohl anfangs die klassische Philologie sich in grober Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit gegen die Sprachvergleichung feindselig verhielt. Die von W. v. Humboldt, J. Grimm und Bopp gegebenen Gesichtspunkte der Sprachforschung sind anfangs gesondert voneinander, dann zusammenwirkend, die Linien geworden, auf denen sich alle Sprachwissenschaft fortentwickelt hat. Dominierend ist die historisch-vergleichende Behandlung der Sprachen. Aber auch die philosophische Grundlegung, freilich befreit von den Fesseln einseitiger Metaphysik, ist nicht zu entbehren und bildet heute kaum noch einen Gegensatz zur historischen Richtung. Kräftig einwirkend ist in der

Digitized by Google

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den neu gewonnenen Gesichtspunkten der Forschung der phonetische hinzugetreten, der erst der natürlichen Seite der Sprache die volle Aufmerksamkeit zugewandt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet man die Laute daraufhin, wie sie akustisch wirken und wie sie durch die Artikulationsorgane hervorgebracht werden, und erklärt die Veränderungen in der Sprache aus den Modifikationen der Stellung der Sprachwerkzeuge. Man faßt daher die Sprachgesetze als Naturgesetze auf. Die Phonetik hat ihre wichtigsten Vertreter in Brücke (Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. 1856), Merkel (Physiologie der menschlichen Sprache. 1866), Rumpelt (Das nat. System d. Sprachlaute. 1869), G. Michaelis, der zuerst an der Berliner Universität sprachphysiologische Vorlesungen hielt), Zeitschrift für Stenographie und Orthographie. 1853 ff.), Bell (Sounds and their relations. 1882; Visible Speech. 1867), Scherer (Zur Gesch. d. deutschen Sprache), Trautmann (Sprachlaute. 1884—86), Sievers (Phonetik. 1876, 3. Aufl., Halle 1885), Sweet (Handbook of Phonetics. Oxford 1877), u. a. m. gefunden. Aber auch der phonetische Gesichtspunkt ist nur eine Seite, und zwar nicht die höchste der Sprachbehandlung und hat sich den anderen beizuordnen, nicht überzuordnen, was ihm in der Gegenwart noch nicht immer ganz gelingen will. — Vgl. L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868. Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft. Berlin 1872 ff.; Whitney, Die Sprachwissenschaft (übersetzt von Jolly. München 1874); Bleek, Über den Ursprung der Sprache. 1868; Marty, Über den Ursprung der Sprache. 1876; Noiré, Der Ursprung der Sprache. Stuttgart 1887; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl., Halle 1898; H. Oertel, Lectures on the Study of Language. 1901. G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Leipzig 1901. Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. 4. Aufl. Leipzig 1904; Grundfragen der Sprachforschung. Straßburg 1901. K. Bruchmann, Die neueste Sprachphilosophie (Preuß. Jahrb., Bd. XLI, S. 409 bis 420). Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Heidelberg 1902. O. Dittrich, Grundzüge der Sprachphilosophie. Bd. I. Halle 1904. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1901, § 21, 3. S. 367 ff.; Völkerpsychologie, Bd. I, Die Sprache. 2. Aufl. I—III (Sprache, Mythus,

Digitized by Google

Sitte). Leipzig 1904. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 3. Aufl. Jena 1907. A. Marty, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. 1. Bd., Halle 1908. Cl. u. W. Ston, Die Kindersprache. Leipzig 1907/9. M. Scheinert, W. v. Humboldts Sprachpsychologie. Leipzig 1909. W. v. Humboldt, Gesammelte Schriften, I. Abt., Bd. VII. Berlin 1909 (darin die Abhandlung „Über d. Verschiedenheit d. menschlichen Sprachbaues"). O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Leipzig 1909. K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. Leipzig 1910.

Sprachstörungen s. Aphasie und Paraphasie.

Sprung (gr. *ἅλμα*, lat. saltus) nennt man eine Lücke im Beweise (in concludendo vel demonstrando). Da jeder Beweis auf einer engen Verknüpfung seiner Glieder beruht, ist jeder Sprung ein Fehler. Auch auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete wird der Sprung meist durch Hinweis auf das Gesetz der Stetigkeit abgewiesen, wonach es in der Natur nur allmähliche, aber nicht unvermittelte Übergänge gebe (in mundo non datur saltus). Die Mutationstheorie erkennt diesen Satz nicht ohne weiteres an. — Vgl. Mutation.

Staat (ahd. aus lat. status = Stand, Zustand, gr. *πόλις*, *πολιτεία*) heißt eine in sich geschlossene Gesellschaft von Menschen, die unter dem Schutze der Gesetze zur gemeinschaftlichen Sicherheit (securitas publica) und Wohlfahrt (salus publica) verbunden sind. Die Entstehung des Staates ist weder aus göttlicher Stiftung, wie Stahl (1802—1861) annahm, abzuleiten, noch aus einem Vertrage (contrat social), wie Hobbes (1588—1679), Grotius (1583—1645), Pufendorf (1632—1694), Chr. Wolf (1679—1754), Rousseau (1712—1778), Fichte (1762 bis 1814) u. a. behaupteten, noch aus dem Einfall irgend eines einzelnen, sondern, wie das Aristoteles (384—322) zuerst richtig erkannt hat (*τῶν φύσει ἡ πόλις ἐστί* Pol. I, 2, p. 1253 a 2), der den Menschen für ein „von Natur staatsbildendes Tier" erklärt (Pol. I, 2 p. 1253 a 2 f. *ἄνθρωπος φύσει πολιτικὸν ζῷον*. Pol. III 6 p. 1278 b 19 f. *φύσει μέν ἐστιν ἄνθρωπος ζῷον πολιτικόν*), aus dem Wesen des Menschen, aus dem Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebe und der natürlichen Entwicklung des Menschen. Nur allmählich, durch die verschiedensten Stufen der Gemeinschaft hindurch, die wir noch bei einzelnen Völkern vorfinden, hat sich die kultivierte Menschheit zu staatlichem Zusammenhang erhoben, der da, wo er am

Digitized by Google

vollkommensten ist, auch zugleich auf sprachlicher, ethnischer und kulturgeschichtlicher Einheit beruht und an ein festes lokales Gebiet gebunden ist. Die Grundlage des Staates ist das gemeinschaftlich von allen anerkannte Rechts- und Staatsgesetz. Aufgabe des Staates ist die Sorge für alle ihm Angehörigen, Endzweck die Verwirklichung der menschlichen Bestimmung, die darin besteht, daß der Mensch zur sittlichen Persönlichkeit werde. Der Staat hat zunächst Leben, Eigentum, Erwerb und Familie des Bürgers zu schützen. Sodann hat er, da niemand sittlich wird, den man nicht dazu erzieht, diejenigen Institute zu beschützen und zu fördern, welche die intellektuelle, ethisch-religiöse und ästhetische Erziehung betreiben und den einzelnen zu der Bildungsstufe heraufheben, derer er im Leben bedarf, also die Schule (in ihren verschiedenen Formen), die Kirche und die Kunstpflege. Doch hat er sich der gewaltsamen Bevormundung seiner Bürger, da sie Personen, d. h. selbstbewußte, sich selbst bestimmende Wesen werden sollen, zu enthalten. Andrerseits gilt der Satz: salus publica suprema lex (das Staatswohl soll das höchste Gesetz sein). Ist der Staat in Gefahr, so haben alle Einzelinteressen zu schweigen. Zu seiner Rettung müssen Gut und Blut, Ruhe und Familienglück der Zugehörigen eingesetzt werden. Und auch im gewöhnlichen Lauf der Dinge geht das Gesamtwohl dem Wohle des einzelnen voran. Der Staat erzieht zum Altruismus (s. d.), und nur in einem kräftigen und einigen Staate, wo Gerechtigkeit, Friede und Opferfreudigkeit walten, kann auch der einzelne seine Bestimmung als Mensch erfüllen.

Staatstheorien hat schon das Altertum geschaffen: Platon (424—347) versuchte ohne Anknüpfung an einen wirklich vorhandenen Staat das Ideal eines Staates aus dem Begriff der Gerechtigkeit abzuleiten. Der wesentliche Zweck des Staates ist nach Platon die Tugend und zugleich die Glückseligkeit der Staatsbürger. Erreicht kann dieser Zweck nur werden durch die Herrschaft der Philosophen im Staate, denen die Krieger und die Arbeitenden unterstellt sein müssen. Aristoteles (384—322) hat in Anknüpfung an vorhandene Staatsformen den bestmöglichen Staat zu ermitteln versucht und in einer verbesserten Form der solonischen Demokratie finden zu können vermeint. Er sieht zwar in dem Staate die umfassendste Gemeinschaft aller, die Idee eines großen Staates mit selbsttätigen Gemeinden hat er aber nicht gefaßt.

Digitized by Google

Als Zweck des Staates sieht er die Glückseligkeit der Staatsbürger an (*τέλος μὲν οὖν πόλεως τὸ εὖ ζῆν* Pol. III, 9, p. 1280 b 39). Die Stoiker gaben einer aus den drei Grundformen (Monarchie, Aristokratie, Demokratie) gemischten Staatsform den Vorzug. Cicero (106—43) sah diese verkörpert im römischen Staate. Die Scholastik des Mittelalters knüpft in ihrer Staatslehre an Aristoteles an. Die neuere Staatsphilosophie setzt mit Machiavelli (1469—1527) ein (Il Principe 1515, 1532), der frei von aristotelischem Einfluß ist, die Kirche und das Papsttum bekämpft und die Sammlung der zersplitterten Kräfte Italiens in der absoluten Herrschaft eines Fürsten sucht. Jean Bodin (1530—1596) definiert den Staat als die vernünftige und mit höchster Macht ausgestattete Regierung einer Summe von Familien. Althusius (1557—1638) sieht in dem Staat die Vereinigung von Familien, Korporationen, Gemeinden und Provinzen. Hugo Grotius (1583 bis 1645) leitet die Entstehung des Staates aus einem Vertrag ab. Thomas Hobbes (1588—1679) (Leviathan 1651) sieht in dem Staate ein dem Naturzustande, dem bellum omnium contra omnes ein Ende bereitendes künstliches Erzeugnis der Furcht und der Klugheit, das sich auf einen die Gewalt auf einen Willen übertragenden Vertrag gründet, welchem sich alle unterwerfen. Für den vollkommensten Staat hält er die absolute Monarchie, während Spinoza (1632—1677), der sich im übrigen an Hobbes' Auffassung vom Staate anschließt, ihn in der Demokratie sucht. Nach Samuel Pufendorf (1632 bis 1694) beruht der Staat auf seiner Unentbehrlichkeit für die Menschen, die des Rechtsschutzes und der Sicherung des Friedens bedürfen, und entsteht durch Verträge, in denen sich eine größere Anzahl von Menschen vereinigen. Chr. Wolf (1679—1754) führt ebenfalls die Entstehung des „gemeinen Wesens", des Staates, auf einen Vertrag (pactum) zurück und sieht den Zweck des Staates in der Beförderung der gemeinen Wohlfahrt und in der Erhaltung der Sicherheit (Institutio, S. 972 ff.). Nach Kant (1724—1804) ist „ein Staat (civitas) die Vereinigung einer Menge von Menschen unter Rechtsgesetzen". Sofern diese als Gesetze a priori notwendig, d. i. aus Begriffen des äußeren Rechts überhaupt von selbst folgend (nicht statutarisch) sind, ist seine Form die Form eines Staats überhaupt, d. i. der Staat in der Idee, wie er nach reinen Rechtsprinzipien sein soll, welche jeder wirklichen Vereinigung zu einem gemeinen Wesen

Digitized by Google

(also im Innern) zur Richtschnur (norma) dient. Ein jeder Staat enthält drei Gewalten in sich, d. i. den allgemein vereinigten Willen in dreifacher Person (trias politica): die Herrschergewalt (Souveränität) in der des Gesetzgebers, die vollziehende Gewalt in der des Regierers (zufolge dem Gesetz) und die rechtsprechende Gewalt (als Zuerkennung des Seinen) in der Person des Richters (Metaphysik der Sitten I, § 45, S. 164 f.). Fichte (1762—1814) leitet den Staat aus dem übereinstimmenden Willen aller derer, die sich zur Sicherung ihrer Rechte durch einen Staatsbürgervertrag vereinigen, ab und betont den Grundsatz der Volkssouveränität. Die Aufgabe des Staates sucht er in der Sicherung des Rechtes. Hegel (1770—1831) sieht in dem Staat die Wirklichkeit der sittlichen Idee, das an und für sich Vernünftige, das sittliche Ganze, die Verwirklichung der Freiheit, den absoluten unbewegten Selbstzweck. — Vgl. Staatsverfassung. — Kant, Metaphys. Anfangsgründe der Rechtslehre, 1798. J. E. Erdmann, Philos. Vorlesungen über den Staat. Halle 1851. R. v. Mohl, Gesch. d. Staatswissenschaften. München 1882. Fr. Paulsen, Zur Ethik und Politik. Berlin. Deutsche Bücherei. Bd. 32. Rosin, Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre. Freiburg 1897. Rehm, Allgemeine Staatslehre. Freiburg 1899. R. Schmidt, Allgemeine Staatslehre. 2 Bde. Leipzig 1900—1903. Gumplowicz, Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck 1904.

Staatsromane s. Utopien.

Staatsverfassung heißt die Art und Weise, in der die Ausübung der höchsten Gewalt im Staate gestaltet ist. Man unterscheidet 1. nach der Zahl der Herrschenden: a) Monarchie (wählbare oder erbliche Alleinherrschaft) und b) Polyarchie (Vielherrschaft, Republik), welche nach der Art und Zahl der Herrschenden α) Aristokratie (Adelsherrschaft), β) Oligarchie (Herrschaft weniger Geschlechter), γ) Demokratie (Volkesherrschaft), δ) Ochlokratie (Pöbelherrschaft) sein kann; 2. nach dem Maße der Herrscherrechte: a) unbeschränkte (Autokratie) und b) beschränkte (Synkratie) Staatsverfassungen. Daraus ergeben sich folgende Kombinationen: 1. Monarchie: a) Autokratie (Despotie, Absolutismus), b) Konstitutionalismus; 2. Polyarchie (Republik): a) Unbeschränkte Aristokratie, Oligarchie, Demokratie, Ochlokratie, b) Repräsentativsystem. Von selbst drängt sich die Frage auf, welche Regierungsform die beste sei. Sie kann nur dahin beant-

Digitized by Google

wortet werden, daß bei der Verschiedenheit der Völker und ihrer Entwicklungsstufen nicht an jeder Stelle dieselbe Form gleich gut sei. Es hat sowohl Monarchien als auch Republiken gegeben, welche mächtig, glücklich und dauerhaft waren, und andrerseits hat jede Staatsform ihre Mängel. Die Monarchie ist am wenigsten der Anarchie (Gesetzlosigkeit) ausgesetzt, weil sie die Staatsgewalt konzentriert. Ist sie erblich, so ist eine Stetigkeit des Interesses, der Regierungsprinzipien gesichert, das gefährliche Streben Ehrgeiziger nach der Krone ausgeschlossen. Ist sie dabei konstitutionell, d. h. hat das Volk durch seine Vertreter Anteil an Gesetzgebung und Besteuerung, so ist damit eine gewisse Garantie für die Berücksichtigung des Volkswohls gegeben. Aber sie hat ihre Gefahr darin, daß Unfähige an die Spitze des Staates treten und Herrschergeschlechter entarten können. Die Republik kann die Selbsttätigkeit des Volkes hoch entwickeln und echte Tugenden erzeugen. Aber sie gibt auch dem Ehrgeize und dem Parteihader weiten Spielraum und bewährt sich in Momenten der Gefahr oft nicht. Jede brauchbare Staatsform muß sich aus den gegebenen Verhältnissen bilden und sich mit ihnen fortentwickeln. Konstruieren läßt sich kein Staat, so oft dies auch versucht ist. Im Altertum hat Platon (427—347) in seiner Republik (*πολιτεία ἢ περὶ δικαίου, πολιτικός*), ohne an die bestehenden Staaten unmittelbar anzuknüpfen, eine ideale Staatsverfassung vom Begriffe der Gerechtigkeit aus zu konstruieren versucht. Aristoteles (384—322) hat dagegen auf Grund reichen Beobachtungsmaterials und in Kritik der Lehren Platons vom Idealstaate die beste mögliche Verfassungsform (eine verbesserte solonische Verfassung) aufgestellt (*πολιτικά, πολιτεῖαι*). — Polybios (210—127) hat hierauf zu einer Zeit, wo die römische Weltherrschaft schon im Entstehen war, den Kreislauf der Verfassungen im Altertum dargestellt und die Forderung einer Verfassung, in der die Vorzüge der einzelnen Verfassungen vereinigt wären, erhoben (vgl. U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Griechisches Lesebuch, Berlin 1902. Erster Halbband). Cicero (106—43) hat in seinen politischen Schriften (de re publica, de legibus) die römische Staatsverfassung idealisiert. Bei Beginn des Mittelalters hat Augustinus (353—430) in seiner Schrift de civitate dei libri XXII (413—426) die weltgeschichtliche Entwicklung unter die Idee des göttlichen Ratschlusses gestellt und in ihr einen Kampf zweier Staaten, des

Digitized by Google

Staates Gottes und des Staates des Teufels (civitas terrena), gesehen. Im irdischen Staate sah er demgemäß ein Erzeugnis der Sünde und eine von Gott verordnete Zwangsanstalt zur Bestrafung und Linderung des Bösen, im Gottesstaat, der aus Gottes Gnade entstand, die einen Teil der Menschen dem Verderben entzog, und der nun neben den irdischen Staaten besteht, sah er den Zukunftsstaat. In der Neuzeit begannen die philosophischen Untersuchungen über den Staat mit dem Wiedererwachen der Wissenschaft im 15. und 16. Jahrhundert. Der erste selbständige Staatsphilosoph der Neuzeit war Macchiavelli (1469—1527), der bei seinen Zeitverhältnissen für die Idee der absoluten Monarchie in Italien eintrat (Il principe 1515, 1532). Von da an hat die Philosophie das Problem der besten Staatsverfassung nicht wieder fallen gelassen. In der neuesten Zeit ist dabei häufig eine Überschätzung des Wertes des Staates eingetreten (Politismus). Zwischen dem Verhalten der Staaten und der Moral aber ist oft eine weite Kluft gewesen. — Vgl. Staat. — Joh. Bodinus, de rep. 1584. Th. Hobbes, de cive 1632 u. Leviathan 1651. Spinoza, tractat. theologico-politicus. 1670. Rousseau, contrat social. 1762. Kant, Die Metaphysik der Sitten. 1797. F. G. Fichte, Der geschlossene Handelsstaat. 1800; Staatslehre. 1820. Hegel, Philos. d. Rechts. 1833. Schleiermacher, Die Lehre v. Staat. 1840. Trendelenburg, Naturrecht. 1868.

Stammbegriffe s. Kategorien.

Standhaftigkeit heißt die Tugend, unvermeidliche Übel ohne Klage zu ertragen, Schwierigkeiten und Versuchungen durch Widerstand zu überwinden und in gefährlicher Lage unerschrocken auszuharren, wie es die Pflicht und die Selbstachtung fordert. Muster der Standhaftigkeit sind z. B. einzelne Stoiker und die Märtyrer des Glaubens gewesen, die für ihre Überzeugung gestorben sind.

Statistik (franz. statistique), eigentlich Staatskunde, heißt die zahlenmäßige Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen Bereichs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit. Von der Geschichte unterscheidet sie sich dadurch, daß sie das innere und äußere Leben der Staaten ausschließlich in der Gegenwart registriert, während die Geschichte dasselbe gewöhnlich in Form der Vergangenheit erfaßt. Daher nannte A. Schlözer (1735 bis 1809) die Geschichte eine fortlaufende Statistik und die Statistik

Digitized by Google

eine stillstehende Geschichte. Jene kann man etwa die Biographie, diese die Charakteristik einer Gemeinschaft nennen. Den Inhalt der Statistik bilden alle äußeren und inneren Lebenserscheinungen des Staates. Eine Beziehung zur Philosophie hat die Statistik dadurch gewonnen, daß man mit ihrer Hilfe die Frage der Willensfreiheit des Menschen zu lösen versucht hat. Sie zeigt z. B., daß alljährlich innerhalb eines Staates ungefähr dieselbe Zahl von Ehen geschlossen, dieselbe Zahl von Briefen unfrankiert aufgegeben, dieselbe Zahl von Verbrechen und Selbstmorden verübt wird usw. In diesen Zahlenverhältnissen scheinen also Gesetze zu liegen, welche die Freiheit des Menschen einschränken oder ausschließen. Aber diese Folgerung ist unbegründet. Es variieren die Zahlen gemäß den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Menschen stiften oder unterlassen z. B. die Ehe nach vernünftiger Überlegung. Auch schwankt die Zahl derselben Kategorie von Jahr zu Jahr. Die Zahl der Selbstmörder betrug z. B. in Dänemark sechs Jahre hintereinander 340, 401, 426, 363, 393, 426. Die Statistik kann ferner nur zur öffentlichen Kenntnis gelangte Tatsachen anmerken. Das Wichtigste (das innerste Motiv der Tat) entgeht ihr oder läßt sich nicht immer durch sie mit Sicherheit feststellen. Selbst wenn ungefähr dieselbe Zahl derselben Generation dieselben Verbrechen verübt, so folgt daraus doch noch nicht, daß der einzelne diese oder jene Tat tun müsse. Die Statistik beweist nur, daß es auch auf moralischem Gebiet Durchschnittsverhältnisse gibt und daß auch hier nicht Willkür schaltet. Sie bereitet die Lösung von letzten Problemen der Moral vor und liefert ihr brauchbares Material. Aber sie kann für sich selbst die letzten Fragen nicht lösen. Ihre Resultate heben also die Annahme einer praktischen Willensfreiheit keineswegs auf (s. Moralstatistik). — Vgl. Determinismns, Freiheit. — Quételet, Sur l'homme et le développement de ses facultés. Paris 1835. Drobisch, Die moral. Statistik und die menschl. Willensfreiheit. Leipzig 1867. A. v. Öttingen, Die Moralstatistik. 1866.

Stein der Weisen (lapis philosophorum) hieß nach dem Glauben der Kabbalisten und Alchimisten das Mittel, Gold zu machen, den Krankheitsstoff aus dem Körper zu beseitigen und das Leben zu erneuern, die Geheimnisse der Natur zu entdecken und die Macht über die Geister zu gewinnen. Man nannte es auch das allgemeine Auflösungsmittel, das große

Digitized by Google

Magisterium, die rote Tinktur oder das große Elixir. Nach dem mythischen Hermes Trismegistos nannte man die Goldmacherkunst auch die hermetische. Dieser Ausdruck kommt schon in dem Aristoteles untergeschobenen Buche „de practica lapidis philosophici" vor. — Vgl. Schmieder, Geschichte der Alchimie. Halle 1832. F. Renau, Eau de Jouvence. Paris 1880. Berthelet, Les origines de l'alchimie. Paris 1885. Schäfer, Die Alchimie, ihr ägyptisch-griechischer Ursprung. Berlin 1887.

Stetigkeit (gr. *συνέχεια*, lat. continuitas) heißt allgemein der ununterbrochene Zusammenhang äußerer oder innerer Vorgänge oder Größen. Stetige Größen sind also solche, deren Teile nicht voneinander gesondert sind, sondern gemeinsame Grenzen haben. Stetige Größen scheinen aber als in das Unendliche teilbar, und obgleich der Begriff des Stetigen also den scheinbaren Widerspruch in sich einschließt, daß eine endliche Größe gedacht werden soll, die aus einer unendlichen Zahl von Teilen besteht, woran die Eleaten Anstoß nahmen, so kann man diesen Begriff doch mathematisch fixieren (Differential- und Integralrechnung). Man kann stetige und stetig veränderliche Größen unterscheiden. Eine stetige Größe ist der Raum, stetig veränderliche Größen sind die Zeit und die Bewegung. Auch auf die Zahlen ist versucht worden, das Gesetz der Stetigkeit in der Weise zu übertragen, daß gezeigt worden ist, es gäbe (irrationale) Zahlen, durch die jede in der Anschauung gegebene stetige Größe und jedes Verhältnis solcher Größen gemessen werden könnte, es lasse sich also ein stetiger Übergang von einer ganzen Zahl zur nächstfolgenden herstellen (Dedekind, Stetigkeit und irrationale Zahlen, Braunschweig 1872. Cantor, Grundlagen einer allgemeinen Mannigfaltigkeitslehre, Leipzig 1882). Der Gegensatz zum Stetigen ist das Diskrete (s. d.). Auf dem Begriff der stetigen Größe beruht die Geometrie, auf dem Begriff der diskreten Größe die Arithmetik. Den materiellen Körpern kommt Stetigkeit nach der atomistischen Auffassung nicht wirklich, sondern nur scheinbar zu, da ihre kleinsten Teile durch Zwischenräume getrennt sind. — Das Gesetz der Stetigkeit (lex continui: „la nature ne fait jamais des sauts." Leibniz) leugnet jeden Sprung (s. d.) in der Natur. Aristoteles (384—322) definiert das Stetige als dasjenige, dessen Teile gemeinsame Grenzen besitzen (*λέγω δὲ συνεχὲς ὅταν ταὐτὸ γένηται καὶ ἓν τὸ ἑκατέρου πέρας, οἷς ἅπτονται καὶ συνέχονται.*

Digitized by Google

Metaph. XI, 12 p. 1069a 6 ff.). Chr. Wolf (1679—1754) bestimmt den Begriff des Stetigen im Anschluß daran so: „Wenn die Teile dergestalt in ihrer Ordnung aufeinander folgen, daß man zwischen ihnen nicht andere in einer andern Ordnung setzen kann, so saget man, es gehe in einem fort und heißet ein auf solche Art zusammengesetztes Ding ein stetiges Ding." (Vern. Ged. I, § 58.) Kant (1724—1804) definiert: Continuum — est quantum, quod non constat simplicibus (De mundi sens. atque intellig. forma et principiis. Sectio III, § 14, 4) und: Die Eigenschaft der Größen, nach welcher an ihnen kein Teil der kleinstmögliche (kein Teil einfach) ist, heißt die Kontinuität derselben. Raum und Zeit sind quanta continua, weil kein Teil derselben gegeben werden kann, ohne zwischen ihnen Grenzen (Punkte und Augenblicke) einzuschließen, mithin nur so, daß dieser Teil selbst wiederum ein Raum oder eine Zeit ist (Kr. d. r. V., S. 169). — Vgl. diskret, Continuität, Eleatismus. — Wundt, Logik, B. II, 3. Aufl., Stuttgart 1907, S. 233 ff.

sthenische Affekte (von gr. *σθένος* = Stärke, Kraft) nennt Kant (1724—1804, Anthropol., § 73) solche, die von erregender, dadurch aber auch oft von erschöpfender Beschaffenheit sind, während die asthenischen die Lebenskraft unmittelbar abspannen, aber oft dadurch auch Erholung vorbereiten. In der Krit. d. Urteilskraft, § 29, S. 120 f. unterscheidet er Affekte von der wackeren und von der schmelzenden Art. Jene machen „das Bewußtsein unserer Kräfte, jeden Widerstand zu überwinden (animi strenui), rege", diese machen „die Bestrebung zu widerstehen selbst zum Gegenstande der Unlust (animum languidum)". — Vgl. Affekt, Asthenie.

Stil (lat. stilus = Griffel) heißt allgemein die Art und Weise der künstlerischen Gestaltung eines Stoffes, auf die Sprache angewandt, die eigentümliche sprachliche Ausdrucksweise des einzelnen Menschen. Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil (vgl. Buffon [1707—88]: „Le style est l'homme même", 1753.) Der gute Stil zeigt sich in der Klarheit und Deutlichkeit des Gedankens, in der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, in der Bestimmtheit und Angemessenheit des Ausdruckes, sowie in der Vermeidung einförmiger und schwerfälliger Satzbildung. Der philosophische Stil bedarf dazu der Tiefe. Schopenhauer (1788—1860) nannte den Stil die Physiognomie des Gedankens. Unter den neueren deutschen

Digitized by Google

Philosophen zeichnen sich durch guten Stil aus Herbart, Schopenhauer, v. Hartmann, Paulsen und Nietzsche, während das Gegenteil von dem Stile Hegels und Krauses gilt. — In der Kunst versteht man unter Stil sowohl die zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern in einer Kunst vorherrschende besondere Darstellungsweise (z. B. romanischer, gotischer Stil) als auch die in den Werken eines Meisters ausgeprägte eigenartige Richtung. — Vgl. Manier. — Karl Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. 2. Aufl., München 1878—79. Fr. Paulsen, Die Zukunftsaufgaben der Philosophie in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, VI, S. 419ff.

Stimmung (gr. *ἁρμονία*) bezeichnet in der Psychologie mit einem aus der Musik entlehnten Ausdruck die einheitliche Gemütslage eines Menschen, die aus einer Summe von körperlich und geistig bedingten, in dem Organismus wurzelnden und hauptsächlich im Gemeinfühlen bestehenden Gefühlszuständen in einem bestimmten Zeitpunkte hervorgeht. Fast alle Gemütsbewegungen laufen in aus ihnen resultierende Stimmung aus. Die Stimmung wechselt bei dem Menschen nach seinem Gesamtbefinden, nach Wetter, Jahreszeit, Klima, Nahrung, Umgebung u. dgl. Doch kehren bei jedem einzelnen Menschen ähnliche Stimmungen oft wieder, und das Wiederkehrende in den Stimmungen ist vom Temperament (s. d.) des Menschen abhängig. Wundt versteht unter Stimmungen Affekte, welche relativ schwache Gefühle enthalten. — Vgl. Laune. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 210.

Stoff s. Materie.

Stoizismus heißt zunächst die Philosophie der Stoiker, die durch Zenon (ca. 350—258) begründet, durch Kleanthes, Chrysippos, Panaitios, Poseidonios u. a. fortgebildet worden ist. Der Stoizismus ordnet die Logik und die Physik der Ethik unter, lehrt aber auch andrerseits, daß die Sittlichkeit nicht ohne die Erkenntnis möglich ist. In der Logik knüpft er an Aristoteles an und entwickelt einen erkenntnistheoretischen Sensualismus. In der Physik geht er von Herakleitos aus und steht auf dem Standpunkte des Materialismus (Stoff und Kraft), nimmt aber die sokratisch-platonische Teleologie und den Vorsehungsglauben in sich auf und färbt sich dadurch pantheistisch. In der Ethik, die vom Kynismus

Digitized by Google

(s. d.) beeinflußt ist, ist er idealistisch. Das naturgemäße Leben (*ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν*) ist ihm das oberste Lebensziel. Die Tugend (praktische Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit) scheint ihm zur Glückseligkeit ausreichend. Sie ist allein gut. Das Laster ist schlecht. Alles andere ist weder gut noch schlecht, sondern ein Mittleres, Gleichgültiges (*ἀδιάφορον*). — Auf dem Gebiete der grammatischen Forschung ist der Stoizismus grundlegend gewesen. Auf ihm beruht bis heute die grammatische Terminologie (vgl. R. Schmidt, Stoicorum grammatica. Halle 1839). Der Stoizismus hat auch nach dem Altertum noch eine Nachwirkung in dem Zeitalter der Patristik (s. d.) und der Renaisance geübt und wirkt noch bis in die Gegenwart. — Vgl. Sprache. — Allgemeiner genommen, bedeutet Stoizismus eine herbe, freudlose, nur moralisierende Weltanschauung. — Vgl. Zeller, Die Philosophie der Griechen. 3. Aufl., Leipzig 1880. Bd. III, 1, S. 1ff. Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie. 9. Aufl. v. Lortzing. Leipzig 1909, § 65—72, S. 218 bis 244. Ogereau, Essai sur le système philosophique des stoiciens. Paris 1885. L. Stein, Die Psychologie der Stoa. 2 Bde. Berlin 1886—1888. Dyroff, Die Ethik der alten Stoa. Berlin 1897. Barth, Die Stoa. Stuttgart 1903. J. v. Arnim, Stoicorum veterum fragmenta. Bd. 1—3. Leipzig 1902—1905. Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 10. Aufl. B. I. Berlin 1909, S. 95*—98*.

Stolz (von mhd. stolz = töricht, anmaßend, das aus dem lat. stultus herrührt) heißt die Überhebung auf Grund eigener Vorzüge. Der Stolze hat wirklich Vorzüge, z. B. Charakterfestigkeit, wissenschaftliche oder künstlerische Leistungsfähigkeit, aber er überschätzt sie. Infolgedessen ist sein Ehrgefühl empfindlich. Er fürchtet, nicht genug anerkannt zu werden oder seinem Werte etwas zu vergeben, und läßt daher seine Bedeutung durch ein kaltes, vornehmes Wesen fühlen. Er möchte durch sein bloßes Auftreten imponieren, damit sich andere neben ihm gering achten. Er hat vielleicht wirklich Erfahrungen gemacht, woraus er schließen zu können glaubt, daß er selbst mutiger, kaltblütiger, klüger, großherziger usw. ist als andere. Er hat auch vielleicht mit Bewußtsein und Eifer seit lange danach gestrebt, daß dies so sei. So gründet sich das Selbstgefühl des Stolzen auf sein Ich, vor dem er selbst Achtung hegt. Stolz ist man immer nur auf sich, auf seine Taten und Werke, oder auf

Digitized by Google

seine nächsten Anverwandten und Freunde, weil man etwas mit ihnen geleistet zu haben, in ihnen etwas zu besitzen wähnt. Der Stolze verschmäht auch die äußeren Ehrenzeichen, während sie der Eitle leidenschaftlich begehrt und der Hochmütige sie rücksichtslos fordert. So ist Eitelkeit das größte Hindernis des Stolzes und Hochmut unsittlicher als Stolz. Der Stolze läßt sich nicht zum Schmeicheln, Kriechen, Heucheln und Lügen herab. Hierin hat der Stolz seine gute Seite, ist edler Stolz, d. h. Selbstachtung des Menschen als vernünftiges Wesen, durch das er verhindert wird, etwas Unwürdiges zu denken, zu sagen oder zu tun. — Vgl. Selbstgefühl, Eitelkeit, Hochmut.

Strafe (mhd. strâfe) heißt das von einer Rechtsgemeinschaft durch Urteil verhängte Übel, welches jemand infolge seiner Schuld trifft. Voraussetzungen für die Strafe sind also die Schuld, die begangen ist, und die Rechtsgemeinschaft, die durch ihre Organe Strafen verhängt. Im Naturzustande gab es also noch keine Strafe, sondern nur Rache. Höchstens war in der Familie, aus welcher der Staat erwuchs, seit Urzeiten Strafgerechtigkeit. Erst mit der Entstehung der Staaten entsteht auch die Strafe, ihrem Begriff und Wesen nach. Seiner Aufgabe gemäß hat der Staat nur diejenigen Handlungen, welche die bürgerliche Rechtsordnung und Sicherheit gefährden, zu bestrafen. Überschreitungen der Moral, welche dies nicht tun, keinen anderen beeinträchtigen, auch nicht öffentliches Ärgernis geben, gehen ihn dagegen unmittelbar nichts an.

Bezüglich des Zwecks und des Grunds der Strafe unterscheidet man die relativen und die absoluten Strafrechtstheorien. Jene leiten die Strafe aus einem außerhalb derselben liegenden Zweck ab, diese betrachten die Strafe als Selbstzweck. Unter den relativen Theorien sind zwei hervorzuheben: Entweder suchen die Anhänger der relativen Strafrechtstheorie den Zweck der Strafe in der Abschreckung der Menschen von dem gestraften Verbrechen, oder sie suchen den Zweck der Strafe in der Besserung des Verbrechers. Aber die einseitige Abschreckungstheorie, wie sie uns z. B. in den grausamen Strafandrohungen der Carolina (1532) entgegentritt, bewährt sich nicht, weil, wie die Geschichte lehrt, auch die furchtbarsten Martern die Verbrechen nicht aus der Welt geschafft haben, und auch die Besserung des Verbrechers tritt trotz der Einrichtung von Zuchthäusern und Fürsorgeanstalten nur selten ein. Die relativen Theorien finden also ihre Widerlegung durch

Digitized by Google

das Mißverhältnis, das zwischen Zweck und Mittel, zwischen Erstrebtem und Erreichtem besteht. Wenigstens kann der Hauptzweck der Strafe weder in der Abschreckung noch in der Besserung liegen. Nach der absoluten Theorie ist die Strafe die Aufhebung der verbrecherischen Störung der Rechtsordnung, die Wiederherstellung des Rechts, indem sie dem Gesetz Genugtuung verschafft. Nach dieser Auffassung (Vergeltungstheorie) dient die Strafe vor allem dem Schutze der Gesetze, der Heiligung der Rechtsordnung, und die Strafrechtspflege wird zu einer Art von staatlichem Sakramente. Jede Verletzung des Rechts wird geahndet, und schon die uralte römische Strafformel lautete: „Lehre durch das Exempel deiner Strafe, alles das heilig zu halten, was du entheiligt hast!" Daß dieses der wichtigste Zweck der Strafe sei, wird meist zugegeben werden. Wollte der Staat nur ein Jahr, einen Monat lang nicht mehr dem verhöhnten Gesetze Genugtuung verschaffen, so würde bald die ganze Rechtsordnung dahin sein. Und dasselbe geht auch aus der Art hervor, wie Eltern strafen. Nicht, um sich an dem Kinde zu rächen, fügen sie ihm ein Übel zu, sondern um ihm Achtung vor ihren Geboten einzuflößen. Ebensowenig darf natürlich der Staat bei dem Strafen grausam verfahren, damit er nicht rachsüchtig erscheine. Auch als Sicherung vor drohenden weiteren Verbrechen (Sicherungstheorie) kann die Strafe von denjenigen angesehen werden, die die Idee vertreten, daß Staat und Recht nur den Zweck haben, der Gesellschaft zu dienen. Doch nähert sich im Kerne diese Sicherungstheorie der Abschreckungstheorie. Relative und absolute Theorien lassen sich aber auch zu dem Gedanken verbinden, daß die Strafe das Recht wiederherstellt und daneben vom Unrecht abschreckt, auch die Gesellschaft sichert und den Verbrecher bessert. Als Nebenzwecke der Strafe können immerhin die Abschreckung anderer, die Sicherung der Gesellschaft und die Besserung der Verbrecher gelten. Jene beiden ersten sind deshalb nötig, weil jede Rechtsverletzung als böses Beispiel andere leicht zur Nachahmung reizt, solange sie nicht üble Folgen, d. h. Strafe, nach sich zieht und den Bestand der Gesellschaft gefährdet. Diese letztere darf ebenfalls als Nebenzweck der Strafe gelten. Denn da der Verbrecher Feind und Friedensstörer der Gesellschaft ist, kann diese Gesellschaft auch verlangen, daß jener zu einem friedlichen und geeigneteren Glied erzogen werde.

Digitized by Google

Die Strafe darf also nicht den Rest von Ehrgefühl und Sittlichkeit, den der Bestrafte hat, ersticken, soll ihn vielmehr entwickeln. Es faßt sich also der Begriff der bürgerlichen Strafe dahin zusammen, daß sie als ein von einer Rechtsgemeinschaft für eine begangene Schuld verhängtes Übel bezeichnet wird, durch welches vor allem die verletzte Rechtsordnung wiederhergestellt, daneben aber auch von ähnlichen Vergehen abgeschreckt, die Gesellschaft geschützt und der Schuldige gebessert werden soll. — Von dieser Rechtsstrafe, die bis hierher ins Auge gefaßt ist, unterscheidet sich die Erziehungsstrafe dahin, daß bei ihr die mildesten Formen vorwalten und daß der Zweck der Besserung hier den Vorrang vor den Zwecken der Abschreckung, der Vergeltung oder Sühne und der Sicherung der Lebensgemeinschaft behauptet. — Vgl. v. Liszt, Der Zweckgedanke im Strafrecht (Zeitschr. f. d. ges. Staatsrechtsw. Bd. 3). Berlin 1883. Kohler, Das Wesen der Strafe. Würzburg 1888. R. Löning, Über die Begründung des Strafrechts. Jena 1889. A. Merkel, Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrecht. Straßburg 1892. v. Liszt, Strafgesetzgebung der Gegenwart. Berlin 1894 ff. Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts, herausgegeben auf Anregung des deutschen Reichsjustizamtes. Berlin 1905 ff. Stenglein, Lexikon des deutschen Straftrechts. Berlin 1900; Suppl. v. Galli 1904. v. Liszt, Birkmeyer, Lipps und Kraepelin, Vergeltungsstrafe, Rechtstrafe, Schutzstrafe. 4 Vorträge. Heidelberg 1906. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Leipzig 1910, S. 48—60.

Strahlende Materie hat Crookes den feinen Stoff genannt, der die Ursache für die in luftverdünnten Röhren (Hittorfschen oder Crookesschen Röhren. Verdünnung bis auf 0,00001 Atmosph.) bei Anwendung elektrischer Ströme entstehenden eigentümlichen Lichterscheinungen ist. Mit dieser strahlenden Materie hat sich später namentlich J. J. Thomson eingehend beschäftigt und ihr, beziehungsweise bestimmten materiellen Teilen, aus denen die strahlende Materie besteht, den Namen Korpuskeln (s. d.) gegeben. Die elektrischen Ladungen in luftverdünnten Röhren hat zuerst Hittorf 1869 genauer untersucht. Er beobachtete, daß das + Licht vollständig verschwindet, am — Pol aber senkrecht zur Oberfläche der Kathode eigentümliche Strahlen ausgehen, die sich geradlinig fortpflanzen und Glas, Rubin usw. zu intensivem Leuchten

Digitized by Google

bringen (Kathodenstrahlen). In jüngster Zeit hat Goldstein aber beobachtet, daß auch am + Pol den Kathodenstrahlen entgegengesetzte negative Strahlen entstehen, die sich gleichfalls geradlinig fortpflanzen und ebenfalls auf einer Glaswand wie die Kathodenstrahlen eine, wenn auch wesentlich schwächere Fluoreszenz hervorbringen. Die Kathodenstrahlen sieht man demgemäß gegenwärtig als feine, materielle, negativ elektrisch geladene Teilchen an, die von der Kathode mit $^1/_5$ bis $^1/_4$ Lichtgeschwindigkeit durch das Vakuum hindurchgeschleudert werden (vgl. Korpuskeln). Es sind winzige Stäubchen gewissermaßen jenseits der Materie, die von allen stark erhitzten Körpern (z. B. auch von der Sonne) und von den elektrischen Körpern fortgeschleudert werden.

Röntgenstrahlen oder X-Strahlen sind keine Kathodenstrahlen, die ja nur im Inneren eines luftleeren Raumes entstehen. Es sind vielmehr solche Strahlen, die außerhalb der Röhren dadurch entstehen, daß kräftige Kathodenstrahlen auf die Glaswand oder irgend einen festen Körper fallen. Sie durchdringen fast alle Körper und werden dadurch sichtbar gemacht, daß man sie auf einen Schirm von Bariumplatincyanür fallen läßt, der dadurch zu fluoreszieren anfängt. — Vgl. Ionen, Elektronen, Korpuskeln. — O. Lehmann, Die elektrischen Lichterscheinungen und Entladungen. Halle 1898. Annalen der Physik, I, 1902.

Streben (mhd. streben = sich abmühen, sich heftig bewegen) heißt jede tierische oder menschliche Tätigkeit, die auf ein Ziel gerichtet ist, dessen Erreichung Hindernisse im Wege stehen. Ein Streben entsteht überall da, wo ein mehr oder minder bewußter Wille in seiner Bahn gehemmt wird. Wir finden das Streben daher durch die ganze Welt des tierischen und menschlichen Lebens hin verbreitet, in dem überall verschiedene Kräfte in Wechselwirkung stehen. Das Tier wie auch der Mensch strebt instinktiv nach Befriedigung seiner Triebe. Unsere Sinne streben nach dem, was ihrer spezifischen Energie zusagt. So streben wir nach Erkenntnis, Glückseligkeit, den verschiedenen Gütern der Erde usf. — Vgl. Begehren, Wille, Trieb.

Streckentäuschungen heißen diejenigen normalen geometrisch-optischen Täuschungen, denen jedes menschliche Auge in bezug auf Größenschätzung bei der Vergleichung verschieden gerichteter begrenzter gerader Linien im Sehfeld unterworfen

Digitized by Google

ist, indem z. B. vertikale Linien etwa um $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{10}$ zu groß geschätzt werden gegenüber gleich großen horizontalen, so daß ein Quadrat wie ein Rechteck mit kleinerer Basis erscheint, während umgekehrt bei einem nach dem Augenmaß gezeichneten Quadrat die Höhe zu klein gezeichnet wird. Die Ursache dieser Streckentäuschung liegt in den Verschiedenheiten der Anordnung der das Auge nach oben und unten und der dasselbe nach außen und innen bewegenden Muskeln. Eine zweite Art der Streckentäuschungen besteht darin, daß die obere Hälfte einer vertikalen und die äußere einer horizontalen Geraden um durchschnittlich $\frac{1}{16}$ beziehungsweise $\frac{1}{40}$ überschätzt wird. Ihre Ursache ist die relative Erleichterung der Abwärtsbewegungen beziehungsweise der Konvergenzstellung der Augen. Für eine dritte Art der Streckentäuschungen gilt die Regel: Gezwungene und unterbrochene Bewegungen sind anstrengender als freie und kontinuierliche, so daß gerade Linien, die zur Fixation nötigen, im Vergleich mit Punktdistanzen und gerade durch Teilpunkte mehrfach unterbrochene Linien im Vergleich mit ununterbrochenen überschätzt werden. — Vgl. Richtungstäuschungen, Sinnestäuschungen. — Wundt, Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 10, S. 149ff. Grundz. d. physiol. Psychol., 6. Aufl., B. II. Leipzig 1910, S. 581ff.

Subalternation (nlt. von lat. subalternus = untergeordnet) heißt die Unterordnung von partikulären Urteilen unter universale. Ein Urteil wird einem zweiten Urteil subalterniert, wenn das zweite einen weiteren Umfang hat als das erste. Das besondere Urteil heißt das subalternierte, das allgemeine das subalternierende (i ist dem a subalterniert, o dem e). Hierbei gilt die Regel: Wenn das subalternierende Urteil wahr ist, ist es auch das subalternierte, und wenn das subalternierte falsch ist, ist es auch das subalternierende. Aus der Wahrheit von SaP bzw. SeP folgt also die Wahrheit von SiP bzw. SoP. Aus der Falschheit von SiP bzw. SoP folgt auch die Falschheit von SaP bzw. SeP. Ist z. B. das Urteil „alle Menschen sind sterblich“ wahr, so ist auch wahr, daß einige Menschen sterblich sind, und ist das Urteil falsch „einige Menschen sind vollkommen“, so ist auch das Urteil falsch: „alle Menschen sind vollkommen“. Natürlich müssen

Digitized by Google

bei subalternierenden und subalternierten Urteilen Subjektsbegriff, Prädikat und Kopula gleich sein, und nur die Quantität des Urteils darf differieren, indem das subalternierende größeren Umfang hat als das subalternierte. Das Gesetz der Folgerung ad subalternatam propositionem heißt auch dictum de omni et nullo (s. d.). Man kann das subalternierende in das subalternierte verwandeln, indem man die Quantität verringert, wodurch man die Wahrheit einschränkt. Subalternationsschlüsse sind Enthymeme (s. d.) — Vgl. Urteil, Schluß.

Subdivision, Unterabteilung, s. Einteilung.

Subjekt heißt eigentlich der zugrunde liegende Gegenstand (gr. *τὸ ὑποκείμενον*). Demgemäß bezeichnet die Logik mit Subjekt dasjenige Glied des Urteils oder Satzes, von dem der Denkprozeß seinen Ausgang nimmt und dem eine Bestimmung gegeben werden soll. Das Subjekt schließt die Quantität des Urteils in sich ein, indem es den Umfang von Gegenständen angibt, von welchen das Urteil gilt. — Sodann versteht man metaphysisch jetzt unter Subjekt das menschliche Ich, also ein vorstellendes, erkennendes, fühlendes und handelndes Wesen im Gegensatz zum Objekt, d. h. dem Gegenstande des Erkennens, Fühlens und Handelns. Dies kann unpersönlich als Gegenstandsbewußtsein, oder persönlich als das geistig-leibliche menschliche Individuum gedacht werden. Sofern das Subjekt sich selbst Gegenstand werden kann, heißt es Subjekt-Objekt. Der erkenntnistheoretische Idealismus faßt das Subjekt und das Objekt als einander bedingende und daher voneinander untrennbare, der Realismus als zwei selbständige aufeinander einwirkende Faktoren. — Vgl. Objekt, Ich, Substanz.

subjektiv heißt im weiteren Sinne alles dasjenige, was nur im Subjekt existiert, z. B. Gefühle, Vorstellungen, Willensregungen. Im engeren Sinne heißen so solche Gedanken und Empfindungen, welche bloß in der besonderen oder individuellen Natur des Vorstellenden und Empfindenden begründet sind, während die objektive Erkenntnis und Empfindung durch die Natur der Sache selbst bestimmt ist (vgl. Objekt). Diese Bedeutung des Wortes ist aber erst in neuerer Zeit (innerhalb der Wolfschen Schule) aufgekommen. Im Mittelalter (seit Duns Scotus 1265—1308) nannte man dasjenige subjektiv, was der Sache, dem Vorgestellten (subjectum) zukommt, objektiv (von obicere = vorstellig machen) hingegen die Vorstellung davon. — Unsere Subjektivität beweist

Digitized by Google

dadurch ihre Macht, daß wir alle Dinge zunächst von dem Gesichtspunkt des eigenen Nutzens aus ansehen. Niemand kann seine Subjektivität völlig verleugnen, selbst in wissenschaftlichen Fragen nicht. Nur einzuschränken vermag man ihren Einfluß durch allgemeine Gedanken, Gefühle und Interessen. Den theoretischen Subjektivismus vertreten die Sophisten („der Mensch ist das Maß aller Dinge"), den praktischen die Egoisten (Stirner, Nietzsche). In Geschmacks- und Glaubenssachen ist die Subjektivität am Platze, nicht aber in der Wissenschaft, die nach objektiver Wahrheit strebt. — Vgl. Egoismus. — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904. S. 11ff.

subkonträr heißt das Verhältnis zweier partikulärer Urteile, von denen das eine bejaht, das andere verneint, also das Verhältnis von SiP und SoP, z. B. „einige Menschen sind glücklich" — „einige Menschen sind nicht glücklich". Subkonträre Urteile können nicht beide falsch, wohl aber beide wahr sein. Man kann also von der Unwahrheit des einen unter zwei subkonträren Sätzen auf die Wahrheit des anderen schließen. Subkonträre Urteile sind nicht Gegensätze, sondern Parallelsätze. — Vgl. Urteil, Schluß.

sublata re tollitur qualitas rei (d. h. mit Aufhebung der Sache wird auch die Eigenschaft aufgehoben) ist ein zutreffender logischer Grundsatz, der aber nicht umgekehrt werden darf.

Subordination (lat.), Unterordnung, s. Beiordnung, Begriff, Gattung, Art.

Subreption (lat. subreptio = Erschleichung von subrepere = erschleichen) nennt man denjenigen Denkfehler, welcher durch sinnliche Täuschungen, durch Unaufmerksamkeit, Übereilung oder böse Absicht begangen wird. — Vgl. Petitio principii, Trugschlüsse, Beweis.

Substanz (lat. substantia, gebr. seit Quintilianus [Inst. or. 3, 6, 8], gr. *οὐσία, ὑπόστασις, τὸ ὑποκείμενον*) heißt das Selbständige, das Fürsichbestehende gegenüber dem Unselbständigen, Anhaftenden (den Eigenschaften oder Akzidenzen) oder das Beharrende gegenüber dem Wechselnden (den Zuständen). Der Substanzbegriff ist einer der schwierigsten und schwankendsten Grundbegriffe des Denkens. In der ältesten griechischen Philosophie spielt statt seiner der Begriff der *ὕλη* (des Stoffes) eine wichtige Rolle. Dieser fängt an sich in der Lehre des Hera-

Digitized by Google

kleitos (um 500 v. Chr.) vom Fluß der Dinge zu verflüchtigen. Durch die Eleaten wird dagegen der Begriff des wahrhaft Seienden zuerst unabhängig von der Erfahrung logisch und im Gegensatz zum Begriffe des nur scheinbar Seienden geformt und damit der Substanzbegriff eingeleitet. Platon (427 bis 347) sucht darauf das Substantielle (*οὐσία*) in den allgemeinen Begriffen oder Ideen in Absonderung von der Sinnenwelt. Aristoteles (384—322), der die Idee in den Stoff, das Allgemeine in das Einzelne verlegte, brachte es nicht zu einer festen, abschließenden Definition der Substanz. Er suchte einerseits das Seiende in der Einzelsubstanz, in der er das Wesenhafteste sah, und er nahm andrerseits an, daß es ein Wissen, das auf das Wesen der Dinge geht, nur vom Allgemeinen gebe. Er nannte Substanz (*οὐσία, τὸ ὑποκείμενον*) bald das Beharrende, den Träger der wechselnden Affektionen (*συμβεβηκότα*) (Analyt. poster. I, 21 p. 83 a 24ff), bald das Selbständige (Metaph. VI, 3 p. 1029 a 8), bald die der Materie innewohnende Form (Metaph. IV, 8 p. 1017 b 25), bald das Wesentliche (Metaph. VI, 3 p. 1029 a 1), bald auch das Einzelding (Kategor. 5 p. 2 a 18). Er unterschied endlich auch drei Substanzen, die Materie, die Gestalt und das Produkt beider (Metaph. VI, 3 p. 1029 a 2). Im Mittelalter schloß man sich in der Bestimmung des Substanzbegriffes entweder an Platon (Idee) oder an Aristoteles (Form) an. Tertullianus († 220 n. Chr.) definierte die Substanz vom christlichen Standpunkte aus als das dem einzelnen Dinge Eigene, während er die Natur als das ihm mit andern Dingen Gemeinsame auffaßte (Substantia propria est rei cuiusque, natura vero potest esse communis. De an. 32). Descartes (1596 bis 1650) definierte die Substanz als ein Ding, welches zu seiner Existenz keines anderen Dinges bedarf (per substantiam nihil aliud intelligere possumus, quam rem, quae ita existit, ut nulla alia re indigeat ad existendum), und nahm zwei Arten von Substanzen an, die unerschaffene, die allein dem Begriffe der Substanz genau entspricht, und die erschaffenen Substanzen, die nur der unerschaffenen zu ihrer Existenz bedürfen. Substanz im ersteren Sinne ist nur Gott, das Wesen, das zu seiner Existenz durchaus keines anderen Wesens bedarf. Substanzen im zweiten Sinne sind die ausgedehnte und denkende Substanz, die zu ihrer Existenz nur der Mitwirkung Gottes bedürfen. Spinoza (1632—1677), der dem Begriff der Substanz strengere Einheit geben wollte, definierte: „Unter

Digitized by Google

Substanz verstehe ich das, was in sich ist und durch sich vorgestellt wird, das heißt das, dessen Vorstellung nicht der Vorstellung eines anderen Gegenstandes bedarf, von der sie gebildet werden müßte (per substantiam intelligo id, quod in se est et per se concipitur, hoc est id, cuius conceptus non indiget conceptu alterius rei, a quo formari debeat" (Eth. I. Def. 3), und ließ nur eine unendliche, ewige und notwendige Substanz gelten, deren Wesen die Existenz einschließe, nämlich Gott. Denken und Ausdehnung galten ihm nur als Attribute Gottes. Leibniz (1646—1716) bestimmte das Wesen der Substanz als tätige Kraft, als Vorstellung, und nahm eine unendliche Zahl von Substanzen (Seelen, Monaden) an. Locke (1632—1704) hat zuerst in der Neuzeit den Substanzbegriff, wie er vom Altertum und Mittelalter her überliefert war, scharf kritisiert und gezeigt, er bezeichne nichts als den gänzlich unbekannten Träger gewisser Eigenschaften. Hume (1711 bis 1776) löste dann den Substanzbegriff ebenso wie den Kausalitätsbegriff völlig auf. Durch sinnliche Eindrücke werden nur Zustände und Möglichkeiten, nicht Substanzen wahrgenommen. Ebensowenig gewinnen wir die Substanz durch innere Erfahrung. Das unbekannte Etwas, an dem die Eigenschaften haften sollen, ist nur eine Erdichtung der Einbildungskraft. Die beharrliche Gleichheit der Attribute rechtfertigt nicht die Annahme eines beharrenden Trägers derselben. Die Substanz ist nichts weiter als das Zusammensein der Eigenschaften. Kant (1724 bis 1804) bestimmt den Substanzbegriff als Kategorie (Verstandesbegriff) der Relation in Korrelation mit dem Begriff der Akzidenzen. Die Substanz ist für ihn das Beharrliche, der Träger der wechselnden Akzidenzen. Der Gültigkeitsbereich der Substanz, wie aller Kategorien, ist das Erfahrungswissen. Von den Dingen an sich ist die Gültigkeit des Substanzbegriffes nicht nachzuweisen. Für das Bewußtsein gründet sich aber die Realität auf Begriffe wie Substanz und Kausalität, und die Bedeutung des Substanzbegriffes faßt Kant in den Sätzen zusammen: „Alle Erscheinungen enthalten das Beharrliche (Substanz) als den Gegenstand selbst, und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung, d. i. eine Art, wie der Gegenstand existiert" (Kr. d. r. V., S. 182), und: „Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert" (Kr. d. r. V. 2. Aufl., S. 224). J. G. Fichte (1762—1814) leugnet die Realität der Substanz

Digitized by Google

überhaupt, indem er behauptet, sie sei nur die Totalität der Glieder eines Verhältnisses. Während Schelling (1775 bis 1854) auf Spinozas pantheistischen Standpunkt bezüglich der Substanz zurückkehrt, ist für Hegel (1770—1831) die Substanz oder das Absolute das Subjekt, welches in Wahrheit wirklich ist. Herbart (1776—1841) sah wieder, wie Locke, in der Inhärenz der Eigenschaften ein Problem. Aber er suchte dies Problem positiv zu lösen. Die Substanz ist ihm das unbekannte Eine, dessen Setzung die verschiedenen Setzungen der Merkmale repräsentiert. Sie ist das vermißte Subjekt, welches unserer Kenntnis fehlt, in der Natur aber nicht fehlen kann. So verschwindet bei näherer Betrachtung der Begriff der Sache, und der der Substanz tritt an ihre Stelle. Ähnlich wie Leibniz nimmt er dann als letzte Substanzen eine unendliche Vielheit von Realen an. Schopenhauer (1788—1860) sieht in der Substanz nur eine Abstraktion der Materie, die jedoch zwecklos, ja fehlerhaft sei, weil dabei die heimliche Nebenabsicht unterlaufe, durch Erschleichung (subreptio) den Begriff der Seele als einer immateriellen Substanz zu gewinnen. Wundt (geb. 1832), nach dem der Substanzbegriff aus der Projektion des eigenen Seins auf die Welt der Objekte entspringt, sieht in der Substanz, soweit sie als Begriff brauchbar ist, den Begriff eines vom Subjekte unabhängigen Gegenstandes, dessen sich die Naturwissenschaft, welche die Dinge mittelbar in Abstraktion vom Subjekte betrachtet, als Hilfsbegriffs bedient und dem er drei Eigenschaften, die Einfachheit seiner Elemente, die Wirksamkeit und Beharrlichkeit beilegt.

Der Begriff Substanz hat, wie diese geschichtliche Übersicht zeigt, bisher keine allgemein anerkannte Bestimmung gefunden, sondern man versteht darunter entweder den einfachen Stoff, oder das beharrliche Ding, oder die wirksame Kraft, oder die Form, oder das Absolute, oder das Sein der Natur, oder das Sein des Geistes, oder man leugnet ihre Existenz ganz ab usw. Trotzdem kann auch das kritische Denken des Substanzbegriffs nur schwer entbehren und faßt ihn formal entweder als das Einfache gegenüber dem Zusammengesetzten oder als Selbständige gegenüber dem Anhaftenden, oder als das Beharrliche gegenüber dem Wechselnden, oder als das Wirksame gegenüber den Wirkungen, also als den festen Ausgangspunkt in aller räumlichen Zerstreuung, in aller Mannigfaltigkeit der Qualitäten, in allem zeitlichen Wandel des Daseins und in aller Abhängigkeit

Digitized by Google

des Geschehens. Der Mensch anthropomorphosiert, indem er begreift, und indem er sein ihm durch Erfahrung innerlich bekanntes eigenes Ich in die Welt hineinträgt, schafft er den Substanzbegriff, ohne den er nicht im Denken vorwärts kommt (vgl. Julius Schultz, Die Bilder von der Materie, Göttingen 1905). Durch bloße Wahrnehmung ist die Substanz nicht aufzufinden, sie ist vielmehr eine Begriffsform, durch die das Sein gedacht, nicht angeschaut wird. Ob ihr metaphysisch etwas entspricht und was ihr metaphysisch entspricht, ob ein Materielles, oder ein Geistiges, oder ein Absolutes, oder ein uns völlig Unbekanntes, oder ein Nichts, ist eine der Grundfragen der Metaphysik und eines der schwersten Probleme (vgl. Metaphysik). Die Anhänger der reinen Aktualitätstheorie glauben ohne die Substanz auskommen zu können. — Vgl. Aktualität. — J. Schultz, Die Bilder von der Materie. Göttingen 1905. Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, B. I, S. 515—547. G. A. Friedlieb, Das Gesetz von der Erhaltung der Substanzintelligenz. Leipzig-Gohlis 1909. B. Bauch, Das Substanzproblem in d. griech. Philos. bis zur Blütezeit. Heidelberg 1910. E. Cassierer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntnistheorie. Berlin 1910.

Substanzgesetz (auch Universalgesetz oder Konstanzgesetz) nennt Haeckel (geb. 1834) die Zusammenfassung der Gesetze von der Erhaltung des Stoffes und der Energie.

Substrat (v. lat. substernere = unterbreiten, gr. *τὸ ὑποκείμενον*), eigentl. Unterlage, Träger, heißt die qualitätslose Substanz im Gegensatz zu ihren Akzidenzen.

Subsumption (nlt. v. lat. sub = unter und sumere = nehmen), Unterordnung, nennt man die Beziehung des Artbegriffs auf den Gattungsbegriff; subsumieren heißt etwas unterordnen, einbegreifen. — Vgl. Begriff, Urteil, Schluß.

Sucht (ahd., mhd. suht = Krankheit) heißt die beharrliche, leidenschaftliche und daher unvernünftige Begierde, mag ihr Gegenstand gut oder schlecht sein. — Vgl. Leidenschaft, Hang, Neigung, Habsucht.

Sünde (ahd. sunta, suntea, mhd. sünde = Schuld) heißt jede unsittliche Handlung, insofern man sie als Übertretung eines göttlichen Gebotes ansieht, mag sie in Gedanken, Worten oder Werken, Mienen oder Gebärden, Taten oder Unterlassungen bestehen, also kurz „das Widersittliche unter religiösem

Digitized by Google

Gesichtspunkt". Sünde ist mithin dasselbe wie Unsittlichkeit, nur daß man dabei an Gott als den Urheber und Hüter des Sittengesetzes denkt. Man unterscheidet vorsätzliche und unvorsätzliche, wissentliche und unwissentliche, erbliche und erworbene, allgemeine und besondere, positive und negative Sünden (Begehung und Unterlassung), ferner Sünden aus Unwissenheit, Übereilung, Nachlässigkeit, Schwachheit, Vorsatz und Bosheit. — Vgl. Schuld, böse, Unsittlichkeit. — J. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. 6. Ausg. 2 Bde. Bremen 1889. Martensen, Christliche Ethik. Berlin 1892—1894. C. Clemen, Die christliche Lehre von der Sünde. Bd. I. Göttingen 1897. G. Runze, Katechismus der Dogmatik. Leipzig 1898, § 59—63. Tennant, The origin and propagation of sin. Cambridge 1902.

Sufismus (v. Sûfi = Wollbekleidete) heißt die von Abu-Said ibn Abil-cheir (um 820 n. Chr.) abgeleitete arabische Mystik, nach welcher der Mensch eine Emanation Gottes ist und wieder zu ihm zurückstrebt. Es gibt drei Stufen dieser Mystik, die der Methode, auf der der Moslem die vorgeschriebenen Gebete und Waschungen nur äußerlich vollbringt, die der Erkenntnis, auf der er sich dem Studium des Korans und der Spekulation hingibt, und die der Gewißheit, auf der er sich eins mit Gott und erhaben über alle Askese weiß. Die berühmten Dichter Dschelal eddin Rumi, Hafis und Saadi waren Sufisten. — Vgl. Krehl, Omar ben Suleimâns Erfreuung der Geister. Leipzig 1848. Kremer, Geschichte d. herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868. Merx, Ideen und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik. Heidelberg 1893. Gobineau, Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale, 3. Aufl. Paris 1900.

Suggestion (lat. suggestio), Eingebung, heißt ursprünglich in der schottischen Psychologenschule die Erweckung von Vorstellungen durch andere Vorstellungen, dann die Beeinflussung, die der eine Mensch auf den anderen durch Worte, Behauptungen, Fragen, Mienen, Blicke, Gesten und Winke ausübt. Auch die Macht der Sitte, der Mode, des Beispiels beruht auf Suggestion. — Im engeren Sinne heißt so seit Braid die Eingebung von gefühlsstarken Vorstellungen, Empfindungen, Motiven und Handlungen an Hypnotisierte. Fremdsuggestion ist die von außen kommende, Autosuggestion die von dem Hypnotisierten selbst ausgehende Suggestion. Bezieht sie sich auf

Digitized by Google

Handlungen, welche nach dem Erwachen auszuführen sind, so heißt die Suggestion posthypnotisch. — Mentalsuggestion oder Gedankenlesen heißt die Übertragung von Gedanken ohne körperliche Berührung. — Vgl. G. Brandis, Über psychische Heilmittel und Magnetismus. Kopenhagen 1878. Bernheim, Die Suggestion. 2. Aufl. Wien 1889. Wundt, Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 18, 8, S. 336. Bernheim, Suggestive therapeutics. Deutsch. 2. Aufl. Wien 1896. Binet, La suggestibilité. Paris 1900. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. 2. Aufl. Leipzig 1904. Berchteren, Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. Wiesbaden 1905. E. Trömner, Hypnotismus und Suggestion. Leipzig 1908.

Sukzessive Assoziationen nennt Wundt die Assoziationen psychischer Gebilde zu einer zeitlichen Aufeinanderfolge. Die sukzessiven Assoziationen sind den simultanen entgegengesetzt und haben zuerst den Blick der Psychologen auf sich gezogen. Sie sind den simultanen Assimilationen und Komplikationen im wesentlichen zwar gleich, unterscheiden sich aber dadurch von jenen, daß es sich bei ihnen nicht wie dort um einen einheitlichen Akt der Verbindung, sondern um deutlich geschiedene zwei Akte handelt, von denen der erste reproduzierende, der zweite reproduzierte Elemente betrifft. Reproduktion und sukzessive Assoziation stehen daher in unmittelbarer Verbindung, und die Gesetze der sukzessiven Assoziation (s. d.) sind zugleich die Reproduktionsgesetze. — Vgl. Assoziationen, Verschmelzungen, Assimilationen, Komplikationen, Gedächtnis, Erinnerung. — Wundt, Grundr. d. Psych., 9. Aufl. Leipzig 1909, § 16, 13—14a, S. 286—288. Grundzüge d. physiol. Psych. 5. Aufl., Leipzig 1903, III, S. 544 ff.

Summum ius summa iniuria, das höchste Recht ist das höchste Unrecht, ist ein alter Satz, nach welchem der, welcher das Recht auf die Spitze treibt, d. h. nur nach dem Buchstaben urteilt oder sein Recht durch schlaue Interpretation (callida iuris interpretatione) strengstens wahrt, unrecht tut, übervorteilt oder lieblos handelt (vgl. Cicero, de offic. I, 10, 30). Beispiele dafür sind Shakespeares Shylock, Sophokles' Kreon in der Antigone, der Spartanerkönig Kleomenes. Kant (1724 bis 1804) bezeichnet den Satz: summum ius summa iniuria als Sinnspruch der Billigkeit (Metaphysik der Sitten I Einl., S. XL).

Digitized by Google

Supernaturalismus oder Supranaturalismus heißt der Glaube an übernatürliche Offenbarung. Er ist der Gegensatz teils zum Naturalismus, teils zum Rationalismus. Mit dem Rationalismus teilt er jedoch die enge und bestreitbare Auffassung der Religion als einer verstandesmäßigen Aneignung von Lehren über das Übersinnliche. Er ist die Grundlage der christlichen, insbesondere der altprotestantischen Dogmatik gewesen, derzufolge „durch die Erbsünde alle religiös-sittliche Kraft im Menschen vernichtet, die Vernunft unfähig ist, in Sachen des Heils (in rebus spiritualibus) zu entscheiden und nur zur Erfüllung der bürgerlichen Gerechtigkeit (institia civilis) hinreicht". Kant (1724—1804) nennt denjenigen einen Supernaturalisten, der den Glauben an eine übernatürliche göttliche Offenbarung zur allgemeinen Religion für notwendig hält (Rel. innerh. d. Grenz. d. bloß. Vern., 2. Aufl. S. 232). — Vgl. Offenbarung.

Superstition (lat. superstitio, gr. *δεισιδαιμονία*) heißt Aberglaube (s. d. W.).

Supposition (lat. suppositio) heißt Voraussetzung.

Sustine et abstine s. abstine et sustine.

Suum cuique tribue s. neminem laede.

Syllogismus (gr. *συλλογισμός* v. *συλλογίζεσθαι*) heißt der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere (s. Schluß). Syllogistik heißt die Lehre von solchen Schlüssen. Das syllogistische Verfahren oder die Deduktion (s. d.) steht der Induktion (*ἐπαγωγή*) (d. d.) gegenüber. Aristoteles (384 bis 322) definiert (Analyt. prior. II, 23 p. 68 b 13 und Analyt. post. I, 18 p. 80 a 40): *ἅπαντα πιστεύομεν ἢ διὰ συλλογισμοῦ ἢ ἐξ ἐπαγωγῆς. Μανθάνομεν ἢ ἐπαγωγῇ ἢ ἀποδείξει. ἔστι δ' ἡ μὲν ἀπόδειξις ἐκ τοῦ καθόλου* (Ableitung des Besonderen aus dem Allgemeinen) *ἡ δ' ἐπαγωγὴ ἐκ τῶν κατὰ μέρος* (Ableitung des Allgemeinen aus dem Besonderen).

Symbol (gr. *σύμβολον* = Kennzeichen, Wahrzeichen, Merkmal, Legitimation, Marke, Abzeichen, Sinnbild, Bekenntnis, Bekenntnisformel) heißt allgemein Kennzeichen. Das Symbol unterscheidet sich vom Symptom (s. d.) dadurch, daß das Symptom gewöhnlich im engeren Sinne das natürliche Kennzeichen eines Zustandes, meist eines krankhaften, das Symbol dagegen allgemein jedes natürliche oder künstliche Kennzeichen irgend eines Zustandes bezeichnet. — Im heidnischen Kultus war das Symbol ein für den Geheimdienst gewähltes Sinnbild (Formel,

Digitized by Google

Merkwort), woran sich die in die Mysterien Eingeweihten erkannten. Im christlich-religiösen Sinne hat Symbol die eingeschränkte Bedeutung angenommen, daß es entweder die Bekenntnisformel oder das sinnliche Hilfsmittel im Sakramente bedeutet, an das sich eine übersinnliche Heilswirkung anschließen soll, wie Wasser, Brot, Wein bei der Taufe und beim Abendmahl. — Im philosophischen Sinne bezeichnet Symbol ein Sinnbild, d. h. einen wahrnehmbaren Gegenstand oder Vorgang, durch den eine Idee angedeutet wird. Symbolisch in dieser Bedeutung ist die gesamte Kunst, insofern sie in sinnlicher Erscheinung Ideen darstellt, und symbolisch ist auch alle menschliche Gotteserkenntnis („Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis"). Die Eigenschaft des Symbols, durch ein einfaches Zeichen eine Summe von Vorstellungen und Gefühlen wachzurufen, ohne dabei ins Abstrakte abzuschweifen, regt unser Gemüt an und wirkt ästhetisch und religiös. Vom Beispiel unterscheidet sich das Symbol, indem ersteres den besondern (intuitiven) Fall einer allgemeinen (diskursiven) Begriffsregel darstellt, letzteres nur die äußere Veranlassung ist, das Bewußtsein des Menschen (Assoziation, Apperzeption) auf die Idee hinzulenken, für die es ein direktes Abbild gar nicht gibt, da ihr keine sinnliche Anschauung angemessen ist. Das Symbol hat keinen direkten inhaltlichen Zusammenhang, sondern nur eine Analogie mit der Idee, die es darstellt, das Beispiel hat einen inhaltlichen Zusammenhang mit der Regel, die es darstellt. Jedoch redet man von symbolischer Bedeutung auch da, wo eine poetische Darstellung konkreter Lebensvorgänge über das Dargestellte hinausweist und allgemein menschliche Bedeutung gewinnt, wie bei Faust, Hamlet, Lear, Macbeth usw. — Kant (1724—1804) faßte das Schöne als Symbol des Sittlichguten auf (Kr. der Urteilskraft, S. 254 ff), ein Gedanke, der von Schiller, Hegel u. a. m. aufgenommen worden ist. Hegel (1770—1831) nannte im engeren Sinne diejenige Kunst symbolisch, in der die abstrakte und unbestimmte Idee noch nicht die angemessene äußere Erscheinung gefunden hat, während in der klassischen Kunst der Geist als freies Subjekt seinen angemessenen Ausdruck findet, und in der romantischen Kunst die Idee des Schönen als absoluter Geist vorherrscht, den die äußere Gestalt nicht mehr ganz zu realisieren vermag. Goethe (Kunst und Altertum 1826) sagt: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert,

Digitized by Google

nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen". — Symbolik heißt 1. die Wissenschaft von den Sinnbildern, insbesondere der religiösen, 2. die theologische Disziplin, die sich mit den kirchlichen Bekenntnisschriften und deren Lehrinhalt unter Vergleichung der Lehrbegriffe verschiedener Kirchen und Konfessionen beschäftigt. — Vgl. J. Volkelt, Der Symbolbegriff in der neusten Ästhetik. Jena 1876. F. Vischer, Das Symbol, Leipzig 1887. E. F. K. Müller, Symbolik, Leipzig 1896. Hahn, Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der alten Kirche. 3. Aufl., Berlin 1897. Verneuil, Dictionnaire des symboles, emblèmes et attributs. Paris 1897. Loofs, Symbolik der christlichen Konfessionskunde. B. I. Tübingen 1902.

Sympathie (gr. *συμπάθεια*), heißt (nach Nahlowsky) das dunkle Gefühl des Angemutetseins durch eine Person oder Sache. Die Sympathie zieht den Menschen zu einem anderen Menschen oft schon beim ersten flüchtigen Eindruck hin, während der Mensch sich beim Gefühl der Antipathie ebenso abgestoßen fühlt. Die Sympathie wird von einigen Ethikern (Shaftesbury, Hume, A. Smith, Comte, Spencer) als die subjektive Grundlage aller Sittlichkeit angesehen. — Sympathetische Gefühle oder Mitgefühle heißen die Mitfreude und das Mitleid. — Sympathetisch heißt mitfühlend, sympathisch angenehm. — Sympathisieren heißt mitempfinden. — Vgl. Antipathie, Idiosynkrasie, Einfühlung, Mitleid, Mitgefühl, Reflexbewegung.

Symptom (gr. *σύμπτωμα* = Zusammenfallen, Einsturz, Zufall, Krankheitserscheinung) bedeutet im medizinischen Gebrauche das Erkennungszeichen einer im Entstehen begriffenen Krankheit. Verallgemeinert, bezeichnet es eine Erscheinung, aus deren Auftreten man auf etwas Kommendes, meist Schlimmes, schließen kann, ohne daß man die Erscheinung als Ursache des Kommenden ansehen kann. Das Symptom und das daraus Erschlossene haben vielmehr beide dieselbe Ursache. Das Erscheinen von Cirruswolken am Himmel ist z. B. das Symptom aber nicht die Ursache des Wetterumschlags. Lichtscheu, Tränenabsonderung, Niesen, Schnupfen und Husten sind das Symptom, aber nicht die Ursache der Masernkrankheit. Symptomatisch (gr. *συμπτωματικός*) heißt dementsprechend: zu den Kennzeichen einer Krankheit gehörig, von schlimmer Vorbedeutung, von Vorbedeutung. Die Beobachtung der Symptome führt zur Erkennung eines (krankhaften)

Digitized by Google

Zustandes und zur Unterscheidung dieses Zustandes von andern ähnlichen Zuständen, d. h. zur Diagnose.

Synderesis oder Synteresis (gr. *συντήρησις* = Bewahrung) nannten die Scholastiker das Gewissen und definierten es als den Lichtfunken der praktischen Vernunft (scintilla conscientiae), den der aus dem Paradiese vertriebene Adam bewahrt hat, als eine Potenz, als einen Habitus. — Vgl. Sollen, Gewissen.

Synechologie (v. gr. *συνέχειν*) heißt die Lehre vom Zusammenhängenden, Stetigen. Herbart (1776—1841) nennt so den zweiten Teil seiner Metaphysik, die Lehre von Raum und Zeit, welche die Grundzüge seiner Philosophie der Mathematik und die Voraussetzungen der Naturwissenschaften enthält. — Vgl. Stetigkeit.

Synergismus (nlt. v. gr. *συνεργός* = mitarbeitend), Mitwirkungslehre, heißt die Lehre, nach der der Mensch zu seiner Erlösung mitwirkt. Pelagius (Anf. d. 5. Jh. n. Chr.) behauptete dies gegen Augustinus (353—430), Melanchthon 1535 gegen Luther. Im Jahre 1558 entbrannte deshalb durch die gegen ihn von Amsdorff und Flacius gerichteten Angriffe der synergistische Streit. Die Konkordienformel verdammte den Synergismus und den Flacianischen Manichäismus.

Synkatathese (gr. *συγκατάθεσις*) heißt die Zustimmung, die der Geist einer Vorstellung gibt. Auf die Zustimmung gründet sich nach der Lehre der Stoiker das Wahrnehmungsurteil.

Synkretismus (gr. *συγκρητισμός* v. *συγκρητίζειν* = sich zusammenkretern, sich vereinigen) bedeutet eigentlich Vereinigung zweier streitenden Parteien gegen einen dritten. Plutarchos, de fraterno amore Cp. 19 [490 B] bezeichnet es als löbliche Sitte der Kreter, beim Angriff fremder Völker alle Fehden untereinander aufzugeben und sich gegen den äußeren Feind als das eine Kretervolk zu vereinigen. Daher rührt der Ausdruck Zusammenkreterung. — Synkretismus nennt man in weiterer Bedeutung die unmethodische und kritiklose Vermischung verschiedener philosophischer Systeme ohne Durchdringung und Ausgleichung ihrer Prinzipien. Mit den Eklektikern (s. d.) haben die Synkretisten gemein, daß sie sich nicht an ein bestimmtes System halten, sondern das, was ihnen wahr scheint, aus vielen Systemen auswählen. Doch unterscheiden sie sich andrerseits dadurch von ihnen, daß sie auch solche Sätze und Gedankenreihen, welche sich bei näherer Prü-

Digitized by Google

fung widersprechen, aufnehmen. Sie beruhigen sich bei diesem inkonsequenten und prinziplosen Verfahren durch den Gedanken, daß ja doch aller Streit der Systeme auf Logomachie (s. d.) hinauslaufe. Dieser Richtung huldigten im Altertum Philon und die Neuplatoniker, auch die Stoa verlor sich nach der Zeit der Antonine im allgemeinen philosophischen und religiösen Synkretismus. In der Renaissancezeit vertraten ihn Mirandola und Bessarion, in der Neuzeit Ancillon (1767—1837) und Jouffroy (1796—1842). Seit 1645 entstand durch die unionistische Theologie des Georg Calixtus der synkretistische Streit.

Synopsis (gr. *σύνοψις* = zusammenfassender Überblick) heißt die Tätigkeit des Sinnes, insofern in der sinnlichen Anschauung ein Mannigfaltiges enthalten ist (Kant, Kr. d. r. V., S. 94).

Synthesis (gr. *σύνθεσις*) oder Synthese, eigentlich Zusammenstellung, Verknüpfung, Verbindung, bezeichnet in der Logik und Erkenntnistheorie das Gegenteil von Analysis (s. d.). Die Synthesis besteht in der unwillkürlichen oder willkürlichen Verknüpfung, die bei der Auffassung und Verarbeitung der sinnlichen Empfindungs-Inhalte und Vorstellungen und unserer eigenen Seelenvorgänge stattfindet, wenn wir die Empfindungen zur Einheit der Anschauung oder der Vorstellung und die Mannigfaltigkeit der einzelnen Merkmale zur Einheit der Begriffe verbinden. Darum hat Kant das Ich die transscendentale synthetische Einheit der Apperzeption (s. d.) genannt. Denn in ihm verschmelzen sich alle Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen des einzelnen Menschen zur Bewußtseinseinheit. Das Maß der Aktivität bei den einzelnen Synthesen (ob Assoziation oder Apperzeption) zu bestimmen, ist Aufgabe der Psychologie. Eine Synthesis findet bei der Wahrnehmung, bei der Reproduktion, bei der Betätigung des Gedächtnisses und der Phantasie statt. Am meisten entwickelt sie sich aber beim wissenschaftlichen Denken, d. h. bei der Bildung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen. — Eine synthetische Erklärung ist dann möglich, wenn die Merkmale vor dem Begriffe, zu welchem sie verknüpft werden, bekannt sind und die Art ihrer Verknüpfung unzweifelhaft ist. Hier wird also der Begriff durch das zusammenfassende, konstruktive Denken (z. B. in der Mathematik) erst geschaffen, während die fertig und verbunden gegebenen empirischen Begriffe nur der analytischen Verdeutlichung, d. h.

Digitized by Google

der Zerlegung in ihre Merkmale, unterliegen. — Ein Urteil heißt synthetisch, wenn sein Prädikat nicht schon, wie beim analytischen, im Subjekt liegt. So ist (nach Kant) z. B. ein analytisches Urteil: „Alle Körper sind ausgedehnt", ein synthetisches: „Jede Veränderung hat eine Ursache." Analytische Urteile erläutern, synthetische erweitern unsere Erkentnis. Hängt das synthethische Urteil von der Erfahrung ab, so ist es ein synthetisches a posteriori. Geht es aus der Vernunft hervor, so ist es ein synthetisches a priori. Kant knüpft seine gesamte Vernunftkritik an die Frage an: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?" — Die synthetische Schlußreihe entwickelt, von Prinzipien fortschreitend, Folgerungen, während die analytische rückwärts von den Folgerungen zu den letzten Gründen emporsteigt. Jenes nennt man auch die synthetische (progressive), dieses die analytische (regressive) Methode (s. d.). Jene geht vom Prinzip aus, diese vom Einzelfall. Jene empfiehlt sich mehr bei einfacheren, diese bei komplizierteren Phänomenen. Jene wird besonders von der Mathematik und der spekulativen Philosophie, diese von der Naturwissenschaft angewandt. In den Realwissenschaften muß sich die Synthese immer auf die Ergebnisse einer vorausgegangenen Analyse stützen und ist eigentlich nichts anderes als die Probe auf die Vollständigkeit der letzteren. — Wundt versteht unter Synthese die Verbindung aufeinander folgender Vorstellungen, wenn die letzteren in der neuen Vorstellung, die sie hervorgebracht haben, nicht mehr fortbestehen.

Eine besondere Bedeutung hat die Synthesis noch innerhalb der Methode bei den absoluten Idealisten (Fichte u. Hegel). Hier ist Synthesis die Vermittlung des Gegensatzes von Thesis und Antithesis, durch welche sich das Denken zu höheren Begriffen fortentwickelt. — Vgl. Kantianismus, Kritizismus, Hegelianismus. — Wundt, Logik, 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 37 ff.

Synthetismus heißt diejenige Philosophie, welche Sein und Wissen, Reales und Ideales als ein ursprünglich Gesetztes und miteinander Verbundenes betrachtet uud keins von beiden aus dem anderen ableiten will, weil beides zu trennen wegen der Einheit unseres geistleiblichen Wesens unmöglich sei. Dieser Standpunkt steht mithin sowohl dem Realismus, welcher alles Ideale aus dem Realen, als auch dem Idealismus, der alles Reale aus dem Idealen ableitet, gegenüber. Zu den Synthetisten

Digitized by Google

gehören die Identitätsphilosophen, und auch die Philosophie v. Hartmanns und Krugs (Fundamentalphilosophie. 3. Aufl., Leipzig 1827) ist Synthetismus. Krug lehrte: Wir haben in unserem Bewußtsein eine ursprüngliche Verknüpfung des Seins und des Wissens des Subjekts und der Außenwelt, die nicht weiter zu erklären ist. — Vgl. Identitätsphilosophie.

System (gr. *σύστημα* = Zusammenstellung) heißt allgemein die geordnete Verbindung zusammengehöriger Dinge oder lebender Wesen zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen. Die Verbindung kann in der Natur selbst gegeben sein, oder durch den Menschen hergestellt werden. Die Möglichkeit einer solchen Verbindung beruht darauf, daß das Zusammengesetzte von Natur eine Einheit, einen Zusammenhang hat, auch wohl einen Organismus (s. d.) bildet, oder darauf, daß allem Einzelnen eines Gebietes gewisse Übereinstimmungen, Prinzipien (s. d.) oder Regeln zugrunde liegen, die der Mensch herausfinden und nach denen er eine Verbindung vornehmen kann. So spricht man z. B. vom Welt-, Planeten-, Pflanzen-, Tier-, Nerven-, Staats-, Merkantilsystem usw. Besonders bildet jede reife Wissenschaft ein Ganzes von Erkenntnissen (Begriffen, Sätzen, Schlüssen) in Form des Systems. So gibt es ein System der Theologie, der Philosophie, der Naturwissenschaft und jeder einzelnen Wissenschaft. In einem System der Theologie werden die gesamten Lehren einer Religionsgemeinschaft nach logischen Gesichtspunkten geordnet und dargestellt. In einem System der Philosophie werden die gesamten Lehren über Natur- und Geisterwelt geordnet und auf bestimmte Prinzipien zurückgeführt. Ein System der Naturwissenschaft umfaßt in bestimmter Anordnung vom Einzelnen bis zum Allgemeinsten oder umgekehrt das Reich der Natur. Wissenschaftliche Lehren und Systeme verhalten sich dabei wie Inhalt und Form, und die Form ist keineswegs etwas Gleichgültiges oder nur didaktisch Wertvolles, sondern sie ist das feste Gerüst für die Wissenschaft, ohne welches diese nicht bestehen kann. Das System ordnet den Inhalt einer Wissenschaft, gibt jedem Einzelnen darin seinen bestimmten Platz und verknüpft die Glieder des Ganzen folgerichtig miteinander. Es repräsentiert die objektive Wirklichkeit, ihre Gliederung in seiner Gliederung widerspiegelnd. Systematik ist überall da, wo ein Mannigfaltiges verwandter Gestaltungen oder Betätigungen bewußt auf die Einheit eines Begriffes bezogen wird. Das systematische Verfahren (die

Digitized by Google

Methode) steht mithin im Gegensatz zum fragmentarischen, rhapsodischen und willkürlichen. Die niedrigste Form des Systems ist die Klassifikation (s. d.), die sich nur nach der logischen Über- und Unterordnung richtet. Höher steht die Systematik nach Grund und Folge und die nach dem Gang der Entwicklung. Das Wesen des Systems besteht nicht darin, daß alle Lehrsätze aus einem einzigen Prinzip, sondern daß sie überhaupt aus vereinbarten Prinzipien abgeleitet werden. Alle Glieder müssen in innerem Zusammenhange miteinander stehen, so daß man von einem zum andern mit Notwendigkeit fortgetrieben wird. Es widerspricht auch nicht dem Wesen der Wahrheit oder der Wahrheitsforschung, daß in derselben Wissenschaft verschiedene Systeme der Reihe nach aufgestellt werden.

Die Systeme sind entweder künstliche oder natürliche. Ein künstliches System ist die Anordnung eines wissenschaftlichen Gebiets nach mehr oder minder willkürlich herausgegriffenen Unterschieden äußerer Merkmale, wobei nicht sowohl der natürliche Zusammenhang der Einteilungsglieder als vielmehr der logische Aufbau der Einteilung nach den vom Menschen gewählten Einteilungsprinzipien die Hauptsache ist. Ein künstliches System kann daher scharfe Grenzen ziehen, ist aber nicht mehr verwendbar, sobald das Einteilungsprinzip durch Beibringung neuer Tatsachen eine Abänderung oder Entwertung erfährt (z. B. Linnésches System). Ein natürliches System ist dagegen eine Anordnung eines wissenschaftlichen Gebietes, die nicht Einzelheiten herausgreift, sondern sich auf sorgfältige Untersuchung und Berücksichtigung aller von der Natur gegebenen Verhältnisse des Zusammenhangs gründet, soweit sie nach dem jeweiligen Stand des Wissens bekannt sind. Ein solches System schafft nur selten so scharfe Grenzen wie ein künstliches. Dafür kann es sich aber den Fortschritten der Wissenschaft viel leichter anpassen und Verbesserungen erleiden, ohne daß doch sein Bestand gefährdet ist. — Systematisch heißt eine Erkenntnis, die durch Grundsätze gestützt, klar und vollständig ist. Systematisch heißt der Beweis, welcher auf Grundsätze zurückgeht und mit ihnen folgerichtig in Zusammenhang steht. Die Systematik oder Methodenlehre ist ein Teil der Logik. Die Griechen verstanden unter System eine natürliche oder künstliche Zusammenstellung von Dingen oder Personen. Aristoteles (384—322) gebraucht den Begriff

Digitized by Google

System im astronomischen Sinne von der Welt und definiert: *κόσμος — ἐστὶ σύστημα ἐξ οὐρανοῦ καὶ γῆς καὶ τῶν ἐν τούτοις περιεχομένων φύσεων* (De mundo. 2, p. 391 b 9). Die Lehrgebäude der Theologie oder der Philosophie sind seit dem 17. Jhrhdt. allgemein Systeme genannt worden. Von da überträgt sich der Begriff auf alle Wissenschaften. Am meisten für die künstliche Systematik im naturwissenschaftlichen Gebiete haben John Ray (1627—1770) durch die Aufstellung des Speziesbegriffs und Carl von Linné (1707—1778) durch die Durchführung systematischer Gedanken im ganzen Naturreiche und die Schaffung der binären Nomenklatur geleistet. Die natürliche Systematik ist erst durch die Ausgestaltung der Lamarckschen (1744—1827) Theorie von der phylogenetischen Entwicklung der Organismen durch Charles Darwin (1809—1882) zur vollen Entfaltung gekommen. Kant (1724 bis 1804) definiert System als „ein nach Prinzipien geordnetes Ganzes der Erkenntnis“ (Metaphys. Anfangsgr. d. Naturwissenschaft. Vorrede, S. 4) und das Systematische als den Zusammenhang der Erkenntnis aus einem Prinzip (Kr. d. r. V., S. 645). — Vgl. Otto Ritschl, System und systematische Methode. Bonn 1906.

Système de la Nature (ou des lois du monde physique et du monde moral) heißt das 1770 erschienene, Holbach (1723—1789) zugeschriebene systematische Hauptwerk des französischen Materialismus (s. d.) im XVIII. Jahrhundert, das den Sensualismus, Materialismus, Determinismus und Atheismus in sich vereint.

System der gelegentlichen Ursachen s. Occasionalismus.

System der vorherbestimmten Harmonie s. Harmonie, Monade.

System des physischen Einflusses (systema influxus physici) heißt die Annahme, daß gewisse Vorstellungen der Seele eine unmittelbare und notwendige Wirkung der Gehirnfibern und gewisse Bewegungen des Körpers eine gleiche Folge der Vorstellungen der Seele seien, daß also eine unmittelbare Wechselwirkung der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele stattfinde. Die Ansicht bekämpfte in der neueren Philosophie zuerst der Cartesianismus (s. d.). — Vgl. Influxus physicus.

Digitized by Google

T.

T ist eine Abkürzung für terminus (lat. eigt. = Grenze), d. h. für jeden der drei in einem Syllogismus vorkommenden Begriffe. Man unterscheidet den t. maior, den Oberbegriff (P), den t. medius, den Mittelbegriff (M) und den t. minor (S), den Unterbegriff. — In physikalischen Formeln bedeutet t die Zeit (tempus). — Vgl. Oberbegriff, Mittelbegriff, Unterbegriff.

tabula rasa (lat.) heißt glatt gemachte, gereinigte, abgewischte, unbeschriebene Wachs-Tafel. So oder ähnlich nannten die Stoiker und später die Empiristen und Sensualisten die Seele, wie sie bei der Geburt des Menschen ist. Sie verglichen sie also einer unbeschriebenen Schreibtafel, weil sie noch leer von Vorstellungen sei und erst in der Entwicklung des Lebens sich durch die Erfahrung mit den Vorstellungen erfülle. Plut. placit. phil. 4, 11 berichtet: *Οἱ δὲ Στωϊκοί φασιν· ὅταν γεννηθῇ ὁ ἄνθρωπος, ἔχει τὸ ἡγεμονικὸν μέρος τῆς ψυχῆς, ὥσπερ χάρτης, ἐνεργῶν εἰς ἀπογραφήν. Εἰς τοῦτο μίαν ἑκάστην τῶν ἐννοιῶν ἐναπογράφεται.* (Stoici dicunt: Quando in lucem prognatus est homo, habet principem partem animi veluti chartae, actuosus ad inscribendum in ea. In ea singulas quasque notiones inscriptas deponit.) Der griechische Ausdruck *πινακὶς ἄγραφος* „unbeschriebene Tafel" kommt zuerst bei Alexander von Aphrodisias (um 200 v. Chr.) vor, der lateinische 'tabula rasa' bei Aegidius Romanus oder Colunna (1247 bis 1316). Schon bei Aristoteles findet sich aber der Ausdruck *ὥσπερ ἐν γραμματείῳ, ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον* (De anim. III, 4 p. 430 a 1) von der Seele gebraucht. Locke (1632—1704) sagt: Wir wollen — annehmen, die Seele sei, wie man sagt, ein weißes unbeschriebenes Blatt Papier (white paper) ohne irgend welche Vorstellungen. (Essay concerning human Understanding II, 1, § 2.). — Vgl. Empirie, Erkenntnis, Rationalismus. — Büchmann, Geflügelte Worte. 23. Aufl. Berlin 1907, S. 370.

Takt (seit dem 18. Jhdt. aus lat. tactus, v. tangere = berühren), eigtl. Berührung, heißt 1. das Tastgefühl (vgl. Sinn), 2. das Gleichmaß aufeinanderfolgender Zeitteile, 3. das feinere Gefühl für das Angemessene und Schickliche. Dieser Takt, welcher zum Teil angeboren, zum Teil anerzogen ist, leitet den

Digitized by Google

Menschen ohne lange Überlegung dahin, das Richtige in schwierigen Lebenslagen zu treffen. Überall beruht er auf dem lebendigen Bewußtsein unserer Schranke, der Grenze, die uns durch die Verhältnisse gezogen ist. Ein taktvoller Mensch weiß, wie weit er im einzelnen Falle gehen darf, ein taktloser niemals. Der Takt bewährt sich im Verkehr mit den Menschen, mögen sie uns gleichgestellt, übergeordnet oder unterstellt sein. Der Takt lehrt uns die Persönlichkeit des anderen achten, so daß wir uns ihm nicht aufdrängen und uns nicht in seine Geheimnisse mischen. Der Takt lehrt uns, wie man lobt und tadelt, wie man bittet und beschenkt. Auch in der Erziehung spielt der Takt eine große Rolle, denn der Erfolg der Erziehung hängt davon ab, wie man den Zögling ermahnt, tadelt und straft, wie man ihn zur Selbsterkenntnis und Selbständigkeit anleitet. Daher spricht man von einem pädagogischen Takte. Der Takt wird nur da erworben, wo der Mensch in einem gewissen Vorstellungskreise heimisch wird, so daß sich die richtigen Überlegungen schnell machen und zur Gewohnheit werden. Er ziert den Menschen und ist von nicht geringem Werte. Aber auch der feinste Takt steht nicht so hoch wie die Menschenliebe, die uns lehrt, daß auch der Niedrigste unser Mitmensch ist. Der Takt scheidet, aber die Liebe verbindet. So dachte Goethe, der auf seiner Harzreise 1777 schreibt: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist.“ — Vgl. schrecklich. — Lazarus, Leben d. Seele II, S. 261 f. Wundt, Vorles. über die Menschen- und Tierseele. Leipzig 1863, II, S. 206 f.

Talent (franz. talent, engl. talent = Naturgabe, von lat. talentum, gr. τάλαντον = Gewicht, best. Geldsumme von 4125 Mark; den Übergang von der griechisch-lateinischen Bedeutung zur englisch-französisch-deutschen hat wohl Luc. 19, 13 ff. und Matth. 25, 15—28 vermittelt. — Vgl. Aegidius Albertinus, Landstörzer [1615]. Im Nhd. ist Talent im Sinne von Naturgabe erst im 18. Jahrhundert allgemein gebräuchlich geworden) heißt nach Kant (1724—1804) diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnisvermögens, welche nicht von der Unterweisung, sondern der natürlichen Anlage des Subjekts abhängt. Die Grundlagen des Talentes sind der produktive Witz, die Sagazität und die Originalität (Anthrop., § 51). Allgemeiner heißt Talent soviel

Digitized by Google

als angeborene natürliche geistige Begabung. — Vgl. Genie, Anlage, Reproduktion. — Kant, Kr. d. U. I, § 46, S. 178ff. — A. Reibmayr, Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. 2 Bde. München 1908.

Talion (lat. talio v. talis) heißt die Wiedervergeltung, der Ausgleich zwischen Tun und Leiden, Geben und Empfangen, Schuld und Strafe. Ius talionis und poena talionis heißt das Recht und die Strafe der Wiedervergeltung, der identischen Zurückgabe des empfangenen Übels nach dem Satze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Exod. 21, 24. Matth. 5, 38. — Vgl. Vergeltung, Strafe. — Günther, Die Idee der Wiedervergeltung in der Geschichte der Philosophie des Strafrechts. 3 Teile. Erlangen 1889—1895.

tapfer (mhd. tapfer = fest, vollgewichtig) heißt derjenige, welcher unvermeidlichen Gefahren, Schwierigkeiten und Übeln entschlossen und ohne Zaudern entgegengeht. Die Tapferkeit, die Platon (427—347) zu den Grundtugenden rechnete und als Tugend des mutigen Teils der Seele bezeichnete und Aristoteles (384—322) die Mitte zwischen Furcht und Zuversicht um des Guten willen nannte (*μεσότης ἐστὶ περὶ φόβους καὶ θάρρη* Eth. Nicom. III, 9 p. 115a 6f. *καλοῦ δὴ ἕνεκα ὁ ἀνδρεῖος ὑπομένει καὶ πράττει τὰ κατὰ τὴν ἀνδρείαν* III, 10 p. 115b 23f), beruht auf der Stärke des Wollens. Man unterscheidet eine physische und eine moralische Tapferkeit. Jene ist die Haupttugend des Kriegers und bewährt sich in Kämpfen, diese ist allgemein menschlich. Sie zieht meist den Blick der Menschheit auf sich und bringt dem Menschen Anerkennung. Jeder Schritt zum Wohlstand und Glück, zur Erkenntnis und Besserung stößt auf Schwierigkeiten. Ohne Tapferkeit sind emporstrebende Naturen, Entdecker, Patrioten, Reformatoren undenkbar, und groß ist die Zahl der Geister, die für Wahrheit und Recht tapfer gekämpft und dafür Ruhm gefunden haben, z. B. Sokrates, Huß, Luther, G. Bruno, Galilei, Spinoza, Lessing und viele andere. Auch Frauen haben Tapferkeit bewiesen, z. B. Perpetua und Felicitas, Jeanne d'Arc, Katharina Douglas, Eleonore Prochaska. Aber nicht bloß in den großen geschichtlichen Kämpfen kann sich die Tapferkeit offen beweisen, sondern auch stillverborgen im täglichen Kampfe ums Dasein, in der Überwindung der vielen Schwierigkeiten und Übel, die das Leben mit sich bringt, und der Wert der Tapferkeit liegt nach den Stoikern darin, daß sie die Heiterkeit

Digitized by Google

des Gemütes in Schmerzen und Gefahren aufrecht erhält. — Vgl. Kardinaltugenden.

Tastempfindungen nennt die neuere Psychologie entweder (Wundt, Grundriß d. Psych. 9. Aufl. Leipzig 1909. § 6, S. 56 ff.) die durch die äußere Haut vermittelten und die durch innere Spannungen und Bewegungen der Muskeln, Gelenke und Sehnen entstehenden Druckempfindungen im Gegensatz zu den Gemeinempfindungen, d. h. den Wärme-, Kälte- und Schmerzempfindungen der äußeren Haut und der Muskeln, Gelenke und Sehnen und zu sämtlichen Empfindungen, auch den Druckempfindungen anderer innerer Organe, wie des Magens, des Darmes, der Lungen usw., oder (Wundt, Grundz. d. phys. Psychol. 6. Aufl. Leipzig 1910. Bd. II., S. 2 ff.) alle aus äußeren Reizen entstehenden, durch die Haut vermittelten Empfindungen (äußere Tastempfindungen) und alle aus inneren Reizen entstehenden Empfindungen, welche durch die Lage eines beweglichen Körperteiles, durch die Bewegungen der Tastorgane, sowie durch die Kraftleistungen ihrer Muskeln ausgelöst werden (innere Tastempfindungen), also nicht nur die diesen Gebieten angehörenden Druck-, sondern auch die hierher gehörigen Wärme-, Kälte- und Schmerzempfindungen. Über die äußeren Tastempfindungen im engeren Sinne s. Druckempfindungen, und im weiteren Sinne auch Temperaturempfindungen und Schmerzempfindungen.

Mit den äußeren Tastempfindungen, im weiteren Sinne genommen, verbinden sich in der Regel innere Tastempfindungen von denselben Qualitäten wie die äußeren Tastempfindungen, aber von verschiedener Intensitätsabstufung, die durch die Muskelbewegungen des Körpers veranlaßt sind. Sie sind deswegen auch kinästhetische Empfindungen (s. d.) genannt, ein Ausdruck, den Wundt verwirft, weil mit der Empfindung noch nicht die Wahrnehmung der Bewegung gegeben ist und Bewegungsempfindungen sehr komplizierte Empfindungskomplexe, keinesfalls aber elementare Empfindungen sind. Wundt sieht in den inneren Tastempfindungen Resultanten aus Komponenten von dreierlei Art: 1) aus Druckempfindungen der Gelenke und der Haut, 2) aus Empfindungen der Muskeln und Sehnen, die infolge der Spannung und der Kontraktion der Muskeln eintreten, 3) aus zentralen Mitempfindungen, die psychologisch als reproduktive Elemente zu den beiden anderen Empfindungsarten betrachtet werden könnnen. Er zerlegt die

Digitized by Google

Bewegungsempfindungen zunächst in die Komponenten der Kraft- und Lageempfindungen, von denen die ersteren qualitativ einförmiger, aber intensiv stärker abgestuft, die letzteren qualitativ mannigfaltiger, aber intensiv weniger abgestuft sind, beide aber, und im besonderen Maße die Lageempfindungen, fortwährenden Veränderungen unterworfen sind. Die Analyse dieser Empfindungskomplexe ist eine schwierige. Eine Trennung der Lage- von den Kraftempfindungen ermöglicht sich dadurch, daß bei passiven durch äußere Kräfte bewirkten Gliederbewegungen die Kraftempfindung und bei aktiven Kraftanstrengungen der Muskeln gegen äußeren oder inneren Widerstand die Lageempfindung in Fortfall kommt.

Die bei passiver Bewegung durch Lageänderung entstehende Empfindung hat hauptsächlich ihren Sitz in den Gelenken und kann also nach ihrem Sitz als Gelenkempfindung bezeichnet werden, obwohl sich mit ihr meist noch von ihr zu unterscheidende äußere Druckempfindungen und auch Kompressions- und Zugempfindungen der Muskeln verbinden. Bei aktiver Bewegung der Glieder tritt zu diesen Empfindungen eine in den Muskeln und Sehnen lokalisierte Empfindung, die ihrem Sitz nach als Muskelempfindung bezeichnet werden kann, hinzu, die mit der Kraftempfindung identisch ist.

Außer diesen aus peripheren Reizen entspringenden Empfindungen kommen bei den inneren Tastempfindungskomplexen als Elemente noch Empfindungen zentralen Ursprungs namentlich bei Lähmungen der Bewegungsorgane und beim Verlust von Körperteilen, aber auch bei normaler Beschaffenheit derselben in Betracht, die auf Miterregungen zu beruhen scheinen, welche die zu dem betreffenden Funktionsgebiet gehörenden sensorischen Zentren ergreifen und auch als reproduktive Elemente der Bewegungsempfindungen bezeichnet werden können. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psycholog., Bd. II. 6. Aufl., Leipzig 1910, S. 24—47.

Unter den inneren Tastempfindungen im engeren Sinne versteht Wundt die bei den Tastbewegungen in den Gelenken, Muskeln und Sehnen entstehenden Druckempfindungen. — Vgl. Grundr. d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, S. 57. Goldscheider, Gesammelte Abhandlungen. B. I, Physiologie der Druck-, Temperatur- und Schmerzempfindungen (Nagels Handbuch der Physiologie des Menschen). Braunschweig 1905.

Digitized by Google

Tastsinn s. Gefühlssinn, Gemeinsinn, Tastempfindungen, Druckempfindungen, Temperaturempfindungen, Schmerz.

Tat oder **Handlung** heißt ein Vorgang in der Außenwelt, welcher von einem sittlich vernünftigen Wesen ausgeht. Der Kausalzusammenhang zwischen der Tat und dem Ich des Täters wird durch die Vermittlung des Wollens hergestellt. Tätigkeit bezeichnet jede Art von Wirksamkeit, die von Menschen ihren Ausgang nimmt. — Vgl. Drama, Tragödie.

Tatsache (res facti) heißt allgemein alles Vorhandene oder Geschehende, oder jedes Ergebnis des Geschehens, das durch äußere oder innere Wahrnehmungen erfaßt wird. Tatsachen können nur anerkannt oder verworfen werden, dem Streit unterliegen sie selbst nicht. Nur darüber kann Zweifel entstehen, ob sie geschehen seien oder nicht. Daher der Satz: Tatsachen beweisen (facta loquuntur). Bewußte Auffassung von Tatsachen heißt Empirie (Erfahrung). Der Empirismus erkennt nichts an, was sich nicht mit Tatsachen belegen läßt. Die Erfahrung ist entweder eigene (Autopsie) oder fremde (Zeugnis). Auf fremder Erfahrung beruht der sogen. Zeugenbeweis, auf welchen sich alles historische Wissen zu stützen hat. — In der Rechtswissenschaft versteht man unter Tatsachen alles Geschehene als Grundlage juristischer Wirksamkeit, sei es, daß es sich um den Erwerb oder daß es sich um den Verlust oder um die Veränderung eines Rechtes handelt. — Vgl. Kritik, Prinzip, Empirie.

Tat tvam asi (sanskr. तत् त्वम् असि = das bist du) ist ein Satz der pantheistischen Brahmalehre und der Vedântaphilosophie, der den Gedanken von der Subjektivität der Außenwelt ausdrückt. Schopenhauer (1788—1860) sieht ihn für den Ausdruck des Kantischen Phänomenalismus an und zitiert ihn oft in „Welt als Wille und Vorstellung".

Technik (v. gr. τεχνικός = kunstverständig, kunstgemäß) heißt allgemein die Umgestaltung der Naturstoffe zu Kulturzwecken. Sie beruht einerseits auf der Erkenntnis der Naturgesetze und der Ausbildung von menschlichen Fertigkeiten, andrerseits auf den sich in der Entwicklung der Menschheit stufenweise herausstellenden Bedürfnissen und Forderungen an das Leben. Im engeren Sinne hat jedes Handwerk, jeder Industriezweig und jeder Kunstzweig seine eigene Technik. Die Geschichte der Technik geleitet uns von den Anfängen

Digitized by Google

der menschlichen Kultur bis zur Gegenwart. — Vgl. Civilisation, Kultur, Kunst. — Laz. Geiger, Zur Entwicklung d. Menschheit. 2. Aufl. Stuttgart 1878. Noiré, Das Werkzeug und s. Bedeutung. Mainz 1880. Wundt, Die Technik als Kulturmacht. Berlin 1906. J. Wiesner, Natur, Geist, Technik. Ausgewählte Reden, Vorträge und Essays. Leipzig 1910.

Teil heißt dasjenige, was mit anderem zusammen ein Ganzes bildet. Die Teile können entweder ungleichartig (heterogén) oder gleichartig (homogén) sein. Jene sind nach ihren Merkmalen (qualitativ) verschieden, diese stimmen in ihren Merkmalen überein und können entweder gleich oder verschieden groß (quantitativ gleich oder ungleich) sein. Jene heißen Elementar-, diese Aggregatteile. Die Teile eines Ganzen können entweder diskret geschieden oder stetig miteinander verbunden sein. Der Begriff des Ganzen, das aus gleichartigen und gleichgroßen Teilen zusammengesetzt ist, ist die Zahl, die als bestimmte Zahl schrittweise alle Möglichkeiten solcher Zusammensetzung wiedergibt. Über die sogenannten Teile der Seele vgl. Seelenvermögen. — Vgl. Zahl. — Aristoteles (384—322) gebrauchte den Begriff Teil in sehr verschiedener Bedeutung (vgl. Metaph. IV, 25, p. 1023b 12—25): 1. als dasjenige, in welches ein Quantum zerlegt werden kann; z. B. kann 3 in 2 und 1 als Teile zerlegt werden (*μέρος λέγεται— εἰς ὃ διαιρεθείη ἂν τὸ ποσὸν ὁπωσοῦν*), 2. als dasjenige, was Maß eines Ganzen ist (*τὰ καταμετροῦντα τῶν τοιούτων μόνον*), 3. als die Art im Verhältnis zur Gattung (*εἰς ἃ τὸ εἶδος διαιρεθείη ἂν ἄνευ τοῦ ποσοῦ, καὶ ταῦτα μόρια λέγεται τούτου· διὸ τὰ εἴδη τοῦ γένους φασὶν εἶναι μόρια*), 4. als den Stoff eines Gegenstandes, z. B. das Erz, aus dem eine Erzkugel besteht (*εἰς ἃ διαιρεῖται τι, ἢ ἐξ ὧν σύγκειται τὸ ὅλον ἢ τὸ εἶδος ἢ τὸ ἔχον τὸ εἶδος οἷον τῆς σφαίρας τῆς χαλκῆς ἢ τοῦ κύβου τοῦ χαλκοῦ καὶ ὁ χαλκὸς μέρος*), 5. als das, woraus eine Rede besteht (*τὰ ἐν τῷ λόγῳ τῷ δηλοῦντι ἕκαστον, καὶ ταῦτα μόρια τοῦ ὅλου*). Chr. Wolf (1679 bis 1754) definiert: „Wenn viele Dinge zusammen eines machen, so heißet das eine ein Ganzes. Die vielen Dinge aber nennet man in Ansehung des ganzen seine Teile“ (Vern. Ged. I, § 24). Kant (1724—1804) unterscheidet die Teilung einer zusammengesetzten Substanz und einer einfachen Substanz. Bezüglich der ersteren stellt er die 2. Antinomie d. r. V. auf: Thesis: Eine jede zusammengesetzte Substanz in der

Digitized by Google

Welt besteht aus einfachen Teilen, und es existiert überall nichts als das Einfache, oder das, was aus diesem zusammengesetzt ist. Antithesis: Kein zusammengesetztes Ding in der Welt besteht aus einfachen Teilen, und es existiert überall nichts Einfaches. (Kr. d. r. V. 2. Aufl., S. 462 ff.) Der Widerspruch von Thesis und Antithesis beruht darauf, daß der Begriff der Welt in ihnen zugleich als Erscheinung und Ding an sich gefaßt ist. Beide sind falsch. Bezüglich der zweiten bemerkt er (Kr. d. r. V. 2. Aufl., S. 416 Anm.): „Ob zwar die Teilbarkeit ein Zusammengesetztes voraussetzt, so erfordert sie doch nicht notwendig ein Zusammengesetztes von Substanzen, sondern bloß von Graden (der mancherlei Vermögen) einer und derselben Substanz." Kant unterscheidet ferner mathematische und physische Teilung. Die erstere besteht in bloßer Unterscheidung der Teile, wie bei Raum und Zeit, die letztere in einer möglichen Trennung und Entfernung der Teile voneinander, wie bei physischen Körpern (Metaphys. Anfangsgr. d. Naturw., S. 42 ff). — Vgl. diskret, Stetigkeit.

Teilbarkeit nennt man die allgemeine Eigenschaft der Körper, sich in Teile zerlegen zu lassen. Man unterscheidet nach Kant mathematische und physische Teilbarkeit. Jene kann ins Unendliche fortgesetzt gedacht werden, da sie nur einen Gedankenprozeß fordert. Die physische dagegen, die eine wirkliche Trennung der Teile erfordert, hat in Wirklichkeit ihre Grenze. Die Atomisten behaupten, fortgesetzte Teilung führe schließlich auf kleinste Teilchen (Moleküle, Atome, Korpuskeln, Elektronen, s. d.), die zwar nicht bloß Raumpunkte seien, sondern noch gegebene und miteinander vergleichbare Massen hätten, zu deren fernerer Teilung aber keine Kräfte vorhanden seien. Von Atomen und Molekülen sind aber die Atomisten bereits zur Annahme viel kleiner Bestandteile der Materie, wie Korpuskeln (s. d.) und Elektronen (s. d.) gedrängt worden, und die Teilchen, durch die die Grenze der Teilbarkeit jetzt bezeichnet wird, erscheinen als nicht mehr direkt meßbar. Die Atome usw. können wohl aber nicht als Grundbestandteile der wirklichen Welt, sondern nur als Hilfsbegriffe der physikalischen und chemischen Forschung gelten. — Vgl. Stetigkeit, unendlich. — Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. Leipzig 1907.

Teilnahme s. Mitgefühl, Mitleid.

Teleologie (franz. téléologie v. gr. τέλειος = vollendet, vollkommen und λόγος = Lehre), Zwecklehre, heißt seit Chr. Wolf

Digitized by Google

(1679—1754 Datur — philosophiae naturalis pars, quae fines rerum explicat. — Dici posset teleologia. Philos. rat. III, § 85) die Lehre von der Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit der Dinge. Von Zweckmäßigkeit redet man da, wo man Zwecke erstrebt und verwirklicht sieht. Eine jede Zweckreihe umfaßt aber drei Glieder: 1. eine von irgendeiner Intelligenz vorgestellte und begehrte Wirkung einer Ursache, 2. eine tatsächlich in Aktion tretende Ursache, die, weil sie nicht den Anfang bildet, sondern in der Mitte zwischen zwei anderen steht, Mittel heißt, und 3. eine tatsächlich eintretende Wirkung dieser Ursache. Nur da kann also von Zweckmäßigkeit geredet werden, wo erstens eine Intelligenz und eine Idee dieser Intelligenz, zweitens eine Ursache und drittens eine Wirkung nachweisbar ist. Auf dem ethischen Gebiete und in der Geschichte des menschlichen Handelns sind alle diese Bedingungen erfüllt, und wir gewinnen den Begriff der Zweckmäßigkeit zuerst auf diesen Gebieten. Aber wir versuchen diesen Begriff auch auf die Natur zu übertragen und ihn sowohl für die Erfassung des Einzelnen in der Natur, namentlich innerhalb der Welt der Organismen, als auch für das Weltall als Ganzes zu verwerten. An die unleugbare Zweckerkenntnis beim menschlichen Handeln knüpft sich also der Gedanke einer zweckmäßigen Einrichtung der Natur im Großen und Kleinen, im Einzelnen und Ganzen, und einer Übereinstimmung der physischen und moralischen Welt, welche ohne eine alles beherrschende Intelligenz nicht möglich wäre. Hierin besteht die Teleologie, die also die Naturerkenntnis aus Zwecken ist und verschieden gefaßt werden kann als anthropozentrische, kosmische, metaphysische, transscendente, immanente Teleologie, ihre Hauptformen aber gefunden hat, indem sie sich entweder zu der Lehre von der inneren Zweckmäßigkeit der einzelnen natürlichen Wesen, vor allem der Organismen, oder zu der Lehre von einem letzten Endzweck der Natur gestaltet und ihren Abschluß entweder in der Physikotheologie, dem Versuch, aus Zwecken der Natur auf die oberste Ursache der Natur zu schließen, oder in der Ethikotheologie (Moraltheologie), dem Versuch, aus den moralischen Zwecken vernünftiger Wesen in der Natur auf die letzte Ursache der Natur und ihrer Eigenschaften zu schließen, gefunden hat (vgl. Kant, Kr. d. U. § 85, S. 395). Der Teleologie entgegengesetzt ist die mechanistische Naturwissenschaft, die sich bei ihrer Weltauffassung mit den zwei Gliedern, die

Digitized by Google

im Kausalitätsverhältnisse gedacht werden, Ursache und Wirkung, begnügt und in der Natur nur das Verhältnis dieser beiden Glieder, Ursache und Wirkung, sucht. Der Mechanismus lehrt: „Alle Erzeugung materieller Dinge und ihrer Formen muß als nach bloß mechanischen Gesetzen möglich beurteilt werden." Die Teleologie lehrt: „Einige Produkte der materiellen Natur können nicht als nach bloß mechanischen Gesetzen möglich beurteilt werden" (ihre Beurteilung erfordert ein ganz anderes Gesetz der Kausalität, nämlich das der Endursachen (vgl. Kant, Kr. d. U. § 70, S. 310). Die Physik und Chemie hält sich in der Gegenwart von jeder Teleologie fern. Die Biologie dagegen macht von teleologischen Erklärungen vielfach Gebrauch.

Die teleologische Betrachtung der Dinge ist alt. Der Gegensatz der mechanistischen und der teleologischen Naturbetrachtung ist im Altertum durch die Systeme des Demokritos (um 460—360) und des Aristoteles (384—322) gegeben. Von Aristoteles ist die teleologische Weltauffassung auf die Kirchenväter und Scholastiker übergegangen, und dem Christentum des Mittelalters gilt die Welt als ein lebendiges Ganzes, in das sich alles Einzelne als Glied zweckmäßig einfügt. Die Renaissance stürzt diese Idee und macht der mechanistischen Weltauffassung wieder Platz. Aber Descartes (1596 bis 1650) läßt zwar den Mechanismus innerhalb der Naturwissenschaft gelten, verwirft ihn jedoch als metaphysische Lehre. Auch Berkeley (1685—1753) erhebt Einwendungen gegen den Mechanismus, und Leibniz (1646—1716) ordnet die gesamte Natur mit ihrem Mechanismus als eine inadäquate Auffassung der Dinge einer begrifflich erkannten geistigen Welt von Seelenmonaden unter. Kant (1724—1804) erklärte den Zweckbegriff für ein Prinzip der Urteilskraft, sah aber in der teleologischen Naturbetrachtung nur ein regulatives, nicht ein konstitutives Prinzip der Forschung und bestritt auch die Berechtigung des teleologischen Gottesbeweises, stellte aber neben die Physikotheologie die Ethikotheologie. Schelling (1775 bis 1854) und Ulrici (1806—1884) haben die Teleologie von neuem aufgenommen, und Lotze (1817—1881) schließt sie wiederum zwar von der Naturbetrachtung aus, läßt sie aber für die Metaphysik zu. So ist die Stellungnahme der Philosophie zur Teleologie eine verschiedene. Der Realismus lehnt sie im allgemeinen ab. Der Pantheismus schwankt in seiner Haltung. Der Idealismus steht meist auf dem Standpunkt der Teleologie.

Digitized by Google

Er kann sie kaum neben der kausalen Auffassung der Dinge ganz entbehren. Wenn neben vielem Zweckmäßigen sich auch Unzweckmäßiges in der Natur darbietet und vieles, was man zunächst nur aus Zwecken erklären zu können meinte, später mechanistisch erklärt worden ist, so ist es doch unzweifelhaft das Wesen unserer Vernunft, nach Zwecken zu handeln. So wenig wir nun wissen, ob es eine objektive Zweckmäßigkeit in der Natur gebe, so wenig läßt sich auch ihre Nichtexistenz nachweisen. Die Welt der Organismen aber und besonders der Menschen begreift sich leichter bei Zweckbetrachtung. So verschmäht der Idealismus, der die Welt als geistig ansieht, meist das Prinzip der Teleologie wenigstens als heuristischen Leitfaden nicht. Die Philosophie im allgemeinen wird sich begnügen müssen, die Welt der Zwecke innerhalb des Menschentums anzuerkennen. Aber der Idealist wird geneigt sein, indem er die Welt von seinem eigenen geistigen Inneren aus erfaßt, auch in der Zweckmäßigkeit der Natur mindestens mit Kant ein regulatives Prinzip der Forschung, wenn nicht eine konstitutive Hypothese der Naturwissenschaft zu sehen (vgl. Zweck). — Vgl. Lambert, Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaus. Augsburg 1761. Ulrici, Gott u. d. Mensch. 2. Aufl. 1866, S. 165. Trendelenburg, Log. Untersuch. 3. Aufl. Leipzig 1870, II, 1. R. Zimmermann, Kan und der Spiritismus. Wien 1879. J. v. Hanstein, Über den Zweckbegriff der organischen Natur. Bonn 1880. Fiske, Bestimmung des Menschen. Deutsch v. F. Kirchner. Leipzig 1890. Driesch, Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft. Leipzig 1893. Assmann, Elemente der empirischen Teleologie. Stuttgart 1899. Schlieper, Emanuel Swedenborgs System der Naturphilosophie, besonders in seiner Beziehung zu Goethe-Herderschen Anschauungen. Berlin 1901. Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. Driesch, Die Seele als elementarer Naturfaktor. Leipzig 1903. Weismann, Vorträge über Descendenztheorie. 2. Aufl. Jena 1904. E. v. Hartmann, Philos. des Unbewußten. 11. Aufl. 3 Bde. Berlin 1904. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart, Leipzig 1904, S. 123—150. 4. Aufl. 1909. Pauly, Darwinismus und Lamarckismus. München 1905. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 619—638.

Telepathie (v. gr. τῆλε = in die Ferne und πάθος = Leiden), eigentlich Fernfühlung, heißt die angebliche Fähigkeit,

Digitized by Google

räumlich und zeitlich entfernte Vorgänge wahrnehmen zu können. Swedenborg (1688—1772) z. B. gab vor, Telepathie zu besitzen, und wollte den Brand des Schlosses zu Stockholm 1759, viele Meilen davon entfernt, gesehen haben. Der Begriff der Telepathie setzt die Annahme voraus, daß sich Gedanken, Gefühle und Empfindungen von einer Person auf eine andere übertragen lassen, oder daß dabei eine der bekannten Wahrnehmungsarten in Betracht kommt. — Vgl. Gedankenlesen, Spiritismus. — I. Kant, Träume eines Geistersehers. Königsberg 1766.

Temperament (gr. κρᾶσις, seit d. 15. Jahrh. gebräuchlich = die Mischung, von lat. temperamentum, franz. tempérament) heißt die bleibende Disposition des einzelnen menschlichen Gemüts, Eindrücke der Außenwelt zu erfassen, zu verarbeiten und zu erwidern. Man zählt seit Hippokrates (460—377) gewöhnlich vier Temperamente auf, das sanguinische, cholerische, phlegmatische und melancholische. Die ältere Psychologie nannte Temperament die Gemütsart des Menschen, sofern sie durch körperliche Konstitution und Komplexion bedingt ist. Temperament war für sie also der durch den Leib und die Mischung der Säfte in ihm begründete beharrliche Grund des verschiedenen Grades des Auftretens und der Schnelligkeit der Seelenzustände. Ansätze zur Temperamentslehre, welche Lotze (1817—1881) als ein interessantes Zeugnis von Verknüpfung guter Beobachtung mit unhaltbaren Theorien bezeichnet, finden sich schon bei Empedokles (um 484—424), der für jedes Glied des Körpers eine besondere Mischung der Elementarteilchen annahm. Platon (427—347) leitete die verschiedenen Arten des Fiebers von der unregelmäßigen Verteilung und Beschaffenheit der Galle ab (Tim. 85). Der Arzt Hippokrates (460—377) legte der Temperamentslehre vier Hauptsäfte des Leibes zugrunde, worin ihm Galenus (131 bis 200 n. Chr.) folgte. Hiernach sollte die gelbe Galle dem Feuer (warm und trocken) entsprechen, die schwarze der Erde (kalt und trocken), der Schleim dem Wasser (kalt und feucht) und das Blut der Luft (warm und feucht), so daß sich aus dem Überwiegen des einen dieser Säfte oder der Mischung von je zweien von ihnen acht Temperamente oder eigentlich Intemperamente (δυσκρασίαι) ergaben, denen als neuntes das ideale Temperament (εὔκρατον) mit möglichst wenig gelber

Digitized by Google

Galle und sehr vielem Blut gegenübergestellt wurde. Auch bei den Arabern des Mittelalters findet sich dieselbe Einteilung. doch noch um neun Temperamente vermehrt, die sie von dem Einfluß der Planeten ableiten. Paracelsus (1493—1541) setzte an die Stelle der Säfte die drei Prinzipiale Salz, Schwefel und Merkur. Haller (1708—1777) leitete die Temperamente aus der Stärke, Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Nervenfibern ab. Platner (1744—1818) ging bei der Erklärung der Temperamente von der quantitativen und qualitativen Verschiedenheit der geistigen und tierischen Natur im Menschen aus und stellte zunächst vier Temperamente auf: 1. das attische Temperament, das mehr Geistigkeit als Tierheit besitzt, 2. das lydische, das mehr Tierheit als Geistigkeit enthält, 3. das phrygische, die Kraftlosigkeit der geistigen und tierischen Natur, 4. das römische, die kraftvolle Geistigkeit und Tierheit im Menschen. Dazu zählt Platner noch acht andere Temperamente auf: a) das ätherische, den Hang zu einer Art des Vergnügens, welches bei einer geringen Teilnehmung der Seele und des Körpers Lebhaftigkeit erweckt und zugleich durch Feinheit beschäftigt; b) das böotische, den Hang zu einer Art des Vergnügens, welches bei geringer Teilnehmung der Seele eine starke und grobe Tätigkeit erweckt; c) das feurige Temperament, den Hang zu einer Art des Vergnügens, welches bei geringer Teilnehmung der Seele und des Körpers eine starke und zugleich lebhafte Tätigkeit erweckt; d) das hektische, welches auf gleich schwacher Tätigkeit des Leibes und der Seele beruht und die Unruhe in beiden zu lindern sucht; e) das männliche Temperament, welches bei gleicher Teilnehmung beider Organe starke, aber nicht lebhafte Tätigkeit anwendet; f) das melancholische, welches der Hang zu demjenigen Vergnügen ist, das bei geringer Teilnehmung des Körpers mehr still entzückt als ergötzt; g) das phlegmatische, welches Abwesenheit aller Anstrengungen und Behaglichkeit sucht; h) das sanguinische, das bei weniger Teilnehmung beider Organe eine lebhafte, jedoch nicht angestrengte Tätigkeit will (vgl. Aphorismen II, §§ 825—866). — Heinroth (1773—1843) leitet die Temperamente aus dem Überwiegen einzelner Systeme im Körper ab, des lymphatischen (phlegmatisch), des venös-bilösen (melancholisch) und des arteriellen (sanguinisch). Kant (1724—1804) stellte den Temperamenten des Gefühls die der Tätigkeit gegenüber, deren

Digitized by Google

jedes mit Erregbarkeit der Lebenskraft (intensio) oder mit Abspannung (remissio) verbunden sein kann. Jene seien das sanguinische und melancholische, diese das cholerische und phlegmatische (vgl. Anthropol., VI, § 66, S. 255—263). Herbart (1776—1841) sah die Temperamente als die physiologisch zu erklärenden Dispositionen in Ansehung der Gefühle und Affekte an, wünschte aber, man hätte gar kein Temperament. C. G. Carus (1789—1869) fügte den vier bekannten Temperamenten, die sich auf das Verhältnis von Fühlen und Wollen gründen, noch zwei des Erkennens hinzu: das physische und elementare. Rosenkranz (1805—1879) betrachtete das sanguinische (Gegenwart) als das unterste, das cholerische und melancholische (Zukunft und Vergangenheit) als das mittlere, das phlegmatische als das oberste Temperament, da es sich nach allen Seiten hin gleichmäßig aufschließe. Schleiermacher (1768—1834) bezeichnete das sanguinische und melancholische Temperament nach dem Gegensatze der Erregbarkeit und Beharrlichkeit als passive, das cholerische und phlegmatische als aktive Temperamente. Jessen (geb. 1793) stellt zwei Arten auf: das irritable (reizbare) und das phlegmatische (träge), innerhalb deren er vier Unterarten annimmt: das fröhliche (sanguinische), leidende (melancholische), zornige (cholerische) und furchtsame. Oken (1779—1851) parallelisiert das Phlegma mit dem Wesen der Fische, das sanguinische Temperament mit dem der Vögel, das melancholische mit dem der Amphibien und das cholerische mit dem der Säugetiere, Lotze (1817—1881), der das melancholische lieber das sentimentale nennt, parallelisiert die Temperamente mit den Altersstufen. Wundt (geb. 1832) leitet die Vierteilung der Temperamente aus den Gegensätzen: Stärke und Schwäche, Schnelligkeit und Langsamkeit des Wechsels der Gefühle ab. Danach gibt es

	Starke:	Schwache:
Schnelle:	das cholerische,	das sanguinische,
Langsame:	das melancholische,	das phlegmatische Temperament.

Überblickt man diese große Zahl von Einteilungen, so drängt sich die Vermutung auf, daß keine derselben der wirklichen Mannigfaltigkeit des Lebens entspricht. Denn selbst wenn es nur vier Grundarten des Temperaments gäbe, so hat doch kein Mensch ein einfaches, sondern jeder ein durch Vererbung vielfach kompliziertes Temperament. Dazu kommt, daß sich bei den meisten Menschen das Temperament mit der

Digitized by Google

Entwicklung ändert und daß sie für die verschiedenen Vorstellungskreise eine verschiedene Erregbarkeit haben. Daher muß die Temperamentsmischung jedes einzelnen Menschen erst durch Beobachtung festgestellt werden. Da überhaupt das Temperament als eine Einseitigkeit der Veranlagung angesehen werden muß, ist ein Streben über die Grenzen des Temperamentes hinaus für die Selbsterziehung des Menschen von Nutzen. — Vgl. Henle, Anthropologische Vorträge, I. Heft. Braunschweig 1876. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 3. Aufl. Leipzig 1887, B. II, S. 421 ff; 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 637 ff. Hellwig, Die vier Temperamente bei Erwachsenen. 6. Aufl Paderborn 1905. Das Temperament bei Kindern. 9. Aufl. Paderborn 1907. Hirt, Die Temperamente. Wiesbaden 1905. Muszynski, Die Temperamente. Paderborn 1907. N. Ach, Über den Willensakt und das Temperament. Leipzig 1910.

Temperaturempfindungen oder Wärme- und Kälteempfindungen nennt die neuere Psychologie zwei der vier Qualitätssysteme des allgemeinen Sinns. Es werden demnach die Wärme- und Kälteempfindungen ihrer Qualität nach voneinander und von den Druck- und Schmerzempfindungen geschieden, obwohl sie mit diesen gleichzeitig verbunden und gemischt sein können. Die Temperaturempfindungen werden vermittelt 1) durch die Haut, 2) durch die Muskeln, Gelenke und Sehnen, 3) durch andere innere Organe, wie Magen, Darm, Lungen, sowie den gesamten Körper. Sie können, je nachdem sie durch Reize der Haut, der Muskeln, Gelenke und Sehnen oder der inneren Organe und des ganzen Körpers vermittelt werden, zum Teil zu den äußeren, zum Teil zu den inneren Tastempfindungen und zum Teil zu den Gemeinempfindungen, oder insgesamt zu den Gemeinempfindungen gerechnet werden. Temperaturempfindungen der Haut entstehen nur, wenn der äußere Reiz sich von der Eigenwärme der Haut unterscheidet. Dabei wird ein die ganze Haut treffender Temperaturreiz, wie z. B. beim Sprung in ein Bad, nur vorübergehend bis zur Anpassung der Haut an die äußere Temperatur empfunden.

Die Reizschwelle (s. d.) für die Wärme- und Kälteempfindungen ist bei der Möglichkeit der Anpassung der Haut an die äußere Temperatur nicht exakt bestimmbar. Die Unterschiedsschwelle (s. d.) ist durch neuere Versuche annähernd auf etwa $^1/_8{}^0$ C bestimmt worden.

Digitized by Google

Die Empfindlichkeit der Haut gegen Wärme und gegen Kälte ist an den verschiedenen Stellen eine verschiedene. Die Maximalpunkte der Reizbarkeit für Wärme und für Kälte werden Wärme- und Kältepunkte genannt. Die Wärme- und Kältepunkte sind da am dichtesten gedrängt, wo die Druckpunkte (s. d.) spärlicher sind, und umgekehrt. Die Lagerung der Kältepunkte ist dabei eine dichtere als die der Wärmepunkte. Die durchschnittliche Zahl der Wärmepunkte auf 1 qcm Hautfläche ist auf 1—2, der Kältepunkte auf 12—13 oder mehr geschätzt worden. Die gesamte Hautfläche soll etwa eine halbe Million Kältepunkte und etwa 30000 Wärmepunkte enthalten. Die Kältepunkte erzeugen aber bei Reizung durch schwache Wärmereize eine Wärmeempfindung oder eine unbestimmte Empfindung (konträre Empfindung) und bei Reizung durch starke Temperaturen wieder eine Kälteempfindung (paradoxe Empfindung). Auch die Wärmepunkte erzeugen konträre, aber nicht paradoxe Empfindungen, wodurch die Gegenüberstellung von Kälte- und Wärmepunkten und ihre strenge Scheidung voneinander zweifelhaft wird.

Die inneren Organe sind für Temperaturempfindungen im normalen Zustande nur in geringem Maße, im abnormen Zustande jedoch stärker empfänglich.

Die Wärme- und Kälteempfindungen bilden zwei Systeme, die als verwandt zu betrachten sind und in einen Gegensatz zueinander gestellt werden können. Wärme- und Kälteempfindungen sind kontrastierende Empfindungen, die an einer Stelle nicht zugleich empfunden werden. — Vgl. Tastempfindungen — Bernstein, Die fünf Sinne des Menschen. Leipzig 1875. 2. Aufl. 1889. Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen. Leipzig 1907, S. 38—41. Mangold, Unsere Sinnesorgane und ihre Funktion. Leipzig 1909, S. 130ff. Wundt, Grundz. d. physol. Psychol. Bd. II, 6. Aufl. Leipzig 1910, S. 1—51. Grundriß der Psychol. 9. Aufl. Leipzig 1909, § 6, S. 56ff.

Tendenz (franz. tendance = Neigung, v. lat. tendere = spannen) heißt die Neigung, die Absicht (s. d.). — Vgl. Zweck.

Terminismus heißt die Lehre, daß alles Denken nur ein Rechnen mit Begriffen ist, die selbst nur Zeichen (termini) für die wirklichen Dinge sind. — Vgl. Realismus, Determinismus, Phänomenalismus.

Terminus (lat. terminus) heißt Grenze, dann Begriff. Der Punkt, von welchem etwas beginnt, heißt terminus a quo, der,

Digitized by Google

bis zu welchem es geht, t. ad quem. In der Logik heißt t. maior der Oberbegriff (s. d.), t. minor der Unterbegriff (s. d.), t. medius der Mittelbegriff (s. d.) eines Schlusses. Lambert (1728 bis 1779) veranschaulichte das Verhältnis des Ober-, Mittel- und Unterbegriffes durch drei kürzer werdende Parallelen, Euler (1707—1783) durch drei konzentrische Kreise. Liegt C im Kreise von B, dieses in demjenigen von A, so liegt auch C in A. Bei einem Schlusse mit negativem Ober- und Schlußsatz läge C in B, aber beide nicht in A. Denn weil B kein A, ist auch C, das in B liegt, kein A. — Termini technici heißen die Kunstausdrücke, deren keine Wissenschaft, also auch nicht die Philosophie, entbehren kann. Jedes philosophische System hat sogar seine eigene Terminologie. Die wissenschaftliche Terminologie bedient sich oft des Fremd- und Lehnwortes, wodurch sie über die Grenzen einer Sprache hinaus verständlich wird. Ein einseitiger Purismus in dieser Beziehung ist böotisch und führt zum Untergang aller Feinheiten in der Begriffsscheidung. — Vgl. R. Eucken, Geschichte der philosophischen Terminologie. Leipzig 1879. F. Tönnies, Philos. Terminologie in psychol.-soziolog. Ansicht. Leipzig 1906. O. Willmann, Die wichtigsten philosoph. Fachausdrücke in historischer Anordnung. Kempten 1909. Fr. Mauthner, Wörterb. d. Philosophie. Lief. I. München 1910. R. Eisler, Wörterb. d. phil. Begr., 3. Aufl. Berlin 1910.

Terminus-Suggestion heißt die Eingebung, welche dem Hypnotisierten eine Handlung in einem bestimmten Zeitpunkt nach seinem Erwachen auszuführen befiehlt.

Tertium comparationis (lat. = Das dritte der Vergleichung) heißt dasjenige, in dem zwei verglichene Dinge miteinander übereinstimmen.

Tertium non datur, ein Drittes ist nicht vorhanden, lautet der Grundsatz vom ausgeschlossenen Dritten (Principium exclusi tertii seu medii inter duo contradictoria), nach dem Urteile, die bei gleichem Subjekte kontradiktorisch einander entgegengesetzte Prädikate haben (z. B. A = B, A ist nicht = B), nicht beide falsch sein können, so daß eins von beiden wahr sein muß, und nicht die Wahrheit eines dritten Urteils zulassen. Aus der Falschheit des einen folgt daher die Wahrheit des anderen. Denn die Falschheit der Bejahung ist gleichbedeutend mit der Abweichung der Vorstellungskombination von der Wirklichkeit, folglich mit der Wahrheit der Verneinung. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten gilt aber nur von kontradikto-

Digitized by Google

rischen, nicht von konträren Prädikaten gleicher Subjekte. Diese können beide falsch oder beide richtig sein. Die Einsicht in dies Denkgesetz ist Aristoteles (384—322) gerade durch seine Opposition gegen ein drittes Mittleres aufgegangen, nämlich gegen Platons sinnliche Dinge, die ein Mittleres zwischen Idee und Materie sein und auch nicht sein sollten. Aristoteles sagt (Met. III, 7, p. 1011 b 23): zwischen dem Widerspruch gibt es nichts (*ἀλλὰ μὴν οὐδὲ μεταξὺ ἀντιφάσεως ἐνδέχεται εἶναι οὐθέν*). Ebenso lehrt Wolf (1679—1754): inter contradictoria non dari medium. Kant (1724—1804) erklärt (Logik, S. 75) diesen Satz für den Grund der logischen Notwendigkeit in apodiktischen Urteilen. Hegel (1770—1831) und die Romantik bekämpfen seine Wahrheit vom Satze der Identität aus. Zwischen + A und — A gebe es wohl ein Mittleres, nämlich A, und Null sei das Dritte zwischen + 1 und — 1. Aber positive und negative mathematische Größen, die Hegel hier heranzieht, sind keine kontradiktorischen Gegensätze. Die negative Größe — A ist keineswegs mit der logischen Verneinung von + A identisch. + A ist ein Addendus, — A ein Subtrahendus. Eine Größe braucht nicht entweder + A oder — A zu sein, wohl aber muß sie entweder + A oder nicht + A sein. — Vgl. Ausschließung, Contradictio. — Drobisch, Logik. 2. Aufl., Leipzig 1851, § 57. Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 78.

Tetraktys (gr. nannten die Pythagoreer die 4 ersten Zahlen, aus deren Addition die Zahl 10 entsteht, die sie für die vollkommenste hielten, weil auch das Weltall 10 Sphären habe. Auch ihre Tafel fundamentaler Gegensätze zeigt 10 Paare. — Vgl. A. Heinze, Die metaphys. Grundlehren der älteren Pythagoreer. Leipzig 1871.

Tetralemma (gr.) heißt ein hypothetischer Schluß mit viergliedrigem disjunktiven Hinterglied im Obersatz. — Vgl. Dilemma.

Theismus (Neubildung v. gr. *θεός* = Gott) heißt diejenige philosophische Richtung, welche das Dasein eines außerweltlichen, intelligenten, persönlichen Schöpfers und Leiters der Welt behauptet. Ursprünglich bezeichnete Theismus allgemein nur die Lehre, daß es einen Gott gibt, und bildete den Gegensatz zum Atheismus. Jetzt aber setzt man den Theismus in engerer Bedeutung dem Deismus (s. d.), der Lehre, daß ein Gott, der nicht als persönlich gedacht ist, der Urgrund der Welt sei, und dem Pantheismus (s. d.), der Lehre, daß Gott und die Welt ein

Digitized by Google

und dasselbe seien, entgegen. Theismus ist in dieser engeren Bedeutung diejenige Weltanschauung, welche auf dem Glauben an einen persönlichen, selbstbewußten und selbsttätigen Gott beruht, dessen Wesen, um wirklich zu sein, einer Welt nicht bedarf, von dem aber alles Vorhandene nach Entstehen und Bestehen abhängig ist. Der Realismus innerhalb der Fragen der Teleologie, der die Zweckmäßigkeit in der organischen Welt als absichtlich anerkennt, führt nach Kant, wenn er die Zweckmäßigkeit von einem hyperphysischen Grunde ableitet, zum Theismus (Kr. d. U. II, § 72, S. 318—319). Nachdem die Kantsche Philosophie durch den Pantheismus Fichtes, Schellings und Hegels verdrängt worden war, wurde die theistische Weltansicht durch die Schule von Ulrici und durch den jüngeren Fichte vertreten. — Vgl. Gott, Deismus, Pantheismus, Theologie. — C. H. Weisse, Idee d. Gottheit. Dresden 1833. Fichte, Über die Bedingungen des spekul. Theismus. Elberfeld 1835. J. U. Wirth, Die spekul. Idee Gottes. Tübingen 1845. Chalybäus, Wissenschaftslehre. Leipzig 1846. Heinr. Schwarz, Gott, Natur und Mensch. Hannover 1857. Weißenborn, Vorlesungen über den Pantheismus und Theismus. Marburg 1859. Ulrici, Gott u. d. Natur. Leipzig 1861. Franz Hoffmann, Theismus und Pantheismus. 1861. R. Rothe, Theologische Ethik. Wittenberg 1869—1871. Deisenberg, Theismus und Pantheismus. Wien 1880.

Thelismus, Thelematismus, Theletismus vgl. Voluntarismus.

Theodicee (franz. théodicée v. gr. *θεός* = Gott und *δίκαιος* = gerecht, gerechtfertigt) heißt die Rechtfertigung Gottes gegen die Anklage, daß er am Übel und der Sünde in der Welt schuld sei. Die Theodicee gestaltet sich daher zum Versuch des Erweises, daß das Vorhandensein des Übels und des Bösen vereinbar sei mit einer weisen, gütigen und gerechten Vorsehung. Kant (1724—1804) erklärt: Unter einer Theodicee versteht man die Verteidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen jene erhebt (Üb. d. Mißlingen aller philos. Vers. in der Theodicee, 1791, zu Anfang d. Abh.). Der bewegende Gedanke der Theodicee ist, den Zweifel an der Existenz Gottes oder an der Allmacht, der Gerechtigkeit und der Güte Gottes zu beseitigen, den Übel und Sünde im Menschen erwecken. (Si deus est, unde malum?)

Digitized by Google

Daher ist der Kern der Theodicee so alt als das religiös-philosophische Denken der Menschen und kehrt in bald mehr mythischer, bald mehr poetischer und bald mehr philosophischer Form bei allen Völkern wieder. Im Alten Testament gehören dahin z. B. das Buch Hiob und einige Psalmen (37. 49.), im N. T. d. 9. Kap. V. 14ff des Römerbriefes (*Τί οὖν ἐροῦμεν; μὴ ἀδικία παρὰ τῷ θεῷ;*). Den Gnostikern und Manichäern gegenüber machten Origenes und Augustinus (de civitate dei) theodiceische Versuche.

Am eingehendsten hat sich die Philosophie mit der Frage des Ursprungs des Übels bei göttlicher Weltschöpfung beschäftigt. Zuerst tat dies Platon (427—347), der die Ideen und vor allem die Idee des Guten, Gott, als den letzten Grund alles Seins und Erkennens, als das wahrhaft Reale ansah und lehrte, daß um des Guten willen jedes Ding seine Existenz habe. Die Welt sei das Schönste von allem Entstandenen. Sie sei von dem besten Werkmeister als Nachbild des höchsten Urbildes geschaffen. Gott sei nicht am Übel schuld (Tim. 42 D *τῆς ἔπειτα—κακίας ἑκάστων ἀναίτιος*), er sei neidlos. Die Verähnlichung mit ihm, nicht die Lust, erklärte Platon für das höchste Gut (s. d.). Niemand sei freiwillig böse. Denn alles Wollen gehe seinem Wesen gemäß auf das Gute. — Dieselbe Ansicht finden wir bei Aristoteles (384—322), dessen Standpunkt durchaus teleologisch ist. Er betrachtet Gott als die stofflose, ewige Form, das erste, selbst unbewegte Bewegende, die reine Aktualität, die sich selbst denkende Vernunft, die von allen geliebt wird und der sich alles zu verähnlichen strebt. Alle naturgemäße Bewegung ist zweckmäßig, doch stuft sich die Vollkommenheit je nach der näheren oder entfernteren Einwirkung Gottes ab. Die Organismen findet Aristoteles bewundernswert, schön und göttlich. Das Ziel menschlicher Tätigkeit, die Glückseligkeit, beruht auf vernünftigem oder tugendhaftem Verhalten, an das sich als Blüte naturgemäßer Vollendung die Lust knüpft. — Die Stoiker, die zuerst das Verhältnis Gottes zum Bösen untersuchten, lehrten: Alles geschieht gemäß der Heimarméne, welche die Vernunft im All, welche das strenge Kausalgesetz ist. Kleanthes (um 331—250) nahm nur die bösen Taten aus Sie geschehen durch die Unvernunft der Schlechten, werden aber doch auch von Gott zum Guten gelenkt. Chrysippos (282—203) unterschied zwischen Haupt- und Nebenursachen. Die Vorsehung (d. h.

Digitized by Google

die Notwendigkeit) ordnet alles. Ihrer Logik kann man sich getrost anvertrauen. Gott ist der Vater aller, wohltätig und menschenfreundlich. Die Welt muß als im ganzen tadellos und vollkommen bezeichet werden. Dies geht aus ihrer Gestalt hervor — sie ist kugelförmig! — und aus der Farbe, Größe und Mannigfaltigkeit der sie umgebenden Gestirne. Sie ist ferner durchaus zweckmäßig eingerichtet, nichts ist umsonst und nutzlos da, sondern jedes Ding ist für ein anderes geschaffen. Ein eigentliches Übel gibt es nicht in der Welt. Alles rührt von Gott her. Was im einzelnen weniger gut erscheint, geht auf Nebenursachen zurück, muß aber zur Mannigfaltigkeit und folglich zur Vollkommenheit des Ganzen beitragen.

Die klassische, aber nicht in allen Punkten gleichmäßig überzeugende Darstellung der Theodicee hat Leibniz (1646 bis 1716. Essais de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. Amsterdam 1710) gegeben. Er widmete sie der Königin Sophie Charlotte und führte in ihr, sich gegen Bayle wendend, folgende Gedanken durch: Mit der Schöpfung und Weltregierung Gottes scheinen die Übel in Widerspruch zu stehn. Aber in Wahrheit widerspricht ihre Existenz nicht der Weisheit, Güte und Allmacht Gottes. Die Übel sind dreifacher Art: 1. das metaphysische, welches in der Unvollkommenheit der Kreaturen als solcher besteht. 2. das physische oder das Leiden der Kreaturen, 3. das moralische Übel oder die Sünde. Die Kreaturen sind nach Leibniz' Auffassung idealer Natur und kraft dieser Natur in den ewigen Wahrheiten eingeschlossen. Dennoch ist das Übel nicht nur möglich, sondern von einer geschaffenen Welt untrennbar, weil geschaffene Wesen ohne Endlichkeit und Unvollkommenheit nicht gedacht werden können. Das metaphysische Übel ist also unvermeidlich, weil es in der Endlichkeit der Schöpfung begründet liegt. Das physische ist vorhanden und mit der Leiblichkeit des Menschen gegeben. Aber es dient dazu, uns größere Güter zu verschaffen und noch größere Übel abzuwenden, es dient als Strafe oder als Mittel zur Besserung und zur Vervollkommnung. Das moralische Übel ist die Bedingung, ohne welche das Gute nicht erreicht werden und eine Selbstentscheidung nicht stattfinden könnte. Gottes Tätigkeit geht nur auf das Positive, das Böse aber ist etwas Negatives. Gott ist die Ursache der Vollkommenheit in der Natur und in den Wirkungen der Kreatur. Aber ihre

Digitized by Google

Beschränktheit ist die Ursache des Mangels ihrer Handlungen. Denn Gott konnte der Kreatur nicht alles mitteilen, ohne sie selbst zu Gott zu machen. Gott hat das Übel nicht gewollt und nicht geschaffen, sondern nur zugelassen, und das Übel in der Welt beinträchtigt ihre Vollkommenheit so wenig, daß sie als die bestmögliche angesehen werden muß. —

Ein Zeitgenosse Leibnizens, Will. King, hat 1702 vor Leibniz eine Theodicee (de origine mali) versucht, auf die Leibniz im Anhange III seiner Theodicee kritisch Bezug nimmt. Die Welt, führt King aus, ist so vollkommen gemacht, als es der höchsten Macht, Weisheit und Güte Gottes bei ihrer Erschaffung möglich war. Gut und Übel sind relative Begriffe. Gut ist, was sich selbst oder was anderem angemessen ist, übel dagegen, was irgend einen von Gott dem Wesen eingepflanzten Trieb täuscht und es zwingt, zu tun oder zu leiden, was es nicht will. Dieses Übel ist dreifach: Das metaphysische Übel der Unvollkommenheiten, das physische der Schmerzen und Unannehmlichkeiten, und das moralische Übel der Sünde. Das metaphysische Übel muß darum sein, weil vollkommene aus dem Nichts geschaffene Kreaturen ein Widerspruch in sich sind, und Gott lieber unvollkommene als keine schaffen wollte. Das metaphysische Übel stammt also aus dem Nichts. Das physische Übel stammt aus der Bewegung des Stoffes, ihren Gegensätzen und dem zerstörenden Stoß entgegengesetzt bewegter Stoffe. Im Bau der Gestirne und der tierischen Organismen hat Gott aber der physischen Welt die größtmögliche Vollkommenheit gegeben, und alle physischen Übel sind nebensächliche Folgen guter Ursachen. Über die Unvollkommenheit des Einzelnen können wir nicht urteilen, weil wir das Ganze nicht kennen. Nichts in der Welt ist überflüssig, aber jedes bedarf des andern. In der Natur kann nichts anders geschehen, als es geschieht. Es geschieht auch nichts anders, als es geschehen sollte, denn was nicht anders geschehen konnte, geschieht so, wie es geschehen sollte. Das moralische Übel rührt von der Macht her, ohne Zweck und treibende Ursache wählen zu können. King stellt sich also hier im Gegensatz zu Leibniz' Determinismus auf einen indeterministischen Standpunkt und zieht einen Begriff der Freiheit vor, wonach diese die Dinge nicht wählt, weil sie gut sind, sondern die Dinge gut sind, weil die Freiheit sie wählt. Diese Art der Freiheit besitzt Gott und

Digitized by Google

hat sie den Menschen mitgeteilt. Gott hätte zwar die Freiheit dem Menschen nicht verleihen können, indem er entweder kein freies Wesen geschaffen oder den freien Willen an der Wahl des Bösen gehindert oder den Menschen gegen alle Versuchung gesichert hätte. Alle drei Möglichkeiten wären aber Gottes unwürdig gewesen, hätten das Glück des Menschen nicht gemehrt, und von der Freiheit ist das moralische Übel nicht zu trennen. — Über alle Versuche einer Theodicee hat Kant das Urteil gefällt, daß sie nicht das geleistet haben, was sie versprochen hatten, und daß die menschliche Vernunft zur Einsicht des Verhältnisses, in welchem eine Welt, so wie wir sie durch Erfahrung immer kennen mögen, zu der höchsten Weisheit stehe, schlechterdings unvermögend sei. Die großartigste deutsche Theodicee ist aber nach Kant in Hegels Panlogismus entstanden.

Vgl. Optimismus, Hegelianismus. — Kant, Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee. Berliner Monatsschrift. Sept. 1791. Hegel, Phänomenologie. Bamberg 1807. 2. Aufl., Berlin 1841. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Leipzig 1819. Blasche, Das Böse im Einklang mit der Weltordnung. Leipzig 1827. M. Carriere, Die sittliche Weltordnung. Leipzig 1877. 2. Aufl. 1890. H. Lotze, Mikrokosmus. 5. Aufl. Leipzig 1896ff. Willareth, Die Lehre vom Übel. Straßburg 1898 u. Sand 1903. R. Wegener, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts. Halle 1909. K. Wolf, Schillers Theodicee bis zum Beginn der Kantischen Studien. Leipzig 1909. Kremer, Das Problem der Theodicee usw. Berlin 1909. O. Lempp, Das Problem der Theodicee in d. Philos. u. Lit. des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1910.

Theologie (gr. *θεολογία* von *θεός* = Gott und *λόγος* = Lehre) hieß bei den Griechen die Lehre von den Göttern und den göttlichen Dingen, und Theologe derjenige, der eine Theogonie dichtete, wie Hesiodos, oder über den Ursprung der Dinge durch die Götter spekulierte, wie Pherekydes und Empedokles. In der alten christlichen Kirche nannte man einen Theologen zuerst den, der die Gottheit des Logos (s. d.) verfocht, z. B. Johannes, Athanasius, Gregor von Nazianz. Seit Abälard († 1142) bedeutet dann Theologie die gelehrte Darstellung der gesamten christlichen Lehre. Die Scholastik unterschied zwischen natürlicher und geoffenbarter Theologie, je nachdem

Digitized by Google

als Erkenntnisquelle die Vernunft oder die heilige Schrift und die Überlieferung genommen wurde. Die Fakultätswissenschaft der protestantischen Theologie, welche, wie besonders Schleiermacher (1768—1834) dargetan hat, eine Vereinigung von historischen, philologischen und philosophischen Kenntnissen ist und ihre dogmatische und ethische Seite hat, steht mit der Philosophie und ihrer Geschichte im Zusammenhang. Die katholische Theologie der Neuzeit hat die mittelalterliche Theologie fortentwickelt. Die katholische Theologie hat sich stets als der Philosophie übergeordnet betrachtet (philosophia ancilla theologiae), die protestantische Theologie, die eine historische, systematische und praktische Seite hat, erhebt nicht den Anspruch, die Philosophie meistern zu können. — Kant (1724 bis 1804) teilt die Theologie, die Erkenntnis des Urwesens, in die aus Offenbarung (revelata) und aus bloßer Vernunft (rationalis) (Kr. d. r. V., S. 631). Die letztere ist entweder transscendental (Deismus), wenn Gott nach reinen Anschauungsbegriffen als Urwesen und Weltursache gedacht wird (Proleg., S. 171), oder natürlich (Theismus), wenn Gott analogisch-anthropomorphistisch nach Erfahrungsbegriffen als Welturheber erkannt wird (Proleg., S. 173). Der Deismus ist entweder Ontotheologie, d. h. Erkenntnis Gottes aus bloßen Begriffen (Kr. d. r. V., S. 592 ff.) oder Kosmotheologie, wenn Gott aus dem Dasein einer Welt überhaupt und ihrer Zufälligkeit erschlossen wird (Kr. d. r. V., S. 603 ff.). Der Theismus ist entweder Physikotheologie, d. h. die Erkenntnis Gottes als Urhebers der in der natürlichen Sinnenwelt vorhandenen Ordnung und Vollkommenheit (Kr. d. r. V., S. 620 ff.), oder Moraltheologie, d. h. die Erkenntnis Gottes aus der praktisch notwendigen sittlichen Ordnung der Welt (Kr. d. pr. V., S. 5; S. 223 ff.). — Vgl. Katholizismus und Philosophie, Protestantismus u. Philosophie, Scholastik. — Schleiermacher. Kurze Darstellung des theolog. Studiums. Berlin 1811. K. Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie. Berlin 1856. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie. München 1867. R. Hagenbach, Enzyklopädie der theol. Wissenschaft. 9. Aufl. 1874. Holzmann, Über Fortschritte und Rückschritte der Theologie unseres Jahrhunderts. Straßburg 1878. 12. Aufl., herausgegeb. v. Reischle. Leipzig 1890. Wetzel und Weltes, Kirchenlexikon. 2. Aufl. von Hergenröther und Kaulen. 12 Bde. Freiburg i. Br. 1882—1903. Werner, Geschichte

Digitized by Google

der katholischen Theologie. 2. Aufl., München 1889. Dohm, Über Ziele und Methode der theologischen Wissenschaft. Basel 1889. Zöckler u. a., Handbuch der theologischen Wissenschaften. 3. Aufl., 4 Bde., Nördlingen 1889—90. O. Pfleiderer, Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Großbritannien seit 1825. Freiburg i. Br. 1891. v. Frank, Geschichte und Kritik der neueren Theologie. 2. Aufl. Leipzig 1895. Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. von Hauck. Leipzig 1896. R. Pöhlmann, Euckens Theologie in ihren philosophisch. Grundlagen. Berlin 1902. Reischle, Theologie und Religionsgeschichte. Tübingen 1904.

Theomantie (gr. *θεομαντεία*) heißt die Weissagung durch unmittelbare göttliche Eingebung (sie wird auch Theopneustie, *θεοπνευστία* genannt). — Vgl. Offenbarung.

Theophanie (gr. *θεοφάνεια* = Gotteserscheinung) heißt in der christlichen Lehre die Selbstoffenbarung Gottes in der Natur und in der menschlichen Vernunft.

Theophilanthropen (gr.) oder Theanthropophilen, Gottes- und Menschenfreunde, nannte sich eine in Frankreich von 1796 bis 1802 bestehende deistische Religionsgemeinschaft, deren Zweck die Erhaltung der Religion war.

Theopneustie s. Theomantie.

Theoretisch s. Theorie.

Theorem s. Lehrsatz.

Theorie (gr. *θεωρία*), eig. Betrachtung, Beschauung, bezeichnet ursprünglich das innerliche Anschauen dessen, was nicht Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung ist, sodann allgemein die wissenschaftliche Erkenntnis und das Verständnis überhaupt. Die Theorie steht also im Gegensatz einerseits zu der Erfahrung (Empirie), andrerseits zu der Praxis. Sie strebt zunächst im Gegensatz zur Erfahrung danach, die einzelnen Beobachtungen des Empirikers unter allgemeine Gesetze zu bringen, welche nicht erfahren werden können, sondern durch Nachdenken gefunden werden müssen. So spricht man von einer Theorie des Empfindens, Denkens usw., von einer Theorie des Lichts, der Bewegung, des Blutumlaufs, um anzudeuten, daß in gewisse Tatsachen der Psychologie, Physik, Physiologie usf. durch Aufstellung von Gesetzen Einheit, Zusammenhang und Klarheit gebracht werden kann. In vielen Disziplinen, wie z. B. in der Physik, unterscheidet man eine empirische

Digitized by Google

Behandlungsweise der Probleme (Experimentalphysik) von einer theoretischen Behandlungsweise (Mathematische Physik). Jene erzielt die Feststellung der Tatsachen, diese die Erklärung der Tatsachen auf Grund von Gesetzen und Hypothesen. Das Streben der Wissenschaft geht darauf, die Empirie durch Theorie zu überwinden. Jede Theorie beruht auf einem Grundgedanken (Prinzip), den aufzustellen selten dem Studium, meist der glücklichen Kombination gelingt. Sie selbst umfaßt aber das Prinzip samt der Ableitung der Erscheinungen. Fortwährend bedarf daher jede Theorie der Kontrolle durch die Erfahrung. Solange sie mit dieser nicht vollständig stimmt, darf sie nur auf den Namen einer Hypothese Anspruch machen. Eine Theorie ist mehr oder weniger tief, je nachdem sie sich mit näheren Erklärungsgründen beruhigt oder bis zu den letzten Prinzipien und zum System (s. d.) emporsteigt. Immer aber ist sie mehr oder weniger philosophisch. — Im Gegensatz zur Praxis (s. d.) bezeichnet Theorie die bloße Erkenntnis, ohne die Absicht, sie zu gewissen Zwecken zu verwenden. Weil diese Anwendung oft recht schwierig ist und nicht gelingen will, sagt man wohl, es sei etwas in der Theorie (in thesi) richtig, tauge aber nicht für die Praxis. Kant (1724—1804) hat hierüber 1793 eine Abhandlung geschrieben, in der er die Verderblichkeit der Maxime, Theorie und Praxis zu trennen, für Moral, Staats- und Völkerrecht nachweist. Und in der Tat, was theoretisch richtig ist, muß auch praktisch durchgeführt werden. Wo sich dies als unmöglich herausstellt, liegt es entweder an der Unvollständigkeit der Theorie, oder an der Ungesundheit der praktischen Verhältnisse, oder auch (und zwar meistens) an der Feigheit und Gleichgültigkeit der Menschen. — In der Philosophie hat das Begriffspaar theoretisch und praktisch aber noch den besonderen Sinn, daß jenes als ein Prädikat der Erkenntnis an sich gilt, die kein anderes Interesse als das wissenschaftliche hat, praktisch dagegen diejenige Beurteilung der Dinge heißt, welche den Wert oder Unwert der Dinge ins Auge faßt, ohne ihr Wesen und ihre Ursachen zu untersuchen. Die praktische Philosophie hat diejenigen Begriffe aufzustellen, welche den Maßstab für unser Wollen und Handeln abgeben, besonders auf juristischem, ethischem, religiösem und ästhetischem Gebiet. Die zwei Hauptwerke Kants würden daher mit ihrem vollen Titel lauten: Kritik der reinen theoretischen Vernunft und Kritik der reinen praktischen Ver-

Digitized by Google

nunft, während die von Kant gewählten Titel einen schiefen Gegensatz bilden.

Die Ausdrücke theoretisch und praktisch erscheinen zuerst bei Aristoteles (384—322) als Gegensätze. Er unterscheidet die theoretische und praktische Vernunft (*διάνοια θεωρητική — διάνοια πρακτική*). Jene hat es mit der Erkenntnis der großen Welt und ihren ewigen Ordnungen, diese mit dem Wechsel und Wandel der menschlichen Dinge zu tun (Metaph. V, 1 p. 1025 b 25). Bekannt ist sein den Intellektualismus (s. d.) der Alten scharf bezeichnender Ausspruch: *ἡ θεωρία τὸ ἥδιστον καὶ ἄριστον* (Met. XII, 7 p. 1072 b 24). In der neueren Philosophie hat Ch. Wolf (1679—1754) die Unterscheidung theoretischer und praktischer Philosophie durchgeführt und wie Aristoteles der Theorie den Vorzug gegeben (Logica, § 92). Auch Kant (1724—1804) hält an dem Gegensatz fest, stellt aber die Lehre vom Primate der praktischen Vernunft über die theoretische auf und räumt damit den Intellektualismus (s. d.) des Altertums hinweg. Ihm folgt J. G. Fichte (1762—1814), dem die praktische Vernunft die Wurzel aller Vernunft ist. In der Geschichte der Ausdrücke liegt die Geschichte des tieferen Problems, „ob der Welterkenntnis oder dem sittlichen Handeln die Führung unseres Lebens und die Beherrschung unserer Überzeugungen gebühre“ (Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 39ff). — Vgl. Praxis, Intellektualismus, Voluntarismus, Pragmatismus. — Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906, B. I, S. 446—448.

Theosophie (gr. *θεοσοφία* von *θεός* = Gott und *σοφία* = Weisheit), eigtl. Gottes-Weisheit, heißt diejenige religiöse Richtung, welche durch die Innigkeit ihrer religiösen Gefühle zur mystischen Vereinigung mit Gott und zu einer unmittelbaren Erkenntnis seines Wesens gelangen zu können meint oder auch die tiefere Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dinge. Von der Theologie unterscheidet sie sich dadurch, daß sie die Erkenntnis Gottes nicht auf dem Wege des vermittelten Erkennens, sondern durch die Intuition, d. h. durch die Phantasie und das Gefühl, anstrebt. Sie ist eine Art der Mystik (s. d.). Ihre Erzeugnisse, wenn auch voll tiefsinniger Ideen, sind mehr Bilder als Begriffe, mehr Ahnungen als Erkenntnisse. Vieles in ihr muß als krause Phantastik bezeichnet werden. — Theosophisch war der Neuplatonismus und die Gnosis. Theosophen

Digitized by Google

waren dann Kaspar Schwenckfeld († 1561), Val. Weigel († 1588), Jak. Böhme († 1624), Swedenborg († 1772), Oetinger († 1782), St. Martin († 1804), Frz. v. Baader († 1841) und Schelling († 1854). In der neueren Zeit hat sich die Theosophie dem Spiritismus (s. d.) angenähert. Sie lehrt die Möglichkeit, sich von den unberechenbaren Einflüssen der äußeren Sinneswelt freizumachen, das ewige Wesen der Dinge zu schauen und aus diesem ewigen Wesen der Dinge heraus zu handeln, unbewußter Einheimischer in der übersinnlichen Welt zu werden. In New York ist 1875 eine theosophische Gesellschaft gegründet worden. Hervorragende Führer und literarische Vertreter der theosophischen Bewegung in der Gegenwart sind Franz Hartmann, A. Besant und R. Steiner. — Vgl. Hartmann, Was ist Theosophie? Leipzig 1903. Rud. Steiner, Theosophie. Leipzig s. a. (1904). Bruhn, Theosophie und Theologie. Glückstadt 1907.

These (gr. *θέσις*) oder Thesis heißt ein Satz, der des Beweises bedarf, also eine Behauptung; in thesi heißt: im Satz, in der Regel, im allgemeinen. Nach Hegels (1770 bis 1831) dialektischer Methode erhebt sich der fortschreitende Begriff aus Thesis und Antithesis zur Synthesis. Thetik nennt Kant (1724—1804) einen Inbegriff dogmatischer Lehren; thetisch heißt dogmatisch. Von Thesis und Antithesis redet man da, wo zwei einander widersprechende Sätze aufgestellt sind, wie z. B. von Kant bei der Darlegung der kosmologischen Antinomien (s. d.). — Vgl. Antinomie.

Theurgie (gr. *θεουργία*) heißt die ihren Ursprung bis auf die Magier der Chaldäer und Perser zurückführende angebliche Fähigkeit, sich Götter und Geister dienstbar zu machen, welche Magier und Zauberer, aber auch Neuplatoniker wie Jamblichos und Proklos für sich in Anspruch nahmen. Kant (1724—1804) nennt Theurgie einen schwärmerischen Wahn, von anderen, übersinnlichen Wesen Gefühl und auf sie wiederum Einfluß haben zu können (Kr. d. U., II. Teil, § 89, S. 435). — Vgl. Magie. — Lobeck, Aglaophamus, 2 Bde. Königsberg 1824.

Thnetopsychiten (gr. *θνητοψυχῖται* v. *θνήσκειν* = sterben und *ψυχή* = Seele) hießen die Anhänger der durch Averroës (1126—1198) verbreiteten Lehre, daß die Seele mit dem Körper zugleich sterbe und beide am jüngsten Tage auferweckt würden. So lehrte z. B. Pomponatius (1462—1530).

Digitized by Google

Thomisten und Scotisten. Durch den Gegensatz der Dominikaner, welche Thomas von Aquino (1225—1274), und der Franziskaner, welche Duns Scotus († 1308) im 14. Jahrhundert auf den Schild erhoben, wurden die Lehrunterschiede dieser beiden großen Scholastiker sehr verschärft. Die Anhänger des Thomas, die Thomisten, leugneten, die Anhänger des Duns Scotus, die Scotisten, behaupteten eine absolute Erkenntnis Gottes (cognitio dei quidditativa). Jene bestritten, diese verteidigten die objektive Realität der göttlichen Eigenschaften. Jene meinten, die Erbsünde sei eine Verletzung unserer Natur, diese, sie sei nur Verlust der angeborenen Gerechtigkeit. Jene lehrten, der Logos sei nur deshalb Mensch geworden, weil Adam gesündigt habe, diese, er wäre auch ohnedies als Mensch herabgestiegen. Jene bejahten, diese verneinten, daß Christi Verdienst ein völliges Äquivalent für die Sünde der Menschheit sei. Jene lehrten, die sakramentale Gnade gehe unmittelbar aus der Spendung hervor, diese, sie trete besonders hinzu. Jene leugneten, diese behaupteten die unbefleckte Empfängnis Mariä (immaculata conceptio), welche Pius IX. 1854 zum Dogma erhob. Im allgemeinen standen die Thomisten mehr auf der Seite des Augustinus, die Scotisten auf dem Standpunkte des Pelagius. — Vgl. Katholizismus und Philosophie. — Werner, Der hl. Thomas von Aquino. Regensburg 1858 ff. Knauer, Grundlinien der aristotelisch-thomistischen Psychologie. Wien 1885. R. Eucken, Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit. Halle 1886. Thomas von Aquino und Kant, ein Kampf zweier Welten. Berlin 1900. Frohschammer, Die Philosophie des Thomas v. Aquino. Leipzig 1889.

Tiefsinn heißt das Vermögen des Geistes, in die Tiefe zu gehen, d. h. das innere Wesen der Dinge, ihre Gesetze, ihre verborgenen Gründe zu erforschen. Der Tiefsinnige begnügt sich nicht mit dem, was auf der Oberfläche liegt, ihn zieht vielmehr das Entfernte, Dunkle und Verborgene an. Ohne Tiefsinn ist keine schwierigere wissenschaftliche Forschung möglich, am wenigsten die philosophische. Das Alter ist meist tiefsinniger als die Jugend, welche dafür oft witziger ist. Es scheiden sich überhaupt Witz, Scharfsinn und Tiefsinn voneinander. „Der witzige Kopf erfindet, der scharfsinnige entdeckt, der tiefsinnige erforscht. Der erste kombiniert, der zweite zergliedert, der dritte begründet. Witz blendet, Scharfsinn klärt auf, Tief-

Digitized by Google

sinn erleuchtet. Witz überredet, Scharfsinn belehrt, Tiefsinn überzeugt" (vgl. Dirksen, Die Lehre von den Köpfen. 1833, S. 136). Berühmt wegen ihres Tiefsinnes sind Platon, Spinoza und Kant gewesen. — Bisweilen artet der Tiefsinn in Grübelei und Melancholie aus (daher tiefsinnig gleich melancholisch, gemütskrank). Bisweilen ist er auch nur affektiert, um den Mangel an Gedanken zu verdecken. Denn manche wähnen für tiefsinnig zu gelten, wenn sie recht unklar sprechen oder schreiben. On le croit profond, parce qu'il est mystérieux. Aber gerade der wahre Tiefsinn ist, weil er die Gründe der Dinge erforscht hat, klar und verständlich — Vgl. Scharfsinn, Witz.

Tier (gr. ζῷον, lat. animal) heißt ein organisches Wesen, das sich von organischen Substanzen ernährt und das zu dem Vermögen der Selbsterhaltung und Fortpflanzung auch die Vermögen der Bewegung und der Empfindung besitzt. Das Leben der Tiere wird durch den Stoffwechsel erhalten. Die aufgenommenen und verarbeiteten Stoffe sind teils vegetabilisch, teils animalisch, immer aber organisch und vorwiegend stickstoffhaltig. Die Fortpflanzung geschieht durch Teilung, Knospung, Sporogonie, Konjugation und durch Eier. Die Bewegung des Tieres ist teils Ortsbewegung, die je nach den Verhältnissen durch verschiedenartige Mittel geschieht (Beine, Arme, Flossen, Flügel, Saugnäpfe usw.), teils dient sie dem Ergreifen, Festhalten und Verschlingen der Nahrung, teils dem Lebensgenuß. Seelenleben tritt bei den Tieren in mannigfaltigen Abstufungen hervor, die wie Vorstufen der menschlichen geistigen Entwicklung erscheinen. Bei den niederen, die nur ein primitives Gangliensystem besitzen, findet sich nur Triebleben, Empfindung, Assoziation und Reproduktion, bei den höheren, die ein vom Gehirn ausgehendes Nervensystem besitzen, Apperzeption und eine Art von Intelligenz. Alle Tiere haben Sinneswerkzeuge, je höher hinauf, desto kompliziertere und zahlreichere. Die höchsten Tiere haben fünf Sinne, von denen meist einer besonders entwickelt ist und die bei keinem Tiere in so harmonischem Verhältnis stehen wie beim Menschen. Daher ist der Grundcharakter des Tieres im Vergleich mit dem Menschen die Einseitigkeit seiner Lebensweise. Was beim Menschen die bewußte Willensentscheidung tut, erfüllt bei den Tieren der Instinkt (s. d.). Höhere Tiere haben jedoch auch eine Art von bewußtem Handeln. Denn sie empfinden Lust und Unlust, sie haben Gedächtnis, sie machen Erfahrungen,

Digitized by Google

sie sind fähig aufzumerken, Vorstellungen zu haben und Pläne zu machen. Darin unterscheiden sie sich aber vom Menschen, daß ihnen zwar nicht der Ausdruck der Affekte, wohl aber eine entwickelte Sprache fehlt. Sie erkennen wohl, aber sie denken nicht. Allgemeine Begriffe, Phantasievorstellungen, Ideen, Ideale fehlen ihnen. Daher haben sie keine Geschichte, keine Theorie, keine Wissenschaft, keine Kunst. Sie machen weder Beobachtungen noch Experimente, weder Entdeckungen noch Erfindungen. Da sie keine Ideen zu bilden vermögen, gibt es für sie weder Wahrheit, noch Schönheit, noch Gottheit, noch Sittlichkeit. Sie können wohl für uns schädlich, aber nie eigentlich böse handeln. Denn da sie keine Vernunft haben, geht ihnen die praktische Freiheit und somit die Verantwortlichkeit ab. Auch sind sie des Lachens und Weinens und Selbstmordes nicht wie der Mensch fähig. Das Tier entwickelt sich im allgemeinen schneller als der Mensch. Der Mensch hat eine Jugend, eine Reife, ein Alter. Seine Vorstellungen können sich daher vertiefen, verschmelzen, bereichern. Dadurch kommt Einheit, Ruhe und Klarheit in sein Seelenleben. Das Tier ist hierin zum größeren Teile dem Menschen unterlegen. Ein prinzipieller Unterschied zwischen Tier und Mensch aber besteht nicht, und das seelische Leben der Tiere verrät sich, nach Wundt, überall als ein dem Leben des Menschen in seinen Elementen und in den allgemeinsten Gesetzen der Verbindung dieser Elemente gleichartiges (Wundt, Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 19, S. 341).

Aristoteles (384—322) schrieb den Tieren Ernährung, Fortpflanzung und Sinnesempfindung, und den meisten von ihnen auch Ortsbewegung zu. Aber Denktätigkeit suchte er nur bei der Seele des Menschen. Er unterschied neun Klassen von Tieren, fünf Klassen von blutführenden Wirbeltieren, lebendig gebärende Vierfüßer, eierlegende Vierfüßer, Vögel, Fische, Wale, und vier Klassen von blutlosen wirbellosen Tieren, Weichtiere, Weichschaltiere, Schaltiere, Insekten. Die Nerven und den Blutumlauf kannte Aristoteles noch nicht, und Urzeugung nahm er noch bei einigen Fischen und Insekten an. Descartes (1596—1650), von einem schroffen Dualismus bestimmt, wollte in den Tieren bloße Maschinen sehen. Er behauptete, sie seien von den Nervengeistern getriebene seelenlose Automaten. Sein Schüler Malebranche (1638—1715) sprach ihnen Lust, Schmerz, Furcht, überhaupt jede Perzeption

Digitized by Google

ab. Ähnlich dachten Spinoza (1632—1677) und Locke (1632 bis 1704). Aber Leibniz (1646—1716), der nichts Lebloses und Unorganisches in der Welt anerkannte, lehrte von neuem, daß die Tiere Seelen, Sinnesempfindung und Gedächtnis hätten, Vorstellungen bildeten und sie aneinanderreihten. Nur hätten sie anstatt des Denkens die Erfahrung, sie seien reine Empiriker (Nouveau Essais II, 33). Wolf (1679—1754) und Kant (1724 bis 1804) sprachen ihnen die Fähigkeit, zu urteilen, ab. Hegel (1770—1831) nannte den Unterschied zwischen ihnen und dem Menschen einen absoluten. Schelling (1775—1854) sah in jeder Tierklasse eine Entwicklungsstufe des Naturganzen, und Schopenhauer (1788—1860) bezeichnete das Erkennen mit der durch dasselbe bedingten Bewegung aus Motiven als den eigentlichen Charakter der Tierheit. Durch den Verstand unterscheide sich das Tier von der Pflanze, wie durch die Vernunft der Mensch vom Tiere. Es habe anschauliche, aber keine abstrakte Erkenntnis und denke eigentlich nicht. Er behauptete demnach, daß die Tiere im wesentlichen dasselbe seien, wie wir, und daher unser Mitleid verdienten. Die neuere Psychologie hat besonders infolge des Einflusses der Darwinschen Hypothese diese Behauptungen vielfach bestätigt. — Vgl. Pflanze, Organismus. — Reimarus, Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere. 3. Ausg. Hamburg 1773. Rennie, Fähigkeiten und Kräfte der Vögel. Leipzig 1839. Baukunst der Vögel. Stuttgart 1847. Scheitlin, Versuch einer vollständigen Tierpsychologie. 2 Bde. Stuttgart 1840, K. 5. Carus, Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt. Wien 1866. Vignoli, Über die Fundamentalgesetze der Intelligenz im Tierreich. Leipzig 1879. Fabre, Souvenirs entomologiques. 9. Teil. Paris 1879—1905. Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880. Lubbock, Die Sinne und das geistige Leben der Tierwelt. Deutsch. Leipzig 1889. Lloyd Morgan, Introduction to comporative physiology. London 1894. Groos, Die Spiele der Tiere. Jena 1896. Flügel, Das Seelenleben der Tiere. 3. Aufl. Langensalza 1897. Löb, Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie. Leipzig 1899. v. Uexküll, Im Kampfe um die Tierseele. Wiesbaden 1902. Edinger, Vorlesungen über den Bau der nervösen Zentralorgane des Menschen und der Tiere. 2 Bde., 6. u. 7. Aufl., Leipzig 1904. Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1905.

Digitized by Google

Lukas, Psychologie der niederen Tiere. Wien 1905. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 4. Aufl. Hamburg 1906. Zell, Ist das Tier unvernünftig? 12. Aufl. Stuttgart 1906. R. Burckhardt, Geschichte der Zoologie. Leipzig 1907. Langfeldt, Tier- und Menschenverstand. München 1909.

Tierpsychologie heißt die Untersuchung der seelischen Vorgänge und Fähigkeiten der Tiere. Daß auch die Tiere eine Seele haben, leugnet heute wohl niemand mehr (vgl. Tier), und die Lehre des Descartes, der die Tiere zu Maschinen degradierte, darf als gänzlich abgetan angesehen werden. Seit 1742 beschäftigte sich mit der Tierpsychologie in Deutschland eine Gesellschaft von „Freunden der Tierseelenkunde". Reimarus in seinen „Betrachtungen über die Triebe der Tiere" (1773) förderte diese Forschung. Das Aufkommen der Physiognomik und Phrenologie sowie Schellings Naturphilosophie war diesen Fragen ebenfalls günstig, ebenso die Darwinsche Hypothese. In neuerer Zeit hat man erkannt, daß das Studium der Tierseele für die Förderung der Psychologie des Menschen ungemein nützlich ist. — Vgl. Tier, Analogon rationis, Mensch. — Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880. Romanes, Animal intelligence. London 1882. 2. Aufl. London 1889. K. Schneider, Vorlesungen über Tierpsychologie. Leipzig 1909. Wundt, Grundr. d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 19, S. 341—349.

Timarchie oder Timokratie (gr.) bedeutet bei Platon (427—347) (Rep. III, 2—3; 545 B—C) einen Staat, dessen herrschendes Prinzip die Ehre ist, in dem daher die regierenden Personen einander an Ehre, Macht und Einfluß zu übertreffen suchen und Zwiespalt und Ungerechtigkeit herrscht. Aristoteles (384—322) hingegen versteht unter Timokratie (Eth. Nicom. VIII, 12, p. 1160 a 31ff.) diejenige Staatsform, in der Ehrenstellen und Ämter nach dem Vermögen verteilt werden.

Tod (gr. θάνατος, lat. mors) heißt das Aufhören des individuellen Lebens, d. h. der organischen Tätigkeit des Menschen, des Tieres und der Pflanze. Man nennt den Tod beim Menschen normal (natürlich), wenn er in den siebziger oder achtziger Lebensjahren infolge von Altersschwäche und Entkräftung, abnorm (unnatürlich), wenn er früher erfolgt. Der normale Tod ist ein notwendiger Vorgang, der eintritt, wenn die Lebenskraft des Individuums erschöpft ist. Die Begrenzung der Lebens-

Digitized by Google

dauer des Individuums ist, wie Goethe es ausdrückt, eine Zweckmäßigkeitseinrichtung, der Kunstgriff der Natur, immer neues und frisches Leben zu haben. Der abnorme Tod erfolgt entweder durch Krankheit (falsche Art des Stoffwechsels) oder durch Gewalt, durch mechanische oder chronische Störungen. Worin das Sterben eigentlich bestehe, wissen wir nicht. Platon (427—347) sieht in ihm die Lösung und Trennung der Seele vom Leibe (Phaedon 67 D *Οὐκοῦν τοῦτό γε θάνατος ὀνομάζεται, λύσις καὶ χωρισμὸς ψυχῆς ἀπὸ σώματος*), Leibniz (1646—1716) eine Involution und Verkleinerung des Organismus (Monad., 73, Theod., § 90), Wolf (1679—1754) versteht unter Tod das Aufhören des menschlichen Körpers durch die Trennung der Teile der Materie (Vern. Ged. I, § 927). Nach Hegel (1770—1831) ist der Tod die Aufhebung der Unangemessenheit des Einzelnen zur Allgemeinheit. Ostwald erklärt den Tod als das Oberhandgewinnen der energiezerstreuenden Wirkungen über die energiesammelnden im Organismus (Vorles. üb. Naturphil., Leipzig 1905, S. 330) und führt ihn auf das Versagen der Selbstregulierung im stationären Energiestrom des Lebens zurück. — Der Tod geht aus von dem Aufhören der organischen Funktionen des Herzens oder der Lungen oder des Gehirns (atria mortis). Demnach bezeichnet man den Tod entweder als Synkope (Herzlähmung) oder als Asphyxie (Erstickung) oder Apoplexie (Hirnlähmung). Je nach der Schnelligkeit der Sterbeerscheinungen nennt man den Tod plötzlich, rasch oder langsam, einfachen Erschöpfungstod oder Sterben unter Agonie (Todeskampf). Die Agonie wird durch das allmähliche Absterben der verschiedenen Apparate charakterisiert: Erschlaffung der Muskeln (hippokratisches Gesicht), zitternde, kraftlose Bewegungen, oberflächliche, langsame und aussetzende Respiration, Lähmung der Speiseröhre, allmähliches Aufhören des Herzschlags, Schwinden des Gesichts und Gehörs, Aufhören des Bewußtseins, Erschlaffung der Schließmuskeln und Aufhören der Atmung und der Blutzirkulation.

Mit dem Erlöschen des individuellen Lebens wird der Mensch zur Leiche und verwest, d. h. die organischen Stoffe seines Körpers verwandeln sich in unorganische (Kohlensäure, Wasser und Ammoniak). Als solche dienen sie der Ernährung von Tieren und Pflanzen, und die physischen und chemischen Gesetze behalten über die Leiche dasselbe Recht, das sie über den lebenden Organismus gehabt haben.

Digitized by Google

Daß der Tod eines Nahestehenden auf die Überlebenden einen tiefen Eindruck macht, ist natürlich. Der Mensch wird hierdurch frühzeitig auf den Gedanken des eigenen Todes hingewiesen und durch die Gewißheit, früher oder später jedenfalls einmal sterben zu müssen, ernst gestimmt. Es birgt aber, wie so oft, auch hier das Übel ein Heilmittel in sich. Die Vernunft, welcher die Erkenntnis des Todes entstammt, leitet uns zugleich zu metaphysischen Gedanken hin, die uns darüber trösten. Religion und Philosophie streben gleichermaßen danach, uns das Sterben zu erleichtern. Sie lehren, daß der fortwährende Wechsel des Werdens und Vergehens nur die materiellen Einzelwesen und deren körperliche Bestandteile betrifft, welche bald hier, bald da, bald Menschen-, bald Tier-, bald Pflanzenleib, bald Elementarstoffe sind. Es bleiben dagegen in der Vererbung die Formen der Gattungen, die sich beim Stoffwechsel des Individuums auch im Leben dauernd behaupten. Absoluten Tod gibt es also nicht. Daß der Einzelne stirbt, ist eine natürliche, also notwendige und vernünftige Sache. Wer sich darüber betrübt, daß er sterben muß, bedauert es, daß er Mensch ist, daß er geboren wurde. Auch fürchten sich die meisten weniger vor dem Zustand des Totseins als vor dem Akte des Sterbens. Der Todeskampf ist aber mehr ängstlich für den Zuschauer als für den Sterbenden. Cicero lehrte, man brauche sich nicht davor zu fürchten. Denn wenn wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht (Cato maior 18, 66. Tusc. disp. I de contemnenda morte). Das Sterben besteht für den Menschen wesentlich nur im Aufhören des Bewußtseins, die darauf folgende Stockung aller organischen Funktionen ist also eigentlich eine Begebenheit nach dem Tode. Das Schwinden des Bewußtseins aber bereitet keinen Schmerz. Schopenhauer meint sogar, ohne den Gedanken an den Tod sei das Leben nicht erträglich. Das Individuum sei eine Beschränkung, ein Irrtum, ein Fehltritt, also sein Aufhören kein Verlust. — Vgl. Leben, Unsterblichkeit, Selbstmord. — G. G. Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. Berlin 1769. Wessely, Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst. Leipzig 1876. Schwebel, Der Tod in deutscher Sage und Dichtung. Berlin 1877. Robert, Thanatos Winckelmann-Progr. Berlin 1879. Weismann, Die Dauer des Lebens. Jena 1882. Götte, Über den Ursprung des Todes. Hamburg 1883. Über Leben und Tod. Jena 1884.

Digitized by Google

Kleinpaul, Die Lebendigen und die Toten in Volksglauben, Religion und Sage. Berlin 1898. Bernstein, Der Tod in der modernen Literatur. Leipzig 1900. Ubell, Vier Kapitel vom Thanatos. Wien 1902. Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. 5. Aufl., Hamburg 1903. Sexau, Der Tod im deutschen Drama des 17. und 18. Jahrhunderts. Bern 1906. Teichmann, Vom Leben und vom Tode. 7. Aufl. Stuttgart 1907. Nothnagel, Das Sterben. 2. Aufl. Wien 1907. H. Ribbert, Der Tod aus Altersschwäche. Bonn 1908. O. Bloch, Vom Tode. Deutsch v. P. Misch. Stuttgart 1909.

Todesstrafe (poena capitalis) oder Strafe am Leben heißt im engeren Sinne die Strafe, welche in der gewaltsamen Tötung eines Verbrechers besteht. Seit alter Zeit hat man sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten als nötig und gerecht betrachtet. Erst in neuerer Zeit sind Gegner dieser Strafe aufgetreten. Die zur Bekämpfung der Todesstrafe vorgebrachten Gründe sind jedoch nicht ausreichend. Man behauptet, die Todesstrafe schrecke nicht ab, wie die Erfahrung beweise, selbst nicht in der gräßlichsten Form. Doch keine Strafe hat stets diesen Erfolg. Dem Hinzurichtenden, wirft man ferner ein, werde die Möglichkeit der Besserung entzogen. Aber Besserung ist auch nicht der einzige Zweck beim Strafen. Niemand, argumentiert man weiter, habe das Recht, den anderen des Lebens zu berauben. Dann hat aber der Mörder auch nicht das Recht dazu, und so gut jeder Bürger berechtigt ist, einen Angreifer aus Notwehr zu töten, ebenso ist der Staat dazu berechtigt, den Mörder zu töten, und über die rechtspolitische hat den Vorrang die rechtsphilosophische Frage, die allein die letzte Instanz bildet. Ferner wendet man ein, der Ermordete habe nichts davon, daß der Mörder hingerichtet werde. Aber auch darauf kommt es nicht an. Die Gemeinschaft, die der Mörder im Gemordeten bedroht hat, erhält durch die Strafe Genugtuung. Ein anderer Einwand lautet: Niemand habe sich dazu, daß er ein Verbrechen mit dem Tode sühnen wolle, im Staatsvertrage verpflichtet. Doch diese Idee des Staatsvertrages ist nur eine Fiktion (vgl. Staat, Abbüßungsvertrag). Auch wird geltend gemacht, daß schon oft Justizmorde vorgekommun seien. Aber diese Tatsache, die zugegeben werden muß, mahnt zwar zur Vorsicht im Verurteilen, ist dagegen kein ausschlaggebender Grund gegen die Todesstrafe. Endlich behauptet man, die Todesstrafe sei milder als lange, schwere Haft und darum zu

Digitized by Google

verwerfen. Aber selbst wenn dies wahr wäre, so verlangt doch die Idee der Gerechtigkeit in einzelnen Fällen den Tod. Tatsächlich ist die Todesstrafe vielfach für geringfügigere oder auch für bloß eingebildete Verbrechen mißbräuchlich angewandt worden, und gerechtfertigt ist sie nur für die schwersten Verbrechen, wie z. B. den Mord. Je kräftiger ein Staat und je sittlicher ein Volk ist, desto seltener wird sie nötig sein. Auch steht den Fürsten und Staatshäuptern das Begnadigungsrecht zu. Vor der Herrschaft des Norddeutschen Strafgesetzbuches war die Todesstrafe abgeschaft in Anhalt, Bremen, Oldenburg und im Königreich Sachsen. Sie ist gegenwärtig abgeschafft in Rumänien, Holland, Portugal, Norwegen, Kanton Genf und in einigen nordamerikanischen Staaten. — Im weiteren Sinne ist die Todesstrafe die Strafe der gewaltsamen Beraubung des Lebens und umfaßt gemäß der Unterscheidung des bürgerlichen Lebens und des menschlichen Lebens überhaupt die Strafe des bürgerlichen Todes, d. h. der Beraubung aller bürgerlichen Rechte und der Beraubung des menschlichen Lebens überhaupt, also die Todesstrafe im engeren Sinne. — Vgl. Strafe. — Beccaria, Dei delitti e delle pene 1764. Deutsch von Waldeck 1870 (gegen die T.). W. G. Schirlitz, D. Todesstr. in naturrechtl. und philos. Beziehung. 1825. Miltermaier, Die Todesstrafe. Heidelberg 1862. Schwarze, Aphorismen über die Todesstrafe. Leipzig 1868. F. v. Holtzendorff, Das Verbrechen des Mordse und die Todesstrafe. Berlin 1875. Olivecrona, Om dödsstraffet. 2. Aufl., Upsala 1891. H. Münsterberg, On the witnessstand, essays on psychology and crime. New York 1908. Deutsches Strafgesetzbuch, § 13, 32, 80 u. 211.

Toleranz s. Duldsamkeit.

Tollkühnheit (Verwegenheit) heißt der gesteigerte Mut, dem es an Überlegung fehlt. Beispiele dafür geben Karl der Kühne v. Burgund und Karl XII. von Schweden.

Ton (v. lat. tonus) nennt man im eigentlichen Sinne die Gehörsempfindung, die durch regelmäßige Luftschwingungen entsteht, während die Gehörsempfindung, die durch unregelmäßige Luftschwingungen entsteht, Geräusch heißt. Man unterscheidet die Töne nach Stärke, Höhe und Klangfarbe. Die Stärke hängt von der Schwingungsweite (Amplitude), die Höhe von der Schwingungsdauer, die Klangfarbe von der Form der Luftwellen ab. Das System der ein-

Digitized by Google

fachen Tonempfindungen bildet eine stetige Mannigfaltigkeit von einer Dimension. Die Grenze der Hörbarkeit liegt zwischen 12—16 und 40000—50000 Doppelschwingungen in der Sekunde, die der musikalisch brauchbaren Töne zwischen 40 und 4000 Doppelschwingungen, welche in Reihen von sieben Tönen mit bestimmten Intervallen (Oktaven) eingeteilt werden und welche zwischen sechs Oktaven liegen. Die jedsmal höhere Oktave beansprucht die doppelte Summe von Schwingungen wie die niedere. — Auch die Gehörsempfindungen und somit die Töne projizieren wir wie die Gesichtsempfindungen nach außen. Wir empfinden aber weder die Richtung der Schallwellen, noch die Entfernung, noch die Beschaffenheit, noch die Größe der Schallquelle. Dies sind vielmehr nur Prädikate der subjektiven Auffassung und Deutung. — Harmonische Töne (z. B. die Quinte, die Quarte, die große Sexte, die große Terz, die kleine Terz, die kleine Sexte, die natürliche Septime) erzeugen Wohlgefallen, disharmonische Unlust. Physiologisch erklärt sich dies daraus, daß unser Ohr wahrscheinlich durch schnelle, intermittierende Bewegung angegriffen wird, psychologisch aus dem Streben der Seele, die einzelnen Töne zu unterscheiden. Die Musik (s. d.), die Kunst der wohlgefälligen Töne, ist vielleicht die älteste Kunst, weil sie physiologisch und psychologisch am unmittelbarsten empfunden wird. — Vgl. Gehör, Musik, Obertöne, Rhythmus.

Im abgeleiteten Sinne bezeichnet Ton die allgemeine Denk- und Handlungsweise irgend einer Gemeinschaft. Man sagt, in diesem oder jenem Kreise herrsche der und der Ton. So schrieb Kant 1796 „von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie“. Guter Ton heißt das Streben, im Umgange alles zu vermeiden, was der besseren Gesellschaft anstößig ist. Der gute Ton ist im allgemeinen Pflicht. Freilich gerät man durch die Rücksicht auf die gute Gesellschaft auch bisweilen ins Absurde. „Quand le bon ton arrive, le bon sens se retire.“ — Vgl. Takt, Anstand. — Ambros, Die Grenzen der Musik und Poesie. 2. Aufl., Leipzig 1874. O. Hostinsky, Das Musikalisch-Schöne. Leipzig 1877. H. Ehrlich, Die Musikästhetik in ihrer Entwicklung von Kant bis zur Gegenwart. Leipzig 1881 Stumpf, Tonpsychologie. 2 Bde., Leipzig 1883—1890. Beiträge zur Akustik der Musikwissenschaft. Leipzig 1900ff. A. Seidl, Das Musikalisch-Erhabene. Leipzig 1887. v. Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen.

Digitized by Google

5. Aufl. Braunschweig 1896. W. Wolf, Musikästhetik. 2 Bde. Stuttgart 1896—1906. H. Riemann, Elemente der musikalischen Ästhetik. Berlin 1900. Moos, Moderne Musikästhetik in Deutschland. Leipzig 1902. Riemann, Musiklexikon. 6. Aufl., Leipzig 1905. E. Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen. 10. Aufl., Leipzig 1902. Wundt, Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, 9, S. 59 ff.

Ton, Gefühlston der Empfindung nennt man in der Psychologie im weiteren Sinne das die meisten Empfindungen begleitende Gefühl der Lust oder Unlust, der Erregung oder Beruhigung, der Spannung oder Lösung. Jeder Reiz greift in die vorhandene Stimmung fördernd oder hemmend ein. Er kann diese bei gleichem Quantum durch seine Intensität oder durch seine Gegensätzlichkeit mehr oder weniger beeinflussen. Danach richtet es sich z. B., ob dadurch Lust oder Unlust, Erregung oder Beruhigung, Spannung oder Lösung hervorgerufen wird. Die Bestimmtheit des Inhaltes einer Empfindung und die Stärke ihrer Betonung stehen im umgekehrten Verhältnis. So zeigen Gesicht und Gehör größere Bestimmtheit und geringere Betonung als die übrigen Sinne. Der Ton bezeichnet nicht das Bewußtsein vom Empfundenen, sondern vom Empfinden selbst. Doch ist dies Bewußtwerden nicht selbst eine Empfindung. Dies hat schon Aristoteles (de an. III, 7) erkannt. Kant stellt die betonte Empfindung als die subjektive der objektiven gegenüber (Kr. d. Urt., § 3). Im engeren Sinne bezeichnet nach Wundt Gefühlston das mit einer einfachen Empfindung verbundene Gefühl. Der Gefühlston besteht nicht isoliert von der Empfindung, ist aber auch nicht eine der Empfindung unveränderlich zukommende Qualität der Empfindung. Er muß von der begleitenden reinen Empfindung unterschieden werden und bildet unter den mannigfach wechselnden Gefühlselementen, die unter verschiedenen Bedingungen mit einer bestimmten Empfindung verbunden sein können, das konstanteste Element. — Vgl. Lust, Gefühl. — Domrich, Die psych. Zustände. 1849. Lotze, Medizinische Psychol. Leipzig 1852. Neudruck. Göttingen 1896. Wundt, Grundzüge der physiol. Psychol., 6. Aufl. Leipzig 1908 ff, B. I, S. 409 ff., B. II, S. 295 ff. Grundriß d. Psych. 9. Aufl., Leipzig 1909, §, 7, 2, S. 91 ff.

Tonkunst s. Musik.

Topik (gr. *τοπική* sc. *τέχνη* von *τόπος* = Ort), eigentlich

Digitized by Google

Örterlehre, heißt die von den alten Rhetoren besonders gepflegte Erfindungskunst, welche lehrt, wie man die zur Behandlung eines Themas geeignetsten Punkte (*τόποι*, loci communes, Gemeinplätze) auffinden könne. Schon Aristoteles (384 bis 322) schrieb solche *τοπικά*, ebenso Cicero (106—43) (de inventione, Topica). Ein ähnliches Werk ist Lullus' (1235—1315) „Große Kunst" (vgl. Lullische Kunst), die Giord. Bruno 1580 durch seine „Kompendiöse Architektur" vervollständigte. Auch läuft die Chrie des Aphthonios (Anf. d. 4. Jahrh. n. Chr.) auf dasselbe hinaus, die Daries (1714—1772) auf folgenden Vers brachte: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? (Wer, was, wo, wodurch, warum, wie, wann?). Endlich hat sich Leibniz (1646—1716) zeitlebens mit Aufstellung einer „allgemeinen Charakteristik" beschäftigt. Kant (1724 bis 1804) unterschied von der logisch-rhetorischen die transscendentale Topik, die sich mit Erforschung des Ursprungs der Vorstellungen beschäftigt und geeignet ist, vor Erschleichungen des reinen Verstandes und daraus entspringenden Blendwerken gründlich zu bewahren (Kr. d. r. V., S. 268). Es ist nicht zu leugnen, daß die Topik sowohl als mnemonisches, wie auch als heuristisches Hilfsmittel gute Dienste leisten kann. Andrerseits bringt sie auch die Gefahr mit sich, daß man im Denken mechanisch und eintönig und in der Anordnung des Stoffes schematisch werde. — Vgl. Erfindung, Heuristik, Mnemonik, Ort. — Kästner, Topik oder Erfindungswissensch. Leipzig 1816.

Torheit, das Gegenteil von Klugheit, heißt die verkehrte Anwendung der Vernunft in der Praxis, mithin sowohl die richtige Verfolgung falscher Zwecke als die falsche Verfolgung richtiger Zwecke. Ein Tor jagt Unerreichbarem nach oder wählt zur Erreichung vernünftiger Absichten ungeeignete Mittel. Es ist z. B. ebenso töricht, einen gewaltigen Bau zu unternehmen, zu dessen Ausführung man nicht die Mittel hat, als nach Spatzen mit Kanonen zu schießen. Im wesentlichen heißt also das Unpraktische töricht. — Vgl. Schlauheit.

total (fr. total v. lat. totus = ganz) völlig, heißt der Gegensatz von partial (teilweise) und bezeichnet das Ganze ohne Ausschluß irgend eines Teiles. Totalität des Urteils bezeichnet dasselbe wie Universalität oder Allheit seines Subjektes. Einem Kunstwerk schreibt man Totalität zu, wenn es alle Beziehungen der Idee, welche es darstellt, zur Anschauung bringt.

Digitized by Google

Totalgefühl heißt das bei allen zusammengesetzten Gefühlen aus ihren Bestandteilen resultierende Gesamtgefühl im Gegensatz zu den partialen Gefühlen. — Im anderen Sinne heißt es s. v. w. Gemeingefühl (s. d.). — Vgl. Wundt, Grundr. der Psychol., 9. Aufl., 1909, § 12, 3. S. 192.

Totemismus (von Totem = Handzeichen der kanadischen Indianer) nennt man die Verehrung sinnlich wahrnehmbarer Wesen, über die die Menschen keine Macht besitzen, namentlich der Tiere, die auch von einzelnen Stämmen als ihre Urväter angesehen werden, und deren Gunst sie durch Opfer und Geschenke zu erwerben suchen. Der Totemismus ist eine Mittelstufe zwischen Religion und Fetischismus. — Vgl. Pickler und Somló, Der Ursprung des Totemismus. Berlin 1900. A. Lang, The secret of Totemism. London 1905.

Totschlag heißt die widerrechtliche, beabsichtigte, aber unüberlegte Tötung eines Menschen. Von der fahrlässigen Tötung ist der Totschlag durch die Absicht zu töten unterschieden, vom Morde durch den Mangel an Überlegung.

Traducianismus (von lat. tradux = Sprößling) heißt die von Tertullianus (160—220 n. Chr.) aufgestellte Lehre, daß mit dem Leibe zugleich die Seele erzeugt werde. Nach ihr geht die Seele des Kindes aus dem Samen des Vaters hervor, wie bei Pflanzen aus dem Mutterstamme der Sprößling (tradux) abgesenkt wird, und wächst allmählich an Sinn und Verstand empor. Diese von der neueren Psychologie angenommene Ansicht steht im Gegensatz zum Creatianismus (s. d.) und zur Präexistenzlehre (s. d.). Auch die Lutheraner vertreten in Rücksicht auf das Dogma von der Erbsünde den Traducianismus, „doch nicht im Sinne einer Entstehung der Seelen aus physischer Erzeugung (ex traduce), sondern nur mittels ihrer als Fortleitung des eingesteckten Keimes (per traducem)". — Vgl. Seele.

Trägheit (inertia) oder besser Beharrungsvermögen heißt in der Mechanik die Eigenschaft der Materie, im Zustande der Ruhe oder einer gleichförmigen und geradlinigen Bewegung unverändert zu bleiben, wenn keine auf sie einwirkende Kraft diesen Zustand ändert. Das Gesetz der Trägheit (lex inertiae) lautet: „Ein ruhender Körper fährt fort zu ruhen, wenn nicht eine Ursache ihn bewegt, und ein bewegter Körper fährt fort, sich in gleicher Richtung und Geschwindigkeit zu bewegen, wenn nicht eine Ursache diese Richtung oder Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit ändert oder aufhebt.“ Da die einwirkende Kraft eine Rückwirkung von dem anderen Körper erleidet, so hat man diesen Widerstand auch als Kraft der Trägheit (vis inertiae) bezeichnet. Erst die neuere Naturwissenschaft hat dieses Gesetz aufgestellt. Dem Aristoteles war es unbekannt. — Vgl. Impuls, Kraft, Beharrungsvermögen, Energie. — Im moralischen Sinne ist Trägheit die Unlust zur Arbeit und die Neigung, sich nicht anzustrengen. Nach J. G. Fichte (1762—1814) ist die Trägheit das Radikalböse im Menschen.

Tragödie (gr. τραγῳδία = Bockslied, benannt nach den ursprünglich in Böcke verkleideten Sängern des Chorlieds in der griechischen Tragödie) heißt nach der griechischen Begriffsbestimmung das ernste Drama (s. d.), also das Trauer- und Schauspiel, nach der neueren Definition das ernste Drama mit unglücklichem Ausgang, also nur das Trauerspiel. Die Tragödie stellt die schwersten Kämpfe der Menschheit, ihre gewaltigsten Leidenschaften, ihre größten Interessen, alles, was Liebe und Haß, Zorn und Begeisterung erregt, und ihre schwersten Leiden dar. Sie läßt den Menschen schlimme Unglücksschläge erdulden, die den Zuschauer mit Furcht und Mitleid erfüllen. Aber sie bereitet durch Darstellung des Kampfes zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Vergangenheit und Gegenwart zugleich eine wohltätige, stärkere Erschütterung, welche unsere Affekte reinigt, und welche einen erhabenen Eindruck hervorruft, wenn der Mensch unterliegt, das sittliche Gesetz aber siegt. Die Darstellung eines solchen großen Schicksals erhebt den Menschen, wenn es ihn zermalmt (Schiller). Die Griechen ließen in der tragischen Darstellung des Kampfes der Freiheit mit dem Schicksal dem letzteren meist größere Macht (Schicksalstragik). Vergeblich ringt oft bei ihnen der sittliche Charakter mit dem Geschick, ja er führt durch sein Handeln wohl gerade das Verderben, das er vermeiden möchte, selbst herbei. Beispiele solcher antiker Schicksalstragödien sind der König Ödipus und die Trachinierinnen von Sophokles, denen vereinzelt neuere Dramen wie Shakespeares Romeo und Julia und Schillers Braut von Messina nicht allzu fernstehen. Aber schon Euripides verlegte das Schicksal mehr in das Innere der Menschenbrust, noch mehr tut dies die moderne englische und deutsche Charaktertragödie, die die Personen in ihrer inneren Entwicklung verfolgt (vgl. Th. Lipps in Hinneberg, Die Kultur der Gegen-

Digitized by Google

wart I, VI, S. 367.) Hier wird das Unglück des Helden entweder durch fremde oder durch eigene Schuld herbeigeführt. Durch fremde geschieht dies, indem ihm die Selbstsucht, das Vorurteil oder gar die Bosheit anderer den Untergang bereiten (Shakespeares Othello), und er durch Schwäche dem Angriff unterliegt. Ist der Held selbst der Schuldige, so sind seine Bestrebungen entweder von Anfang an bedenklich, wie bei Shakespeares Macbeth, Goethes Tasso, Schillers Wallenstein, oder seinem berechtigen Streben tritt ein anderes nicht minder berechtigtes entgegen, wie in Shakespeares Julius Caesar.

Das Wesen des Tragischen selbst ist nicht leicht zu bestimmen. Gorgias (um 483—375) sagt: Die Tragödie ist eine Täuschung, in welcher der Täuschende gerechter ist als der, welcher die Täuschung nicht hervorgebracht hat, und der Getäuschte weiser als der, welcher sich nicht hat täuschen lassen. Platon (427—347) bezeichnete (vor Aristoteles) Furcht und Mitleid als die eigentlich tragischen Affekte, Phaedr. 268 C. Aristoteles (384—322) definiert die Tragödie (Poet. 6) als Nachahmung einer ernsten und in sich geschlossenen Handlung von ziemlicher Länge, in verschönerter Sprache, wobei in den einzelnen Teilen (Dialog und Chorlied) verschiedene Arten der Verschönerung zur Verwendung kommen, dargestellt durch Handelnde, nicht durch Erzählung, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Gefühlszustände bewirkt (*ἔστι τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης, ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, δρώντων καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας, δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.* Poet. 6 p. 1449 b 24 ff). Nicht Abtötung, sondern zeitweilige Fortschaffung der Affekte ist hiernach die Aufgabe der Tragödie. Das Tragische stellt das Ringen des Menschen mit dem gewaltigen Verhängnis anschaulich, lebendig und poetisch wahr dar. Liebe, Bewunderung, Abscheu, Haß, Furcht, Mitleid, Resignation, Befriedigung unseres Rechtsgefühls, Erhebung zum Ewigen usw. werden dadurch in uns hervorgerufen. Die Spannung, welche so aus dem Gefühl entspringt, daß wir uns auf vulkanischem Boden befinden, hat etwas stark Anregendes. Alle diese Affekte, welche die Tragödie im Zuschauer erweckt, finden ihren normalen Ablauf. Er wird vom Einzelschicksal zum Schicksal der Welt, vom Helden zu sich selbst geführt. Indem jener durch seine oder fremde Schuld untergeht, wird

Digitized by Google

die sittliche Weltordnung, indem er siegt, der sittliche Charakter gefeiert. — Vgl. Drama. — Schiller, Über tragische Kunst. Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. 1790. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. II, 490 f. Rob. Zimmermann, Über das Tragische. Wien 1856. Jul. Duboc, Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus. Hamburg 1886. R. v. Gottschall, Poetik. 6. Aufl. Leipzig 1893. G. Freytag, Technik des Dramas. 6. Aufl. 1890. Th. Lipps, Der Streit über das Wesen der Tragödie. Hamburg u. Leipzig 1891. Das Wesen der Tragödie. 1892. Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. B. I. Halle 1897. Volkelt, Ästhetik des Tragischen. 2. Aufl. München 1906. U. Gaede, Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur. Berlin 1908. J. Volkelt, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. 2 Bde. München 1909. W. Warstat, Das Tragische. Leipzig 1909. A. Vögele, Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben. Freiburg i. Br. 1910.

transeunt, auch transient (von lat. transeo), heißt jetzt im Gegensatz zu immanent (s. d.) das über die Sphäre eines Begriffs hinaus in die Sphäre eines anderen Begriffs Hineinreichende. So versteht man, wenn Gott als Persönlichkeit und Schöpfer der Welt gedacht wird, z. B. unter den transeunten Eigenschaften Gottes, diejenigen, die das Bestehen einer Welt voraussetzen, während immanent diejenigen heißen, welche das Wesen Gottes an sich betreffen. Vom 13. bis zum 18. Jahrhundert bedeutete transeunt eine Ursache oder Handlung, insofern sie über das tätige Subjekt hinaus auf etwas anderes geht (vgl. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 376 f.), während sie immanent hieß, insofern sie innerhalb des tätigen Subjektes bleibt. — Vgl. transscendent.

Transformation (lat. transformatio = Umwandlung) des Reizes findet nach den Feststellungen der physiologischen Psychologie bei den Sinnen des Geruchs, Geschmacks und Gesichts statt, insofern die äußeren Einflüsse eigentümliche (chemische) Veränderungen in den Nervenendapparaten erleiden, die erst als die direkten Reize der Sinnesnerven angesehen werden müssen. „Diese Apparate sind in den drei genannten Organen eigentümlich metamorphosierte Oberhautzellen, sogenannte Sinneszellen, deren eines Ende dem Reize zugänglich ist, während das andere in einen Nervenfaden übergeht . . . .

Digitized by Google

Dabei ist wahrscheinlich in diesen drei Fällen die Transformation eine chemische, indem bei dem Geruchs- und Geschmackssinn äußere chemische Einwirkungen, bei dem Gesichtssinn aber Lichteinwirkungen in den Sinneszellen chemische Zersetzungen hervorrufen, die dann als die eigentlichen Sinnesreize wirken" (Wundt). — In der Physik versteht man unter Transformation die Umwandlung einer Energieform in eine andere, z. B. der Elektrizität in Licht, der Wärme in Arbeit usw. — Vgl. Sinn. — W. Wundt, Grundr. der Psychologie, 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, S. 50.

Transformismus s. Evolution, Descendenztheorie.

transscendent und **transscendental** (vom lat. transscendo = überschreiten) sind Bezeichnungen für zwei verwandte, aber doch scharf zu unterscheidende Begriffe. Transscendent nennt man diejenigen wissenschaftlichen Begriffe und Aussagen, die unsere Erfahrung überschreiten. Eine transscendente Erkenntnis sucht das Wesen der Dinge, die Dinge an sich, zu erfassen, was über die Erfahrung hinausgeht und höchstens hypothetisch möglich ist. Kant (1724—1804) bezeichnet als transscendent daher dasjenige, von dem wir auch nicht einmal den Begriff hinreichend bestimmen können, weil ungewiß ist, ob ihm irgend ein Gegenstand in der Welt entspreche. Dazu rechnet er Aussagen über das Wesen der Seele, der Welt, Gottes usw. Hierher gehören auch alle metaphysischen und spekulativen Lehren. Transscendente (überfliegende) Grundsätze definiert Kant demgemäß als solche, welche die Grenzen möglicher Erfahrung überfliegen sollen. Vgl. Kr. d. r. V., S. 296; 643; 781. Proleg., S. 105—106. — Als transscendental bezeichnet Kant dagegen alle Erkenntnis, die sich nicht sowohl mit Gegenständen, als mit unseren Begriffen a priori von Gegenständen überhaupt beschäftigt. Transscendentalphilosophie ist ihm ein System aller Prinzipien der reinen Vernunft, also dasselbe wie Erkenntnistheorie innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft (vgl. Kr. d. r. V., Einleitung S. 1—16). Transscendentale Ästhetik und Logik nennt Kant die Untersuchung unserer sinnlichen und begriffsmäßigen Erkenntnis daraufhin, wieweit sie unabhängig von der Erfahrung ist, aus reiner Vernunft stammt und Anschauungen (Raum und Zeit) und Begriffe (Kategorien) a priori enthält, aber ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung findet. Transscendentaler Idealismus (der Gegensatz zum empirischen) ist nach

Digitized by Google

Kant die Lehre, daß alle Erscheinungen insgesamt als bloße Vorstellungen und nicht als Dinge an sich anzusehen und demgemäß Raum und Zeit nur für sinnliche Formen unserer Anschauung, nicht für gegebene Bestimmungen oder Bedingungen der Objekte, für Dinge an sich zu betrachten sind. Der transscendentale Realismus sieht dagegen Raum und Zeit als etwas unabhängig von unserer Sinnlichkeit Gegebenes, dem Dinge an sich Angehöriges an, stellt mithin die äußeren Erscheinungen als unabhängige Dinge an sich vor. Der transscendentale Idealist ist empirischer Realist, denn er gründet auf die Lehre der Idealität von Raum und Zeit die Rechtfertigung der Mathematik als einer Wissenschaft, die sich auf die Gegenstände der Erfahrung bezieht. Der transscendentale Realist ist dagegen empirischer Idealist. Denn wenn die äußeren Dinge unabhängig von ihm existieren, so kann er nie wissen, ob irgend einer Vorstellung von ihm ein wirkliches Ding entspreche. Das Wirkliche, welches den Erscheinungen zugrunde liegt, bleibt für den transscendentalen Idealisten natürlich nur ein X. — Der Gegensatz zum Transscendentalen (a priori) ist das Empirische (a posteriori). Es gibt z. B. transscendentale Begriffe, wie Substanz, Ursache, Wirkung und empirische Begriffe, wie Körper, Gefühl, Schmerz. Der Gegensatz zum Transscendenten ist das Immanente. Ein transscendenter Gott z. B. ist erhaben, gesondert von der Welt, außer und über ihr, ein immanenter Gott dagegen befindet sich in ihr. — Vgl. Immanenz. — Unter transscendentaler Freiheit versteht Kant die Freiheit, die dem Menschen als Nooumenon (s. d.) oder als Ding an sich (s. d.) eigen ist, und die, im Gegensatze zur Naturnotwendigkeit, als Unabhängigkeit von allem Empirischen und also von der Natur überhaupt gedacht werden muß (Kr. d. pr. V., S. 159—191). Durch diesen Begriff der transscendentalen Freiheit sucht Kant Determinismus und Indeterminismus zu versöhnen. Die sittliche Freiheit steht nach Kant mit ihrem Ursprung außer, mit ihren Wirkungen aber innerhalb der Reihe empirischer Bedingungen. Die Wirkung des sittlichen Handelns ist als Erscheinung dem Kausalnexus und der Notwendigkeit unterworfen, während der Ursprung des sittlichen Handelns intelligibel ist und außerhalb des Zusammenhanges der Erscheinungswelt liegt. Der Mensch hat die Fähigkeit, eine Kette von neuen Wirkungen hervorzurufen, ohne daß sein Wille kausal bestimmt wäre. — In der Mathematik ver-

Digitized by Google

steht man unter **transscendenten Zahlen** im Gegensatz zu den algebraischen Zahlen (welche Wurzeln einer Gleichung von der Form $a_n z^n + a_{n-1} z^{n-1} + \ldots + a_1 z^1 + a_0 = 0$ sind) seit Leibniz (1686) solche irrationale Zahlen, „die durch keinerlei Gleichungen bestimmten Grades erklärt werden, vielmehr über jede algebraische Gleichung hinausgehen". — Vgl. Freiheit, Determinismus, intelligibel. — Tropfke, Gesch. d. Elementarmath. Leipzig 1902. Bd. II, S. 161—163. H. Cl. Goddard, Studies in New England. Transscendentalism. New York 1908. W. Windelband, Kulturphilosophie und transscendentaler Idealismus (Logos I, 2). Tübingen 1910. M. v. Zynda, Kant-Reinhold-Fichte. Berlin 1910.

Transscendenz, der Gegensatz von Immanenz, bedeutet subjektiv (logisch) das Hinausgehen über die Erfahrung, objektiv (theologisch) Gottes Erhabenheit über die Welt.

Träumen (ahd. troumen, mhd. trôumen von ahd., mhd. troum = Trugbild) heißt die eigenartige Bewußtseinstätigkeit des Menschen und Tieres im Schlaf. Vielleicht träumen wir während des ganzen Schlafes, ohne uns dessen später im Wachen zu erinnern, wie es Descartes, Leibniz und Kant annehmen und neuere Versuche zu bestätigen scheinen. Möglich ist es aber, daß der Tiefschlaf ein Zustand völliger Bewußtlosigkeit ist. Jedenfalls aber träumen wir oft gegen Morgen bei leisem Schlummer kurz vor dem Erwachen. Das Eigenartige des Traumes ist: Die Sinne funktionieren, aber die Sinnenreize sind mehr zentrale und weniger peripherische, so daß nicht wirkliche Wahrnehmungen, sondern meist nur phantastische Illusionen und Halluzinationen entstehen. Aus Eindrücken und Assoziationen bildet der Traum unmittelbar Vorstellungen. Diese Vorstellungen treten bunt und regellos auf, unkontrolliert durch die Wirklichkeit und die Arbeit der Apperzeption, und nur durch die assioziativen Gesetze der Reproduktion bestimmt. Die Schranken von Raum und Zeit verschwinden, unsere Kräfte scheinen zu wachsen, wir glauben z. B. fliegen zu können, hören uns beredt sprechen, wissen viel mehr als sonst, versetzen uns in die entferntesten Gegenden, unterhalten uns mit Abgeschiedenen, hören wunderbare Musik, schauen herrliche Landschaften mit zahllosen Tieren usw. Oder wir haben schwere Beängstigungen, sollen mühselige Arbeiten verrichten, sind im heftigen Streit mit Nahestehenden, werden von Räubern angefallen, begehen Verbrechen, deren wir uns selbst anklagen, sind Gefahren ausgesetzt, können zu einem bestimmten Ziel nicht gelangen, sind mitten in der Gesellschaft mangel-

Digitized by Google

haft bekleidet usw. Aber alles dies ist Illusion und sensorische Funktion. Unsere äußeren Willenshandlungen fehlen dagegen meist ganz. Der Traum als Ganzes hat stets etwas Seltsames, Barockes an sich. Denn die Einheit des Bewußtseins während des Träumens ist locker. Der Traum wirft Personen und Sachen, Zeiten und Örter durcheinander, läßt Bilder plötzlich eintreten und wieder verschwinden, zerlegt unser Ich in zwei oder mehrere Teile, verschiebt, ja verzerrt unsere Vorstellungen. Er befreit uns von den Rücksichten des Wachens und kombiniert oft merkwürdig treffend. Im Traum fällt uns bisweilen sogar eine Lösung einer schwierigen Aufgabe ein. Im Traum kommt auch das Innerste unsrer Seele zu Worte. Uralte Erinnerungen und Wünsche, Hoffnungen und Gewissensbisse, Neigungen und Leidenschaften werden darin laut, während andrerseits die neusten Eindrücke und Erlebnisse in ihm nachwirken. Daher kann er eine erschütternde, aufklärende und mahnende Bedeutung für den haben, den er heimsucht. — So ist der Traum ein eigenes, zwingendes illusionäres Leben, das sich neben das Leben im Wachen stellt und diesem gelegentlich den Rang streitig macht, wie dies schon Herakleitos (um 500 v. Chr.) erkannte, der aussprach, daß für die Wachenden nur eine gemeinsame Welt vorhanden sei, für jeden Träumenden aber eine besondere und eigne (Plut. de superst. 3. *ὁ Ἡράκλειτός φησι, τοῖς ἐγρηγορόσι ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν δὲ κοιμωμένων ἕκαστον εἰς ἴδιον ἀποστρέφεσθαι*), ein Ausspruch, den Kant (1724 bis 1804) in der Anthropologie unter Anführungszeichen, aber ohne Nennung Heraklits (§ 36, S. 104) so zitiert: „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigne.“ Daher das poetische Doppelmotiv, das Leben als einen Traum, den Traum als ein Leben darzustellen (Calderon, Grillparzer).

Die Grundlagen, auf denen die Träume beruhen, sind: Körperliche Reize (Druck, Wärme, Kälte, Magenbeschwerden, Atembeschwerden u. dergl.), Nervenreize, sowohl äußere wie innere (Gerüche, Geräusche), wobei die Phantasie die kühnsten Deutungen vornimmt, Empfindungs- und Vorstellungsreste vom vorhergehenden Tage, unsere ganze Stimmung in physischer, psychischer und ethischer Hinsicht. — Ein besonderes Traumorgan mit Schopenhauer anzunehmen, ist überflüssig. — Vgl. Hellsehen, Schlaf, Schlafwandeln, Hypnose. — Strümpell, Natur u. Entstehung der Träume. Leipzig 1874. Maury, Le

Digitized by Google

someil et les rêves. 4. Aufl. Paris 1877. Spitta, Schlaf- und Traumzustände d. Seele. 2. Aufl. Tübingen 1882. Simon, Le monde des rêves. 2. Aufl. Paris 1888. Purkinje, Wachen, Schlaf und Traum, Handwörterb. d. Physik III, 2. Gießler, Aus den Tiefen des Traumlebens. 1890. Tissié, Les rêves. 2. Aufl. Paris 1898. De Sanctis, I sogne, Deutsch von O. Schmidt. Halle 1901. Freund, Über den Traum. Wiesbaden 1901. Foucault, Le rêve. Paris 1906. Wundt, Grundriß der Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 18, 7, S. 335 ff. J. Mourly Vold, Über den Traum. Experimental-psychologische Untersuchungen, herausgegeben von Klemm. B. I, Leipzig 1910. F. Veronese, Versuch einer Physiologie des Schlafes und des Traumes. Aus dem Italienischen. Wien 1910.

Treue (gr. *πίστις*, lat. fides) heißt die hingebende und zuverlässige Gesinnung eines Menschen im Verkehr mit anderen. Diese soziale Tugend entwickelt sich da, wo der Mensch in dauernder Beziehung zu anderen Menschen steht, Pflichten unterworfen ist, ein gegebenes Wort zu halten hat, und vor allem in der Familie, Ehe und Freundschaft. Ein treuer Mensch erfüllt seine Pflichten unaufgefordert, rechtfertigt das auf ihn gesetzte Vertrauen und bemüht sich, die Erwartungen, die andere von ihm haben, zu erfüllen. Er bricht nicht sein Wort, die verwandtschaftliche Beziehung und die Ehe ist ihm heilig, und an dem einmal gewählten Freunde hält er fest. Treue ohne Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, ohne Gewissenhaftigkeit, Selbstzucht und Selbstverleugnung ist unmöglich. Auf die Treue, die „jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund" ist (Schiller, „Wallensteins Tod" I, 6), sind wir alle angewiesen im menschlichen Verkehr. „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann" (Simon Dach). Demgemäß sagt die Apokalypse: *γίνου πιστὸς ἄχρι θανάτου, καὶ δώσω σοι τὸν στέφανον τῆς ζωῆς* (Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben, Apokal. 2, 10), und das einfache herzliche Wort Höltys bleibt ebenso berechtigte Mahnung: „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab!" wie Walthers Wort wahr bleibt: er sælic man, si sælic wîp, der herzen einander sint mit triuwen bî und Flemings Ausspruch zutrifft: „Ein getreues Herze wissen, hat des höchsten Schatzes Preis". Die Treue hat aber auch ihre Kehrseite. Sie kann in Parteilichkeit, Hartnäckigkeit und auch in Bequem-

Digitized by Google

lichkeit und Urteilslosigkeit ausarten. — Treu und Glauben ist durch das körperliche Gesetzbuch zu einem Rechtsbegriff verbunden. Die Grundsätze von Treu und Glauben sollen ausschlaggebend sein, wenn für die Streitentscheidung eine gesetzliche oder im Vertrage getroffene Anordnung fehlt. Bürgerl. Gesetzb., § 242 u. 257. — Vgl. Schneider, Treu und Glauben. München 1902.

Trialismus heißt die Dreiteilung des Menschen in Geist, Seele und Leib, die z. B. Göschel, Delitzsch und Ennemoser vertreten.

Trichotomie (Neubildung nach Analogie des gr. *διχοτομία* = Zweiteilung, aus *τριχός* = dreifach und *τομία* = das Schneiden, während *τριχοτομέω* v. *θρίξ* = Haar und *τομέω* = schneiden im Gr. das Haarabschneiden bedeutet und jetzt auch im Sinne von Haarspalten umgedeutet wird), Dreiteilung, heißt die logische Einteilung eines Begriffs in 3 Glieder, wie Dichotomie, Polytomie die Einteilung in 2 oder viele Glieder ist. Trichotomien oder Polytomien entstehen oft da, wo nach konträren Gegensätzen eingeteilt wird (z. B. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft).

Trieb, Naturtrieb (abgel. von treiben, ahd. trîban, mhd. trîben), heißt das der Art nach bestimmte, dem Objekt nach unbestimmte Streben, welches ein Individuum vom ersten Moment seines Daseins an nötigt, das ihm Unentbehrliche aufzusuchen. Durch Triebe unterscheiden sich das Tier und der Mensch von der Pflanze. Sie haben eine Empfindung ihres Bedürfnisses und die freie Beweglichkeit, das, wodurch jenes befriedigt wird, aufzusuchen und zu ergreifen. Unbewußt, aber zweckmäßig leitet der Trieb das Tier und den Naturmenschen. Klar ist dabei nur die Unlust und der Drang sie zu beseitigen, unklar, auf welche Weise es zu geschehen habe. Doch liegt im Organismus der Weg im allgemeinen vorgezeichnet. Denn die durch Unlust gereizten Empfindungsnerven lösen in den motorischen Nerven gewisse Reflexbewegungen aus, welche zur Befriedigung des Bedürfnisses führen. Die Triebe gehören zu dem, was der Anlage nach vererbt wird.

Sämtliche Triebe lassen sich zusammenfassen als Selbsterhaltungstrieb und als Gattungstrieb. Der Selbsterhaltungstrieb schließt den Nahrungs- und Schutztrieb, der Gattungstrieb den Geschlechtstrieb, die elterlichen und sozialen Triebe in sich ein. Zu den sozialen Trieben gehören unter anderen

Digitized by Google

die sittlichen Triebe und der Nachahmungstrieb. Die Triebe spalten sich auch nach der intellektualen und nach der moralischen Seite hin. — Vgl. Instinkt, Wille. — H. H. Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880. Jul. Duboc, Grundriß einer einheitlichen Triebfeder vom Standpunkte des Darwinismus. Leipzig 1892. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol., 5. Aufl. Leipzig 1903, B. II, S. 258ff.

Triebfeder heißt der Gefühlsbestandteil eines Motivs. — Vgl. Motiv, Wille, Moralprinzip. — Wundt, Grundriß der Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 14, 4, S. 222.

Triebhandlungen heißen die Bewegungen, in die einfache Willensvorgänge, d. h. solche Vorgänge, bei denen innerhalb eines Affekts ein einziges Gefühl mit einer begleitenden Vorstellung Motiv ist, endigen. — Vgl. Motiv, Wille. — Wundt, Grundriß d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 14, 5, S. 223.

Trilemma s. Dilemma.

Tritheismus s. Scholastik.

Tropen (gr. *τρόποι*) s. skeptische Tropen, Skepsis.

trösten (ahd. trôsten, mhd. trœsten von trôst = Hilfe, Schutz, Zuversicht) heißt einen von einem Unglück oder einem Verluste Betroffenen durch Zuspruch aufrichten. Alle Trostgründe pflegen entweder aus der Gegenwart, aus der Vergangenheit oder aus der Zukunft entnommen zu werden. Man zeigt, daß dem Übel doch auch manches Gute beiwohnt, daß es noch schwereres Unheil als das vorliegende gibt. Man weist nach, daß das Übel unabwendbar war, also mit Ergebenheit ertragen werden müsse, oder daß man es selbst verschuldet habe. Man erweckt Hoffnung, daß wieder bessere Tage kommen würden, der Betroffene den Verlust wiederersetzt erhalten werde, die Zeit allen Schmerz heile u. dgl. m. — Der beste Trost, den der Betroffene sich selbst zu geben vermag, liegt in der Arbeit, die vom Schmerze abzieht, und in der Einsicht, daß der Mensch auf nichts Anspruch hat. Berühmte philosophische Trostschriften sind z. B. die des Seneca (c. 4 v. Chr. bis 65 n. Chr.): Ad Marciam de consolatione und die des Boëthius (480 bis 524): De consolatione philosophiae.

Trübsinn nennt man den Hang eines Menschen, sich traurigen Gefühlen hinzugeben. Der Gegensatz dazu ist die Heiterkeit. Beide Grundstimmungen entspringen teils dem Temperament, teils der Lebensführung. Im ersteren Falle begleiten sie den Menschen durchs ganze Leben, im letzteren

Digitized by Google

können sie einander ablösen. Mancher ursprünglich heitere Mensch wird durch ein falsch geführtes Leben trübsinnig, mancher von Natur trübsinnige beschließt sein wohl ausgenutztes Leben heiter. Oft ist auch Trübsinn das Anzeichen einer sich entwickelnden Geisteskrankheit. — Vgl. Melancholie, Stimmung.

Trugschluß (gr. *σόφισμα*) heißt ein formal unrichtiger Schluß, der mit der Absicht, einen anderen zu täuschen, gemacht wird (*συλλογισμὸς ἐριστικός* bei Aristoteles Top. VIII, 11 p. 162 a 16 f), während Fehlschluß (Paralogismus) ein falscher Schluß heißt, bei dem wir uns wider Willen irren. Beide beruhen entweder auf Fehlern in der Begriffsvergleichung (vgl. Schluß) oder auf Mehrdeutigkeit ein und desselben Begriffs, besonders des Mittelbegriffs (quaternio terminorum, s. d). Zu den Fehlern der ersten Art gehören z. B. die Schlüsse mit negativem Untersatz in der ersten Figur, mit affirmativen Prämissen in der zweiten, mit allgemeinem Schlußsatze in der dritten Figur und der Schluß von der Folge auf den Grund bei kategorischer und hypothetischer Schlußform. Die Fehler der zweiten Art teilte Aristoteles (384—322) ein in solche secundum dictionem (*παρὰ τὴν λέξιν*) und extra dictionem (*ἔξω τῆς λέξεως*) (vgl. Aristot. de sophismat. 4 p. 165 b 23). Zu jenen gehören z. B. die, welche beruhen a) auf Homonymie (*ὁμωνυμία*, aequivocatio, Verwechslung verschiedener Bedeutungen desselben Wortes), z. B. Der Sitzende steht; denn wer aufgestanden ist, steht; nun ist der Sitzende aufgestanden; also steht der Sitzende (p. 165 b 38 ff); b) auf Amphibolie (*ἀμφιβολία*, ambiguitas, Mißdeutung doppelsinniger syntaktischer Formen), z. B. 5 ist 2 und 3, also zugleich gerade und ungerade; c) auf Prosodie (*προσῳδία*, accentus, Verwechslung ähnlich klingender, aber verschieden akzentuierter Wörter z. B. ein Weib nur zu besitzen ist seiner Leidenschaften Ziel; d) auf Verwechslung verschiedener Flexionsformen und Redeteile (*σχῆμα λέξεως*, figura dictionis) z. B. „Hast du einen Hund? — Ja. Hat er Junge? Ja. — Ist er der Vater der Jungen? Ja. Also dein Hund ein Vater und dein Vater ein Hund!“ — Außerdem zählt Aristoteles noch sieben Arten von Begriffsverwechslungen (extra dictionem) auf: 1. Fallacia ex accidente (*παρὰ τὸ συμβεβηκός*), Verwechslung der Sache mit dem Merkmal, z. B.: Nicht wahr, Phädon ist nicht Sokrates? Nein. — Aber Phädon ist doch

Digitized by Google

ein Mensch? Ja. — Und Sokrates doch auch? Ja. — So ist also Phädon doch Sokrates. 2. Fallacia a dicto simpliciter ad dictum secundum quid (*τὸ ἁπλῶς ἢ μὴ ἁπλῶς*), wenn Nebenbestimmungen übersehen oder verwechselt werden. Vgl. z. B. den „Verhüllten" des Eubulides und den Sorites. 3. Ignoratio elenchi (*παρὰ τὴν τοῦ ἐλέγχου ἄγνοιαν*), d. h. die Nichtbeachtung des Widerspruches. 4. Fallacia ratiocinationis ex consequente ad antecedens (*παρὰ τὸ ἑπόμενον*), der bejahende Schluß von der Folge auf den Grund. 5. Petitio principii (*παρὰ τὸ ἐν ἀρχῇ λαμβάνειν*), bei welcher der Schlußsatz schon in den Prämissen vorausgesetzt wird. 6. Fallacia de non causa ut causa (*τὸ μὴ αἴτιον ὡς αἴτιον τιθέναι*), d. h. Annahme eines falschen Erklärungsgrundes, wie bei falschen Hypothesen. 7. Fallacia plurium interrogationum (*τὸ τὰ πλείω ἐρωτήματα ἓν ποιεῖν*), die verfängliche Verbindung mehrerer Fragen. Alle Trugschlüsse der zweiten Art enthalten eine mehr oder minder versteckte Quaternio terminorum (Vierzahl von Hauptbegriffen) oder einen Sprung im Schließen (saltus in concludendo). Merkwürdigerweise sind manche Sophismen dieser Art von den Alten für unauflöslich gehalten worden, z. B. der Krokodilschluß und der Lügner, über den der Stoiker Chrysippos sechs verschiedene Bücher geschrieben und Philetas sich zu Tode studiert haben soll. Dieses Sophisma des Eubulides lautet: Wenn jemand sagt, er lüge eben jetzt, lügt ein solcher, oder sagt er die Wahrheit? Oder: Alle Kreter sind Lügner. Du, der du das sagst, bist aber selbst ein Kreter, also hast du gelogen, also sind nicht alle Kreter Lügner usw. Ähnlich ist der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme — dieser ist selbst eine Regel, folglich hat auch er Ausnahmen, folglich gibt es eine Regel ohne Ausnahme. — Vgl. Aristoteles' Schrift *περὶ τῶν σοφιστικῶν ἐλέγχων*. Cajus (Allihn), Antibarbarus Logicus. Halle 1850. Ueberweg, System der Logik, 5. Aufl., Bonn 1882, § 126. — Vgl. Fallacien, Fehlschluß, Paralogismus.

Tugend (ahd. tugund von tugan = tüchtig sein, mhd. tugent = Tüchtigkeit, Kraft, feiner Anstand, gr. *ἀρετή*, lat. virtus), eigentlich Tauglichkeit, Brauchbarkeit, Tüchtigkeit, heißt im Mittelalter das feine höfische Benehmen, in der Neuzeit die auf sittlicher Kraft und Freiheit des menschlichen Wollens beruhende Betätigung im Handeln. Diese sittliche Kraft und Betätigung empfängt im einzelnen ihre Be-

Digitized by Google

stimmung durch die Beziehungen des Menschen zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen und zu Gott aus der Erfahrung heraus. Während das Ziel des sittlichen Handelns das sittliche Gut, die Verbindlichkeit danach zu streben die Pflicht ist, bezeichnet die Tugend die Kraft des Menschen, sich und sein Handeln den sittlichen Pflichten und Zielen gemäß zu gestalten.

Nach Sokrates (469—399), welcher die Auffassung vertrat, daß die Tugend lehrbar sei und daß niemand freiwillig das Böse tue, ist im wesentlichen alle Tugend nur eine, die Weisheit (Intellektualismus) (Xenophon, Memorab. IV, 6, 7). Ähnlich lehrte Platon (427—347), der im Anschluß an seine Seelenlehre vier Kardinaltugenden (s. d.) aufstellte, die Tugend, durch die sich der Mensch bestrebt, Gott ähnlich zu werden, sei die auf natürlicher Anlage und wissenschaftlicher Erkenntnis beruhende Tauglichkeit der Seele zu dem ihr zukommenden Werke (Rep. II, 376 Eff; III, 401 Bff; III, 410 Bff). Aristoteles (384—322) betrachtete die aus der natürlichen Anlage durch wirkliches Handeln herausgebildete Fertigkeit (ἕξις) zu vernunftmäßiger Tätigkeit des Menschen als Tugend. Die Tugenden teilte er in ethische und dianoëtische. Die ethische Tugend definierte er als diejenige dauernde Willensfertigkeit, welche die Mitte zwischen einem Zuviel und Zuwenig einhält, d. i. die Unterwerfung der Begierde unter die Vernunft. So ist Tapferkeit die Mitte zwischen Feigheit und Verwegenheit, Mäßigkeit die Mitte zwischen Genußsucht und Stumpfsinn, Freigebigkeit die Mitte zwischen Verschwendung und Kargheit. Die höchste der ethischen Tugenden, die politische Haupttugend, ist die Gerechtigkeit (s. d. vgl. Eth. V), welche im weiteren Sinne jene alle umfaßt, im engeren auf das Angemessene in Hinsicht auf Gewinn (κέρδος) und Nachteil (ζημία) geht. Letztere ist entweder distributiv (διανεμητική), sofern sie Besitztümer und Ehren zu verteilen hat, oder kommutativ (διορθωτική), sofern sie es mit Verträgen und mit dem Ausgleich zugefügten Unrechts zu tun hat. Die dianoëtische Tugend dagegen ist das richtige Verhalten der theoretischen Vernunft teils an sich, teils in bezug auf die niederen psychischen Funktionen. Die dianoëtischen Tugenden sind: Vernunft, Wissenschaft, Kunst und praktische Einsicht (Eth. X, 4, p. 1174 b 31; I, 5—11; X, 1—9; VII, 12—15). Nach den Stoikern ist die Tugend und das höchste Gut dasselbe. Beides besteht im natur- und vernunftmäßigen Leben (ὁμολογου-

Digitized by Google

μένως τῇ φύσει ζῆν). Daher trägt auch die Tugend ihren Lohn in sich selbst. Da somit ihre Grundlage die Vernunft ist, scheint sie den Stoikern unverlierbar. Auch gibt es nach ihrer Auffassung zwischen Tugend und Laster kein Mittleres. Im einzelnen stellte die Stoa die vier Kardinaltugenden auf: Einsicht (oder auch die Beharrlichkeit, *ἐγκράτεια*, wie Kleanthes wollte), Tapferkeit, Gerechtigkeit und Besonnenheit, die sie wieder in Unterarten schied, z. B. die Tapferkeit in Ausharren, Unverzagtheit, Seelengröße, Mut und Arbeitsliebe. (Diog. Laert. VII, § 81 ff). Nach Epikuros (341—270) ist die Haupttugend die richtige Einsicht bei der Abwägung von Lust und Unlust, die sich an eine Handlung knüpfen kann. Die Tugend ist also der einzig mögliche, aber auch ganz sichere Weg zur Glückseligkeit (Diog. Laert. X, § 138). Plotinos (205—270), der die Tugend mit Platon als Verähnlichung mit Gott (*θεῷ ὁμοιωθῆναι*) und zugleich als Befreiung der Seele vom Körper bezeichnet, unterscheidet bürgerliche (*πολιτικαί*), reinigende Tugenden (*καθάρσεις*) und vergöttlichende Tugenden. — Augustinus (353—430) definiert die Tugend als Gehorsam und Liebe gegen Gott, die dieser in uns ohne unser Zutun hervorbringt (quam deus operatur in nobis sine nobis). Sie entfalte sich zu den vier heidnischen Kardinaltugenden, zu denen aber beim Christen noch drei theologische: Glaube, Liebe und Hoffnung träten. Abälard (1079—1142) nennt die Tugend, die der Weg zum höchsten Gute, zu Gotte, ist, den zur bleibenden Eigenschaft verfestigten guten Willen und sieht in der christlichen Ethik nur die Reformation des natürlichen Sittengesetzes. Thomas von Aquino (1225—1274) kombiniert die Ideen des Aristoteles und Augustinus, indem er im ganzen zehn Tugenden aufstellt: a) intellektuelle oder dianoëtische Tugenden, nämlich Weisheit, Wissenschaft und Erhenntnis; b) moralische, nämlich die vier antiken Kardinaltugenden, die er mit Plotinos als politische, reinigende und vorbildliche bezeichnet (politicae, purgatoriae, exemplares); c) die drei theologischen, Glaube, Liebe, Hoffnung. — Melanchthon (1497—1560), der Verfasser der ersten protestantischen Ethik (Elemente der Sittenlehre. 1550), faßt die Tugend als Zustand, der den Willen dazu bringt, dem richtigen Urteil zu gehorchen, oder als die Übereinstimmung des Willens mit dem von dem Verstande ergriffenen Wissen. Spinoza (1632—1677) kommt

Digitized by Google

durch eine eigentümliche Ableitung auf einen der stoischen Lehre verwandten Standpunkt. Da nach ihm alles das gut ist, was uns nützt, so ist Tugend die Fähigkeit, das unserer Natur Entsprechende zu tun. Dies aber ist die Erkenntnis Gottes. Diese lehrt nicht nur mit der eigenen Natur, sondern auch mit derjenigen anderer in Übereinstimmung zu sein. Leibniz (1646—1716) sieht in der Tugend einen festen Vorsatz des Gemütes, welcher uns zur Ausführung des als recht Erkannten treibt. Chr. Wolf (1679—1754) definierte: Die Tugend ist die Fertigkeit, seinen Zustand immer vollkommener zu machen. Kant (1724—1804) gibt die Erklärungen: „Tugend ist die moralische Stärke des Willens eines Menschen in Befolgung seiner Pflicht“ (Metaph. d. Sitten. Tl. II. Einl., S. 46), „Tugend ist die moralische Stärke in Befolgung seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll“ (Anthrop. § 10, S. 35), „Tugend ist die Stärke der Maxime des Menschen in Befolgung seiner Pflicht“ (Metaph. d. Sitten II, S. 28) und „Die Tugend in ihrer eigentlichen Gestalt erblicken ist nichts anderes, als die Sittlichkeit von aller Beimischung des Sinnlichen und allem unächten Schmuck des Lohns oder der Selbstliebe entkleidet, darzustellen“ (Grundleg. zur Metaph. d. Sitten, 2. Abschn.). Andrerseits nennt er auch die Tugend die moralische Gesinnung im Kampfe (Kr. d. pr. V., S. 151) und die Würdigkeit, glücklich zu sein (Kr. d. pr. V., S. 198). Ähnlich faßt J. G. Fichte (1762—1814) die Tugend als den ein für allemal sittlichen Charakter. Hegel (1770—1831) definiert die Tugend als sittliche Virtuosität. Sie ist Einsicht und Charakter. Herbart (1776—1841) setzt die Tugend in den inneren Wert derjenigen Person, welche die sämtlichen Regeln des Handelns kenne und beobachte. Nach Schopenhauer (1788 bis 1860), welcher die Tugend nicht für lehrbar ansieht, geht die Tugend zwar von der Erkenntnis aus, aber nicht von der abstrakten, sondern von der intuitiven, so daß sie gewissermaßen wie das Genie angeboren ist. Fr. Paulsen (1846—1908) sieht in den Tugenden die einzelnen Seiten des sittlichen Willens oder Charaktertüchtigkeiten, die zur Lösung derjenigen Aufgaben geschickt machen, die dem sittlichen Willen aus der Beziehung zum höchsten Gut erwachsen. Er unterscheidet individualistische und soziale Tugenden. — Vgl. Pflicht, höchstes Gut, Ethik.

Digitized by Google

Tugendlehre heißt derjenige Teil der Ethik (s. d), welcher von den Tugenden handelt, oder, wie Kant (1724 bis 1804) sagt, die Wissenschaft von den notwendigen sittlichen Gesetzen eines freien Willens unter den subjektiven empirischen Hindernissen, oder der Teil der allgemeinen Pflichtenlehre, der nicht die äußere Freiheit, sondern die innere unter Gesetze bringt (Metaphys. d. Sitten. Tl. II, Einleit., S. 4).

Tugendpflichten (lat. officia honestatis) heißen nach der älteren Ethik solche Pflichten, die bloß dem freien Selbstzwange, nicht dem anderer Menschen entstammen. Kant (1724—1804) versteht unter Tugendpflicht einen Zweck, der zugleich Pflicht ist (Metaphys. d. Sitten. Tl. II, Einleit., S. 8). — Vgl. Pflicht.

Tuismus (nlt., abgeleitet von tu = du) heißt soviel als Altruismus (s. d.).

Typus (gr. *τύπος*) heißt eigentl. Gepräge, dann Bild, Muster, Gesamtvorstellung einer Sache nach ihren bleibenden und wesentlichen Merkmalen, gemeinsame Seins- und Lebensform für eine Gruppe von Dingen oder Menschen. Der Ausdruck scheint aus der Medizin in den philosophischen Sprachgebrauch übergegangen zu sein und bezeichnet dort die Regel des Ablaufs einer Krankheit. So spricht man vom Typus einer Krankheit, dann vom Typus einer Tiergattung, eines Mythus u. dgl. Platon (427—347) nannte seine Ideen die Typen (Musterbilder) der sinnlichen Dinge. Die Scholastiker sprachen demgemäß von einer mens archetypa, einem urbildlichen Verstande, in welchem die ewigen Muster der Sinnendinge liegen. Auch die Identitätsphilosophie gebrauchte den Begriff des Typischen, den sie als Vorausdeutung der nächstfolgenden Entwicklungsstufe faßte. Ebenso fand sie in der Geschichte spätere Erscheinungen schon vorher typisch angedeutet. — In der Zoologie bedeutet nach v. Baer der Typus „das Lageverhältnis der Teile“. Die Typentheorie ist begründet durch Cuvier (1769—1832). In seiner Schrift: „Sur un rapprochement á établir entre les différentes classes des animaux“ (1812) führte er eine Reform der Systematik in der Zoologie herbei, indem er die Säugetiere, Vögel, Reptilien und Fische unter dem von Lamarck eingeführten Namen Wirbeltiere zu einer Einheit zusammenfaßte und unter den Wirbeltieren die Mollusken, Articulaten und Radiaten unterschied. Die über den Klassen stehenden Einheiten nannte Cuvier Provinzen oder Hauptzweige (embranchements). Blain-

Digitized by Google

ville setzte dafür den Namen Typen. — Auch in der Chemie ist eine Typentheorie von Gerhardt (1816—1856) ausgebildet worden, nach der die chemischen Verbindungen auf wenige Grundformen (Typen) zurückgeführt werden können. — Vgl. R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 357. Hertwig, Lehrbuch der Zoologie. 4. Aufl., Jena 1897, S. 12f.

U.

Übel (Subst. vom Adj., ahd. ubil, mhd. übel = schlecht, böse, gr. κακόν, lat. malum) heißt dasjenige, was durch Schaden, den es zufügt, Unlust oder Abscheu erregt. Man kann ein vierfaches Übel, das physische, das soziale, das moralische und das metaphysische, unterscheiden. Das physische Übel hat seine Wurzel in der Natur und umfaßt alles, was unser äußeres Wohlbefinden stört, z. B. Alter, Schwäche, Krankheit. Das soziale Übel, wie z. B. der Unterschied zwischen reich und arm, hat seinen Ursprung in der natürlichen und durch die geschichtliche Entwicklung entstandenen Ungleichheit der zur Gesellschaft vereinigten Menschen. Das moralische Übel entsteht aus der sittlichen Unvollkommenheit des Menschen und zeigt seine Existenz in Sünde und Verbrechen. Das metaphysische Übel ist mit dem Wesen des Menschen und der Welt überhaupt gegeben und ist die damit notwendig verbundene Unvollkommenheit. Die Stoiker leugneten die Existenz des Übels mit Ausnahme des moralischen Übels (Laster) ab. Sonst erkennt die Philosophie sie an. Mit der Frage des Ursprungs des Übels in der Welt beschäftigt sich besonders die Theodicee (s. d.). Meist sucht man das Wesen des Übels in dem Mangel, in der Verneinung, in der Beschränkung, so z. B. Leibniz (1646—1716), Wolf (1679—1754) und vor ihnen Albertus Magnus, Thomas v. Aquino. Schopenhauer (1788—1860) dagegen erklärt das Übel für etwas Positives. Kant (1724—1804) kommentiert: „Das Wohl oder Übel bedeutet immer nur eine Beziehung auf unseren Zustand der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, des Vergnügens und Schmerzes, und wenn wir darum ein Objekt begehren oder verabscheuen, so geschieht es nur, sofern es auf unsere

Digitized by Google

Sinnlichkeit und das Gefühl der Lust und Unlust, das es bewirkt, bezogen wird" (Kr. d. pr. V., S. 105). — Vgl. Optimismus, Gut, gut, böse.

Übereinstimmung heißt das logische Verhältnis zweier oder mehrerer Begriffe, die einander völlig gleich sind, ohne daß die Gegenstände dieser Begriffe in Wirklichkeit zusammenfallen. Der Grundsatz der Übereinstimmung (principium convenientiae) lautet: Ein A, welches B ist, ist B. Er besagt, daß ein Merkmal, das in einem Subjekte liegt, demselben beigelegt werden kann. Der Grundsatz der Übereinstimmung gibt also das Schema analytischer Urteile, und durch ihn gestaltet sich das tautologische identische Urteil zu einem für die Wissenschaft brauchbaren analytischen Urteil um. — Vgl. A = A. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 76. Sigwart, Logik. Tübingen 1873—1878. B. I, S. 81ff. (3. Aufl., Freiburg i. Br. 1904).

Überlegung (gr. *διάνοια*, lat. reflexio) nennt man die dem Urteilen oder Handeln vorausgehende Prüfung, ob das, worüber man nachdenkt, richtig oder falsch, möglich oder unmöglich, nützlich oder schädlich, sittlich oder verwerflich sei. Je weniger der Mensch in Vorurteilen befangen ist oder durch Begierden beunruhigt wird, desto reiner und gründlicher kann seine Überlegung sein. Je reiner und gründlicher die Überlegung ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie das Richtige treffe. Aber je mehr Gesichtspunkte man bei der Überlegung zu berücksichtigen hat, desto schwerer ist sie und desto reiflicher muß sie gestaltet werden. — Eiliges, absprechendes Urteilen beruht auf Oberflächlichkeit und Impietät oder auch auf Parteilichkeit und Leidenschaft. Ruhige Überlegung ist aber die Voraussetzung wissenschaftlicher Einsicht und praktischer Willensfreiheit. — Vgl. Reflexion. — Kant (1724—1804) nennt „transscendentale Überlegung" die Bestimmung desjenigen Vermögens, zu dem die Vorstellungen der Dinge, die verglichen werden, hingehören, ob sie der reine Verstand denkt oder die Sinnlichkeit in der Erscheinung gibt. „Die Handlung, dadurch ich die Vergleichungen der Vorstellungen überhaupt mit der Erkenntniskraft zusammenhalte, darin sie angestellt wird, und wodurch ich unterscheide, ob sie als gehörig zum reinen Verstande oder zur sinnlichen Anschauung untereinander verglichen werden, nenne ich die transscendentale Überlegung" (Kr. d. r. V., S. 261).

Digitized by Google

Übermensch (gr. ὑπεράνθρωπος) nennt in der Zueignung Goethes die Wahrheit Goethe selbst in seinem Streben nach Wahrheit und in Goethes Faust (I) der Erdgeist Faust in seinem Streben, die unendliche Natur zu fassen. Vor Goethe ist das Wort schon von Heinrich Müller (Rostock) in seinen „Geistlichen Erquickstunden" (1664—66) in dem Sinne „Gottes-Mensch, Christen-Mensch" gebraucht. Nietzsche (1844—1900), der auf evolutionistischem Standpunkte steht, sieht in der Züchtung des Übermenschen, einer höheren Art von Menschen, den Gipfel der Kultur (Zarathustra 1883—1891), das Ziel der menschlichen Entwicklung und die Losung, mit der oder gegen die kämpfend, jeder für sein Teil die Erreichung dieses Ziels erleichtert oder erschwert, ermöglicht oder verhindert. Der Nietzesche Übermensch ist folgendermaßen charakterisiert: „Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus; und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehen, als den Menschen überwinden? Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebenso soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham" (vgl. Raoul Richter, Friedrich Nietzsche, 1903, S. 199 ff). Soweit ist der Nietzschesche Übermensch erst das Entwicklungsprodukt einer fernen Zukunft. Nietzsche braucht aber den Ausdruck auch, um den weltfreudigen und starken Menschen der Gegenwart zu kennzeichnen, „der seinen Willen zur Macht unbedingt geltend macht und jenseits von Gut und Böse lebt." — Mit dem Begriff Übermensch wird in der Gegenwart in Ernst und Scherz viel Unfug getrieben. Es ist eins der Modewörter der Modernen geworden und bezeichnet jetzt einen Menschen, der sich nur nach seinem Willen richtet und rücksichtslos alles niedertritt, was ihm im Wege steht. Doch dürfte wohl die ethische Zukunftsentwicklung des Menschengeschlechts ihre Plusvarianten (positiven Zuwachsfaktoren) nicht in der Richtung des Egoismus, sondern vielmehr in der Richtung des Altruismus besitzen. — Vgl. R. Meyer, Der Übermensch. Zeitschr. f. d. deutsche Wortforschung I, 1, S. 1 ff. — R. Richter. Friedrich Nietzsche. 2. Aufl., Leipzig 1909.

Übermut (lat. superbia, gr. ὕβρις) heißt das vermessene Handeln eines Menschen im blinden Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Der Übermütige übernimmt in unüberlegtem Selbst-

Digitized by Google

vertrauen mehr, als er vermag, schätzt Feinde und Hindernisse zu gering ein, verschmäht fremden Rat und Beistand und handelt so, als ob ihm alles erlaubt wäre. Gegen diesen Übermut, dem mächtige, physisch oder intellektuell ausgezeichnete junge Menschen am leichtesten verfallen, wandten sich die griechischen Tragiker. So schließt Sophokles (497—406), der besonders im Aias die Folgen des Übermutes zeigt, seine Antigone: „Es tut uns zumeist Besonnenheit not, um glücklich zu sein. Drum sündiget nie am Göttergebot. Die Vermessenheit büßt ihr prahlendes Wort mit schwerem Gericht und muß dann zuletzt noch im Alter Besonnenheit lernen." (*πολλῷ τὸ φρονεῖν εὐδαιμονίας πρῶτον ὑπάρχει· χρὴ δὲ τά γ' εἰς θεοὺς μηδὲν ἀσεπτεῖν· μεγάλοι δὲ λόγοι μεγάλας πληγὰς τῶν ὑπεραύχων ἀποτίσαντες γήρᾳ τὸ φρονεῖν ἐδίδαξαν*).

übernatürlich (nlat. supernaturalis) oder hyperphysisch (geb. aus gr. *ὑπέρ* = über und *φυσικός* = natürlich) bezeichnet den Gegensatz vom Natürlichen, also das Ungewöhnliche, welches von dem Alltäglichen abweicht: 1. das von den uns bekannten Naturgesetzen Abweichende; 2. das Geistige, Übersinnliche, Göttliche; 3. das Ungewöhnliche, vom Alltäglichen Abweichende. Wolf (1679—1754) definiert: „Was weder im Wesen, noch der Kraft der Körper, und also nicht in ihrer Natur, noch auch im Wesen und der Kraft der Welt, und also nicht in der ganzen Natur gegründet ist, das heißet übernatürlich" (Vern. Ged. I, § 612). — Vgl. Natur, Gesetz, Wunder, Supranaturalismus.

überreden heißt durch Worte bewirken, daß jemand etwas für wahr hält oder etwas tut, was er vorher nicht glaubte oder wollte. *Ἀνθρώπους πείθομεν, θεῷ δὲ πεφανερώμεθα* 2. Kor. 5, 11. Überzeugen heißt mit Gründen bestimmend einwirken.

übersinnlich heißen 1. die Begriffe, Grundsätze, Ideen, die nicht der sinnlichen Erkenntnis entstammen; 2. die Gegenstände, die in keiner sinnlichen Anschauung gegeben sind, also das Geistige, die Welt der Begriffe und Ideen. — Vgl. intelligibel.

Überzeugung (lat persuasio) heißt die durch eigenes Urteil gewonnene Einsicht und Entschlossenheit, das auf Gründe gestützte Fürwahrhalten, sofern es auf unsere Handlungsweise Einfluß hat. Das Fürwahrhalten hat verschiedene Grade der Stärke, die man als Wähnen, Meinen, Glauben und Wissen be-

Digitized by Google

zeichnet. Die Überzeugung ist dem Glauben und Wissen verwandt, unterscheidet sich aber auch von ihnen. Nur von dem, was sich auf subjektiv (Glauben) und objektiv (Wissen) zureichende Gründe stützt, können wir fest überzeugt sein, und nur, was wir uns durch eigenes Nachdenken erarbeitet haben, trotzt als unumstößliche Überzeugung allen Einwürfen. Die Überzeugung ist aber nicht bloß Sache der Einsicht, sondern zum Teil auch des Willens. Sie kommt in der Handlungsweise des Menschen zum Ausdruck und gehört zu seiner sittlichen Persönlichkeit. Sie gibt dem Menschen im Handeln den Stempel der Wahrhaftigkeit, und jede Weltanschauung ist der Ausdruck des Charakters, der sie verteidigt.

Übung im psychologischen Sinne heißt die mit Absicht herbeigeführte Wiederholung derselben menschlichen Tätigkeit in getrennten, aber nicht zu fern voneinander liegenden Zeiträumen zum Zweck der Vervollkommnung einer Funktion. Die Übung führt zu größerer Leichtigkeit und Feinheit, zu größerem Umfange und schnellerem Tempo der Leistung. Die Seele paßt sich durch die Übung an die Einzelheiten einer an sie herantretenden Anforderung immer besser an. — Im physiologischen Sinne versteht man unter Übung die Wiederholung von Reizen in solchen Abständen, daß jeder folgende in die Periode des Abklingens des vorhergehenden fällt, wodurch die Reizbarkeit zunimmt, die Erregungsvorgänge erleichtert und sich summierende Nachwirkungen erzielt werden. Im Gegensatz zur Übung steht die Ermüdung. — Der psychophysische Begriff der Übung bestimmt sich so: Bei der Ausführung einer äußeren Handlung (z. B. einer turnerischen Leistung) kommen eine Reihe von einzelnen Momenten in Betracht, der äußere Anreiz, der uns zu der Handlung bestimmt (z. B. ein Kommando), die hierdurch erregte Vorstellung dessen, was wir tun sollen, die von dieser abhängige Auswahl und Innervation der erforderlichen Muskelbewegungen, d. h. die Erteilung von Bewegungsimpulsen bestimmter Intensität an bestimmte Muskelgruppen in bestimmter Reihenfolge. Abgesehen von ihren rein physiologischen Einfluß auf die Bewegungsorgane (Stärkung der Muskeln, Ausbildung der Gelenke u. a. m.), bewirkt nun die Übung in psychophysischem Sinne erstens eine genauere Akkomodation der anfänglich oft zu starken oder zu schwachen Bewegungsimpulse an die beabsichtigten Bewegungen, zweitens eine immer vollkommenere Zusammenpassung (Koordination) der gleichzeitig

Digitized by Google

und sukzessiv erforderlichen Innervationen, und sie macht drittens infolgedessen die bewußte Berechnung der einzelnen Tätigkeiten, die zu einer Gesamttätigkeit gehören, mehr und mehr entbehrlich, so daß wir schließlich bei der Ausführung an das Einzelne gar nicht mehr denken und uns nur eine unbestimmte Vorstellung des erstrebten Resultats vorschwebt. Weiterhin kann auch diese selbst noch ausfallen, indem (wie es z. B. bei einem geübten Klavierspieler der Fall ist) der äußere Eindruck (die Wahrnehmung der Notenschrift) unmittelbar die richtigen Bewegungen in richtiger Ordnung erfolgen läßt. Die Bedeutung der Übung besteht also hier darin, daß sie ursprünglich willkürliche, zweckbewußte Handlungen in triebartige verwandelt und dadurch eine große Menge geistiger Arbeit erspart. Ähnlicher Art ist auch die Wirkung der Übung auf dem höheren geistigen Gebiete: Ursprünglich logische (apperzeptive) Vorstellungsverbindungen werden auch durch sie in mechanisch ablaufende Assoziationen verwandelt. Auf der Einübung der Vorstellungszentren für gewisse Tätigkeitsformen beruht das Gedächtnis (s. d.) und, sofern die entsprechenden Dispositionen vererbt werden, wohl auch manche angeborene Anlage (z. B. der Instinkt, s. d.). — Das Prinzip der Übung besteht nach Wundt darin, „daß sich jedes zentrale Element sowohl für sich selbst, wie in seinem besonderen, durch die Lebensverhältnissen gesetzten Zusammenwirken mit anderen Elementen zu einer bestimmten Funktion oder zur Beteiligung an einer solchen um so mehr eignet, je häufiger es durch äußere Bedingungen veranlaßt wird". — Vgl. Ebbinghaus, Psychologie in Hinnebergs Kultur der Gegenwart I, VI, S. 209. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 5. Aufl., Leipzig 1903, B. III, S. 565 ff, 6. Aufl., I B., 1908, S. 112 ff, 390 ff, 520 ff. K. Bücher, Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl., Leipzig 1909.

ultra posse nemo obligatur heißt: „Über sein Können hinaus ist niemand verpflichtet." Dieser Satz, der auf den jüngeren Celsus (100 n. Chr.) zurückgeht und in seiner authentischen Form lautet: „Impossibilium nulla obligatio est", ist nur mit Einschränkung richtig. Oft sagt der Widerwillige, von welchem man Berechtigtes verlangt: „Ich kann nicht", und meist kann der Mensch mehr leisten, als er denkt, wenn er nur den guten Willen dazu hat. Der Satz: „ultra posse usw." enthält also mehr für den Pädagogen, Gesetzgeber und Feldherrn eine Mahnung, als für den, der erzogen und geleitet wird, eine Recht-

Digitized by Google

fertigung. — In das Bürgerliche Gesetzbuch ist der Gedanke des Satzes (§ 275) in der Form aufgenommen: „Der Schuldner wird von der Verpflichtung zur Leistung frei, soweit die Leistung infolge eines nach der Entstehung des Schuldverhältnisses eintretenden Umstandes, den er nicht zu vertreten hat, unmöglich wird". — Vgl. Ad impossibilia usw. — Büchmann, Geflügelte Worte. 23. Aufl., Berlin 1907, S. 433.

umdrehbar s. reziprok und Antistrephon.

Umfang (gr. *σφαῖρα*, lat. ambitus) eines Begriffs heißt die Gesamtheit derjenigen Gegenstände, die in sein Gebiet fallen, von denen er also als Prädikat gebraucht werden kann, während Inhalt die Gesamtheit der Merkmale eines Begriffs heißt. Die Einteilung des Umfangs eines Begriffs nennt man Divisio. Ein Begriff hat Umfang, sofern er andere Begriffe unter sich befaßt, z. B. der Begriff des Tieres den der Protozoen, Coelenteraten, Würmer, Echinodermen, Mollusken, Arthropoden und Wirbeltiere. Je mehr Begriffe ein Begriff unter sich befaßt, desto weiteren Umfang hat er. Jene stehen zu diesem im Verhältnis der Unterordnung (subordinatio), dieser zu jenen im Verhältnis der Überordnung (superordinatio). Begriffe, welche demselben höheren untergeordnet sind, heißen im Verhältnis zueinander nebengeordnet (koordiniert). Der höhere Begriff ist abstrakter und hat weniger Inhalt (s. d.). Der untergeordnete ist konkreter und enthält mehr Inhalt. Umfang und Inhalt eines Begriffs stehen daher im umgekehrten Verhältnis zueinander. Einzelbegriffe haben den kleinsten Umfang, weil sie sich nur auf ein Individuum beziehen, aber den größten Inhalt, weil ein Individuum stets mehr Merkmale hat als eine Art oder Gattung. Wechselbegriffe (notiones aequipollentes oder reciprocae) nennt man die Begriffe, deren Umfänge miteinander identisch sind, identische dagegen solche, deren Umfang und Inhalt zusammenfällt. — Auch den Urteilen schreibt man einen Umfang zu, sofern sie sich auf mehr oder weniger Objekte beziehen. Doch ist der Umfang des Urteils in Wirklichkeit nur der Umfang seines Subjektes. Den größten Umfang hat das allgemeine, geringeren das partikuläre, den geringsten das singuläre Urteil. — Vgl. Begriff, Urteil, Determination. Abstraktion, Merkmal, conträr, disjunkt, disparat. — Ueberweg, System der Logik, 5. Aufl., Bonn 1882, § 53.

Umkehrung s. Conversion, Contraposition, Enthymem. Sorites.

Digitized by Google

Unabhängigkeitsprinzip heißt der Satz, daß sich zwei Kräfte in ihren Wirkungen gegenseitig nicht stören.

unadäquat oder inadäquat (von lat. aequus, gleich), unangemessen, heißt das Gegenteil von adäquat oder angemessen (s. d.).

unangenehm nennt man jeden Reiz, der im Gefolge einer sinnlichen Empfindung Unlust erweckt. Jede sinnliche Empfindung ist mehr oder weniger betont, d. h. mit dem Bewußtwerden einer Lust oder Unlust verknüpft. Der zu starke Reiz weckt Unlust und ist unangenehm. Steigert er sich weiter, so geht die Empfindung in Schmerz über. Bei manchen Nervenstämmen und Fasern, wie Geruch und Geschmack, wird letzterer fast nie erreicht. Beim Druck-, Wärme- und Muskelsystem aber wird aus gesteigerter Unannehmlichkeit oft Schmerz. Bei den beiden edlen Sinnen (Gesicht und Gehör) entsteht Unannehmlichkeit durch die Störungsform der Erregung. Schmerz dagegen ist ein Zeichen der äußersten Gefährdung ihres Bestandes. Das Unangenehme ist ebenso vom Häßlichen und Schlechten verschieden, wie das Angenehme vom Schönen und Guten. Das Urteil über Unangenehmes beruht auf Sinnesvorgängen, das über das Häßliche auf intelektuellen Vorstellungen und das über das Schlechte auf praktischen Ideen. — Vgl. Schmerz, Lust, angenehm.

unanständig heißt allgemein dasjenige Betragen, welches dem ästhetischen oder sittlichen Gefühl einer Gemeinschaft widerspricht und ihr deshalb mißfällt. Im besonderen heißt alles unanständig, was das Schamgefühl verletzt. Je nach dem Bildungsgrade halten aber verschiedene Klassen nicht dasselbe für unanständig. — Vgl. Anstand.

unbedingt s. absolut.

unbefangen heißt derjenige, welcher in seinen Urteilen und Handlungen weder durch Vorurteile und Parteilichkeit, noch durch Affekte und Leidenschaften, noch durch Wünsche und Zwecke, noch auch durch Kenntnisse und Überlegungen bestimmt wird. Unbefangenheit ist eine der Voraussetzungen gerechten Urteilens. — Vgl. Überlegung.

unbegreiflich nennt man das, was die Schranken des menschlichen Erkenntnisvermögens überschreitet. Je weiter jemand in der Erkenntnis der Dinge fortschreitet, desto bereitwilliger pflegt er zuzugestehen, daß es Unbegreifliches gibt. — Vgl. Agnosie. — So behauptet Sokrates zu wissen,

Digitized by Google

daß er nichts wisse. Nikolaus v. Cues (1401—1464) rühmte die docta ignorantia, d. h. die Erkenntnis der Unwissenheit, und der Physiologe E. Dubois-Reymond (1818—1896) hat in bezug auf die sieben Welträtsel ausgesprochen: Ignorabimus (wir werden es nicht wissen). Platter Rationalismus glaubt alles begreifen zu können. — Vgl. Ignorabimus, Agnostizismus.

unbewußte Vorstellungen heißen Vorstellungen, die in der Seele vorhanden sind, aber nicht zum Bewußtsein kommen. Die Existenz solcher unbewußten Vorstellungen wird von Descartes (1596—1650), der das Denken zum Wesen der Seele erhob, verneint. Locke (1632—1704) leugnete ebenfalls in seiner Bekämpfung der angeborenen Begriffe ihr Vorhandensein. In der Seele oder im Verstande sein, heißt nach ihm soviel als verstanden oder gewußt werden. Niemand kann daher nach seiner Auffassung eine Vorstellung haben, ohne von ihr zu wissen. Leibniz (1646—1716) dagegen weist den unbewußten Vorstellungen in seinem System einen wichtigen Platz zu. Jedem Vorgang im Leibe, auch dem ganz unbewußten, entspricht ein solcher in der Seele. Die Seele kann überhaupt nicht untätig sein. Sie muß daher unbewußte Vorstellungen haben. An sie grenzen die „kleinen" Vorstellungen, die den Grund der scheinbar willkürlichen Tätigkeit bilden, an diese erst die bewußten Vorstellungen (vgl. Occasionalismus, angeboren, a priori). Kant (1724—1804) spricht von dunklen Vorstellungen im Menschen, deren wir uns nicht bewußt sind (Anthrop., § 5, S. 16). J. G. Fichte (1762 bis 1814) nimmt eine produktive Einbildungskraft an, durch deren unbewußte Tätigkeit Widerstände und Hemmungen im Ich entstehen, so daß dadurch der Schein einer selbständigen Natur außerhalb des Ichs hervorgerufen wird. Herbart (1776 bis 1841) steht auf ähnlichem Standpunkte wie Leibniz. Auch die neuere Psychologie hat die unbewußten Vorstellungen eifrig verteidigt als die Form, in der sich die organisch-vitalen Funktionen der Seele vollziehen. Am weitesten geht hierin E. v. Hartmann. Er sieht in dem Unbewußten das in allen Dingen wirksame Absolute und leitet das Bewußtsein aus der „Stupefaktion" des unbewußten Willens über die von ihm nicht gewollte und doch vorhandene Existenz von Vorstellungen ab. Auch faßt er die unbewußte Vorstellung anthropologisch so allgemein, daß er solche nicht nur im Hirne, sondern auch im Rückenmark und den Ganglien annimmt. — Vgl. Vorstellung.

Digitized by Google

Bewußtsein. — Unbewußt werden tatsächlich fortwährend bewußte psychische Inhalte im Flusse des psychischen Geschehens, sowohl Gebilde von Vorstellungen und Gefühlen, als auch ihre einzelnen Elemente. Sie verschwinden zeitweise und treten sukzessiv wieder hervor. Mit der Bezeichnung „unbewußt" wird eben die Möglichkeit ihres Wiederauftretens, also eine Existenz-Anlage (Disposition) bezeichnet. — Vgl. Körperbewegungen. — E. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. 11. Aufl., 3 Bde. Berlin 1904. Wundt, Grundriß d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 15, 3, S. 250ff.

Undank s. Dankbarkeit.

undeutlich s. deutlich.

Unding heißt eine Sache, die entweder nicht als existierend (non ens) gedacht wird oder überhaupt nicht gedacht werden kann (nonsens). — Vgl. Nichts.

unendlich (infinitus) nennt man dasjenige, was nach Zahl (arithmetisch), Raum (extensiv), Zeit (protensiv), Bewegung (kinetisch), Kraft (dynamisch), ohne Schranken, ohne Anfang und Ende ist. Gewöhnlich faßt man nun dieses Unendliche als gegeben und abgeschlossen, als ein Maximum oder Minimum. In der Mathematik heißt z. B. eine Zahl unendlich klein oder groß, die kleiner oder größer ist als jede angebbare Zahl. Unsere Phantasie bildet ferner vor- und rückwärts, in die Zukunft wie in die Vergangenheit eine unendliche Zeitreihe und leitet daraus irrig, Aufgabe und Lösung, Möglichkeit und Abgeschlossenheit verwechselnd, den Begriff der Ewigkeit als ein Schema her, welches das Nacheinander, zu einer Anschauung abgeschlossen, enthält. Auf drei Arten versucht man sich diese Ewigkeit vorzustellen: als stetige Gegenwart (als nunc stans), als leere unendliche Zeitfolge oder als endlich volle, aber unendlich rekurrente Zeitreihe. Die erste Vorstellung finden wir bei den Neuplatonikern und Scholastikern, bei Descartes (1596—1650) und Spinoza (1632—1677). Ja selbst Kant (1724—1804) bezeichnet die Ewigkeit als das Ende aller Zeit. Die letzte Art der Vorstellung finden wir bei den meisten alten Völkern, während die zweite z. B. von Leibniz (1646—1716) vertreten wird, der die Ewigkeit als etwas Objektives, die endliche Zeit hingegen als eine subjektive Vorstellung ansieht. Und obgleich die Vorstellung eines unendlichen Raumes noch unvollziehbarer ist als die einer unendlichen Zeit, weil wir zugleich nach drei Dimensionen gehen sollen, nimmt

Digitized by Google

auch hier die irrende Phantasie Abgeschlossenheit an. Die Phantasie greift daher gern zur unendlichen Zeitreihe zurück und hält denjenigen Raum für unendlich, den auszumessen eine unendliche Zeit nötig sein würde. Aber schon Hobbes und Locke haben darauf hingewiesen, daß wir eigentlich gar keine Vorstellung des unendlichen Raumes, sondern nur einen Begriff der Unendlichkeit des Raumes besitzen. Gegen diese Begriffsbestimmung der abgeschlossenen Unendlichkeit wendet sich aber auch vor allem Kant (1724—1804), der das Unendliche als ein Quantum, dessen Größe sich durch keine vollendete Synthesis seiner Teile messen läßt, bestimmt, oder als eine Größe, deren Verhältnis zu einer jeden beliebig anzunehmenden Einheit sich durch keine Zahl adäquat bestimmen und ausdrücken läßt (Kr. d. r. V., S. 427 ff.). Eine unendliche gegebene Größe ist aber überhaupt unmöglich. Im Begriff des Unendlichen liegt nicht der Begriff der Abgeschlossenheit. Der Begriff des Unendlichen beruht vielmehr nur auf der Möglichkeit der unbeschränkten Wiederholung eines synthetischen Aktes unseres Bewußtseins. Kann zu einer Größe immer noch etwas hinzugedacht werden, denkt man sich also die Unbeschränktheit stetiger Vermehrung, so entsteht das unendlich Große (das Zeichen ∞ rührt von dem englischen Mathematiker Wallis [1616—1703] her, der es 1655 einführte). Kann stets noch etwas fortgedacht werden, denkt man sich also die Unbeschränktheit stetiger Verminderung, das unendlich Kleine (ε). Das Unendliche ist nie in der Anschauung oder im Begriffe fertig, sondern nur als Aufgabe gegeben und besteht in der Idee der Möglichkeit einer unbeschränkten Wiederholung eines Vorganges synthetischer Zusammenfassung.

Der berichtigte Begriff des Unendlichen wurzelt zunächst in der Zahlenreihe, bei der ein Abschluß nicht zu finden ist. In unserem Begriffe der Unendlichkeit der Zahlenreihe liegt nichts weiter als die Vorstellung der Abwesenheit eines Hindernisses, Einheit zu Einheit unaufhörlich hinzuzufügen, während der Begriff einer unendlichen Zahl als einer an sich vorhandenen Vielheit unvollziehbar ist. Der Begriff des Unendlichen ergibt sich sodann bei der Entwicklung der Zeit- und Raumvorstellung. Auch hier beruht er auf der Möglichkeit der Wiederholung der Synthesis, auf dem Begriffe einer unbeschränkten Vorstellungsmöglichkeit. Auch bezüglich der Bewegung und des Weltprozesses ist der Begriff der Unendlichkeit nur der Begriff

Digitized by Google

der Möglichkeit des Hinausgehens über jedes bestimmte Ende in zwei entgegengesetzten Richtungen. Die scharfsinnigste Analyse des Begriffes der Unendlichkeit hat E. Dühring (geb. 1833) in seiner „Natürlichen Dialektik", Berlin 1865, S. 109 bis 135, gegeben. Ansätze zu richtigen Definitionen des Unendlichen finden sich aber schon bei früheren Philosophen.

Aristoteles (384—322) definierte z. B. das Unendliche (Unbegrenzte, *ἄπειρον*) als dasjenige, was der Größe nach nicht bestimmt werden kann, was nie fertig und ganz ist, was sich nicht so begrenzen läßt, daß nicht immer ein Teil davon außerhalb läge (Phys. III, 6 p. 207 a 1 *οὗ ἀεί τι ἔξω ἐστί, τοῦτ' ἄπειρόν ἐστιν*). Das Unbegrenzte ist nach Aristoteles nur ein Mögliches, aber nicht ein Wirkliches. Körper und Zahl sind nicht unendlich. Die Welt ist ein Vollendetes und Ganzes. Aber die Zeit und Bewegung ist ohne Anfang und Ende, und die Zahl läßt sich ins Unendliche vermehren. Das Unendliche ist also kein Fertiges, sondern nur ein Werdendes, ein Mögliches. — Descartes (1596—1650) unterschied zwischen dem Unbestimmten (indefinitum) und dem Unendlichen (infinitum). Unbestimmt nannte er dasjenige, an dem man in gewisser Beziehung keine Grenze erkennt (in quibus sub aliqua ratione finem non agnosco), unendlich dasjenige, an dem überhaupt keine Grenzen existieren (in quo nulla ex parte limites inveniuntur). Locke (1632—1704) erklärt: Endlich und unendlich werden von der Seele als Sonderfälle der Größe genommen und zunächst in ihrer ersten Bedeutung nur den Dingen beigelegt, welche aus Teilen bestehen und durch Abnahme oder Hinzufügung selbst des kleinsten Teiles der Verminderung oder Vergrößerung fähig sind. Wundt (geb. 1832) erklärt, daß der absolute Unendlichkeitsbegriff überhaupt nur in der Form eines von den erzeugenden Operationen völlig abstrahierenden Postulates gedacht werden kann. „Das Unendliche existiert für unser Erkennen — nur als eine Forderung, nach der die Verknüpfung gegebener Tatsachen fortgesetzt werden soll." — Vgl. Kurt Geißler, Die Grundzüge und das Wesen des Unendlichen. Leipzig 1902. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 403f, 475, 480, 491, 507. Heiberg, Archimedes' Brief über „Mechanische Theorien". Deutsch in der Bibl. math. Leipzig 1907.

Unentschiedenheit heißt derjenige psychische Schwächezustand eines Menschen, in dem er entweder kein Urteil zu fällen oder keinen Entschluß zu fassen wagt. Sie kann körperliche

Digitized by Google

oder geistige krankhafte Zustände zur Ursache haben. — Vgl. Entschluß, Aoristie.

unerlaubt s. erlaubt.

Unglaube, das Gegenteil vom Glauben, heißt die Denkart, die nichts als wahr anerkennt, was man nicht selbst eingesehen und in seinen Gründen begriffen hat. Der Unglaube kann entweder ein religiöser oder ein philosophischer sein. Er kann total oder partiell sein. Der absolute philosophische Unglaube heißt Skeptizismus (vgl. Skepsis), der religiöse Irreligiosität oder Atheismus (s. d.). Der partielle philosophische Unglaube heißt dagegen Kritizismus (s. d.). In konfessioneller Hinsicht nennt jede Glaubensgemeinschaft die partielle Abweichung eines Menschen, der nicht gerade ihr anhängt, Unglaube. Kant (1724—1804) sagt vom Standpunkte seiner Ethikotheologie: „Ungläubig ist der, welcher den Vernunftideen (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit) darum alle Gültigkeit abspricht, weil es ihnen an theoretischer Begründung fehlt." — Vgl. Glaube. — Jul. Duboc, Das Leben ohne Gott. Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus. Hannover 1875.

Unglück heißt eine für uns schädliche oder unangenehme Gestaltung der Lebensumstände. Je mehr wir den Eintritt eines Unglücks voraussehen, desto erträglicher erscheint es uns. Durch die Einsicht in die Unvermeidlichkeit eines Unglücks, die Allgemeinheit desselben, und das Gute, welches es oft mit sich bringt, gewinnen wir die Kraft, ein Unglück gelassener zu ertragen. — Vgl. trösten, Glück.

Universalien, universal (lat.) s. allgemein, Nominalismus, Realismus.

Universalismus heißt in der Philosophie diejenige Richtung, die das Ganze dem Einzelnen, das Allgemeine dem Individuellen überordnet. Der Universalismus bildet den Gegensatz zum Partikularismus und Individualismus.

Universalwissenschaft s. characteristica universalis. — Vgl. Exner, Über Leibnizes Universalwissenschaft. Prag 1843. Trendelenburg, Über Leibniz' Entwurf einer allgemeinen Charakteristik (Histor. Beitr. zur Philosophie, B. 3). Berlin 1867.

unlauter handelt derjenige, welcher nicht aus guter Absicht, sondern um des Vorteils willen handelt, dessen Handlungen vielleicht also äußerlich mit dem Gesetz übereinstimmen, aber

Digitized by Google

innerlich nicht aus sittlicher Gesinnung entspringen. Man redet z. B. von unlauteren Wettbewerb (concurrence déloyale, unfair competition).

Unlust s. Lust, Schmerz.

Unschuld bedeutet 1. den Mangel an Schuld. So sucht z. B. der Anwalt die Unschuld seines Klienten zu beweisen; 2. den Zustand eines vernünftigen Wesens, in welchem es keine innere und äußere Möglichkeit überhaupt hat, unmoralisch zu handeln. So nennt man die unmündigen Kinder unschuldig. Da ihnen der Unterschied von gut und böse noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, kann ihnen keine Tat zugerechnet werden. — Vgl. Schuld, Sünde, Zurechnung, naiv.

Unsinn (fr. nonsens) bedeutet etwas, was sich auf vernünftige Weise nicht erklären läßt. Unsinnig heißt derjenige, welcher so redet oder handelt, daß darin kein Verstand liegt.

Unsterblichkeit der Seele oder des Geistes bedeutet im engeren und eigentlichen Sinne nicht die Fortexistenz der einzelnen menschlichen Seele im Allgeiste, das Fortbestehen einer allgemeinen Seelensubstanz, auch nicht die Erhaltung der Art und ebensowenig die Nachwirkung einer Persönlichkeit, sondern vielmehr die selbständige Fortdauer der einzelnen menschlichen geistigen Persönlichkeit und Individualität nach dem leiblichen Tode des Menschen. Die bloße Fortdauer als Teil einer allgemeinen göttlichen Substanz oder Aktualität, oder das Fortleben in der Art und Gattung, oder das Fortleben im Gedächtnis der Nachwelt oder das Fortwirken des Menschen durch seine Ideen ist kein Fortleben des persönlichen Bewußtseins und kann nur im erweiterten und übertragenen Sinne Unsterblichkeit genannt werden. Der eigentliche Begriff der Unsterblichkeit, der ein individuelles Verlangen zum Ausdruck bringt, ist der der Fortdauer des persönlichen Ichs. Der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit ist bei vielen Völkern verbreitet gewesen und hat sich in drei Hauptanschauungen ausgebildet: 1. Die älteste, welche z. B. bei Homer und im Alten Testamente auftritt, ist, daß die Seelen unter der Erde in einem freudlosen Schattenreich (Hades, Scheol) dahindämmern. 2. Die zweite, die aus Indien und Ägypten stammte, lehrte die Metempsychose (s. d.), d. h. einen eine Vergeltung in sich einschließenden moralischen Kreislauf, den die Seele durchzumachen habe. Ähnlich dachten sich Pythagoras, Empedokles, Philolaos und Platon die Unsterblichkeit als Seelenwanderung. 3. Die

Digitized by Google

dritte Lehre ist die des Christentums, des Islams und des Talmuds, welche die Idee der Vergeltung (Seligkeit und Verdammnis) mit der Idee der Auferweckung des Leibes (oder Fleisches) vom Tode verband, wobei man sich die Art und Weise des Fortlebens im Anschluß an biblische Stellen und die poetischen Schilderungen von Dante, Swedenborg, Bunyan, Klopstock u. a. mehr oder weniger sinnlich vorstellte.

Für die Unsterblichkeit der individuellen Seele sind viele Beweise versucht worden. Man kann sie in metaphysische, physikalische, psychologische, logische, ästhetische, ethische (moralische) und religiöse einteilen. Metaphysisch schließt man z. B.: Mit dem Wesen der Seele ist das Leben verbunden. Sie kann also gar nicht anders als lebend gedacht werden (Platon, Phaed. 105 D ff); oder: Die Seele ist das Immerbewegte, das Prinzip der Bewegung, und darum unvergänglich (Alkmaion, Platon, Phaidr. 245 C ff); oder: Der Geist ist ewig, weil er, als die Wahrheit, selbst sein Gegenstand, und so von seiner Realität untrennbar ist (Hegel). — Physikalisch wird z. B. geschlossen: Die menschliche Seele ist eine Kraft im engeren Verstande, eine Substanz und nicht eine Zusammensetzung von Substanzen. Ein Ende ihres Seins läßt sich nicht begreifen, da vom Sein zum Nichtsein kein Übergang stattfindet (Platner); oder: Es entspricht der Stellung des Menschen im Naturreiche nicht, daß seine Seele sterblich ist. Wäre sie es, so wäre er elender als das Tier, das wenigstens nicht durch Erinnerung und Hoffnung gequält wird (populär). — Psychologisch sind z. B. folgende Beweise: Wir besitzen ein angeborenes Wissen, das durch Erinnerung zu neuem Leben geweckt wird. Hieraus läßt sich auf eine Präexistenz der Seele schließen, der ein Fortleben nach dem Tode entspricht (Platon, Menon 80 ff., Phaed. 72 E ff); oder: Die edelsten Menschen haben eine Sehnsucht nach einem Jenseits, die nicht getäuscht werden kann (Platon, Phaed. 62 ff). — Logische Beweise für die Unsterblichkeit sind z. B.: Die Seele ist einfach, unkörperlich und darum unzerstörbar (Berkeley, Leibniz, Wolf, Herbart); oder: Die Seele ist ihre eigene Ursache (ex se ipsa causa) und darum unsterblich (Albertus Magnus). — Ethisch (moralisch) ist der Beweis Mendelssohns: Ein Leben nach dem Tode ist notwendig, wenn die Taten und der Lohn des Menschen in einem normalen Verhältnis stehen sollen, und der Beweis Kants:

Digitized by Google

Die Bewirkung des höchsten Guts in der Welt ist das notwendige Objekt eines durch das moralische Gesetz bestimmbaren Willens. In diesem aber ist die völlige Angemessenheit der Gesinnungen zum moralischen Gesetze die oberste Bedingung des höchsten Gutes. Die völlige Angemessenheit des Willens aber zum moralischen Gesetze ist Heiligkeit. Weil wir nun in diesem Leben völlige Heiligkeit nicht erlangen können, muß ein Progreß ins Unendliche, also ein ewiges Leben der Seele, als Postulat der reinen praktischen Vernunft gelten (Kr. d. pr. V., S. 219—223). — Ästhetisch ist der Beweis Schillers in den „Künstlern", daß das Gleichmaß und die Gerechtigkeit ein zweites Leben jenseits der Urne „in des Avernus finsterm Ozean" fordern. — Religiöse Beweise sind: Es ist ein Widerspruch gegen Gottes Güte, daß er das so schön Gefügte wiederum auflösen und vernichten sollte (Platon); oder der Beweis des Augustinus: Die Seele hat teil an den ewigen Wahrheiten und ist darum unsterblich. — Jede einzelne Religion, welche die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele vertritt, fügt hierzu aus ihrer Eschatologie weitere Beweise hinzu.

Vor strenger Prüfung dürfte keins dieser Argumente standhalten. Aber alle entsprechen einem Wunsch und einer Hoffnung des Individuums. So ist die Idee der Unsterblichkeit ein persönlicher Glaube, zu dem man niemand zwingen kann, nicht ein theoretisches Wissen. Der Realist wird sich nicht leicht zu diesem Glauben bekennen, der Pantheist wird nur das Fortleben im All zugeben, der Idealist wird von seinem Standpunkt aus, ebenso wie der schlichtgläubige, der Philosophie fernstehende Mensch am unmittelbarsten zu dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele hingeführt werden. Freilich hat auch der Idealismus, wo er sich mit Pantheismus verschmolz, wie in Hegels Schule zur Bekämpfung des Unsterblichkeitsglaubens geführt, von der ein Teil die Fortdauer des Individuums verwarf und nur eine Rückkehr des individuellen Geistes in das Allgemeine annahm (vgl. Richter, Lehre von den letzten Dingen. Berlin 1833. 2 Bde. 1844), während andere Anhänger Hegels am Unsterblichkeitsglauben festhielten (Göschel, Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie. Berlin 1835. Die siebenfältige Osterfrage. Berlin 1836). — Vgl. Platon, Phaedon. M. Mendelssohn, Phaedon.

Digitized by Google

1767. J. H. Fichte, Idee d. Persönl. u. d. individuelle Fortdauer. 2. Aufl. 1855. Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Leipzig 1867. O. H. Weiße, Unsterblichkeitslehre, herausgegeben von Seydel. Leipzig 1869. Spieß, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. Jena 1877. Teichmüller, Über die Unsterblichkeit der Seele. 2. Aufl., Leipzig 1879. Henne am Rhyn, Das Jenseits. Leipzig 1880. Runze, Unsterblichkeit und Auferstehung. I. Teil. Berlin 1894. Bertholet, Die ismaelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. Tübingen 1899. Kneib, Die Unsterblichkeit der Seele. Wien 1900. Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele. Freiburg i. Br. 1903. Schwartzkopff, Das Leben nach dem Tode. 2. Aufl. Braunschweig 1901. Radermacher, Das Jenseits ein Mythos der Hellenen. Bonn 1903. Bertholet, Die Gefilde der Seligen. Tübingen 1903. Seelenwanderung. Halle 1904. Steude, Praktische Apologetik. Heft I: Die Unsterblichkeit d. Seele. Gütersloh 1904. Fechner, Büchlein v. Leben u. d. Tode. 6. Aufl. Hamburg 1906, und Zendavesta. 3. Aufl. Hamburg 1906. Lods, La croyance à la vie future et le culte des morts dans l'antiquité israélite. 2 Bde. Paris 1906. G. Hoffmann, Das Wiedersehn jenseits des Todes. Leipzig 1906. K. Andresen, Die Unsterblichkeitsfrage. Leipzig 1906. Kayserling, Unsterblichkeit. München 1907. Rohde, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 4. Aufl. 2 Bde. Tübingen 1907. Jul. Spiegler, Die Unsterblichkeit der Seele. 3. Aufl. Leipzig 1909. K. Wolff, Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. München 1910.

Unterbegriff (lat. terminus minor) heißt im Syllogismus derjenige in einer der Prämissen, dem Untersatz, vorkommende Begriff (S.), der im Schlußsatze zum Subjekt wird. — Vgl. maior, Terminus, Oberbegriff, Mittelbegriff.

Unterbewußtsein nennt Max Dessoir diejenigen Persönlichkeitsmomente, die im gewöhnlichen Lauf des Lebens unzusammenhängend und dunkel bleiben und die bei abnormen Zuständen wie der Hypnose und der Hysterie frei werden. — Vgl. Dessoir, Das Doppel-Ich. 2. Aufl., Leipzig 1896. Ribot, Les maladies de la personnalité. 9. Aufl., Paris 1904. Deutsch v. Pabst. Berlin 1894.

Untersatz s. Schluß.

unterscheiden bildet eine der Grundtätigkeiten des

Digitized by Google

Denkens. Das denkende Subjekt unterscheidet sich selbst von dem gedachten Objekt, es unterscheidet sein Ich von seinen Vorstellungen, sondert diese wieder in räumliche und zeitliche und unterscheidet Empfindungen, Anschauungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gedanken, Ideen. Das Bilden von Begriffen usw. beruht hauptsächlich auf dem Unterscheiden. Unterscheidung führt zur Klarheit. Dies hebt besonders H. Ulrici (1806 bis 1884), Kompendium der Logik, Leipzig 1860, 2. Aufl. 1872, hervor. In jedem Wahrnehmungsakt ist ein Akt der Unterscheidung vorhanden, dessen Dauer die experimentelle Psychologie in einfachen Fällen zu bestimmen versucht hat (vgl. physiologische Zeit). — Vgl. Synthesis. — H. Graf Keyserling, Unterscheidung. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt. München 1907.

Unterschiedsempfindlichkeit nennt die neuere Psychologie die Fähigkeit, vermöge deren der Unterschied zweier gegebener Reizgrößen in höherem oder geringerem Grade merklich werden kann. Als Maß der Unterschiedsempfindlichkeit dient die Verhältnisschwelle (s. d.). Die Unterschiedsempfindlichkeit ist der Verhältnisschwelle reziprok. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. B. I, 6. Aufl., Leipzig 1908, S. 561f., S. 646.

Unterschiedsschwelle oder absolute Unterschiedsschwelle nennt die neuere Psychologie den eben merklichen (minimalen) Unterschied eines Normalreizes (s. d.) und Vergleichreizes (s. d.), während sie unter relativer Unterschiedsschwelle oder Verhältnisschwelle das Verhältnis eines eben merklichen (minimalen) Vergleichreizes zu einem Normalreize verstanden wird. Man unterscheidet je nachdem $Z > R$ oder $R > Z$ ist eine obere $(Z - R)$ und untere $(R - Z)$ absolute, und eine obere $\left(\frac{Z - R}{R}\right)$ und untere $\left(\frac{R - Z}{R}\right)$ relative Unterschiedsschwelle. Der Begriff Reizschwelle hat wesentlich eine physiologische, der Begriff Unterschiedsschwelle wesentlich eine psychologische Bedeutung. — Vgl, Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. B. I. 6. Aufl., Leipzig 1908, S. 561.

Untugend nennt man die einer Tugend widerstreitende Gewöhnung. Untugend ist also nicht bloß Mangel an Tugend, sondern positive Schlechtigkeit. Dem Laster gegenüber ist Untugend der geringere Grad der Schlechtigkeit.

Digitized by Google

unvereinbar heißen diejenigen Begriffe, welche demselben Subjekt nicht in derselben Beziehung beigelegt werden können, und zwar unterscheidet man unvereinbare konträre (s. d.) und unvereinbare kontradiktorische Begriffe (s. d.).

unzurechnungsfähig s. Zurechnung.

Urbegriff s. Kategorie.

Ureigentum s. Eigentum. — Vgl. Em. de Laveleye, De la propriété et de ses formes primitives. 5. Aufl. Bruxelles 1901. Deutsch von K. Bücher, Das Ureigentum. Leipzig 1879.

Ursache (causa) heißt diejenige Sache, deren Dasein das Dasein einer anderen (causa essendi), oder derjenige Vorgang, dessen Eintritt den Eintritt eines anderen (causa fiendi), der Wirkung, notwendig macht. Ursache und Wirkung stehen miteinander in untrennbarer Verbindung, dem Kausalnexus. Ihr Verhältnis zueinander heißt Kausalität. Im besonderen steht die Wirkung zur Ursache im Verhältnis der Abhängigkeit, die Ursache zur Wirkung im Verhältnis der Herrschaft. Wir schließen, daß B die Ursache für die Veränderung an A sei, sobald wir bemerken, daß aus a b c (= A) a b d geworden ist, nachdem B zu A hinzugetreten war, und dies in jedem Falle. Der Grund für diese Veränderung, schließen wir, kann nicht in A enthalten sein. Denn von selbst wird a b c nie zu a b d, sondern nur durch B. Nicht daß die eine Wahrnehmung der andern folgt, macht diese zur Ursache jener, sondern daß, wenn B mit A zusammenkommt, an A das c dem d weicht, macht B zur Ursache des d. So betrachten wir nicht die Nacht als Ursache des Tages, trotzdem sie regelmäßig dem Tage vorausgeht, oder den Winter als Ursache des Sommers, sondern vielmehr die Stellung der Sonne zur Erde. B wird zur Ursache erst, sobald es zu A so hinzukommt, daß wir ihm eine Kraft zuschreiben, welche von ihm ausgelöst wird und das d hervorruft. Aber die Entstehung des d, das doch gar nicht an B, sondern an A zur Erscheinung kommt, hat zunächst etwas völlig Unbegreifliches.. Weil nun aber die Erfahrung das gleiche Kausalitätsverhältnis zweier Dinge stets wiederkehren sieht, so stellen wir als ein Grundgesetz unseres Denkens den Satz auf: „Kein Ding ist ohne Ursache“, oder „Alles, was geschieht (anhebt zu sein), setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt“ (Kant, Kr. d. r. V., S. 189). Schon die Begriffe, welche im Satze der Identität und des

Digitized by Google

Widerspruchs verwendet werden, stehen in gegenseitiger Beziehung und Verknüpfung. Sie rufen einander durch Ideenassoziation hervor. Auch glauben wir unser Ich als die schöpferische Ursache für alle seine Vorstellungen erkennen zu können. An uns selbst meinen wir ferner fort und fort den Kausalzusammenhang zwischen Reiz und Empfindung, Unlust und Trieb, Vorstellen und Fühlen, Wollen und Handeln beobachten zu können. Diese innere Erfahrung einer sich äußernden psychischen Kraft übertragen wir dann auf die Außenwelt: Im Bernstein, sagen wir, schlummert die Kraft, Papierstückchen anzuziehen, im Gifte der Tod, im Pulver die Expansivkraft usw. Dieselben Erscheinungen, meinen wir, müssen auch dieselben Ursachen haben. Deshalb reden wir von gewissen Naturkräften und Gesetzen, denen wir Allgemeinheit und Notwendigkeit zuschreiben, ohne meist zu beachten, daß diese „ewigen" Naturgesetze oft genug von Erscheinungen durchbrochen oder durch uns selbst erweitert und geändert werden. — Es bleiben aber im Begriffe der Ursache unlösbare Schwierigkeiten: Wie kann ein Ding in einem anderen Veränderungen hervorrufen, d. h. ihm eine Qualität aufdrängen, die in ihm selbst gar nicht ist? Verwirft man diese Idee eines physischen Einflusses (influxus physicus) des einen Dinges auf ein anderes und faßt die Ursachen als innere eines einzigen Objektes auf, so erscheint das Ding als seine eigene Ursache und Wirkung. Daher haben manche Philosophen (z. B. die Eleaten, Herbart) alle Veränderung überhaupt zu leugnen gesucht, andere haben sie auf die jedesmalige Einwirkung Gottes (Occasionalismus) oder wie Leibniz auf eine von Gott prästabilierte Harmonie zurückgeführt, wonach Gott ein für allemal die Veränderungen in den Dingen so geordnet habe, daß sie durcheinander hervorgebracht zu sein scheinen. Im Grunde hat auch die Identitätsphilosophie die Kausalität geleugnet, und der Sensualismus und Positivismus setzt an Stelle des kausalen Zusammenhangs den der ordnungsmäßigen Sukzession, der regelmäßigen Folge, oder der eindeutigen Zuordnung. Das „aus" oder „durch" der Kausalität sinkt hierbei zu einem „auf" oder „bei" herab. So kommt die Philosophie mit dem Begriff der Ursache nicht recht zu Rande. Wir stehen vielmehr mit dem Kausalitätsbegriff an einer Grenze unserer Erkenntnis. Wir bedürfen des Begriffs Ursache und Wirkung zum Aufbau unseres Wissens und

Digitized by Google

können ihn doch nicht ableiten und rechtfertigen. Er erscheint wie eine Anthropomorphisierung der Welt durch den Menschen. Auch das psychische Geschehen in uns gibt uns keine eigentliche Aufklärung über das Wesen der Kraft und Ursache. Wir stehen damit vor den letzten erreichbaren Tatsachen des Bewußtseins, die uns für die Gestaltung unseres Wissens unentbehrlich sind und deren Rechtfertigung uns doch nicht gelingt.

Von der Verursachung ist die Begründung (vgl. Grund) zu unterscheiden. Verursachung ist ein Verhältnis in der Wirklichkeit, Begründung ein Verhältnis der menschlichen Gedanken. Nur wer der Theorie huldigt, daß aus reiner Vernunft Erkenntnis der Tatsachen zu schöpfen sei, also der Rationalist, wird beide einander gleichsetzen, wie dies Spinoza (1632—1677) getan hat, für den die Formel sequi = causari galt.

Die philosophische Erörterung des Begriffs der Ursache fängt frühzeitig an. Schon Platon (427—347) und Aristoteles stellten es als ein Postulat unserer Vernunft auf, daß man nichts ohne Grund annehme. Aristoteles (384—322) zählte vier Prinzipien auf: Stoff, Form, Ursache und Zweck und faßte die Ursache entweder als den Stoff, aus dem etwas entsteht, oder als das Muster, nach dem es entsteht, oder als die die Veränderung hervorrufende Kraft (Met. IV, 2, p. 1013 a 24ff). Daß nichts ohne Ursache geschehe (nihil fieri sine causa), lehrten auch Epikuros und Lucretius. Doch erst Descartes (1596—1650) nahm das Kausalitätsgesetz (nihil ex nihilo fit) in den Zusammenhang der rationalistischen Weltanschauung auf (vgl. Cartesianismus), und erst Leibniz (1646 bis 1716) formulierte den logischen Grundsatz dahin, daß wir keinen Satz als wahr, kein Faktum als wirklich annehmen ohne einen zureichenden Grund (principe de la raison déterminante ou suffisante). Wolf (1679—1754), sein Schüler, identifizierte Grund und Ursache, wie vor ihm Spinoza, und seine Schule versuchte den Satz des zureichenden Grundes aus dem Satze des Widerspruchs abzuleiten. Die Definition der Ursache lautet bei Wolf, daß sie ein Ding sei, welches den Grund von einem anderen in sich enthält (Vern. Ged. I, § 29). Kant (1724 bis 1804) schied aufs schärfste Grund und Ursache und rang nach einer Ableitung des Kausalitätsbegriffes aus reiner Vernunft. Schopenhauer (1788—1860) nahm ein vierfaches

Digitized by Google

Kausalitätsverhältnis, das des Werdens, des Erkennens, des Seins und des Handelns an („Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". 1813), gab aber zu, daß diese vier Gestalten auf die üblichen zwei hinauslaufen. — Hume (1711—1776) hat zuerst behauptet, der Begriff der Kausalität sei subjektiv und unberechtigt, da er infolge der Beobachtung einer gleichen Aufeinanderfolge von Ereignissen in uns nur durch die Gewohnheit entstehe (post hoc, ergo propter hoc). Er habe also für die Erkenntnis und das Verhältnis der Dinge selbst keine Bedeutung und sei durch den Begriff gewohnter Zeitfolge zu ersetzen. Doch widerspricht sich Hume innerlich insofern, als er die Sukzession der Ereignisse für die Ursache erklärt, daß die Erwartung in uns erzeugt werde und durch Gewohnheit der Begriff der Ursache in uns entstehe. Seine Erklärung argumentiert also mit Hilfe des Begriffs der Ursache, den sie doch als unberechtigt verwerfen will. Im Gegensatze dazu behauptet Kant (1724—1804), daß der Begriff Kausalität unserem Geiste ursprünglich und unabhängig von dem Inhalte der Erfahrung (a priori) als Stammbegriff, Kategorie, angehöre. Doch handelt es sich für ihn bei dem a priori nur um den allgemeinen Denkbegriff. In jedem einzelnen Falle entscheidet nach Kants Auffassung über die Ursächlichkeit allein die Erfahrung. Ihm ist Kausalität, allgemein genommen, eine Kategorie, ein Verstandesbegriff, eine Denkform. Trotzdem hat er die Dinge an sich für die Ursache des Stoffes der Erfahrung, d. h. der sinnlichen Empfindung, erklärt und somit Ursache in doppelter Bedeutung bezüglich der Dinge an sich und bezüglich der Dinge für uns genommen, ein verborgener Widerspruch, auf den Jacobi (1743—1819) hinwies, und der Fichte (1762—1814) veranlaßte, über Kant zum konsequenteren Idealismus hinauszugehen. Humes negierende Auffassung des Kausalitätsbegriffs hat vor allem Stuart Mill (1806—1873) erneuert und ausführlich zu begründen versucht. Er sieht in dem Kausalitätsgesetz nur eine Verallgemeinerung der bisherigen Erfahrung und in der Kausalität nur eine Zeitfolge. Der Begriff der Ursache beschäftigt auch die neuere Physik, die sich meist an Hume und Mill hält. Robert Mayer (1814—1878) sieht in der Ursache ein Ding, das verschwindet, wenn es in seine Wirkung übergeht, und nimmt an, daß die Ursache der Wirkung quantitativ gleich sei. Ostwald formuliert das Kausalitätsgesetz in den Sätzen: „Es geschieht nichts

Digitized by Google

ohne äquivalente Umwandlung einer oder mehrerer Energieformen in andere", und „Bei nicht (oder nicht vollständig) kompensierten Intensitätsunterschieden geht die Energie von der höheren Intensität zur niedrigeren über" (Vorles. über die Naturphilosophie. 3. Aufl. Leipzig 1905, S. 244ff). Mach (geb. 1838) sieht in der Kausalität nur eine regelmäßige Verknüpfung von Ereignissen. Die Begriffe Ursache und Wirkung entstehen instinktiv durch das Bestreben, die Tatsachen nachzubilden. Sie sind Gedankendinge von ökonomischer Funktion. Es darf mit ihnen kein Fetischismus getrieben werden (Die Mechanik in ihrer Entwicklung. 5. Aufl. Leipzig 1904, S. 525f). Stumpf (geb. 1848) hält dafür, daß das Kausalitätsgesetz weder ein apriorischer Grundsatz, noch ein Postulat, noch eine bloße Definition ist, sondern aus den beobachteten Gleichförmigkeiten in Verbindung mit den Wahrscheinlichkeitsgesetzen herzuleiten ist.

Vgl. Entropie, Causalität, Kategorien, Notwendigkeit, Abhängigkeit. — Cornelius, Über die Bedeutung des Kausalprinzips in der Naturwissenschaft. Halle 1867. Strümpell, Der Kausalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft. Leipzig 1872. W. Schuppe, Erkenntnistheoretische Logik. Bonn 1878. Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik. Bonn 1894. Julius Schultz, Die drei Welten der Erkenntnistheorie. Göttingen 1907. Die Bilder von der Materie. Göttingen 1905. W. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906. B. I, S. 574—618 u. B. II, S. 506—555 (Der Kausalitätsbegriff in der mechanischen Naturlehre).

Ursprung (gr. ἀρχή, lat. origo) heißt das erste in einer Reihe auseinander entstandener Dinge oder die erste Entstehung einer Sache. Mit dem Ursprunge der verschiedenen Einzeldinge sowie des Kosmos beschäftigt sich die Metaphysik. — Ursprünglich bedeutet bald den Ursprung einer Sache betreffend, bald anfänglich, bald grundlegend.

Urstoff s. Materie, Element.

Urtatsache heißt in allgemeinerer Bedeutung jede Tatsache, mit welcher eine Reihe von Begebenheiten beginnt. Im engeren Sinne nennt man zwei Urtatsachen: das Bewußtsein, von welchem alles Denken und Sein (in subjektiver Auffassung) ausgeht, und das Dasein, die Wirklichkeit. J. G. Fichte (1762—1814), der die zweite dieser Urtatsachen leugnet, sieht in der Urtatsache des Bewußtseins eine Urtathandlung und

Digitized by Google

bestimmt sie so: „Das Ich setzt ursprünglich schlechthin sein eigenes Sein.“ Daraus leitet er die Antithesis des empirischen Bewußtseins ab: „Dem Ich wird schlechthin entgegengesetzt ein Nicht-Ich.“ Er folgert aus beiden die Synthesis: „Das Ich setzt im Ich dem teilbaren Ich ein teilbares Nicht-Ich entgegen.“

Urteil (gr. *ἀπόφανσις*, lat. iudicium, als Glied des Schlusses *πρότασις*, propositio genannt) heißt der Denkakt, in dem sich die Verbindung zweier Begriffe so vollzieht, daß der eine Begriff (Subjekt) durch den anderen (Prädikat) bestimmt wird und durch diese Bestimmung objektive Verhältnisse zum Ausdruck gebracht werden. Im Urteile liegt eine der Grundfunktionen des Denkens. Alles Denken ist Urteilen, sowohl das Unterscheiden der Merkmale, wie das Bilden der Begriffe und Schlüsse, mag man seinen Gedanken in einem Satze aussprechen oder nicht. Jedes Urteil besteht in seiner natürlichen Form aus 3 Stücken: dem Subjekt (S), dem zu bestimmenden Begriff, dem Prädikat (P), dem Begriff, durch welchen das Subjekt bestimmt wird, und dem Beziehungs- oder Verbindungbegriff zwischen beiden. Beilegen, Trennen, Zusammenfassen, Über- und Unterordnen, Gleichsetzen und kausales Verknüpfen sind die wesentlichen Akte des Urteilens, durch die der Beziehungsbegriff zwischen Subjekt und Prädikat erst eine bestimmte und greifbare Bedeutung erhält, und auf deren Unterscheidung die Logik die Einteilung der Urteilstehre aufbauen sollte.

Eingeteilt werden die Urteile, die in ihrer natürlichen Form einfache Urteile heißen, in der Schullogik in völlig unzureichender Weise, die auf der Tradition vom Altertume her beruht, meist nur nach den Gesichtspunkten der Quantität, d. h. nach dem Umfange des Subjekts, der Relation, d. h. nach der unbestimmt gelassenen Beziehung von Subjekt und Prädikat, der Qualität, d. h. nach dem Unterschied der Verbindung oder Trennung des Subjekts- und Prädikatsbegriffes, und der Modalität, d. h. nach der subjektiven Beziehung des Inhalts des Urteils zu den Objekten. Kant unterschied nach der Quantität: einzelne, besondere und allgemeine, nach der Qualität: bejahende, verneinende und unendliche, nach der Relation: kategorische, hypothetische und disjunktive, nach der Modalität: problematische, assertorische und apodiktische Urteile. Nach der hergebrachten Logik unterscheidet man gewöhnlich durch Kombination der Gesichtspunkte der Quantität und Qua-

Digitized by Google

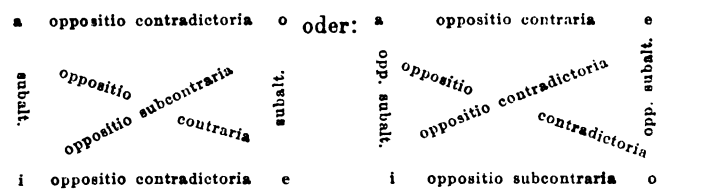
lität 1. allgemein bejahende Urteile (alle S sind P), 2. allgemein verneinende (kein S ist P), 3. partikulär bejahende (einige S sind P), 4. partikulär verneinende (einige S sind nicht P). Indem man von „affirmo“ die Vokale a und i als Bezeichnungen für allgemeine und partikuläre Bejahung, von nego e und o als solche für allgemeine und partikuläre Verneinung nahm, entstanden wahrscheinlich durch Mich. Psellus (um 1050) folgende Gedächtnisverse:

Asserit a, negat e, sed universaliter ambo,
Asserit i, negat o, sed particulariter ambo.

Kant unterschied ferner analytische Urteile (d. h. Urteile, in denen das Prädikat durch Zergliederung der Merkmale des Subjekts gefunden werden kann) und synthetische Urteile (d. h. Urteile, in denen das Prädikat zu dem Subjektsbegriffe etwas noch nicht darin Liegendes hinzufügt) sowie Urteile a priori (d. h. reine Vernunfturteile) und Urteile a posteriori (d. h. Erfahrungsurteile). Eine Logik, die auf den Erkenntniswert der Urteile eingeht, hat mindestens Wahrnehmungsurteile, Subsumptionsurteile, Definitionen, Kausalitätsurteile und mathematische Urteile zu unterscheiden. Die ersten bringen das Tatsächliche zum Ausdruck, die zweiten dienen der Ordnung der Begriffe untereinander, die dritten dienen der Begriffsbestimmung, die vierten verbinden die Tatsachen gesetzlich untereinander, die fünften schaffen die Zahlen- und die Größenbestimmungen. Demgegenüber hat die Einteilung der Urteile in der Schullogik nur sehr geringen Erkenntniswert. Wundt (geb. 1832) unterscheidet nach der Relation Identitätsurteile, Urteile der Über- und Unterordnung und Urteile der Koordination. — Der Umfang eines Urteils ist nach der Schullogik gleich demjenigen eines Subjektsbegriffs, da hier jedes Urteil in der Subsumption von S unter P besteht. Wo S und P reziproke Begriffe sind, kann ein Urteil umgekehrt werden. Solche Urteile heißen reziprokabel oder äquipollent. Zwei Urteile, von denen das eine allgemein, das andere partikulär ist und das eine verneint, das andere bejaht, heißen einander kontradiktorisch entgegengesetzt. Konträr oder diametral entgegengesetzt heißen das allgemein bejahende und allgemein verneinende, subkonträr das partikulär bejahende und das partikulär verneinende. Subalternierend heißt das Urteil, welches ein Prädikat auf die ganze Sphäre des Subjektsbegriffs bejahend oder verneinend bezieht, und subalterniert das

Digitized by Google

dazu gehörige, welches das Prädikat nur auf einen unbestimmten Teil derselben Sphäre bezieht. Hieraus ergeben sich die Schemen:



Über die Umkehrung der Urteile vgl. Konversion und Kontraposition. **Zusammengesetzte** Urteile bestehen aus mehreren **koordinierten** oder subordinierten Urteilen. Und zwar haben **kopulative** Urteile nur **ein** Prädikat, aber mehrere von einander verschiedene Subjekte. Ihre negative Form bilden die **remotiven** Urteile. **Konjunktive** Urteile haben dagegen bei gleichen Subjekten disparate Prädikate. **Divisive** Urteile zerlegen den Umfang eines Gattungsbegriffs in mehrere Arten. **Disjunktive** Urteile stellen entgegengesetzte Aussagen gegenüber.

Platon (427—347) erklärte das Urteil (*λόγος*) als eine Verbindung von Nomen (*ὄνομα*) und Verbum (*ῥῆμα*), die der Verbindung von Handelnden (*πράττοντες*) und Handlungen (*πράξεις*) entspricht (Sophist. 262 A ff), und als den Ausdruck eines Gedankens durch die Stimme vermittels der Verba und Nomina (*τὸ τὴν αὑτοῦ διάνοιαν ἐμφανῆ ποιεῖν διὰ φωνῆς μετὰ ῥημάτων καὶ ὀνομάτων* (Theaet. 206 D), Aristoteles (384—322) als einen Aussagesatz (*λόγος ἀποφαντικός, ἀπόφανσις*), in welchem Wahrheit oder Nichtwahrheit ist, und als einen bejahenden oder verneinenden Aussagesatz, der das eine auf das andere bezieht (De interpret. 4—5 p. 17 a 1 ff). Wolf (1679—1754) definiert: „Actus iste mentis, quo aliquid a re quadam diversum eidem tribuimus vel ab ea removemus, iudicium appellatur" (Logik, § 39). Kant (1724—1804) lehrt: „Urteile sind Funktionen der Einheit unter unseren Vorstellungen" (Kr. d. r. V., S. 69) und genauer: Ein Urteil ist „die Art gegebene Erkenntnis zur Einheit der Apperzeption zu bringen" (Kr. d. r. V., 2. Aufl., S. 141). Herbart (1776—1841) sieht im Urteil die Entscheidung darüber, ob zwei Begriffe verknüpfbar sind oder nicht. Nach Hegel (1770—1831) ist das Urteil die ursprüngliche Selbstteilung des Begriffes in seine Momente, also ein objektiver Vorgang der Dinge. Schleiermacher

Digitized by Google

(1768—1834) betont die Beziehung des subjektiven Elements im Urteil auf das objektive. Den Urteilen entspricht das System der gegenseitigen Einwirkung der Dinge aufeinander. Ähnliches lehren Ritter, Trendelenburg, Lotze und Ueberweg. Wundt (geb. 1832) sieht im Urteil die Gliederung eines Gedankens in seine Bestandteile (Grundriß d. Psychol., 9. Aufl. Leipzig 1909, § 17, S. 327) oder die Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ihre Bestandteile (Logik, 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 147).

In der Jurisprudenz heißt Urteil der auf Grund vorgängiger Verhandlung ergangene Richterspruch.

Vgl. Herbart, Lehrbuch zur Einleit. i. d. Phil. Königsberg 1815, 5. Aufl., 1850. Schleiermacher, Dialektik (herausgegeb. v. Jonas). 1839. Ulrici, Kompendium der Logik. 2. Aufl., Leipzig 1872. Lotze, Logik. Leipzig 1874. 2. Aufl. 1881. Sigwart, Logik. 2 Bde. Tübingen 1873—1878. 2. Aufl. 1889—93. Drobisch, Neue Darstellung d. Logik. Leipzig 1863. 3. Aufl.. Freiburg i. Br. 1904. Ueberweg, System d. Logik. 5. Aufl. Bonn 1882. Jerusalem, Die Urteilsfunktion. Wien 1895. W. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 145—286. B. Erdmann, Logik. B. I, Halle 1892. 2. Aufl. 1907. W. Schuppe, Grundzüge der Erkenntnistheorie und Logik. 2. Aufl., Berlin 1910.

Urteilskraft heißt in der älteren Psychologie allgemein das Vermögen, die Dinge richtig zu beurteilen. Bei Kant (1724—1804) bedeutet Urteilskraft das Vermögen, unter Regeln zu subsumieren (Kr. d. r. V., S 132), oder das Besondere als unter dem Allgemeinen enthalten zu denken (Kr. d. U., Einl., S. XXIII). Kant macht die Urteilskraft zum Mittelglied zwischen dem Verstande und der Vernunft und unterscheidet eine bestimmende (logische) und eine reflektierende Urteilskraft. Der ersteren ist das Allgemeine, unter welches das Besondere gefaßt wird, gegeben, die letztere schafft sich das allgemeine Prinzip (die Zweckmäßigkeit) selbst. Die reflektierende Urteilskraft ist entweder ästhetisch, wenn die Zweckmäßigkeit subjektiv gefaßt wird, oder teleologisch, wenn sie objektiv als Naturzweckmäßigkeit gefaßt wird. Die subjektive Zweckmäßigkeit ist entweder Zweckmäßigkeit des Objektes für das Subjekt (Schönheit) oder Zweckmäßigkeit des Subjektes für das Objekt (Erhabenheit). (Kant, Kr. d. Urteilskraft, Einleitung, S. XI—LVI). — Vgl. altera pars Petri, Zweck.

Digitized by Google

Urzeugung (Archigonia, Archiogenesis) s. Abiogenesis und Generatio aequivoca. — Vgl. Bastian, The beginnings of life. 2 Bde. London 1872. Beyer, Naturwissenschafliche Tatsachen und Probleme. Berlin 1880. O. Taschenberg, Die Lehre von der Urzeugung sonst und jetzt. Halle 1882. Haeckel, Systematische Phylogenie. B. I. Berlin 1894. Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901.

Utilitarismus (neugeb. von lat. utilis = nützlich) nennt man die von Jeremy Bentham (1748—1832) begründete ethische Nützlichkeitstheorie, die eine Unterform des Eudämonismus bildet (vgl. Introduction to the principles of moral and legislation. London 1789. Neue Ausgabe 1871. Deutsch. Köln 1833). Der Zweck der gesellschaftlichen Einrichtungen, meint Bentham, könne nur die „Maximation" der Glückseligkeit, d. h. das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl und die „Minimation" des Übels sein. Auf den Grundsatz des Nutzens, welcher jeden leite, gründet er seine Moral (Deontology). Nutzen bedeute die Eigenschaft einer Sache, wodurch sie uns vor einem Übel bewahrt oder uns ein Gut, eine Wohltat, einen Vorteil, ein Vergnügen, ein Glück verschafft. Ein Übel ist Schmerz, ein Gut Lust. Man hat danach ein moralisches Budget aufzustellen, um bei allen Lustregungen Gewinn und Nachteil abwägen zu können. Dabei erweist sich der Egoismus als nachteilig. Denn es ist vor der Welt jedenfalls vorteilhafter, uneigennützig als eigennützig zu erscheinen. Da aber stetes Heucheln sowohl unerträglich als auch gefährlich ist, so empfiehlt es sich, uneigennützig zu werden. Die erste Tugend ist daher die Klugheit, aus der dann Mäßigung und Selbstbeherrschung entspringen. Die reinsten Freuden verschaffen wir uns durch möglichst intensive Beförderung des Wohls aller. — Vorläufer Benthams war Bacon, der davon ausging, daß sich die sittlichen Gebote auch ohne Rücksicht auf die göttliche Sanktion begründen lassen müssen und die Förderung des Gemeinwohls als ihre Tendenz bezeichnete. Anhänger Benthams waren Dumont, Beneke, Bowring, J. Stuart Mill, Comte u. a. m. — Vgl. Bentham, Deontology. London 1834. Beneke, Grundsätze der Zivil- und Kriminalgesetzgebung nach Bentham. 1836. Borks, utilitarism, or the systems of Paley, Bentham and Mill. London 1874. Kater, Die Ethik des Utilitarismus. Hamburg 1885. Sidgwick, The Methods of Ethics. London 1875. 6. Aufl. 1901. E. v. Hartmann, Ethische Studien.

Digitized by Google

Leipzig 1898. Leslie Stephen, The English utilitarians. 3 Bde. London 1900. Albee, A history of utilitarism. London 1902. J. St. Mill, Utilitarismus. London 1905. Sinclair, Der Utilitarismus bei Sidgwick und Spencer. Heidelberg 1907. O. Klein, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Leipzig 1907 (Abschnitt Utilitarismus).

Utopie (v. gr. *οὐ* = nicht und *τόπος* = Ort, s. a. Nirgendheim) oder Staatsroman nennt man die phantastische Ausmalung eines Ideallandes, eines Idealstaates oder einer idealen gesellschaftlichen Zukunft. Schon Platons (427—347) „Staat" ist eine solche Utopie. Platon will in ihm Privateigentum und Privathäuslichkeit beseitigen. Freie Nachbildungen des platonischen Idealstaates sind Thom. Morus' (1480—1535) „Utopia" (1516 De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia. Neudruck mit literaturhistor. Einleitung. Berlin 1895) und Campanellas „Sonnenstaat" (1623 Civitas Solis. Deutsch von Grün. Darmstadt 1845). Bacons „Atlantis" (1625) schließt sich an Platons „Kritias" an. Neuere Utopien schufen Fénelon mit seinen „Aventures de Télémaque" (1699) und J. J. Rousseau (1753) mit seiner Schrift „Ursprung und Gründe für die Ungleichheit der Menschen" (Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes). Morelly schrieb, angeregt durch Locke und Platon, 1751 Le prince, les délices du cœur, ou traité des qualités d'un grand roi, 1753 Naufrage des îles flottantes ou la Basiliade und Le code de la nature 1755. Mercier schwärmt 1770 vom Jahre 2440 (L'an 2440), und Brissot erklärt schon 1780, 60 Jahre vor Proudhon, in seinen Recherches philos. sur le droit de propriété et sur le vol considérés par la nature, daß Eigentum Diebstahl sei (la propriété c'est le vol). Cabet beschrieb 1842 in „Voyage en Icarie" (Paris. Deutsch von Hippler 1848) ein Paradies der Gütergemeinschaft. Utopistische Schriften sind ferner: Sibbern, Mitteilungen aus dem Inhalt einer Schrift vom Jahre 2135. 3 Teile. Kopenhagen 1858 bis 1872. Bellamy, „Looking backward from the year 2000", New York 1888 und Equality, New York 1897. Deutsch. Stuttgart 1898. Hertzka, „Freiland". Dresden 1890, derselbe „Entrückt in die Zukunft". Berlin 1895, Donnelly, „Cæsar's Column, sensational story of the 20th century" 1892, Mantegazza, Das Jahr 3000. Deutsch 1897, B. v. Suttner, Das Maschinenalter. 3. Aufl., Zürich 1899. Gegen Bellamy schrieben

Digitized by Google

Erdmansdorfer, Ein Phantasiestaat. Leipzig 1891 und Fränkel, Gegen Bellamy. 12. Aufl., Würzburg 1891. — Vgl. Communismus. — R. v. Mohl, Die Staatsromane (Gesch. u. Lit. d. Staatswissenschaften, B. I). Erlangen 1855. Kleinwächter, Die Staatsromane. Wien 1891. v. Kirchenheim, Schlaraffia politica, Geschichte der Dichtungen vom besten Staat. Leipzig 1899. Voigt, Die sozialen Utopien. Leipzig 1906. Reiner, Berühmte Utopisten und ihr Staatsideal. Jena 1906.

V.

Vaišeshikasystem heißt ein logisches System der indischen Philosophie, das die Welt durch 6 Kategorien (s. d.): Substanz, Qualität, Handlung, Allgemeinheit, Besonderheit und Inhärenz zu begreifen sucht und aus dem sich auch ein atomistisches Lehrsystem entwickelt hat. Seine Anfänge reichen ins 2. Jahrhundert n. Chr. zurück. Das ihm gleichzeitige Nyâyasystem ist eine indische logische Schlußlehre. — Vgl. M. Müller, The six systems of Indian philosophy. London 1899. H. Oldenberg, Die indische Philosophie in Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, V, S. 39f.

Variabilität s. Selektion.

Varietät s. Abart.

Vaterland s. Patriotismus, Kosmopolit.

Vedântasystem heißt diejenige indische Philosophie, die in jüngerer Zeit sich wieder enger an die alte Vedalehre anschloß und am entschlossensten durch Sankara (um 800 n. Chr.) vertreten war. Das Vedântasystem lehrt die Schwachheit des menschlichen Denkens und die Unentbehrlichkeit der Offenbarung, aber auch die Notwendigkeit der Akkommodation im niederen Leben an die Erfahrung und die Notwendigkeit des Aufsteigens zu reineren Gedanken auf der Höhe des Wissens, die Existenz einer kreatürlichen, sich entwickelnden Welt und einer Vielheit durch niedere und höhere Daseinsformen wandernder Seelen, die das Brahma für den niederen Standpunkt des Wissens aus sich im Spiel hervorgehen ließ, dagegen für das höhere Wissen die Möglichkeit der Erkenntnis, daß die Vielheitswelt nur ein Sinnestrug (Mâyâ) ist, und die Pflicht der Erhebung auf den Götterweg über das ziellose Treiben hinweg

Digitized by Google

zum all-einen Brahma, das zugleich Denken und Sein ist, und außer dem Nichts existiert. — Vgl. H. Oldenberg, Die indische Philosophie in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I, V, S. 33—38. P. Deussen, Das System der Vedânta. 2. Aufl. Leipzig 1906. G. Thibaut, The Vedânta-sûtras. 3 Bde. Paris 1890—1904. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur. Leipzig 1905.

Velatus (lat.; gr. *ἐγκεκαλυμμένος*, *διαλανθάνων*), der Verhüllte, der Versteckte, oder Elektra heißt einer der megarischen Fangschlüsse des Eubulides (4. Jhrhdt. v. Chr.). Er besteht in folgenden Fragen: Kennst du den Versteckten? (*ἆρ' οἶδας τὸν ἐγκεκαλυμμένον;* Aristot. Soph. el. 24 p 179 a 33) Kennst du den Verhüllten? Kannte Elektra ihren Bruder, ehe er sich genannt hatte, oder kennst du ihn nicht? Die Schwierigkeit liegt bei allen drei Fragen darin, daß der Verhüllte den betreffenden Personen zwar von früher her bekannt ist, aber nicht sofort von ihnen erkannt wird.

Velleïtät (franz. velléité, von lat. velle = wollen), Anwandlung, bedeutet eine Äußerung des Wollens, die noch nicht zur Tat geworden, also bloße Willensregung, kraft- und tatenloses Wollen (volitio) ist.

Veränderung (Umwandlung, gr. *ἀλλοίωσις*, lat. mutatio) nennt man den Wandel der Qualität oder der Form eines Dinges bei dem Beharren seiner Substanz. Die Veränderung ist also ein Wechsel einzelner Merkmale, Eigenschaften (s. d.) oder Zustände eines Dinges, insoweit durch denselben das Wesen des Dinges nicht aufgehoben wird, und sie kommt darin zum Ausdruck, daß an demselben Ort im Raum, an demselben Objekte jetzt ein Zustand und darauf ein anderer, oder zu einer und derselben bestimmten Zeit hier dieser Zustand und dort jener ist. Den Wechsel der Qualität kann man auch innere Veränderung, den Wechsel des Ortes usw. äußere Veränderung nennen. Alle Veränderung ist nur unter Voraussetzung eines Beharrlichen denkbar. Jede wahrnehmbare Veränderung hat ferner eine Menge kleiner, unscheinbarer Veränderungen zur Voraussetzung, bevor sie in Erscheinung tritt. Die Frage nach dem Wesen der Veränderung bildet eins der schwierigsten metaphysischen Probleme, und die Metaphysik nimmt zu dem Begriffe der Veränderung eine Doppelstellung ein. Ein Teil der Philosophen lehnt ihn ab, der andere hält ihn für einen der unentbehrlichsten Grundbegriffe. Die Eleaten leugneten

Digitized by Google

die Veränderung überhaupt. Das wahrhaft Seiende könne nicht werden, sei ohne Bewegung und Veränderung, den ganzen Raum erfüllend, Veränderung sei nur Trug und Schein. Herakleitos (um 500 v. Chr.) dagegen behauptete, daß alles Wirkliche sich in beständigem Flusse befände (*πάντα ῥεῖ*). Platon (427—347) verband die Lehre der Eleaten und des Herakleitos, indem er die Ideen für ewig und unveränderlich ansah, der Natur aber fortwährende Veränderung zuschrieb. Aristoteles (384—322) sah in der Veränderung eine Art der Bewegung, eine Art der Verwirklichung des Möglichen (*ἡ τοῦ δυνάμει ὄντος ἐντελέχεια, ἥ τοιοῦτον, κίνησίς ἐστιν* Phys. III, 1 p. 210 a 10). Und zwar galt ihm die Veränderung als die qualitative Bewegung (*κίνησις κατὰ τὸ ποιόν* De cael. I, 3 p. 270 a 27 *κίνησις κατὰ πάθος* Phys. VIII, 7, p. 260 a 27). Die Bewegung hat nach Aristoteles vier Arten: die quantitative Bewegung oder die Zu- und Abnahme (*κίνησις κατὰ τὸ ποσόν, αὔξησις* und *φθίσις*), die qualitative Bewegung oder die Veränderung (*κίνησις κατὰ τὸ ποιόν, ἀλλοίωσις*), die räumliche Bewegung oder die Ortsbewegung (*κίνησις κατὰ τὸ ποῦ, φορά*) und die Substanzveränderung (*κίνησις κατὰ τὸ τί, γένεσις* und *φθορά*. Phys. III, 1 p. 201 a 9 ff, Metaph. XI, 2 p. 1069 b 9 ff, Phys. III, 3 p. 202 a 22 ff, V, 1 p. 224 a 21 ff, V, 2 p. 226 a 26 ff, VIII, 7 p. 261 a 9 ff. Zeller, Die Philosophie d. Griechen III, S. 389 ff.). Jede Veränderung entsteht durch das Zusammentreffen eines Wirkenden und Leidenden (Phys. III, 3, p. 202 b 25), setzt aber eine Ortsbewegung voraus (Phys. VIII, 7 p. 260 b 1 ff.). Chr. Wolf (1679—1754) erklärt alle Veränderungen, die sich in einem Dinge ereignen können, für Abwechslungen seiner Schranken. Das Wesen ist an sich unveränderlich. (Vern. Ged. I, § 107.) Nach Kants (1724—1804) Erklärung bringt das Zugleichsein des Stehenden in der Zeit mit dem Wechselnden den Begriff der Veränderung hervor (Kr. d. r. V., II. Aufl., Vorrede, S. XLI). „Veränderung ist eine Art zu existieren, welche auf eine andere Art zu existieren eben desselben Gegenstandes erfolget. Daher ist alles, was sich verändert, bleibend und nur sein Zustand wechselt. Da dieser Wechsel also nur die Bestimmungen trifft, die aufhören oder auch anheben können, so können wir, in einem etwas paradox scheinenden Ausdruck sagen: nur das Beharrliche (die Substanz) wird verändert, das Wandelbare erleidet keine Veränderung, sondern einen

Digitized by Google

Wechsel, da einige Bestimmungen aufhören und andere anheben. Veränderung kann daher nur an Substanzen wahrgenommen werden, und das Entstehen oder Vergehen schlechthin, ohne daß es bloß eine Bestimmung des Beharrlichen betreffe, kann gar keine mögliche Wahrnehmung seyn, weil eben dieses Beharrliche die Vorstellung von dem Übergange aus einem Zustande in den andern, und von Nichtseyn zum Sein möglich macht, die also nur als wechselnde Bestimmungen dessen, was bleibt, empirisch werden können" (Kr. d. r. V., S. 187 bis 188). Herbart (1776—1841) versuchte im Anschluß an die eleatische Lehre aus den Widersprüchen im Begriff der Veränderung (einzelne Merkmale beharren, andere wechseln) nachzuweisen, daß es im Seienden keinen inneren Wechsel gebe, weil ursprüngliche Selbstbestimmung und absolutes Werden unmöglich sei, daß es aber auch keinen abgeleiteten Wechsel geben würde, insofern die Einwirkung von Ursachen nur unter der Voraussetzung einer ursprünglich nach außen gerichteten Tätigkeit erfolgen könnte. Dann aber würde es gar keinen Wechsel geben, was der Erfahrung widerspricht. Daher sucht Herbart ihn ohne eine ursprünglich nach außen gerichtete und ohne eine ursprünglich innere Tätigkeit zu erklären, nämlich durch die Theorie der Selbsterhaltungen, welche zwischen den Realen stattfinden und das einzige wirkliche Geschehen ausmachen sollen. Wundt (geb. 1832) unterscheidet zwischen intensiver oder zeitlicher und extensiver oder räumlicher Veränderung. Jene ist gegeben wo eine Empfindung irgendwie, sei es plötzlich oder stetig, wechselt jene wo ein Wechsel in dem räumlichen Verhältnis des empfundenen Eindrucks zu anderen Eindrücken eintritt. — Die Einführung der veränderlichen Größe (Variablen) in die Mathematik hat den Gesamtfortschritt in der Mathematik der Neuzeit seit Descartes bedingt und namentlich zur Begründung der analytischen Geometrie, der Differential- und Integralrechnung und zur Entwicklung der Funktionslehre geführt. — Vgl. Abänderung, Bewegung, Sein, Substanz. — Herbart, Allgem. Metaphysik. Königsberg 1828—29. Wundt, Logik. 3. Aufl., Stuttgart 1906, B. I, S. 507f.

veranlassende Ursachen oder gelegentliche Ursachen (causae occasionales) heißen diejenigen Ursachen, welche zwar unmittelbar eine Wirkung hervorbringen, aber nicht durch sich selbst, sondern nur, indem sie zu anderen bereits vorhandenen

Digitized by Google

hinzukommen und deren Wirkungen auslösen. — Vgl. Occasionalismus.

Verantwortlichkeit s. Zurechnung.

verbal (lat. verbalis) heißt wörtlich. Verbaldefinition s. Nominaldefinition.

Verbindlichkeit bedeutet allgemein die Verpflichtung, einem anderen etwas zu leisten. So legt uns jede persönliche Beziehung und jeder Vertrag gewisse Verbindlichkeiten auf. Im juristischen Sinne bedeutet Verbindlichkeit die Notwendigkeit einer Handlung um eines Gesetzes willen auch s. v. w. Schuldverhältnis. Im ethischen Sinne heißt Verbindlichkeit die sittliche Notwendigkeit einer solchen Handlung, welche die Vernunft anerkennt. — Vgl. Pflicht, Gewissen, Sittlichkeit. — Kant (1724 bis 1804) definiert den ethischen Begriff der Verbindlichkeit: „Die Abhängigkeit eines nicht schlechterdings guten Willens vom Prinzip der Autonomie (die moralische Nötigung) ist Verbindlichkeit" (Grundleg. zur Metaph. d. Sitten, 2. Abschn. Kants Werke. Berlin. Georg Reimer. Bd. IV, S. 439); ferner: „Eine Nötigung (des Willens), obzwar durch bloße Vernunft und dessen objektives Gesetz, zu einer Handlung, die darum Pflicht heißt, weil eine pathologisch affizierte — Willkür, einen Wunsch bei sich führt, der aus subjektiven Ursachen entspringt, daher auch dem reinen objektiven Bestimmungsgrunde oft entgegen sein kann, und also eines Widerstandes der praktischen Vernunft, der ein innerer, aber intellektueller, Zwang genannt werden kann, als moralischer Nötigung bedarf", heißt Verbindlichkeit (Kr. d. pr. V., S. 57) und: „Verbindlichkeit ist die Notwendigkeit einer freien Handlung unter einem kategorischen Imperativ der Vernunft" (Metaph. d. Sitten. Tl. I. Einleit., S. XX).

Verbindung s. Kategorien, Synthesis.

Verbrechen (lat. crimen) heißt eine bedeutendere Handlung, durch welche die Rechtsordnung einer staatlichen Gemeinschaft zerstört würde, wenn die Verletzung nicht ihre Sühne fände. Das Verbrechen unterscheidet sich vom Vergehen (delictum) durch seine größere Bedeutung. Zum Verbrechen gehört zweierlei: der Tatbestand (factum) und das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit (dolus). Fehlt der äußere Erfolg, so ist das Verbrechen nur beabsichtigt oder begonnen (Attentat, Inchoat). Über die innere Willensbestimmung der Tat oder des Versuchs steht dem Richter kein Urteil zu. Der Täter ist nur für das

Digitized by Google

durch die Tat Beabsichtigte verantwortlich. Ein Verbrechen liegt nicht nur vor, wenn irgend ein positives Gesetz verletzt wird, sondern auch, wenn die Existenz der Gesellschaft gefährdet wird. — Vgl. Todesstrafe. — Beling, Die Lehre vom Verbrechen. Leipzig 1906. E. Wulffen, Psychologie des Verbrechens. 2 Bde. Lichterfelde 1908. S. Ettinger, Das Verbrecherproblem. Bern 1909.

Verdienst (das) (lat. meritum) heißt der Wert, den gewisse freiwillige, sittlich unanfechtbare Handlungen durch den Nutzen, den sie anderen bringen, besitzen. Das Verdienst ist das Gute, das jemand in redlicher Absicht und ohne Rücksicht auf die äußeren Folgen mit Aufbietung sittlicher Kraft freiwillig leistet. Kant (1724—1804) unterscheidet saures Verdienst, das Verdienst um andere Menschen, das mit Undank belohnt wird, und süßes Verdienst, das Verdienst, das in der Beglückung anderer den Wohltäter selbst beglückt. Verdienstlich nennt man diejenige gute Handlung, die jemand über die Forderung des Gesetzes hinaus tut. — Eine bekannte philosophische Schrift „vom Verdienste“ ist die von Thomas Abbt (1738—1766) im Jahre 1765 (Berlin) geschriebene. Abbt definiert: „Handlungen oder überhaupt Tätigkeit, die andern zum Nutzen aus freier Entschließung und reinen Absichten, oder welches einerlei ist, aus Wohlwollen zu einem erheblichen Zwecke durch Seelenkräfte ausgeübt worden, diese können wir Verdienst nennen.“ — Vgl. Pentzhorn, Thomas Abbt. Berlin 1884.

Vererbung heißt in der Entwicklungslehre der Übergang von Eigenschaften der Erzeuger auf die Nachkommen. Soweit es sich um angeborene Eigenschaften handelt, bedingt die Vererbung eine gewisse Konstanz der Arten. Aber soweit es sich um Eigenschaften handelt, die die Organismen während ihres Lebens durch die auf sie einwirkenden Reize erwerben, bedingt die Vererbung auch eine allmähliche Umbildung der Individuen, die, sobald eine natürliche oder künstliche Auslese oder Zuchtwahl stattfindet, zur Entstehung neuer Arten führt. Die Vererbung erworbener Eigenschaften schließt als Bedingung in sich ein, daß eine neu aufgetretene Eigenschaft in der ersten Generation somatogen, in den folgenden Generationen blastogen ist. Eine Eigenschaft des Somas (Körpers) muß sich auf das Keimplasma der Genitalzellen übertragen. Die Vererbung ist ein Grundfaktor in der Deszendenz- oder Entwicklungslehre (s. Darwinismus und Mutation). Lamarck (1774

Digitized by Google

bis 1829) verbindet in seiner Lehre von der Umbildung der Arten den Begriff der Anpassung mit dem der Vererbung erworbener Eigenschaften, Darwin (1809—1882) leitet die Entstehung neuer Arten aus der Vererbung erworbener Eigenschaften in Verbindung mit der Selektion ab. Neodarwinisten wie Weismann rechnen nur mit der Selektion angeborener Merkmale. — Die Vererbung seelischer Eigenschaften ward schon von Platon (427—347) behauptet, und auch die Psychologie kann dieses Begriffs nicht entbehren. Die Lehre von den angeborenen Ideen bekommt ihre rechte Wendung erst dadurch, daß die Vererbung von Anlagen an ihre Stelle gesetzt wird. Die aus beiden Prozessen der Vererbung physischer und geistiger erworbener Eigenschaften der Erzeuger folgende Konsequenz ist noch wenig bekannt. Als Beispiel der Vererbung der individuellen mütterlichen Gemütsart pflegt Kant sich selbst anzuführen. Manche Familien bringen mehrere Generationen hindurch dieselben Talente hervor: Bernouilli, Herschel, Scaliger usw. Plate hat die Vererbung als „die regelmäßige und von der Außenwelt unabhängige Wiederholung von Eigenschaften in den aufeinanderfolgenden Generationen durch die im Ei selbst schlummernden Kräfte“ bezeichnet. Das Charakteristische der Vererbung liegt weniger in dem periodischen Auftreten, als vielmehr in den inneren Ursachen dieser regelmäßigen Wiederkehr. — Vgl. Mutation. — L. Schücking, Geneanomische Briefe. Frankfurt 1855. Fr. Galton, Hereditary genius. London 1869. Deutsch, Genie und Vererbung. 2. Aufl., Leipzig 1910. Waitz, Anthropol. II, S. 93f, 188ff. Roth, Historisch-kritische Studien über Vererbung. Berlin 1877. Weismann, Aufsätze über Vererbung und verwandte biologische Fragen. Jena 1893. Vorträge über Descendenztheorie. 2 Bde. Jena 1903. Ribot, Die Vererbung. 5. Aufl., Deutsch v. Kurella. Leipzig 1895. Orchansky, Die Vererbung. Stuttgart 1903. Schallmeyer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Leipzig 1903. Plate, Selektionsprinzip, Leipzig 1908, S. 323ff.

Verfassung s. Staat.

vergehn s. entstehn.

Vergeltung heißt eine Handlung, durch welche einem Menschen das, was er anderen Gutes oder Schlechtes tut, zuzückgegeben wird. Die Vergeltung stellt eine Proportion, einen Ausgleich her zwischen dem, was ein Mensch tut, und dem,

Digitized by Google

was er leidet. Sie gestaltet sich zum Lohn oder zur Strafe, je nachdem eine gute oder schlechte Tat vorausgegangen ist. Daß der, welcher einem anderen absichtlich Gutes oder Schlechtes tat, nach der Größe des von ihm beabsichtigten oder bewirkten Erfolges Lohn oder Strafe verdient, ist eine sittliche Forderung, auf der die Pflicht der Dankbarkeit, die Idee des Strafrechts und auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele beruht. — Vgl. Strafe, Talion. — Günther, Die Idee der Wiedervergeltung in der Geschichte und Philosophie des Strafrechts. Erlangen 1889—91 (Tl. 1—3, 1. Hälfte).

Vergnügen s. Lust, Hedoniker, Schmerz.

Verhältnis (gr. λόγος, lat. ratio) zweier Zahlen oder Größen a und b heißt in der Mathematik der Quotient a:b oder der Bruch $\frac{a}{b}$. Eine Geichung zwischen zwei Verhältnissen heißt seit Boëthius (5.—6. Jhrhdt. n. Chr.) proportionalitas, seit dem 18. Jahrhundert Proportion. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts sagte man: die Verhältnis, von da ab: das Verhältnis. — Vgl. Tropfke, Gesch. d. Elementarmathematik I, S. 239f.

Verhältnisbegriffe s. Relation, Correlat.

Verhüllte s. Velatus.

Vermögen s. Kraft, Anlage, Psychologie, möglich, Ursache.

Verneinung s. Negation. — Vgl. W. Levinsohn, Gegensatz und Verneinung. Studien zu Plato und Aristoteles. Diss. Berlin 1910.

Vernunft (mhd. vernunft von vernemen = Einsicht) oder **Verstand** (mhd. verstantnisse = Einsicht, lat. ratio, intellectus) nennt man allgemein die geistige Anlage des Menschen. Beide Ausdrücke werden in diesem allgemeinen Sinne als gleichbedeutig genommen. Meist aber scheidet man sie ihrer Bedeutung nach. Dann bedeutet Vernunft zunächst die über die Sinnesfähigkeit hinausgehende höhere geistige Anlage des Menschen in ihrem ganzen Umfange, Verstand dagegen im engern Umfange die Fähigkeit des logischen Denkens oder der Bildung apperzeptiver Verbindungen und Trennungen. Eine schärfere Gegenüberstellung von Vernunft und Verstand aber hat Kant (1724—1804) vorgenommen. Verstand ist nach ihm das Vermögen der Begriffe, deren oberste die Kategorien sind, das Vermögen der diskursiven Erkenntnis, Vernunft dagegen das der Ideen oder des

Digitized by Google

Unbedingten, das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Prinzipien. Der Verstand findet also für Kant seinen Platz zwischen Sinnestätigkeit und Vernunft. Die Vernunft teilt Kant in theoretische und praktische Vernunft, und zwischen Vernunft und Verstand setzt er als besonderes Vermögen noch die Urteilskraft (s. d.) an. Doch gebraucht Kant, wie schon der Titel seiner Hauptwerke beweist, auch den Begriff Vernunft in der allgemeinen Bedeutung des geistigen Vermögens a priori des Menschen, so daß der Verstand und auch die Sinnlichkeit a priori dann wiederum bei ihm nur als eine Seite der Vernunft erscheinen. Aus der Scheidung und Entgegensetzung von Vernunft und Verstand bei Kant entwickelte sich die Ansicht, daß die Vernunft es mit dem Übersinnlichen, Ewigen und Absoluten, der Verstand dagegen nur mit der Zusammenfassung des empirisch Gegebenen zu tun habe. Die Vernunft galt also als Quelle und Bürgschaft übernatürlicher Erkenntnisse, so bei Jacobi (1743—1819) und den Identitätsphilosophen. Schelling (1775 bis 1854) bezeichnete sie als das Vermögen, die absolute Einheit der endlichen Dinge in dem Unendlichen und Absoluten anzuschauen (intellektuelle Anschauung!). Hegel (1770—1831) ließ sie sich über den abstrakten Verstand durch das dialektische oder negativ-vernünftige Moment zum spekulativen Vermögen erheben, daß die Einheit der endlichen Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung auffaßt. Allgemein wird dann die Auffassung, daß der Verstand es bloß mit der Verarbeitung der sinnlichen Erscheinungswelt, die Vernunft mit der Erfassung des Übersinnlichen zu tun habe. Diese Auffassung vertreten z. B. J. H. Fichte, Ulrici und Frohschammer. Die Scheidung in dieser Schärfe ist aber kaum aufrecht zu erhalten. Unsere Erkenntnis des Sinnlichen ist methodisch dieselbe wie die des Übersinnlichen. In beiden zeigen sich dieselben Grundgesetze unseres Geistes. Die Ideen sind nicht im Wesen von den Begriffen verschieden, sondern sind nur weitere umfassendere Gedanken zur Ordnung und Grundlegung des Wissens. Ein über die Anlage zur apperzeptiven Gedankenbildung hinausgehendes geistiges Vermögen ist nicht nachzuweisen. Überhaupt aber entsprechen Begriffe wie Verstand und Vernunft, die in die Vermögenspsychologie hineingehörten und deren sich auch die Erkenntnistheorie und Metaphysik bedient hat, nicht mehr dem Stande der heutigen psychologischen Forschung. Sie bezeichnen nicht einheitliche Kräfte oder Vermögen, sondern komplexe Er-

Digitized by Google

scheinungsformen elementarer psychischer Vorgänge, nicht von besonderer, sondern von allgemeingültiger Art (vgl. Wundt, Grundr. d. Psychol., 9. Aufl. Leipzig 1909, § 17, 18, S. 329f). — Vgl. Nous, Denken, Idee. — H. Taine, De l'intelligence. 2 Bde. Paris 1870. 11. Aufl. 1906. Deutsch v. Hardt 1902. Em. Arnold, Abhandlungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Berlin 1907. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie V, 2. Imm. Kant und seine Lehre. Teil 2. Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik. 5. Aufl. Heidelberg 1910,

Vernunftglaube heißt der Gegensatz zum Offenbarungsglauben. Der Vernunftglaube versucht alle religiöse Überzeugung lediglich aus der Vernunft abzuleiten. Kant (1724—1804) glaubte einen solchen Glauben mit den Ideen von Gott, sittlicher Freiheit des Menschen und Unsterblichkeit der Seele aus Postulaten der praktischen Vernunft und zwar im besonderen aus der Idee des höchsten Gutes gewinnen zu können. — Vgl. Glaube, Deismus. — Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Königsberg 1793. Fichte, Kritik aller Offenbarung. Königsberg 1792.

Vernunfthypothese nennt Kant (1724—1804) eine Meinung, die aus subjektiven Gründen zum Fürwahrhalten zureichend ist.

Vernunftidee oder transscendentale Idee heißt bei Kant (1724—1804) ein Begriff, dem keine Anschauung völlig adäquat sein kann.

Verpflichtung s. Pflicht, Verbindlichkeit.

Verrücktheit (gr. *παραvoία*) s. Geisteskrankheiten.

Verschmelzungen heißen in der neueren Psychologie mit einem von Herbart übernommenen, aber von Wundt genauer bestimmten Ausdrucke die festen Assoziationen psychischer Elemente (Empfindungen, Gefühle) zu zusammengesetzten psychischen Gebilden. Da die Elemente zwar in verschiedene Verbindungen eingehen und hierdurch der Analyse zugänglich werden, aber nie isoliert vorkommen, entstehen durch Verschmelzungen überhaupt erst alle psychischen Gebilde, die für sich vorkommen. Die Hauptformen psychischer Ver-schmelzuugen sind 1. intensive, und zwar a) Empfindungsverschmelzungen (z. B. Klänge), b) Gefühlsverschmelzungen (z. B. zusammengesetzte Gefühle). Sie umfassen nur je ein Sinnesgebiet und zeigen das Hervortreten dominierender Elemente: b) extensive Ver-

Digitized by Google

schmelzungen (z. B. die räumlichen, die zeitlichen Vorstellungen, die Affekte, die Willensvorgänge. Sie sind Verbindungen disparater Elemente und zeigen ebenfalls das Hervortreten herrschender Elemente. — Vgl. Assoziationen, Assimilationen, Komplikationen, sukzessive Assoziationen. — Wundt, Grundr. d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 16, 4—5, S. 275—277, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908ff. Bd. II, S. 103ff., 5. Aufl. Leipzig 1903, B. III, S. 526ff.

Versöhnung s. Haß. — Vgl. O. Pfister, Analytische Versuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung. Wien 1910.

Verstand s. Vernunft.

Versteckte s. Velatus.

Verstimmung s. Melancholie.

Vervollkommnung s. Vollkommenheit.

Verwandlung heißt der Wechsel der Eigenschaften (s. d.) oder Zustände (s. d.) eines Dinges, insofern durch denselben das Wesen des Dinges aufgehoben und durch ein neues ersetzt wird. — Vgl. Abänderung, Veränderung.

Verwegenheit heißt der niedere Grad der Tollkühnheit (s. d.).

verworren heißt der Gegensatz zu deutlich. Verworren heißt eine Vorstellung, wenn der Vorstellende sie nicht genügend in ihren einzelnen Merkmalen erfaßt hat (vgl. clare et distincte). Von der Verworrenheit zur Deutlichkeit führt also die Entwicklung und Zergliederung. Kant (1724—1804) erklärt: Was verworren ist, muß zusammengesetzt sein; denn im Einfachen gibt es weder Ordnung noch Verwirrung. Die Verworrenheit ist die Ursache der Undeutlichkeit; der deutlichen Vorstellung soll man also nicht die verworrene, sondern die undeutliche entgegensetzen (Anthrop., § 6). Leibniz (1646 bis 1716) definiert: Verworren ist eine Erkenntnis, sobald ich nicht imstande bin, die Merkmale einzeln aufzuzählen, welche hinreichen, die Sache von andern zu unterscheiden (Betr. ü. die Erkenntnis usw. 1684). — Vgl. clare et distincte, deutlich, klar, dunkel.

Vexierfragen heißen verfängliche oder sophistische Fragen, welche einen anderen in Verlegenheit setzen sollen. — Vgl. Acervus, Calvus, Velatus.

Virial (von lat. vis = Kraft) heißt nach Clausius (1822

Digitized by Google

bis 1888) die zum Zweck der Begründung des Grundgesetzes der Wärmelehre auf mechanische Prinzipien eingeführte Größe der mittleren lebendigen Kraft eines in stationärer Bewegung befindlichen Systems, wie z. B. des Planetensystems. — Vgl. Clausius, Über die bewegende Kraft der Wärme und die Gesetze, welche sich daraus für die Wärme selbst ableiten lassen. Poggendorffs Annalen 1850.

virtuell (fr. virtuel = der Kraft nach vorhanden) heißt im philosophischen Sprachgebrauch das der Anlage nach Vorhandene (vgl. angeboren), im physikalischen Sprachgebrauch entweder das Scheinbare im Gegensatz zum Wirklichen — so redet man z. B. in der Optik von virtuellen und reellen Spiegelbildern — oder auch das nicht in Wirksamkeit Befindliche im Gegensatz zum Wirkenden — so redet man von virtueller Kraft und Energie. — Vgl. Aktualität, Energie, aposteriori, angeboren.

Vision (gr. *ὅραμα*, lat. visio) heißt eine Art der Halluzination, bei der der Mensch Gestalten sieht oder Stimmen hört, welche objektiv nicht vorhanden sind. Die Vision entspringt meist aus psychischen, bisweilen aus körperlichen Ursachen. Zu den letzteren gehört: Anästhesie und Hyperästhesie, Blutandrang nach dem Gehirn oder Blutmangel in demselben, Vergiftung, Alkoholdelirium, Krankheit des Hirns, des Herzens, Hypochondrie, Hysterie, Epilepsie u. dgl. Die psychischen Ursachen sind Affekt, Phantasie und Interesse. Daher stellen sich die Visionen, welche man Träume im Wachen nennen kann, meist bei aufgeregtem Zustande ein. Manche Menschen können sogar willkürlich Visionen herbeiführen. Das Wesen der Visionen besteht darin, daß Phantasmen nach außen projiziert und für wirkliche Wahrnehmungen eines Sinnes gehalten werden. Am meisten sind Gesicht und Gehör der Vision ausgesetzt, und Visionen kommen selbst bei völlig erblindeten und tauben Menschen vor. Wie ansteckend solche Affektionen sind, zeigen die Hexenvisionen des Mittelalters, die Visionen der Puritaner, Jansenisten und Spiritisten. Selbst ganz gesunde Naturen, wie Cellini, Goethe, J. Moser, Nicolai, J. Paul, W. Scott, haben Visionen erlebt. — Im engeren Sinne heißen Visionen die Sinnestäuschungen religiösen Inhalts. — Vgl. Halluzination, Illusion. — Knauer, Die Vision im Lichte der Kulturgeschichte. Leipzig 1899. Th. Achelis, Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. Berlin 1902. A. Meyer, Die Auferstehung Christi. Tübingen 1905. Zurbonsen, Das

Digitized by Google

zweite Gesicht nach Wirklichkeit und Wesen. Köln 1908. Kraepelin, Psychiatrie, 8. Aufl., Leipzig 1909. Bd. I, S. 230ff.

Vitalismus heißt das naturphilosophische System, welches eine besondere, zweckvoll wirkende Lebenskraft für die Organismen annimmt, so z. B. das System Rud. Wagners, Schallers, Ulricis, Liebigs, Stendhals u. a. Nachdem die von Stahl begründete Lehre von einer die Vorgänge des organischen Lebens regelnden Lebenskraft mehrere Jahrzehnte geherrscht hatte, wurde sie durch die Entdeckung verdrängt, daß sich organische Verbindungen auch außerhalb des Organismus synthetisch herstellen lassen. Der Neovitalismus (s. d.) der Gegenwart, der von Bunge, Driesch, Reinke, v. Hartmann, G. Wolff, K. C. Schneider, Pauly, Francé, A. Wagner, Cossmann, v. Rindfleisch u. a. vertreten wird, leugnet die Möglichkeit der rein mechanischen und chemischen Erklärung der Lebenserscheinungen und sucht nach einem neuen Prinzip der Erklärung des Organischen und seiner immanenten Zweckmäßigkeit. Als Ursache der Zweckmäßigkeit des Organischen nimmt der Neovitalismus entweder einen psychischen Faktor (Pauly, Schneider u. a.; Psychovitalismus) oder einen metaphysischen Faktor an (Driesch, Reinke, v. Hartmann; Transscendentalvitalismus). — Vgl. Neovitalismus. — Rindfleisch, Ärztliche Philosophie, Würzburg 1888; Neovitalismus, 1895. Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. Bütschli, Mechanismus und Vitalismus. Leipzig 1901. Neumeister, Beobachtungen über das Wesen der Lebenserscheinungen. Jena 1903. K. C. Schneider, Vitalismus. Wien 1903. Driesch, Der Vitalismus als Geschichte und Lehre. Leipzig 1905. James Mark Baldwin, Darwin an the humanities. Baltimore 1909.

Vitalsinn nennt man auch die den ganzen Organismus umspannende Gemeinempfindung (s. d.).

Völkerpsychologie heißt derjenige Zweig der Psychologie, welcher sich in Analogie mit der das seelische Leben des Einzelmenschen untersuchenden Individualpsychologie die Feststellung der Gesetze des Seelenlebens von Völkern und Völkergemeinschaften zur Aufgabe setzt, indem er sie als Individuen betrachtet. Die ersten Keime dieser Wissenschaft finden sich bei Vico (1668—1743), bei W. v. Humboldt (1767—1835), Herbart (1776—1841) und H. Ritter (1791—1869). Auch

Digitized by Google

Hegel hat dadurch, daß er in der Sittlichkeit, Religion, Kunst und Wissenschaft Betätigungen des „objektiven Geistes“ sah, dem bereits von Herder aus der Vergleichung der Erzeugnisse der Volkspoesie abstrahierten Begriff der Volksseele eine philosophische Grundlage gegeben. Als eigenes Untersuchungsgebiet ist die Völkerpsychologie aber erst von Lazarus (1824—1903) und Steinthal (1823—1899) abgegrenzt worden. Wort und Begriff rühren von Lazarus (1851) her. Hauptorgan ist für sie die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft geworden (1859—1890). Gestützt hat sich die Völkerpsychologie auf alles, was die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert geschaffen hat (W. v. Humboldt, J. Grimm, Fr. Bopp u. a.), und auf die Psychologie Herbarts sowie auf die neuere Psychologie. Der Anschluß an die Sprachwissenschaft hat sie in jeder Beziehung gefördert, der Anschluß an die Herbartsche Psychologie, der übrigens der Erfassung des Gedankens der Völkerpsyohologie bei Lazarus erst gefolgt ist, hat ihr sowohl geschadet als genützt, da diese zwar Prinzipien und Methoden angegeben hatte, durch die eine exakte Einzelerklärung seelischer Vorgänge ermöglicht zu werden schien, aber der physiologischen Basis entbehrte, in ihrer Auffassung der Vorstellungen als Kräfte irreging und, indem sie alle geistigen Prozesse auf Vorstellungen zurückführte, einseitig verfuhr und das geistige Leben viel zu sehr mechanisierte, andrerseits aber auch manchen brauchbaren und entwicklungsfähigen Grundbegriff enthielt. Größere Freiheit und festere Methode hat ihr die neuere Psychologie gegeben. Die Völkerpsychologie grenzt an die Anthropologie und die Geschichtsphilosophie an. Während aber die Anthropologie nur die Naturgrundlage zur Geschichte schafft, will die Völkerpsychologie als Theorie alle geschichtlichen Prozesse begreifbar machen und zieht auch rein geistige Vorgänge, wie sie sich in der Geschichte abspielen, in den Kreis ihrer Betrachtung, und während die Philosophie der Geschichte nicht ohne metaphysische Spekulation und teleologische Betrachtungen auskommt, will die Völkerpsychologie, empirisch in der Methode und nach den Ursachen des Geschehens forschend, nur die Grundlage zur Geschichtsphilosophie sein und zur Erkenntnis des Gesetzmäßigen in der Geschichte führen (vgl. H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens. Berlin 1851. 4. Aufl. 1888).

Digitized by Google

Am innigsten ist das Verhältnis der Völkerpsychologie zur Sprachwissenschaft, zur Ethnologie und zur Geschichtswissenschaft.

Der Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft beruht zunächst darauf, daß gerade die Sprache, mag man über ihre ersten Anfänge urteilen, wie man will, mag man sie von Einzelnen oder von einer Gemeinschaft ableiten, doch sofort in ihrer Entwicklung ein Erzeugnis der Wechselwirkung zwischen Menschen, also der Gemeinschaft wird. Das Wort wird erst zum vollen Wort, nicht schon, wenn Bedeutung und Laut im Sprechenden in Verbindung getreten oder von ihm selbst reproduziert sind, sondern erst, wenn es vom anderen gehört, verstanden und mitgebraucht ist. Sprache ist erst dann Sprache, wenn sie gemeinsame Geistesarbeit ist. Hierdurch ist die enge Verbindung zwischen Sprache und Gemeinschaft gegeben. — Der Zusammenhang zwischen Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie beruht ferner darauf, daß gerade die neuere Sprachwissenschaft als Basis der Forschung die Psychologie anerkannt hat. Unverlierbar ist zwar der Zusammenhang, den die Griechen und Römer zwischen Logik und Grammatik geschaffen haben. Die Sprache hat ihre logischen Kategorien so sehr, daß es sogar ein vergebliches Bemühen ist, logische Kategorien anders als empirisch unter Mithilfe der Sprachforschung ableiten zu wollen. Aber so wenig jemals eine Sprachwissenschaft hat entstehn können, ohne daß man sich des logischen Gehaltes der Sprache bewußt wurde und für diesen die Terminologie schuf, so wenig führt andrerseits auch alle Logik zum Ziele, sobald Werden, Entstehung, Veränderung, Entwicklung, Leben in der Sprache erforscht werden sollen. Die logische Untersuchung leistet hier nichts, die psychologische alles, und die Völkerpsychologie löst hier in ihrer Forschung die Individualpsychologie schon am Eingange ab. — Endlich treten Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie auch dadurch in enge Beziehung, daß die erstere zu dem Gesetze führt, daß eine Gemeinsprache nichts Wirkliches ist, sondern daß nur eine Reihe von Einzelsprachen oder Sprachfamilien existiert, in denen sich das Leben der Sprache entfaltet. Die Sprachgeschichte führt uns von vornherein durch die Sprachmannigfaltigkeit und auch durch verschiedene Epochen in der Entwicklung der einzelnen Sprache hindurch, so durch die Stufe der Onomatopöie, auf der Gefühl, Anschauung und Laut miteinander verwachsen und dem

Digitized by Google

durch Ausdrucksbewegung erzeugten Laute noch eine gewisse Ähnlichkeit mit der durch ihn bezeichneten Anschauung innewohnt, so durch die Stufe der Etymologie, auf der Anschauungen zerlegt werden und das Einzelne seine Bezeichnung durch die vorhandenen und sich fortentwickelnden Laute empfängt, so durch die Stufe des Sprachgebrauchs, auf der der etymologische Sinn der Worte vergessen und synonyme Bezeichnungen nach Gefühlswerten vorgezogen oder verworfen werden, so durch die Stufe des grammatischen Baus, auf der sich der Ausdruck der syntaktischen Beziehungen in Zusammensetzung, Ableitung und Flexion ausbildet. Die Sprache ist auf allen Stufen ein Lebendiges. Lautwandel, Bedeutungswandel und Analogiebildung sind ihr Lebensprozeß. Indem sich jede einzelne Sprache eigentümlich auf jeder Stufe entwickelt, wird sie zu einer Art instinktiver Weltanschauung, in der sich die Eigenart eines Volkes ausprägt. Der Weg der Völkerpsychologie geht daher naturgemäß durch die Sprachwissenschaft hindurch.

Die Völkerpsychologie legt die allgemeinen Gesetze, nach denen die im Volksleben wirkenden Kräfte sich entwickeln und zusammenwirken, dar und sucht aus diesen die besonderen, die Völker der Erde geistig charakterisierenden Gesetze abzuleiten. So ist sie in ihrem ersten Teile allgemein und entwickelt das Wesen des Volksgeistes, in ihrem zweiten limitierend und behandelt die wirklich existierenden Volksgeister und ihre geschichtlichen Entwicklungsformen. Hierdurch tritt sie zur Ethnologie in engste Beziehung. Ihr erster Teil ist ethnologische Psychologie, ihr zweiter psychische Ethnologie, und wenn ihr in letzterer Beziehung die Parallele zur Individualpsychologie fehlt, welche die Charakteristik des einzelnen Menschen nicht zu ihrer Aufgabe machen kann, so ist sie eben mit ihrer größeren Allgemeinheit des Begriffs Völkerindividuum auf günstigerem Arbeitsfelde, und es braucht ihr auf diesem Gebiete nicht der Name Psychologie abgesprochen zu werden.

In der Lösung ihrer Aufgaben tritt die Völkerpsychologie in engste Beziehung zu allen Kreisen der Geschichtswissenschaft. Sie erforscht die Gründe der Entstehung, der Entwicklung und des Unterganges von Völkern, das Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit, die Entwicklung der Sitten, der Mythen, der Gottesidee, der Schrift, der Wissenschaft, der

Digitized by Google

Kunst usw. Alles, was in die Geschichte eines Volkes eingeht, geht auch in die Völkerpsychologie ein und dient derselben als Material, zu dem sie die Begründung und Theorie sucht. — So ist sie bisher natürlich mehr Aufgabe als fertige Wissenschaft geblieben. Es liegen nur ihre Anfänge vor. Vollendet ist sie nicht. Aber soweit sie sich auf empirische Forschung gestützt hat und vorsichtig in der Induktion zu Werke gegangen ist, ist sie auch nicht resultatlos geblieben. Ihr Grundproblem ist und bleibt der Volksgeist. Wer allerdings wie H. Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 11) alle psychischen Prozesse als nur in den Einzelgeistern sich vollziehend und alle Wechselwirkung zwischen Individuen für nicht psychisch ansieht, muß die Berechtigung der Völkerpsychologie anzweifeln. Allein wenn auch zugegeben werden muß, daß der Volksgeist nur in den einzelnen Geistern entsteht und sich offenbart und nicht als etwas Gesondertes neben den Einzelgeistern existiert, so ist doch ein radikaler Nominalismus, wie der Paulsche, höchst bedenklich. Die Einzelgeister haben ihr Verwandtes, und der Volksgeist besteht als die Gemeinsamkeit des geistigen Typus einer Menschengruppe. Die Idee einer Völkerpsychologie dürfte darum also zu Recht bestehn. Anerkannt ist ihre Bedeutung auch von Wundt (geb. 1832), der sie in der Gegenwart am meisten gefördert und monumental ausgebaut hat und der ihr die Aufgabe zuweist, den Menschen in allen den Beziehungen, die über die Grenzen des Einzeldaseins hinausführen und auf die geistige Wechselwirkung als ihre allgemeine Bedingung zurückweisen, zu erforschen, mithin diejenigen Erscheinungen zu untersuchen, die, wie Sprache und Sitte aus der Verbindung menschlicher Individuen zu engeren oder umfassenderen geistigen Gemeinschaften hervorgehen und an diese gebunden bleiben. Sie hat vier Hauptgebiete, Sprache, Kunst, Mythus und Sitte. In ihrem sprachwissenschaftlichen Teile hat sie die Gesetze der Fortentwicklung der Sprache sowie ihre Rückwirkungen auf das Denken des einzelnen sowie der Gemeinschaften zu schildern. — Vgl. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, hrsggb. von Lazarus und Steinthal (1860—1890). Fortgeführt als Zeitschrift des Vereins für Volkskunde von Weinhold, dann von Bolte; St. Mill, Logik. Bd. II, Kap. 5; Bastian, Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung 3 Bde. Leipzig 1860. Der Völkergedanke. Berlin 1881.

Digitized by Google

Kurt Bruchmann, Die Völkerpsychologie (Unsere Zeit, N. F. XII. Jahrg. 15, S. 161—188). Wundt, Aufgaben und Ziele der Völkerpsychologie (Philos. Stud. Bd. 4. Leipzig 1888). Kurt Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. Berlin 1888. O. Peschel, Völkerkunde. 7. Aufl., Leipzig 1897. Th. Achelis, Moderne Völkerkunde. Stuttgart 1897. H. Steinthal. Hamburg 1898. Lampert, Die Völker der Erde. Stuttgart 1902. Schurtz, Völkerkunde. Wien 1903. Wundt, Völkerpsychologie. 1. Bd. 2. Aufl. (Sprache) Leipzig 1904. B. II (3 Teile, Mythus und Religion) 1905—1909. Logik, 3. Aufl., B. III, Stuttgart 1908, S. 225—242. Sprachwissenschaft und Sprachpsychologie. Leipzig 1901. F. Schultze, Psychologie der Naturvölker. Leipzig 1900. O. Dittrich, Grundzüge der Sprachpsychologie. Bd. I. Halle 1903. Leicht, Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Leipzig 1904. Keane, The worlds peoples. Cambridge 1908.

Vollkommenheit (gr. *τελείωσις*, lat. perfectio) heißt die innere Vollendung eines Dinges, durch die es zu dem wird, was es nach seinem Wesen werden kann. Man kann eine quantitative Vollkommenheit von einer qualitativen unterscheiden. Jene ist nach Kant (Metaphys. d. Sitten. Tl. II, S. 14) die Allheit des Mannigfaltigen, was zusammengenommen ein Ding ausmacht. Diese ist nach Kant (ebds.) die Zusammenstimmung der Beschaffenheiten eines Dinges zu einem Zwecke. Man kann ferner absolute und relative Vollkommenheit unterscheiden. Jene ist die Vereinigung der denkbar größten Anzahl von Eigenschaften und Kräften in ihrem denkbar höchstem Grade bei Abwesenheit innerer Schranken und Hemmungen. Diese ist die Übereinstimmung eines Einzelwesens mit dem reinen Gattungtypus. Auch kann man formale und materiale V. scheiden, je nachdem mehr die Form oder der Stoff des Dinges ins Auge gefaßt wird. Ebenso können voneinander die physische, geistige, logische, ästhetische und moralische Vollkommenheit geschieden werden. Der Begriff der Vollkommenheit rührt von Aristoteles (384—322) her, der ein Ding vollkommen nennt, wenn ihm von dem seiner Art eigentümlichen Guten kein Teil in seiner natürlichen Größe fehlt (*ἕκαστον γὰρ τότε τέλειον καὶ οὐσία πᾶσα τότε τελεία, ὅταν κατὰ τὸ εἶδος τῆς οἰκείας ἀρετῆς μηθὲν ἐλλείπῃ μόριον τοῦ κατὰ φύσιν μεγέθους*, Metaph. IV, 16 p. 1021 b 21 f). Spinoza (1632—1677) identifizierte die Begriffe Realität und Vollkommenheit (Eth. II.

Digitized by Google

Def. 6). Shaftesbury (1671—1713) gründete die Ethik auf den Begriff der Vollkommenheit. Besondere Bedeutung gewann der Begriff Vollkommenheit in der Leibniz-Wolfschen Philosophie, in der die Begriffe Wahrheit, Schönheit und Tugend unter dem Begriffe Vollkommenheit zusammengefaßt wurden. Wahrheit ist begrifflich erkannte, Schönheit sinnlich erkannte (oder empfundene), Tugend durch Handeln bewirkte Vollkommenheit. Leibniz (1646—1716), dessen Ethik Perfektionismus (Vervollkommnungslehre) genannt werden kann, definiert die Vollkommenheit ähnlich wie Spinoza als eine unbedingte Realität (Theod. II, § 33), vertritt aber im Gegensatz zu Spinoza die Idee der Entwicklung und des Strebens nach sittlichen Idealen. Wolf (1679—1754) erklärt: „Die Zusammenstimmung des mannigfaltigen machet die Vollkommenheit der Dinge aus" (Vern. Ged. I, § 152). In Kants (1724—1804) Ethik verdrängt der Begriff der Pflicht den Begriff der Vollkommenheit. Herbart (1776—1841) hat den Begriff der Vollkommenheit wieder in die ethischen Ideen aufgenommen. — Vgl. Rüetschi, Geschichte und Kritik der kirchlichen Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit und vom Sündenfall. Leiden 1881. Wendt, Die christliche Lehre von der menschlichen Vollkommenheit. Göttingen 1882.

Voluntarismus (Lehre von der Bedeutung des Willens) nennt man seit kurzer Zeit die psychologische Ansicht, daß die Willensvorgänge eine typische, für die Auffassung aller psychischen Vorgänge maßgebende Bedeutung haben, daß nicht der Intellekt, sondern der Wille das Primäre im Menschen sei und auch zugleich die metaphysische Theorie, die den Willen als obersten Erklärungsgrund des Dasein aufstellt. Das Wort Voluntarismus ist von Tönnies (1883) gebildet, von Fr. Paulsen (1846—1908) in dem Sinne ausgeprägt, daß es die Auffassung bezeichnet, der Wille sei der ursprüngliche und in gewissem Sinne konstante Faktor des Seelenlebens, und von Wundt (geb. 1832), der den Kern von Seele und Welt im Willen sieht und die Quintessenz seiner Lebensanschauung in den Satz zusammenfaßt: „Es gibt nichts in der Welt, was der Mensch so ganz sein eigen nennen könnte, wie seinen eigenen Willen", in die psychologische Forschung aufgenommen und weiter verbreitet. Die voluntaristische Psychologie behauptet, daß das Wollen mit den ihm eng verbundenen Gefühlen und Affekten einen ebenso unveräußer-

Digitized by Google

lichen Bestandteil der psychologischen Erfahrung ausmache, wie die Empfindungen und Vorstellungen, und daß alle anderen psychischen Prozesse nach Analogie des Willensvorganges als ein fortwährend wechselndes Geschehen in der Zeit, nicht als eine Summe beharrender Objekte aufzufassen seien. Die voluntaristische Psychologie steht also im Gegensatz zu der intellektualistischen, die den Versuch macht, alle psychischen Vorgänge aus den Vorstellungen oder intellektuellen Vorgängen abzuleiten (Wundt, Grundr. d. Psych., 9. Aufl., Leipzig 1909, Einleitung § 2, S. 14—18). — Metaphysisch gefaßt, ist der Voluntarismus der Gegensatz zum metaphysischen Intellektualismus. Der letztere gibt dem Intellekte den Vorzug vor dem Willen, der erstere dem Willen den Vorrang vor dem Intellekte und sieht in dem Weltprozeß eine dynamische Entwicklung, oder, tiefer gefaßt, eine Folge von Willensvorgängen. Im Mittelalter war Voluntarist z. B. Duns Scotus (1265[74]—1308), dessen ethisch-psychologischer Fundamentalsatz lautete: Voluntas est superior intellectu. In der Neuzeit setzt der Voluntarismus philosophisch ein mit Kants (1724—1804) Lehre vom Primate der praktischen Vernunft über die theoretische Vernunft und vom absoluten Werte des guten Willens und ist von Fichte (1762—1814) konsequent durchgebildet. Er ist auch durch Schopenhauer (1788—1860) vertreten, der den Willen als das Ansich der Welt gedacht hat. In naturwissenschaftlicher Färbung lehrt der metaphysische Voluntarismus, daß das äußere Sein und Geschehen als die objektivierte Erscheinung einer einheitlichen oder einer von einer Vielheit von Subjekten ausgeübten Willenstätigkeit aufzufassen sei. An Stelle des ruhenden Seins und der Substanz setzt er also ein lebendiges Wirken, Aktivität und Aktualität. Aber der Voluntarismus hat sich nach der Auffassung des Wesens des Willens in zwei Richtungen gespalten. Insofern er unter dem Wollen ein dunkles, triebartiges, unbewußtes Vorgehen sieht, wie dies bei Schopenhauer der Fall ist, führt er zu einer Hingebung an starke Eindrücke der Dinge, zu möglichst unreflektiertem Empfinden und Anschauen. Insofern er im Wollen, wie das der Auffassung Kants und Fichtes entspricht, ein tätiges, zweckvoll vordringendes, schöpferisches Wirken sieht, betrachtet er das ethische Handeln und den Aufbau einer neuen Wirklichkeit als seine Aufgabe. Überwunden hat der Voluntarismus den Intellektualismus bisher

Digitized by Google

keineswegs, sondern höchstens eingeschränkt. Kants moralischer Glaube, als Frucht des Voluntarismus, hat keine allgemeine Bedeutung erlangt, und der Voluntarismus birgt, wie die Sophistik, die nicht zu unterschätzende Gefahr in sich, der Unwissenheit und der Feindschaft gegen die Bildungsbestrebungen zum Deckmantel dienen zu können. Der Ausdruck Voluntarismus ist übrigens nicht gerade glücklich gewählt, da volunfas (lat.) mehr Neigung und Wunsch als charaktervolles Wollen bezeichnet. Es sind darum auch andere Bezeichnungen für denselben Begriff, wie Ethelismus, Thelismus, Theletismus, Thelematismus usw., vorgeschlagen, ohne Verbreitung zu finden. — Vgl. R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 38ff. J. Reinke, Der Voluntarismus und die mechanistisch-psychische Auffassung des Lebens (Einleitung in die theoretische Biologie. Abschn. VI, Kp. 40—44). Berlin 1901. Fr. Paulsen, System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. 2 Bde. 8. Aufl., Leipzig 1906. G. Meumann, Intelligenz und Wille. Leipzig 1908. Skribanowitz, W. Wundts Voluntarismus in seiner Grundlegung geprüft. Greifswald 1909.

Vorstellung (repraesentatio) heißt seit Christian Wolf (1679—1754) das aus den Empfindungen und Wahrnehmungen (Anschauungen) durch Assoziation und Reproduktion des Gleichartigen und Verwandten gewonnene allgemeine psychische Gebilde. Die Wahrnehmungen setzen nach dieser allgemein verbreiteten Auffassung die Anwesenheit des Objektes voraus. Die Vorstellungen kommen und gehen, ohne daß die Objekte derselben gegenwärtig sind. Die Vorstellungen sind blasser, lückenhafter und flüchtiger als die Empfindungen und Wahrnehmungen. Sie bilden die Grundlage der Begriffe, die aus ihnen durch logische und apperzeptive Gestaltung hervorgehen. — Leibniz (1646—1716) und Herbart (1776—1841) haben den Begriff Vorstellung in viel weiterer Bedeutung genommen und ordnen ihm alle psychischen Vorgänge unter (Intellektualismus). Doch geschah dies nicht zum Nutzen der Psychologie. Nach Herbart sind die Vorstellungen sogar Kräfte und hemmen und fördern einander, sie steigen und sinken, verschmelzen sich oder widerstreben einander, drängen sich in der Enge des Bewußtseins, bis die schwächere unter die „Schwelle des Bewußtseins“ sinkt und die stärkere steigt. Jede strebt wieder zur früheren Klarheit zu gelangen, wodurch ein stetes Schwanken

Digitized by Google

und Schweben der Vorstellungen erzeugt werde. Diese ganze „Statik und Mechanik" der Vorstellungen ist aber unhaltbar. Herbart betrachtet in ihr das Bewußtsein wie einen ideellen Raum, in welchem sich die Vorstellungen durch eigene Kräfte selbständig bewegen. Das ist eine falsche Übertragung mechanischer Vorgänge auf das Seelenleben, die durch nichts gerechtfertigt ist. Den Wechsel der Vorstellungen veranlassen ganz andere Einflüsse, Reize, Empfindungen und Interessen. — Schopenhauer (1788—1860) stellt Wille als das Ansich der Dinge und Vorstellung als die Erscheinungsform der Dinge einander gegenüber. — Wundt (geb. 1832) nimmt den Begriff Vorstellung in veränderter und neugeprägter Bedeutung als Zusammensetzung psychologischer Elemente. Er scheidet also die Empfindungen als die Elemente von den Vorstellungen als den zusammengesetzten Gebilden und trennt den Begriff der Vorstellung nicht von dem Begriff der Wahrnehmung und des Phantasiebildes ab. Die Vorstellung kann nach Wundt ebensowohl einem wirklich vorhandenen und auf die Sinne einwirkenden Gegenstand, einer Wahrnehmung, entsprechen, wie einem Vorgange, der bloß in einer Erinnerung an irgend eine früher vorhanden gewesene Wahrnehmung oder in einem aus verschiedenen Wahrnehmungsbestandteilen zusammengesetzten Phantasiebilde besteht. Vorstellung ist jeder als ein relativ selbständiges Ganzes wahrgenommene Bewußtseinsinhalt, der objektiviert wird, „gleichgültig, ob ihm ein wirkliches Objekt entspricht oder nicht." Doch hat sich diese Wundtsche Begriffsbestimmung noch nicht, wie es erwünscht wäre, allgemein durchgesetzt. Über die Gesetze der Reproduktion, über Gedächtnis und Phantasie s. die einschlägigen Artikel. — Vgl. Anschauung, Wahrnehmung, Begriff. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol., 6. Aufl., B. I. Leipzig 1908, S. 404—406. B. II, 1910, S. 384 ff.

Vorurteil nennt man ein Urteil, das ohne genügende Kenntnis einer Sache auf Grund vorgefaßter Meinungen gefällt wird. Die Vorurteile sind, weil sie meist traditionell, mit Hartnäckigkeit festgehalten und verteidigt werden, oft die schlimmsten Quellen und Bollwerke des Irrtums. Die kritische Philosophie führt einen beständigen Kampf mit den Vorurteilen, die aus verschiedenen Quellen hervorwachsen, der Erziehung, der Gewöhnung, der Familie, dem Stand, der Sprache, dem Geschäft, dem Volk, dem Landesbrauch, dem Mangel der

Digitized by Google

menschlichen Natur, der Achtung vor fremden Autoritäten, dem Eigensinn, dem Egoismus, der Trägheit, der Oberflächlichkeit, der Parteiwut usw. (vgl. Irrtum). Die erste philosophische Darstellung der Vorurteile (Idole) hat Bacon (1561—1626) gegeben (vgl. Idol). Neuerdings hat Reinhold Hoppe (Die Elementarfragen der Philosophie nach Widerlegung eingewurzelter Vorurteile. Berlin 1897, S. 13—24) die Lehre von den Vorurteilen systematisch behandelt. Er nennt neun Vorurteile: 1. daß das höchste Kriterium der Gewißheit sei, daß man nicht anders denken könne; 2. daß das anerkannte Wissen verbürgt sei; 3. daß Sein und Denken ursprünglich voneinander getrennt beständen und einen Gegensatz bildeten; 4. daß das Ziel der Erkenntnis sei, die Wirklichkeit im Geiste zu reproduzieren; 5. daß, wenn alles Sein nur ein gedachtes wäre, die ganze Welt nicht wirklich sein würde; 6. daß alles, was ist und geschieht, eine Ursache hat; 7. daß, wenn auf eine Frage die Antwort gesucht und nicht gefunden worden sei, sie ein Problem bilde; 8. daß die Formulierung in Worten unser Denkvermögen begrenze und repräsentiere; 9. daß die Sicherheit der Erkenntnis auf ihrem Anfang beruhe und nur auf absolut sicheres Wissen ein höchstens ebenso sicheres Wissen gebaut werden könne. — Vgl. Vorwitz.

Vorwitz ist die Übereilung im Urteilen und Handeln.

W.

Wachen s. Schlaf, Traum.

Wähnen (ahd. wânnen, mhd. wænen = meinen, vermuten, hoffen) heißt das Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen. — Vgl. Meinung, Glaube, Wissen und Wissenschaft.

Wärmepunkte. Die Fähigkeit des allgemeinen Sinnesorgans, Reize aufzunehmen und Empfindungen auszulösen, erstreckt sich auf die ganze äußere Haut. Aber der Grad der Empfindlichkeit ist an den verschiedenen Hautstellen verschieden. Die Punkte größter Wärme- und Kältereize heißen Wärmepunkte und Kältepunkte. — Vgl. Kältepunkte. — Wundt, Grundr. d. Psychol., 9. Aufl., Leipzig 1909, § 6, 7, S. 58f.

Wahlfreiheit (liberum arbitrium) s. Freiheit, Willkür.

Wahlhandlung s. Wille.

Digitized by Google

Wahnidee heißt eine auf Störung der Verstandesfunktion beruhende krankhafte Vorstellung, die durch Beweisgründe nicht berichtigt werden kann. Die Wahnidee unterscheidet sich von der Zwangsvorstellung, die ebenfalls krankhaft ist, dadurch, daß die letztere, obwohl sich der Kranke ihrer nicht erwehren kann, von dem Betroffenen als krankhaft empfunden wird, während die Wahnidee sich in die Vorstellungskette eingliedert, begrifflich verarbeitet und systematisiert wird. Die Wahnideen haben sehr verschiedenen Inhalt und sehr verschiedene Gefühlsbetonung. Sie sind zum Teil depressiver Art, grundlose Befürchtungen, Versündigungsgedanken mit Selbstvorwürfen, nihilistische Gedanken, daß alles vernichtet und der Kranke selber tot sei, Verfolgungsgedanken u. a. m., zum Teil expansiver Art (Größenwahn): der Kranke bildet sich ein, reich, Kaiser, Gott zu sein, und fühlt sich bei schwerster Krankheit wohl (Euphorie). Wahnideen sind die gewöhnlichsten Symptome verschiedener Geisteskrankheiten. — Vgl. Hellpach, Die Grenzwissenschaften d. Psychologie. Leipzig 1902, S. 323 ff. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1909. B. I, S. 310 ff.

Wahnsinn (erst nhd.) heißt nach Kraft-Ebing die Geisteskrankheit, bei der im Bewußtsein des Kranken ein neues abnormes Ich an die Stelle des alten normalen tritt.

Wahnwitz (mhd. wanwitz = leerer Verstand) heißt ein unverständiger, verkehrter Gedanke eines dummen oder eines geisteskranken Menschen, der den Tatsachen widerspricht, und dem jede Begründung fehlt.

Wahrhaftigkeit heißt der Trieb, die Wahrheit in Wort und Tat zur Geltung zu bringen. Das Streben nach Wahrhaftigkeit ist natürlich und sittlich, wird aber durch falsche Erziehung, durch die Eingewöhnung in ein bestimmtes Milieu, in Sitten, Glaubensvorstellungen usw. fast bei allen Menschen stark gebrochen und beschränkt. Auch persönliche Charakterschwächen beeinträchtigen es, wie Feigheit, Eitelkeit und Selbstsucht. Ebenso drängen krankhafte Zustände, wie z. B. hysterische, bei sonst wahrhaftigen Menschen zur Unwahrheit und Lüge. So ist absolute Wahrhaftigkeit im Kulturleben selten zu finden, trotzdem sie natürlichen Ursprungs und zugleich sittliche Forderung ist. Die Griechen haben die Wahrhaftigkeit als allgemeines sittliches Gebot nicht immer anerkannt. Das Christentum hat zuerst die Forderung der Wahrhaftigkeit aufgestellt. Augustinus (353—430) z. B. lehrt: „mentien-

Digitized by Google

dum esse omnino nunquam" (De mendacio 4) und: „Erit — veritas, etiamsi mundus intereat" (Solil. II, 2). Auch Kant (1724—1804) fordert Wahrhaftigkeit und erklärt die Lüge für Wegwerfung und Vernichtung der Menschenwürde (Metaphysik d. Sitten II, S. 83ff, § 9), und auf gleichem Standpunkte steht die Ethik der Neuzeit. Poetische Vorbilder der Wahrhaftigkeit sind Neoptolemos in Sophokles' Philoktetes und Iphigenie bei Goethe. — Vgl. Aufrichtigkeit, Offenheit, Lüge.

Wahrheit heißt nach traditioneller Erklärung die Übereinstimmung einer Erkenntnis mit ihrem Gegenstande (Kant, Krit. d. r. V., S. 62). Das Wort Wahrheit wird aber in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Im engern theoretischen Gebrauch hat es einen doppelten Sinn, einen logischen oder formalen und einen materiellen oder inhaltlichen. Die (formale) logische Wahrheit ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst und mit den allgemeinen Denkgesetzen (vgl. Richtigkeit). Sie liegt nur in der Form, nicht in dem Inhalt der Erkenntnis. Die materielle (inhaltliche) Wahrheit hingegen besteht in der Angemessenheit unserer Gedanken für die Gegenstände. Daß diese von selbst beim natürlichen Denken vorhanden sei, ist die Ansicht des „gesunden Menschenverstandes". Das Nachdenken kommt aber zu der Frage nach der Bürgschaft für die Wahrheit, nach ihren Kriterien. Hierbei kann nun die Philosophie den skeptischen, kritischen oder dogmatischen Standpunkt einnehmen. Die Skepsis stellt die Möglichkeit eines wahren Wissens überhaupt in Abrede. Der Kritizismus leugnet die Gültigkeit unserer Erkenntnis vor ihrer Prüfung und über die Grenzen der Erfahrung hinaus. Die Dinge an sich bleiben nach seiner Auffassung uns unbekannt. Der Dogmatismus dagegen setzt ohne weiteres voraus, daß unsere Begriffe dem Wesen der Dinge entsprechen. Ferner kann die Philosophie als Metaphysik den Standpunkt des Realismus oder des Idealismus oder der absoluten Philosophie vertreten. Im ersten Falle sieht sie in der Wahrheit ein Bewußtseinsbild der Wirklichkeit, im zweiten Falle ist ihr die Wahrheit das geistige Leben selbst in seiner Entwicklung, und auf dem Standpunkt der absoluten Philosophie behauptet sie die Einheit von Denken und Sein, so daß für sie, wie bei Hegel, der Begriff selbst als das wahrhaft Reale gelten kann. Im weiteren ethischen Sinne ist die Wahrheit für uns eine praktische Idee. Hier handelt es sich

Digitized by Google

nicht um das Verhältnis des Bewußtseins zum Sein, sondern um das Verhältnis des Willens zur Wirklichkeit. Das sittliche, ästhetische, religiöse Tun geht vom Willen aus und sucht seine Ideen zu verwirklichen. Die Wahrheit in diesem Sinne ist ein Verwirklichungsstreben und ein Ideal. So haben den Begriff der Wahrheit in unserm klassischen Zeitalter Männer wie Lessing (Duplik) und Goethe im Gegensatze zu Augustinus, der an eine absolute Wahrheit glaubte, erfaßt („Was fruchtbar ist, allein ist wahr" Goethe, Vermächtnis), so faßt ihn auch Eucken auf (Geistige Strömungen d. Gegenwart. Leipzig 1904, S. 11—37. 4. Aufl. 1909), der die Wahrheit in einer Erhöhung des vorgefundenen Daseins, in einem Aufsteigen zu einem bei sich selbst befindlichen Leben sucht, wobei das intellektuelle Gebiet zu überschreiten ist. — Vgl. N. Malebranche, De inquirenda veritate. De la recherche de la vérité. Paris 1674. Neue Ausg. v. Bonittier. Paris 1880. R. Eucken, Der Wahrheitsgehalt d. Religion. Leipzig 1901. Chr. Schrempf, Lessing als Philosoph. Stuttgart 1906. R. Saitschick, Quid est veritas? Berlin 1907. Jos. Royce, Die Natur der Wahrheit im Lichte der neueren Erörterungen. Vortrag. Internat. Kongr. für Philos. Heidelberg 1908. K. Bornhausen, Der religiöse Wahrheitsbegriff in der Philosophie Rud. Euckens. Göttingen 1910. W. Switalski, Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus nach W. James. Eine erkenntnistheoretische Studie. Braunsberg 1910.

Wahrnehmung (gr. *αἴσθησις*, lat. perceptio) nennt man die unmittelbare Bewußtseinserfassung eines Gegebenen auf Grund der sinnlichen Tätigkeit. Die Wahrnehmung entsteht nur bei Gegenwart eines wirklichen Objekts. Die Wahrnehmung ist keineswegs rein passiv, beruht auch nicht bloß auf rein sinnlicher Grundlage wie die Empfindung (s. d.). Beim Wahrnehmen findet eine Auswahl zwischen den Eindrücken statt, und es verbindet sich dabei Früherlebtes mit Gegenwärtigem, dieses ausdeutend, zum Bewußtsein bringend und gliedernd. Die Wahrnehmung ist also ein komplizierter Vorgang, der sich aus physikalischen, physiologischen und psychologischen Teilvorgängen zusammensetzt. Man unterscheidet äußere und innere Wahrnehmung. Jene ist die unmittelbare Erkenntnis des neben- und nacheinander Existierenden der Außenwelt, welche auf Grund objektiver Verhältnisse unter Mitwirkung der Sinne zustande kommt, diese erfaßt unsere psychischen Erlebnisse durch das Selbst-

Digitized by Google

bewußtsein. Die Verbindung der äußeren und inneren, der sinnlichen und der psychischen Wahrnehmung bildet die Grundlage aller Erkenntnis. Im wesentlichen deckt sich also der Begriff der Wahrnehmung mit dem der Anschauung (s. d.). Will man beide unterscheiden, so kann dies mit Wundt (geb. 1832) so geschehen, daß man bei dem Ausdruck Wahrnehmung mehr die Auffassung des Gegenstandes nach seiner wirklichen Beschaffenheit, bei dem Ausdruck Anschauung dagegen vorzugsweise die dabei vorhandene Tätigkeit unseres Bewußtseins im Auge hat. — Vgl. Vorstellung, Begriff, Sinn. — Wundt, Grundz. der phys. Psych. 3. Aufl., Leipzig 1887. B. II, S. 1, 6. Aufl., B. II, 1910, S. 385. Ebbinghaus, Psychologie in Hinneberg, Kultur der Gegenw. B. I, VI S. 214ff. W. Preyer, Die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung (Naturwissensch. Tatsache u. Probleme). Berlin 1880. Uphues, Wahrnehmung und Empfindung. Leipzig 1888. Dilthey, Der Glaube an die Realität der Außenwelt. Berlin 1890. Enoch, Der Begriff der Wahrnehmung. Hamburg 1890. Schwarz, Das Wahrnehmungsproblem vom Standpunkte des Physikers, Psychologen und Philosophen. Leipzig 1892. K. Gneißl, Schillers Lehre von der ästhet. Wahrnehmung. Berlin 1893. Mach, Die Analyse der Empfindungen. 5. Aufl. Jena 1906. H. Bergmann, Untersuchungen zum Problem der Evidenz der inneren Wahrnehmung. Halle 1908.

Wahrscheinlichkeit (gr. *εἰκός*, lat. probabilitas) heißt der mittlere Grad der Gewißheit, der zwischen der Wirklichkeit und Möglichkeit liegt, Erwartung erweckt, aber den Eintritt des Gegenteils von dem, was erwartet wird, nicht ausschließt. Man unterscheidet gewöhnlich mathematische, Erfahrungs- und philosophische oder logische Wahrscheinlichkeit. Jene, die zuerst den Pascal und Fermat in den mathematischen Untersuchungskreis gezogen worden ist, bezieht sich auf zahlenmäßig bestimmbare Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens und besteht in dem Quotienten $\left(\frac{q}{n}\right)$ der Anzahl der einer Erwartung günstigen Fälle (q) durch die Anzahl aller möglichen Fälle (n), wenn alle Fälle gleich möglich sind. Dagegen wird der Quotient $\left(\frac{n-q}{n}\right)$ der Anzahl der einer Erwartung ungünstigen Fälle $(n-q$ durch die Anzahl aller möglichen Fälle (n) die Wahrscheinlichkeit des Gegenteils oder die entgegengesetzte Wahr

Digitized by Google

scheinlichkeit genannt. Die einfachsten Fälle der Wahrscheinlichkeit kommen z. B. beim Spiel (Karten, Lotto u. dgl.) vor. Die Wahrscheinlichkeit z. B., mit einem gewöhnlichen Spielwürfel eine bestimmte Zahl von 1 bis 6 zu werfen, ist, da die Anzahl der günstigen Fälle $q = 1$ und die Anzahl der möglichen Fälle $n = 6$ ist, $\frac{q}{n} = \frac{1}{6}$. Die Wahrscheinlichkeit, mit zwei Würfeln einen bestimmten Pasch zu werfen, ist, da die Anzahl der günstigen Fälle $q = 1$ und die Anzahl der möglichen Fälle $n = 36$ ist, $\frac{q}{n} = \frac{1}{36}$. Wenn unter einer Reihe (n) von Fällen (1) q einem Ereignis A günstig sind und unter einer zweiten Reihe von n′ Fällen q′ einem Ereignis A′ günstig sind, so ist die Wahrscheinlichkeit für das Zusammentreffen beider Ereignisse, da $\frac{q}{n}$ die Wahrscheinlichkeit von A und $\frac{q'}{n'}$ die Wahrscheinlichkeit von A′ ist, $= \frac{q}{n} \cdot \frac{q'}{n'}$. Also ist z. B. die Wahrscheinlichkeit aus einem vollständigen Kartenspiele von 52 Karten in zwei Zügen König und Dame derselben Farbe zu ziehen $= \frac{8}{52} \cdot \frac{1}{51} = \frac{2}{663}$. Denn beim ersten sind 8 Blätter (4 Könige und 4 Damen) von 52 Blättern günstig, beim zweiten Zug ist nur 1 Blatt von 51 günstig. Da Voraussetzung der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist, daß alle Fälle ganz gleichartig sind und daß man sie übersehen und ihr Größenverhältnis bestimmen kann, so wird im allgemeinen nur der Unternehmer eines Geschäfts (für Leibrenten, Witwenkassen, Lotterien) auf sicheren Gewinn rechnen können, der einzelne aber stets aufs unsichere hin wagen. In der angewandten Mathematik (z. B. in der Astronomie) ist ein Verfahren unentbehrlich, durch das aus den nicht absolut genauen Ergebnissen mehrerer Beobachtungen, Messungen oder Experimente die Werte abgeleitet werden können, die nach der Wahrscheinlichkeitslehre der Wahrheit am nächsten kommen, also relativ am wahrscheinlichsten sind. Bei zwei gleich sorgfältig gemachten Beobachtungen usw., deren Ergebnisse a und b sind, nimmt man das arithmetische Mittel $\frac{a+b}{2}$. Bei einer größeren Anzahl von Beobachtungen wendet man die Methode der kleinsten

Digitized by Google

Quadrate, die von Gauß (1777—1855) und Legendre (1752—1833) unabhäng von einander geschaffen ist, an. — Mit der mathematischen Berechnung kann sich in anderen Fällen auch die Erfahrung zur Bestimmung der Wahrscheinlichkeit verbinden. So lehrt z. B. die Erfahrung, daß sich die Geburten von Knaben zu der von Mädchen wie 22 zu 21 verhalten, folglich wird die Wahrscheinlichkeit, daß eine Mutter bei der Geburt einen Knaben zur Welt bringen werde, sich ebenso verhalten. Bei der Erfahrungswahrscheinlichkeit handelt es sich um das Verhältnis der günstigen Fälle zu den wirklich gemachten Versuchen. — Bei der philosophischen Wahrscheinlichkeit schließt man entweder geradezu von einer Vielheit von Fällen auf eine einheitliche Regel, sucht also die Regel, wiewohl nicht ausreichend, zu begründen, und setzt auf Grund einer Anzahl von Fällen voraus, wiewohl nicht mit voller Gewißheit, daß die Regel allgemein gelte. Hier besteht also die Wahrscheinlichkeit in dem Bewußtsein, es gebe feste Regeln der Entscheidung, wenn man sie auch noch nicht kenne, und hier schließt man nicht auf Grund bestimmter Größenverhältnisse, sondern mit Hilfe der Induktion, Analogie und Hypothese. Die philosophische Wahrscheinlichkeit hat je nach dem Gewicht der Gründe verschiedene Stärkegrade. Wundt (geb. 1832) unterscheidet zwischen qualitativer, keine numerische Schätzung zulassender, und quantitativer, numerische Schätzung zulassender und fordernder Wahrscheinlichkeit. — Vgl. Huygens, De ratiociniis in ludo aleae 1657. Jac. Bernouilli, Ars conjectandi. Basel 1713. Laplace, Théorie des probabilités. Paris 1813. Essai philosophique sur les probalités. Paris 1814. Todhunter, A history of the mathematical theory of probability. Cambridge 1865. A. Fick, Versuch über d. Wahrscheinlichkeiten. Würzburg 1883. Gauß, Abhandlungen über die Methode der kleinsten Quadrate. Deutsch von Börsch und Simon. Berlin 1887. Czuber, Theorie der Beobachtungsfehler. Leipzig 1891. Die Entwicklung der Wahrscheinlichkeitstheorie. Leipzig 1899. Wahrscheinlichkeitsrechnung. Leipzig 1902—1903. Henke, Über die Methode der kleinsten Quadrate. 2. Aufl., Leipzig 1894. Poincaré, Calcul des probabilités. Paris 1896. N. Herz, Wahrscheinlichkeits- und Ausgleichungsrechnung. Leipzig 1900. Wundt, Logik. 3. Aufl. Stuttgart 1906. B. I, S. 422—436. de Montessus, Leçons élémentaires sur le calcul des probabilités. Paris 1908.

Digitized by Google

A. Böhme, Die Wahrscheinlichkeitslehre bei David Hume. Erlangen 1909. K. Grelling, Die philosophischen Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Göttingen 1910.

Weber-Fechnersches Gesetz. E. H. Weber (1795 bis 1878) stellte fest (vgl. Annotationes anatomicae et physiologicae. 1834. Tastsinn und Gemeinsinn. Wagner, Handwörterb. d. Physiol. III, 2. 1846), daß für gewisse Sinnesgebiete der Zuwachs des Reizes, der eine eben merkliche Änderung der Empfindung hervorbringt, zu der Reizgröße, zu der er hinzukommt, immer in demselben Verhältnis steht. Muß z. B. zu einem Gewichte 1 ein Gewicht $^1/_{10}$ hinzukommen, damit der Druckunterschied merklich wird, so muß zu dem Gewichte 2 das Gewicht von $^2/_{10}$, zu dem Gewichte 3 das Gewicht $^3/_{10}$ usw. hinzukommen, damit die Druckunterschiede wieder eben merklich werden. Der Unterschied je zweier Empfindungen wird also gleich merklich geschätzt, wenn das Verhältnis der Reize das gleiche ist, oder: Soll in unserer Auffassung die Merklichkeit der Empfindung um gleiche absolute Größen zunehmen, so muß der relative Reizzuwachs konstant bleiben. Die Stärke des Reizes muß daher im geometrischen Verhältnis ansteigen, wenn der Merklichkeitsgrad der Empfindungen in einem arithmetischen Verhältnisse zunehmen soll.

Th. Fechner (1801—1887) stieß im Laufe seiner Bemühungen, eine als Psychophysik (s. d.) bezeichnete Wissenschaft auf der Grundlage eines Gesetzes zu schaffen, das den Zusammenhang zwischen Leib und Seele ausdrückt, auf Webers Untersuchungen und gab dem Forschungsergebnisse Webers, das er das Webersche Gesetz nannte und in dem er dasselbe psychophysische Gesetz zu erkennen meinte, das er schon 1850 gefunden hatte, eine mathematische Formulierung in seinen Elementen der Psychophysik (1860). Als psychophysisches Gesetz betrachtete er es, weil er ein psychisches Maß durch die Annahme gewonnen zu haben glaubte, daß Empfindungsunterschiede, die für die subjektive Auffassung gleich merklich sind, gleich große Unterschiede seien. Wenn dann die funktionelle Beziehung zwischen den Zuwüchsen des Reizes und den Zuwüchsen der Empfindung durch ein mathematisches Gesetz bestimmt wurde, ließen sich nach Fechners Auffassung die Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung überhaupt ableiten, indem ein ganzer Reiz als eine Summe von einzelnen Reizzuwüchsen von 0 ab bis zum vollen Reize

Digitized by Google

und eine ganze Empfindung als eine Summe von einzelnen Empfindungszuwüchsen von 0 ab bis zur vollen Empfindung angesehen wurden, der Reiz also gleich der Elle als ein Maß für die Empfindung diente. Fechner hatte in Übereinstimmung mit Weber festgestellt, daß der Reizzuwachs, welcher nötig ist, um einen gegebenen Empfindungszuwachs zu erzeugen, oder die Empfindung um gleich viel zu steigern, nicht gleich bleibt, je nachdem er zu einem schwächeren oder stärkeren Reize hinzukommt, sondern mit wachsendem Reize wächst und zwar so, daß er zu dem jeweilig einwirkenden Reize im gleichen Verhältnisse steht. Die mathematische Formulierung des Weberschen Gesetzes fand er also in der Differentialgleichung $dE = C \cdot \frac{dR}{R}$, die durch Integration die Form annimmt: $E = C \cdot \log nat \cdot R$, worin E die Empfindungsgröße, R die Reizgröße und C eine Konstante bezeichnet. Diese besagt: „Die Intensitäten der Empfindungen verhalten sich wie die natürlichen Logarithmen der Intensitäten der sie hervorrufenden Reize, wobei als Einheit diejenige Reizstärke angesehen wird, bei der die Empfindung in der Reihe wachsender Reize zuerst entsteht und in der Reihe abnehmender Reize zuletzt verschwindet.

Die experimentell zu bestätigende Richtigkeit des Weber-Fechnerschen Gesetzes ist vielfach angezweifelt worden, so von Hering, Delboeuf, Langer u. a. Es kann auch dem Gesetz nur eine approximative Gültigkeit zukommen, da die Empfindungsschätzung unkontrollierbaren Schwankungen unterworfen ist. Es hat aber innerhalb einer bestimmten Empfindungsreihe bei richtiger Wahl der Reizdauer mit großer Annäherung seine Bestätigung, jedoch unter der Einschränkung gefunden, daß die Eigentümlichkeiten der Struktur und Funktion der Sinnesorgane, die oberen und unteren Grenzen der Reize und die experimentellen Methoden der Untersuchungen auf das Resultat modifizierend einwirken. Die annähernde Gültigkeit des Weber-Fechnerschen Gesetzes ist nachzuweisen namentlich für die Schallempfindungen, für die Lichtempfindungen und für die Druckempfindungen (ungefähr). Die Abweichungen an den unteren und oberen Grenzen des Reizes sind in den verschiedenen Sinnesgebieten verschieden, zeigen aber überall ein Abnehmen der Unterschiedsempfindlichkeit. Die Abweichungen, die sich bei der Anwendung der Intervallmethode (vgl. Psychische

Digitized by Google

Maßmethoden) statt der Minimalmethoden ergeben, haben zur Aufstellung eines zweiten Gesetzes neben dem Weber-Fechnerschen geführt (vgl. Merkelsches Gesetz).

Während also unter bestimmten Beschränkungen die Richtigkeit des Weberschen Gesetzes sich an den meisten Stellen die Anerkennung erworben hat, hat sich die psychophysische Deutung desselben, die Fechner dem Gesetz gab, nicht halten lassen, da psychische Größen nur durch psychische, nicht durch physische gemessen werden können und die Verbindung zwischen Innerem und Äußerem, die bei dieser Deutung des Gesetzes stattfindet, einen mystisch-phantastischen Charakter hat. Nach G. F. Lipps, der eine kausale Verbindung zwischen Empfindung und Reiz in Abrede stellt, besteht das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Empfindung und Reiz in einer äußeren Zuordnung von Ordnungszahlen zu Maßzahlen im Sinne einer willkürlichen Funktion, und es entsprechen gleichen Differenzen von Ordnungszahlen eben merklich abgestufter Empfindungen gleiche Quotienten von Maßzahlen der zugehörigen Reize (Grundriß d. Psychophysik, 2. Aufl. Leipzig 1909, S. 51—56). Doch dürfte die Auffassung von Lipps, daß alles Wünschenswerte geleistet wird, wenn die Stelle, die einer Empfindung innerhalb einer Reihe eben merklicher Abstufungen zukommt, in ihrer Zugehörigkeit zum Reizwerte durch ein mathematisches Gesetz bestimmt wird, keineswegs allgemein geteilt werden. In der bloßen äußeren Zuordnung von Empfindung und Reiz liegt etwas Unbefriedigendes. Neben diesen Deutungen des Weberschen Gesetzes kämpfen namentlich die physiologische und psychologische Deutung um ihre Anerkennung. Die physiologische Deutung des Gesetzes, die von Dessoir, M'Kendrick, F. C. Müller, Waller, Steinach u. a. versucht worden ist, führt dasselbe auf die eigentümlichen Erregungsgesetze der Nervensubstanz zurück und nimmt an, daß die in der Nervensubstanz ausgelösten Erregungen in arithmetischer Reihe wachsen, wenn die Reizstärken in geometrischer Reihe zunehmen. Doch ist diese Annahme unbewiesen und durchaus hypothetisch. W. Wundt (geb. 1832) tritt daher für eine psychologische Deutung des Weberschen Gesetzes ein und bezieht das Gesetz nicht auf die Empfindungen selbst, sondern auf die Apperzeption derselben. „Psychologisch läßt sich das Webersche Gesetz auf die allgemeinere Erfahrung zurückführen, daß wir in unserm Bewußtsein nur ein relatives

Digitized by Google

Maß besitzen für die Intensität der in ihm vorhandenen Zustände, daß wir also je einen Zustand an einem andern messen, mit dem wir ihn zunächst zu vergleichen veranlaßt sind. Wir können auf diese Weise das Webersche Gesetz als einen Spezialfall eines allgemeineren Gesetzes der Beziehung oder der Relativität der Bewußtseinszustände auffassen. Danach ist das Webersche Gesetz nicht sowohl ein Empfindungsgesetz als ein Apperzeptionsgesetz." „Die psychologische Deutung bietet übrigens den Vorzug dar, daß sie eine physiologische nicht notwendig ausschließt." „Denn insofern man annehmen darf, daß die psychischen Prozesse der Apperzeption zugleich mit zentraleren Innervationsvorgängen zusammenhängen, die zu der der Empfindung entsprechenden Erregung der Sinneszentren hinzukommen müssen, wird das Webersche Gesetz als Apperzeptionsgesetz prinzipiell auf das Verhältnis dieser zentraleren Vorgänge zu den unmittelbaren zentralen Sinneserregungen zurückführbar sein" (Grundz. d. phys. Psychol., 6. Aufl. Leipzig 1908, Bd. I, S. 632 f.). Wundt, der bei der mathematischen Formulierung des Weberschen Gesetzes (S. 618 f.) nicht von Empfindungsstärken, sondern von Merklichkeitsgraden der Empfindung ausgeht, es also dahin interpretiert, daß gleichen relativen Unterschieden der Reizstärke gleiche Merklichkeitsgrade der Empfindung entsprechen, und ihm die Form $k = C \frac{\Delta R}{R}$ gibt, worin R eine Sinneserregung, ΔR der Zuwachs, der zu R hinzukommen muß, um eine gleich merkliche Änderung der Empfindung zu bewirken, k den entsprechenden Merklichkeitsgrad der Empfindung und C eine konstante Größe bezeichnet, verbessert seiner Deutung entsprechend die Formel in: $k = C \cdot \frac{\Delta E}{E}$ worin k und C obige Bedeutung haben, E aber die Intensität der Empfindung als solcher und ΔE die dem Merklichkeitsgrad R entsprechende Änderung dieser Intensität bedeutet, das sich, wenn mit M. die Merklichkeitsgröße bezeichnet wird in die Form M. = C. log nat E überführen läßt, welche besagt: „Die Merklichkeit einer Empfindung wächst proportional dem Logarithmus der Empfindungsintensität". — Vgl. Psychophysik, Psychische Maßmethoden, Merkelsches Gesetz. — Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908. Bd. I, S. 614—645. Grundriß der Psychol. 4. Aufl., Leipzig 1909. S. 314 ff. Fechner, Elemente d. Psychophysik.

Digitized by Google

Leipzig 1860. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1889. G. E. Müller, Zur Grundlegung d. Psychophysik. Berlin 1878. Delboeuf, Éléments de psychophysique. Paris 1883. Fechner, Über die Frage des Weberschen Gesetzes und Periodizitätsgesetzes im Gebiete des Zeitsinnes. Leipzig 1884. H. Münsterberg, Neue Grundlegung d. Psychophysik. Freiburg 1890. Foucault, La Psychophysique. 1901. G. F. Lipps, Die psychischen Maßmethoden. Braunschweig 1906. Grundriß der Psychophysik. 2. Aufl., Leipzig 1909.

Wechselwirkung von Leib und Seele s. Leib, Seele, Harmonie, Dualismus, Influxus physicus, Cartesianismus.

Wehmut heißt der Affekt der Unlust, der entweder der Erinnerung an eine vergangene Lust, an ein verlorenes Gut oder der Einsicht in die Unmöglichkeit, ein ersehntes Gut zu erlangen, entspringt. Es mischt sich hierbei in die Unlust auch ein Gefühl der Lust („Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist" oder: „Es weilt so hoch, es blinkt so schön, wie droben jener Stern"), weshalb man von süßer Wehmut spricht. Es gibt sogar eine „Wonne der Wehmut". — Vgl. Sehnsucht. — Goethes Gedicht „An den Mond" und „Trost in Tränen".

Weisheit (gr. *σοφία*, lat. sapientia) heißt allgemein die Anwendung guter Mittel zur Erreichung guter Zwecke. Die Weisheit entsteht aus der Entwicklung eines Wissens des Wahren, das nicht Theorie geblieben ist, sondern praktisch geworden ist und die Gesinnung und Handlungsweise veredelt. Sie schließt nicht Gelehrsamkeit und Bildung in sich ein, aber Erfahrung, Einsicht in das Gute und guten Willen. Weisheit ist die intellektuelle Tugend. In ihrem letzten praktischen Ziele will die Philosophie Weisheitslehre sein. Die Weisheit erfordert theoretisch ein umfassendes Wissen, das bis zu den tiefsten Gründen reicht und praktisch die gereifte und weitblickende Auffassung der menschlichen Dinge. — Vgl. Kardinaltugenden, Torheit, Dummheit, Klugheit, Schlauheit.

Welt (v. ahd. weralt, mhd. werlt, zusammengesetzt aus wer = Mann und alt = Zeitalter, eigentlich das Zeitalter, s. a. saeculum, gr. *κόσμος*, lat. mundus = Schmuck, Ordnung) bezeichnet die Gesamtheit dessen, was ist (universum). Die Auffassung vom Wesen der Welt hat sich mit den Fortschritten der Wissenschaft fortentwickelt. Die Vorstellungen von der Größe und Einrichtung des Weltgebäudes sind durch die Astronomie seit den Anfängen der Wissenschaft gefördert worden.

Digitized by Google

Die Lehre von dem Ursprung, dem Wesen, der Dauer und dem Ende der Welt hat die Kosmologie (s. d.) schon im Altertum ausgebildet. Im Mittelalter schied man die sinnliche Welt (mundus sensibilis) von der übersinnlichen (m. intelligibilis); die Naturphilosophen des 16. Jahrhunderts stellten dem Makrokosmos (der Welt) den Menschen als Mikrokosmos gegenüber. Kant (1724—1804) führt aus: „Wir haben zwei Ausdrücke: Welt und Natur, welche bisweilen ineinander laufen. Der erste bedeutet das mathematische Ganze aller Erscheinungen und die Totalität ihrer Synthesis im Großen sowohl als im Kleinen, d. i. sowohl in dem Fortschritt derselben durch Zusammensetzung als durch Teilung. Eben dieselbe Welt wird aber Natur genannt, sofern sie als ein dynamisches Ganzes betrachtet wird und man nicht auf die Aggregation im Raume oder der Zeit, um sie als eine Größe zu Stande zu bringen, sondern auf die Einheit im Dasein der Erscheinungen sieht" (Kr. d. r. V., S. 418f.). Schopenhauer (1788—1860) sieht in der Welt einerseits Willen (Ding an sich), andrerseits ist ihm die Welt unsere Vorstellung (Welt der Erkenntnis). — Vgl. Metaphysik. — Eberhard, Die Kosmogonie von Kant. Wien 1893. J. Reinke, Die Welt als Tat. 4. Aufl., Berlin 1905. Svante Arrhenius, Das Werden der Welten. Deutsch. Leipzig 1907. B. Weiß, Entwicklungs-Versuch einer einheitlichen Weltanschauung. Stuttgart 1908. M. Wundt, Griechische Weltanschauung. Leipzig 1910. Fr. Klinke, Die Hauptprobleme der Weltanschauung. Leipzig 1910. Fr. Strecker, Der Wert der Menschheit. Grundzüge einer neuen Weltanschauung. Leipzig 1910. R. v. Hörner, Wissenschaft und Weltanschauung. Riga 1910. M. Apel, Die Weltanschauung Haeckels. 2. Aufl. Berlin-Schöneberg 1910. Philosophie u. Religion in Darstellungen von W. Dilthey, B. Grothuysen, G. Misch u. a., herausgegeben v. Frischeisen-Köhler. Berlin 1911. Theosophie, Monatsschrift zur Vererbung einer höheren Welt- u. Lebensanschauung d. Jahrh. Leipzig 1910—11.

Weltanschauung heißt die Gesamtansicht, die jemand von Gott, Welt und Menschen hat. Das theoretische Ziel der Philosophie ist, uns eine Weltanschauung zu geben. — Vgl. Frobenius, Die Weltanschauung der Naturvölker. Wien 1898. Siebert, Euckens Welt- und Lebensanschauung. Langensalza 1903. Adickes, Charakter und Weltanschauung. Tübingen 1905. R. Eucken, Die Lebensanschauungen der

Digitized by Google

großen Denker. 7. Aufl., Leipzig 1907. Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. 2. Aufl., Leipzig 1907. Busse, Die Weltanschauung der großen Philosophen der Neuzeit. 3. Aufl., Leipzig 1907.

Weltbrand (gr. *ἐκπύρωσις*) nahmen Herakleitos, die Stoiker u. a. als einen relativen Endzustand der Welt an, durch den die Welt zerstört und zugleich erneuert werden sollte. Auch den Anfängen des Christentums und der nordischen Mythologie ist die Idee eines Weltbrandes nicht fremd gewesen (Mûspilli).

Weltordnung heißt die physische und sittliche Gesetzlichkeit des Weltalls. J. G. Fichte (1762—1814) setzte sie gleich Gott.

Weltschmerz heißt die krankhafte Empfindlichkeit für die Mängel und Übel der Welt. Systematisch ausgebildet finden wir den Weltschmerz bei Schopenhauer, E. v. Hartmann und F. Nietzsche, poetisch dargestellt bei Lenau, H. Lorm, Byron, Chateaubriand, Leopardi u. a. m. — Vgl. J. B. Meyer, Weltelend und Weltschmerz. Bonn 1872. Bienengräber, Über Schmerz und Weltschmerz. Heidelberg 1880. Salinger, Der Weltschmerz in der Poesie (Sonntagsbl. der Voss. Ztg. 1903, Nr. 39ff).

Weltseele nannten Pythagoras und Platon (Tim. 34 B.) und nach ihnen die Stoa, Plotinos, Schelling, Fechner u. a. das belebende Prinzip der Welt nach Analogie der menschlichen Seele (s. d.).

Werden (gr. *γίγνεσθαι*, lat. fieri) heißt im Gegensatz zum Sein (s. d.) das Insdaseintreten eines Dinges. Der Begriff des Werdens beruht auf dem Begriffe der Zeit (vgl. Raum und Zeit) und der Veränderung (s. d.). Ob man in ihm ein Verhältnis der Wirklichkeit sehen will oder nur einen Vorgang der Erscheinungswelt, hängt von dem metaphysischen Standpunkt des einzelnen ab. Herakleitos (um 500 v. Chr.) suchte im Werden das Grundgesetz der Wirklichkeit. Aristoteles (384—322) brachte den Begriff des Werdens in Verbindung mit dem Begriffe der Form (s. d.). Das Werden besteht nach ihm darin, daß ein Stoff eine bestimmte Form annimmt, die sein Ziel ist und ihm als ungewordene Form vorausgeht (Metaphysik III, 4 p 999 b 5 ff.). Für Kant (1724—1804) liegt alles Werden nur in der Erscheinungswelt. Werden und Veränderung kann nur an Substanzen wahrgenommen werden.

Digitized by Google

Das Entstehen und Vergehen schlechthin, ohne daß es bloß eine Bestimmung des Beharrlichen betreffe, kann gar keine mögliche Wahrnehmung sein. (Kr. d. r. V., S. 187 ff.) — Vgl. entstehn, Bewegung, Veränderung, Sein.

Wert (*gr. ἀξία*, lat. dignitas) heißt die Wirkungsfähigkeit von Dingen, für die Menschen zu erstrebenswerten Gütern zu werden. Der Wert eines Dinges beruht sowohl auf seinen Beziehungen zu den menschlichen Gefühlen, Trieben, Wünschen und Zwecken, als auch auf seinen eigenen Eigenschaften. Alles, wozu sich der Mensch getrieben fühlt, was er wünscht, was er sich zum Zweck setzt, hat für ihn Wert. Doch ist nicht jedes Ding imstande, solche menschliche Bestrebungen hervorzurufen. Der Begriff des Wertes hat mithin seine subjektive und seine objektive Seite. Die Welt der Werte empfängt ihre Bestimmungen und Gesetze vom menschlichen Subjekt und von den Dingen aus. Die Dinge haben nicht von selbst Wert, das Sein ist nicht, wie Platon annahm, an sich ein Gut. Erst indem die Dinge zu uns in Beziehung treten, Stücke unseres eignen Lebens werden, erregen und bewegen sie uns und gewinnen sie ihren Wert. Wert ist subjektiv die Bedeutung, die man einem Gegenstande auf Grund vergleichender Schätzung beilegt. Andrerseits bestehen Werte nicht nur für das Individuum, sondern für die gesamte Menschheit, und das Gewünscht- und Erstrebtwerden der Dinge beruht objektiv auch auf den Wirkungen, die sie durch ihre eigenen Eigenschaften hervorbringen können. Worin jedesmal für den einzelnen und für die Menschheit das Wertvolle liegt, lehrt erst die fortschreitende Erfahrung, und die Philosophie versucht letzte reine Werte oder auch einen letzten unbedingten Wert zu ermitteln. „Für einen Dritten liegt der Wert, den eine Person einem Gute beim Kauf von einer zweiten Person beimißt, nicht immer offen zutage. Äußerlich tritt für den Dritten nur der Tauschakt und die Menge der gegeneinander ausgewechselten Gegenstände in die Erscheinung. Dies ist der Grund, weswegen oft Preis (s. d.) und Wert miteinander verwechselt werden, während doch der wirklich vollzogene Tausch ein Zeichen dafür ist, daß der Käufer das erworbene Gut augenblicklich höher schätzt, als die hingegebene Summe". So ist der Wert ein subjektiv-objektiver Begriff. Man unterscheidet den Erzeugungswert von dem Gebrauchswert und von dem Tauschwert nnd setzt auch dem Gattungswert den kon-

Digitized by Google

kreten Wert entgegen. Trotz ihres subjektiv-objektiven Wesens stehen die Wertbegriffe und die mit ihnen zusammenhängenden Gefühlsinhalte gänzlich außerhalb des Gesichtskreises der dem Prinzip des psychophysischen Parallelismus subsumierbaren Erfahrungsinhalte, und bei gleichbleibender Größe der objektiven Massen, Kräfte und Energien können die geistigen Werte von sehr verschiedener Größe sein (vgl. Wundt, Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1900, § 23, S. 396 u. 400).

In der Philosophie ist zuerst das Wertproblem neben dem Erkenntnisproblem von Kant hervorgehoben, und neuere Philosophen und Theologen, wie Fries, Herbart, Lotze, A. Ritschl, haben dem Begriffe des Wertes in weiten Kreisen Eingang verschafft (vgl. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 21 ff). Kant (1724—1804) definiert: „Der Begriff eines jeden vernünftigen Wesens, das sich durch alle Maximen seines Willens als allgemein gesetzgebend betrachten muß, um aus diesem Gesichtspunkte sich selbst und seine Handlungen zu beurteilen, führt auf einen ihm anhängenden sehr fruchtbaren Begriff, den eines Reichs der Zwecke“ (d. i. einer systematischen Verbindung vernünftiger Wesen durch gemeinschaftliche objektive Gesetze). Im Reiche der Zwecke hat alles einen Wert und zwar entweder „einen relativen Wert, d. i. einen Preis oder einen inneren Wert, d. i. eine Würde“. „Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Äquivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde“ (Grundlg. zur Metaph. d. Sitten, 2. Abschn.). In der Sittlichkeit, in Gesinnungen besteht der hohe Wert, den sich die Menschheit verschaffen kann und soll (Kr. d. pr. V., S. 126). Die Gewißheit einer Gesinnung, die mit dem Sittengesetze übereinstimmt, ist die erste Bedingung alles Werts der Person (Kr. d. pr. V., S. 130). Eine Handlung, die um des moralischen Gesetzes willen geschehen, hat sittlichen Wert, als Gesinnung, ihrer Maxime nach (Kr. d. pr. V., S 285). Fries (1773—1843) führt aus: „Sollen uns die spekulativen Ideen lebendige Bedeutung gewinnen, so muß uns zu ihnen hinzu ein notwendiges Gesetz ewiger Wahrheit gegeben sein, nach dem wir die Erscheinung der Dinge selbst zu beurteilen vermögen. Dies erhalten wir nach dem sittlichen Schematismus oder der praktischen Bestimmung dieser Ideen“. „Durch das notwendige Wert- und Zweckgesetz, d. h. durch das Pflichtgebot oder

Digitized by Google

Sittengesetz wird uns die Anerkennung der Ideen gegeben" (Metaphys., § 96). Herbart (1776—1841) leitet die ethischen Ideen, innere Freiheit, Vollkommenheit, Wohlwollen, Recht und Vergeltung, aus Geschmacksurteilen über Willensverhältnisse ab, die einen Wert ganz ohne Berücksichtigung des Subjekts für sich haben. Lotze (1817—1881) erklärt die moralischen Ideen für unabhängig von der Erfahrung. Die Erfahrung gibt nur zu ihrer Entwicklung Anlaß. Maßgebend für die sittliche Beurteilung ist vielmehr die unbedingte Verpflichtung. Die Entscheidung hängt vom Gewissen ab, indem es Verhältnisse der Dinge und Ereignisse gibt, denen ein eigener Wert oder Unwert zukommt, insofern sie zwar diesen Wert und Unwert nur in unserem Gefühle besitzen, aber unabhängig von unserer Willkür, so daß auf sie sich ein unabweisliches Urteil des Wohlgefallens oder Mißfallens gründet. W. Windelband sieht in dem Glauben an allgemein gültige Zwecke die Voraussetzung der kritischen Methode und definiert dementsprechend die Philosophie als Wissenschaft von den allgemein gültigen Werten.

Neuerdings hat H. Münsterberg (geb. 1863) den Begriff des Wertes einer eingehenden Untersuchung unterzogen (H. Münsterberg, Philosophie der Werte, Leipzig 1908). Münsterberg vertritt die Idee der Existenz unbedingter Werte: Alles Streben nach Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit, Fortschritt, Recht und Religion wird von dem Strebenden tatsächlich auf eine Welt bezogen, deren Werte unabhängig gedacht werden von den Neigungen und Begehrungen beliebig vieler Einzelwesen. Die Welt, die wir erkennen, würdigen und umgestalten sollen, hat unserm eigensten Voraussetzen und Verlangen gemäß unbedingte Werte, die niemals aus persönlichen Beziehungen ableitbar sind. Die absoluten Werte sind allgemein gültig, weil sie für jedes geistige Wesen gültig sind, das mit uns unsere Welt teilt und sein Denken und Streben auf unsere Welt bezieht. Die absoluten Werte verstehen, heißt begreifen lernen, wie unser Wille zu einem überpersönlichen Verlangen werden kann, das ohne Beziehung auf persönliche Lust und Unlust im Wahren, Schönen, Sittlichen und Heiligen seine Befriedigung findet. Die reinen Werte sind Daseinswerte, Dinge, Wesen, Bewertungen, Zusammenhangswerte, Natur, Geschichte, Vernunft, Einheitswerte, Harmonie, Liebe, Glück, Schönheitswerte, Bildende Kunst, Dichtkunst, Musik, Entwick-

Digitized by Google

lungswerte, Wachstum, Fortschritt, Selbstentwicklung, Leistungswerte, Wirtschaft, Recht, Sittlichkeit, Gotteswerte, Schöpfung, Offenbarung, Erlösung, und Grundwerte, Weltall, Menschheit, Überich. — Vgl. Zuckerkandl, Zur Theorie des Preises. Leipzig 1889. Naumann, Die Lehre vom Wert. Leipzig 1893. Meinong, Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie. Graz 1894. Osc. Ewald, Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntniskritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. Berlin 1905. Kurella, Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorie. Tübingen 1906. Brentano, Die Entwicklung der Wertlehre. München 1908. Soda, Geld u. Wert. Tübingen 1909. Stanton, Die Werte des Lebens, übersetzt von Knapp, Stuttgart 1909. H. v. de Vos, Werte und Bewertungen in der Denkevolution. Berlin 1909. W. Strich, Das Wertproblem in der Philosophie der Gegenwart. Leipzig 1909. O. v. d. Pfordten, Conformismus. Eine Philosophie der normativen Werte. Heidelberg 1910. H. Lüdemann, Das Erkennen und die Werturteile. Leipzig 1910. Fr. Hecker, Der Wert der Menschheit. Grundzüge einer neuen Weltanschauung. Leipzig 1910.

Wesen (gr. *οὐσία, τὸ τί ἦν εἶναι*, nlat. essentia, ahd. wesan, mhd. wesen) bedeutet erstens das Sein (essentia) im Unterschied vom Dasein (existentia). Jedes Vorhandene hat dadurch, daß es existiert, irgend eine Bestimmtheit. Jede Existenz setzt daher eine Essenz oder ein Wesen voraus. Das Wesen in dieser Bedeutung ist „der Inbegriff derjenigen Eigenschaften, welche die Eigenart eines Dinges oder einer Klasse von Dingen bestimmen und von denen also alle seine übrigen Eigenschaften abhängen". In zweiter Bedeutung versteht man unter Wesen das Bleibende, Beharrliche an einem Dinge im Gegensatz zu den wechselnden Zuständen und Erscheinungen formen. Das Wesentliche (Essentielle) an einer Sache ist in dieser Bedeutung das mit der Sache stetig und untrennbar Verbundene. Wesen bedeutet drittens das Wirkliche im Gegensatze zum Scheine. Wesen bedeutet viertens ein einzelnes Ding, und man spricht in dieser Bedeutung von mehreren Wesen derselben Art. — Vgl. Begriff, Dasein, Substanz, Wirklichkeit, Schein, Sein.

Widerlegung (gr. *ἔλεγχος, ἀνασκευή*, lat. refutatio) heißt der Nachweis der Unrichtigkeit einer Behauptung. Man widerlegt eine Behauptung, indem man entweder den logischen

Digitized by Google

Widerspruch oder die materiale Unwahrheit derselben aufzeigt. Dies kann durch direkten oder indirekten Beweis, durch Deduktion oder Induktion, durch absolute Beweise oder Wahrscheinlichkeitsschlüsse geschehen. Um sachlich zu widerlegen, hat man den Streitpunkt fest im Auge zu behalten, die Behauptungen des Gegners klar aufzufassen, sich über die Prinzipien mit ihm auseinanderzusetzen, sich vor Verdrehung und Konsequenzmacherei zu hüten und nicht bloß die Nichtigkeit der Gründe des Gegners nachzuweisen, sondern auch den Gegenbeweis für das Gegenteil der Behauptung zu geben. — Vgl. Irrtum, Kritik. — Ueberweg, System der Logik. 5. Aufl., Bonn 1882, § 136.

Widerspruch s. Contradictio und Negation, Möglichkeit, Wirklichkeit.

Wiedergeburt (der Ausdruck *γεννᾶσθαι ἄνωθεν* Joh. 3, 3 ist doppelsinnig und bedeutet entweder Zeugung von oben her oder „Wiedergeburt") wird die Umwandlung im Menschen genannt, die durch Gott bewirkt wird, wenn göttliche Kraft in das menschliche Herz durch den Glauben und die Taufe aus Wasser und Geist eintritt. Der Begriff der Wiedergeburt knüpft an ältere Mysterienreligion an und hat seine weitere Entwicklung in der christlichen Dogmatik gefunden. Die Vorstellung von einer neuen Geburt spielte in den Attis-, Isis- und Mithras-Mysterien eine bedeutende Rolle. Man faßte sie als eine Entsühnung, Befreiung von der Befleckung, Befreiung von der Vergänglichkeit, aber nur zum kleineren Teil war die Wiedergeburt als ethischer Vorgang gedacht. Im Johannesevangelium erhält der Begriff eine neue, rein ethische Prägung. — Vgl. Gennrich, Die Lehre von der Widergeburt. Leipzig 1907. E. Cremer, Rechtfertigung und Widergeburt. Gütersloh 1907.

Wille (gr. *βούλησις*, lat. voluntas, got. wilja, ahd. willo) ist ein allgemein gebrauchter und schärfer durch die Vermögenspsychologie ausgeprägter Begriff. Er läßt sich etwa so fassen: Wille ist die menschliche Fähigkeit, sich durch Zweckvorstellungen zur Ausführung von Handlungen bestimmen zu lassen. In dem Willen sieht die vulgäre Psychologie eine Grundkraft der menschlichen Seele. Gewisse psychologische Theorien lassen aber den Willen überhaupt nicht als selbständige Seite des Seelenlebens gelten, leugnen also den Begriff der Willenstätigkeit, indem sie entweder, wie dies bei Herbart (1776—1841)

Digitized by Google

und in seiner Schule geschieht, das Wollen als besondere Wirkung des Mechanismus der Vorstellungen betrachten, also auf Verhältnisse von Vorstellungen zurückführen, oder, indem sie wie Spencer und Münsterberg es machen, das Hauptgewicht auf die äußere Handlung legen und das Wollen als eine durch Einschiebung psychischer Zwischenglieder zwischen Reiz und Reaktion komplizierter gewordene Form der Reflextätigkeit ansehen. Die meisten Philosophen erkennen aber die seelische Eigenart des Wollens an. Bei Aristoteles (384—322) bedeutet er das Streben (ὄρεξις) in Verbindung mit Einsicht (λογισμός), das vernunftgemäße Streben (De an. III, 11, p. 433 a 23). Auch Thomas v. Aquino (1225—1274) definiert den Willen als appetitus rationalis. Bei Wolf (1679—1754) ist der Wille eine Bemühung, eine Empfindung hervorzubringen, die wir vorher erkennen (Vern. Ged. I, § 878). Bei Kant (1724 bis 1804) ist der Wille „ein Vermögen den Vorstellungen entsprechende Gegenstände entweder hervorzubringen, oder doch sich selbst zu Bewirkung derselben, d. i. seine Kausalität zu bestimmen“ (Kr. d. pr. V., S. 29f.). Herbart nennt den Willen die Begierde, verbunden mit der Voraussetzung der Erlangung des Begehrten. Aus einem psychischen Vermögen hat Schopenhauer (1788—1860) den Willen zum Ding an sich, zum Wesen der Welt gemacht, was nur mit Verschiebung des Willens zu einem unbewußten, unvernünftigen und blinden Streben möglich war. Der Wille ist ihm eine unbewußte treibende, blinde Macht, die nicht nur in den beseelten Wesen, sondern auch als metaphysischer Grund alles Seins und Geschehens in der ganzen Natur wirksam ist. Seiner Auffassung des Willens ist die E. v. Hartmanns verwandt. Wundt (geb. 1832) sieht in dem Begriffe des Willens nur die Zusammenfassung der einzelnen Willensvorgänge. die er als durch einen Affekt (s. d.) vorbereitete und ihn plötzlich beendende Veränderungen der Vorstellungs- und Gefühlslage definiert. Der Affekt selbst zusammen mit dieser aus ihm hervorgehenden Endwirkung ist ein Willensvorgang. Die Willensvorgänge sind äußere, wenn sie in bestimmten aus dem vorausgehenden Vorstellungs- und Gefühlsverlauf hervorgehenden körperlichen Bewegungen, innere, wenn sie in bloßen Vorstellungs- und Gefühlswirkungen bestehen. Die in einem Affekte vorzugsweise den Willensakt vorbereitenden Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen heißen die Motive (s. d.) des Willens. Der Vorstellungsbestandteil eines Motivs heißt Beweggrund

Digitized by Google

(s. d.), der Gefühlsbestandteil Triebfeder (s. d.) des Willens. Den Triebfedern kommt die entscheidende Bedeutung in der Vorbereitung der Willenshandlungen zu. Ein rein intellektuellen Erwägungen entspringendes Wollen, eine Willensentscheidung im Gegensatze zu allen in Gefühlen zum Ausdruck kommenden Neigungen, wie Kant annahm, existiert nicht. Der einfachste Fall eines Willensvorgangs liegt vor, wenn innerhalb eines Affekts ein einziges Gefühl mit seiner begleitenden Vorstellung Motiv ist. Solche von einem einzigen Motiv bestimmten Vorgänge heißen einfache Willensvorgänge, und die Bewegungen, in denen sie endigen, heißen Triebhandlungen (s. d.). Triebhandlungen sind also einfache, d. h. aus einem einzigen Motiv hervorgehende Willenshandlungen. Die in einem Affekt aus einer Mehrheit von Gefühlen und Vorstellungen hervorgehenden, auf verschiedene oder entgegengesetzte äußere Einwirkungen abzielenden Handlungen werden zusammengesetzte oder Willkürhandlungen genannt. Auch sie gehen schließlich aus einem Motiv oder aus einem zu einer Totalkraft verschmolzenen Komplex eindeutig wirkender Motive hervor. Aber das entscheidende Motiv erhebt sich bei ihnen erst aus einer Anzahl nebeneinander bestehender verschiedener und widerstreitender Motive zum herrschenden empor. Geht ein Kampf widerstreitender Motive der Handlung voraus, so heißt die Handlung eine Wahlhandlung und der ihr vorausgehende Prozeß ein Wahlvorgang. Der der Handlung unmittelbar vorausgehende psychische Vorgang des mehr oder weniger plötzlichen Herrschendwerdens des entscheidenden Motivs heißt bei den Willkürhandlungen die Entscheidung, bei den Wahlhandlungen die Entschließung (vgl. Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 14, S. 219—245). Die Willensvorgänge haben eine typische für die Auffassung aller seelischen Erlebnisse maßgebende Bedeutung (§ 2, S. 17). Ostwald (Vorles. üb. d. Naturphilos. 3. Aufl. Leipzig 1905. S. 412—413) sieht in der Willenshandlung mit Bewußtsein verbundene Energiebetätigung an die Außenwelt. — Vgl. Voluntarismus, Freiheit, Determinismus, Seelenvermögen, Entschluß. — G. H. Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880. Der menschliche Wille. Leipzig 1882. Münsterberg, Die Willenshandlung. Freiburg 1888. Ribot, Der Wille. Deutsch. Berlin 1893. Pfänder, Phänomenologie des Wollens. Leipzig 1900. Schwarz, Psychologie des Willens. Leipzig 1900. Fischer,

Digitized by Google

Das Verhältnis zwischen Wollen und Verstand im Menschen. 3. Aufl. Heidelberg 1906. H. Cohen, Ethik des reinen Willens. Berlin 1904. Fr. Jodl, Geschichte der Ethik. 2 Bde. Stuttgart. (I. Bd., II. Aufl. 1906; II. Bd., 1. Aufl. 1889). Narziss Ach, Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905. H. Gomperz, Das Problem der Willensfreiheit. Jena 1907. Lipps, Vom Fühlen, Wollen und Denken. 2. Aufl. Leipzig 1907. E. v. Hartmann, System der Philosophie V (Ätiologie). Sachsa 1908. Meumann, Intelligenz und Wille. Leipzig 1908. J. Pickler, Theodor Lipps' Versuch einer Theorie des Willens. Kritik usw. Leipzig 1908. H. Keyserling, Die Willenstheorie bei Locke u. Hume. Leipzig 1909. P. E. Levy, Die natürliche Willensbildung. Leipzig 1909. J. Payot, Die Erzielung des Willens. Deutsch von Völkel. 4. Aufl., Leipzig 1910. Narziss Ach, Über den Willensakt und das Temperament. Leipzig 1910.

Willensfreiheit s. Freiheit.

Willkür (liberum arbitrium) heißt im Gegensatz zur Sittlichkeit die innere Fähigkeit, zwischen verschiedenen Möglichkeiten ohne sittliche Gründe wählen zu können. Daß der willkürlich handelnde Mensch ganz unmotiviert handle, ist nur ein Schein, welcher aus dem Beieinandersein mehrerer als Motive wirkender Gefühle und Vorstellungen in unserm Innern entspringt. Wer die Freiheit des Willens und das Wesen der Willkür in der Unmotiviertheit sieht, zieht aus dem Unvermögen des Beobachters, den Ausfall der Entscheidung vorherzubestimmen, den Fehlschluß, daß er das Nichtvorhandensein von Motiven annimmt. Willkürlich handeln heißt also nicht unmotiviert handeln, vielmehr müssen mit Wundt (Grundr. d. Psychol. 9. Aufl., Leipzig 1909, § 14, S. 224 f.) Willkürhandlungen als zusammengesetzte Willenshandlungen bezeichnet werden, bei denen eine Mehrheit von Gefühlen und Vorstellungen in äußere Handlungen überzugehen strebt, und die Motive auf verschiedene verwandte oder entgegengesetzte äußere Endwirkungen abzielen. — Vgl. Wille, Indeterminismus, Äquilibrismus.

Wirklichkeit ist nach der Auffassung des naiven Menschen das in der Außenwelt Vorhandene, in Raum und Zeit Gegebene. Aber die Philosophie hat frühzeitig bestritten, daß die Gegenstände der äußeren Wahrnehmung mit ihren Eigenschaften (Farben, Töne usf.) unmittelbar die Wirklichkeit

Digitized by Google

bilden, und die Metaphysik hat das Wirkliche je nach ihrem Stande an den verschiedensten Stellen gesucht, so z. B. Platon in den Ideen, Aristoteles in der Form, Leukippos in den Atomen, Leibniz in den Monaden, Schopenhauer im Willen, Hegel im Begriff usw. Der Kritizismus Kants hat nur den Dingen an sich die Wirklichkeit beigelegt, ihnen aber die Erkennbarkeit abgesprochen und der Wirklichkeit die Außenwelt als Erscheinung gegenübergestellt. Der konsequente Idealismus hat schließlich die Wirklichkeit der Außenwelt überhaupt geleugnet, so daß Hegel den Satz aussprechen konnte: „Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich, ist vernünftig", womit dem Gedanken, dem Begriff die wahre Wirklichkeit zugesprochen wurde. Ostwald (Vorles. üb. d. Naturphilos. 3. Aufl., Leipzig 1905. S. 242) schreibt dagegen Wirklichkeit nur den Dingen zu, die unter den Begriff der Energie gebracht werden können. — Man wird die Schwierigkeiten im metaphysischen Begriffe des Wirklichen lösen, wenn man das Wirkliche zwar nur in den Vorstellungen des Bewußtseins, aber in dem an unseren Vorstellungen sucht, was unseren Sinnen und dadurch unserem Bewußtsein ohne unseren Willen gegeben ist. — Der Begriff der Wirklichkeit (*τὸ ὑπάρχειν*) gehört andrerseits in die Logik und Erkenntnistheorie und fällt hier mit den Begriffen der Möglichkeit (s. d.) und Notwendigkeit (s. d.) unter den Modalbegriff (s. Modalität), der nur einen Grad der menschlichen Überzeugung, nicht ein reales Verhältnis zum Ausdruck bringt. Chr. Wolf (1679—1754) erklärt die Wirklichkeit für die Erfüllung des Möglichen (Vern. Ged., § 14). Kant (1724—1804) definiert: „Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (Empfindung) zusammenhängt, ist wirklich. (Kr. d. r. V., S. 218.) — Vgl. Realität, Objekt, gegeben, Metaphysik. — O. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit. Straßburg 1876. 3. Aufl. 1900. O. Weidenbach, Mensch und Wirklichkeit. Gießen 1907. Th. Lipps, Philosophie und Wirklichkeit. Heidelberg 1909. W. Rudolph, Die mechanische Erklärung der Naturerscheinungen, insbesondere der Relativbewegung, des Planckschen Wirkungselements und der Gravitation. Coblenz 1910. A. Schneider, Wirklichkeiten. Eine Kritik der philosophischen Spekulation. Straßburg 1910.

Wirkung (effectus) s. Ursache.

Wissen nennt man im Gegensatz zum Glauben und zur

Digitized by Google

Meinung (s. d.) die auf subjektiv und objektiv zureichende Gründe gestützte Überzeugung von der Tatsächlichkeit eines Gegenstandes oder Vorganges. Die Gründe der Überzeugung können entweder aus der Sinnesanschauung (Empirie) oder aus Zeugnissen (historisches Wissen) oder aus dem Zusammenhang von Zahl, Größe und Gestalt (mathematisches Wissen) oder aus Schlüssen (philosophisches Wissen) geschöpft sein. — Vgl. Glauben, Meinung, Überzeugung. — J. Baumann, Der Wissensbegriff. Heidelberg 1908.

Wissenschaft (gr. *ἐπιστήμη*, lat. scientia, litterae) bedeutet material in subjektivem Sinne das Wissen (s. d.) des Einzelnen, in objektivem den durch Schrift und Lehre überlieferten Schatz des Wissens der Menschheit, formal den nach logischen Regeln geordneten Inbegriff von Lehrsätzen. In material-objektivem und formalem Sinne zugleich ist sie das vollständige Ganze gleichartiger, nach Prinzipien geeordneter Erkenntnisse. Vollständigkeit, Einheit, Systematik und Klarheit sind die Hauptziele der Wissenschaft. Das bloße gedächtnismäßige Wissen heißt dagegen Gelehrsamkeit und ist nicht echte Wissenschaft. Man kann ein ganz gelehrter, dabei aber doch ein unwissenschaftlicher Mensch sein. Jede Wissenschaft hat ein Problem oder eine Reihe von zusammenhängenden Problemen als ihren Stoff und ein Prinzip oder eine Anzahl von verwandten Prinzipien als Grundlage ihrer Systematik. Die letzten Grundsätze aber, aus denen jede Einzelwissenschaft ihr Recht ableitet, untersucht die Philosophie. Sie liefert den Einzelwissenschaften auch die Methode. Der Versuch, alle Wissenschaften als ein System darzustellen, führt zur Enzyklopädie (s. d.) und Wissenschaftskunde. Berühmte Klassifikationen der Wissenschaften geben der Globus intellectualis Bacons, d'Alemberts Einleitung in die Enzyklopädie, Comtes Cours de philosophie positive, Wundts Logik u. a. m.

Die Wissenschaft suchte Platon (427—347) in der Erkenntnis des Seienden (*Οὐκοῦν ἐπιστήμη μὲν ἐπὶ τῷ ὄντι πέφυκε γνῶναι, ὡς ἔστι τὸ ὄν*, Rep. V, 20, 477 B), nicht des Werdenden. Nach Aristoteles (384—322) entsteht die Wissenschaft aus der systematischen Vereinheitlichung des Erfahrungswissens von gleichartigen Gegenständen (*γίνεται δὲ τέχνη, ὅταν ἐκ πολλῶν τῆς ἐμπειρίας ἐννοημάτων μία καθόλου γένηται περὶ τῶν ὁμοίων ὑπόληψις* Metaph. I, 1, p. 981 a 5 f). Sie hat nicht nur das Tatsächliche, sondern auch seine Gründe zu

Digitized by Google

erforschen (Analyt. post. I, 1, p. 71 b 9 ff). Kant (1724 bis 1804) definiert: „Eine jede Lehre, wenn sie ein System, d. i. ein nach Prinzipien geordnetes Ganze der Erkenntnis sein soll, heißt Wissenschaft" (Metaphys. Anfangsgr. d. Naturw. Vorrede, S. IV). Nach Poincaré (Wissenschaft u. Hypothese. Deutsch von Lindemann. Leipzig 1904, S. XIII) kann die Wissenschaft nicht die Dinge selbst, sondern nur die Beziehungen zwischen den Dingen erreichen. — Vgl. Lasson, Über Bacons wissenschaftliche Prinzipien. Berlin 1860. H. Spencer, The classification of the Sciences. 3. Aufl. London 1871 (vgl. 5. Aufl. der Essays. 3 Bde. London 1891). Storz, Handbuch der Wissenschaftslehre. Tübingen 1886. Wundt, Logik. 3. Aufl., B. II, Leipzig 1907, 1, 3, S. 85—100. Stumpf, Zur Teilung der Wissenschaften. Berlin 1907. W. Ostwald, Der Werdegang der Wissenschaft. Leipzig 1908. Jul. Baumann, Der Wissensbegriff. Heidelberg 1908. H. Lamprecht, Die gegenwärtige Entwicklung d. Wissenschaften. Leipzig 1909. F. Enriques, Probleme der Wissenschaft. Übesetzt v. Grelling. Leipzig 1910. P. Häberlein, Wissenschaft u. Philosophie. I B. Basel 1910. H. Dingler, Grenzen u. Ziele der Wissenschaft. Leipzig 1910. B. Wehnert, Wissenschaft, Philosophie, Kunst u. Religion. Dortmund 1910. W. Ostwald, Die wissenschaftlichen Grundlagen der analytischen Chemie. 5. Aufl. Leipzig 1910. Ed. v. Meyer, Kant und die gefesselte Wissenschaft. Halle 1910. F. Müller-Lyer, Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie. München 1910.

Wissenschaftslehre nannte J. G. Fichte (1762—1814) die Philosophie, indem er sie als die Lehre von demjenigen Wissen betrachtete, welches die notwendigen Tathandlungen des Geistes umfaßt und dadurch den Grund für alle besonderen Wissenschaften legt, die ihrerseits die freien oder willkürlichen Handlungen des Geistes zum Inhalt haben. — Vgl. J. G. Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre. Weimar, Jena und Leipzig 1794. Grundlehre und Grundriß der gesamten Wissenschaft. 4 Teile. Jena 1794. 3. Aufl. 1802. Bolzano, Wissenschaftslehre. 4 Bde. Sulzbach 1837.

Witz (ahd. wizzi, mhd. witze = Verstand) heißt namentlich seit Beginn der jungdeutschen Literatur die Fähigkeit, Ähnlichkeiten zwischen scheinbar fremden Dingen leicht aufzufinden und in überraschender Weise darzustellen. Die Beziehungen zwischen Dingen können sowohl positiver als nega-

Digitized by Google

tiver Art sein (Ähnlichkeits- und Kontrastwitz). Der Witz hebt nun aus den verbundenen Begriffen nur ein Merkmal hervor und stiftet nur eine punkthafte Verbindung, daher heißt er selbst Pointe, und daher nennt ihn Jean Paul (1763 bis 1825) einen verkleideten Priester, der jedes Paar kopuliert. Ist das Merkmal, das er hervorhebt, für die Begriffe selbst charakteristisch, dann ist der Witz treffend, und ein solcher Witz kann selbst wissenschaftliche Bedeutung haben. Denn der Witz erleuchtet wie der Blitz, wenn er auch manchmal blendet. Je lockerer die Vorstellungsmassen zusammenhängen, desto näher liegt der Witz. Deshalb ist die Jugend mehr dazu aufgelegt, als das Alter, Künstler und Diplomaten mehr als Gelehrte. Traum, Affekt, Rausch und Manie haben ihren besonderen Witz. Die niedrigste Form des Witzes ist der Wortwitz, der entweder nur die Ähnlichkeit des Klanges ausbeutet oder sich an die doppelte Bedeutung eines Wortes hält. Der Witz arbeitet in Etymologien und gewährt Lust durch den Kontrast. Er ist daher gesellig. Er achtet aber auch keine Schranken und kann daher leicht frivol sein. Er gewährt Freiheit (von Spannung), indem er Gleichheit vorgibt. Je scharfsinniger, abstrakter jemand ist, desto weniger wortwitzig pflegt er zu sein, wie schon Bacon (1561—1626) richtig hervorhob. Höher als der Wortwitz steht der bildliche Witz. Er vergleicht nicht Worte, sondern Dinge miteinander, und zwar ist er um so besser, je mehr er durch die Fremdartigkeit der verglichenen Dinge überrascht und trotzdem zutreffend ist. — Vgl. Scharfsinn. — K. Fischer, Über die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes. 2. Aufl. Heidelberg 1889. L. Freud, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Wien 1905.

Wohlgefallen. Das unmittelbare Wohlgefallen am Guten, d. h. an der Harmonie zwischen altruistischen und egoistischen Neigungen wollte die Ethik Shaftesburys (1671—1713) wecken. Shaftesbury trat damit in Gegensatz zu der Theorie der Selbstsucht (Locke) und wurde Stifter des moralischen Sensualismus und der schottischen Moralphilosophie. — Vgl. Martin, Shaftesburys und Hutchesons Verhältnis zu Hume. Halle 1905.

Wort s. Sprache. — Vgl. K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. Leipzig 1900.

Worttaubheit heißt ein krankhafter Gehirnzustand, bei dem die Kranken zwar hören, was gesprochen wird, aber den Sinn der Worte nicht verstehen. Die bekannte Sprache klingt

Digitized by Google

ihnen wie eine unbekannte. Die Worttaubheit, die aus einer Schädigung des hinteren Abschnitts der linken obersten Schläfenwindung des Gehirns entsteht, verbindet sich oft mit amnestischer Aphasie. — Vgl. Aphasie. — Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902, S. 249. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Aufl. Leipzig 1909. B. I, S. 39.

Wollen s. Wille.

Würde heißt nach Kant (1724—1804) das, was über allen Preis (s. d.) erhaben ist, mithin kein Äquivalent gestattet (Grundleg. zur Metaphys. d. Sitten, 2. Abschn.). Würde ist die ästhetisch anziehende, in Haltung, Benehmen und Sprache sich kundgebende Erscheinung gefestigter Willensverhältnisse, der Ausdruck des geschlossenen, auf sich beruhenden und seiner selbst bewußten Charakters. — Vgl. Anmut.

Wunder (ahd. wuntar, mhd. wunder = Verwunderung, Gegenstand der Verwunderung, gr. *θαῦμα*, *τέρας*, lat. miraculum) bedeutet allgemein alles, worüber man sich wundert. Derartiges gibt es für die naive, unwissende Menschheit schon unendlich vieles, aber darüber hinaus wird gerade derjenige, welcher Natur und Geschichte am meisten kennt, viel Wunderbares finden, und der Philosoph wundert sich über Dinge, die dem gewöhnlichen Menschenverstande keinen Anstoß bereiten. Andrerseits setzt es die höchste Weisheit voraus, sich über nichts mehr zu wundern, wie es das Horazische „nil admirari" fordert. — Im kirchlichen Sprachgebrauch bezeichnet Wunder ein Ereignis, welches den Naturgesetzen zuwiderläuft und mit dem Gott durch unmittelbare Fügung die Ordnung des Weltalls durchbricht. Gegner der Wunderlehre sind Spinoza, die englischen Deisten, Hume u. a. m. gewesen. Die theologische Apologetik verteidigt das Wunder historisch und philosophisch. Die freigerichtete Theologie der Neuzeit läßt den Glauben an Wunder fallen. — Von Wundern wird auch noch im gewöhnlichen Sprachgebrauch in dem Sinne geredet, daß bisweilen eine ungewöhnliche Steigerung von Naturkräften hervortritt, so z. B. wenn ein Genie wie Goethe erscheint. — Vgl. Natur, übernatürlich, Offenbarung, Zufall.

Wunsch heißt die nicht dem Verstand unterworfene Regung des Begehrens. — Vgl. Wille.

Digitized by Google

Y.

Young-Helmholtzsche Hypothese s. Helmholtzsche Hypothese.

Yogasystem s. Sânkhyasystem.

Z.

Zahl (ahd. zala, mhd. zal) heißt die durch die verbindende (synthetische) Tätigkeit des Bewußtseins hergestellte Zusammenfassung gleichartiger Gegenstände (Einheiten) zu einer die Zusammensetzung zum Ausdruck bringenden, d. h. die Teile und das Ganze darstellenden Verbindung. Die Zahl ist nicht die Anschauung oder die Vorstellung oder der Begriff eines empirischen Objektes, und sie enthält auch keine Bestimmung der Substanz oder der Beschaffenheit eines Objektes. Im Zahlbegriff fehlt aber auch ferner jede Beziehung auf ein Nach- und Nebeneinander, auf Raum und Zeit oder auf ein kausales Verhältnis. In ihm liegt nur die begriffliche Zusammensetzung des Ganzen aus seinen gleichartigen Teilen oder die Verbindung der Vielheit zur Einheit und die Auflösung der Einheit in eine Vielheit. Max Simon definiert: „Die Zahl fixiert im Bewußtsein die Art und Weise der Zusammensetzung einer Vorstellung." Das Zählen als psychischer Akt ist zwar eine sukzessive Verbindung unterschiedener gleichartiger Teile, und die Zahlenreihe sowie der Begriff der Ordnungszahl ist ohne ein Nacheinander unmöglich. Aber in der fertigen Grundzahl liegt die Sukzession nicht. So wenig die Nadel, die das Kleid genäht hat, ein Teil des fertigen Gewandes ist, ebensowenig ist die Zeit, die zum Zählen gehört, ein Teil des fertigen Zahlbegriffs. Die Zahl ist vielmehr abstrakter und allgemeiner als alle Zeit- und Raumbegriffe. Kant (1724 bis 1804) hat daher eine falsche Lehre aufgestellt, wenn er in den Prolegomena und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft behauptet hat, daß die Zahl Zeitanschauung als Inhalt in sich einschließe und daß die Arithmetik die Wissenschaft der reinen Zeit sei, wie die Geometrie die Wissenschaft des reinen Raumes ist. Die erste Auflage der Kritik der reinen Vernunft

Digitized by Google

ist noch von diesem Fehler frei. Gerade auf der Unabhängigkeit der Zahl von Zeit und Raum beruht die allgemeine Verwendbarkeit der Zahl. Arithmetik ist die relativ reinste mathematische Vernunftwissenschaft. Nur bei der Erwerbung des Zahlbegriffes bedarf das Kind der Erfahrung und Anschauung. Der erworbene Zahlbegriff entwickelt sich dann aber nach seinen eigenen Gesetzen auf das reichste weiter. — Die Zahl ist entweder bestimmt (1, 2, 3 usw.) oder allgemein (a, b, c usw.). Durch die Rechnungsarten entwickelt sich eine Fülle von Zahlarten: positive, negative, ganze, gebrochene, rationale, irrationale, reelle, imaginäre, algebraische, transscendente usw., und es gipfelt der Zahlbegriff jetzt in dem Begriff der komplexen Zahl $a \pm ib$. Alle Prozesse der Arithmetik in diesem Rahmen dienen nur dazu, den Zählprozeß, der der Ausgang aller Zahlenbildung ist, abzukürzen und die ursprünglichen Beschränkungen des Zahlbegriffs allmählich abzustreifen, wobei eine Permanenz der formalen Gesetze obwaltet. Durch die Anwendung des Zahlbegriffs auf Raum- und Zeitgrößen, Funktions-, Veränderungs-, Bewegungs-, Kraftgrößen usw. ist aber der ursprüngliche Begriff der diskreten Zahl allmählich in den Begriff der stetig variabeln Zahl umgewandelt worden. Die Grundlage für diese Umwandlung ist durch Descartes, Newton, Leibniz, die Bernouilli's, Euler, d'Alembert, Lagrange, Laplace u. a. geschaffen worden (vgl. Mathematik). Die Frage, ob hyperkomplexe Zahlen möglich sind, ist durch Hamiltons Quaternionentheorie rein begrifflich im bejahenden Sinne gelöst. Aber Hankel, Weierstraß und Dedekind haben gezeigt, daß, wenn die formalen Gesetze der reellen Zahlen bestehen bleiben sollen, eine Erweiterung über das komplexe Gebiet mindestens überflüssig ist. Um die Klärung des Wesens der Zahl haben sich in neuerer Zeit besonders verdient gemacht: Helmholtz, Weierstraß, Dedekind, Cantor und Kronecker. — Die Wissenschaft von der Zahl ist die Arithmetik. Sie ist ihrem Wesen nach nicht analytisch wie die Logik, sondern synthetisch und beruht auf einer Art schöpferischer Kraft des Bewußtseins, die Kant nicht ganz richtig mit dem Namen „Konstruktion in der Anschauung" bezeichnete. Ihr Verfahren besteht in einer rekurrierenden Schlußweise, die in eine einzige Formel eine unendliche Anzahl von Syllogismen zusammendrängt und auf eine Geisteskraft hinweist, welche der unendlichen Wiederholung ein und desselben Schrittes fähig

Digitized by Google

ist, wenn dieser Schritt einmal als möglich erkannt ist. Die Arithmetik kommt also durch Konstruktionen, nicht aber durch Konstruktionen in der Anschauung, vorwärts und konstruiert schrittweise immer verwickeltere Kombinationen, um alle möglichen Formen der Zusammensetzung eines Ganzen aus seinen Teilen zu entwickeln. An das Zählen schließt sich die Addition, an diese die Multiplikation und an diese die Potenzierung an. Rückwärtszählen, Substrahieren, Dividieren (Teilen und Messen), Radizieren und Logarithmieren bilden die inversen Operationen. Aus diesen Operationen erwächst alle Gestaltung des Zahlbegriffs. Die Arithmetik ist unter allen mathematischen Wissenschaften die unentbehrlichste, allgemeinste und grundlegendste. Pythagoras hat der Zahl sogar metaphysische Bedeutung zu geben versucht und in ihr das Wesen der Dinge gesehen. Doch geschah dies zu Unrecht. Denn die Zahl ist ein Begriffsgebilde, aber nicht das Ding an sich. — Vgl. H. Graßmann, Lehrbuch der Arithmetik. 1861. C. Michaëlis, Über Kants Zahlbegriff. Berlin 1884. Über Stuarts Mills Zahlbegriff. Berlin 1888. Dedekind, Was sind und was sollen Zahlen? Braunschweig 1888. 2. Aufl. Braunschweig 1893. v. Helmholtz, Zählen und Messen, erkenntnistheoretisch bearbeitet. 1887. (Wiss. Abhandl. Bd. 3, S. 356 ff.) Kronecker, Über den Zahlbegriff (Crelles Journal. Bd. 101). Tannery, Leçons d'arithmétique théorique et pratique. Paris 1894. Max Simon, Didaktik und Methodik des Rechnen-, Mathematik- und Physik-Unterrichts. München 1895. 2. Aufl. 1908. Methodik der elementaren Arithmetik. Leipzig 1906. H. Poincaré, Science et hypothèse, deutsch von F. und L. Lindemann. Leipzig 1904 (I. Zahl und Größe). G. F. Lipps, Mythenbildung und Erkenntnis. Leipzig und Berlin 1907. Bachmann, Grundlehren der neueren Zahlentheorie. Leipzig 1907. Sommer, Vorlesungen über Zahlentheorie. Leipzig 1907. A. Voss, Über das Wesen der Mathematik. Leipzig und Berlin 1908.

Zeit s. Raum, Ewigkeit, unendlich.

Zeitschwelle nennt die neuere Psychologie seit Czermak die kleinste objektive Zeit, die noch als Intervall zwischen zwei Eindrücken wahrnehmbar ist. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., Leipzig 1908, B. I, S. 559.

Zetetiker (gr. ζητητικοί v. ζητεῖν = forschen), Forscher, nannten sich vorzugsweise die Skeptiker. — Vgl. Aporetiker, Skepsis.

Digitized by Google

Zirbeldrüse (glans pinealis, glandula, conarium), einen ovalen, rötlichgrauen, weichen Körper von der Größe eines Kirschkerns, der auf dem vorderen Hügelpaar der Vierhügel im Gehirn ruht und der im Inneren den sogenannten Hirnsand enthält (vgl. acervulus cerebri), betrachtete Descartes (1596 bis 1650) als den Sitz der Seele, weil sie keines der paarigen Organe sei (Passions de l'âme I, 31). Die jetzige Forschung hat in der Zirbeldrüse ein rudimentäres Parietalauge der Wirbeltiere nachgewiesen. — Vgl. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 6. Aufl., B. I, Leipzig 1908, S. 169.

Zorn (mhd., ahd. zorn) heißt die zum stärksten Affekte gesteigerte Unlust über ein empfundenes Unrecht. Kant (1724 bis 1804) definiert Zorn als einen Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstand gegen das Übel schnell rege macht (Anthropol. § 73, S. 208). Der Zorn gehört zu den sthenischen Affekten (s. d.) und hat großen Einfluß auf das Leibesleben. Das arterielle Gefäßsystem wird im Zorne aufgeregt, der Puls wird hart, voll und groß, das Gesicht rot und aufgetrieben, die Stirn gerunzelt, die Augen treten hervor, der Körper gerät in heftige Bewegung, die Galle wird stärker abgesondert. Der Affekt des Zorns hat aber die Eigenart, sich selbst in Ansehung seines Zweckes zu schwächen. Sobald der Paroxysmus der Leidenschaft zu Ende ist, erfolgt Abspannung und für den Organismus stellen sich nachteilige Wirkungen ein, wie Gallenfieber, Entzündung der Leber, des Herzens, des Gehirns, Manie. Bekämpft wird der Zorn durch Einsicht, innere Disziplin des Gemütes und Selbstbeherrschung.

Zuchtwahl s. Selektion.

Zufall (gr. *αὐτόματον*, lat. casus, alea, franz. hazard, von arab. ássahar = Würfel) nennt man einerseits (objektiv) ein Ereignis, das durch keine Ursachen bedingt zu sein scheint, also das Nichtnotwendige, auch Andersseinkönnende, und andrerseits (subjektiv) das Unvorhergesehene, das Ungewollte. Der Begriff des Zufalls hat lange Zeit für objektiv gegolten und ist entweder gutgeheißen oder abgelehnt worden. Die religiöse sowie die naturwissenschaftliche Weltauffassung hat auf die Auffassung dieses Begriffes bestimmend eingewirkt. Die Anerkennung des objektiven Zufalls lag meist außerhalb der Wissenschaft und der Religion. Innerhalb derselben wurde der Begriff des objektiven Zufalls meist verworfen. Die

Digitized by Google

griechische Volksreligion z. B. schloß die Idee des Schicksals in sich ein und sah in allem, den Menschen betreffenden Geschehen eine unentfliehbare Notwendigkeit, leugnete also die Existenz des Zufalls ab. Der christliche Glaube setzte an die Stelle des Schicksals die Idee der Vorsehung und des göttlichen Waltens, die ebenfalls den Zufall ausschließt, aber die Wege Gottes für oft unbegreiflich erklärt. Auch die Naturwissenschaft, die das Kausalgesetz zum Grundgesetz gemacht hat, hat von Leukippos bis zur Gegenwart dem Zufall keinen Platz in der wirklichen Welt eingeräumt. Seit Kant (1724—1804) ist aber das Problem des Zufalls aus der Theologie und Naturwissenschaft in das Gebiet der Erkenntnistheorie gerückt. Der Begriff des Zufalls wird nun zu einem subjektiven, zu einer Art der menschlichen Betrachtung. Das Kausalitätsgesetz gilt nur von den Gegenständen möglicher Erfahrung, nicht von den Dingen an sich, der Begriff der Zufälligkeit scheidet damit aus der empirischen Betrachtung aus und rückt in das Gebiet transscendentaler Untersuchungen hinein. So erklärt auch Windelband (geb. 1848) den Zufall in allen Fällen für ein Prinzip unserer Betrachtung, nicht für ein Prinzip des Geschehens. „Er ist eine Anschauungsweise des Einzelnen, sofern er in irgend einer Weise vom Allgemeinen getrennt wird, und enthüllt sich immer als eine Täuschung, wo er auf das Allgemeine selbst als Realprinzip angewendet werden soll." In der Tat ist der Begriff des Zufalls als objektiver nicht zu halten. Tatsächlich ist alles Wirkliche durch Ursachen bedingt, obgleich das Gesetz der Kausalität nicht zu beweisen und der Begriff der Ursache nicht völlig zu rechtfertigen ist (vgl. Causalität, Ursache), sondern mehr als eine leitende Idee der Forschung, weniger als eine bewiesene Tatsache oder als ein Begriff a priori erscheint. Ein Kausalzusammenhang kann dagegen für uns unter Umständen dunkel und unbekannt oder auch unbeabsichtigt sein. Zufällig heißt danach dasjenige Ereignis, welches aus einem System von Ursachen entspringt, das nicht in der Macht des Wollenden oder der Kenntnis des Auffassenden liegt, z. B. eine Wirkung, die von uns weder beabsichtigt noch auch vorhergesehen ist. Schon Spinoza (1632 bis 1677) definiert: res aliqua nulla alia de causa contingens (zufällig) dicitur nisi respectu defectus nostrae cognitionis. Eth. Prop. 33, Schol. 1. Der Zufall, so aufgefaßt, spielt sowohl im Leben des einzelnen als auch in der Geschichte der Völker

Digitized by Google

seine Rolle. Den Begriff des Zufalls, den Aristoteles zuerst zu bestimmen versucht hat (Phys. II, 5), erkenntnistheoretisch zu bestimmen und von neuem zu einem metaphysischen Begriff umzuwandeln, dessen Konsequenz das Postulat des Glaubens und der Willensfreiheit ist, hat E. Boutroux versucht, doch ist seine erkenntnistheoretische Begründung des Begriffs des Zufalls mehr skeptisch als kritisch und seine Metaphysik weder umfassend noch überzeugend. — Vgl. Geschichte, Freiheit, Contingenz. — W. Windelband, Die Lehren vom Zufall. Berlin 1870. Cantor, Das Gesetz vom Zufall. Berlin 1870. Rümelin, Der Zufall im Recht. Freiburg 1896. Über Willensfreiheit. Tübingen 1904. 2. Aufl. 1905. E. Boutroux, De la contingence des lois de la nature. Paris 1874, 4. Aufl. 1904. De l'idée de loi naturelle. Paris 1895. Wundt, Logik. 3. Aufl., Leipzig 1906. B. I, S. 434—436. O. Boelitz, Die Lehre vom Zufall bei Emile Boutroux. Leipzig 1907. R. de Montessus, Leçons élémentaires sur le calcul des probabilités. Paris 1908. v. Peter, Das Problem des Zufalls in der griech. Philos. Berlin 1910.

Zurechnung (gr. *ἀνάθεσις*, lat. imputatio) besteht in einem Urteil, durch welches ausgesprochen wird, daß eine bestimmte Tat eine bestimmte Person zum Urheber habe. Die Zurechnung konstatiert also einen kausalen Zusammenhang und ist nur auf dem Boden des Determinismus (s. d.) möglich. Der Kausalnexus zwischen Urheber und Tat wird durch das bewußte Wollen hergestellt, das aus dem Ich hervorgeht. Bei der Abwägung, ob eine Tat jemandem zuzurechnen sei, hat man die vierfache Frage aufzuwerfen: Besteht ein kausaler Zusammenhang zwischen Tat und Täter (äußerliche Zurechnung)? Ist die Tat aus dem Wollen des betreffenden Menschen hervorgegangen (sittliche Zurechnung)? Ist das Wollen aus dem Bewußtsein desselben hervorgegangen (psychologische Zurechnung)? Verdient die Tat eine Strafe (strafrechtliche Zurechnung)? Die Bejahung der Fragen ergibt die Zurechenbarkeit der Tat und die Zurechnungsfähigkeit des Subjekts. Die Zurechnung hat verschiedene Stufen. Sie ist unmittelbar, wenn jemand eine Tat selbst getan hat (physische Urheberschaft), sie ist mittelbar, wenn er einen anderen dazu angestiftet hat (intellektuelle Urheberschaft). Sie ist vollständig oder unvollständig, je nachdem die Handlung die allein hinreichende Ursache des Erfolges war oder nicht. Dem-

Digitized by Google

gemäß bemißt sich auch die Schuld der Teilnehmer. Vor allem kommt es darauf an, wie weit der Mensch Einsicht und Vorsatz bei einer Tat hatte. Alles, was der Täter als direkte oder indirekte Folge seiner äußeren oder inneren Handlung voraussehen mußte, ist zurechenbar, was er nicht voraussehen konnte, ist unzurechenbar. Was er voraussehen konnte und nicht vorausgesehen hat, wird strafbar, wenn er es hätte voraussehen sollen. Die Zurechnungsfähigkeit hängt ab vom Kennen und Wollen, vom Wissen des Sollens und vom Begehren des Gewußten. Unzurechnungsfähig sind also Kinder, Wahnsinnige, Kranke, Taubstumme (z. B. betreffs des Eides), Hypnotisierte usw. Alles Gesagte gilt natürlich nicht nur für Taten, sondern auch für sträfliche Unterlassungen. Auf den Begriff der Zurechnung gründet sich der Begriff der Verantwortung und Verantwortlichkeit. Zurechnung ist die Voraussetzung der Verantwortung. Doch müssen zum Begriffe der Zurechnung die Merkmale treten, daß die in Frage stehende Handlung nicht mit bestehenden Forderungen übereinstimmt, und daß bei der Tat unerwartete Folgen eintreten, die nicht in der Absicht des Urhebers gelegen haben, um den Begriff der Verantwortung und Verantwortlichkeit zu ergeben. Auch muß der sich verantwortende Mensch die verletzten Forderungen als berechtigt anerkennen. Verantworten kann man sich also nur bezüglich solcher direkt oder indirekt zurechenbarer Handlungen (Willensakte, Erkenntnisakte), welche, von dem sich verantwortenden Subjekte freiwillig oder gezwungen als berechtigt anerkannt, Forderungen wirklich oder scheinbar zuwiderlaufen und zugleich wider die berechtigten Erwartungen eintreten. Und endlich setzt die Verantwortung einen Kläger voraus, dessen Vorwürfen entgegengetreten wird. — Vgl. J. Hoppe, Die Zurechnungsfähigkeit. 1877. G. Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen 1875. Neue Folge Freiburg 1881. Dritte Reihe. Freiburg 1894. M. Offner, Zurechnung und Verantwortung. Leipzig 1904. Willensfreiheit, Zurechnung und Verantwortung. Leipzig 1904. A. Forel, Über d. Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen. 6. Aufl. München 1904. v. Bar, Gesetz und Schuld im Strafrecht. Berlin 1907. Kurella, Die Grenzen der Zurechnungsfähigkeit. Halle 1905.

Zwangsvorstellung s. Wahnidee.

Zweck (gr. τέλος, lat. finis; im Deutschen bedeutet das mhd. zwec soviel als Nagel aus Holz oder Eisen, dann Nagel

Digitized by Google

im Mittelpunkt der Zielscheibe und schließlich Zielpunkt, Ziel) nennt man eine vorgestellte und begehrte Wirkung (vgl. Ursache). Der Begriff des Zweckes ist also aus dem Kausalitätsbegriffe abgeleitet, ist also nicht eine Kategorie des Denkens. Man unterscheidet Zwecksetzung und Zweckverwirklichung. Zur Zwecksetzung gehört zweierlei: a) die Vorstellung einer Wirkung, und der Wunsch oder der Gedanke, dieselbe aus dem Reiche der Idee in das der Wirklichkeit zu setzen, b) die Vorstellung und Begehrung der Ursache (Mittel), welche zur Verwirklichung führt. Zur Zweckverwirklichung gehört: a) die Auslösung einer Ursache (Mittel), b) der Eintritt einer Wirkung (verwirklichter [erreichter] Zweck). Der Zweckbegriff ist also nur unter Voraussetzung einer die Kausalitätsverhältnisse kennenden und ins Werk setzenden Intelligenz möglich. Der Zweck heißt Finalursache, Zweckursache (causa finalis), weil er die Ursache ist, daß man die Mittel und durch die Mittel die Wirkung wolle. Der Finalnexus ist die durch Mitwirkung des Denkens und Wollens vollzogene Erweiterung des Kausalnexus um ein Glied. In der objektiven Kausalreihe von zwei Gliedern ist die Ursache das erste, die Wirkung das zweite, in der subjektiven und objektiven Zweckreihe von drei Gliedern ist die Idee der Wirkung das erste, die wirkliche Herbeiführung der Ursache das zweite und die reale Wirkung erst das dritte. Zweck ist daher nach Kant (1724—1804) „der Begriff von einem Objekt, sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieses Objektes enthält“ (Kr. d. Urteilskraft, Einleitung S. XXVI), oder: „Zweck ist ein Gegenstand der freien Willkür, dessen Vorstellung diese zu einer Handlung bestimmt, wodurch jener hervorgebracht wird“ (Metaphys. d. Sitten. II. Teil, S. 11; vgl. S. 4). Wer also den Zweck begehrt, muß auch die Ursache, die, weil sie zwischen Zweck und Wirkung liegt, Mittel heißt, wollen (vgl. Kant, Grundleg. zur Metaph. d. Sitten: „Wer den Zweck will, will [sofern die Vernunft auf seine Handlungen entscheidenden Einfluß hat] auch das dazu unentbehrliche notwendige Mittel, das in seiner Gewalt ist“). Doch geht der Zweck der Auswahl der Mittel voran, und erst das Begehren des Zweckes verursacht das Begehren des Mittels. Dieses verursacht das begehrte Objekt. Dieses endlich verursacht die Empfindung der Befriedigung. Manches begehrt man freilich auch als Zweck, während man die Mittel nicht will. So lebt mancher Mensch,

Digitized by Google

obwohl er die Gesundheit liebt, so, daß er krank werden muß. Oft setzt sich auch andrerseits, was man nur als Mittel begehrte, als Zweck fest. Dies ist namentlich beim Gelderwerb der Fall. — Vgl. Teleologie, Mittel. — v. Hanstein, Über den Zweckbegriff der organischen Natur. Bonn 1880. Cossmann, Elemente der empirischen Teleologie. Stuttgart 1899. Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. v. Jhering, Der Zweck im Recht. 4. Aufl. Leipzig 1903. Pauly, Darwinismus und Lamarckismus. München 1905. R. Reinke, Der Zweckbegriff (Die Welt als Tat. Kap. 8). 4. Aufl. Berlin 1905. Wundt, Logik. 3. Aufl., Leipzig 1906. B. I, S. 619—638. W. Ernst, Der Zweckbegriff bei Kant und sein Verhältnis zu den Kategorien. Kantstudien 14. Berlin 1909. P. Menzer, Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte. Berlin 1911.

Zweckmäßigkeit s. Teleologie.

Zweifel (gr. *ἀπορία*, lat. dubitatio, ahd. zwîval, mhd. zwîvel) heißt derjenige psychische Zustand, in dem man durch einander entgegenstehende Gründe, Gefühle oder Motive an einem Urteile oder einer Entscheidung gehindert wird. Der Zweifel ist entweder mehr ein Zustand intellektueller, oder mehr ein Zustand affektioneller, oder mehr ein Zustand ethischer Art. Sein Gegenteil ist demgemäß entweder der Glaube und die Gewißheit, oder die Gemütsruhe und die Freiheit, oder die Entschlossenheit und das Vertrauen. Der Zweifel ist unbequem in der Praxis des Lebens und lähmt die Kräfte des Willens. Aber in der Wissenschaft und vollends in der Philosophie ist der Zweifel der Vater der Forschung. Nur wer die verschiedenen Möglichkeiten erkennt und dadurch in Verlegenheit gesetzt wird, sucht nach den maßgebenden Instanzen der Entscheidung. Daher empfahl schon Epicharmos (5. Jahrhundert) den Zweifel: *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν*, und auch Aristoteles (384—322) betrachtete ihn als Quelle der Weisheit und eröffnete jede Untersuchung mit „Aporien"; Descartes (1596—1650) empfiehlt dem Philosophen bei Beginn seiner Arbeit den methodologischen Zweifel an allem (Discours de la méthode. Leyden 1673). Verschieden von dem von ihm geforderten Zweifel am Anfange alles philosophischen Denkens ist der skeptische Zweifel, welcher das Endresultat der sich selbst aufgebenden Philosophie ist und auf das Streben nach Er-

Digitized by Google

kenntnis verzichtet. — Vgl. Skepsis, Wahrscheinlichkeit, Wahrheit, Glaube, Wille, Affekt, Aporie; cogito, ergo sum.

Zweites Gesicht s. Vision. — Vgl. Horst, Deuteroskopie. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1830. Carus, Vorlesungen über Psychologie. Leipzig 1831. Mayer, Die Sinnestäuschungen. Wien 1869. du Prel, Das zweite Gesicht. Breslau 1882. Zurbonsen, Das zweite Gesicht nach Wirklichkeit und Wesen. Köln 1908.

Zynismus s. Kynismus.

Digitized by Google

Zeittafel.

(Vgl. C. Stumpf und P. Menzer, Tafeln der Geschichte der Philosophie. 3. Aufl., Berlin 1910.)

Abälard 1079—1142.
Abbt 1738—66.
Abu Said ibn Abil-cheir um 820 n. Chr.
Achillinus (Achillini) 1463—1518.
Adrastos von Aphrodisias um 120 n. Chr.
Aegydius Romanus von Colonna 1247—1316.
Agricola 1442—1485.
Agrippa von Nettesheim 1486 bis 1535.
Ainesidemos 1. Jahrh. v. Chr.
Aischylos 525—456.
Albertus Magnus 1193—1280.
d'Alembert 1717—83.
Alexandros v. Aigai 1. Jh. n. Chr.
Alexandros von Aphrodisias 200 n. Chr.
Alexinos 4. Jh. v. Chr.
Ambrosius 340—397.
Ammonios Sakkas um 175—242.
Anaxagoras von Klazomenai 500 bis 428.
Anaximandros v. Miletos um 570 v. Chr., geb. 610/9.
Anaximenes um 530 v. Chr.
Ancillon 1767—1837.
Andronikos v. Rhodos um 70 v. Chr.
Anselm v. Canterbury 1033—1109.
Antiochos v. Askalon 1. Jh. v. Chr.
Antisthenes 444 bis um 370.
Aphthonios Anf. d. 4. Jh. n. Chr.
Apuleius 2. Jh. n. Chr.
Aquino s. Thomas.
Archimedes 287—212.
Aristarchos von Samos um 260 v. Chr.
Aristarchos von Samothrake um 170 v. Chr.
Aristippos um 435—355.
Aristobulos um 160 v. Chr.
Ariston um 275 v. Chr.
Aristophanes um 452—388.
Aristoteles 384—322.
Aristoxenos um 318 v. Chr.
Arkesilaos 316—241.
Arnobius † 327.
Arnoldus v. Villanova 1235—1312.
Aspasios um 120 n. Chr.
Athanasios 298—373.
Augustinus 354—430.
Autenrieth 1772—1835.
Avenarius 1843—96.
Averroës 1126—98.
Avicenna 980—1037.

Baader, von, 1765—1841.
Bacon, Roger um 1214—1292.
Bacon von Verulam 1561—1626.
Bahnsen 1830—81.
Bahrdt 1741—92.
Bain 1818—1903.
Bardili 1761—1808.
Basedow 1723—90.
Basilides 2. Jh. n. Chr.
Basilios, der Große um 330—379.
Bastiat 1801—50.
Batteux 1713—80.
Battista della Porta 1540—1615.
Baumgarten, Alexander 1714—62.
Bayle 1647—1705.
Beauvais s. Vincenz.
Bell 1774—1842.
Beneke 1798—1854.
Bentham 1748—1832.

Digitized by Google

Berkeley 1685—1753.
Bernhard v. Clairvaux 1091—1153.
Bessarion um 1400—72.
Bion um 300 v. Chr.
Blount 1659—93.
Blumenbach 1752—1840.
Bodin, Jean 1530—96.
Boerhave 1668—1738.
Boëthius c. 480—525.
Böhme, Jacob 1575—1624.
Bolingbroke 1698—1751.
Bonnet 1720—93.
Bopp 1791—1867.
Brentano, Franz geb. 1838.
Brisson 1723—1806.
Brown, John 1735—1788.
Brücke 1819—92.
Bruchmann, Kurt geb. 1851.
Bruno, Giordano 1548—1600.
Buch, von, 1774—1853.
Büchner 1824—99.
Buddha Mitte d. 6. Jh. bis 477.
Buffon 1707—88.
Bunyan 1628—72.
Burdach 1776—1847.
Buridan 1300—58.
Burke 1730—97.
Burnet 1643—1715.
Byron 1788—1824.

Cabanis 1757—1808.
Calvin 1509—64.
Campanella 1568—1639.
Campe 1746—1818.
Cardanus 1501—75.
Carey 1793—1879.
Carus 1789—1869.
Cartesius s. Descartes.
Cassiodorus geb. um 477 † zw. 562 und 580.
Cellarius, Christoph 1634—1707.
Celsus c. 100 n. Chr.
Cervantes 1547—1616.
Cesalpinus 1519—1603.
Charron 1541—1603.
Cheir s. Abu.
Cherbury 1581—1648.
Chrysippos 281/76—208/04.
Cicero 106—43.
Clarke 1675—1729.
Claudianus Mamertus † um 477.
Clausius 1822—88.
Clemens von Alexandreia † 220 n. Chr.
Collins, Anthony 1676—1729.
Comenius, Amos 1592—1670.
Comte 1798—1857.
Condillac 1715—80.
Copernikus 1473—1543.
Cousin 1792—1867.
Cudworth 1617—88.
Cues s. Nicolaus.
Cusanus s. Nicolaus.
Cuvier 1769—1832.
Czolbe 1819—73.

Dante 1265—1321.
Daries 1714—72.
Darwin 1809—82.
David v. Dinanto um 1200.
Demokritos um 460—370/371.
Descartes 1596—1650.
Destutt de Tracy 1754—1836.
Dickens 1812—70.
Diderot 1713—84.
Dikaiarchos um 320 v. Chr.
Dilthey geb. 1833.
Diodoros Kronos † 307 v. Chr.
Diodoros v. Tarsos † 394 n. Chr.
Diogenes von Apollonia 5. Jh. v. Chr.
Diogenes Laertios um 200 n. Chr.
Diogenes v. Sinope 404—323.
Döring geb. 1834.
Drobisch 1802—96.
Dubois-Reymond 1818—96.
Dühring geb. 1833.
Duns Scotus 1265 (od. 74)—1308.
Durandus † 1333.

Ebbinghaus 1850—1909.
Eberhard 1738—1809.
Eckhart 1260—1329.
Edelmann 1698—1767.
Edwards 1703—58.
Empedokles u. 490 (484)—430(424).
Empiricus s. Sextus.
Engel, J. J. 1741—1802.
Ennemoser 1787—1854.
Ennius 239—169.
Epiktetos 2. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr.

Digitized by Google

Epikuros 341—270.
Erasistratos um 280 v. Chr.
Erasmus 1467—1536.
Eratosthenes 275—194.
Erdmann, Joh. Ed. 1805—1892.
Erdmann, Benno geb. 1851.
Eriugena, Joh., oder Scotus Er. um 810—877.
Ernesti 1707—81.
Eschenburg 1743—1820.
Esquirol 1772—1840.
Euathlos 5. Jh. v. Chr.
Eubulides v. Miletos 4. Jh. v. Chr.
Eucken, Rud. geb. 1846.
Eudemos um 300 v. Chr.
Euhemeros um 300 v. Chr.
Eukleides v. Alexandreia um 300 v. Chr.
Eukleides v. Megara um 400 v. Chr.
Euler 1707—83.
Euripides um 485—406.

Fechner 1801—87.
Fénelon 1651—1715.
Fermat 1601—65.
Fichte, Joh. Gottl. 1762—1814.
Fichte, Imm. Herm. 1796—1879.
Ficinus, Marsilius 1433—99.
Fischart 1550—89.
Fischer, Kuno 1824—1907.
Fontenelle 1657—1757.
Fortlage 1806—81.
Francke 1663—1727.
Fresnel 1788—1827.
Fries 1773—1843.
Frohschammer 1821—93.

Gabirol c. 1020—1069(70).
Galenus 131—200.
Galilei 1564—1641.
Gall 1758—1828.
Garve 1742—98.
Gassendi 1592—1655.
Gaunilo 11. Jh. n. Chr.
Gemma Frisius 1508—1555.
Geoffroy s. Saint Hilaire.
Geulincx 1624—69.
Goethe 1749—1832.
Goklenius 1547—1628.
Gorgias v. Leontini um 483—375.
Göschel 1784—1862.
Gottsched 1700—66.
Graßmann 1809—1877.
Gregor v. Nazianz um 330—390.
Griesbach 1745—1812.
Grillparzer 1791—1872.
Grimm, Jacob 1785—1863.
Grotius, Hugo 1583—1645.

Haeckel geb. 1834.
Haller 1708—77.
Hamann 1730—83.
Hartley 1704—57.
Harnack, Adolf geb. 1851.
Hartmann, v., 1842—1906.
Harvey 1578—1658.
Hegel 1770—1831.
Hegesias 3. Jh. v. Chr.
Heinroth 1773—1843.
Helmholtz, v., 1821—94.
Helmont, van, 1577—1644.
Helvetius 1715—71.
Herakleides aus Pontos 4. Jahrh. v. Chr.
Herakleitos um 500 v. Chr.
Herbart 1776—1841.
Herbert v. Cherbury 1581—1648.
Herder 1744—1803.
Hering geb. 1834.
Heron um 200 v. Chr.
Herophilos von Alexandreia um 280 v. Chr.
Herschel, John 1792—1871.
Hesiodos um 700 v. Chr.
Hippel 1741—96.
Hippias aus Elis um 430 v. Chr.
Hippokrates 460—377.
Hippon aus Samos 5. Jh. v. Chr.
Hobbes 1588—1679.
Holbach 1723—89.
Home 1696—1782.
Homeros um 854 v. Chr. (?)
Horatius 65—8 v. Chr.
Hrabanus Maurus 776—856.
Hufeland 1762—1836.
Hugo 1764—1844.
Hugo v. St. Victor 1096—1141.
Humboldt, Wilh. v., 1767—1835.
Humboldt, Alex. v., 1769—1859.
Hume 1711—76.
Hutcheson 1694—1747.
Hutten, Ulr. v., 1488—1525.

Digitized by Google

Huxley 1825—95.
Hypatia † 415 n. Chr.

Ignatius v. Loyola 1491—1556.
Isidorus † 636.
Jacobi, Fr. Heinr. 1743—1819.
Jamblichos um 430 n. Chr.
James, W. 1842—1910.
Jean Paul (Friedr. Richter) 1763 bis 1825.
Jhering 1818—1892.
Johann XXI. identisch m. Petrus Hispanus † 1277.
Johannes Baptista Portas (Giambattista della Porta) 1540—1615.
Johann von Ruysbroek † 1381.
Johannes Salisberensis † 1180.
Jouffroy 1796—1842.
Joule 1818—1889.
Juvenalis 47 bis um 120.

Kant 1724—1804.
Karneades um 214 bis um 129.
Kelvin, Lord (Thomson, William) 1824—1907.
Kepler 1571—1630.
Kirchmann, v., 1802—84.
Kirchner 1848—1900.
Kleanthes um 331—250.
Klopstock 1724—1803.
Knutzen, Martin 1713—1751.
Konfuzius 551—479.
Kopernikus s. Copernikus.
Krafft-Ebing, v., 1840—1902.
Krantor um 320 v. Chr.
Krates aus Mallos 2. Jh. v. Chr.
Krates aus Theben um 330 v. Chr.
Kratippos um 50 v. Chr.
Krause, Fr. 1781—1832.
Kritolaos um 150 v. Chr.

Laas 1837—85.
La Bruyère 1645—96.
Laertios s. Diogenes.
Lamarck 1744—1829.
Lambert 1728—77.
Lamettrie 1709—51.
Lange 1828—75.
Laplace 1749—1827.
Laurentius s. Valla.
Lavoisier 1743—94.
Lazarus 1824—1903.
Lehmann, Rudolf geb. 1855.
Leibniz 1646—1716.
Leo XIII. 1810—1903.
Leonardo da Vinci 1452—1519.
Lessing 1729—81.
Leukippos 5. Jh. v. Chr.
Lewes 1817—78.
Liebig 1803—1873.
Lichtenberg 1742—1799.
Liebig 1803—73.
Linné 1707—78.
Lipps, Theodor geb. 1851.
Locke 1632—1704.
Lombardus s. Petrus.
Lombroso 1836—1909.
Lotze 1817—81.
Lucretius 98—55.
Lukianos 120 bis um 190.
Lullus, Raimundus 1235—1315.
Luria, Isaak 1534—72.

Mach geb. 1838.
Maimonides 1135—1204.
Malebranche 1638—1715.
Malthus 1766—1834.
Mandeville (Maundevil) 1670 bis 1733.
Manes 3. Jh. n. Chr.
Martianus Capella 5. Jh. n. Chr.
St. Martin 1743—1804.
Marx 1818—83.
Maximus v. Tyros 2. Jh. n. Chr.
Mayer, Robert 1814—1878.
Melanchthon 1497—1560.
Melissos v. Samos um 450 v. Chr.
Menandros 342—290.
Mendelssohn 1729—86.
Mesmer 1733—1815.
Michelet 1801—93.
Mill, James 1775—1836.
Mill, John Stuart 1806—73.
Mirandola, Pico von 1463—94.
Moleschott 1822—93.
Montaigne 1533—92.
Montesquieu 1689—1755.
Morelly 18. Jh.
Morus, Thomas 1480—1535.
Möser, Justus 1720—94.
Müller, Joh. 1801—58.

Digitized by Google

Müller, Max 1823—1900.
Muensterberg, Hugo, geb. 1863.

Nägeli 1817—91.
Nazianz s. Gregor.
Neander 1525—95.
Newton 1642—1727.
Nicolai 1733—1811.
Nicolaus Cusanus (aus Cues) 1401 bis 1464.
Nietzsche 1844—1900.
Nifo (Niphus) 1473—1546.
Nigidius Figulus 1. Jh. v. Chr.
Nikolaos von Damaskos 1. Jahrh. v. Chr.
Nikomachos von Gerasa 2. Jh. n. Chr.

Occam, Wilh. v., 1270—1347.
Oken 1779—1851.
Origenes 185—254.
Ostwald geb. 1853.

Panaitios um 180—110.
Paracelsus 1493—1541.
Parent, Antoine 1666—1716.
Parmenides 5. Jh. v. Chr.
Paul, Herm. geb. 1846.
Paulsen 1846—1908.
Pelagius Anf. des 5. Jh. n. Chr.
Pennaforti s. Raimundus.
Peschel 1826—75.
Pestalozzi 1746—1827.
Petrus Aureolus † 1321.
Petrus Hispanus (Johann XXI.) † 1277.
Petrus Lombardus † 1164.
Petrus Ramus 1515—72.
Pfleiderer 1839—1908.
Pherekydes um 550 v. Chr.
Philetas um 330 v. Chr.
Philippos von Opunt um 300 v. Chr.
Philolaos um 430 v. Chr.
Philon, der Megariker, um 300 v. Chr.
Philon v. Alexandreia (Judaeus) 20 v. bis 45 n. Chr.
Philon von Larissa † 80 v. Chr.
Pindaros 522 bis um 448.
Platner 1744—1818.
Platon 427—347.
Plethon, Georgios Gemistos um 1355—1452.
Plinius d. Ä. 23—79.
Plinius d. J. 62—114.
Plotinos 205—270.
Polemon um 300 v. Chr.
Polybios 210—127.
Pomponatius 1462—1530.
Pope 1688—1744.
Porphyrios 233 bis um 300.
Portas s. Johannes.
Poseidonios um 130—50.
Potamon 2. Jh. n. Chr.
Priestley 1733—1804.
Prodikos aus Keos um 430 v. Chr.
Proklos 410—485.
Protagoras aus Abdera 485—415 (481—411).
Proudhon 1809—65.
Psellos, Michael um 1050.
Ptolemaios 2. Jh. n. Chr.
Pufendorf 1632—94.
Pyrrhon aus Elis um 330 v. Chr.
Pythagoras 580 bis um 500.

Quesnay 1694—1774.
Quételet 1796—1874.
Quintilianus † um 100 n. Chr.

Rabelais 1495—1553.
Raimundus Lullus 1235—1315.
Raimundus v. Pennaforti † 1273.
Raimundus v. Sabunde um 1436.
Ramus s. Petrus.
Ratichius 1571—1635.
Ray, John 1627—1707.
Reichenbach 1788—1869.
Reid, Thomas 1710—1796.
Reimarus 1694—1768.
Reinhold 1758—1823.
Reinke geb. 1849.
Reuchlin 1455—1522.
Riehl geb. 1844.
Riemann 1826—66.
Ritter 1791—1869.
Rochow, v., 1734—1805.
Roscellin um 1100.

Digitized by Google

Rosenkranz 1805—79.
Rousseau 1712—78.
Ruysbroek, Joh. v., 1293—1381.

Sabellios um 200 n. Chr.
Saint Hilaire, Geoffroy 1772—1844.
Salzmann 1744—1811.
Sanchez, Franz 1562—1632.
Savigny 1779—1861.
Scaliger 1484—1558.
Schelling 1775—1854.
Schiller 1759—1805.
Schlegel, Aug. Wilh. 1767—1845.
Schlegel, Friedrich 1772—1829.
Schleiermacher 1768—1834.
Schopenhauer 1788—1860.
Schubert 1780—1860.
Schultz, Julius geb. 1862.
Schulze G. E. 1761—1833.
Schuppe geb. 1836.
Schwegler 1819—57.
Schwenckfeld 1490—1561.
Scotus Eriugena um 810—877.
Semler 1725—91.
Seneca † 65 n. Chr.
Sextus Empiricus 3. Jh. n. Chr.
Shaftesbury 1671—1713.
Shakespeare 1564—1616.
Shelley 1792—1822.
Sigwart, Christoph 1830—1904.
Simonides aus Keos 558—468.
Simplikios 6. Jh. n. Chr.
Smith, Adam 1723—90.
Solger 1780—1819.
Sokrates 469—399.
Sömmering 1755—1830.
Sophokles 497—406.
Spencer 1820—1903.
Speusippos um 395—334.
Spinoza 1632—77.
Spurzheim 1776—1832.
Stahl 1660—1734.
Staseas 1. Jh. v. Chr.
Steinthal 1823—99.
Stifel, Michael 1486—1567.
Stilpon 380—300.
Stirner 1806—56.
Stobaios um 450—500.
Strabon um 65 v. bis 22 n. Chr.
Straton um 270 v. Chr.
Strauß, Dav. Fr. 1808—74.
Stumpf geb. 1848.
Sturm 1507—89.
Suarez 1548—1617.
Suidas 2. Hälfte des 10. Jh. n. Chr.
Sulzer 1720—79.
Suso, Heinr. 1300—65.
Swedenborg 1688—1772.

Tauler 1290—1361.
Telesius 1508—88.
Terentius 185—159.
Tertullianus 160—222.
Tetens 1736—1807.
Thackeray 1811—63.
Thales v. Miletos um 600 v. Chr.
Theodoros um 200 v. Chr.
Theognis um 550 v. Chr.
Theophrastos um 372—287.
Thomas von Aquino 1225—74.
Thompson, Silvanus Philipps geb. 1851.
Tiedemann 1748—1803.
Timon von Phlius 325—235.
Tindal 1656—1733.
Toland 1670—1722.
Töllner 1724—1774.
Trendelenburg 1802—72.
Treviranus 1779—1864.
Trotzendorf 1490—1556.
Turgot 1727—1781.
Tyndall 1820—1893.

Ueberweg 1826—71.
Ulrici 1806—84.

Valentinus um 160 n. Chr.
Valla, Laurentius 1407—57.
Vanini 1586—1619.
Varro 116—28.
Vergilius 70—19 v. Chr.
Vico 1668—1743.
Villanova s. Arnoldus.
Vincenz von Beauvais † 1264.
Virchow 1821—1902.
Vischer, Friedrich Th. 1807—87.
Vogt 1817—95.
Volkmann 1822—77.
Voltaire 1694—1778.
de Vries geb. 1848.

Digitized by Google

Wagner, Rud. 1805—64.
Waitz, Th. 1821—64.
Wallace geb. 1822.
Weber, E. H. 1795—1878.
Weigel 1533—1588.
Weise 1642—1708.
Whewell 1794—1866.
Wieland 1733—1813.
Wilhelm von Champeaux † 1121.
Wilhelm v. Occam s. Occam.
Winckelmann 1717—68.
Windelband geb. 1848.
Wolf (Wolff), Christian 1679—1754.
Wolff, Caspar Friedrich 1735 bis 1794.
Wollaston 1659—1724.
Wundt geb. 1832.

Xenokrates aus Chalkedon 396 bis 314.
Xenophanes 6. Jh. v. Chr.
Xenophon um 434 bis um 353.

Young, Edward 1681—1765.
Young, Thomas 1773—1829.

Zeller 1814—1908.
Zenon aus Elea, geb. zw. 490 u. 485 v. Chr., blüht um 464/60.
Zenon aus Kittion (der Stoiker) um 350—258.
Ziller 1817—1882.
Zimmermann 1728—95.
Zöllner 1834—82.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google